Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Sechzehnter Band.

(Mit den Porträts von Feldmarschall Grafen von Moltke, Franz von Holtzendorff und M. Lazarus.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 16. Bandes.

Januar — Februar — März.

1881.

Band 16. — Heft 46.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Januar 1881.

Breslau,
S. Schottlaender.

Januar 1881.

Inhalt.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „**Nord und Süd**" bezügliche Sendungen sind an die **Redaction** nach **Berlin W.**, von der Heydtstrasse 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XVI. Band. — Januar 1881. — 46. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Feldmarschall Graf Moltke.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Der lahme Engel.

Novelle

von

Paul Heyse.

— München. —

Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts war die Provence voll von dem Ruhm einer eben so weisen als schönen Dame, der Vizgräfin Beatrix von Beziers, Schwester des Vizgrafen Ademar, der nach dem Tode seines älteren Bruders Roger die Herrschaft über die lachenden Fluren und stolzen Schlösser seines Gebietes angetreten hatte. Er selbst war seit Jahren verwittwet, hatte seine beiden jungen Söhne an den Hof des Königs von Frankreich gesandt, daß sie dort frühzeitig ritterliche Künste und höfische Sitte lernten, und lebte mit der unvermählt gebliebenen Schwester auf der Burg von Beziers, die einsam zwischen dunklen Wäldern und zerstreuten Gehöften auf einer geringen Anhöhe lag und von ihren höchsten Thurmzinnen nach Süden hinaus dem Blick bis ans Meer zu schweifen verstattete. Er war ein strenger, starrsinniger Herr, den man niemals lachen sah, außer über die Possen seines Narren, was er sich selber hernach so übel nahm, daß er an dem armen Wicht, den er doch eigens zu solchem Dienste fütterte, seinen Ingrimm oft mit Peitschenhieben ausließ. Gesang und Tanz erschollen niemals auf der Burg von Beziers, obwohl die Provence von höfischen Sängern und Spielleuten wimmelte, und selbst als der Vizgraf noch ein fast jugendlicher Herr war, mied er die Weiber und schien auch seine eigene Schwester nur mit heimlichem Unmuth neben sich zu dulden. Vor Jahren hatte er sie sehr geliebt und in Ehren gehalten, da sie ihm Hoffnung gab, mit einem Könige in nahe Blutsfreundschaft zu treten. Zwei Söhne mächtiger Fürsten hatten um die Hand der Siebzehnjährigen geworben, deren Schönheit, Sitte und heitere Klugheit weit über Frankreich hinaus gepriesen wurden: Heinrichs II. von England zweiter Sohn und der Erbe der Krone von Aragon. War es um der Nachbarschaft willen, oder weil der Sohn

Peters von Aragon dereinst die Krone tragen sollte, genug, diesem Letzteren war das schöne Grafenkind verlobt worden; sie hatten bereits Briefe und Bildnisse getauscht, da machte ein Unfall die stolzen Hoffnungen zu Schanden. Beatrix stürzte mit dem Pferde auf der Reiherjagd, eine schwere Verletzung, die von unwissenden Aerzten falsch behandelt wurde, warf das junge Fräulein auf ein langwieriges Krankenlager, und als sie endlich, in ihrem zwanzigsten Jahre, für genesen erklärt ihre Marterstatt verlassen durfte, war das eine ihrer Beine gegen das andere so beträchtlich verkürzt, daß sie nur mit Hülfe eines Stabes zu gehen vermochte und jede Anstrengung des versehrten Gliedes mit großen Schmerzen bezahlen mußte.

Eine andere Wunde, ihrem Stolze geschlagen, brauchte weit längere Zeit, um ganz zu vernarben. Aragon hatte an dem Gebrechen der jungen Braut, das einer künftigen Königin nicht wohl anzustehen schien, einen unholden Vorwand gesucht, das Verlöbniß, das aus Gründen der Staatsklugheit schon früher nicht mehr mit günstigen Augen betrachtet worden war, trotz des Widerstrebens von Seiten des Bräutigams zu lösen und ihr Bildniß zurückzuschicken. Daß nun der früher abgewiesene Werber, der Prinz von England, sich seiner alten Neigung erinnern und zu der nun ihrerseits Verschmähten sich zurückwenden würde, konnte Niemand erwarten. Gleichwohl geschah es. Aber die seltsame junge Dame, tief verletzt durch die Absage ihres spanischen Bräutigams, erklärte, sie wolle sich nicht auf Krücken in ein Königshaus eindrängen, noch von Mitleid und Großmuth annehmen, was sie der Liebe selbst zuerst geweigert habe; sie gedenke unvermählt zu bleiben und im Schatten, wie es einem krüppelhaften Weibe gezieme, zu sorgen, daß Niemand je ihrer spotten möge.

Diesen ihren festen Entschluß hatte der hochfahrende Bruder ihr nie verziehen, und nachdem sie selber längst die ihr zugefügte Kränkung verwunden hatte, saß der Wurm noch in seinem Herzen und vergiftete dasselbe gegen Diejenige, die mit ihm an Einer Mutterbrust gelegen hatte. Die Schwester aber, so schwer sie diesen unbrüderlichen Groll und Haß empfand, ließ es ihn nie entgelten, sondern zeigte ihm stets das gleiche helle und holdselige Gesicht, das sie auch nicht mit sonderlicher Mühe zu erheucheln brauchte. Denn als sie nur erst mit ihrem Gebrechen vertraut und, obwohl mit Schmerz und Noth zu Anfang, doch mehr und mehr wieder Herrin ihrer Bewegungen geworden war, sah sie ihr Loos gar nicht als ein so kümmerliches und beklagenswerthes an, sondern als eines, das nur dazu dienen sollte, die Stärke ihres Geistes und die Heiterkeit ihres Gemüths desto siegreicher zu bewähren.

Sie hatte in den Jahren, die sie auf dem Siechenlager zugebracht, es sich angelegen sein lassen, mit mancherlei Wissenschaften vertraut zu werden, von denen sonst ein hochgeborenes Fräulein zu jener Zeit so wenig zu erfahren pflegte, als heutzutage. Was nämlich die graduirten Aerzte an ihrem armen jungen Leibe verpfuscht hatten, war durch die Hülfe einer einfachen Bäuerin in etwas wieder vergütet worden, die mit allerlei ererbter Geheimweisheit zwar den Hauptschaden heilen, wohl aber die übelsten Folgen verhüten konnte. Da

sie nun alle Tage um die Genesende war und sie lieber gewann, als eine eigene Tochter, die der Himmel ihr versagt hatte, weihte sie nach und nach die kluge junge Dame, die eine lebhafte Lernbegierde bezeigte, in ihr ganzes heimliches Wissen ein, wies ihr die Kräuter, aus denen sie die erfrischenden Tränke und heilsamen Salben bereitete, lehrte sie, wie man Wunden verbinden und innere Gebrechen erkennen könne, und als Beatrix erst wieder aufgestanden und kräftig genug war, einen mäßigen Ritt zu unternehmen, sah man das wunderliche Paar, die schöne Vizgräfin und das Bauernmütterchen, manchen Tag in den nächsten Dörfern zusammen herumziehen, die Alte mit flinken Schritten neben der Reiterin, zu der sie beständig hinaufsprach, ihr etwa ein Heilkraut, das am Wege wuchs, zu zeigen, oder auf eine ihrer Fragen zu antworten.

Auf diese Weise besorgten sie gemeinsam die ziemlich ausgebreitete Landpraxis der Mutter Anduse, wie die weise Alte genannt war, bis Vizgraf Ademar, durch eine Spottrede, die ihm zu Ohren kam, aufgereizt, seiner Schwester dies vergnügliche Werk der Barmherzigkeit mit heftigen Worten untersagte. Seitdem blieb Beatrix zu Haus, ohne doch des Unterrichts der Alten gänzlich zu entbehren. Sie hatte sich nahe den Zimmern, die sie sonst bewohnte, in einem der Schloßthürme ein festes, stark ausgewölbtes Gemach zu ihrem Laboratorium eingerichtet, den Kamin zu einem Herde umgeschaffen, auf welchem sie nach den Recepten der Mutter Anduse die übelschmeckendsten aber heilkräftigsten Säftchen und Pillen bereitete, so daß sie mit der Zeit einen schönen Vorrath davon aufspeicherte. Wurde nun Jemand vom Gesinde oder in den Hütten der fröhnigen Leute krank, so wandte er sich an die junge Herrin um Hülfe, die sie auch bereitwillig spendete. Daß die Medizinen häufig nicht mehr ganz frisch und wohl gar schon vergohren und in Unheilsmittel verwandelt waren, schadete dem Erfolge nur selten. Das Siechthum schwand schon allein durch den Glauben an die tiefe Wissenschaft der vornehmen Aerztin, und die Knechte zumal würgten mit dem fröhlichsten Gesicht das heilloseste Zeug hinunter, nur um der Gunst theilhaftig zu werden, von so schönen weißen Händen und mit so gütigem Lächeln sich die zweifelhafte Wohlthat reichen zu lassen.

Mit der Zeit aber bemächtigte sich die Leidenschaft, menschliche Leiden zu kennen und zu bekämpfen, dergestalt des jungen einsamen Gemüthes, daß sie Alles in ihrem Leben nur auf dies Eine bezog, sich einen Lehrmeister kommen ließ, der sie Lateinisch lehren mußte, damit sie die Werke der alten Naturforscher und Heilkünstler verstehen könne, und selbst mit den berühmtesten Leuchten der Facultät zu Paris sich in einen Verkehr einließ, um über die Fortschritte der Wissenschaft stetig unterrichtet zu werden. Halbe Nächte lang saß sie über den Büchern oder hantierte mit Tiegeln und Kolben an ihrem Laborirherde, und die Landleute, die das Licht im Schloßthurm noch glimmen sahen, wenn sie selbst vorm ersten Thau wieder aufs Feld zogen, zeigten sich mit Ehrfurcht das Fenster, hinter welchem die Herrin wachte, und erzählten von den Wunderkuren, die ihr schon gelungen, und dem Lebenselixir, dem sie auf der Spur sei.

Es hätte wenig gefehlt, daß durch dies seltsame Treiben und etliche Fälle von Heilungen, über die man billig erstaunen konnte, Beatrix in den Verdacht eines Einverständnisses mit bösen Mächten gekommen wäre. Aber das Helle und Heitere ihres Wesens und daß sie stets zu Scherz und Lächeln aufgelegt und Kranken wie Gesunden als ein Bild sonniger Unschuld erschien, ließ den Verdacht einer Teufelsgemeinschaft nicht aufkommen, so daß man sie vielmehr allgemein nicht anders als „den lahmen Engel" nannte. Die Kirche besuchte sie fleißig, zumal aber unterhielt sie eine gute und eifrige Freundschaft mit den Nonnen eines Servitinnenklosters, das ziemlich hoch im Gebirge über Stadt und Schloß Beziers in tiefer Einsamkeit gelegen war, aber allerlei Bäche von Segen in die Niederung hinabströmen ließ, da die Schwestern einer menschenfreundlichen Regel unterthan waren und als Krankentrösterinnen, Pflegerinnen verwaister Kindlein und in anderen Werken der Nächstenliebe vielfach sich unter das niedere Volk mischten; da hatte Beatrix Gelegenheit, ihren Schatz an Kenntnissen durch treue und sorgliche Hände unter die Armen und Hülfsbedürftigen auszutheilen, indem sie Recepte zu neuen Heilmitteln angab oder bei Seuchen, die hin und wieder auftraten, die kräftigsten Medicamente, mit eigenen Händen bereitet, der Aebtissin überlieferte, von der sie selbst wie eine junge Heilige betrachtet wurde. Es war dies ebenfalls ein Fräulein aus edlem Hause, welches durch Verrath in der Liebe der Welt entfremdet und ihrem Seelenbräutigam zugeführt worden war. So begegneten sich die beiden trefflichen Damen auch in ihrer Stimmung gegen die Männerwelt, nur daß Beatrix es unter ihrer Würde fand, in die oft sehr bitteren Schmähungen der Frau Aebtissin einzustimmen, sondern sich mit einem kühlen Rümpfen der Oberlippe begnügte und nur etwa die Worte fallen ließ: die hoffärtigen Herren bildeten sich ein, man könne sie nicht entbehren; aber Religion und Wissenschaft seien ein besserer Zeitvertreib, als das einfältige Gelispel höfischer Gecken und eitler Selbstanbeter.

Dergleichen Reden wurden in dem Klostergärtchen hoch oben am Fels oder in der Zelle der Frau Aebtissin geführt, da diese das Haus nur äußerst selten verlassen durfte, Vizgräfin Beatrix dagegen, seit sie in ihrer unantastbaren Tugend das dreißigste Jahr überschritten hatte, sich der launischen Tyrannei ihres Bruders nicht mehr so demüthig unterwarf, sondern nach ihrem eigenen Kopfe handelte. Sie versagte sich's daher auch nicht mehr, zu ihren Kranken herumzureiten oder, so oft ihr die Lust kam, ihre geistliche Freundin im Kloster droben zu besuchen, die um mehrere Jahre älter war und schon zu kränkeln anfing. Nun freilich trippelte Altmutter Anduse nicht mehr neben ihrem Thier, da sie längst an einem ihrer eigenen Elixire, das sie in zu starker Dosis genommen, eines unsanften Todes verblichen war. Statt ihrer führte ein lang und hager aufgeschossener Knabe den Zügel des weißen Maulthieres, wenn es die steilen Felspfade zum Kloster hinaufging; und auch auf anderen Wegen, oft stundenweit ins Land hinein, da die Vizgräfin die gesammte ärztliche Clientel der Alten übernommen hatte, begleitete der halbwüchsige Stallmeister rüstigen Schrittes die hohe Frau, hatte

des Thieres Acht, so lange ihr Dienst bei einem Kranken sie verweilen ließ, mußte ihr hin und wieder von den Pflanzen bringen, die am Wege wuchsen, oder einem Lahmen oder Blinden, der bettelnd am Wege saß, das Almosen in die Hand stecken. Es sah artig aus, die hohe, schlanke Gestalt der schönen Aerztin in schmucker Gewandung — denn sie liebte helle Farben und golddurchwirkte Tücher und Schleier — auf ihrem muthigen, weißen Thiere daherkommen zu sehen, am Sattel allerlei Körbe voll Phiolen und Büchsen befestigt, die zu ihrem Berufe gehörten, neben ihr hinschreitend der schlanke junge Bursch in einfachem braunem Wams, ein schlichtes Hütchen mit einer kleinen Pfauenfeder nachlässig auf das krause schwarze Haar gedrückt. Uc Brunet war sein Name; den zweiten hatten ihm die Leute gegeben, da seine Haut, zumal in den frühen Knabenjahren, so dunkel war, wie die eines Mauren, so daß auch Viele glaubten, sein Vater, den Niemand gekannt, sei kein Christ gewesen. Als ein zehnjähriges Bübchen war er mit der Mutter, einem armen fahrenden Weibe, nach Schloß Beziers gekommen in zerlumptem Kleide, mit hungerdürren Wangen, und hatte den fremdartigen Gesang seiner navarresischen Mutter, die der Langue d'oc nur zur Noth mächtig war, auf einer kleinen schwarzen Geige begleitet, dabei aus seinen finsteren Knabenaugen nur scheue Blitze sprühend, wenn ein ungutes Wort an sein Ohr schlug. Dies armselige Duett im Burghofe sollte traurig enden. Ein Blutstrom war der Sängerin aus dem Munde gequollen, da sie eben die letzte Strophe ihres spanischen Liedchens beginnen wollte. Der junge Sohn hatte sie in seinen Armen aufgefangen und in einen Winkel neben die Hundehütte getragen. Alsbald war der „lahme Engel“, der von seinem Thurmfenster aus dem Gesang zugehört, unten um die bewußtlose Landfahrerin bemüht, aber die kräftigsten Tropfen und Balsame hatten Nichts vermocht; in derselben Nacht war das Weib verschieden, und nur ein jammervoller Blick ihres schon umdunkelten Auges nach dem verwais'ten Knaben hatte bei ihrer edlen Aerztin Fürbitte für ihn einlegen können.

Dies war geschehen, als Beatrix eben Dreißig geworden. Sie hatte es sofort bei ihrem Bruder erwirkt, daß der eltern- und heimathlose Fremdling im Hause behalten wurde. Ein alter Pferdeknecht fand Gefallen an ihm und nahm ihn in seine besondere Obhut, was Brunet, obwohl er in leidenschaftlichem Gram um die Mutter sich ziemlich fühllos gegen alles Andere zeigte und selbst seiner schönen Gönnerin eher abgeneigt, sich gleichwohl gefallen ließ, da er noch Kind genug war, mitten in seiner Trauer und Verwahrlosung sich der schönen Pferde im Stalle von Beziers zu erfreuen. Er blieb die ersten Monate so zurückgezogen, daß die meisten der Schloßbewohner sein Dasein völlig vergaßen, und selbst Beatrix, nachdem sie zuerst sich Mühe gegeben, das Kind seiner trotzigen Scheu zu entwöhnen, ihn endlich sich selbst überließ. Mit der Zeit wurde er gefügiger und begegnete seiner Wohlthäterin niemals, ohne daß er stehen blieb und sein Hütchen zog. Sie verweilte dann gewöhnlich ein paar Augenblicke bei dem dunkelwangigen

Wildling, fragte, wie es ihm ergehe, ob er irgend etwas zu klagen oder zu wünschen habe, und nahm mit seinen einsilbigen aber höflichen Antworten vorlieb. Nur die Frage, ob er sein Geigenspiel ganz verlernt habe, wiederholte sie nie wieder. Das erste Mal, da sie so gefragt, waren ihm die Thränen aus den Augen geschossen, obwohl er sich gewaltsam Mühe gab, seinen inneren Aufruhr zu bezwingen. Sie sah, wie schwer der Tod der Mutter noch auf ihm lastete. Halte dich brav, Ugonet, — denn so nannte sie ihn am liebsten — hatte sie ihm mit ihrem gütigsten Lächeln gesagt, indem sie ihm sacht mit ihrem Tüchlein über die nasse Wange fuhr. Du sollst nicht heimathlos bleiben, und so lang ich lebe, nicht verderben

Da hatte er ihre Hand mit sammt dem Tüchlein gehascht, sie an seinen Mund gezogen, ein paar verworrene Worte gestammelt und war mit glühendem Gesicht davongerannt, sich im dunkelsten Winkel des Marstalls zu verbergen.

Von diesem Tage an war Beatrix ihrem Schützling nie begegnet, ohne ein freundliches Wort an ihn zu richten; doch da sie beständig mit ihren hohen Wissenschaften, ihrem Briefwechsel mit gelehrten Doctoren und der Krankenpflege zu thun hatte, auch zur Lehrmeisterin eines wild aufgewachsenen Knaben nicht sonderliche Neigung und Gaben in sich verspürte, überließ sie ihn gänzlich jenem wackeren Knecht, der ihm beibrachte, was er selber verstand: waidmännische Künste und die Anfangsgründe in der Führung der Waffen, wozu Brunet so viel Begierde als Geschick zeigte. Nur daß es bei seinem stürmischen Blut nicht ohne allerlei Gefährde abging und er mehr als einmal sich bei tollen Ritten oder verwegenem Kampfspiel gegen Stärkere einen blutigen Kopf und scharfe Hieb- und Stichwunden holte. Mit diesen Denkzeichen aber und den trefflichen Pflastern, die sein Zuchtmeister daraufzudrücken pflegte, ließ er sich niemals vor seiner Gönnerin sehen, obwohl diese ihm weit lindere Heilsalben aufgelegt hätte, als der Knecht, der im Grunde nur Pferde zu behandeln verstand. Er schämte sich, da er sonst seinen scheuen Trotz und Ungestüm gegen Jedermann ausließ, vor ihr allein seiner Unbändigkeit und hätte geglaubt, ein strafendes Wort von ihr nicht überleben zu können.

Da er fünfzehn Jahre alt geworden war, begann noch eine andere Lehrzeit für ihn. Der Vizgraf hatte einen Narren, Olivier genannt, ein zwerghaftes Männchen nicht viel über drei Schuh hoch, mit einem kleinen, welken, greisenhaften Gesicht und einem dünnen Kinderstimmchen, schon über Vierzig alt, ein Geschenk des Grafen von Toulouse, dem dieser Mann nicht lustig genug gewesen war. Er hatte aber besseres Glück bei seinem neuen Herrn, dessen düsterer Sinnesart die bitteren, tiefsinnigen Späße dieses armen Freudlosen weit mehr einleuchteten, als die derben Possen seines Vorgängers. Olivier war der Einzige, der von dem Vizgrafen nie geschlagen wurde. Ein einziges Mal, da sich der Witz des Kleinen allzu dreist gegen den Herrn selbst gekehrt, hatte dieser die Hand aufgehoben mit einem knirschenden Fluch, sie aber gleich wieder sinken lassen, da sein Auge dem des Kleinen begegnete, aus welchem keine Furcht, nur eine seltsam traurige Verklärung ihm entgegenleuchtete. Und wie

der feste Blick des Menschen ein Raubthier bezähmt, so war der Jähzorn des Vizgrafen alsbald gebändigt worden.

Dieser Olivier nahm sich des verwilderten Schößlings an und wußte bald so sehr ihn an sich zu ziehen, daß er sich noch mehr, als zu Lambert, dem Stallmeister, zu diesem wunderlichen Mentor hielt und man die Beiden, sobald der Herr des Schlosses nicht anwesend war, oft halbe Tage lang beisammenhocken sah, Olivier erzählend, Brunet zuhörend, wobei der Knabe immer sorgte, daß sein Freund einen weichen, bequemen Sitz in der Sonne hatte, da er gebrechlich zu werden anfing und Husten und Gliederweh ihm zusetzten. In diesen langen Plauderstunden lehrte der Narr den jungen Stallburschen unter anderen guten Dingen auch Lesen und Schreiben und sogar ein wenig Latein, das er selbst als ein aufgeweckter Knabe früh von einem Pfarrer gelernt, der immer noch hoffte, durch sein Gebet ihm zu einem regelmäßigen Wuchs zu verhelfen und dann ein rechtes geistliches Rüstzeug aus ihm zu erziehen. Diese Hoffnung war fehlgeschlagen, ohne daß der Kleine sich darum betrübt hätte. Denn er hatte große Lust zu allen weltlichen Dingen, und als seine Mutter ihn tröstete, um seiner Kleinheit willen werde er jetzt an den Hof vornehmer Herren taugen, hatte er einen Freudensprung gethan. Wie wenig seine Träume sich erfüllt, las man auf seiner wehmüthig gespannten Stirne und in den früh ergrauten Härchen. Mehr als einmal sagte er seinem Zögling, daß er wenig so gute Stunden genossen, als wenn er mit ihm draußen auf dem grünen Wall am Schloßgraben unter dem Schlehenbusch sitzen und in sein Knabenherz all seine dunkle Weisheit ausschütten konnte. In einer dieser glücklichen Stunden berührte ihn ein sanfter Herzschlag. Brunet meinte nicht anders, als der Kleine sei eingenickt. Da er eine Stunde stille neben ihm gewartet hatte und das alte blasse Gesichtchen endlich einen ungewohnt spukhaften Ausdruck annahm, erschrak er heftig, rief und rüttelte eine Weile an dem stillen Mann und nahm endlich das Figürchen in die Arme, um es in den Schloßhof zu tragen. Aber selbst die Kunst und Weisheit der Vizgräfin Beatrix vermochte das entflohene Leben nicht mehr zurückzurufen.

Sein Nachfolger war leider in Allem sein Widerspiel, ein frecher höckriger Wicht von der ärgerlichsten Gemüthsart, neidisch und hämisch, aber mit so ausbündig bösen Possen ausgerüstet, daß er sich rasch in die Gunst seines Herrn noch sicherer einnistete und ihm viel unentbehrlicher wurde, als der tiefsinnige Olivier. Er gedachte es auch bei der schönen Schwester des Vizgrafen dahin zu bringen, daß sie sich ihm huldreich bezeige. Diese aber, obwohl sie gern lachte, ja oft das Sprichwort anführte: Lachen macht gutes Blut — von den Späßen dieses Buffone wendete sie sich mit unverhohlenem Verdrusse hinweg, während sie die schwermüthigen Scherze des kleinen Olivier mit ihrem lieblichsten Lächeln zu belohnen pflegte.

Guigo — so hieß der Schelm — empfand dies um so bitterer, da er ein heißblütiger Gesell war, trotz seines Narrenhabits Frauengunst vielfach genossen und beim ersten Blick auf die stolze Frau, die eben jetzt, obwohl

ihren Vierzig nicht mehr fern, im vollen Flor ihrer Schönheit stand, verwegene Wünsche in seiner mißbildeten Brust empfangen hatte. Er warf von Stund an einen bösen Haß auf sie und Alles, was zu ihr gehörte, und da er merken mußte, daß der schlanke schwarze Bursch, der im Stalle schlief, von dem „lahmen Engel“ freundlicher behandelt wurde, als er selbst, wurde er auch diesem spinnefeind und lauerte auf einen Anlaß, ihm einen Streich zu spielen.

Brunet beachtete ihn kaum. Daß er der Nachfolger seines geliebten Freundes und Lehrmeisters war, reichte allein schon hin, ihn von Guigo fern zu halten. Ihm war aber zu dieser Zeit überhaupt an alle dem, was um ihn vorging, wenig gelegen, denn ein neuer Sinn war ihm aufgegangen, so daß er blind und taub wurde für Alles, was sonst in seine Nähe kam.

Einer der benachbarten Barone hatte dem Herrn von Beziers einen Besuch gemacht, was sich selten ereignete, da, wie berichtet, Vizgraf Ademar ein Feind der Geselligkeit war und lieber den Vorwurf des Geizes sich gefallen ließ, als daß er zu den hergebrachten Zeiten seine Thore geöffnet und Gastereien veranstaltet hätte. Diesmal war ein politisches Zwiegespräch der Zweck der Begegnung, und der Gast kam, um sich seiner Macht und Stellung würdig darzustellen, mit seinem gesammten Hofstaat, darunter auch ein Sänger war, den er seit einiger Zeit auf seinem Schlosse beherbergte: ein damals nicht unberühmter Mann, dessen Name hier aber nichts zur Sache thut. Es hatte nicht fehlen können, daß der Troubadour für die Gastfreundschaft, die er in Beziers genoß, sich durch ein Gedicht dankbar erzeigte, das neben und vor anderem Köstlichen, was die Burg umschloß, die herrliche Frau in überschwänglichen Worten feierte, die männlichen Geist und tiefe Wissenschaft mit allem Zauber ihres Geschlechtes vereinige, also daß sie gleich dem Vogel Phönix in aller Welt nur dies eine Mal vorhanden sei. Dies war nach altem Brauch der höfischen Dichtung in vielen Strophen hin und her gewendet und im Grunde eine gar frostige Huldigung, zu der auch die Verherrlichte selbst nur um der höfischen Sitte willen eine huldvolle Miene machte, während ihr klarer Verstand ihr sagte, daß nicht viel dahinter sei. Sie war aber immerhin froh, daß der Herr Poet sich's nicht einfallen ließ, sich im Ernste in sie zu verlieben, da sie ungern sich genöthigt sah, eine Bewerbung dieser Art mit scharfer Kälte abzuweisen. Und so verlief Alles in bestem Behagen, und als der Besuch sich endlich wieder verabschiedet hatte, hinterließ er keine andere Spur, als eine Handfeste, die zwischen den beiden hohen Herren beschlossen, verbrieft und besiegelt worden war, und etliche Lücken in Speicher und Keller, die sich bald wieder füllten.

Nur in Einem Gemüth war ein Funke zurückgeblieben, der fortglimmte und nicht wieder erlöschen wollte. Unter dem Gesinde, das an den halboffenen Thüren des Speisesaals gelauscht hatte, als der Spielmann des fremden Troubadours jene Canzone sang und sie auf seiner schönverzierten Laute begleitete, hatte auch Brunet gestanden und in traumhaftem Entzücken Worte und Weise in sich aufgenommen. Daß man so stolze Ausdrücke kunstvoll zusammenfügen

und eine hohe Dame geradezu damit ansingen könne, schien ihm ein unbegreifliches Glück, um das er den Sänger innig beneidete. Kaum war er wieder allein, so versuchte er auf seine eigene Hand etwas Aehnliches und gerieth in tiefe Schwermuth, als es ihm nicht sogleich gelingen wollte. In einem alten Kasten unter werthlosem Geräth hatte er die kleine Geige verwahrt und seit Jahren sich gescheut, sie wieder anzurühren, als müsse der erste Ton das bleiche Gespenst seiner armen Mutter aus ihrem Grabe herauslocken. Jetzt aber, in fieberhafter Hast, riß er das unscheinbare Instrument ans Tageslicht, stimmte die Saiten und versuchte die lang vergessenen Griffe. Zu seinem eigenen Staunen klang es ihm lieblicher, als er gefürchtet, und die Todte blieb ruhig in ihrer Tiefe. Dafür aber schwebte, wie er den Saiten immer süßere und schmelzendere Weisen abgewann, ein lebendes Frauenbild zu seiner Qual und Wonne heran und stand unbeweglich ihm gegenüber, daß endlich auch das Band seiner Zunge zerriß und er in freien dichterischen Worten, nur viel heftiger und glühender als jener Hofpoet, sein Herz und Leben, Dank und Andacht, Bewunderung und scheue Bitte vor sie hinströmte.

Die Knechte und Mägde liefen bald herzu und ließen es an aufmunterndem Beifall nicht fehlen. Brunet aber runzelte die Stirn und warf, sobald er merkte, daß man ihm zuhörte, das Instrument auf sein dürftiges Lager, das in einer Kammer neben dem Stalle aufgeschlagen war. Auch widerstand er in den nächsten Tagen allen Versuchungen, wieder zu musiciren. Selbst als Beatrix, da er ihr in den Sattel half, lächelnd zu ihm sagte: Alte Liebe rostet nicht. Ich höre, Ugonet, daß du deine Musik wieder hervorgesucht hast. Du mußt mir einmal vorspielen, daß ich sehe, ob die alte Bernarda Recht hat, daß du es noch besser könnest, als der Spielmann aus Narbonne! — hatte er mit tiefem Erröthen, indem er sich am Zaumzeug zu schaffen machte, erwidert, er beschwöre seine Herrin, dies nicht von ihm zu begehren; er habe Alles verlernt, und die Leute im Hause trieben nur ihren Spott mit ihm und wollten, daß er auch vor der Herrschaft beschämt dastünde.

Beatrix war nicht weiter in ihn gedrungen. In derselben Nacht aber, da sie in ihrem Thurmzimmer über einem schwierigen Recept brütete und eben die Handschrift des Galenus unmuthig beiseite schob, hatte sie plötzlich einen süßen Saitenklang unten vom Wall herauf vernommen, eine schmachtende Weise, die nicht blos ihr Ohr umschmeichelte, sondern sich leise zu ihrem innersten Gemüthe stahl und dort ein wunderlich süßes Wogen und Wallen anstiftete, so daß sie von ihrem Tische aufstand und an das Fenster trat. Die Nacht funkelte mit tausend Sternen herein, die Welt schlief in der weiten Runde, nur die Stimme der Geige schwirrte ruhelos durch die Wipfel und schwang sich an der steilen Mauer herauf und in das einsame Gemach der hohen Frau. Es ist Ugonet, der spielt, sagte sie sinnend vor sich hin. In der That, es klingt, wie wenn der Frühling selbst zu singen anhöbe. Wer ihn dies nur gelehrt haben mag nach so langen Jahren?

Als sie am anderen Tage wieder mit ihm über Land zog, er zu Fuß neben ihrem Maulthier, sah sie ihn, der die Augen auf den Weg gesenkt hatte, prüfend von der Seite an, und er erschien ihr heut ein Anderer, als sonst. Auch in seiner knechtischen Kleidung trug er sich frei und mit kühnem Anstand, und sein Wuchs wäre vollkommen gewesen, nur daß er ein wenig zu hager war. Seine dunkle Haut hatte sich zu lichten angefangen, der schlanke Hals erschien sogar weiß, und auch die kleinen Hände waren bleich von Farbe. Noch zeigte sich wenig Flaum an Kinn und Oberlippe, desto dichter kraus'te sich das glänzende Haar um den feinen Kopf, und die Brauen zogen sich in einer geraden schwarzen Linie über die großen, trübsinnigen Augen hin. Seine Gönnerin sagte sich zum ersten Mal, daß ein schöneres Jugendbild nicht leicht zwischen dem Meer und der Garonne zu finden sein möchte, sicherlich aber keines, das an seiner eigenen Gestalt so wenig Freude zu haben schien. Es dauerte sie der arme landfremde Jüngling, den sein Irrstern zu ewiger Dienstbarkeit verdammt zu haben schien, da nicht viele der Edelgeborenen es an Gaben der Natur mit ihm aufgenommen hätten. — Die Bernarda hat doch Recht gehabt, sagte sie lächelnd von ihrem Sattel herab; die lange Ruhe ist deinem Geigenspiel gut bekommen; es ist, als hättest du seit der Knabenzeit Tag für Tag dich bei einem guten Meister geübt, so schön und stark führst du den Bogen.

Und nach einer Weile, da er nichts erwiderte und den Kopf tiefer auf die Brust senkte: Du solltest darauf denken, Ugonet, dich zu einem Troubadour zu verdingen und ihn auf seinen Fahrten zu begleiten. Da würdest du Ehre und reichen Lohn gewinnen und die ferne Welt sehen, was dir besser anstünde, als hier im Schatten zu verkommen und es nicht höher zu bringen als mit der Zeit zum Stallmeister oder Marschalk.

Der Jüngling schüttelte stumm den Kopf. Und da sie gerade an einem Hause angekommen waren, wo ein Kranker lag, den die Vizgräfin zu besuchen hatte, blieb es für diesmal bei diesen wenigen Worten. In der nächsten Nacht aber, als Beatrix nach der Abendtafel in ihr Laboratorium trat, um noch einige Heilmittel zu bereiten, deren sie für morgen bedurfte, trat ihr Fuß auf etwas Hartes, das am Boden lag. Sie bückte sich, es aufzuheben, und sah im Mondzwielicht, daß es der Bolzen einer Armbrust war, der durchs offene Fenster hereingeflogen sein mußte. Als sie das stumpfe Holz — denn die Spitze war sorgfältig abgebrochen worden — näher betrachtete, fand sie einen Streifen Pergament darumgewickelt, auf welchem einige Strophen standen. Sofort wußte sie mit der untrüglichen Ahnung eines Frauenherzens, wer diese wunderliche Post an sie abgesandt, zündete ihre dreiarmige Lampe an und saß am Herde nieder, das Blatt zu lesen.

Es war eine Canzone, in der Strophe gedichtet, die der fremde Troubadour zu seinem Liede gebraucht, und lautete so:

O wollet nicht, ich soll die Stätte fliehn,
Wo ich zuerst erfuhr, was Leben heißt!
Ein Fremdling, arm und glücklos und verwais't,
Laßt mich am Ort, wo mir die Sonn' erschien.
Müßt' ich von dannen ziehn,
Es wär' als bräche man ein Blatt vom Baum:
Die Winde jagen's hin am Wegessaum,
Und das noch eben prangte frisch und grün,
Ist vor dem Herbst verdorret und ergreis't.
O schickt mich nicht in fremde Dienstbarkeit!
Nur Einem Zwang gehorcht mein störrisch Blut,
Und was mein Arm in dieser Frohne thut,
Scheint mir wie Dienst, den Heiligen geweiht.
Ich weiß, wie weit, wie weit
Mein Loos von Der, die mir befiehlt, mich trennt;
Doch dulde sie's, wenn Stern an Stern entbrennt,
Daß nur von ferne sich, bescheiden=kühn,
Der Glühwurm ihrer Huld und Schöne freut.

Sie hatte die Verse noch nicht zu Ende gelesen, da fing unten am Wall die Geige wieder an zu klingen, und sie vernahm jene Melodie, die der Spielmann von Narbonne auf der Laute gegriffen hatte, nur um Vieles süßer und sehnsüchtiger. Da las sie die Strophen von Neuem und dann zum dritten Mal, bis der Geiger eine neue Weise anstimmte, zu der die Worte nicht mehr passen wollten. Es währte diese Nachtmusik über eine volle Stunde. Und immer saß die Lauscherin oben im Thurm unbeweglich und hatte das Blatt auf den Knieen und die Augen halb geschlossen, daß sie nur ein Stück von dem silbernen Mondhimmel draußen sah. Als das Spiel unten verstummte, that sie einen tiefen Seufzer und stand auf. Sie ging zu einem kleinen Spiegel, der an der Wand hing, und indem sie die Lampe voll über ihr Gesicht scheinen ließ, betrachtete sie sich eine ganze Weile und mußte endlich selbst über die bekümmerte Miene lachen, mit der ihr Bild sie anblickte. Er ist nicht recht gescheidt, sagte sie vor sich hin, und ich selbst noch unkluger als er. Das sind Kinderpossen, wie sie zu Zwanzig hin=gehen mögen; zu Vierzig sollte man sich lieber binden lassen, als mit solcher Tollheit frei herumgehen. Schäme dich, altes Kind! Thu noch deine Arbeit und dann lege dich nieder und schlaf alle klingende und singende Thorheit aus!

Dann trat sie an den Herd zurück und bereitete sorgsam Alles, was sie für ihre Kranken nöthig hatte, schlief auch diese Nacht ruhig und traumlos wie immer. Sie hatte sich vorgenommen, Ugonet davor zu warnen, daß er sich der Versmacherei nicht ergeben möge, die sie in den meisten Fällen für ein müßiges Spiel mit schönen Worten hielt, nur erfunden, sein eigenes Ge=müth zu fälschen und fremde, arglose Seelen zu betrügen. Als sie aber des Jünglings stille, traurige Miene sah, brachte sie's nicht übers Herz, ihm etwas zu untersagen, was ihm als ein Trost in seinem armen Dasein erscheinen mußte, und so war von den Versen und der Serenade zwischen ihnen nicht die Rede.

Auch nicht an den folgenden Tagen, obwohl die Geige pünktlich wieder

erklang und immer tiefer in die Nacht hinein die Vögel im Walde wach erhielt. In der vierten Nacht wurde das Spiel plötzlich unterbrochen. Die Lauscherin oben vernahm die heftige Stimme ihres Bruders, der sich das Wimmern und Winseln ein für alle Mal verbat. Als Beatrix ihre getreue Bernarda befragte, erfuhr sie, Guigo, der Narr, habe aus Eifersucht auf Brunet, der durch seine Musik das ganze Gesinde bezaubert habe, dem Herrn hinterbracht, daß der Stallbube allnächtlich vor den Fenstern der Vizgräfin die Geige spiele und man bereits darüber zu reden anfange. Beatrix antwortete mit einem Scherz und that, als sei es auch ihr fast unlieb gewesen, in ihrem nächtlichen Laboriren gestört zu werden. Sie hatte sich aber schon so sehr daran gewöhnt, durch die Geige in Schlaf gesungen zu werden, daß sie die nächste stumme Nacht hindurch sich ruhelos auf ihrem Lager wälzte und mit überwachten Augen aufstand.

Nun war für diesen Tag ein Ritt nach dem Kloster hinauf beschlossen gewesen, da die Aebtissin nach der Burg hinunter Botschaft gesendet, sie fühle sich mehr als sonst unpaß und wünsche sehr, ihre ärztliche Freundin zu Rathe zu ziehen. Also wurde das Maulthier gesattelt, Brunet befestigte die Wanderapotheke an den Sattelknauf und half der Herrin in den Bügel. Sie war Willens gewesen, sich für diesmal einen anderen Begleiter zu nehmen, da sie besorgte, es möchte über den nächtlichen Vorfall zu Erörterungen kommen, die dem heftigen Knaben vielleicht Worte entrissen, wie sie sie nicht zu hören wünschte. Als sie aber sah, daß er ein ganz verfärbtes Gesicht und geröthete Augen hatte, konnte sie sich nicht entschließen, ihm eine neue Kränkung zuzufügen, gab ihrem Thier einen Schlag mit der Hand auf den rauhen Hals und trabte munter den Berg hinan, so daß Brunet sie erst einholen konnte, als die Steile des Pfades ihren Schritt mäßigte.

Nun hatte sie sich inzwischen bedacht, als eine kluge und muthige Frau, wie sie war, den Stier lieber gleich bei den Hörnern zu fassen, fing deshalb an, in scherzendem Tone von der unterbrochenen Nachtmusik zu reden und daß es auch ihr leid drum sei, vielleicht aber doch zu seinem Besten gereichen werde. Denn er verwöhne und verzärtele sich mehr und mehr durch die Uebung dieser müßigen Künste, die ihm endlich jedes mannhafte Thun verleiden würden. Sie denke nicht gering von der fröhlichen Kunst der Poesie. Es habe zu allen Zeiten große und erlauchte Dichter gegeben, die einen gerechten Ruhm geerntet und noch lange nach ihrem Tode wie Sternbilder den späteren Geschlechtern geleuchtet hätten. So werde jetzt auch in der Provence der Name manches Troubadours gleich dem eines mächtigen Fürsten oder siegreichen Kriegshelden mit hohen Ehren genannt, und sie selbst würde nicht minder gern, als einen der weisen Meister, die von den Geheimnissen der Natur geschrieben, einen Dichter wie Bertran von Born, oder Bernhard von Ventadour oder Arnaut Daniel von Angesicht kennen lernen. Diese aber seien zu ihrem Ruhm nicht ohne Mühe und eifriges Nachdenken über die Kunst gelangt, wie denn nichts Vortreffliches nur so im Fluge zu erreichen

sei, etwa gleich einem Vogel, den ein guter Schütz mit seinem Pfeil aus den Wolken hole. Wie nun er, Ugonet, zu solcher Höhe der Kunstübung gelangen wolle, im Stall bei seinen Pferden, ohne Bücher oder Lehrmeister? Dagegen wenn er sich in der Führung der Waffen eifriger ausbilde, er bald einen tüchtigen Kriegsmann aus sich machen und wohl hoffen könne, trotz seiner geringen Herkunft dereinst noch einmal sich zu ritterlichen Ehren aufzuschwingen. Das gezieme ihm besser, als ein poetischer Stümper zu bleiben, was unfehlbar geschehen werde, da er es ja verschmähe, fortzugehen und sich bei einem ordentlichen Dichter in die Schule zu begeben.

Hierbei erröthete sie ein wenig, da sie, ohne es zu wollen, bei dem verfänglichen Punkt jenes ersten Gedichtes angelangt war. Er machte es ihr aber durch sein demüthiges Schweigen leicht, wieder davon abzulenken, und so konnte sie noch eine Zeit lang ihr Ermahnen fortsetzen, wobei sie sich redliche Mühe gab, ihm recht als eine weltweise, mütterliche Vorsehung zu erscheinen, die seit undenklicher Zeit über alle jugendlichen Anwandlungen hinaus sei. Versprich es mir, Ugonet, sagte sie schließlich, daß du diese Kindereien abthun und einen tapferen Mann aus dir machen willst. Im Frühling blühen alle Bäume; aber nur diejenigen werden von den Menschen geschätzt und gepflegt, die Frucht tragen. Die anderen läßt man eine Weile wachsen und haut sie dann um, daß sie wenigstens Brennholz geben.

Er murmelte tief erglühend etwas vor sich hin, das sie für eine Zustimmung nahm. Dann sprachen sie auf dem übrigen Wege nichts mehr hierüber.

Der Tag war sonnig und der Weg steil. Als sie dann beim Kloster ankamen, lief ihnen der Meier oder Klostervogt entgegen, der in einem Häuschen einen Bogenschuß von den geistlichen Mauern entfernt, mit seinem Weibe wohnte. Er half der Herrin aus dem Sattel, führte sie selbst an die Klosterpforte, wo sie alsbald mit ehrerbietiger Freude von der Schwester Pförtnerin bewillkommt wurde, und band das Maulthier, nachdem er es des schweren Sattels und seiner übrigen Last entledigt hatte, an einen Pfahl mitten auf einer grünen, schattigen Aue, wo die würzigsten Bergkräuter wuchsen und auch die Klostereselin weidete, die zuweilen gewürdigt wurde, die Frau Aebtissin oder eine der Nonnen auf ihrem geduldigen Rücken zu Thale zu tragen. Dann zog er Brunet, an dem er von jeher großes Gefallen gefunden, zu einem ländlichen Mahl unter sein bescheidenes Dach, wunderte sich auch kaum, daß der Jüngling heute noch einsilbiger und versonnener schien, als gewöhnlich, da er schon wußte, daß seine muntere alte Frau und sein feuriger junger Wein mit der Zeit es dahin zu bringen pflegten, den scheuen Gast ein wenig aufzuthauen.

So geschah es auch heut, und sie saßen über die heißen Tagesstunden einträchtig beisammen, der Meier von Hispanien erzählend, wo er in jungen Jahren als Knappe eines Ritters sich manchen Wind hatte um die Nase wehen lassen, Brunet begierig horchend, da er jenes Land als seine eigentliche Heimath betrachtete. Darüber hatten sie es nicht Acht, daß die Sonne sich neigte, bis die Pförtnerin gelaufen kam und die Nachricht brachte, die Viz-

gräfin wolle unverzüglich den Heimweg antreten. Brunet sprang auf, das Maulthier wieder zu satteln und aufzuzäumen. Wie er aber auf die Halde hinaustrat, war weder dort, noch so weit die Blicke reichen mochten, von dem sonst so geduldig harrenden Thier auch nur der Schatten zu erspähen. Er rief und lockte und stieg auf den nächsten Abhängen und umbuschten Klippen herum. Da aber auch die Klostereselin verschwunden war und auf das Pfeifen des Meiers sich nicht wieder einstellte, war es klar, daß das herrschaftliche an gutem Futter nicht darbende Thier Gefallen an der schlichten geistlichen Blutsverwandtin gefunden, im Uebermuth seiner zärtlichen Neigung die Halfter zerrissen und sich der arglos Weidenden genähert habe. Diese, an dergleichen höfische Zudringlichkeiten nicht gewöhnt, mochte das Weite gesucht und von dem stürmischen Bewerber bedrängt in die hohen Fichtenwälder hinaufgeklettert sein, die das Klostergebiet im Winter gegen Lawinensturz schirmten.

Noch standen die Beiden rathlos, und Brunet wollte vergehen vor Grimm und Unmuth, daß er seines Dienstes nicht besser geachtet habe, als die Klosterpforte sich öffnete und Beatrix, von der sämmtlichen frommen Schaar geleitet, auf die abendlich kühle Aue hinaustrat. Gesenkten Hauptes näherte sich ihr der Jüngling und berichtete, wie die Sache stand. Es könne ein Stündlein darüber vergehn, fügte der Meier hinzu, bis man der Flüchtlinge wieder habhaft geworden, da die Spuren im Kreise liefen und der Berg voller Schluchten sei. Beatrix lächelte, während sie die wunderliche Mähr vernahm. Sie wollte aber nichts davon hören, wieder ins Refectorium zurückzukehren, um dort zu harren, bis der Entführer eingefangen sei. Die Luft ist lieblich, sagte sie, und ich denke, ich kann es wagen, den Heimweg zu Fuß anzutreten. Dieser mein Freund — und sie erhob den Stock von Ebenholz mit silberner Krücke, auf den sie sich im Gehen zu stützen pflegte, — ist zwar so steile Pfade nicht gewöhnt. Aber Brunet wird ihm zu Hilfe kommen und mir seinen Arm leihen, und wenn Meister Elias — so hieß der Klostervogt — so gut sein will, meinem leichtfertigen Zelter nachzuspüren, holt er uns vielleicht noch auf halbem Wege ein. Wer hätte dem frommen Thier, das längst aller Weltlust abgesagt zu haben schien, ein so unschickliches Betragen zugetraut?

Sie umarmte ihre geistliche Freundin, küßte sie auf beide Wangen und ließ es dann mit Widerstreben geschehen, daß die Nönnchen sämmtlich der Reihe nach ihr die Hände küßten. Dann winkte sie dem Jüngling, ihm ein freundliches Wort zum Troste sagend, und verließ ohne Weiteres, die linke Hand auf seinen Arm gestützt, mit der Rechten den Stock regierend, ungleichen aber raschen Schrittes das Klostergebiet, von dem der Weg sich alsbald durch niederes Gestrüpp über unregelmäßig hingestreute Felsen ziemlich jäh in die Tiefe wand.

Sie war sichtlich in heiterster Laune; der starke Würzwein, der im Kloster bereitet wurde, und von dem sie gegen ihre mäßige Gewohnheit ein volles Kelchglas geleert, die Hülfe, die sie ihrer Freundin gebracht, der Glanz, von dem der pfirsichfarbene Abendhimmel erzitterte, dazu das ungewohnte Gefühl, sich einmal auf ihre eigenen Glieder zu verlassen, all das machte

sie lustig und schier übermüthig, daß ihr zu Muthe ward, wie in ihren früheren Mädchentagen, ehe sie noch ihr leidiges Gebrechen von wilden Sprüngen zurückhielt. Sie scherzte mit Brunet, daß er wohl zu tief der Frau Klostervögtin in die Augen gesehen und darüber versäumt habe, von Zeit zu Zeit einen Blick auf das weidende Pärchen draußen zu werfen. Dazwischen wurde sie wieder ernsthaft, blieb aufseufzend stehn, und indem sie ihr Tüchlein hervorzog, sich die feuchte Stirn zu trocknen, klagte sie: Wenn du wüßtest, Uc, wie ich den Lemosi beneide! (so hieß der Maulesel, der aus Limoges stammte.) Er ist auch nicht der Jüngste mehr, aber da er kein Krüppel ist, kann er über Berg und Thal seiner thörichten Laune nachrennen, so weit es ihm beliebt. Ich dagegen — nun, ich bin zwar weise und vor so üppigen Anwandlungen geschützt durch meine ernsten Studien; aber verdienstlich wäre es erst, nicht mehr zum Tanze zu gehen, wenn ich leichtfüßiger wäre. Nun humple ich meinen schmalen Tugendweg auf und ab im Schweiße meines Angesichts, als ob ich mit am Sündenfalle schuld wäre. Hast Du den Reiher noch im Sinn, Ugonet, der auf dem Hofe war, da du kamst? Er hatte ein zerschossenes Bein und wurde aus Barmherzigkeit vom Thorwart gefüttert, der ein großer Beizjäger war. Wie oft, wenn ich ihn so auf dem gesunden Beine stehen sah, den Stumpf des andern an den Leib gezogen, mußte ich lachen: Du treibst es nicht viel anders, als ich, armer Bursch. Wer dich so sieht, möchte dich für einen ganz schmucken Vogel halten. Wir aber wissen, wie Krüppeln zu Muth ist.

Sprecht nicht so, Herrin! brach es von den Lippen des Jünglings. Bei San Joan, wen ich so von Euch reden hörte, ich würde ihn eilig stumm machen. Wenn Ihr nun selbst so schlimme Worte über Euch braucht, über Euch, die Ihr immer vor mir steht, wie ein Wesen aus anderer Welt —

Still, Herr Poet! lachte sie wieder und gab ihm mit der Linken einen kleinen Schlag auf den Arm. Ihr seid ein Träumer und Kindskopf und habt von der Welt nicht viel gesehen, und freilich, mit den Pergamentgesichtern droben im Kloster und den Mägden in Beziers kann es der lahme Engel immerhin noch aufnehmen. Wenn du mich aber gekannt hättest, wie ich aussah, als du eben zur Welt gekommen, — ha, ich will dir doch das Bildniß zeigen, das damals ein welscher Maler von mir gefertigt und das ich meinem Herrn Verlobten nach Aragon geschickt. Der kluge Prinz hat es mir hernach mit höflichem Dank wieder zustellen lassen. Er hatte sich eilig satt daran gesehen. Dir aber wird es zeigen, daß du ein Narr und Phantast bist, wenn du noch zwanzig Jahre später das Urbild, das inzwischen nicht so wohl aufgehoben und in Gold gefaßt war, für ein Weltwunder hältst.

Brunet erwiderte nichts. Die Nähe der geliebten Gestalt, deren Brust er an seiner Schulter fühlte und deren lebhafter Hauch seine Wange umspielte, machte ihm das Herz erglühen und den Kopf schwindeln, daß er alle Mühe hatte, den Weg immer im Auge zu behalten und die unsicheren Schritte der Herrin auf die bequemste Spur zu lenken. Auch sie war wieder

still geworden, vielleicht in Jugenderinnerungen versunken. So hatten sie vom steilen Wege etwa die Hälfte zurückgelegt, da erlahmte die Kraft der mühsam Schreitenden vollends; sie blieb mit einem ängstlichen Blick nach der Höhe zurück stehen und sagte: Er holt uns nicht mehr ein, fürcht' ich, und mit meinem eignen Gehwerk bring' ich es nicht mehr weit. Was mein Herr Bruder für ein Gesicht machen würde, wenn ich über Nacht ausbliebe! Sonst hätt' ich nicht übel Lust, dort im Busch unter dem wilden Thymian bis an den Morgen zu schlafen, und die Sterne würden mich so gut bewachen wie der Baldachin über meinem Bett. Inzwischen, da es nicht sein darf, will ich dort ein paar Augenblicke rasten, bis der arme Schelm, mein linker Fuß, sich von seinem Erstaunen erholt hat, daß man ihm so saure Arbeit zumuthen konnte. Du aber lauf ein paar Schritte zurück und spähe, ob von dem ungetreuen Knecht, dem Limosiner, noch immer nichts zu sehen ist.

Sie ließ seinen Arm los und wankte, bloß auf ihren Stab gestützt, nach einem kleinen buschigen Platz nah am Wege, wo über niedrigem Haselgesträuch ein paar hohe Edelkastanien ihren Wipfel breiteten und ein Quell ringsum starkduftende Kräuter zu üppiger Blüte brachte. Nicht weit von seinem Murmeln sank sie in das hohe Gras mit einem unterdrückten Stöhnen. Sie sah den raschen Jüngling den Pfad wieder hinaufsteigen und hörte ihn rufen. Da zog sie verstohlen Schuh und Strumpf von ihrem übermüdeten Fuß und goß aus einem Fläschchen, das sie immer mit sich führte, ein paar Tropfen eines stärkenden Balsams auf das zarte Glied, rieb es mit der Hand und kühlte es in dem frischen Grase. Dies vollbracht, fühlte sie eine große Erquickung und streckte sich nun behaglich auf dem sanftgeneigten Abhang aus, beide Arme unter dem Kopf verschränkend, da es an einem anderen Kissen gebrach. Ihr däuchte aber, sie habe nie weicher und wohliger geruht, die Luft war lau und frisch zugleich, keine Mücken belästigten sie, nur ein paar schöne seltene Falter gaukelten über der Quelle einander nach, und wie sie mit den Augen ihren schwankenden Flug eine Weile verfolgt und dabei dem eintönigen Liedchen des Baches gelauscht hatte, fielen ihr die Wimpern zu, und sie versank in einen süßen erquicklichen Schlaf.

Allerlei Träume schwirrten an ihrer Seele vorüber, lustige und schwermüthige. Den lahmen Reiher sah sie, der, ein Wickelkind auf dem Rücken, zu ihr hingehüpft kam und, nachdem er ihr seine Last in den Schooß geworfen, seine Flügel ausspreitete und mit einem scharfen Geschrei, das wie ein Hohngelächter klang, davonflog. Als sie das Kind dann näher betrachtete, das sie erst für einen kleinen Neger hielt, wurde das Gesichtchen mit jeder Minute heller, bis sie deutlich die Züge Brunets erkannte. Der Kleine tastete mit den Händchen nach ihrem Gesicht und ihrer Brust, daß sie Mühe hatte, sich seiner Unart zu erwehren, und ihn von ihrem Schooße weghob und auf die flache Erde legte. Da fing er plötzlich an, die ersten Verse jener Canzone zu singen, die sie wohl im Gedächtniß behalten hatte, und schon wollte sie, von seiner klagenden Stimme gerührt, ihn wieder auf ihren Arm nehmen, als

die Aebtissin dazwischen trat und eine ihrer beliebten Standreden gegen das falsche und wankelmüthige Geschlecht der Männer anhob. Zugleich reichte sie ihr einen goldenen Becher, daraus sollte sie ewiges Vergessen trinken, und was der tollen Phantasieen mehr waren, die ihr schlummernder Geist ausbrütete. Wie lange dies Spiel währte, wußte sie nicht, nur daß zuletzt ein halbwaches Gefühl der Unruhe sich ihrer bemächtigte, es möchte wohl Zeit sein, wieder aufzubrechen, daß die Nacht sie nicht überrasche. Nur ihr Kopf aber ermunterte sich ein wenig, ihre Glieder waren noch wie gebannt. Mit großer Anstrengung konnte sie langsam die Augenlider aufschlagen; da sah sie in der Dämmerung, die sie umgab, zwei andere Augen dicht über den ihren, die sie schon eine Weile angestarrt zu haben schienen: dunkle, ernsthafte junge Augen, aus denen eine helle Flamme hervorzubrechen schien. Daß es Brunets Augen waren, wußte sie sofort. Ob es aber ein Traum sei, daß er neben ihr im Grase kniete und in einer Art Verzückung sie betrachtete, oder ob es in Wahrheit sich so verhielt, mühte sie sich umsonst zu unterscheiden. Und da die Augen sich ganz still verhielten und auch sonst kein Laut sich hören ließ, überwältigte sie noch einmal der Schlummer, und die Lippen zu einem fast schalkhaften Lächeln öffnend, drückte sie die Augen wieder zu, wie um zu erproben, ob das Gesicht über ihr nun schwinden würde. Da fühlte sie plötzlich einen warmen Mund auf dem ihren, zwei weiche jugendliche Lippen, die schüchtern und doch mit sehnsüchtiger Inbrunst auf den ihren ruhten, daß eine süße Wärme ihr ganzes Wesen durchströmte und sie einen Augenblick meinte, ihr Herz müsse still stehen vor nie gekannter Wonne. Sie wollte etwas sagen, eine Frage thun, ein Scheltwort aussprechen; aber der Zauber war zu stark, als daß ihr Geist zwischen Träumen und Wachen ihn hätte brechen mögen. So ergab sie sich mit festgeschlossenen Augen in diesen süßen Zwang und hütete sich, wissen zu wollen, wie es damit zugegangen. Nur ein Seufzer, der sich aus ihrer athmenden Brust befreite, sprach von der Furcht, daß dies Glück zu groß sein möchte, um ihr lange vergönnt zu werden. Und in der That riß plötzlich der Traum entzwei, eine laute Stimme, die ihren Namen rief und den Abhang hernieder sich näherte, weckte sie gewaltsam auf, sie stieß das Antlitz, das sich zu ihrem herabgesenkt, jählings mit abwehrenden Händen von sich und fuhr in die Höhe. Auch der Jüngling war hastig aufgesprungen und von ihr weggestürzt, dem Ausgang des Gebüsches zu. Da sah man den Rufenden eben herankommen, den Vogt Elias, der das eingefangene Maulthier am Zügel sich nachführte. Seine Freude, die Vizgräfin noch unterwegs zu finden, so daß seine dienstfertige Eile ihr noch zu Statten kam, sein Eifer, ihr wieder in den Sattel zu helfen, machten es ihr leicht, jede Verwirrung über das, was ihr im Traum geschehen, zu verbergen. Sie belohnte den Mann reichlich, trug ihm einen Gruß an die Frau Aebtissin auf und trieb dann das Thier, das mit gesenkten Ohren auf eine wohlverdiente Züchtigung zu warten schien, nur mit einem sanften Zuruf an, sich in Bewegung zu setzen.

Stumm schritt der Jüngling hinterdrein. Es war jetzt an ihm, nicht

zu wissen, ob er wache oder träume. Kein Wort wurde zwischen seiner Herrin und ihm gewechselt. Als sie bei nächtlicher Dunkelheit im Schloßhof anlangten und der Vizgraf seine Schwester mit einem scharfen Vorwurf empfing, daß sie ihre Ritte so weit in die Nacht hinein ausdehne, hatte sie nicht ein Wort, weder der Entschuldigung noch der Ablehnung seiner herrischen Rüge. Ohne ihm zum Nachtmahle zu folgen, schritt sie die Wendelstiege hinauf, die in ihr Thurmzimmer führte. Sie zündete aber ihre Lampe nicht an, sie warf sich am offenen Fenster in ihren Sessel und sah in den Sternenhimmel hinauf. So fand sie am Morgen die alte Bernarda in ihren Kleidern eingeschlafen.

Sie verließ auch diesen ganzen Tag das Zimmer nicht, obwohl sie etlichen Siechen in der Nachbarschaft ihren Besuch zugesagt hatte, und ließ sich bei ihrem Bruder entschuldigen, daß sie nicht zur Tafel komme, ihr sei nicht wohl. In Wahrheit aber war ihr nie so wohl gewesen, wie in diesen einsamen Stunden. Sie war wie ein Mensch, der in einem Gärtchen, das ihm bisher spärliche Früchte getragen, plötzlich einen goldenen Schatz entdeckt hat. Sie hatte geglaubt, Gott und Welt und ihr eigenes Wesen von Grund aus zu kennen, und nun sah plötzlich Alles, was sie umgab, und Der, der es erschaffen, und ihr eigenes Angesicht im Spiegel sie mit ganz verwandelten Augen an, so viel schöner, blühender und traulicher, daß sie nicht aufhören konnte, darüber zu erstaunen. Zuweilen war ihr, als versänke sie in einen bodenlosen Abgrund, daß sie schwindelnd die Augen schloß und eine purpurne Finsterniß rings um sie her entstand. Und in dieser Nacht, die über ihrem Haupte zusammenschlug, leuchteten plötzlich zwei dunkle, ernsthafte junge Augen auf, und sie fühlte eine Flamme an ihrem Munde, und ihr Herz stand plötzlich still, als hab' es seinen letzten Schlag gethan. Aus diesem seligen Hinsterben fuhr sie dann plötzlich wieder in die Höhe, durch irgend ein Geräusch aufgeschreckt oder durch eine Stimme in ihrem eigenen klugen Kopf, die ihr zurief, daß diese Thorheit nicht dauern dürfe. Sie schüttelte dann den Spuk mit heftiger Geberde von sich und nahm irgend ein Geschäft zur Hand, einen Heiltrank zu bereiten, oder in einem ihrer Bücher eine Stelle nachzulesen, die sich auf einen bedenklichen Fall bezog. Nur daß diese Ermannung selten länger als fünf Minuten dauerte und sofort wieder einem gedankenlosen Hindämmern wich. Auch verbrachte sie nicht wenig Zeit vor ihrem Spiegel aber ohne Bernardas Hülfe dabei zu heischen. So eifrig, als ob sie eine schwere Schrift entziffern sollte, studirte sie die Züge ihres Gesichts und war nicht mit allen Stellen einverstanden. Zwar hatte ihr Sprüchlein vom Lachen sich auch an ihr bewährt, und das „gute Blut“ zeigte sich an ihrem zartblühenden Fleisch und ihrer weichen Haut. Aber um die Augen und in den Mundwinkeln waren durch dasselbe Lachen viele kleine Fältchen eingegraben, und das Nachdenken über die Räthsel der Natur hatte auch ihre helle Stirn gefurcht. Nun sah sie auch die zarten grauen Streifen, die sich frühzeitig in das Schläfenhaar eingeschlichen, und wenn sie dachte,

wie lange und in welcher Nähe Brunet sie hatte betrachten können, erschrak sie, daß er nun auch um diese Altersspur wisse. Dann aber lächelte sie, um sich an dem Glanz ihrer festen weißen Zähne zu freuen, und betrachtete zugleich ihre Lippen aufmerksam, ob sie nicht seit gestern, wo sie zum ersten Mal von Mannslippen berührt worden waren, verwandelt seien an Farbe oder Form. Sie waren aber, als wäre nichts geschehen, und nicht die leiseste Spur der Flammen, die sie versengt, ließ sich heute noch entdecken.

Als sie dann den Spiegel weglegte, wurde ihr Gesicht wieder nachdenklich, und sie ging mit einem Seufzer zu ihren Büchern, eines hervorzuholen, darin von allerlei magischen Geheimmitteln berichtet war, die meisten freilich nicht ohne Mitwirkung dämonischer Mächte zu erlangen. Vor solchen hatte sie stets ein Grauen gefühlt, da sie ein frommes Weib und von hellem Gemüthe war, und auch heute warf sie kaum einen Blick auf die Blätter, wo die Zahlen, Worte und Zeichen, die zu Beschwörungen dienten, geschrieben standen. Sie suchte ein Recept, das ein arabischer Arzt angegeben, um die entflohene Jugend zurückzuholen, erblichene Haare zu neuem Glanz zu bringen und das Leben, das schon über seinen Mittag sich geneigt, noch einmal mit Morgenduft zu erfüllen. Auch fand sie es bald und verstand die Namen aller Kräuter und Essenzen, die dazu gebraucht wurden. Nur die Mischung und das Maß der Elemente war nicht eben so klar angezeigt. Darüber vertiefte sie sich in Sinnen und Erwägen, vergaß Speise und Trank und hörte es kaum, daß Bernarda mehrmals die Thür öffnete, besorgt, ihrer Herrin möchte was zugestoßen sein. Der Tag verging endlich, die Dämmerung sank herein, längst konnten die Augen der einsamen Grüblerin keinen Buchstaben mehr erkennen, — da fiel plötzlich, durch das Fensterchen hereingeflogen, ein leichter Körper ihr gerade vor die Füße, und als sie ihn aufhob, sah sie, daß es wieder ein Bolzen war, wie jener erste, und wieder mit einem Blatt umwickelt, auf dem sich eine zierliche Schrift befand. Eilig rief sie der Alten, ihr die Lampe zu bringen, dann riegelte sie die Pforte zu und las, mit zitternden Knieen neben dem Herde stehend:

Ihr zürnet, Herrin; Ihr verhehlt es nicht,
Denn Ihr entzieht mir Euer Angesicht.
Ach, ohne dieses Licht
Wird heller Mittag mir zu Mitternacht!
Wie geht mit mir so streng Ihr ins Gericht,
Weil ich, im Bann von allgewalt'ger Macht,
Geraubt, was ewig sonst versagt geblieben!
Ach, was zu solchem Wagniß mich getrieben,
War stärker als Bescheidenheit und Pflicht.

Noch seh' ich vor mir, was mein Unheil war,
Das blüh'nde Angesicht, das goldne Haar
Und jenes Augenpaar,
Das halb verträumt mir süß zu winken schien.
Und wie ich noch das Lächeln ward gewahr,
Dem Todte zu erwecken Macht verliehn,

Da wich die Scheu' und Ehrfurcht dem Verlangen,
Ach, einmal nur an diesem Mund zu hangen,
Nach dem mein Herz geschmachtet Jahr um Jahr.

Nun soll ich wachend büßen, was geschehn
Im Zaubertraum. Doch laßt es mich gestehn:
Nie kann ich mein Vergehn
Bereu'n, das noch mit Wonne mich durchglüht.
Und müßt' ich jetzt durch tausend Qualen gehn,
Ich jauchzte doch, daß mir dies Heil erblüht.
Viel lieber in der Hölle tiefstem Grunde
Gedenken jener kurzen sel'gen Stunde,
Als ohne sie den Himmel offen sehn!

Sie lächelte, da sie zu Ende gelesen. Sie bemühte sich noch jetzt, das Ereigniß von einer lustigen Seite zu nehmen. Er macht Fortschritte, sagte sie vor sich hin, in der Dichtkunst und in der Keckheit. Ahnt er, daß er es für immer verspielt hätte, wenn er jetzt um Vergebung winselte, wie ein zahmer Knabe? Er will zeigen, daß er ein Herrenrecht habe dem schwachen Weibe gegenüber, — denn wenn es wahr ist, daß ich ihn angelächelt habe, wenn auch nur aus dem Schlaf, trage ich freilich an Allem die Schuld. O Brunet, ich wollte, du wärest noch ein Kind, oder ich könnt' es wieder werden! — Und dann sah sie wieder auf das Blatt und wiederholte langsam, jetzt mit ganz ernster Miene, die letzten Verse:

Viel lieber in der Hölle tiefstem Grunde
Gedenken jener kurzen sel'gen Stunde,
Als ohne sie den Himmel offen sehn!

So ganz aber hatte sie noch nicht die Herrschaft über ihr Herz verloren, daß sie sich aller Gedanken, was daraus werden sollte, entschlagen und wie ein unreifes Mädchen dem Zauber eines namenlosen Gefühls hingegeben hätte. Daß sie ihn nicht wiedersehen dürfe, daß es nothwendig sei, ihn unter einem schicklichen Vorwande aus dem Schlosse zu entfernen, ihn und sie vor den Gefahren dieses hoffnungslosen Spiels zu behüten, stand ihr mitten im Taumel ihrer wonnigen Gedanken fest. Nur wie es anzufangen wäre, wollte ihr nicht sogleich einfallen. Und inzwischen war sie schwach genug, aus ihrer verstohlenen Höhe herab nach ihm auszuspähen, wenn er über den Hof ging, oder ein Pferd bändigte, oder im Schatten des Thorbogens sitzend eine schartige Klinge wieder blank schliff. Er selbst sah über Tag nie zu ihrem Fenster hinauf. Es schien ihr aber, als trage er den Kopf stolzer auf den Schultern und schreite beflügelter über die Steine des Burghofs oder die Treppenstufen zu dem Söller hinan. Sie sah auch, daß der Narr Guigo sich zuweilen an ihn machte, mit Stachelreden, die den Knechten zu lachen gaben. Für Brunet war es wie ein rauhes Lüftchen, das ihm übers Gesicht fuhr. Er wandte nicht einmal den Kopf oder zuckte auch nur die Achseln.

Doch an jedem Abend, sobald es im Hofe still und leer geworden war, flog ein Armbrustbolzen in das Thurmfenster, und die Briefe, die diese lustige

Post beförderte, klangen täglich stürmischer, sehnsüchtiger und verwegener. So süß es der Empfängerin däuchte, dies verworrene Stammeln anzuhören und an der Glut dieser Leidenschaft zugleich mit der Blüte eines jungen Menschenherzens auch eine reine und mächtige Dichterseele sich entfalten zu sehen, konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß nun jedes Zögern vom Uebel sei. Sie brachte eine schlaflose Nacht mit diesem Gedanken hin. Am Morgen stand sie zeitig auf und schrieb einen Brief an den Grafen Aimeric von Foix, mit dem sie nahe verschwägert war. Sie bat ihn, sich eines jungen Menschen anzunehmen, der in Beziers mit seinen mancherlei Gaben nicht am rechten Platze sei. Er sei ihr werth, da sie an ihm Mutterstelle vertreten, und werde sie jede Gunst, die ihr Vetter dem Knaben erweise, als ihr selbst geschehen betrachten. — Diesen Brief siegelte sie mit schwerem Herzen. Denn nun erst, da es Ernst werden sollte, überlegte sie, wie ihr Leben plötzlich all seinen Werth und Reiz verlieren würde, wenn diese theure Gestalt aus ihm verschwände und der Abend eines einsam verträumten Tages nicht mehr eine beschwingte Botschaft brächte, die ihr sagte, daß ein anderes einsames Herz in Sehnsucht ihrer gedenke.

Es muß sein! seufzte sie vor sich hin und stand auf, den Brief zu ihrem Bruder zu bringen. Sie wollte ihn unter einem Vorwande bitten, Brunet mit dieser Botschaft nach Foix zu entsenden. Plötzlich hörte sie einen Männertritt vor ihrer Schwelle, und einen Augenblick überfiel sie der Gedanke, ob der Jüngling wohl gar sich unterstehen möchte, zu ihr zu dringen, da öffnete sich schon die Thür, und der Herr des Hauses, der sonst niemals in ihren Gemächern erschien, trat mit finsterer Miene, ohne nur ein Kopfnicken zum Gruß an sie zu wenden, herein.

Er war ein großer Mann, von ungewöhnlicher Leibesstärke, mit eisengrauem Bart und Haupthaar, obwohl nur wenige Jahre älter als seine Schwester, gelblich von Farbe, die Bildung des Gesichts, das dem ihren nicht unähnlich war, durch einen eingewurzelten Ausdruck stolzen Menschenhasses entstellt.

Ihr macht Euch unsichtbar, sagte er mit einer Stimme, die von verhaltenem Zorne bebte. Ich will nicht forschen, was Euch dazu bewegt, ich bin gewohnt, Euch Euer Wesen für Euch treiben zu lassen. Doch muß ich Eure tiefen Studien einen Augenblick unterbrechen, um Euch eine Warnung zu bringen. Ihr seid in Gefahr, Eure Ehre und die unseres Hauses zu schädigen durch ein unbedachtes Tändeln mit einem frechen Knaben, den Eure Güte seit Langem verwöhnt hat. Wie weit Ihr selber Schuld daran tragt, will ich nicht erforschen. Nur so viel mögt Ihr wissen, daß Ihr fortan strenge über Euch zu wachen habt, wenn Ihr nicht selbst das Verderben des Zucht- und Zügellosen beschleunigen wollt. Die Herren von Beziers, wenn sie auch auf die Hoffnung, mit Königen verschwägert zu werden, verzichten mußten, sind immer noch mächtig genug, um die Ehre ihres Hauses nicht dem ersten besten Pferdeknecht preiszugeben.

Er sah Beatrix mit einem Blicke an, der im Grunde ihrer Seele lesen

wollte. Ihr Stolz und das Bewußtsein, so eben erst einen Sieg über ihr eigenes Herz erkämpft zu haben, gab ihr Kraft, die Augen ruhig auf den Bruder zu heften. Nur ein wenig hatte ihre Wange sich geröthet, doch mehr vom Unwillen über die harte Rede, als von Scham oder Bestürzung.

Ich weiß nicht, wovon Ihr redet, mein Bruder, erwiderte sie fest. Ich bin mir nicht bewußt, die Ehre des Namens, den ich trage, verletzt zu haben.

Nun denn, beim Blut des Heilands! braus'te der Vizgraf auf, indem er der Regungslosen einen Schritt näher trat, so muß ich es Euch deutlicher sagen. Der Knabe, den ich um Euretwillen unter dem Gesinde geduldet habe, hat böse Träume, die ihm den Kopf kosten möchten. Einer der Stallbuben, der in der Kammer neben der seinen schläft, hat heut morgen, da sie beim Frühmahl unten in der Gesindehalle beisammensaßen, dem Guigo erzählt, daß er in der Nacht durch die dünne Wand ein heftiges Seufzen und Stöhnen vernommen. Er habe sich aufgerichtet, in der Meinung, dem Brunet sei ein plötzliches Unwohlsein zugestoßen. Da habe er deutlich gehört, wie dieser Euren Namen genannt, mit Anrufungen und winselnden Klagen, wie ein Liebender nach seiner Geliebten seufzt. Da ist der Narr in ein überlautes Lachen ausgebrochen, hat seine Kappe vom Kopf genommen und sie über die Tafel dem Buben hingereicht, sprechend: Dieser Hauptschmuck geziemt Euch, Gevatter. Wer sich einfallen läßt, von der Gunst der Vizgräfin zu träumen, den soll man in ein Narrenkleid stecken. Der Bursch aber, glühend übers ganze Gesicht wie ein Feuerbrand, sei aufgefahren und habe den Krug, der vor ihm stand, gegen den Spötter geschleudert, daß dieser heulend mit blutendem Schädel zu mir gelaufen kam, mir die Gewaltthat zu klagen. Ich habe sofort den Buben zu mir beschieden, und da er auf mein ernstes Vermahnen, mir zu gestehen, ob er je den Blick zu Euch erhoben, nur ein verstocktes Schweigen hatte, ihn von mir gewiesen, nachdem ich die Hetzpeitsche, die ich gerade in der Hand hielt, da ich im Begriff war, auf die Jagd zu gehen, ihm über den ungebeugten Nacken habe schwirren lassen.

Sie stand todtenbleich vor ihm, immer noch den Blick starr auf sein Gesicht geheftet. Das verzeih' Euch Gott! flüsterte sie tonlos.

Also doch! fuhr er mit Zähneknirschen fort. Also ist er Euch doch theurer, als Eure Ehre. Wohl! Es hat mir geahnt, da ich seine Miene sah, daß er nicht so tollkühne Gedanken genährt hätte, wenn er nicht dazu ermuntert worden wäre. Er fuhr mit der Faust nach dem Waidmesser, das er am Gürtel trug, und aus seinen Augen schoß ein Blitz, als ob er sich auf mich werfen und mich niederstoßen wollte. Sein guter Geist hat ihm die Hand noch zurückgezogen. Nun aber wisset, daß meine Langmuth zu Ende ist. Bei dem ersten Zeichen neuen geheimen Einverständnisses wird dafür gesorgt werden, daß dieser Wahnsinn nicht um sich greife, wie ein fressendes Feuer. Der Forst ist weit und dicht, und der Bolzen eines guten Schützen findet leicht sein Ziel, so daß kein Hahn danach kräht, wenn ein frecher Mund für immer verstummt. Das wollt' ich Euch angezeigt haben, Beatrix. Und nun gehabt Euch wohl und hütet Eure eigenen Träume!

Damit wandte er sich und schritt hinaus. Gleich darauf hörte man ihn, von seinem Jäger begleitet, aus dem Schloßhof sprengen.

In der Kammer neben dem Stalle lag Brunet. Er hatte, sobald er, kaum seiner Sinne mächtig, dies armselige Schlupfloch erreicht, den Riegel vorgestoßen und sich auf sein Lager geworfen, das Gesicht in die Hände gedrückt, wie um seine Augen davor zu bewahren, daß sie um sich blickten und die Welt noch sähen wie sonst und ihn noch auf der Welt, in der die Schmach ihm doch auf Schritt und Tritt nachging. Nachdem das erste ohnmächtige Wüthen sich vertobt hatte, lag er starr wie ein Todter, das Gesicht in das Kissen vergraben. Draußen kamen und gingen allerlei Stimmen, der Marschalk pochte an seine Thür, da er seiner im Stalle bedurfte, er hörte die anderen Knechte im Hof von ihm sprechen und die Mägde kichern. Aber selbst die scharfe Stimme des Narren, der ihm schnöde Hohnworte hineinrief, vermochte nicht ihn aus der ohnmächtigen Betäubung aufzurütteln. Zwei Gedanken allein standen unverrückt vor seiner Seele: daß er den Schimpf nicht alsbald mit Blut gerächt, und daß er ihn auch in Zukunft nicht von sich abwaschen dürfe, wenn er nicht für immer darauf verzichten wolle, das Einzige, was er auf Erden liebte, wiederzusehen. Und doch, wenn er der gezüchtigte Knecht blieb, wie konnte er es wagen, die Augen je wieder zu ihr aufzuheben?

Mehr als einmal zuckte ihm die Hand nach dem Messer, das er an seiner Seite trug und am Morgen zu seiner Qual in der Scheide gelassen hatte. Wenn man ihn hier in seinem Blute fände, *sie* würde die Todeswunde mit ihren Thränen waschen, und wer weiß, auch dem Urheber dieses jammervollen Endes die Ahnung aufdämmern, daß der, den er in den Tod getrieben, ein adligeres Leben verdient habe, als das Schicksal ihm zugedacht.

Dann hielt ihn Jugend und die Fülle unverbrauchter Lebenstriebe von dem verzweifelten Entschlusse zurück. Wenn sie davon hörte, welche Schmach ihm geschehen, mußte sie nicht auch erfahren, daß er sie um sie erlitten? Und gehörte sein Leben nicht ihr? Durfte er es wegwerfen, ohne sie zu fragen?

Er *wollte* sie fragen. Sie sollte Schiedsspruch thun zwischen ihm und ihrem Bruder. Aber würde sie antworten? Hatte sie all diese Tage ihm das kleinste Zeichen gegeben, ob sie überhaupt auf das höre, was seine gefiederten Botschafter ihr zuraunten?

So lag er und nagte sich die Lippe wund in seiner rathlosen Noth, und Scham und Grimm, Liebe und Mordlust stritten sich in seiner Seele. Kein Bissen kam über seine Lippen, nur aus dem Wasserkrug, der seinem Bett zu Häupten stand, kühlte er ein paar Mal sein glühendes Fieber. Die Stunden schlichen dahin, der Abend brach herein, er sah den ersten Stern durch das schmale Fenster äugeln, bald darauf einen schwachen Mondglanz sich in der Kammer verbreiten. Nun war es längst still im Burghofe geworden, Niemand hatte mehr nach ihm gefragt, zuletzt waren ihm vor Erschöpfung durch die wühlende Qual der Seele die Augen zugefallen. Ein paar Stunden mochte er

so geschlummert haben, noch im Traum mit seinem mächtigen Todfeinde wort- und handgemein, da drang ein behutsames aber deutliches Klopfen an sein Ohr. Er fuhr auf und lauschte. Wieder pochte es an seiner Thür, und nun hörte er eine Stimme, die eine, die er über Tag vergebens herbeigesehnt: Mach auf, Ugonet! Ich bin's! — und sprang hin und stieß den Riegel zurück, und über die Schwelle trat, einen dünnen schwarzen Schleier über Haupt und Schulter geworfen, Beatrix.

Du brauchst die Thür nicht wieder zu verschließen, sagte sie leise. Wenn Jemand käme und mich hier fände, was kümmerte mich's? Ich habe die Nacht nur abgewartet, weil ich dir was zu sagen habe, und nicht wollte, daß man uns störe. Laß dich anschauen, Kind. Du lebst! Die Heiligen seien gepriesen! Weißt du, daß ich gefürchtet habe, ich käme schon zu spät?

Ich durfte nicht aus der Welt gehn ohne Urlaub von Euch! stammelte er.

Du hast Recht, mein Liebling. Dein Leben gehört mir, daß ich mich noch so lang daran freue, als mir Gott das eigene schenkt. Und darum befehle ich dir, zu leben, obwohl ich an deiner Stirne lese, daß du nicht zum Besten damit zufrieden bist. Siehst du, Uc, was geschehen und dir das Athmen verleidet, ist doch auch mit Gottes Willen geschehen, und das bittere Kraut soll eine süße Frucht tragen. Heut in aller Frühe wollte ich dich von mir entsenden für immer, weil ich kein Heil für dich und mich erhoffe, wenn wir zusammenblieben. Und der Brief an den Grafen von Foix, der dich unter seinen Schutz nehmen soll, war schon geschrieben, ein Uriasbrief, — setzte sie mit Lächeln hinzu, — denn du solltest nicht wissen, daß Der, dem du ihn brächtest, dich bei sich behalten und dir keine Antwort an mich zu bestellen geben würde. Nun ist der Blitz herabgefahren und hat dich gestreift, Liebster, und wie seine Spur dich brennen muß, an mir selbst glaub' ich es zu empfinden. Da bin ich mit mir zu Rathe gegangen, daß ich dich jetzt noch minder bei mir zurückhalten darf, denn ich wäre Schuld an dem Tode, der dir heimlich geschworen ist. Nun aber sollst du nicht mehr unwissend von mir gehen, sondern die Ehre dieses Hauses, die der Bruder schwer versehrt hat, indem er einen freien und adligen Menschen wie einen Leibeigenen gezüchtigt, soll die Schwester sühnen, so gut sie kann. Ugonet, ich bin gekommen, um dir selbst zu sagen, daß du mir theurer bist, als Alles in der Welt, daß, wenn du gehst, meine ganze Seele mit dir geht, und daß ich in meinem langen Leben nur Ein wahres Glück genossen: als dein junges Herz sich zu mir geneigt, deine Hand mir diese süßen Worte geschrieben, deine Lippen auf meinen geruht haben.

Sie sank auf das Lager, von ihrer eigenen Bewegung überwältigt, und saß eine Weile stumm, während er vergebens nach einem Worte rang. Plötzlich war er ihr zu Füßen gestürzt, hatte ihren Leib umklammert und sein glühendes Gesicht gegen ihre Kniee gedrückt.

Er fühlte, wie sie sich zu ihm niederbeugte und mit ihren Lippen sein Haar berührte.

Mein Wildling, sagte sie, ich liebe dich um dieser thörichten Glut willen, obwohl ich oftmals lächeln muß, daß sie mir gelten soll, die ich eine alte Frau bin, die dich gar wohl hätte unterm Herzen tragen können. Bin doch auch ich selbst um all meine Vorsicht und Besonnenheit gebracht und Tag und Nacht wie ein kindisches Mägdlein, das ein neues Kleid erhalten, herumgegangen, mich im Spiegel zu beschauen, wie gut dieser Putz mir stehe, den ich dir verdanke. So hab' ich mich in deinen Versen bespiegelt, und das Herz hat mir laut geklopft zu ihrem Tact, und ich habe mir eingebildet, dies Alles sei redliche nüchterne Wahrheit, was dein schwärmendes Poetenherz ausgeheckt, mich vor mir selbst zu verherrlichen. O Ugonet, nun warne ich dich nicht mehr, diese Künste zu treiben, nun weiß ich, daß du ein wahrer und großer Dichter bist und daß die Welt es bald inne werden wird. Und darum sollst du nun mit fröhlichem Herzen fortziehen, und deine Rache an deinem Ehrenschänder soll sein, daß dein Name weit und breit mit Ruhm genannt und du von Größeren und Mächtigeren, als er selber ist, geehrt und als Ihresgleichen gehalten werden wirst. Glaubst du nicht, daß die Wunde der Schmach, die er dir zugefügt, auf diese Art besser und glorreicher vernarben wird, als wenn du ihm ein Schwert in die Brust stießest, was auch ein Knecht in der Wuth zu thun im Stande wäre?

Sie hielt inne und wartete, was er sagen würde. Er schien aber von ihrer ganzen Rede nur das Eine verstanden zu haben, daß er fort solle und sie nie wieder sehen.

Ihr verstoßt mich! brach es aus seiner schweratmenden Brust. O Beatrix, in Einer Stunde Himmel und Hölle —

Höre mich aus, sagte sie, indem sie mit sanfter Gewalt sein Haupt an ihren Knieen festhielt und mit der Hand leise seine Locken streichelte. Siehst du, mein Freund, wenn ich jung wäre wie du, keine Macht der Welt sollte mich zurückhalten, mit dir zu gehen und als dein treues Weib mich an deinem Ruhm zu freuen. Und wenn sie an den Höfen die Nase rümpften über die stolze Vizgräfin, die einem fahrenden Sänger nachzöge, so bliebe ich fern von den Schlössern in einem stillen Hause und erzöge deine Kinder, und wenn du des Glanzes müde wärest, kämst du immer nach Haus, und wir wären glücklich. Nun aber bin ich ein gebrechliches Weib, zweimal so alt als mein Liebster, und wenn er erst zu seiner vollen Mannesblüte gereift sein wird, ist von meinem Flor die letzte täuschende Farbe gewichen, und wenn die Leute auf der Gasse ihm nachrufen, daß aus seinem lahmen Engel ein hinkender Teufel geworden sei, wird er beschämt die Augen niederschlagen und ihnen im Herzen Recht geben müssen. Wohl giebt es ein Mittel, die Flucht der Zeit zu hemmen und einem alternden Leibe noch einmal Jugendkraft und Schöne einzuflößen. Aber es ist ein Wagniß auf Leben und Tod. Denn das Buch, das davon spricht, ist dunkel und zweideutig, und Gifte sind dem Elixir beigemischt, von denen ein Tropfen mehr, als die Mischung erträgt, unfehlbaren Tod bringt. Mehr als Einmal habe ich den Trank zu brauen

versucht, aber jedesmal hat eine innere Stimme mich gewarnt, Gott nicht zu versuchen. So muß diesmal Alter in der That vor Thorheit schützen, da Jugend es nicht vermocht hat. Denn ich war noch sehr jung, als ich mir einredete, Liebe sei ein Wahn und ein Gaukelspiel, das geringe und einfältige Menschen bethöre, und nur ein Weib, das sich von ihr frei gehalten, dürfe sagen, sie sei an Klugheit und Selbstherrlichkeit den Männern gleich, die sich auch von ihrer Macht nicht unterjochen lassen, sondern nur mit ihr spielen zum Zeitvertreib. Wie habe ich mich getäuscht! Was hat meine Weisheit, und daß ich um mein armselig bischen Gelahrtheit gepriesen wurde, zu meinem Glücke vermocht? Zwei Secunden an deinem Munde, mein Geliebter, haben mich mehr Wonne kosten lassen, als zwanzig Jahre tiefer Forschung, und ich habe gesehen, daß alle Weisheit Tand und Trug ist gegen die selige Thorheit der Liebe, daß Jugend allein das Glück zur Blüthe bringen kann und Selbstvergessen seliger ist als Selbsterkennen. Und daß ich dazu noch gelangen sollte, mein süßer Freund, das werd' ich bis zu meiner letzten Stunde dir danken, wenn auch der Stachel der Reue, mein bestes Leben versäumt zu haben, mir ewig im Herzen wühlen wird.

Sie stand auf und zog ihn mit sich empor. Es ist Scheidens Zeit, sagte sie. Wer weiß, ob mein Bruder uns diese letzte bittre Wonne gönnt; ich habe Licht in seinem Gemach gesehen, da ich über den Hof schritt. Nun aber nimm diesen Brief, den du geraden Weges nach Foix bringen sollst. Es steht Nichts darin von dem, was geheim bleiben soll zwischen dir und mir. Aber du wirst nicht ferner freund- und heimathlos sein, denn Graf Aimeric ist ein edler Mann und ein großer Gönner der Dichter. Und dies hier — und sie zog eine Kette aus ihrem Busen — nimm zum Angedenken an die Frau, die dich heißer und treuer liebt, als je ein Weib dich lieben wird. Sieh, es ist die Kette, die ich meinem Bräutigam nach Aragon schickte, mein Bildniß hängt daran in goldener Kapsel. Er hat mir Beide wiedergeschickt, wie du weißt, du wirst das Bild bewahren; die Kette, wenn du je in Noth kommen solltest, wird dich vor Hunger und Entbehrung schützen. Stecke sie in dein Wamms neben dein Herz, sie ist noch warm von der Wärme des meinen. Und nun laß mich zum letzten Mal dich küssen, Liebster, wenn es auch thöricht ist, sich in dem Wein noch einmal zu berauschen, der ein langes Leben hindurch nie mehr meinen Durst stillen soll.

Sie warf ihre Arme dicht um seinen Nacken und hielt ihn lange umschlungen, bis ihre Thränen vorbrachen und sich mit ihren Küssen mischten. Da lös'te sie sich standhaft aus seiner Umarmung.

Es ist genug! flüsterte sie; ach, nur schon zu viel! Aber ich hab' es selbst gewollt. Komm! Laß uns eilen, eh ich thue, was mich ewig reuen wird! Ugonet, zwanzig Jahre früher — der lahme Reiher wäre mit dem gesunden geflogen weit übers Meer — und jetzt — aber still! Ich höre Tritte!

Sie stand und lauschte mit verhaltenem Athem, während sein Mund noch immer ihre Wange suchte. Es ist nichts! sagte sie. Nur mein Schutzengel flog über den Hof. Ich komm', ich komme!

Damit trat sie aus der Kammer, öffnete sofort die Thür des Marstalls und schritt durch die Reihen der friedlich schlummernden Thiere auf ihr weißes Maulthier zu. Auf dem sollst du reisen, flüsterte sie. Ich würde auf seinem Rücken doch nie wieder einen Ritt machen können ohne schwere Gedanken. Sattle ihn geschwind und dann steig auf. He, Limosi, mein Freund, du sollst in die weite Welt. Trage deinen Reiter sanft und erinnere ihn manchmal an deine alte Herrin, die nie mehr deinen Hals streicheln wird.

Zögernd und widerstrebend war er ihr gefolgt. Zehnmal wollte er ihr wieder zu Füßen stürzen, sie beschwören, Alles von ihm zu fordern, nur das Scheiden nicht. Sie aber zwang ihn mit ihrem klaren Willen und der Gewalt ihres ruhigen Blickes. Nur seine Armbrust und ein langes Schwert holte er noch aus der Kammer, dann führte er das Thier sacht aus dem Stall, sie immer an seiner Seite. Sie klopfte den Thorwart aus dem Schlaf, der mit bestürzten Augen sie anstarrte, da er glaubte, sie selber wolle bei nächtlicher Weile aus dem Schlosse fliehen. Sie müsse Ugonet entsenden mit einer eiligen Botschaft, beschwichtigte sie den zaudernden Mann. Da öffnete er das Thor und ließ die Zugbrücke hinab. Der Mond war hinter den Wald getreten, als Limosi den Huf über die Schwelle setzte. Brunet zog den Zügel an. Er meinte nicht scheiden zu können, ohne noch tausend Worte gesagt zu haben, die ihm das Herz bedrückten. Beatrix aber, als handle sich's nur um einen kurzen Ausritt, gab dem verschlafenen Thier einen Schlag auf den Hals und rief ihm zu, wie sie sonst zu thun gepflegt: Nun fliege, mein Schwan! — und das gehorsame Thier setzte sich willig in Bewegung und trug seinen Reiter, der mit zurückgewendetem Haupt davonsprengte, in die öde Nacht und die trostlose Verbannung hinaus.

Noch eine kleine Weile stand das einsame Weib an den Brückenpfosten gelehnt. Lebe wohl, Leben, Glück und Jugend! sagte sie vor sich hin. Dann kehrte sie ins Schloß zurück. Als sie die Treppen hinaufstieg und an der Thür ihres Bruders vorüberkam, stand dieser an der Schwelle, als ob er sie erwartet hätte, das Herz voll heftiger Worte. Sie traten ihm aber nicht über die Lippen. Wie die Schwester an ihm vorbeiging, traf ihn ein Blick aus ihren weitoffenen Augen, vor dem er trotz seines herrischen Grimmes die seinigen senken mußte. Gute Nacht, Bruder! sagte sie tonlos. Dies war das letzte Wort, das sie noch mit ihm redete.

Denn von dieser Nacht an ward ihr Leben und Wesen ein völlig anderes. Nie mehr verließ sie ihr Thurmgemach, und selbst die Kranken, die ihre Hülfe anriefen, mußten zu ihr hinaufkommen, oder sie schickte die alte Bernarda, die sie nach und nach sich zur Gehülfin herangezogen, an die Siechbetten, die Natur des Leidens zu erforschen, worauf sie ihnen dann die Arznei zukommen ließ. Mit anderen Menschen verkehrte sie nicht mehr; ihrem Bruder, der sie endlich um Zutritt bitten ließ, schickte sie den Bescheid: sie ertrage keines Menschen Stimme mehr, sie sei nur noch fähig, mit ihrem Gott zu reden.

So auch ließ sie sich bei ihrer alten Freundin, der Aebtissin, entschuldigen, daß sie weder zu ihr kommen, noch ihren Besuch empfangen könne. Es seien Dinge geschehen, die ihr andere Gedanken über Vieles gegeben, und sie fürchte nun, mit der alten Vertrauten sich nicht mehr wie sonst zu verständigen.

Nur mit Bernarda, die um Alles wußte, sprach sie zuweilen von dem Einen, was sie beschäftigte. Sie hörte durch die Getreue, daß Brunet der Liebling des Grafen von Foix geworden sei, daß seine Canzonen ihn im ganzen Lande bekannt zu machen anfingen. Doch weigerte sie sich beharrlich, wenn eine von ihnen sich bis nach Beziers verirrte, dieselbe zu lesen. Es werden schönere Verse sein, als er sie zu Anfang machen konnte, sagte sie. Aber sie werden einer anderen Frau gelten und mir darum weniger gefallen. Mein Leben ist zu Ende, das seine beginnt. Wir haben Nichts mehr mit einander zu theilen.

So vernachlässigte sie auch ihre Schönheit fast geflissentlich, trug immer dasselbe schlichte Kleid und ließ sich von ihrer Pflegerin die Haare flechten, ohne je einen Blick in den Spiegel zu werfen. Da sie nur wenig frische Luft genoß und wenig Schlaf, verfiel ihr Aeußeres, das so lange seinen Jugendreiz bewahrt hatte, sichtbar von Jahr zu Jahr, und als sie noch nicht die Fünfzig erreicht hatte, glich sie einer Greisin, die frühzeitig hingewelkt ist. Es kümmerte sie das aber wenig. Vielmehr schien es jeden Stachel der Reue abzustumpfen, daß sie in jener Nacht ihrem sehnsüchtigen Herzen nicht gefolgt war und das Leben des Jünglings an das ihre gekettet hatte. Nun muß die alte Weisheit mir helfen, sagte sie lächelnd, die junge Thorheit zu verschmerzen.

Am Ende des neunten Jahres, nachdem Brunet von ihr Abschied genommen, starb Vizgraf Ademar. Sein ältester Sohn trat die Herrschaft an und nahm Besitz von dem Schlosse Beziers. Als er ehrfurchtsvoll anfragen ließ, ob er sich seiner theuren Tante vorstellen dürfe, ließ diese ihm sagen, sie sei bereits abgeschieden und in der Gruft ihrer Bücherei beigesetzt. Er solle nicht vor dem Anblick der wandelnden Todten erschrecken, die ihm Glück und Segen wünsche und nur bitte, daß sie in ihrem Schattendasein ungestört fortwesen dürfe.

Und so blieb Alles beim Alten auch unter dem neuen Herrn.

Da kam auf einmal eine Kunde zu der stillen alten Frau, die ihr das Herz, das sie längst vermodert glaubte, mit heftigem süßem Schrecken durchglühte.

Der Graf von Foix, den lange Jahre seine Abneigung gegen den alten Herrn von Beziers ferngehalten, ließ seinen Besuch ansagen, um den Sohn und Nachfolger zu begrüßen und die frühere Freundschaft der beiden Häuser neu aufzurichten. Er werde einen wohlbekannten Gast mitbringen, seinen theuren Freund und die Zierde seines Hauses, Uc Brunet, den Troubadour, von dessen Ruhm die Provence voll sei und der die Stätte wiederzusehen wünsche, wo er seine dunkle Jugend zugebracht.

Als Bernarda diese große Neuigkeit ihrer Herrin mitgetheilt hatte, war sie sehr betroffen über den seltsamen Ausdruck des Gesichts, mit dem diese, ohne ein Wort zu erwidern, in ihrem Sessel ruhte und vor sich hin sah. Sie

war darauf gefaßt, daß die Vizgräfin für die Tage dieses Besuches sich noch strenger als sonst abschließen würde. Statt dessen fing die wundersame Frau plötzlich an, von Schmuck und Putz zu reden, und ob das Festkleid, das seit so langer Zeit im Schrein gehangen, wohl noch nicht von den Motten zernagt worden sei. Darauf ließ sie sich einen Spiegel bringen und sah fest und ohne eine Miene zu verziehen ihr Bildniß an, das sie kaum wieder erkennen mochte. Da müssen wir Abhülfe treffen! sagte sie wie zu sich selbst. So darf er mich doch nicht sehen, und meinem Ugonet darf ich doch auch die Thüre nicht verschließen, wenn sein treues Herz ihn treibt, bei seiner alten Liebsten anzuklopfen.

Sie war nun einige Tage sehr geschäftig an ihrem Herde und über ihren Büchern, ließ ihre schönsten Kleinodien und besten Kleider bringen und probirte sie der Reihe nach an, bis sie eine Wahl getroffen. Es paßt noch nicht zum Gesicht und Haar, lächelte sie Bernarda zu; aber das soll schon noch kommen.

Die alte Dienerin, der die unstäte Geschäftigkeit ihrer Gebieterin auffiel und die wohl einsah, daß hier mit aller Toilettenkunst nicht viel zu helfen sei, befragte sie wiederholt, was sie vorhabe, ob sie ein Schönheitswasser brauen oder eine neue Schminke bereiten wolle. Mehr als das, und weit Besseres! war Alles, was sie zur Antwort erhielt. Es schien eine große Wandlung mit der sonst so ruhigen, klarsichtigen Frau vorgegangen zu sein. Mitten in dem Verfall ihrer leiblichen Gaben und Vorzüge war ihr Geist bisher fest und hell geblieben, von der Entsagung nur leise umschleiert. Auf einmal schien ein verspätetes jugendliches Gefühl aus dem Grunde ihrer Seele hervorgebrochen zu sein, wie eine verschüttete heiße Quelle, die unerwartet zu Tage tritt und das bescheidene Ziergärtchen, das um sie her angelegt worden, zerrüttet. Hatte sie in jüngeren Jahren auf kleine frauenhafte Künste nur wenig Werth gelegt, so war ihr nun Nichts wichtiger, als wie sie ihrer Gestalt und Erscheinung zu einiger Anmuth verhelfen möchte. Die alte Getreue sah dies Bemühen mit wehmüthigem Kopfschütteln und half ihr, so gut sie konnte, den verblichenen Putz auffrischen. Wenn sie dazwischen aber auf die verwelkten Wangen ihrer Frau einen verstohlenen Blick warf, seufzte sie über das vergebliche Thun. Als Kleid und Schmuck bereit lagen und sie sich entfernen durfte, hörte sie draußen vor der Kammer die Herrin leise vor sich hin singen mit einer vom langen Schweigen völlig eingerosteten Stimme. Sie erkannte die Weise nicht, die seit jenem Tage, wo Brunet auf seiner kleinen Geige sie dem Troubadour nachgespielt, nicht wieder an ihr Ohr geklungen war. Daß aber die einsame stille Frau zu singen versuchte, erschien ihr so traurig und unheimlich, daß sie mit Thränen in den Augen davonlief.

So kam die Zeit des Besuches heran.

Am Abend vor dem bestimmten Tage, wo die Gäste erwartet wurden, schickte sie Bernarda zeitig zu Bett. Sie habe Viel zu thun bis morgen. Dann sah man das Licht aus dem Thurmzimmer blinken die ganze Nacht hindurch, bis es in der ersten Morgenfrühe erlosch. Der Besuch kam zeitig

angesprengt, ein großes Gefolge begleitete den Grafen, unter all den Rittern und Knappen zog Keiner die Augen mehr auf sich, als ein schlanker hoher Mann in der Blüthe der Schönheit, mit einem ernsthaften Gesicht von dunkler Farbe, der zur Linken seines hohen Gönners ritt und dicht hinter ihm die Stufen zu der Empfangshalle hinaufschritt. Als die ersten Begrüßungen getauscht und ein Frühtrunk eingenommen war, wandte er sich an den jungen Herrn des Hauses mit der Bitte, seiner edlen Verwandten, der Vizgräfin Beatrix, seine Huldigung darbringen zu dürfen, da sie die Wohlthäterin und Pflegerin seiner armen Jugend gewesen sei.

Er trug eine goldene Kette um den Hals, an dem ihr Bildniß hing, das der Neffe, der sie nur in früher Zeit gesehen, sofort erkannte. Doch sei sie inzwischen sehr verändert, wie ihre Dienerin sage, und wolle Niemand mehr empfangen. Er selbst aber werde den Gast zu seiner Muhme hinaufgeleiten und vielleicht bei diesem Anlaß auch gewürdigt werden, der edlen Frau ins Angesicht zu sehen und die Hand zu küssen, die so viel Wohlthaten gespendet und Leiden gelindert habe.

Also brach, da auch der Graf von Foix um die Vergünstigung bat, seine alte Freundin begrüßen zu dürfen, fast die ganze Gesellschaft auf und stieg die Stufen zu dem Thurmgemach hinan. Sie waren aber noch nicht auf dem obersten Absatz angelangt, als ihnen die alte Bernarda mit tief verstörtem Gesicht und der Geberde höchsten Schreckens entgegenstürzte. Sie deutete, da die Sprache ihr versagte, durch Zeichen an, daß sie fern bleiben möchten; Brunet aber, von schauerlicher Ahnung getrieben, drängte sie sanft beiseite und stürmte die Stufen vollends hinauf. Als er die Schwelle droben betrat, blieb er selbst, vom Schrecken übermannt, keines Wortes mächtig stehen. Er sah seine alte Geliebte am Herde sitzen, in höchstem Putz, mit Ringen und Geschmeide geziert, das Haupt aber, von schneeweißem Haar umflossen, gegen die hohe Lehne des Sessels zurückgesunken, die Züge still und starr und die gebrochenen Augen mit einem feierlich drohenden Ausdruck gegen die niedere Wölbung gekehrt. Als er näher zu treten über sich gewann, sah er, daß ihre linke Hand noch einen Becher umkrampft hielt, aus dem sie kurz vor dem Ende getrunken haben mußte. Mancherlei Tiegel, Pfannen und Gläser standen neben den erloschenen Kohlen; auf einem Tischchen lag ein großer Pergamentband, und die Seite war aufgeschlagen, auf welcher von dem Elixir gehandelt war, das entflohene Jugend zurückholen und entfärbten Locken neuen Goldglanz verleihen sollte. Der Mund der Todten aber lächelte, wie von einer seligen Hoffnung oder Erinnerung verklärt.

Moltke und seine Kriegführung.

Von

Fedor von Köppen.

— Leipzig. —

Wo zeigt sich des Geistes lebendige Macht,
Auf dem Friedhof oder in stürmender Schlacht! —

Das letzte, gewaltsame Mittel der Völker und Staaten zur Durchführung des eigenen oder zur Abwehr des fremden Willens ist der Krieg. Er ist — um mit dem großen Meister der Kriegskunst, dem Generalfeldmarschall Grafen von Moltke, zu reden — „die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln". Der Entschluß, zu diesem Mittel zu greifen, setzt bei der Nation oder mindestens bei dem Oberhaupte und den Führern derselben das klare sittliche Bewußtsein von der Gerechtigkeit der Sache, für welche sie eintreten, sowie die Ueberzeugung voraus, daß es eben kein anderes Mittel mehr giebt, um sich Recht zu schaffen. Mit diesem Bewußtsein hängt dann aber auch der feste Wille zusammen, den einmal begonnenen Kampf bis zur Erreichung jenes Zieles — das ist bis zur Durchsetzung des eigenen und zur Brechung des gegnerischen Willens — auszukämpfen. Dies kann nur geschehen durch die völlige Niederwerfung oder Vernichtung der feindlichen Streitkräfte. Das sind Sätze, die sich so ungefähr in jedem Lehrbuche der Taktik finden und deren Wahrheit wohl von Niemandem bestritten werden kann. Die Art der Anwendung der Mittel aber, um zu jenem Ziele — der Niederwerfung oder Vernichtung der feindlichen Streitkräfte — zu gelangen, das ist die Kriegskunst, ist zu allen Zeiten eine verschiedene gewesen und von allen Feldherren verschieden geübt worden. Nur einige allgemeine Regeln der Kriegskunst behalten ihre Giltigkeit für alle Zeiten; insbesondere aber gilt vom Feldherrn — in diesem Sinne einem ächten Künstler — das Wort: „Der Feldherr macht die Regel".

Man hat auch die Kriegskunst des großen Strategen unserer Zeit, des Generalfeldmarschalls Grafen Hellmuth von Moltke, auf gewisse allgemeine Regeln und Lehrsätze zurückzuführen gesucht und unter anderen den Satz:

„Getrennt marschiren, vereint schlagen!“ als einen Hauptgrundsatz der Moltke'schen Strategie hingestellt. Wie viel Richtiges indessen auch in diesem, sowie in manchen anderen Sätzen der Art enthalten sein mag, so würde doch eine solche Beurtheilung der Moltke'schen Kriegführung weder erschöpfend, noch bezeichnend sein. Das Eigenthümliche von Moltke's Feldherrnkunst beruht vielmehr in seinem durch Kenntnisse und Erfahrungen geschärften, praktischen Blicke, mit dem er die gesammte Kriegslage an sich, sowie in ihrem Zusammenhange mit den allgemeinen geschichtlichen und politischen Verhältnissen überschaut, und in einer — so zu sagen — divinatorischen Eingebung, welche ihn in jedem besonderen Falle die dem allgemeinen Kriegszwecke angemessensten Entschlüsse fassen läßt. Seine Pläne sind überraschend einfach und frei von jeder Künstelei, weil sie nur auf gesunder, klarer Einsicht beruhen; sie sind oft gewagt, aber immer ausführbar, weil sie sich unmittelbar an die wirklichen Verhältnisse anschließen, auf eine richtige Schätzung der feindlichen, wie der eigenen Mittel und Kräfte begründet sind.

Hellmuth von Moltke vereinigt schon nach seiner natürlichen Beanlagung in seinem Charakter diejenigen Eigenschaften, welche zum Wesen des Feldherrn gehören. Er besitzt die Gabe, von allen beengenden und zerstreuenden Einwirkungen der Außenwelt, auch der persönlichen Verhältnisse, vollständig absehen und alle seine intellectuellen Kräfte nach einem bestimmten Ziele concentriren zu können; zugleich aber auch die Energie, um einen auf diese Weise, unter objectiver Prüfung und Wägung aller einschlagenden Verhältnisse „aufrichtig und vorsichtig“ — „candide et caute“, wie die Devise seines Wappens sagt — gefaßten Entschluß und entworfenen Plan trotz aller entgegenstehenden Hindernisse kühn, ohne Zögern und Zweifeln durchzuführen; daher die bewundernswürdige Klarheit und Sicherheit in allen seinen Maßnahmen, das unbedingte Vertrauen in den Erfolg, die unerschütterliche Seelenruhe in allen Kämpfen, — plötzlich eintretende Ereignisse, welche Andere überraschen und verwirren könnten, scheinen von ihm im voraus längst in Berechnung gezogen und seine Pläne nicht mehr zu stören, deren Hauptgedanken er festhält, wenn er auch die Wege zu seinem Ziele nach den veränderten Umständen zu wechseln Veranlassung nimmt. „Erst wägen, dann wagen!“ so lautet sein Wahlspruch, den er auf diese Weise ins Leben überträgt. Mit dieser Großartigkeit der Reflexion und der genialen Kühnheit seiner Entwürfe verbindet Moltke jene antike Einfachheit und edle Bescheidenheit, die ihn mit seiner eigenen Person hinter der Sache oder auch hinter der Person, der er dient, vollständig zurücktreten und ihn mit objectiver Ruhe der Ausführung seiner Ideen und Pläne durch die dazu berufenen Werkzeuge — die Unterbefehlshaber und Truppen — harren läßt. Wie aber der Geist des Feldherrn, seine Sicherheit, Klarheit und Siegeszuversicht, sich auf die Untergebenen und auf die Truppen überträgt und sich unwillkürlich in ihrer Action spiegelt, das werden wir im Fortgange dieser Darstellung noch öfter wahrzunehmen Gelegenheit haben.

Während Moltke in den Pausen der eigentlichen Kriegsaction, an den

Marsch- und Ruhetagen der Truppen, in dem schnell eingerichteten Generalstabs-Bureau des Hauptquartiers über seinen Karten und Plänen sinnt, die eingegangenen Meldungen prüft und vergleicht, Directive für die höheren Führer ausarbeitet, Dispositionen für Marsch und Gefecht der Truppen entwirft, die Gegenstände für den Vortrag beim Könige ordnet, Dienstschreiben aller Art empfängt und abfertigt, sehen wir ihn am Tage der Schlacht mit seiner Person kaum hervortreten. Alles ist vorbereitet und eingeleitet. Die Rollen sind vertheilt: hier Angriff, dort Vertheidigung, hier zähes Festhalten, dort stürmisches Vorwärts und Drauf! alle Bewegungen vollziehen sich sicher und planvoll, wie nach einem Gesetze der Nothwendigkeit, ohne daß ein persönliches Eingreifen des Feldherrn an irgend einer Stelle bemerkbar oder auch nur wünschenswerth erscheint. Und Derjenige, dessen Entwürfe, soeben ausgeführt, zu weltgeschichtlichen Thaten werden, hält ernst und schweigsam an der Seite seines Königs und Herrn auf einer Höhe des Schlachtfeldes mit dem klaren, ruhig blickenden Auge, den festgeschlossenen Lippen, und keine Miene verräth es, welchen Antheil er selbst hat und nimmt an den Ereignissen, die sich hier unter seinen Augen zutragen.

In einer ernsten, fast freudlosen Jugend herangereift, hat Hellmuth von Moltke schon im Anfange seiner Mannesjahre*) während eines mehrjährigen Aufenthalts in der Türkei (1835—1839) als „Müsteschar", das ist als militärischer Rathgeber, bei dem Seraskier, das ist dem Oberbefehlshaber der türkischen Truppen, Hafiz-Pascha, im Kriege gegen Aegypten am oberen Euphrat und Tigris eine praktische Schule für seinen späteren Beruf durchgemacht. Dort in der Vereinsamung, fern dem Vaterlande, unter ihm völlig fremdartigen Verhältnissen, als Berather eines Generals, der ihn nie ganz verstand und der seine Unwissenheit und Schwachmüthigkeit durch einen noch höheren Grad von Starrköpfigkeit zu verdecken suchte, sammelte der Hauptmann von Moltke manche praktischen Kenntnisse und Erfahrungen, die er später als Chef des Generalstabs der preußischen Armee (seit 1858) an der Seite eines Fürsten, dem als erster militärischer Rathgeber mit hingebender Treue zu dienen, ihm für die höchste Ehre und Freude seines Lebens galt, zu Heil und Nutzen seines Vaterlandes verwerthete.

Da wir uns hier nicht die Aufgabe gestellt haben, eine Lebensbeschreibung des Generalfeldmarschalls von Moltke zu geben oder eine Geschichte derjenigen Kriege zu schreiben, in welchen seine strategische Leitung sich glänzend bewährte, so beschränken wir uns darauf, Moltkes kriegerische Thätigkeit nur in einzelnen hervorragenden Momenten der letzten Kriege zu betrachten, wo seine Entschlüsse eine entscheidende Wendung der Kriegslage herbeiführten und von wesentlichem Einflusse auf die Geschicke der kriegführenden Nationen wurden.

Es ist die Nacht vom 2. zum 3. Juli 1866. Die drei Armeen des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl von Preußen und des Generals

*) H. v. Moltke ist geboren am 26. October 1800 zu Parchim in Mecklenburg.

Herwarth von Bittenfeld haben sich durch siegreiche Gefechte aus Schlesien und Sachsen den Einmarsch nach Böhmen geöffnet. Die Spitzen der einzelnen Corps stehen jedoch noch auf einer fünf Meilen langen Linie (von Hoch-Weselh bis über Königinhof) von einander entfernt, und die getrennten Heertheile können ihre Vereinigung zu dem bevorstehenden Hauptschlage gegen die nach den letzten Nachrichten noch auf dem rechten Ufer der oberen Elbe concentrirte Hauptarmee Benedeks erst durch eine Marschbewegung bewerkstelligen. Das Königliche Hauptquartier ist am Nachmittag des 2. Juli in Gitschin angekommen, und König Wilhelm hat den gemeinschaftlichen Oberbefehl über die drei Armeen übernommen. Nach den äußerst anstrengenden Märschen und Gefechten der letzten Tage ist für die sämmtlichen Truppen für den nächstfolgenden Tag Ruhe befohlen.

In dem Städtchen Gitschin, wo den Tag über die Durchzüge der Truppen und der Gefangenentransporte, der Proviant- und Munitions-Colonnen, der Lazarethe und Verwundeten ohne Unterbrechung fortdauerten, ist mit dem Dunkelwerden Stille eingetreten. Der weite Markt ist fast ganz verödet, dem wilden Getümmel des Tages die tiefste Ruhe gefolgt. Von dem Fenster eines Hauses am Markte, des Gasthofes „zum Löwen", fällt noch ein Lichtschein auf den Platz hinaus. Hier liegt das Arbeitszimmer des Königs. Wer hineinzuschauen vermöchte, der sähe den greisen Herrn noch am Schreibtische arbeiten. Auf einem Tische in der Mitte des Zimmers liegen Karten und Pläne ausgebreitet, auf welchen die Stellungen der beiden Heere und der einzelnen Corps durch Nadeln mit bunten Köpfen bezeichnet sind; denn bis vor Kurzem waren die Generale des Hauptquartiers beim Könige zum Kriegsrath versammelt. Nun erlischt auch der Lichtschein am Fenster des Königs, und der greise Herr sucht, ermüdet von den Anstrengungen und Eindrücken des Tages, eine kurze Ruhe auf dem Feldbette. Der königliche Wagen ist für den folgenden Morgen erst um neun Uhr bestellt, um welche Zeit der König sich nach Miletin, halbwegs nach Königinhof, dem Hauptquartiere der Zweiten Armee, begeben will, um mit dem Kronprinzen zusammenzutreffen.

Um 11 Uhr Nachts hört man Hufschläge auf dem Marktplatze. Ein Reiter hält vor dem Hause, wo der Chef des Generalstabs der Armee, von Moltke, sein Quartier hat, giebt die Zügel des Pferdes der ihn begleitenden Ordonnanz und begiebt sich in dessen Wohnung hinauf. Es ist der Generalstabschef der Ersten Armee, General von Voigts-Rhetz, wecher aus dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl zu Kamenitz kommt, um dem Könige über die im Laufe des Tages bei dem Obercommando der Zweiten Armee eingegangenen wichtigen Nachrichten Bericht zu erstatten und die auf Grund derselben voraussichtlich geänderten Dispositionen für den folgenden Tag zu erfahren. Wenige Minuten darauf sehen wir beide Generale, Moltke und Voigts-Rhetz, sich zum Vortrage beim Könige begeben. Dieser erhebt sich sogleich vom Lager und läßt auch die übrigen Generale des Hauptquartiers, v. Roon, v. Alvensleben, v. Treskow, zu sich bescheiden.

Dies war die große Stunde, in welcher die wichtigste Entscheidung des Krieges vorbereitet ward.

Nach den bei der Ersten Armee eingegangenen zuverlässigen Meldungen stand die feindliche Hauptmacht am Nachmittage des 2. Juli nicht mehr — wie bisher angenommen — concentrirt auf dem rechten, sondern bereits mit mindestens 3½ Armeecorps auf dem linken Ufer der oberen Elbe, nordwestlich Königgrätz, hinter dem Abschnitte der Bistritz. Er schien danach Willens, mit seiner Hauptmacht die Offensive gegen die Erste Armee zu ergreifen, um durch einen Vorstoß mit überlegenen Kräften gegen dieselbe noch jetzt nachzuholen, was er bei dem Einmarsch der Preußen in Böhmen gegen die noch getrennten Heertheile zu thun versäumt hatte. Die Frage war, ob es dem Prinzen Friedrich Karl überlassen bleiben solle, sich in einer Defensivstellung allein mit seinen eigenen Kräften dieses Angriffs zu erwehren, oder ob man der beabsichtigten Offensive des Feindes durch eine noch viel kühnere eigene Offensive zuvorkommen solle.

Um für die Letztere auch die Mitwirkung der Zweiten Armee zu gewinnen, war die Vereinigung mit derselben vorwärts zu suchen und konnte wahrscheinlich erst auf dem Schlachtfelde selbst erreicht werden. Dabei kam es in Frage, ob die Armee des Prinzen Friedrich Karl im Stande sein würde, dem überlegenen Andrange des Feindes bis zur Ankunft des Kronprinzen mit der Zweiten Armee Widerstand zu leisten, und ob der Kronprinz mit seinen durch die Märsche und Gefechte der vergangenen Tage ermüdeten Truppen den Anschluß an die Erste Armee noch rechtzeitig erreichen würde, um entscheidend in die Schlacht eingreifen zu können. Jedenfalls war es ein Wagniß, die Vereinigung der beiden Armeen, welche durch ein Aneinanderschieben der Heertheile in der Frontlinie oder durch eine Concentration rückwärts in den nächsten Tagen ohne Kampf zu bewerkstelligen gewesen wäre, nun von der Entscheidung der Waffen abhängig zu machen; aber es war ein Wagniß, welches dem Geiste der Führer und der Truppen entsprach, die den Kampf herbeisehnten und an dem Siege nicht zweifelten; ein Wagniß, welches in der altpreußischen Tradition begründet war, wonach das Kühnste auch allemal das Sicherste ist; das alte Blücher'sche „Vorwärts“ hatte im preußischen Heere noch seinen vollen Metallklang, und die Leistungsfähigkeit der Truppen wuchs, je höhere Anforderungen an sie gestellt wurden. Das mochte auch der große Stratege im preußischen Hauptquartier erwogen haben, ehe er sich zu wagen entschloß; denn sein Entschluß war in dem Augenblicke bereits gefaßt, als er sich zum Vortrage beim Könige begab. Was in jenem mitternächtigen Kriegsrathe beim Könige im Einzelnen vorgebracht und verhandelt wurde, ist das Geheimniß der Theilnehmer geblieben; aber aus Dem, was thatsächlich folgte, läßt sich auf die Berathungen und Entscheidungen des Kriegsraths mit Sicherheit zurückschließen.

Bald nach Mitternacht sehen wir den General von Voigts-Rhetz in Gitschin wieder sein Pferd besteigen und sich auf den Rückweg nach Kamenitz

begeben. Gleichzeitig sprengt ein anderer Officier, der Flügeladjutant Oberst Graf von Finkenstein, in anderer Richtung von dannen, um dem Oberbefehlshaber der Zweiten Armee direct über Miletin ein vom Könige sanctionirtes Schreiben des Generals von Moltke zu überbringen, dessen später bekannt gewordener Inhalt in der Hauptstelle lautete:

„Ew. Königliche Hoheit wollen sogleich die nöthigen Anordnungen „treffen, um mit allen Kräften zur Unterstützung der Ersten Armee gegen „die rechte Flanke des voraussichtlichen feindlichen Anmarsches vorrücken zu „können und dabei sobald als möglich eingreifen. Die heut Nachmittag „unter anderen Verhältnissen gegebenen diesseitigen Anordnungen sind nun „nicht mehr maßgebend. gez. v. Moltke."

In diesen wenigen Worten lag also der Keim zu der wichtigsten Entscheidung des Feldzuges. Um 2 Uhr war wieder Alles still im Königlichen Hauptquartier. Der König und sein Generalstabschef suchten noch für einige Stunden die Ruhe der Nacht. Um dieselbe Zeit brachen die Truppen der Ersten und der Elbarmee bereits nach den ihnen angewiesenen Versammlungsplätzen auf; denn der Prinz Friedrich Karl hatte in Erwartung der Zustimmung des Königs die nöthigen Anordnungen schon vor Rückkehr seines Generalstabschefs erlassen.

Mit der Morgenfrühe sollten die Truppen der Ersten und der Elbarmee den Angriff gegen die Front und linke Flanke der feindlichen Stellungen hinter der Bistritz eröffnen. Wann Graf Finkenstein mit dem Schreiben Moltkes beim Kronprinzen eintreffen würde, war bei dem Ritte durch feindliches Land, bei der Unsicherheit und schlechten Beschaffenheit der Wege schwer zu berechnen. Von Gitschin bis Königinhof betrug die directe Entfernung fünf Meilen. Er konnte also auch mit dem besten Pferde kaum vor 4 Uhr Morgens das Schreiben übergeben. Wann nun vom Kronprinzen auch sofort die Anordnungen zum schleunigsten Aufbruche der Truppen getroffen wurden, so war das Eintreffen der Zweiten Armee auf dem Schlachtfelde und das Eingreifen derselben in die Schlacht, auch wenn der Marsch ohne Aufenthalt und Störung vor sich ging, erst im Laufe des Nachmittags zu erwarten. Ob die Erste und Elbarmee bis dahin den Kampf mit der überlegenen feindlichen Hauptmacht allein würden bestehen können, davon hing das Schicksal der Schlacht ab, welche die entscheidende des Krieges werden sollte.

Um 8 Uhr Morgens kam der König mit seinem Chef des Generalstabs und zahlreichem Gefolge auf der Höhe von Sadowa (1½ Meilen nordwestlich von Königgrätz) an und gab alsbald den Befehl, mit der Ersten Armee zum Angriff zu schreiten, um sich in Besitz der Bistritz-Linie zu setzen. An der Hartnäckigkeit der österreichischen Vertheidigung und der Heftigkeit der Gegenstöße erkannten die preußischen Heerführer, daß sie es nicht — wie Tags zuvor angekommen — mit einem beträchtlichen Theile, sondern mit der ganzen österreichischen Nordarmee Benedeks zu thun hatten.

Schon waren die Reihen des preußischen Fußvolks durch das österreichische Geschützfeuer stark gelichtet, schon hatte Fransecki, der „Fanatiker für Pflicht und Ehre“, im Walde von Benatek (Swiepwald) sein historisches „Hier bleiben wir!“ den Seinigen zugerufen, schon waren die Reserven der Ersten Armee, das brandenburgische Corps mit den „Düppelstürmern“, unter den Augen des Königs vorüber zur Unterstützung des stark bedrängten preußischen Centrums vorgezogen, und wie einst Wellington auf dem Schlachtfelde von Waterloo die Hilfe Blüchers herbeisehnte, so richteten sich von der Höhe von Sadowa her immer wieder die Blicke nach der Gegend, aus der man den Anmarsch der kronprinzlichen Armee erwartete.

Es ist zwischen 1 und 2 Uhr Mittags, die entscheidende Stunde der Schlacht. Mit unveränderter Seelenruhe, als handelte es sich nur darum, das Ergebniß eines Rechenexempels abzuwarten, zuweilen das Fernglas vor das Auge haltend und nach den Hügelkuppen richtend, zwischen denen die Dörfer Horenowes, Masloweb, Rosberitz und Chlum, die Hauptstützpunkte des österreichischen Centrums und rechten Flügels, hervorschauen, harrt Moltke an der Seite des Königs des Eintreffens der Spitzen der Zweiten Armee. Und sie kommen. Die österreichischen Angriffe gegen den linken Flügel der Ersten Armee werden matter und matter, und die Linien der kronprinzlichen Armee rücken unter dem Donner der Kanonen gegen die rechte Flanke der österreichischen Stellung vor.

Moltke gewahrte dies auf der Höhe von Sadowa an der Seite des Königs. „Jetzt ist Ew. Majestät der Sieg nicht mehr zu nehmen“, sagte er, zu diesem gewandt, mit leuchtendem Antlitz, und gleichsam zur Bestätigung seiner Worte, traf die Meldung ein von der Erstürmung der Höhen von Lipa und Chlum, im Rücken des österreichischen Centrums, durch die preußischen Garden. Da verließ der König seinen bisherigen Platz und sprengte mit seinem Gefolge nach den eroberten Höhen, empfangen und umwogt von dem Siegesjubel der Krieger. Der König befahl das Vorrücken auf der ganzen Linie. Der Nebel, der bis jetzt über dem Schlachtfelde gelagert hatte, zerriß die Sonne warf einen goldenen Schein über das Feld, und man sah, in weitem Bogen die beiden Flügel der österreichischen Schlachtfront umspannend das ganze preußische Heer, Bataillon neben Bataillon, Brigade neben Brigade, unter klingendem Spiele in stetigem siegreichen Vormarsche. Unaufhaltsam wich der Feind vor diesem gewaltsamen Andrange der preußischen Heersäulen.

Durch die Schlacht bei Königgrätz und die unmittelbar an dieselbe sich anschließenden Kriegsthaten hatte Preußen sich das Recht erkämpft, die Angelegenheiten Deutschlands nach seinem Sinn und Willen zu ordnen. Nicht Oesterreich war es fortan, welches den preußisch-deutschen Einheitsbestrebungen hindernd in den Weg trat, aber der alte Feind, unter dessen Raub- und Eroberungsgelüsten Deutschland seit Jahrhunderten zu leiden hatte, wollte auch jetzt das friedliche Einigungswerk der Deutschen nicht zu Stande kommen lassen, und das Oberhaupt der Franzosen, Kaiser Napoleon III., wählte einen nichtigen

Vorwand, um — im Einverständniß mit der öffentlichen Meinung in Frankreich — Preußen den Krieg zu erklären.

Wir nehmen zwei für sich abgeschlossene Perioden dieses Krieges, um Betrachtungen über die Weise der Moltke'schen Kriegführung daran zu knüpfen.

Schon in der Zeit, als der Krieg mit Frankreich noch nicht unmittelbar bevorstand und die französischen sogenannten „Compensationsansprüche“ von dem

Kanzler des norddeutschen Bundes, Grafen Bismarck, noch „dilatorisch“ behandelt wurden, im Winter von 1868 auf 1869, hatte Moltke in seinem Berufe als Chef des Generalstabs der Armee dem Könige Wilhelm eine Denkschrift überreicht, in welcher er die Hauptgesichtspunkte für den Fall eines Krieges mit Frankreich darlegte. Als nächstes Operationsziel wird in derselben bezeichnet, „die Hauptmacht des Feindes aufzusuchen und, wo man sie findet, anzugreifen“. Bei diesem einfachen Plane wird jedoch auf die Schwierigkeit hingewiesen, welche aus der Handhabung der dafür erforderlichen „sehr großen Massen“ erwächst, und als leitender Gedanke schon von den ersten Bewegungen an läßt sich unschwer das Bestreben erkennen, die feindliche Hauptmacht in nördlicher Richtung von ihren Verbindungen mit Paris abzudrängen.

Wir werden sehen, wie dieser Gedanke von der deutschen Heerführung unter allen Wandlungen des Krieges festgehalten und durchgeführt wurde. Die nächste Aufgabe des deutschen Heeres war der Marsch nach Paris und die Ueberwältigung oder Vernichtung aller feindlichen Heere, welche sich ihm auf diesem Wege entgegenstellen würden; denn sowohl im deutschen Volke, als in der obersten Heeresleitung war die Ueberzeugung vorherrschend, daß dieser Kriegsbrand nur an seinem eigentlichen Herde, nur in der Hauptstadt Frankreichs zu löschen und daß erst nach der Einnahme von Paris auf einen Friedensschluß zu rechnen sei.

Im Gegensatze zu der Sicherheit und Klarheit in den Entschließungen der deutschen Heeresleitung sehen wir auf französischer Seite ein fortwährendes Zögern und Schwanken, welches durch den Eindruck der ersten deutschen Siege hervorgerufen und durch die verschiedenen politischen Strömungen in den Regierungskreisen noch gesteigert wurde, ein Schwanken zwischen Offensive und Defensive, zwischen Annahme der Schlacht und Ausweichen vor derselben, zwischen Stehenbleiben und Zurückgehen u. s. w. Nach dem Verluste der beiden Schlachten von Wörth und Spichern-Saarbrücken (6. August) schien es für die französische Heeresleitung das natürlich Gebotene, mit der Hauptmacht in einer festen Stellung zwischen der französischen Ostgrenze und der Hauptstadt dem Vordringen der deutschen Armeen ein Ziel zu setzen. Ob diese Stellung näher an der Grenze — etwa auf dem rechten Ufer der Mosel mit Anlehnung an den festen Waffenplatz Metz — oder näher an Paris — etwa auf der Ebene von Châlons, wo das bekannte befestigte Uebungslager des französischen Heeres sich befand, — zu wählen sei, darüber mochte das Obercommando nach den Vortheilen, welche diese oder jene Stellung bot, nach dem Grade der Schlachtbereitschaft der Truppen und nach der Möglichkeit, Reserven und Verstärkungen aus dem Innern des Landes heranzuziehen, entscheiden. Anfangs schien der Kaiser Napoleon geneigt, mit der ganzen französischen sogenannten „Rheinarmee“ bis nach Chalons zurückzugehen, wohin auch Marschall Mac Mahon nach der Niederlage bei Wörth mit den Trümmern seiner Armee den Rückzug angetreten hatte und wo die

französischen Reserven sich sammelten. Die Erwägung jedoch, daß es einen üblen Eindruck in Paris machen müsse, wenn ein so großer Theil des französischen Gebiets ohne Schwertstreich der deutschen „Invasion“ preisgegeben würde, mochte den Kaiser später bestimmen, diesen Entschluß zu ändern und bereits östlich von Metz zwischen der Mosel und Nied mit der Hauptmacht Stellung zu nehmen.

Die Unentschlossenheit und das Zögern auf französischer Seite wurde von der deutschen Heeresleitung benutzt, um die Moselübergänge oberhalb Metz bei Pont-à-Mousson, Dieulouard, Marbache, sowie den Bahnhof von Courcelles in ihre Gewalt zu bringen, die Dritte Armee (Kronprinz von Preußen) die Mosel überschreiten zu lassen und in Marsch auf Nancy-Luneville zu setzen. Das stetige Vorrücken der dritten Armee entsprach dem Hauptgedanken des Moltke'schen Kriegsplans, die französische Hauptarmee in nördlicher Richtung von ihren Verbindungen mit Paris abzudrängen. Durch dasselbe wurde die bei Metz stehende sogenannte „Rheinarmee“ bereits in ihrer rechten Flanke umgangen. Die Erste Armee (von Steinmetz, später von Manteuffel) rückte über St. Avold gegen Metz, die Zweite (Prinz Friedrich Karl) auf Pont-à-Mousson vor. Das königliche Hauptquartier kam am 13. August nach Herny an der Straße nach Metz.

Am 12. August legte Napoleon den Oberbefehl über die Armee nieder und ernannte den Marschall Bazaine zum Oberbefehlshaber der „Rheinarmee“. Dieser kam alsbald auf den früheren Plan Napoleons zurück, die Rheinarmee bis nach Châlons zur Vereinigung mit den Truppen Mac Mahons und den Reserven zurückzuführen. Als infolge dieses Entschlusses am 14. August Nachmittags die französischen Corps aus ihren Stellungen östlich Metz abziehen und auf das linke Moselufer übergehen wollten, wurde dies von den Vorposten der Ersten Armee rechtzeitig erkannt. General von der Goltz ging mit der Avantgarde des VII. Corps sogleich gegen die bisherige feindliche Stellung vor und zwang durch seinen energischen Angriff die bereits im Abzuge auf das linke Moselufer begriffenen feindlichen Corps de l'Admirault und Frossard wieder Front zu machen und Stand zu halten. Auf diese Weise entwickelte sich die Schlacht von Colombey-Nouilly, an welcher die Mehrzahl der Truppen der Ersten Armee theilnahmen und welche Abends 9 Uhr mit der Zurückwerfung der Franzosen bis hinter die Mauern der Außenforts von Metz endete. Die anbrechende Nacht und die unmittelbare Nähe der Festung machten eine weitere Ausnutzung der errungenen taktischen Vortheile unmöglich. Die eigentliche Bedeutung des auf dem rechten Moselufer erreichten Erfolges mußte aber nun auf dem linken hervortreten. Um sich dieses Erfolges zu sichern, wurden am Morgen des 15. August aus dem Großen Hauptquartier zu Herny Directive für die Zweite Armee gegeben, in welchen es heißt: „Die Verhältnisse, unter welchen das I. und VII. Armeecorps, sowie Theile der 18. Infanterie-Division gestern Abend einen Sieg erfochten, schlossen jede Verfolgung aus. Die Früchte des Sieges sind nur

durch eine kräftige Offensive der Zweiten Armee gegen die Straße von Metz nach Verdun zu ernten".

Die nächste Folge der Schlacht von Colombey-Nouilly war, daß der Abmarsch des Feindes auf der Straße Metz-Verdun für den 14. August unmöglich gemacht worden war; er ging auch am 15. nur sehr langsam vor sich; denn die geschlagenen Corps der französischen Armee bedurften noch einiger Zeit, um die durch die Schlacht zum Theil gelöste Ordnung in den Truppenverbänden wieder herzustellen und ihre Munition zu ergänzen, und konnten ihre Marschziele nicht erreichen.

Dieser Aufenthalt sollte für die Rheinarmee verhängnißvoll werden; denn der Oberbefehlshaber der Zweiten Armee, Prinz Friedrich Karl, benutzte diese Zeit, um einen Theil seiner Armee (das III. Corps, einen Theil des X. Corps und beinahe die gesammte Cavallerie) bei Pont-à-Mousson und auf den inzwischen geschlagenen Brücken über die Mosel zu führen, den übrigen Theil der Armee in sich aufschließen zu lassen und bis nahe an die Mosel heranzuziehen. Als nun Bazaine am 16. August seinen Abmarsch auf der Straße Metz-Verdun bewerkstelligen wollte, fiel der Zweiten Armee die Aufgabe zu, diese Bewegung durch eine kräftige Offensive gegen die im Abmarsche befindlichen Corps zum Stillstande zu bringen, — bei der verhältnißmäßig noch geringen Zahl von Streitkräften, welche am 16. August auf dem linken Moselufer für diesen Zweck verfügbar waren, allerdings eine überaus schwierige Aufgabe, welche die großartigsten Anstrengungen und die hingebendste Tapferkeit der Truppen erforderte.

Die Schlacht bei Mars-la-Tour-Vionville, 16. August, in welcher das III. (brandenburgische) Armeecorps in fünfstündigem Kampfe fast allein einem um mehr als das Doppelte überlegenen Gegner die Spitze bot, bis durch das Eintreffen des X. Corps, sowie von Abtheilungen des IX. und VIII. Corps am Abend das Gleichgewicht annähernd wiederhergestellt wurde, ist daher taktisch die größte Leistung der Truppen während dieses Krieges. Um sich eines großen strategischen Erfolges für die Zukunft zu sichern, mußten hier Anforderungen an die Truppen gestellt werden, welche weit über das Maß des Gewöhnlichen hinausgingen; aber in der Erfüllung dieser Anforderungen zeigte sich die außerordentliche Tüchtigkeit und der Werth dieser Truppen. Ehrgeiz und Ruhmbegier sind die Triebfedern zu manchen großartigen und bewundernswürdigen Thaten; höher aber stellen wir das schlichte Pflichtgefühl des Mannes, mit welchem dieser auf dem angewiesenen Platze treu und tapfer ausharrt unter allen Drangsalen und Gefahren, ohne die Aussicht auf irgend welchen Gewinn oder Vortheil, weil er gelernt hat, seinen Willen einem höhern zu unterordnen. Von diesem Pflichtgefühle, welches die Grundlage der militärischen Disciplin bildet, legten die deutschen Truppen — speciell die Brandenburger — am Tage von Mars la Tour ein glänzendes Zeugniß ab.

Wir haben uns hier nur mit der strategischen Leitung und den Maß-

nahmen des Feldherrn, nicht mit der taktischen Ausführung derselben durch die Truppen zu beschäftigen. Deshalb müssen wir es uns zu unserm Bedauern versagen, auf die einzelnen Momente der Schlacht und auf die großartigen Leistungen der einzelnen Truppentheile einzugehen, deren Darstellung eines der ruhmvollsten Blätter der preußischen Kriegsgeschichte füllt. Wir müssen hier verzichten auf eine Schilderung jenes todeskühnen Ritts der Cavalleriebrigade von Bredow, des Durchschreitens der Thalschlucht von Mars-la-Tour durch die 38. (westfälische) Infanterie-Brigade unter dem mörderischen Feuer der Chassepots und Mitrailleusen vom jenseitigen Höhenrande, des ungestümen Reitercorps der Gardedragoner, deren Commandeur, Oberst von Auerswald, als er die Todeswunde in der Brust fühlte, noch einmal vor die Front seines Regiments sprengte, ein Hoch auf den König ausbrachte, darauf die Führung des Regiments in strengen dienstlichen Formen seinem Nachfolger, dem Rittmeister Prinzen von Hohenzollern, übergab und dann erst das Schlachtfeld verließ, um zu sterben. Alle Waffengattungen, alle Truppentheile zeichneten sich aus durch bewundernswürdige Leistungen. Das III. Corps verlor in dieser Schlacht beinahe den dritten Theil seiner Mannschaften; die Gesammtverluste auf deutscher, wie auf französischer Seite betrugen je ca. 16,000 Mann, zusammen etwa so viel als ein Armeecorps.

Im Volke, wo man die Bedeutung eines Sieges gewöhnlich nach dem unmittelbar in die Augen springenden Erfolge beurtheilt und wo man durch die Aufführung einer großen Anzahl von Trophäen in den früheren Siegesberichten verwöhnt war, wurden die Schlachten von Colombey-Nouilly und von Mars-la-Tour-Vionville anfänglich nicht nach ihrer wahren Bedeutung gewürdigt. Diese trat erst in den späteren Folgen hervor. Die Aufgabe der deutschen Heeresleitung war es, für einen dem Einsatze dieser theuer erkauften Siege entsprechenden Erfolg zu sorgen. Sie durfte sich nicht damit begnügen, Adler und Fahnen als Siegestrophäen nach der Heimath zu senden, um dereinst die vaterländische Ruhmeshalle zu schmücken, sondern sie mußte das Resultat des Sieges für Erreichung des Hauptzweckes des Krieges — die Vernichtung der feindlichen Streitmacht — verwerthen.

Durch die Schlacht bei Mars-la-Tour war der Feind genöthigt worden, seinen Abmarsch von Metz auf der Straße nach Verdun einzustellen. War Bazaine — wie er behauptete — am 16. August nicht geschlagen, sondern nur zu einer momentanen Einstellung seiner Bewegungen veranlaßt worden, so lag für ihn kein Grund vor, um nicht am folgenden Morgen (17. August) mit seiner gesammten Armee zum Angriff gegen die durch die Schlacht am 16. jedenfalls hart mitgenommenen Corps der Zweiten Armee vorzugehen und sich den Weg in westlicher Richtung auf Verdun-Chalons zu öffnen, den ihm die Zweite Armee am Schlachttage bei Mars-la-Tour-Vionville verlegt hatte. Andererseits stand es ihm noch frei, auf dem etwas weiteren, nördlichen Wege über St. Privat, Briey, Etain, den die deutschen Armeen noch nicht erreicht hatten, seinen Marsch auf Verdun anzutreten. Die Schlacht

am 16. schien ihm jedoch den Eindruck gemacht zu haben, daß er es nicht mit einzelnen Corps, sondern mit einer vereinigten, der seinigen an Zahl gleichen, wenn nicht überlegenen Armee zu thun gehabt habe. Er entschloß sich daher, die etwaigen weiteren Angriffe der Deutschen in einer festen Stellung westlich Metz auf der Hochfläche von Rozerieulles abzuwarten, und hoffte, daß die deutsche Offensive sich an dieser „position inexpugnable“ brechen und daß er demnächst am 19. oder 20. August und den folgenden Tagen seinen Marsch auf Verdun unbehelligt werde bewerkstelligen können.

Die deutsche Heeresleitung war durch die Erfolge des 16. August dem leitenden Gedanken des Kriegsplans, die französische Hauptmacht von ihren Verbindungen mit Paris abzudrängen, bedeutend näher getreten, sie durfte hoffen, die Verbindungen der Rheinarmee mit Paris nun völlig zu unterbrechen und ihr jede weitere Mitwirkung zur Vertheidigung des Landes und der Hauptstadt unmöglich zu machen. Dazu bedurfte es freilich neuer Anstrengungen und sogar einer neuen Schlacht. So bilden die Ereignisse des 14. und des 16. August nur Glieder in der Reihe der großen Kämpfe um Metz, welche zunächst zur Einschließung und schließlich zur Waffenstreckung der französischen Hauptarmee führten.

Für den 17. August kam es zunächst darauf an, so rasch als möglich frische Truppen auf das Schlachtfeld heranzuziehen, um einem etwaigen erneuten Angriffe des Gegners mit genügenden Streitkräften entgegentreten zu können. Nachdem die Recognoscirungen des 17. August, zu welchen der König mit Moltke sich schon Morgens früh 6 Uhr nach dem Schlachtfelde auf die Höhe von Flavigny begeben, dargethan hatten, daß ein Angriff von feindlicher Seite nicht zu erwarten stand, daß vielmehr Bazaine seine Stellungen vom 16. geräumt und näher an Metz auf dem Höhenrücken bei St. Privat, Amanvillers, St. Hubert, Le-Point-du-jour — Rücken gegen Metz — Stellungen bezogen habe, mußten die Dispositionen der deutschen Heeresleitung für den 18. August sowohl für den Fall Bedacht nehmen, daß Bazaine in fester Stellung westlich Metz den Angriff stehenden Fußes erwarten, als daß er auf der noch offenen nördlichen Straße Metz-Briey-Etain seinen Abzug bewerkstelligen werde. Nachdem daher am 16. und 17. August die sämmtlichen Corps der Zweiten Armee und von der Ersten das VII. und VIII. Corps auf das linke Moselufer gezogen waren, wurde für den 18. August ein Vorrücken der gesammten zweiten Armee mit Staffeln vom linken Flügel, zwischen dem Yron- und Gorze-Bach, Front gegen Norden — das ist gegen die Straße Metz-Briey — angeordnet, während von der Ersten Armee das I. Corps (von Manteuffel) auf dem rechten Ufer der Mosel gegenüber stehen blieb, das VII. und VIII. Corps unter Steinmetz bei Gravelotte den feindlichen linken Flügel festhalten und die Bewegungen der Zweiten Armee gegen etwaige Unternehmungen von Metz her sichern sollten.

Während des Vorrückens der Zweiten Armee am 18. August stellte sich

immer klarer heraus, daß die ganze Armee Bazaines in starker Stellung auf den Höhen von St. Privat, Amanvillers, über die Meierhöfe von Leipzig und Moskau bis St. Hubert und Le-Point-du-jour (gegenüber Gravelotte) zur Annahme der Schlacht bereit stand. In Folge dessen ließ der König die ganze Zweite Armee eine Rechtsschwenkung ausführen, deren Axe bei Gravelotte blieb, während der herumgehende Flügel den weiten Bogen von Mars-la-Tour über Ville-sür-Yron, Jarny, Giraumont, Batilly, Ste. Marie-aux-chênes bis St. Privat-la-montagne zu beschreiben hatte.

Diese Rechtsschwenkung, durch welche also die Armee mit der Front nach Osten, den Rücken gegen Paris, zu stehen kam. war ein eben so schwieriges als gewagtes Manöver. Schon die Leitung der Marschbewegung eines Armeecorps, welches auf der Landstraße von der Tete bis zur Queue, das ist von den vordersten bis zu den letzten Truppen, die Tiefe eines Tagemarsches (drei Meilen) einnimmt, hat ihre Schwierigkeiten. Dieselben steigern sich, wenn mehrere staffelweise nebeneinander marschirende Armeecorps plötzlich und — wie es hier geschah — in der Schlacht selbst Angesichts des Feindes eine veränderte Direction erhalten. Bei dem nun folgenden Angriff mit umgekehrter Front war die Armee der Gefahr ausgesetzt, — wenigstens zeitweise — ihre Verbindungen über Pont-à-Mousson u. s. w. auf das rechte Moselufer aufgeben zu müssen; denn für den, wenn auch nicht wahrscheinlichen, doch immer möglichen Fall eines Mißlingens dieses Angriffs würde die geschlagene Zweite Armee den Rückzug über die Moseldefileen zwischen Pont-à-Mousson und Metz schwerlich zu bewerkstelligen vermocht, dieselbe würde vielmehr wahrscheinlich Befehl erhalten haben, auf die Dritte Armee auszuweichen, welche während der Schlachttage bei Metz die Gegend von Nancy-Luneville erreicht hatte. Wir zweifeln nicht, daß es dem Genie Moltkes gelungen wäre, diese Nachtheile wieder auszugleichen und die Verbindung der Zweiten mit der Ersten Armee, sowie mit ihrer natürlichen Operationsbasis in Deutschland wieder herzustellen, immerhin wäre sie aber doch für einige Zeit in eine bedenkliche Lage gekommen. Aber Moltke wußte auch, was er wagte und mit wem er es wagte. Was kein französischer Marschall seinen Truppen hätte zumuthen dürfen, das konnten König Wilhelm und Moltke mit dieser Armee im Vertrauen auf ihre Disciplin und ihre bewährte Kriegstüchtigkeit, in voller Zuversicht auf den glücklichen Erfolg getrost wagen. Die Rechtsschwenkung der Armee wurde in der That genau im Sinne und Geiste der Heerführer ausgeführt, und wenn ein dem Verfasser dieser Darstellung befreundeter Kamerad, welcher in der Schlacht bei Gravelotte durch einen Schuß in die Brust zwar seine Gesundheit, nicht aber seinen Humor verlor, scherzend zu erzählen pflegt, es sei ein erhabener Moment gewesen, als König Wilhelm auf die Höhe von Rezonville gesprengt sei, den alten Preußendegen hoch in der Rechten erhoben und mit gewaltiger, weit über das Schlachtfeld hinschallender Stimme commandirt habe: „Ganze deutsche Armee, mit Armeecorps rechts schwenkt, marsch!" — so liegt dieser

allerdings etwas drastisch-hyperbolischen Darstellung doch die Wahrheit zu Grunde, daß die complicirten Bewegungen der ganzen Armee, von einem einheitlichen Willen geleitet, auf dem Schlachtfelde mit der gleichen Präcision und Sicherheit vor sich gingen, wie die Evolution eines Truppenkörpers — etwa die Schwenkung einer Brigade um ein bestimmtes Pivot — nach dem Commando des Führers auf dem Exercirplatze. Die zuerst in der neuen Frontlinie bei Verneville, Amanvillers ankommenden Corps hatten allerdings einen schweren Stand, bis die preußischen Garden und die Sachsen auf dem weit ausholenden linken Flügel ihre Umgehung über Ste. Marie-aux-chênes und St. Privat-la-montagne beendigt hatten. Als aber diese nach heißem und blutigen Kampfe das mit seinen Backsteinmauern einem Castell ähnlich auf der Höhe gelegene Dorf St. Privat erstürmt hatten, war die Entscheidung auf dem linken Flügel der Deutschen gefallen. Der letzte Versuch Bazaines, durch einen Offensivstoß auf seinem linken Flügel über die Thalschlucht von Gravelotte hinaus sich Luft zu schaffen und vielleicht durch Fortsetzung dieses Vorstoßes am linken Moselufer aufwärts die Deutschen für die Moselübergänge besorgt zu machen, wurde durch das rechtzeitige Eintreffen und den energischen Gegenstoß des II. (pommerschen) Armeecorps (von Fransecki) vereitelt. Aus allen Positionen vertrieben, sah der Feind kein Heil mehr, als unter den Kanonen von Metz.

Das eigentliche Resultat der Kämpfe um Metz konnte erst zwei Monate später gezogen werden. Für jetzt kam es darauf an, die nach Metz zurückgeworfene französische Hauptarmee in dieser Festung zu umschließen, sie von allen ihren Verbindungen und Hilfsquellen nach außen zu isoliren und dadurch endlich zur Capitulation zu zwingen. Demnächst trat an die deutsche Heeresleitung die neue Aufgabe heran, die bei Châlons neugebildete Armee Mac Mahons, zu welcher sich auch der Kaiser Napoleon (seit dem 16. August) begeben hatte, gleichfalls aus dem Felde zu schlagen und damit den letzten Widerstand zu brechen, auf welchen die Deutschen bei ihrem Vormarsche nach Paris noch stoßen konnten.

Wir betrachten in der Kürze noch die Maßnahmen der deutschen Heeresleitung während der nun folgenden zehntägigen Kriegsperiode, welche mit der Katastrophe von Sedan ihren überraschenden Abschluß fand. —

Alsbald nach den Kämpfen um Metz wurde deutscherseits der Vormarsch gegen Paris mit allen verfügbaren Kräften wieder aufgenommen. Von der Zweiten Armee, welche mit ihrem Hauptheile zur Cernirung der französischen Rheinarmee auf dem linken Moselufer bestimmt ward, wurden drei Armeecorps (das IV., XII. und Gardecorps) abgezweigt, um eine selbstständige, vierte Armee — später die Maasarmee genannt — unter dem Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen zu bilden, welche gleichzeitig mit der Dritten Armee (Kronprinz von Preußen) den Vormarsch gegen Paris antrat, und zwar sollte die Dritte Armee, welche auf den südlichen Straßen marschirte und den linken Flügel des Vormarsches bildete, immer einen Tage-

marsch voraus bleiben und dadurch die Möglichkeit gewähren, den Gegner, wenn er Stand hielt, in der Front und rechten Flanke zugleich anzugreifen und — dem leitenden Gedanken des Kriegsplans entsprechend — in nördlicher Richtung von Paris abzudrängen. Außer der Zweiten blieb auch die Erste Armee (von Manteuffel), diese auf dem rechten Moselufer, später verstärkt durch die Landwehrdivision von Kummer, zur Cernirung der Armee Bazaines bei Metz zurück. Sämmtliche Cernirungstruppen wurden unter den Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl gestellt.

Während so die Deutschen mit sämmtlichen an der Mosel entbehrlich gewordenen Heerestheilen, in zwei Armeen gegliedert, auf convergirenden und parallelen Straßen in breiter Front in der Richtung auf Châlons-Paris vorrückten, erhielt die im Lager von Chalons versammelte französische Armee plötzlich eine veränderte Bestimmung, für welche weniger militärische Erwägungen, als politische Rücksichten den Ausschlag gaben. Mac Mahon erhielt von der Regentschaft aus Paris die bestimmte Weisung, mit seiner Armee aus dem Lager von Châlons aufzubrechen und zum Entsatze der in Metz eingeschlossenen Armee Bazaines zu operiren. Man hoffte in Paris, daß diese Bewegung der deutschen Heeresleitung vollständig verborgen bleiben und daß es Mac Mahon gelingen werde, die deutsche Cernirungsarmee vor Metz von Norden und Nordwesten her im Rücken anzugreifen.

Die den deutschen Marschcolonnen weit vorausstreifenden Cavallerietrupps meldeten indessen bereits am 23. August, daß das Lager von Châlons verlassen und die ganze Armee Mac Mahons in der Richtung auf Rheims abmarschirt sei. Ueber den Zweck dieser unerwarteten Bewegung konnten deutscherseits nur Muthmaßungen angestellt werden. Der Generalquartiermeister von Podbielski äußerte bereits in einer Besprechung, welche am 24. August im Königlichen Hauptquartier zu Ligny-en-Barrois stattfand, die Vermuthung, daß die Franzosen von Reims zum Entsatze des Marschalls Bazaine operiren würden. Daß aber ein so erfahrener Heerführer wie Marschall Mac Mahon so bald von seiner ursprünglichen und eigentlichen Aufgabe, dem Schutze und der Deckung der Hauptstadt, abgehen würde, um sich auf ein so gewagtes Unternehmen einzulassen, däuchte der deutschen Heeresleitung vor der Hand noch zu unwahrscheinlich, als daß sie sich schon jetzt zu Aenderungen in den Marschdispositionen der beiden gegen Paris vorrückenden Armeen bewogen gefühlt hätte.

Die Schwatzhaftigkeit der officiösen französischen Presse und des französischen Kriegsministers, General Montauban, Grafen von Palikao, sorgte indessen dafür, daß das große Geheimniß rechtzeitig an den Tag kam. Letzterer ließ sich in der gewissen Vorfreude eines nahen Triumphes der französischen Waffen vor dem gesetzgebenden Körper schon zu der merkwürdigen Aeußerung fortreißen: „Meine Herren, wenn Sie wüßten, was ich weiß, so würden Sie illuminiren“.

Wie schwer es auch für die deutsche Heeresleitung sein mochte, aus dem Halbdunkel von unverbürgten Nachrichten, Muthmaßungen und geflissentlich zu ihrer Täuschung ausgesprengten Lügen das Richtige herauszuerkennen, so gewann doch die Annahme mehr und mehr an Wahrscheinlichkeit, daß die Forderungen der Politik in Paris alle militairischen Bedenken überwogen und daß Mac Mahon in der That den gewagten Marsch zur Befreiung Bazaines angetreten hätte. Da der gerade Weg nach Metz den Franzosen durch den Anmarsch der Deutschen verlegt war, so konnte Mac Mahon nur auf dem weiter nördlichen Umwege über Rheims, Réthel, Bouziers, Stenay, dann an dem waldigen Bergrücken der Ardennen und der belgischen Grenze entlang marschirend, sich Metz nähern. So befand sich in den Tagen vom 23. bis 25. August in der rechten Flanke des nach Westen vorrückenden deutschen Heeres und nur etwa zwei Tagemärsche nördlich desselben, nur durch den waldigen Höhenzug der Argonnen von ihm getrennt, die französische, im Marsche nach Osten begriffene Armee Mac Mahons, deren Bewegungen und Absichten der deutschen Heeresleitung bis jetzt noch unbekannt geblieben waren. Um denselben entgegentreten oder zuvorkommen zu können, hätte deutscherseits der Marsch auf Paris vorläufig eingestellt und den Armeen der beiden Kronprinzen von Preußen und von Sachsen die Richtung gegen Norden quer durch das Bergland der Argonnen hindurch in einen verhältnißmäßig armen Landstrich gegeben werden müssen, wo die Verpflegung

großer Truppenmassen voraussichtlich auf mancherlei Schwierigkeiten stieß. Obgleich nun der Marsch und die Absichten Mac Mahons noch keineswegs aufgeklärt waren, arbeitete Moltke doch, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein, bereits am 25. August Nachmittags im Hauptquartier zu Bar-le-duc einen Entwurf zum theilweisen Rechtsabmarsch des deutschen Heeres nach Norden aus. Als die im Laufe desselben Tages von der Cavallerie der Maasarmee eingehenden Meldungen die Vermuthung von dem Anmarsche Mac Mahons, von Reims über Réthel auf Metz zur Gewißheit machten, begab sich Moltke mit dem Generalquartiermeister von Podbielski zum Vortrage beim Könige, welcher darauf den Rechtsabmarsch der Maasarmee und der beiden bayrischen Corps gemäß dem Moltke'schen Entwurfe befahl. Die Dritte Armee, welche für den 26. noch ihre alte Marschrichtung beibehielt, erhielt an diesem Tage den Befehl, der Maasarmee in der neuen Richtung nach Norden zu folgen.

Diese wichtigen Entschließungen der deutschen Heeresleitung erscheinen durchaus einfach, aus der veränderten Kriegslage gewissermaßen von selbst sich ergebend, aber welchen Weg hatten sie durchlaufen, bis ihre Wirkung sich fühlbar machte vom königlichen Hauptquartier aus bis zu den vordersten Reitern der Spitze, welche bereits die Thürme von Rheims vor Augen hatten, und bis zu den Trainsoldaten der letzten Bagagewagen oder zu den Treibern, welche den Truppentheilen die „lebenden Häupter" nachführten, und welche Anstrengungen seitens der Truppen wurden erfordert, um den neuen Entwurf des großen Strategen in Ausführung zu bringen! — Es hat fast etwas Unheimliches, wenn wir die langen Heersäulen mit ihren unabsehbaren Wagenzügen so still und geräuschlos von der bisher befolgten Heerstraße abbiegen und die Wege quer durch das waldige Bergland der Argonnen, die aus der Kriegsgeschichte des vorigen Jahrhunderts in fatalem Andenken stehenden Gebirgspässe von St. Menehould-Grandpré, einschlagen sehen, wobei ganze Heerkörper mit ihren Trains sich vor oder hinter ihre bisherigen Nachbarcolonnen setzen, ohne daß Marschkreuzungen oder Stockungen entstehen dürfen; aber es ist auch ein beruhigender und erhebender Gedanke, daß alle diese Bewegungen sich streng nach einem bestimmten, einheitlichen Plane vollziehen und daß es ein klarer und energischer Wille ist, der diese großen Massen regiert und nach ihren Zielen leitet. Es war wieder eine Rechtsschwenkung im Großen, nur daß es sich hier nicht um eine Schwenkung mit Armeecorps, wie bei Gravelotte-St. Privat, sondern um eine solche mit ganzen Armeen sammt den zu ihnen gehörigen Trains vom Proviant-, Verpflegungs-, Lazarethwesen u. s. w. handelte, — eine Bewegung, wie sie nur von einer vorzüglich disciplinirten Armee ausgeführt werden kann. Die Truppen der Dritten Armee mußten mittelst Eilmärschen herangezogen werden, damit ihre Action mit derjenigen der Maasarmee combinirt werden konnte; aber obgleich die von Regengüssen durchweichten Gebirgswege ihrem Fortkommen und insbesondere demjenigen des Fuhrwerks große Schwierigkeiten entgegensetzten, erreichten sie doch stets — wenn auch oft erst zu später Nachtstunde — die

ihnen zugewiesenen Ziele. Die Maasarmee aber ließ ihre Reiterei jenseits der Argonnen vorausstreifen, und bereits am 26. August Nachmittags 5 1/2 Uhr traf von derselben im königlichen Hauptquartier zu Clermont die Meldung ein: „Die Höhen östlich Vouziers sind mit französischen Lagern aller Waffen, im Ganzen etwa 140000 Mann bedeckt; Mac Mahon selbst in Attigny und wird in zwei Tagen hier sein“ — was, ins Berlinische übersetzt, ungefähr soviel heißt als: „Hat ihm schon“.

Als nun die Maasarmee den Argonner Wald durchschritten hatte, ohne daß Mac Mahon, welcher von der Frontveränderung des deutschen Heeres noch nichts wußte, den Versuch gemacht hätte, sie durch eine energische Offensive am Debouchiren zu hindern und in das Bergland zurückzuwerfen, als sie am 27. August der Armee Mac Mahons durch Besitznahme der Maasübergänge von Dun bis Stenay zuvorgekommen war und ihr somit den geraden Weg nach Metz verlegt hatte, da war der so kühn angelegte Plan zur Befreiung Bazaine's als gescheitert anzusehen. Moltke begnügte sich jetzt indessen nicht mehr damit, das Unternehmen Mac Mahons vereitelt zu haben, sondern er entwarf den Plan, auch die zweite französische Feldarmee, von welcher jetzt die Geschicke Frankreichs abhingen, zur Mitwirkung an der Vertheidigung des Landes unfähig zu machen, und traf danach seine Maßnahmen, während die Maasarmee am linken Ufer der Maas abwärts in nordwestlicher Richtung auf Busancy und Beaumont vorging, um dem Gegner den Vormarsch nach Osten zu verlegen, setzte die Dritte Armee ihre Eilmärsche durch den Argonner Wald gegen Grand Pré und Vouziers fort, um ihm den Rückzug nach Westen abzuschneiden. Die Lücke zwischen dem linken Flügel der Maasarmee und dem rechten Flügel der Dritten Armee wurde durch die beiden bayrischen Corps geschlossen. Beide Armeen bildeten gleichsam eine Zange, welche noch gegen Nordwesten und Norden, d. i. gegen Mezières und die belgische Grenze, geöffnet war.

Bei diesen drohenden Stellungen der deutschen Armeen hatte Mac Mahon noch die Wahl unter drei Möglichkeiten: entweder unterhalb der von den Deutschen besetzten Maasübergänge — etwa bei Mouzon — über die Maas zu gehen und dann, weit ausholend über Carignan und Montmedy, die rechte Flanke der Maasarmee zu umgehen, um das aussichtslose Unternehmen auf Metz fortzusetzen, oder sich nördlich nach der belgischen Grenze zu wenden und beim Uebertritt auf das neutrale Gebiet seiner Entwaffnung gewärtig zu sein, oder endlich nordwestlich über Mezières auszuweichen und mittels eines schleunigen Rückzuges auf den nördlichen Straßen nach Paris seine Armee zur ferneren Theilnahme an der Vertheidigung des Landes zu retten. Die erste Möglichkeit war mit den größten Schwierigkeiten in der Ausführung verbunden und konnte für Mac Mahon, nachdem er von den Stellungen der deutschen Armeen unterrichtet war, kaum noch in Betracht kommen. Er wählte in richtiger Erkenntniß seiner mißlichen Lage die dritte, den Rückzug nach Mezières. Damit waren aber die Männer in Paris, von

welchen der Plan zu der Operation Mac Mahons auf Metz ausgegangen war, nicht einverstanden, daß dieser schöne Plan, auf dessen Gelingen sie so fest gebaut hatten, sich jetzt wie eine Schaumblase in Nichts auflösen sollte. Bei ihnen bestätigte sich das alte Wahrwort: „Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit“. — „Wenn Sie Bazaine in Stich lassen“, telegraphirte Montauban, Graf von Palikao — in diesen Tagen der böse Genius Frankreichs — an Mac Mahon, „so bricht in Paris die Revolution aus, und Sie selbst werden von der ganzen Macht des Feindes angegriffen werden. Nach außen hin wird sich Paris zu schützen wissen, die Befestigungen sind vollendet. Hier fühlt Jedermann die Nothwendigkeit, Bazaine zu befreien und mit äußerster Spannung folgt man Ihren Bewegungen“. Mac Mahon mußte seinen früheren Entschluß trotz seiner bessern Einsicht rückgängig machen und sich wieder in die Zange der beiden deutschen Armeen hineinbegeben, um bei Mouzon den Uebergang über die Maas zu versuchen und dann nördlich über Carignan auszubiegen.

Unterdessen waren die Dritte und die Maasarmee mit ihren Flügeln einander nahe genug gekommen, um zur gemeinschaftlichen Offensive vorgehen zu können. Ein Theil der französischen Armee wurde am 30. August von Truppen der Maasarmee und einem bayrischen Corps noch westlich der Maas, bei Beaumont erreicht, geschlagen und in vollständiger Auflösung bis an die Maas nach Mouzon zurückgeworfen. Von der Unmöglichkeit, sich mit Bazaine zu vereinigen, überzeugt, faßte nun Mac Mahon den Entschluß, sich mit seiner ganzen Armee nach Sedan zurückzuziehen, nicht um eine Schlacht dort anzunehmen, sondern um die in den Truppenverbänden immer mehr sich lösende Ordnung wiederherzustellen und sich mit Lebensmitteln und Munition zu versorgen. Die bereits bis Carignan vorgegangenen Divisionen erhielten Befehl umzukehren. Der gegen Abend des 30. August begonnene Rückzug der gesammten französischen Armee auf Sedan wurde im Lauf der Nacht auf den mit Fuhrwerk aller Art und Flüchtlingen bedeckten Straßen fortgesetzt. Am 31. früh langte Mac Mahon mit seinem Stabe in Sedan an, wo der Kaiser Napoleon mit seinem Sohne bereits während der Nacht eingetroffen war. In Folge der planlosen Hin- und Hermärsche, der vielen unglücklichen Gefechte und der mangelhaften Verpflegung hatten die Erschöpfung und die Entmuthigung in der französischen Armee bereits so überhand genommen, daß Mac Mahon am 31. den Weitermarsch nach Mezières noch nicht anzutreten wagte, — verhängnißvoller Zeitverlust!*)

*) Nach dem Berichte des Generals Vinoy, der von Paris mit seinem Corps der Armee Mac Mahons nachgesandt war und am 30. mit der Spitze desselben in Mezières eintraf, sollen sowohl der Kaiser Napoleon als Mac Mahon gegen einen Ordonnanzoffizier Vinoys in Sedan die Absicht geäußert haben, mit der Armee nach Mezières zurückzugehen. Sie glaubten nicht, hieran gehindert werden zu können, weil man deutscherseits keinesfalls im Stande sei, bei Donchery hinreichende Streitkräfte auf das rechte Ufer der Maas zu werfen. Der Kaiser legte noch besonderes Gewicht

Deutscherseits wurde die Unthätigkeit des Gegners benutzt, um die Zange der beiden Armeen, in der er sich befand, mehr und mehr zu schließen. Zu diesem Zwecke erhielt die Maasarmee die Aufgabe, dem französischen linken Flügel ein Ausweichen in östlicher Richtung (über Carignan) zu verwehren, was sie durch die Aufstellung auf beiden Ufern der Chiers von Mouzon bis zur belgischen Grenze erreichte. Die Dritte Armee dagegen sollte dem Feinde den Rückzug nach Westen abschneiden und mittels Einnahme starker Artillerieaufstellungen auf den Höhen des linken Maasufers die Lager und Truppenbewegungen in der vorliegenden Thalniederung der Maas beunruhigen. Auf dem äußersten rechten Flügel der Dritten Armee, die Lücke zwischen dieser und der Maasarmee schließend, standen die Bayern, welche am 31. August über Remilly am linken Maasufer (eine Meile südöstlich von Sedan) vordrangen, den Feind bis Bazeilles zurückwarfen und zwischen beiden Orten eine Brücke über die Maas schlugen.

So befanden sich am Abend des 31. August die beiderseitigen Heere mit ihrer ganzen Front einander nahe gegenüber und mit den Vortruppen zum Theil in unmittelbarer Berührung; die französische Armee auf einem gegen Süden, Osten und Norden geschlossenen Bogen um die kleine, bedeutungslose Festung Sedan versammelt, vor der Front die Thalsenkungen der Givonne im Osten, des Floingbachs im Norden, den Rücken gegen Sedan, die beiden Flügel ober- und unterhalb Sedan an die Maas gelehnt. Im Südosten und Osten sperrte der Kronprinz von Sachsen mit der Maasarmee den schmalen Raum zwischen der Maas und der belgischen Grenze. Im Südwesten und Westen stand der Kronprinz von Preußen mit der Dritten Armee bereit, den Franzosen die Wege zu verlegen.

Es scheint, daß die französischen Heerführer noch am Vorabend der Schlacht sich über die verzweifelte Lage der Armee täuschten und immer noch den Gedanken der Möglichkeit festhielten, in östlicher Richtung auf Carignan durchbrechen und die Vereinigung mit Bazaine erreichen zu können. Die Unthätigkeit, mit welcher die Armee den 31. August über in dem engen Raume zwischen Maas, Givonne und Floingbach verharrte, wäre sonst nicht zu erklären; denn daß es ihr gelingen könne, in der — übrigens in taktischer Beziehung sehr starken — Stellung um Sedan den drohenden umfassenden Angriff des überlegenen deutschen Heeres zurückzuschlagen, daran war nach den Vorgängen der letzten Tage und bei der im französischen Heere eingerissenen Entmuthigung doch nicht zu denken.

---

auf den Umstand, daß den Deutschen das Vorhandensein der Straße von St. Menges, St. Albert und Bringne aux bois unbekannt sei, daß sie daher einen Abzug der französischen Armee auf Mezières nicht vermuthen würden. Er zeichnete bei dieser Gelegenheit in Gegenwart des Ordonnanzoffiziers die erwähnte Straße eigenhändig in eine vorliegende Karte ein, auf welcher sie bisher nicht eingetragen war. Er war aber insofern im Irrthum, als sich jene Straße auf den bei der deutschen Armee ausgegebenen Karten allerdings eingezeichnet fand.

Auf deutscher Seite nahm man an, daß die Franzosen jetzt endlich im letzten Augenblicke den Versuch machen würden, unter Preisgebung ihres Gepäcks und Trains und vielleicht unter Zurücklassung einer starken Arrieregarde in den Stellungen bei Sedan, die sich für die übrige Armee zu opfern gehabt haben würde, sich der drohenden Umzingelung noch bei Nacht durch einen schleunigen Rückzug auf Mezières zu entziehen. Um ihr diese letzte Möglichkeit abzuschneiden, erhielt die Dritte Armee am 31. Abends den Befehl, noch in der Nacht mit ihrem linken Flügel (XI. und V. Corps) unterhalb Sedan die Maas zu überschreiten und über Donchery auf Vrigne aux bois an der Straße Sedan-Mezières vorzurücken, während die württembergische Division in einer Reservestellung bei Dom le Mesnil hauptsächlich die Straße von Mezières beobachten und etwaigen Unternehmungen der Franzosen von dieser Festung aus (Corps Vinoy) entgegentreten sollte. Dem den äußersten rechten Flügel der Dritten Armee bildenden 1. bayrischen Corps sandte der Kronprinz von Preußen für den folgenden Morgen Befehl, den ihm gegenüberstehenden Theil des französischen Heeres festzuhalten und daher auch nöthigenfalls vor dem Auftreten der Maasarmee selbständig zum Angriffe vorzugehen. Die Maasarmee hatte für den 1. September die doppelte Aufgabe zu erfüllen, einerseits jeden etwaigen Durchbruchsversuch des Feindes in der Richtung auf Carignan zurückzuweisen, andererseits, im Falle des Abzuges des Feindes auf Mezières, ihm denselben durch einen Angriff auf die Front und rechte Flanke zu erschweren. Da dieser letzte Fall immer wahrscheinlicher wurde, so ging der Kronprinz von Sachsen am 1. September Morgens von selbst, ohne die Anordnungen der deutschen Heeresleitung abzuwarten, aber ganz im Sinne derselben, zum Angriffe gegen die feindlichen Stellungen vor.

In der Tagesfrühe des 1. September eröffneten die Bayern bei Bazeilles den Angriff, welchem bald darauf die Heerestheile der Maasarmee, insbesondere das XII. (sächsische) Corps und die preußischen Garden, je nach ihrem Eintreffen auf dem Schlachtfelde, sich anschlossen, so daß der Angriff hier an der Thalsenkung der Givonne hinauf von Bazeilles nördlich über la Moncelle Daigny bis Givonne sich entwickelte. Während dieses zwar langsam, aber stetig fortschreitenden Angriffs gegen die rechte Flanke und Front der französischen Stellungen hatten die Heerestheile der Dritten Armee (XI. und V. Corps) die Maas bei Donchery überschritten, ihren Marsch, da sie die Straße Sedan-Mezières frei fanden, in westlicher Richtung fortgesetzt und den Angriff gegen den französischen linken Flügel bei St. Menges und Illy eröffnet. Es handelte sich für sie nun nicht mehr darum, dem Feinde den Rückzug auf Mezières zu verlegen, sondern darum, durch ein schnelles Vorrücken in westlicher Richtung die Vereinigung mit der von Osten sich nähernden Maasarmee zu bewerkstelligen und dadurch auch dem letzten Thore, das dem Feinde noch offen geblieben war, nach der belgischen Grenze, den Riegel vorzuschieben. Mit der Eroberung des herrschenden Bergvorsprungs zwischen Floing und

Illy in der Mittagsstunde war die Vereinigung der Dritten mit der Maas-armee vollzogen, dem Feinde die letzte Hoffnung auf ein Entkommen über die belgische Grenze genommen.

Immer enger schloß sich der eiserne Gürtel um die feindliche Armee. Im Westen und Norden stürmte der Kronprinz von Preußen mit seinen hessischen, thüringischen, nassauischen, schlesischen und posenschen Regimentern, im Nordosten der Prinz August von Württemberg mit den preußischen Garden, im Osten und Südosten der Kronprinz Albert mit seinen Sachsen, im Süden von der Tann mit den Bayern — Alldeutschland im Sturm gegen das letzte Bollwerk des französischen Kaiserthums. Ringsum schlossen die Batterien den Feuerring um die Festung; rund um Sedan rollte der Donner der siegreich fortschreitenden Feldschlacht. Das war die Antwort, welche die ultima ratio regis aus fünfhundert Feuerschlünden dem französischen Kaiser entgegendonnerte auf jenes „brusquez le roi", das er wenige Wochen früher in frevelhaftem Uebermuthe an seinen Botschafter nach Ems hatte telegraphiren lassen, um den Zorn des deutschen Königs herauszufordern.

Und der Kaiser — ließ schweigend das Gewitter über sich ergehen. Er

hatte auf dem Schlachtfelde gehalten und gleichmüthig mit dem halb erloschenen Blicke drein geschaut, wie seine prächtigen Reiter-Regimenter in ohnmächtigen Attacken Muth und Blut vergeudeten, er hatte auch Granaten in seiner Nähe einschlagen gesehen, möglich, daß ihm selbst in diesen Augenblicken eine Kugel nicht unerwünscht gekommen wäre! — Aber es sollte ihm nicht vergönnt sein, das Loos Derer zu theilen, für die der Tod auf dem Schlachtfelde der Abschluß eines ehrenvollen, pflichtgetreuen Lebens und das Siegel ihrer Treue für das Vaterland ist.

Mit finsterem Unmuthe ritt der Kaiser von dem Schlachtfelde nach der Festung zurück. Aber welcher Anblick bot sich ihm hier! In zügelloser Flucht drängte Alles, Soldaten und Officiere aller Grade, über die niedergelassenen Zugbrücken zu den Thoren hinein oder stieß sich gegenseitig in die Festungsgräben. Flüche und Schmähworte drangen aus dem wüsten Getümmel zu seinen Ohren. Auf dem Turenneplatze haltend, empfing der Kaiser durch einen Capitain des Generalstabs ein Billet vom General von Wimpffen, der an Stelle des verwundeten Marschalls Mac Mahon den Oberbefehl übernommen hatte. Der Inhalt lautete:

> „Sire! Ich ertheile dem General Lebrun den Befehl, einen Durchbruch in der Richtung nach Carignan zu versuchen, und ich lasse ihm alle verfügbaren Truppen folgen. Ich schreibe dem General Ducrot vor, diese Bewegung zu unterstützen, und dem General Douai, den Rückzug zu decken. Gefalle es Ew. Majestät, Sich in die Mitte dieser Truppen zu begeben: sie werden eine Ehre darin suchen, Ihnen einen Ausweg zu öffnen. gez. von Wimpffen".

Der Kaiser las und faltete das Billet wieder zusammen, ohne eine Miene zu verändern. In ihm regte sich nichts von jenem todesmuthigen Römerthum, von dem stolzen Selbstgefühl, mit dem die alte Napoleonische Kaisergarde ihre Adler trutzig auf den Boden des Schlachtfeldes von Waterloo stampfte unter dem Rufe: „Die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht!" —

Wäre der von schweren körperlichen Leiden heimgesuchte Kaiser überhaupt noch zu einem Entschlusse fähig gewesen, er hätte vielleicht den Versuch gemacht, anstatt günstiger Capitulationsbedingungen für die Armee von Sedan den Frieden für sein Land zu erlangen. Er hätte ihn jetzt wahrscheinlich unter leichteren Bedingungen erhalten als sechs Monate später seine Nachfolger in der Regierung und er hätte in den ihm noch ergebenen Armeen von Metz und Sedan die Mittel behalten, um seinem Willen auch gegenüber den ihm feindseligen Parteien im Lande Geltung zu schaffen. Aber der Kaiser hatte das Vertrauen zu seinem Lande, zu seiner Armee und zu sich selbst verloren; er befahl, die weiße Flagge auf der Citadelle von Sedan aufzuziehen — es war die Capitulationsflagge des Kaiserthums der Bonaparte. —

Die nun folgenden dramatischen Momente auf der Höhe von Frénois, vor dem Weberhäuschen von Tisserand zwischen Sedan und Donchery sowie im Lustschlosse Bellevue gehören nicht mehr in den Rahmen unserer Dar-

stellung. Wir haben hier insbesondere noch von dem militairischen Resultate zu reden, welches bekanntlich darin bestand, daß die ganze französische Armee, bestehend aus 1 Kaiser, 1 Marschall, 39 Generalen, 230 Stabsofficieren, 2035 anderen Officieren und 83,000 Mann, die Waffen streckte. Die Siegesbeute bestand aus den sämmtlichen Adlern und Fahnen, 419 Feldgeschützen und Mitrailleusen, 139 Festungsgeschützen, 1072 Fahrzeugen aller Art, 66,000 Gewehren und 6000 noch brauchbaren Pferden, 20,000 Mann waren schon während der Schlacht in Gefangenschaft gerathen, ebenso 2 Adler und 25 Geschütze erobert worden. Mehrere tausend Mann mit Artillerie und Fahrzeugen waren auf belgisches Gebiet geflüchtet und dort entwaffnet worden.

Dieser in der Kriegsgeschichte beispiellose Erfolg war allerdings nicht durch die Schlacht allein erreicht, sondern er war vorbereitet worden durch die strategischen Maßnahmen, Truppenbewegungen und Gefechte während des vorangegangenen zehntägigen Feldzuges. Die Schlacht bei Sedan war in strategischer Beziehung für die Deutschen bereits gewonnen, ehe der erste Kanonenschuß gefallen war. So erscheint diese Schlacht recht als ein Sieg des überlegenen Geistes sowohl der deutschen Heeresleitung — welche, den allgemeinen Kriegszweck stets unverrückbar fest im Auge behaltend, ihre Maßnahmen in jedem Augenblicke ohne Zögern und in klarer Erkenntniß der Tragweite ihrer Entschlüsse so zu treffen verstand, daß die Pläne des Gegners gekreuzt und vereitelt wurden, — als auch der deutschen Truppen, bei welchen alle Führer gemeinschaftlich für die Durchführung des Hauptplanes des Feldherrn harmonisch zusammenwirkten und jeder Führer geübt und bereit war, wo es nöthig wurde, selbstthätig in den Plan und Willen des höheren Führers, dem Sinne des Hauptplans, gemäß einzugreifen, während die Truppen selbst bei Erfüllung der höchsten Anforderungen an ihre Disciplin und Leistungskraft sich als ein zuverlässiges, nie versagendes Werkzeug in der Hand ihrer Führer bewährten. Ein solcher Geist kann nicht gelernt werden durch eine zwei- oder dreijährige Dienstzeit, wenn er nicht dem Heere bereits eingeboren, nicht in der Art und Weise der Volkserziehung begründet ist und sich — wie dies bei dem Kerne des deutschen Heeres der Fall ist — von einem Geschlechte zum anderen vererbt hat.

In engem Zusammenhange mit dem militärischen Erfolge, aber ungleich großartiger als dieser, war der politische und nationale Erfolg der Schlacht bei Sedan. Das stolze Frankreich, welches seit Jahrhunderten gewöhnt war, in den deutschen Angelegenheiten ein entscheidendes Machtwort mitzureden, hatte vor dem in Kraft und Einigkeit sich erhebenden deutschen Volke die Segel streichen müssen. Fortan war es Deutschland selbst, welches seine Angelegenheiten ordnen konnte, ohne die Einsprache einer scheelsüchtigen Nachbarmacht oder ihres Oberhauptes fürchten zu brauchen. Das deutsche Volk war durch diesen in der Geschichte einzig dastehenden Waffensieg zum Bewußtsein der Kraft erwacht, die ihm aus der Einheit stammte, es fühlte sich auf die Höhe seines Weltberufes gehoben und es hätte sich vor den künftigen Geschlechtern schämen

müssen, wenn nach einer solchen Großthat die Zwietracht und der Sondergeist der einzelnen Stämme und Staaten den Ausbau des nationalen Einigungswerkes nicht hätten zu Stande kommen lassen. Wir haben daher ein volles Recht, den Tag von Sedan als den Geburtstag der nationalen Einheit zu feiern.

Allerdings war mit der Schlacht bei Sedan der Krieg noch nicht beendigt; nur das französische Kaiserthum war zusammengebrochen; die neue, republikanische Regierung Frankreichs setzte den Krieg gegen Deutschland fort. Die Umschließung und Bewältigung einer durch Armeen vertheidigten Großstadt von zwei Millionen Einwohnern, sowie die gleichzeitige Bekämpfung und Vernichtung der Volksheere, welche die Republik zum Entsatze der Hauptstadt in den Provinzen des an Hilfsquellen so reichen Landes aufbot und in Bewegung setzte, dies waren Aufgaben, wie sie bisher noch keiner Heeresleitung gestellt worden waren. Wir müssen uns hier eines weiteren Eingehens darauf enthalten, wie dieselben von der deutschen Heeresleitung klar und vorsichtig, „candide et caute“ gelöst wurden. Nur auf ein Moment in der Kriegführung Moltkes möchten wir hier noch hinweisen, nämlich, wie Moltke durch die Art seiner Kriegführung selbst darthut, daß wir den Krieg nicht um des Krieges willen führen, sondern um einen dauerhaften und sicheren Frieden zu erlangen und den Krieg für die Zukunft unnöthig, vielleicht unmöglich zu machen. Und hierin liegt zugleich für den Freund der Bildung und des Fortschrittes unter den Stürmen der Zeit etwas Beruhigendes, etwas mit dem Geiste der neueren Kriegführung trotz aller Opfer an Gut und Blut, die sie erfordert, Versöhnendes. „Im Kriege selber ist das Letzte nicht der Krieg!“ — dieses Schiller'sche Wort finden wir bestätigt durch den ganzen Charakter der Moltke'schen Kriegführung. „Welcher verständige Mensch würde es nicht wünschen“, sagte Moltke in der Sitzung des norddeutschen Reichstages am 15. Juni 1868, „daß die enormen Ausgaben, welche in ganz Europa für Militärzwecke gemacht werden, für Friedenszwecke verwendet werden könnten! Auf dem Wege der internationalen Verhandlung wird dies nimmermehr zu Stande kommen. Ich sehe für den Zweck nur eine Möglichkeit, und das ist, daß im Herzen von Europa sich eine Macht bildet, die, ohne selbst eine erobernde zu sein, so stark ist, daß sie ihren Nachbarn den Krieg verbieten kann. Eben deswegen glaube ich, daß, wenn dieses segensreiche Werk jemals zu Stande kommen soll, es von Deutschland ausgehen wird, aber erst dann, wenn Deutschland stark genug ist, das heißt, wenn es geeinigt sein wird ....“

Das also war der letzte Zweck des Krieges, den nicht nur König Wilhelm und sein großer Staatsmann, sondern auch sein großer Stratege im Auge hatten, in der Mitte der europäischen Staaten ein Reich zu gründen, welches zugleich einen starken Hort für den Frieden der Welt in der Zukunft bilden sollte.

Aber wie sehr Moltke auf der einen Seite die Friedensaufgabe des

Reichs betont, ebenso sehr erscheint er auf der anderen als ein beredter Mahner an den alten Römerspruch: „Si vis pacem, para bellum!“ Darum tritt er auch mit aller Energie jenen schwachherzigen kosmopolitischen Träumern entgegen, welche schon jetzt die Zeit für eine allgemeine Entwaffnung gekommen wähnen und als ein vorläufiges Mittel zu diesem Zwecke die Herabsetzung unserer Heeresstärke anstreben. „Ein großes weltgeschichtliches Ereigniß, wie die Wiedererrichtung des Deutschen Reiches“, sagte Moltke bei Gelegenheit der Generaldebatte über das Reichsmilitärgesetz im Februar 1874, „vollzieht sich nicht in einer kurzen Spanne Zeit. Was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen haben, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird“.

Möge denn der greise Feldmarschall, der noch vor Kurzem seinen 80. Geburtstag in erfreulicher Rüstigkeit gefeiert hat, noch lange in der Lage bleiben, seinem Kaiser und Vaterlande mit Rath und That dienen zu können zur Erhaltung des Friedens oder — wenn es sein soll — zur glücklichen Führung und siegreichen Beendigung des Krieges, „allezeit treu bereit für des Reiches Herrlichkeit!“

Straßburg

nach der Uebergabe an Frankreich 1681—1698.

Von

A. Schneegans.

— Messina. —

Bis vor Kurzem mußte sich die auf die Uebergabe der alten freien Reichsstadt Straßburg an Ludwig XIV. bezügliche Geschichtsliteratur mit einem sehr dürftigen Documentenmaterial begnügen. Die Protocolle der Sitzungen der Straßburger Magistratsherren, in welchen die der Uebergabe vorangegangenen Verhandlungen, Discussionen und Beschlüsse niedergeschrieben waren, fehlen nämlich in dem städtischen Archiv, sei es, daß, wie von der einen Seite behauptet wird, der Magistrat nach den Ereignissen des Jahres 1681, um allen für die dabei Betheiligten möglicherweise unbequemen oder auch gefährlichen Veröffentlichungen dieser Sitzungen vorzubeugen, beschlossen hatte, diese Documente der Vernichtung preis zu geben, — sei es, daß, wie man es andererseits annimmt, diese Bände in einem im November des Jahres 1686 in der Kanzlei entstandenen Brande zu Grunde gegangen seien. Trotz der eifrigsten Forschungen ist es nicht gelungen, die Ursachen des Verschwindens jener so äußerst wichtigen Documente festzustellen, und muß sich der Geschichtsschreiber darauf beschränken, die Lücke zu constatiren. Die einzigen officiellen Schriftstücke, die einiges Licht auf jene Ereignisse werfen, stammen aus dem französischen Staatsarchiv, aus den Ministerien des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten, sowie aus der in der Pariser National-Bibliothek angelegten Manuscriptensammlung, und wurden im Jahre 1841 in dem, für die Geschichte des Uebergangs Straßburgs an Frankreich sehr werthvollen Buche des Advocaten Coste*) veröffentlicht.

*) Réunion de Strasbourg à la France, documents pour la plupart inédits, par M. Coste, avocat, juge suppléant au tribunal de Wissembourg. Strasbourg, à la librairie de Frédéric-Charles Heitz. 1841.

Wohl mögen sich noch Andere, hierauf bezügliche Documente in den mit der freien Reichsstadt eng befreundeten größeren Städten Süddeutschlands, sowie in dem Wiener Archiv befinden; bis jetzt aber wurden dieselben, so sie überhaupt existiren, nicht bekannt gemacht, und ist es auch jedenfalls zweifelhaft, ob sie neue Thatsachen herbeiführen könnten, da es der Geschichtsforschung viel weniger um die nach auswärts hin gepflogenen Unterhandlungen, um die von dem Straßburger Magistrat an das deutsche Reich gerichteten verzweifelten Hilferufe und anderseits um die dem immer drohender anrückenden Frankreich gegenüber beobachtete Haltung der sich verlassen fühlenden Republik handelt, als darum, ob und in wie weit es noch möglich ist, sich vermittelst authentischer Documente in die Gemüthsbewegung der bedrängten Bevölkerung Straßburgs hineinzuversetzen, sich die Gedanken, mit denen man sich in dem Magistrat herumtrug, als es der Straßburger Regierung klar wurde, daß die Stadt verloren sei und daß die Uebergabe allein sie retten konnte, wieder zu vergegenwärtigen; in einem Worte: einen Einblick in das innere Leben der freien Reichsstadt vor und nach dem Jahre 1681 zu gewinnen.

Diese Lücke, die bis vor Kurzem in der Geschichtsforschung bestand, ist nun, Dank der durch den Vorsteher der städtischen Bibliothek Straßburgs, Rudolf Reuß, unternommenen Veröffentlichung eines aus damaliger Zeit stammenden Memoirenheftes der im Original auf der kaiserlichen Universität aufbewahrten „Straßburgischen Chronik" des Ammeisters Reißeißen*) ausgefüllt, und können wir, indem wir dieses Tagebuch eines in der Straßburger Regierung hochstehenden, mit den innern Geschäften, sowie mit den politischen, internationalen Händeln auf's Innigste vertrauten Mannes, durchblättern, den Geist, der die damalige Bürgerschaft durchwehte, wieder vor uns aufleben lassen: der Schlüssel zu dem lange verschlossenen Schrein ist wieder gefunden; der Schrein hat sich eröffnet.

Freilich müssen wir an diesen Geist der damaligen freien Reichsstadt nicht die Ansprüche stellen, die wir heute als selbstverständlich anzunehmen geneigt sein könnten, die aber in den Rahmen des 17. Jahrhunderts, in die engen, ja kleinlichen und ungemein partikularistisch verschlossenen Anschauungen jener Zeiten nicht passen. Es weht durch die Memoiren des Ammeisters Reißeißen ein nüchterner Zug, der nicht etwa auf ein rein persönliches Moment zurückzuführen ist, sondern der eben die Charakteristik der Männer der damaligen Zeit bildet. Dieser Ammeister war einer der Ersten unter seinen Mitbürgern; sechs Mal mit einer der höchsten städtischen Würden bekleidet, als Gesandter der freien Reichsstadt zu Kaisern und Königen abgeschickt, in den schwierigsten Verhältnissen mit diplomatischen Missionen betraut, hatte sich

*) Straßburgische Chronik von 1667—1710. Memorial des Ammeisters Franciscus Reißeißen, zum ersten Male nach dem Original herausgegeben mit Anmerkungen und Einleitung, von Rudolf Reuß. Straßburg, C. F. Schmidts Universitäts-Buchhandlung, Friedrich Bull, 1877; und in zweiter Auflage, 1879.

Reißeißen mehr als irgend Einer aus der dem Bürgerthum jener seit Jahrhunderten für sich allein lebenden, in ihrer Souveränetät abgeschlossenen Reichsstädte eigenen Kleinherzigkeit zu einer größeren Auffassung der Welthändel herauszuleben Gelegenheit gehabt; sein Biograph und der Herausgeber seiner Chronik, Bibliothekar Rudolf Reuß schildert ihn auch nach einem von Seupel gestochenen Familienportrait als eine durch eine „gewisse Grandezza“ ausgezeichnete „wirksame Erscheinung“. Nichts desto weniger aber bleibt Reißeißen — und dies ist es ja eben, was uns besonders anziehen muß, was auch seiner Chronik einen ungemeinen Werth verleiht — mit seinem Jahrhundert, mit seinen Mitbürgern, auf's Innigste verwebt, und vermag er es nicht, sich über eine gewisse Grenze der politischen Nüchternheit zu erheben: hinter den Wällen seiner Vaterstadt bleibt er verschanzt; weiter als das Stadtsprengel reicht sein Local- und Kirchthurmpatriotismus nicht; innerhalb dieser Grenzen aber vertheidigt er denselben mit der Zähigkeit eines über sein Comptoir und über sein städtisches und besonders religiöses, streng lutherisches Erbe wachenden Kaufmanns und „freien Reichsbürgers“. Es scheint dies auch der vorherrschende Charakter der damaligen Zeit, insoweit von der Straßburger Bügerschaft die Rede ist, gewesen zu sein, und aus verschiedenen Notizen der Chronik des Ammeisters Reißeißen können wir ersehen, daß sich die Gemüther bei Annäherung der von Frankreich her drohenden Gefahr noch viel mehr ob dem Schaden, den die Religion und die „Freiheit“ oder besser die Unabhängigkeit der Republik Straßburg durch eine Unterwerfung unter König Ludwig XIV. erleiden könnten, als ob der nach den heutigen Anschauungen freilich weit wichtigeren und die Geister in viel größerem Maße bewegenden, rein nationalen Gefahr erhitzten. Es tritt dieser Charakter ganz besonders in den Bemerkungen hervor, mit denen unser Chronist die Erzählung eines im Jahre 1673 von den Franzosen unternommenen Streifzuges gegen die den Straßburgern gehörende Rheinbrücke bei Kehl begleitet. Diese Brücke, die den kaiserlich deutschen Heeren von großem Nutzen war, wurde nämlich von den Franzosen durch Ueberrumpelung zerstört, von den Straßburgern aber wieder hergestellt, worauf der König Ludwig XIV. den Magistrat auffordern ließ, dieselbe sofort in den vorherigen Zustand zu setzen und einige Joche auszubrechen, um den kaiserlichen Heeren den Uebergang des Rheines unmöglich zu machen; der Magistrat richtete ein „bewegliches“ Schreiben an den Kaiser „wegen demolirung eines Stucks der Rheinbrucken“, erhielt aber innerhalb zehn Wochen keine Antwort, deswegen man auf den Gedanken gerathen, dem König, welcher einen „point d'honneur“ daraus machte, zu willfahren. Um nun die Unruhe der Bürgerschaft zu beschwichtigen, erzählt unser Chronist, wie der Magistrat sofort alle Zünfte in ihren Stuben zusammenkommen ließ, „und ihnen . . . die ursach andeutten, die Meine Herren bewogen, die bruck zu brechen, welches beschehen! Weilen aber“, setzt der Chronist hinzu, „annoch ein paar joch hinweg müssen, wan, des königs begehren nach, die bruck wiederumb in vorigen ruinirten standt solle gesetzt werden, alß hatt man etlich Tag hernach alle zünftige lassen auff ihre

stuben kommen und von ihnen vernommen, ob sie darvor halten, das solches zu thun oder nicht, mitt representation der gefahr, wann man sich in diesem stuck, da es weder religion noch freyheit betrifft, dissem so mächtigen könig wolte widersetzen, die ihnen dann biß auff etlich gar wenige, solches belieben lassen".

Nach unseren modernen Begriffen wären wir geneigt, in diesem Aufgeben des Widerstandes gegen einen fremden Fürsten und in dem Niederreißen der Brücke, die das Elsaß den deutschen Heeren zugänglich machte, einen Verstoß gegen die nationale Pflicht zu erblicken. Damals aber waren es nur „etlich gar wenige", die also denken mochten, und wir ersehen aus dieser Stelle der Straßburger Chronik, sowie aus dem Gesammtinhalte dieses Tagebuches, daß der Patriotismus im 17. Jahrhundert sich zunächst auf die städtische „Freiheit", auf die Unabhängigkeit in der ganz specifisch straßburgischen Verfassung beschränkte, eine Anschauung, die wohl zum Wesentlichsten auch dadurch gefördert wurde, daß der Kaiser und die Reichsstände das äußerste Bollwerk Deutschlands im Stiche gelassen und es ganz auf sich selber und eben auf diesen Lokalpatriotismus angewiesen hatten. Wir ersehen daraus aber auch, daß neben und sogar vor diesem Lokalpatriotismus die „Religion" es war, welche der Magistrat und die Bürger schirmen und vertheidigen zu müssen als ihre erste und heiligste Pflicht erachteten, und durch dies ganze Tagebuch des alten Ammeisters zieht sich dieser rothe Faden, wie ein von Anfang bis zu Ende, von den ersten Drohungen Frankreichs bis lange Jahre nach der Uebergabe alle Handlungen, alle Beschlüsse des Magistrats und der Bevölkerung bedingendes Princip und unantastbares Dogma. Und daß sie, indem sie der Vertheidigung ihrer Religion in allererster Linie gedachten, das Richtige getroffen, daß, indem sie auf diese Frage das Hauptgewicht legten, sie sich über den inneren, neben dem rein politischen herlaufenden, religiösen Beweggrund der französischen Eroberungsgelüste nicht täuschten und ihre Politik den damaligen Strömungen des Zeitgeistes gemäß eingerichtet hatten, darüber wird Niemand mehr einen Zweifel haben können, der die Geschichte dieser Uebergabe, nach der Erzählung und den Bemerkungen des Ammeisters Reißeißen, sowie auch nach den aus dem französischen Staatsarchiv entlehnten Documenten näher ins Auge gefaßt haben wird. Will man den damaligen Ereignissen nach allen Seiten hin gerecht werden, so muß man auf diesen Punkt sein Augenmerk richten und von den in heutiger Zeit maßgebenden nationalen Ansichten und Begriffen absehen, um sich in eine Vergangenheit zurückzuversetzen, in welcher, unter dem Drange der Erinnerungen und der Leidenschaften der Religionskriege, der Reformation und der darauf folgenden katholischen Reaction, die Fürsten und die Völker ihre Hauptaufgabe darin fanden, die Reformation zu vertheidigen oder zu vernichten, die Macht der katholischen Kirche zu bekämpfen oder sie wieder in ihre alte Herrlichkeit einzusetzen. In Straßburg, in der durch und durch protestantischen Stadt, die bei der Uebergabe an Frankreich nur zwei katholische Bürgerfamilien zählte, vermischte sich dies Princip folge-

richtig und vollständig mit dem anderen Princip der städtischen Unabhängigkeit, und wo die französische Herrschaft das erste mit feindlicher Hand antastete, da verletzte sie zugleich auf das Empfindlichste das zweite, so daß erst mehrere Jahre nach der Uebergabe, bei dem Ryswicker Frieden, die, am Anfang noch mit dem Gedanken der durch die Capitulation verbürgten Erhaltung ihrer religiösen und städtischen Freiheit, sich zu trösten versuchende Bevölkerung sich in ein schrofferes Widerstreben gedrängt fühlte, und daß auch, erst als die königliche Regierung immer schärfer und systematischer an die Bekehrungsarbeit der Protestanten, in der Stadt wie in den Landgemeinden, hintrat, die bis dahin ruhig in ihrer Vaterstadt verbliebenen Bürger ihr Heil in der Auswanderung zu suchen begannen.

Diese religiös-municipale Seite der Geschichte der Uebergabe Straßburgs an Frankreich scheint bis jetzt nicht eingehend genug hervorgehoben worden zu sein, da man in Deutschland wie in Frankreich zuvörderst mit den auf die modernen Zustände zutreffenden, mit den damaligen aber sich nicht vollständig deckenden, specifisch nationalen Vorgedanken und Gefühlen an dies bedeutende Ereigniß des 17. Jahrhunderts herangetreten ist. Von Interesse aber mag es sein, die Geschichte der auf 1681 folgenden Jahre an der Hand des Chronisten und früheren Ammeisters und mit Benutzung der darauf bezüglichen, dem französischen Staatsarchiv entlehnten Documente in kurzen Umrissen niederzuschreiben, um in der oben angedeuteten Richtung die Zustände, wie sie sich in der ehemaligen freien Reichsstadt von 1681 an gestalteten, in ihr richtiges Licht zu stellen.

Daß die Straßburger mehrere Jahre vor 1681 schon, mit unheimlichem Bangen auf die Fortschritte der französischen Eroberung im Elsaß und auf die ihrer Stadt immer näher rückende Gefahr hinblickten, daß sich auch unter der Bürgerschaft die widerwärtigsten, später oftmals wieder vorgebrachten Gerüchte von dem „Verrath“ des Magistrats, der sich durch die Lage und durch die Ohnmacht der kaiserlichen Herrschaft gezwungen sah, mit den französischen Heerführern und Ministern in Unterhandlungen zu treten, in Umlauf gesetzt wurden, ist hinlänglich bekannt; weniger bekannt aber mag es sein, welche Gestalt diese Befürchtungen annahmen, nach welcher Seite hin sie sich besonders wendeten. Die Reißeißen'sche Chronik und die von dem Herausgeber beigefügten Auszüge aus den Protocollen des Magistrats, des sogenannten Dreizehner-Collegiums, geben uns in dieser Hinsicht die merkwürdigsten Aufschlüsse. In den ersten Monaten des Jahres 1679 beschäftigte sich dieser mit den auswärtigen Angelegenheiten betraute Ausschuß des Magistrats mit der Frage, wie es möglich sei, die zur Vertheidigung der Stadt berufene Bürgerschaft durch Zuziehung einer von der städtischen Regierung direct abhängenden Militärmacht zu ergänzen. „Es kamen damals gerade“, so schreibt erläuternd der Herausgeber der Chronik, Rudolf Reuß, „bedrohliche Nachrichten in die Stadt; so referirte in einer Sitzung der Dreizehner Kaw über den

Brief eines Metzer Correspondenten, der berichtete, der Bischof solle wieder nach Straßburg kommen, das Münster zurückerhalten, drei Katholiken sollten in den Rath kommen u. s. w. (Protocolle der XIII, 10. März 1679)". Der erste Angstschrei, der sich erhob, ist hervorgerufen durch religiöse Befürchtungen! Wie tiefgehend damals die Befürchtungen waren, das erhellt aus einem nächstfolgenden Protocolle dieser nämlichen Versammlung. Es sollte ein Friedensfest gefeiert werden; der Magistrat beschloß aber, nicht mit allen Glocken zu läuten „da dieser Friede allein ein Interimsfrieden scheine und man sich mit zittern frewen müsse" (Protocolle der XIII, 22. Mai 1679). Immer näher rückt die Gefahr: die französischen Heere halten die der Republik Straßburg untergebenen Landgemeinden besetzt und weigern sich, abzuziehen; die Republik schickt besondere Commissare zu dem Minister Louvois, unter Anderen den Ammeister Dietrich und den Secretär Güntzer, der später unter französischer Herrschaft eine bedeutende Rolle spielte, von dessen Reise in das französische Hauptquartier Reißeißen, bezeichnend genug, in einer dem Text später hinzugefügten Note sagt: „Bringt gemeiniglich nicht viel guttes, welches wir in anno 1681 leider erfahren". Der französische Resident Frischman erhebt immer größere Ansprüche. Frankreich verlangt und es bewilligt ihm der Magistrat immer drückendere Geldzuschüsse, wegen verschiedener während des Krieges zwischen den königlichen Heeren und dem Rathe vorgekommenen Reibungen. „Ratio: Le Roy le veut", schreibt Reißeißen lakonisch hinzu. Endlich geschieht am 2. Mai 1681 die Unterwerfung der gesammten Ritterschaft des Unter-Elsaßes, „nachdem sie gesehen, daß sie von dem römischen Reich schlechten Schutz zu erwarten"; der straßburgische Ammeister erzählt in seiner knapp-ironischen Weise den Vorfall: „Den 2. Maii ist das gantze corpus zu Niderehnheim, allwo es sich in das künfftige, und nicht mehr zu Straßburg versammeln würd, zusammengekommen allwo sich Mr. l'intendant La Grange auch eingefunden, da die publicatio privilegiorum beschehen und haben die membra alle ihre nammen in ein buch schreiben müssen, nachgehendts ist eine magnifique mahlzeitt gehaltten worden"; und er setzt hinzu: Sic itur ad astra, aut verius de libertate in servitutem".

Wenige Monate nachher überrumpelten die Franzosen die Straßburger Rheinschanze, und die alte freie Reichsstadt sah sich genöthigt, die ihre Uebergabe an Frankreich stipulirende Capitulation zu unterzeichnen.

Mit einer stoischen Ergebung in das längst vorhergesehene, unvermeidliche Schicksal, fügt sich Ammeister Reißeißen in die Abtrennung vom römischen, deutschen Reiche. Von dem Kaiser und den Reichsständen verlassen, auf sich selbst angewiesen, mußte der Straßburger Magistrat nur noch daran denken, wie er in der Capitulation die municipale Selbständigkeit der Republik und die Religionsfreiheit der einem katholischen Staate angeschlossenen protestantischen Bevölkerung erretten könne. Die Capitulation war auch in diesem Sinne ver-

faßt und von dem französischen Minister Louvois mit einigen Abänderungen unterzeichnet worden. Die Stadt erklärte den König von Frankreich als ihren „souveränen Herrn und Schirmherrn“ (Souverain, Seigneur et protecteur) anzuerkennen; der König bestätigte alle ihre ehemaligen „Privilegien, Rechte, Statuten und Gewohnheiten“; er beließ sie im Besitze der freien Ausübung ihrer Religion, ihrer Kirchen, mit einziger Ausnahme des Münsters, der an die Katholiken abgegeben werden sollte; nichts sollte an der städtischen Regierung geändert werden, nichts an den Einkünften, an dem Steuerwesen u. s. w., nur die Waffen, welche der Stadt und den Bürgern gehörten, wurden von dem Sieger mit Beschlag belegt. „Es verbleibet Alles im alten Stande“, schreibt Reißeißen am Ende seines kurzen Berichtes über die Capitulation, „und verhoffe ich, wir werden ahne statt der libertät widerumb den flor der commercien, welche gäntzlichen erliegen, bekommen“.

„Es verbleibet Alles im alten Stande“; diese Worte kennzeichnen wohl am Besten die Gesinnung, mit welcher die, aus dem deutschen Reichsverbande unter den Schutz des französischen Königs übergegangene Bürgerschaft Straßburgs sich in die gegen ihren Willen geschaffene Lage hineinzufinden suchte. Den Souverän hatten sie zwar gewechselt, aber in diesem Wechsel blieben sie selbst, was sie bis dahin gewesen; ihre Regierung, ihr Recht, ihre Religion blieben unangetastet und sie konnten, wie bei einer anderen Gelegenheit, sich damit trösten, daß die Uebergabe „weder religion, noch freyheit betreffe“. Daß aber Alles denn doch nicht beim Alten verbleiben sollte, das wurden die Bürger der ehemaligen freien Reichsstadt gar bald inne, und es währte nicht lange, daß sie sich, der Capitulation ungeachtet, auch in ihrer „Freiheit“ und zunächst in ihrer „Religion“ gefährdet sahen.

Die Gefahren, welche in dieser letzten Hinsicht der alten freien Reichsstadt drohten, traten schon in den ersten Wochen nach der Uebergabe in den Vordergrund, und zwar begegnen wir ihnen zuerst in einem Schreiben, welches der Bischof von Straßburg, Egon von Fürstenberg, am 14. October 1681, von Trier an den Minister Louvois richtete. Der in den Besitz des Straßburger Münster wieder eingesetzte Kirchenfürst schreibt Folgendes:

„Die Freude, die ich über die glücklichen Erfolge Ihrer Pläne empfunden, wäre noch eine größere gewesen, wenn Sie mich früher zu benachrichtigen geruht hätten, um mir zu erlauben, mich an den Ort zu begeben, wo Sie weilten, um Ihnen den Dank, den ich Ihnen schulde, abzustatten, daß Sie die Güte hatten, meiner zu gedenken in der Capitulation, welche der König geruht hat, der Stadt Straßburg zu bewilligen, und welche, obgleich für meine Kirche weniger vortheilhaft als für die Stadt, in mir doch Gefühle der wahrhaftesten Dankbarkeit für Ihre guten Dienste erweckt hat und mir zu hoffen erlaubt, daß Seine Majestät, indem Sie meinem Bisthum sein Münster wieder zu vereinigen gewillt ist, diesem Bisthum auch die Einkünfte und Alles, was ihm von Seiten der Stadt und der Lutheraner unrechtmäßig

genommen (usurpé) wurde, wieder verleihen werde". Diese Einkünfte und Rechte waren im Laufe der Zeiten, in Folge der Kriege, welche die Stadt gegen ihre Bischöfe geführt hatte, und endlich in Folge der Reformation, zu welcher sich die ganze Bevölkerung bekannt hatte, dem Bisthume verloren gegangen. Aus dem Schreiben des derzeitigen Bischofs erhellt, daß dieser die Uebergabe Straßburgs an den König von Frankreich als einen, die Folgen dieser Ereignisse beseitigenden Sieg über die rebellische Stadt und die Wiedereinsetzung der katholischen Kirche in den Status quo ante betrachtete. Die Theorie der Continuität des Rechtes mußte die Kirche zu dieser Schlußfolgerung führen und der Uebergabe der freien Reichsstadt den Charakter der Auswetzung einer Scharte, man würde heutzutage sagen: einer Revanche, aufdrücken. Die weltliche Gewalt ihrerseits scheint dieser Auffassung nicht widerstrebt zu haben; denn, als ob sie durch ein äußeres Zeichen ihren Standpunkt hätte klarstellen wollen, erlaubte sie dem Bischof die Wiederbesetzung „seines" Münsters mit dem Aufwande eines wahrhaft fürstlichen Einzugs und, was wohl bezeichnend genug ist, vor dem Einzuge des Königs in die Stadt zu vollziehen. In einem zweiten Schreiben an den Marquis de Louvois vom 18. October berichtet der Bischof, er habe die durch den H. von Roswormb ihm überreichten Befehle des Königs erhalten, „die Reconciliation des Münsters vor der Ankunft Sr. Majestät zu vollstrecken", und er beeile sich, diesem Befehle Folge zu leisten; er fügte die Bitte hinzu, es möge der Gouverneur von Straßburg ihn bei seiner Ankunft „mit einem gewissen Glanz" (avec un peu d'esclat) empfangen, und daß diesem Wunsche im weitesten Maße willfahren wurde, das beweist die, kurz nachher veröffentlichte, von Coste in seinem Buche über die „Vereinigung Straßburgs zu Frankreich" abgedruckte „Beschreibung der Ankunft des Bischofs und des Königs" *). Die Prachtentfaltung, mit welcher der Bischof seinen Einzug hielt, ist für die ganze Sachlage zu bezeichnend, als daß wir es unterlassen könnten, diese in ihrer Art großartige Festlichkeit näher zu besprechen. Der Zug, der von dem etwa dreiviertel Stunden von Straßburg gelegenen Dorfe Oberhausbergen ausging, wurde eröffnet von dem „Controleur de la Cour" des Bischofs, den ein „Gentilhomme" und acht königliche Küirassiere, mit gezogenem Pallasch begleiteten; es folgten hernach: die Dienerschaft mit den reich aufgeschirrten Pferden der Hofadeligen, der „Maréchal des Logis", und eine große Anzahl von teppichbehangenen und mit Federbüschen verzierten Maul-

*) Entrées à Strasbourg de l'Evêque et du Roi. Relation qui parut à ce sujet. La magnifique Entrée de son Altesse, le Prince François Egon, Evesque de Strasbourg, Administrateur des Abbayes de Murbach, Lure et Stablo, Landgrave d'Alsace, et de Fürstenberg, Comte de Heiligenberg, Wertenberg et Loigue etc. dans la Ville de Strasbourg, le 20me. Octobre 1681. Aussy la Réconciliation de l'Eglise, et la Glorieuse Réception de sa Majesté très Chrestienne par Monsieur l'Evesque accompagné de son Illustre Chapitre composé de 24 Princes et Comtes du Saint-Empire etc. Coste, Réunion de Strasbourg à la France, pag. 139.

eseln; des Bischofs „Escuyer“ und die zwei Leibrosse Seiner Hochwürden; ein „Gentilhomme de la Cour“ und fünfzehn berittene Diener; die Herren Räthe Sr. Hoheit und des Capitels, umgeben von einer Schwadron königlicher Kürassiere mit drei Hauptleuten, allesammt den blanken Säbel in der Faust, voran die Trompeter, die bei solchen Festlichkeiten herkömmlichen Fanfaren schmetternd; ein Paukenschläger und fünf Trompeter, die wie die vorigen einen „sehr angenehmen Kriegslärm“ machten, (un bruit de guerre très agréable); der bischöfliche Adel und die bischöflichen Vasallen; „Seine Hoheit Monseigneur, der Bischof und Fürst (Prince) von Straßburg, in einer schönen offenen, von sechs prächtigen Pferden gezogenen Calèche, neben ihm der Fürst von Nassau, Dekan des großen Capitels“, und um den Wagen herum die Pagen, von denen der Bericht in naiv-bezeichnender Weise sagt, sie hätten „äußerst sauber“ (très propres) ausgesehen; wieder eine Schwadron königlicher Kürassiere; dann eine Compagnie bischöflicher Gardes du Corps, und endlich in acht sechsspännigen Galawagen die den Bischof begleitenden Fürstlichkeiten: die Fürsten Wilhelm und Max von Fürstenberg, die Grafen von Löwenstein, von Salm, von Fürstenberg, die Barone von Roswurm, von Lerchenfeld, von Elsenheim, von Wangen und andere elsäßische Adelige. „Also zog prachtvoll und ruhmvoll (magnifiquement et glorieusement) der Bischof und Fürst von Straßburg in die Stadt“. Die Wachen an dem Thor präsentirten das Gewehr. Auf den Plätzen waren Truppen aufgestellt, zu Fuß und zu Pferd. Vor dem von einem Bataillon Infanterie bewachten Dom erwartete der Gouverneur, Herr von Chamilly, den Bischof. Dort hielt der Zug, und zwanzig Kanonenschüsse verkündigten der Bevölkerung, daß der Bischof wieder von dem Münster Besitz genommen hatte. Am selben Tag erschienen in dem Palaste des Kirchenfürsten die Abgeordneten des Magistrats, um ihn im Namen der Stadt zu begrüßen, und Tags darauf, nachdem der Münster feierlich eingesegnet worden war, ließen sie sich wieder bei dem Bischof anmelden und überbrachten ihm nach altem Brauche die in Wein und Weizen bestehenden Geschenke; „sie kamen“, sagt der Bericht, „ihm neuerdings ihre Unterwerfung darzubringen (l'assurer de leurs soumissions) ... Se. Hoheit antwortete ihnen sehr verbindlich und versicherte sie seiner Huld, wenn die Thaten ihren Versprechungen gleichkämen (pourvu que les effets secondassent leurs promesses)“. So spricht ein Fürst, nicht ein Bischof; wenn aber solche Worte aus dem Munde dieses Bischofs fallen, so beweisen sie uns eben, wie innig die kirchliche Restauration mit dieser politischen Eroberung der alten freien Reichsstadt verwebt war, ja, noch mehr! in wie hohem Grade die Kirche in jenen so bedeutungsvollen Tagen die weltliche Gewalt als den für sie, für ihre Zwecke und für ihren Ruhm arbeitenden Arm der Vorsehung zu halten sich berechtigt glaubte. So weit reichte schon am ersten Abende seines Eintritts in Straßburg die Macht des Bischofs, daß, wie er es ausdrücklich in dem Berichte erwähnt, „der Gouverneur der Stadt, Marquis de Chamilly, Seiner Hoheit die Aufwartung machte,

und ihm seine Dienste anbot, indem er von ihm die Parole, das Losungswort abnahm (en luy demandant le mot du guet)". Nur Einer steht aber von nun an über dem Bischof; und dieser Eine ist nicht der, der Constitution und Capitulation nach, regierende Stättmeister, sondern S. M. der König allein.

Ueber diese Festlichkeiten, die den Stempel eines so hochwichtigen Umschwungs der Verhältnisse an der Stirn tragen, berichtete der Ammeister Reißeißen nur mit kurzen Worten, indem er die Hauptbetonung auf den Umzug der protestantischen Münstergemeinde in die Prediger-Kirche (die während der Belagerung von 1870 abgebrannte, seither wieder erbaute Neue Kirche) legt. Aber, daß sein Augenmerk schon gleich bei Beginn der neuen Aera auf den religiösen Charakter der Eroberung gerichtet war, das ersehen wir aus den nächstfolgenden Seiten seiner Chronik; andererseits tritt auch dieser Charakter in einem dem französischen Staatsarchiv entlehnten Schreiben des Gouverneurs, H. von Chamilly, an den Marquis de Louvois, vom 5. December 1681 zu Tage: in höchst drastischer Weise spricht dieser letztere, kaum zwei Monate nach der Uebergabe, von den nächtlichen Besuchen, welche „neun oder zehn Familien" dem Groß-Vicar wegen ihres Vorhabens, zur katholischen Religion überzutreten, abstatteten; diese Familien beklagen sich, daß einige Mitglieder des Magistrats sie wegen ihres bevorstehenden Uebertritts mit Ausweisung bedrohten: in seinem Berichte an den Minister schreibt nun der Gouverneur, er hätte den Groß-Vicar angewiesen, diese Familien in seinem Auftrage gegen die Drohungen des Magistrats zu ermuthigen, sie hätten nichts zu befürchten, der Groß-Vicar solle vor der Hand noch ohne Lärm vorgehen, der Gouverneur behalte sich vor, ihnen den Zeitpunkt anzuzeigen, wo es angemessen erschiene, mit „Esclat" vorzugehen und er schließt diesen merkwürdigen Bericht an den Marquis de Louvois mit folgendem Satze: „Sie werden mir, Monseigneur, den Befehl ertheilen, was sie nothwendig erachten werden, da ich gedachte, in dieser Sache nicht zu übereilen, so lange unsere Citadelle nicht weiter vorgerückt ist. Nichts ist sicherer, als daß, wenn eine Familie den Anfang gemacht haben wird, Andere diesem Beispiele folgen werden; Sie werden mit der Zeit sehen, welche Auszeichnungen Sie diesen Familien zukommen lassen werden wollen und ob der König Etwas zu ihren Gunsten zu thun geneigt wäre". — (Coste p. 152) Wir werden im späteren Verlauf der Dinge sehen, daß die Regierung diesen Rathschlägen ein williges Ohr lieh, und daß die Maßregeln, welche Herr von Chamilly in diesem Schreiben anempfahl, im weitesten Sinne des Wortes und in großartigem Maßstabe getroffen wurden. Durch dies Citat wollten wir nur gleich von vornherein den Beweis liefern, daß sofort nach der Uebergabe, die religiösen Interessen, als deren Vertheidiger Ludwig XIV. auftrat, sich in den Vordergrund drängten, und daß hinter dem politischen Momente der specifisch katholische Charakter der Eroberung sofort hervorbrach.

Es bewährt sich in den folgenden Monaten und Jahren dieser Charakter

je mehr und mehr, und in den Bemerkungen, die der Ammeister Reißeißen über die gegen den Geist und auch gegen den Wortlaut der Capitulationsurkunde vorgenommenen Veränderungen in sein Tagebuch niederschreibt, nehmen die Verstöße „contra religionem“ bei weitem die erste Stelle ein. Aus den von dem Herausgeber der Straßburger Chronik dem Texte beigefügten Auszügen aus den Protocollen des Magistrats erhellt, daß in dem ländlichen Gebiete Straßburgs die Verfolgungen gegen die protestantischen Geistlichen schon im Jahre 1682 angefangen hatten; jene Protocolle führen eine Reihe von Fällen vor, welche beweisen, daß weder das Elsaß, noch das Straßburger Gebiet wie man es in einer gewissen historischen Schule zu behaupten pflegt, von der Protestantenhetze, die in der Revocation des Edicts von Nantes gipfelte, befreit blieben. Der Magistrat richtete damals Beschwerde auf Beschwerde an den Intendanten oder an den König selbst; es war aber Alles umsonst. Im November 1683 scheint für die französische Regierung die Stunde geschlagen zu haben, die der Gouverneur, Marquis de Chamilly, dem Groß-Vikar in Aussicht gestellt hatte, als er denselben bat, noch zu geduldene, bis die „Citadelle“ fertig gebaut sei und man mit „Esclat“ vorgehen könne. In diesem Monat ist, wie der Ammeister Reißeißen sich ausdrückt, „eine beschwerliche ordonnance dem Magistrat puncto religionis insinuirdt worden“, welche den protestantischen Geistlichen unter schweren Strafandrohungen verbot, einen Katholiken zu bekehren oder einen bekehrten Katholiken in ihre Gemeinde aufzunehmen, welche aber der katholischen Propaganda freien Spielraum ließ und die Protestanten auch mit keinem Worte gegen die Unternehmen der römischen Proselytenmacher in Schutz nahm. Von diesem Tage an datirt der Eintritt des neuen Regiments in eine Aera des positiven, offenen, mit allen Mitteln betriebenen Kampfes gegen die protestantische Religion, der doch die Bevölkerung bei der Uebergabe nicht nur in ihrer Majorität, sondern in ihrer Totalität angehört und deren Freiheit nicht anzugreifen, nicht zu behelligen, die Capitulation feierlich versprochen hatte.

Den 27. Juni 1683 erscheint eine königliche „Declaration“ welche Alle zwischen Katholiken und Personen anderer Religion geschlossenen Heirathen verbietet; am 26. August erscheint eine „Ordonnance“, die noch viel folgenschwerer ist. Der König, so heißt es dort, hat erfahren, daß mehrere seiner Unterthanen im Elsaß die Absicht haben, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren, daß sie aber durch die Furcht zurückgehalten sind, ihre protestantischen Lehnsherren, Bürgermeister oder andere Beamte könnten ihnen deshalb mehr Steuern- und Kriegslasten auferlegen; der König fühlt sich glücklich, diese Unterthanen beschützen zu können, und erklärt feierlich, daß alle „Protestanten, Calvinisten, Juden oder andere“, die sich bekehrt haben oder noch bekehren werden, von diesem Tage an und während drei Jahren befreit sein sollen von allen Kriegslasten und Steuern, so daß sie weder Soldaten einzuquartieren, noch irgend welche Abgaben zu zahlen hätten, die ihnen aus irgend einem Vorwande von irgend welcher Behörde auferlegt würden, und

der König setzt ausdrücklich hinzu, daß seine Gerichte befugt sind, alle dieser Ordonnance widerstrebenden Beschlüsse umzustoßen; die Ordonnance sollte von den Kanzeln verlesen werden, und alle „Magistrats, Baillifs, Maires, Prévôts und andere Officiere (Municipalbeamte) der Städte, Dörfer und Flecken" der Provinz wurden angewiesen, streng auf die Durchführung des königlichen Willens zu sehen. Wer denkt nicht, bei dieser dreijährigen Freiheit der Einquartierung, an jene schauerlichen Dragonereinquartierungen, die dieselbe Regierung im Innern Frankreichs den Protestanten auferlegte, um sie zum Uebertritt zum Katholicismus zu bewegen? Und man braucht nur die Geschichte des Elsaßes von damals in den noch geretteten Kirchenbüchern der protestantischen Gemeinden nachzulesen, um zu sehen, daß diese Provinz gerade in derselben Weise die Aera der Kirchenverfolgung durchgemacht hat, wie die anderen Provinzen Frankreichs, und daß nichts unrichtiger ist als die Behauptung, die Revocation des Edicts von Nantes hätte das Elsaß nicht berührt. Es wurde im Gegentheil und besonders vor der Uebergabe Straßburgs und von dem Jahre 1683 an, ein systematisch organisirter Bekehrungskreuzzug inscenirt, der auch zur Folge hatte, daß der ganze elsäßische, damals fast ausschließlich protestantische Adel mit wenigen Ausnahmen zum Katholicismus übertrat, daß ganze Städte und Dörfer sich unter dem Terrorismus, den die Heere Ludwigs XIV. auf dem Lande verbreiteten, bekehrten, und daß im Elsaß, das im 16. Jahrhundert der Hort der Reformation gewesen war, nach einer Reihe von Jahren die Protestanten nur noch eine, bis in die letzten Zeiten immer schwächer in sich zusammensinkende, auf die je nach den Regierungsströmungen mehr oder minder liberale Toleranz der Majorität angewiesene, Minorität bildeten. Seltsame Schickung! Als die Lutherischen in Straßburg die Herrschaft führten, da ließen sie die damaligen Minoritäten, die Calvinisten und Reformirten, ihre Macht schwer fühlen; mit einer Unduldsamkeit, die mit der römischen Hand in Hand geht, bedrückten sie diese Andersglaubenden; — und wenige Jahre nachher kam an sie die Reihe, von einem noch Mächtigeren verdrängt zu werden. So scheint in der Weltgeschichte eine Intoleranz die andere abzulösen und jede Verfolgung den Keim der Wiedervergeltung in sich selber zu tragen.

Kehren wir nun zu den Ereignissen des Jahres 1683 in Straßburg zurück, so sehen wir, wie die römische Kirche durch alle Mittel versucht, einen Keil zwischen die Fugen der protestantischen Bevölkerung zu stoßen: Der Bischof öffnet die Stadt dem Jesuitenorden, und der berüchtigte, durch seinen Bekehrungseifer seltsamst berühmte Pater Dez stellt sich, mit einigen Collegen, an die Spitze eines „Collegiums" oder Gymnasiums, das den Zweck hatte, die straßburgische Jugend zum Katholicismus zu führen. Dieser Pater Jean Dez war der Verfasser eines mit „Aprobation et privilége du Roy" gedruckten, heute ziemlich seltenen Buches: La Réunion des Protestants de Strasbourg à l'Eglise romaine, également nécessaire pour leur salut, et facile selon leurs principes, in

welchem er die systematische Bekehrung der nicht-römischen Christen im Elsaß und speciell in Straßburg, als den Hauptzweck, den man im Auge haben müsse, hinstellt. Das im Jahre 1687 geschriebene Buch läßt schon in seiner an den König gerichteten Vorrede auch nicht den leisesten Zweifel über das Vorhaben der Jesuiten in Straßburg obwalten, da Pater Dez dem König, den er mit David vergleicht, eröffnet: „Gott habe ihn vor der Welt so groß gemacht, einzig und allein um ihn zu veranlassen, große Thaten zur Ehre Gottes zu verrichten, indem er das Heidenthum zerstöre, ... die umgestürzten Altäre und Tempel wieder errichte, die aufkeimenden Ketzereien erstické, die schon mächtigen und sich in ihrem Siege sicher Fühlenden vernichte . . . In den Triumphen Ihrer Majestät hat man immer die Triumphe der wahren Religion gesehen", ruft der Pater Dez aus und er setzt ausdrücklich hinzu: „Ew. Majestät möge meinen Eifer verzeihen, wenn ich mich zu einer heiligen Ungeduld hinreißen lasse, diese große Stadt Straßburg, die dem ganzen Elsaß und ganz Deutschland zum Muster dienen kann, vollständig katholisch zu sehen!" — So sprach einer Derjenigen, welchem der Bischof die Führung der neu errichteten Schule und Academie anvertraut hatte. An diesen Worten kann man erkennen, welches der Geist war, der das neue Regiment beseelte. Lange dauerte es übrigens nicht, bis dieser, mit vieler Feinheit durch die weltliche Gewalt begünstigte Bekehrungseifer seinen ersten Sieg feierte. Einer der ausgezeichnetsten jüngeren Rechts- und Geschichtsprofessoren Straßburgs, Ulrich Obrecht, Verfasser des Alsaticorum rerum prodromus machte den Anfang; während einer Reise, die er, dem Rufe Louvois folgend, im Jahre 1684 nach Versailles unternahm, legte er in die Hände des Bischofs Bossuet seinen Widerruf nieder, was ihm auch von Seiten des großen Kanzelredners das Epitheton: Epitome omnium scientiarium, und eine schmeichelnde Erwähnung von Seiten des Memoirenschreibers Saint-Simon zuzog. Als die Kunde dieses Uebertritts nach Straßburg drang, begleitete der Ammeister Reißeißen deren Aufzeichnung in seiner Chronik mit den Worten: — „Es hat derselbige, proh dolor! die Religion changirt". Wenige Monate später folgte seinem Beispiel der Syndicus Güntzer, einer der Rathsherren, welcher am eifrigsten bei den die Uebergabe betreffenden Unterhandlungen thätig gewesen war und den die öffentliche Meinung in Straßburg als den eigentlichen Urheber dieser Uebergabe betrachtete. —„O quaenam tempora!" ruft unser Chronist aus, „Herr Syndicus Güntzer ist auch katholisch worden!" — Wie die Frauen dieser beiden Rathsherren sich nicht beeilten, ihrerseits ihren Uebertritt zu erklären, schrieb Louvois an den Intendanten des Elsaß, Herrn von La Grange:" — Da die Frauen der Herren Obrecht und Güntzer sich nicht bekehren und da ihr Beispiel die Bekehrung mehrerer Anderer verhindert, ist es gut, daß, um ihre Männer dazu zu bringen, sie ohne Verzug zu dem Schritte zu bewegen, Sie ihnen, als käme es von Ihnen, zu verstehen geben, daß, wenn sie noch eine Weile in ihrer Religion verharrten, sie befürchten müßten, daß, da der König Anlaß habe, an der Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung zu zweifeln, Se. Majestät ihnen

die Pensionen, die er ihnen zu bewilligen geruhte, nicht mehr so pünktlich auszahlen lassen würde, wie bisher; daß Sie ihnen also rathen möchten, ihre Frauen dazu zu bewegen, sobald als möglich das zu thun, was Se. Majestät von ihnen verlangt. Ich bitte Sie, mir zu berichten, welchen Eindruck diese Eröffnung auf sie gemacht haben wird*)". — Dies waren die Argumente, mit welchen der Hof den Mahnungen des Jesuitenpaters Dez nachzukommen suchte. Viel krasser noch und unverschämter tritt diese Handlungsweise hervor in einem Briefe des Ministers Louvois an den Intendanten, als der Syndicus des unter-elsäßischen Adels sich bekehrt hat. „Der König", heißt es da, „hat mit Freuden erfahren, daß Herr Kempfen, Syndicus des unter-elsäßischen Adels sich endlich entschlossen hat, die Religion zu wechseln. Se. Majestät hat ihm dessentwegen tausend Thaler (écus) als Gratification zugeschrieben und wünscht, daß Sie den elsäßischen Adel bewegen, sein Gehalt um 1500 Livres zu erhöhen, auf daß er mit der Summe, die er jetzt schon erhält, und mit der Pension Sr. Majestät zusammen 2000 Thaler erhalte". —

Trotz aller dieser Mittel scheint aber die Bekehrung der Straßburger Bürgerschaft denn doch noch nicht schnell genug vorangegangen zu sein; denn im Jahre 1686 entschließt sich der König mehrere, tief in alle Verhältnisse eingreifende Ordonnanzen oder Edicte zu veröffentlichen.

Es geschah dies kurz nach der Widerrufung des Edicts von Nantes, und es mögen somit diese Maßregeln als die Ausdehnung jener Revocation auf das Elsaß und auf Straßburg betrachtet werden. Zunächst läßt der König den Magistrat durch den Marquis de Louvois auffordern, die Abgaben, welche die fremden, in Straßburg sich niederlassenden Familien an die Stadt zu zahlen hatten, um ein Dritttheil herunterzusetzen, und Louvois fügt hinzu, daß, wenn der Magistrat nicht einwilligen sollte, der König die Abgaben vollständig aufheben würde. Es hatte diese Verordnung den Zweck, den sie auch erreichte, eine Menge neuer Familien, aus Frankreich und auch aus Italien, allesammt katholischer Religion, in die Stadt hereinzuführen und allmählich diesen Elementen die Thore der Bürgerschaft, der Zünfte und des Magistrats zu eröffnen. Ferner werden die protestantischen Stadtbeamten in den ländlichen Gemeinden entfernt und überall durch katholische Beamte ersetzt. Louvois erklärt ausdrücklich in einem an den Syndikus Güntzer gerichteten Brief, man dürfe den Lutherischen keinerlei „Privilegium" zuerkennen, so lange sie die Religion nicht wechselten. Ein drittes Schreiben des Marquis de Louvois, das kürzeste, aber auch bei Weitem das bedenklichste von allen, berichtet an Güntzer: „S. M. der König wünsche, daß, *ohne die Ordonnanz zu veröffentlichen und ohne irgend Etwas in dieser Hinsicht schriftlich niederzulegen* der Syndicus es verhindere, daß in den Gemeinden, in welchen die Katholiken die zwei Drittel der Einwohnerschaft

*) Lettre de Louvois à M. de La Grange, Versailles, 15 Octobre, 1686. Coste, p. 166.

bilden, die lutherische Religion ausgeübt werde". — Endlich, im Anfange des folgenden Jahres, April 1687, hält die Regierung den Zeitpunkt für gekommen, um die ihr gewogenen, katholischen Elemente in den Magistrat der alten freien Reichsstadt einzuführen. Hören wir die bedeutsamen Worte, mit denen Ammeister Reißeißen dieser Gewaltthätigkeit Erwähnung thut: „Den ... Aprilis hat allhiesiger magistrat einen lettre de cachet vom Ihrer Majestät empfangen, worinnen befohlen wordten, daß man in das künfftige auch catholische nach proportion solle in das regiment erwehlen, deßwegen alß den 10 Maii Monseigneur de Louvois allhie gewesen, hatt man zwar demselbigen ein memorial praesentirt, aber nichts erhalten, sondern hat er des königs allergnädigsten willen dahin erläutert, daß nach proportion der lutherischen burger und hintersassen, so dann die catholischen burger und hintersassen solte das regiment, wenn ein fall sich begibt, oder durch alternation vacirend würd, ersetzen, welches sowohl wider instrumenta pacis, alß unssere fundamentales leges!" —

In demselben Jahre, ja in demselben Monat schon, öffnet sich auch das „Regiment" dem ersten Katholiken. Ob es gegen die Capitulation gehandelt war, ob es der Constitution der Stadt zuwiderlief, daran kehrte sich der Marquis de Louvois nicht; er kümmert sich nicht mehr um die verbrieften Rechte der Stadt und der Bürgerschaft; er will so schnell als möglich die alte Burg des Protestantismus am Rhein dem Katholicismus in die Arme führen, und um zu diesem Zwecke zu gelangen, schreckt er vor keinem Mittel zurück. Man lese folgende, aus demselben Jahre 1687 datirte Bemerkung Reißeißens: „Dieses Jahr seind 4 katholische schoeffen bei den ehrsamen zünfften erwehlet wordten und hat Mr. de Louvois geschrieben daß weilen die ordnung hiebevor mittgebracht daß einer 10 jahre hatt müssen burger sein, eh und zuvor er zu einem schöffen könne gebracht werden, daß solches hinführo sollte aufgehoben sein, alles in hunc scopum den weg desto geschwinder den catholiquen zum regiment zu bahnen".

Von nun an geht die Regierung mit Gewalt und im Sturmschritt vor. Einen seltsam betrübenden Eindruck machen auf den Leser die bei Beginn jeden Jahres in Reißeißens Chronik angemerkten, die Fortschritte der katholischen Invasion in den Magistrat betreffenden Notizen: Im Jahre 1688 trit schon ein katholischer Stättmeister, und zwei katholische Rathsherren auf; in den Zünften sehen wir schon sieben katholische Schöffen „ohnangesehn nicht dreißig katholische Bürger" in der Stadt waren! Im Jahre 1689 finden wir fünf katholische Rathsherren, einen Stättmeister und einen „Constoffler"; 1690: ein katholischer Ammeister (an Stelle des wegen seiner Weigerung, die Religion zu wechseln, verbannten und seiner Ehren und Würden entblößten Dieterichs) und vier neue katholische Rathsherren, folglich neun Rathsherren; 1694 sitzen fünfzehn Katholiken im Magistrat; die Regierung beobachtet selbst nicht mehr das von ihr selbst der Stadt octroyirte Gesetz der alternirenden Wahl eines Protestanten und eines Katholiken; wo ihr die

Wahl der Protestanten nicht paßt, stößt sie dieselbe um und zwingt die Bürger „Katholische zu bringen"; in den Zünften springt sie mit den Gesetzen und Gewohnheiten auf eine noch tollere Weise um. „Junge, einfältige Menschen" werden in eine Zunft eingeschrieben, müssen angenommen werden, stellen sich anderen Tags als Candidaten auf, um Schöffen zu werden, und man ernennt sie „welches ohnerhört!" Die der Regierung angenehmen Beamten werden, gegen das Gesetz, Jahre lang über die rechtmäßige Dauer in ihrem Amte belassen — „und daß heißt ob ordnung gehalten!" — Der Magistrat rafft sich zuweilen bis zu einer Klage bei dem Intendanten auf; es trifft sich aber, daß derselbe regelmäßig verreist oder abwesend ist. Schreibt der Magistrat an den Marquis de Louvois, so weiß er zum Voraus schon, daß er keine Antwort erhalten wird, wie es Reißeißen trübseligen Sinnes gewissenhaft in sein Tagebuch einträgt. Zuweilen schrickt der ehrwürdige Ammeister auf, wenn er in die Zukunft blickt und wenn er sich die riesigen Fortschritte des Katholicismus seit 1681 vor Augen führt, oder auch wenn er zurückschaut auf die früheren Freiheiten der Stadt, auf die durch die Capitulation anscheinend verbrieften, in der Praxis aber leider von Jahr zu Jahr sich verringernden und, wie von einem reißenden Strom allmählich fortgespülten Rechte der freien Reichsstadt. Und wahrlich! es war die Lage dazu angethan, einen alten, energisch an seiner Religion und an seiner bürgerlichen Souveränetät hängenden Straßburger damals mit tiefem Schmerze zu erfüllen; schon im Jahre 1692, eilf Jahre nach der Uebergabe, constatirte Reißeißen, daß ein Fünftheil der Bevölkerung katholisch war, und aus einem Berichte des Intendanten, im Jahre 1697, ersehen wir, daß man damals 100 katholische Familien in Straßburg zählte, — während es im Jahre 1681 deren zwei waren*).

Was die Souveränetätsrechte der damaligen freien Reichsstadt anbetrifft, so waren sie in diesen neun Jahren zu einem gar geringen, kleinen Häuflein zusammengeschmolzen. Der Magistrat bestand zwar noch, wie früher, — der König hatte aber einen „Prêteur royal" ernannt, der allen Sitzungen beizuwohnen und darauf zu wachen hatte, daß nichts gegen den Willen Seiner Majestät geschehe; die regierenden Körper wurden noch wie vormals von den zuständigen Bürgern erwählt, — der König aber und seine Vertreter modelten die alten Gesetze und Gebräuche in einem solchen Sinne um oder setzten sich auch ganz einfach so vollständig darüber hinweg, daß nur Diejenigen in das Regiment gewählt wurden, die Seiner Majestät eben angenehm waren; die Capitulation blieb zwar dem Wortlaute nach bestehen, — aber die Bestrebungen des Jesuitenpaters Dez auf der einen Seite, und die

*) Ueber diese Convertiten äußerte sich der Intendant wie folgt: „Die meisten Katholiken sind neu Bekehrte, welche, nur um in die Aemter der Stadt eintreten zu können, übergegangen sind, seit der König verfügt hat, daß die von den Lutheranern freigelassenen Plätze den Katholiken abgegeben werden sollten".

diplomatischen Kunstgriffe des Marquis de Louvois auf der anderen, hatten es binnen Kurzem dahin gebracht, daß diese Capitulationsurkunde nur noch wie ein unnützes, die Nichtigkeit der in diesen Clauseln verbürgten Souveränetät vor den Augen der Welt zu verbergen bestimmtes Pergament dalag! Man versetze sich in die Endjahre des 18. Jahrhunderts, in die Tage der französischen Revolution, und man wird ermessen, wie wenig Lebenskraft in dieser alten Straßburger Verfassung geblieben war; man wird sehen, mit welch geringer Mühe der Hauch der neuen Zeit diese „Souveränetät", die längst nur noch ein Schatten war, weggeblasen!

Während langer Jahre klammerte sich der alte reichsstädtische Geist an den Glauben, daß durch die Uebergabe „Alles beim Alten geblieben wäre", wie es Ammeister Reißeißen im Jahre 1681 geschrieben, daß nur der Schirmer, der oberste Schutzherr ein Anderer geworden, daß Straßburg, unter der französischen Herrschaft die alte freie Reichsstadt, die sie bis dahin gewesen war, bleiben und in ihren inneren Angelegenheiten wie vorher nach eigenem Ermessen und in dem Geiste der seit der Befreiung von dem bischöflichen Regiment und besonders seit der Reformation die Bürgerschaft und den Magistrat beseelte, schalten und walten könne. Daß Reißeißen und dessen Freunde, wie ganz besonders der Stättmeister Dietrich, dieser Ansicht gehuldigt hatten, liest sich leicht aus der Chronik unseres Ammeisters heraus; daß die große Mehrzahl der Bevölkerung in demselben Glauben lebte, das beweist die Ruhe, ja fast die Gleichgiltigkeit, mit welcher diese von dem deutschen Reiche im Stiche gelassene Bevölkerung der Uebergabe und dem Einrücken der französischen Regimenter beiwohnte; das beweist auch noch der Umstand, daß in jenen ersten Jahren nach der Uebergabe nirgends davon die Rede ist, daß man in der Straßburger Bürgerschaft an Auswanderung gedacht habe. Die Leute blieben im Gegentheil ganz ruhig in ihrem Hause, — und erst als Schlag auf Schlag die königlichen Ordonnanzen auf die Verfassung, auf die Religionsfreiheit, auf die alten städtischen Rechte fielen und Trümmer auf Trümmer sich häuften, erst dann erwachte die Opposition gegen das neue Regiment, — aber zu spät war es schon, um den Kampf gegen den Absolutismus Ludwigs XIV., gegen die Intendantenwirthschaft und gegen die Jesuitenbewegung zu unternehmen. Als im Jahre 1697 der Friede von Ryswick geschlossen wurde, da übermannte die Bürgerschaft das Gefühl, daß jetzt, aber auch erst jetzt, die alte freie Reichsstadt endgiltig in Frankreich einverleibt sei, und zwar, ohne daß sie in dem französischen Reiche eine ihrer Vergangenheit und der Capitulation von 1681 entsprechende Sonderstellung beanspruchen könne. „Die Stadt Straßburg", so schreibt sehr bezeichnend der Ammeister Reißeißen, „ist der cron Frankreich cedirt, und ohne einige reservat überlassen". Da, als die seit etwa zwanzig Jahren von Bedrängnissen zu Bedrängnissen sich bequemenden Bürger einsahen, daß es nun aus sei mit ihrer früheren municipalen Souveränetät, da sie auch in diesen achtzehn Jahren gesehen hatten, wie es die französische Regierung mit

der „Freiheit und mit der Religion“ hielt, da wurden in ihrem Schoße Stimmen laut, welche die Auswanderung als das einzige Rettungsmittel vorschlugen. Die „vornembsten familien“, sagt Reißeißen, „machten mine sich von hier hinweg zu begeben“, da der Ryswicker Friede den Einwohnern während des ersten Jahres den freien Abzug gewährt hatte. Es darf angenommen werden, daß die Wallung in den Gemüthern eine mächtige war, denn, hätte die Bewegung nicht eine große Ausdehnung gewonnen, so würde sich auch die französische Regierung nicht bewogen gefühlt haben, zur Beschwichtigung an den Magistrat die Versicherung abgehen zu lassen, es solle an der Capitulution nichts verändert werden, die „Documente“ bleiben in Kraft, und der König habe auch nicht die Absicht, die Religionsfreiheit anzugreifen. Schöne Worte und glatte Versprechungen, von denen die Straßburger seit 1681 wissen konnten, was sich hinter ihnen versteckte! Die Auswanderung wurde durch diese Versicherungen zwar augenblicklich aufgehalten; wir sehen aber, daß der Magistrat in diesem Jahre lange Unterhandlungen mit der Regierung pflegt, um zu einer Verständigung über die Auslegung gewisser, die Ansprüche des Staats den Auswandernden gegenüber betreffenden Artikel den Friedensvertrags zu kommen, was den besten Beweis liefert, daß die Bürgerschaft von dem Rechte des „freyen Abzugs“ Gebrauch machte.

Es ist eine allbekannte, von keiner Seite bestrittene Thatsache, daß die Straßburger und überhaupt die elsäßische Bevölkerung erst nach den Umwälzungen der Jahre 1789—1800, aus dem Gefühle noch eine nur lose an Frankreich geknüpfte, im Grunde aber deutsche Provinz zu sein, in ein engeres, sympathisches und allmählich sich nach allen Seiten hin verdichtendes Zusammenleben und Zusammenfühlen mit Frankreich getreten. Daß aber die Revolution sich gegen das königliche System, gegen die Intendanten, gegen das Haus Bourbon, von welchem Straßburg insbesondere so viel zu leiden gehabt hatte, richtete, dies ist ein Moment, das nicht zum Wenigsten dazu beitrug, in den damaligen Straßburgern dies Gefühl der Annäherung an Frankreich zu erwecken und zu schüren. Man erzählt in den Alt-Straßburger Familien und in den Chroniken der achtziger Jahre von der Begeisterung, mit welcher die Straßburger Bevölkerung, den Bürgermeister Dietrich, Abkömmling des Stättmeisters von 1681, an ihrer Spitze, mit Schaufeln und Hacken und unter klingendem Spiele, die beiden Bollwerke, die Vauban gegen die Stadt aufgerichtet hatte, dem Boden gleich machte. Es war dies das erste Mal, daß die Straßburger und die eingewanderten Franzosen sich in demselben Gefühle zusammenfanden. Den Einen galten diese Bollwerke als das Sinnbild der „politischen Bastille“, für die Anderen waren sie die Erinnerung an die Knechtung unter Ludwig XIV., und als diese Bollwerke unter den gemeinsamen Streichen der bis dahin getrennt gebliebenen Elemente fielen, da war auch das Band geknüpft, das Straßburg und den Elsaß bis in das Jahr 1871 an Frankreich kettete.

Indem er diese verschiedenen Thatsachen, Daten und Documente zusammenstellte, hatte der Verfasser einzig und allein die Absicht, ohne irgend welchen

Seitenblick auf die Jetztzeit, dem größeren Publikum die Thüren einer bis heute wohl wenig bekannten und nur spärlich erleuchteten Periode der Geschichte Deutschlands und Straßburgs vor Augen zu führen und auch an der Hand der damaligen Chroniken und archivalischen Documente den eigentlichen, mehr religiösen und particularisch-reichsstädtischen, als politischen und nationalen Grundcharakter jener Ereignisse herauszuschälen. Fern liegt ihm der Gedanke von den damaligen Zeiten auf die heutigen folgern oder gar, wie es andrerseits schon versucht wurde, zwischen der katholischen Reaction und der jesuitischen Bekehrungsbewegung des achtzehnten und dem Culturkampfe des neunzehnten Jahrhunderts eine Parallele ziehen zu wollen; und gerade um solchen oder ähnlichen Deutungen vorzubeugen, soll diese rein historische, sachliche und objective Arbeit mit dieser Erklärung schließen.

Die Muschel.

Von

Otto Roquette.

— Darmstadt. —

Lamon.

Ruhig im Sand nun hafte das Boot, vor der spülenden Welle
Sicher bewahrt, und der Wind trockne das Fischergeräth,
Segel und Netze, gespannt auf Stangen und ragenden Pflöcken.
Mögen die Alten für sich zählen die Beute des Tags!
Laß auch uns nun der Ruhe genießen, nach Mühen der Meerfahrt!
Weich wie Flaum ist der Sand, rein und erquickend die Luft.
Denn ich setzte mir vor, Dich reden zu machen, und heut noch,
Was bei der Meerarbeit Ruder und Angel verbot.
Allzudeutlich im Aug' und im Schweigen verräth sich der Trübsinn,
Der Dich beschwert. Zu jung bist Du für dauerndes Leid.
Rede Dir weg vom Herzen den Druck! Es plaudert am Abend
Manches sich leicht, was schwer deuchte den Stunden des Tags.

Benzo.

Müde nun bin ich. Du weißt, wir hatten mit Wellen und Wind heut
Härteren Kampf zu bestehn, kamen beschwerlich zu Land.
Dürftig auch brachten wir nur die erwartete Beute des Fischfangs,
Und die Ermatteten sah'n manches enttäuschte Gesicht.
Zwar, ob groß ob klein wir liefern die Tracht in die Körbe,
Uns bleibt karg nur der Lohn, dürftig das Leben beschränkt!

Lamon.

Wie wir's nehmen! Du warst sonst nicht so gesonnen auf Vortheil,
Fröhlich stand Dir der Sinn auch bei geringerem Lohn.
Aber Du weichst mir nur aus, Du Verschlossener! Lange vermuth' ich
Schon, was geheimnißvoll Dir die Gedanken berückt.
Schienst Du verträumt, so flog zuweilen doch über Dein Antlitz
Plötzlich ein Glanz, doch heut schattet's Dir über den Tag!

Benzo.

Heut? Nun ja doch! Vielleicht! Ein Traum war's, welcher zu Nacht mich
Heftig ergriff, und dem Tag wieder und wieder erschien.
Willst Du ihn hören? Wohlan! In der Dämmrungsfrühe, so träumt' ich,
Fuhr' ich allein auf's Meer, legte den Angel zurecht.
Zuckend bewegt' er sich, schwer zog es von unten, ich mußte
Rückwärts beugen mich selbst, ziehend die mächtige Last.
Endlich gelang's. Ein Fang war mein, ein gewaltiger Seefisch,
Glitzernde Schuppen von Gold deckten den strahlenden Leib.
Aber zu bänd'gen nicht leicht, aufbäumt' er sich, um aus dem Boote
Wieder zu springen in's Meer. Zweimal glitt er mir aus,
Doch ich erfaßt' ihn noch recht, fast ringend mit dem Gewalt'gen,
Bis ich erschreckt abstand zwischen Entzücken und Furcht.
Denn von dem prächtigen Panzer gelöst, in den Händen behielt ich
Goldene Schuppen! Es klang rasselnd im Borde des Kahns.
Wie sich der Fisch aufbäumte, da fiel es, und streut' es, und funkelt's,
Hunderte schüttelt er ab, Münzen aus Golde geprägt!
Freudig gebraucht' ich die Hände, vom Haupte mir riß ich die Kappe,
Füllte mit Golde sie ganz, daß sie sich senkte der Last.
Doch noch einmal hob sich das Thier, und mit Augen — ich weiß nicht,
Blickten sie schmerzliches Weh, sprühten sie dräuenden Zorn,
Starrt' es mich an. Da faßt ein Entsetzen mich. Einem Verbrecher
Muß so schaudern das Herz, wird er der That sich bewußt!
Flugs mich beugend ergriff ich den Fisch, und er sträubte sich nicht mehr,
Gab ihn hastigen Schwungs wieder den Fluthen zurück.
Hochaufstrebend empfing ihn die Welle, durchleuchtet von Goldglanz,
Und mit geschmeidigem Satz fuhr er hinab in den Grund.
Aber die Woge, gethürmt, schlug über das Boot mir. Bewußtsein,
Leben war hin, ich sank — sank, und der Traum auch versank.
Dein Ruf schnellte vom Lager mich auf. Und so fuhr in der Dämm'rung
Wieder in's Meer ich hinaus, dem ich nur eben entrann.

Lamon.

Wahrlich, ein Traum, an den man denkt! Du hast doch die Kappe
Morgens geschüttelt, ob nicht drin sich gerettet ein Stück?
War ich wie Du, hör' an, auch im Traum nicht hätt' ich den Goldfisch,
Solch ein Göttergeschenk, wieder in's Wasser gesetzt!
Aber so treibt's nun Mancher: Im Schlaf empfängt er das Glückspfand,
Wirft es in Aengsten dahin, seufzend doch, daß es geschehn.
Eines bekenne mir nun, Traumwandler! Gesetzt, in der Kappe
Hättest Du Morgens entdeckt greifbar das goldne Geschupp,
Sag, was begönnst Du damit? Ich — wüßte ja wohl, was ich thäte!
Froh bald säß' ich am Herd, und Mariana mit mir!

Benzo.

Ueber die Meerfluth zög' ich mit weithin segelndem Schiffe
Sehnsuchtsdurstig hinweg, fremdeste Länder zu sehn!

Weht normannisches Wimpel doch hundertfach an den Masten!
Neue Beherrscher des Lands, herrschen sie auch auf dem Meer.
Tief durchschneiden die Fluth saracenische Kiele. Mit Schätzen
Laufen im Hafen sie ein, führen sie Waaren hinaus.
Gäbs' mit dem Normannsegler, und gäb's mit arabischem Kauffschiff
Abenteuernde Fahrt, Beides gefiele mir gleich!
Wahrlich, arm wie ich bin, wär's besser das klägliche Tagwerk
Hier zu verlassen und fern andre Gefahren bestehn!
Andre, die nicht mir das Gleiche, die Heimkehr stets nur gefährden,
Heimkehr, ach, zu dem Strand, der mir so lange verhaßt!

Lamon.

Unrecht wär's, Dein Geld aus dem Lande zu tragen! Und Thorheit
Ohne des Fisches Geschenk, arm, aus dem Lande zu gehn!
Drum, Du Thor, bleib immer! Und merke, da ist auch noch Stemma,
Stemma, das liebliche Kind, das sich des Bleibens verlohnt!
Sieh doch! Ich nenne sie nur, und dein Antlitz färbt sich mit Purpur!
Mancher Wendungen braucht's, Dir zu entlocken ein Wort.
Bist Du verstockt im Gemüth, aufrichtiger sprudelt das Blut Dir.
Antwort sagt es genug. Laß es den Mund auch gestehn!

Benzo.

Stemma? Was mußt Du des Mädchens erwähnen? Der Tochter des reichen
Fischers, dem Haus und Gut besser als Vielen gedieh!
Ich auch dient' ihm, doch blieb ich nicht lange. Der Knechte sind mehr da,
Willig, für ihn auf der See täglich zu mehren das Gut.
Meinst Du, Lamon, ich könnte mit Wünschen erheben das Auge
Zu des begüterten Mannes hochmuthblickendem Stolz?
Da gilt's anders erscheinen, als Freier ihn willig zu finden!
Stemma selber auch denkt nicht des entlassenen Knechts!

Lamon.

Wer weiß das so gewiß? Wer liest die verborgnen Gedanken?
Wem sagst Du, was die Brust schwer Dir und schmerzlich erfüllt?
Bist Du nur arm, was thut's? Du hast, was Viele nicht haben,
Hast ein frisches Gesicht, hast krauslockiges Haar;
Grad ist und schlank Dein Wuchs. Mit solcherlei Gaben erhofft man
Nichts umsonst, und das Glück kommt dem Beherzten zuvor.
Hast Du mit Stemma schon, so wie sich's gebührt, und von Herzen
Offen die Rede getauscht? Wies sie Dich spottend zurück?

Benzo.

Niemals spottete sie, noch ist sie mit Stolz mir begegnet.
Gütig gab sie mir stets wieder den täglichen Gruß!
Wohl auch rief sie mich an vom Garten her, unter dem Oelbaum,
Wenn mit der Hausarbeit sie auf dem Mäuerchen saß;
Fragt' auch Dieses und Das, vom Fischfang, lächelte freundlich;

Mir durchzuckt' es das Herz, daß ich die Worte nicht fand!
Nicht entgelten doch ließ die Verwirrung sie den Beschämten,
Ach, und den kleinsten Dienst lohnte der holdeste Blick!
Aber auch immer nicht weit, mit behaglich höhnischem Lächeln
Sah ich des Alten Gesicht, das mich Erschreckten vertrieb.
Nicht mehr trug ich die Qual! War's doch unmöglich, zu hoffen!
Meiden wollt' ich sie ganz, die mir die Seele berückt!
Und so ließ ich den Dienst. Zwar wollte der Alte mich halten,
Redete lange, doch mir brannt' auf der Schwelle der Fuß.
Alles warf ich dahin, was schön ist! Würfe das Leben
Auch, das verödete, gern, ja das verhaßte, dahin!

Lamon.

Halt! Was warfst Du zugleich da von Dir? Zogst aus dem Busen
Du nicht ein schillerndes Ding? Spieltest damit in der Hand?
Obacht gab ich darauf, doch konnt' ich's genau nicht betrachten.
Dorthin zielte der Wurf! Richtig, da find' ich es noch!

Benzo.

Lache mich aus, auch Du! Nur ein dürftiges Muschelchen ist es,
Küglein drinnen gereiht. Spielzeug nur für ein Kind.
Lang schon trug ich es bei mir. Im Netz einst fand ich es hängen.
Weil es so schimmerte, legt' ich das Gefundene beiseit.
Damals schien es mir werth, zum Scherz es dem Mädchen zu bringen,
Aber ich schämte mich bald. Bald auch verging mir der Scherz.

Lamon.

Solch ein Geschenk! Das wirfst Du hinweg? Heilloser Verschwender
Hörtest von Perlen Du nie? Perlen von köstlichem Werth?
Unschätzbar ist der Fund und ersetzt Dir reichlich den Goldfisch,
Den Du im Traum nur gehabt! Aber die Perlen sind wahr!
Wahr und ein Schatz, so groß, als in Träumen Du nimmer gesehn!
Dafür kaufst Du Dir Haus, Garten und Alles dazu!
Morgen schon gehn wir zur Stadt, wo die Händler, hispanische Mohren,
Kostbar blinkenden Schmuck halten in Läden zur Schau;
Doch ich begleite Dich, daß nicht Muselmann oder Hebräer
Dir abdinge den Fund listig um billigen Preis!
Ja, nun siehst Du mich an mit Erstaunen! Es lähmt Dir die Zunge,
Wie dem Erkorenen oft, Schrecken des plötzlichen Glücks.

Benzo.

Lamon! Täusche mich nicht! Ist die winzige Muschel so werthvoll?
Dann, o dann! Es erfaßt mich wie ein Schwindel und Traum,
Nochmals, wie ich ihn träumt'! Doch wäre das wirklich, o Hoffnung!
Hoffnung! Wieder erwachst selig Du mir in der Brust!
Eines versprich mir, Freund! Du lehrtest den Schatz mich erkennen,
Dir auch gebührt ein Theil. Dein sei die Hälfte davon!

Lamon.

Großmuth weißt Du zu üben, zum König bist Du geboren!
Aber das lassen wir klug, bis Dir in Händen der Preis.
Jetzt ein Besseres giebt's mit Eifer und Ernst zu betreiben,
Da es entgegen uns kommt, nehmen geschickt wir es wahr!
Wende Dich! Siehst Du die Zwei? Mariana, mein Liebchen, und Stemma
Schwesterlich kommen sie her. Ei, so erröthe vor Schreck!
Aber ich sage Dir, Junge, sei kühn! Mit der Meinen spazier' ich
Eigene Wege, Du bleibst jetzt mit der Deinen allein. —
Fröhlichen Abend, Ihr Kinder! Das heiß' ich, lustig sich finden!
Hell ist die Luft, und die See kühlt mit erquickendem Hauch.
Sieh, Mariana! Du Fleißige spinnst am Rocken auch wandelnd?
Nun so wandeln wir denn spinnend und plaudernd dahin!

Stemma.

Benzo, sieht man Dich auch einmal? Uns hast Du vergessen!
Aber wir sinnen umsonst, was wir Dir Böses gethan?
Ich nicht trage die Schuld, nicht wissend trag' ich sie, daß Du
Ganz vermeidest das Haus, das Dir nicht übel gesinnt!
Ganz auch meidest den Weg, der die Schwelle berührt, und den Umweg
Lieber Dir machst! Ich hab's oft von der Mauer erspäht!
Ja, dann wendest Du gar noch zur Seite das Haupt, um nur gar nichts
Von uns zu sehen! Warum trägst Du heftigen Groll?
Frag' ich den Vater, so weiß auch er kein Wörtchen zu sagen,
Der für so manches Geschäft ungern nur Dich entbehrt.
Endlich gesteh's einmal! Und geziemt mir's nicht, Dir das Reden
Abzudringen, ich wag's, denn es bedrückt mir das Herz!

Benzo.

Stemma! Was sag' ich Dir? Ach, Du erlösest von härterem Druck mich!
Lösest die Lippen mir auch, lösest den innersten Schmerz!
Weil ich Dich liebe, vermied ich Dich! Weil zu dem Stolze der Armuth
Nicht sich die Zuversicht eigenen Werthes gesellt.
Du zwar botest das Wort mir freundlich, aber nicht wagt' ich
Deutung, wie sie doch längst Wünsche mir heimlich genährt.
Heut nicht halt' ich sie mehr, und bekenn's: Dich mir zu gewinnen,
Stemma, strebt mein Gemüth, hofft das ermuthigte Herz!

Stemma.

Reden ja kannst Du, wie nie man vermuthet in dem Verstockten!
Ach, und ich hör' es so gern, daß sich die Zunge Dir löst!
Aber Du warst ein Thor! Auch dem Thörichten freilich (vernimm's nur!)
War ich gut, doch noch mehr will ich's dem Klügeren sein!
Nicht auch fürcht' ich, es sei sehr feindlich der Wille des Vaters
Uns entgegen. Ich weiß, was er im Stillen gedacht!

Benzo.

Komm' ich doch als ein Freier, nicht mehr so kahl und besitzlos!
Siehe die Muschel Dir an, köstlicher Perlen Gehäus!

Mir ein Geschenk des Meeres! Die trag' ich zur Stadt, und der Händler
Giebt mir Goldes genug, Garten zu kaufen und Haus.
Hab ich es dann, so tret' ich zum Vater, begehre zum Weib Dich!
Weigern wird er sein Kind nicht dem begüterten Mann.

Stemma.

Steht in so hohem Preis dies Muschelchen? Ei, so gelang Dir
Wahrlich ein Fang! Doch glaub, nöthig nicht ist er für uns!
Denke nicht so von dem Vater! Am besten, wir sagen noch heut ihm,
Daß wir uns lieben! Er kommt eben herunter zum Strand.
Gehen wir gleich ihm entgegen! Er sieht uns, nähert sich. Komm nur!
Vater! Ich bringe Dir was! Rathe, was ich Dir gewann?

Tommaso.

Den Abtrünnigen bringst Du zurück? Nichts Kleines gelang Dir!
Mehr noch, brächtest Du gar mir ihn zurück in das Haus!
Doch was steht er denn da, so verwirrt, mit geröthetem Antlitz?
Ist es Reue? Wohlan, Besserung käme zurecht!

Benzo.

Sag mir, Tommaso — verzeih! Wie hoch wohl schätzest Du diese
Muschel? Ich hörte, sie bringt reichlich dem Finder Gewinn.

Tommaso.

Diese? Gering ist der Werth. Hast Du sie gefischt aus dem Seetang?
Mir auch kam es schon vor, ist's auch ein seltener Fang.
Nicht erwarte Dir Schätze von dieser! Nur klein sind die Perlen,
Wie sie ein anderes Meer tausendfältig erzeugt.
Machst Du zu Gelde das Ding, ein Etwas bringt es Dir immer.
Vortheil nehme man wahr! Geh und versuche den Markt!
Solltest Du einmal freien, ein Ringleinpaar zu erstehen
Reicht's wohl aus. Und das ist für den Bescheidnen genug.

Benzo.

Werthlos wäre der Schatz? So bin ich nun ärmer als jemals!
Lamon! Schändlicher Du, der mich so höhnisch betrog!
Stemma! Versunken das Glück für immer! Was sag ich? Tommaso,
Reichthum wünscht' ich mir, ja! Eins zu gewinnen, nur Eins!
Nicht als Bettler, ich weiß, als Knecht nicht darf sich Dir nahen,
Wer um der Tochter Hand Dir als ein Werbender kommt!

Tommaso.

Lamon war's, der so reich Dich gemacht? So kennt er der Muschel
Werth wohl ziemlich genau, besser noch kennt' er Dich selbst!
Danke dem Schalk dafür, wenn Du Hochzeit feierst mit Stemma!
Denn so, seh ich voraus, wird es wohl kommen zuletzt.
Träume von Schätzen nicht mehr, noch fürchte bei mir sie zu reichlich!
Aber mein Haus hat doch Raum für uns drei und noch mehr.
Solcherlei wollen daheim wir besprechen. Da nähert sich Lamon,
Der heimtückische Knecht! Wart, wir gedenken's Dir noch!

Die älteste Literatur des indischen Volkes.

Von

Wilhelm Geiger.

— Erlangen. —

In grauer Vorzeit, vor wohl vier Jahrtausenden, wanderte das Volk der Inder, vom Nordwesten herkommend, über die Gebirgspässe des Kabulthales in die Tiefebenen des Indus ein. Im Rücken der Einwanderer liegt das rauhe Hochplateau Irans, wo sie lange Zeit hindurch mit ihren nächst verwandten Stammesbrüdern, den Iraniern, zusammengewohnt haben; vor ihnen eröffnet sich eine völlig neue Welt, die Welt der Tropen. Dort hatten sie gelebt unter einem unwirthlichen, an schroffen Gegensätzen reichen Himmelsstrich, der karge Boden des schluchtenreichen, afghanischen Berglandes hatte kaum genügende Weidetrift geboten für ihre Heerden und jedem intensiveren Anbau gespottet. Hier breitet sich vor ihren Augen weites, flaches Land aus und grasreiche Fluren, durchströmt von den mächtigen Fluthen des Indus, der in seinem unteren Laufe so gewaltige Dimensionen annimmt, daß das Auge von einem Ufer aus das andere nicht mehr zu erreichen vermag. Jenseits desselben, gegen Osten, dehnen sich leicht geschwungene Hügelketten hin und unabsehbare, von wasserreichen Flüssen durchströmte Fruchtebenen — das Pendschab oder Fünfstromland — und locken zu weiterem Vordringen. Im Norden erhebt sich der Riesenwall des Himalaya, dessen weißschimmernde Schneekette mit ihren himmeltragenden, in ewigem Eise starrenden Gipfeln weit hinein sichtbar ist in die grüne Ebene zu ihren Füßen, während im Süden öde Steppen und Sandwüsten das Vorrücken größerer Völkermassen nach dieser Richtung hin unmöglich machen.

Hier, an den Gestaden des Indus und im Pendschab, nicht etwa im eigentlichen Hindustan, ist der Ausgangspunkt der indischen Geschichte; hier durchlebte jener östlichste Zweig der großen arischen Völkerfamilie seine Jugendzeit; hier war es auch, wo er unter dem Eindruck der ihm völlig neuen

Erscheinungen, die ihn rings umgaben, und angeregt durch heftige Kämpfe mit den Ureinwohnern des Landes, seine ersten Lieder sang, die heiligen Hymnen des Rig-Veda.

Im Rig-Veda besitzen die Inder ein Literaturdenkmal von so ehrwürdigem Alter, wie es nur wenige Völker des Erdkreises aufzuweisen haben. Er besteht aus einer Sammlung von etwas mehr als tausend Liedern meist religiösen Inhalts, deren Umfang im Ganzen etwa dem der Ilias und Odyssee zusammengenommen gleich gestellt werden kann. Die Verabfassung der Hymnen geht in die Zeit zwischen 2000 und 1500, ihre Zusammenstellung und schriftliche Fixirung ungefähr in die Jahre um 800 vor Christus zurück. Eingetheilt ist der ganze Rig-Veda in zehn Bücher, von denen das zweite bis siebente je einer Sängerfamilie zugeschrieben wird, während die übrigen Lieder von verschiedenen Autoren enthalten. Die Dichter sind Priester, Brâhmana, und zwar scheint die Sangeskunst in gewissen Geschlechtern von Generation zu Generation fortgeerbt und weiter gepflegt worden zu sein. Durch besondere dichterische Begabung zeichnet sich ohne Zweifel die Familie der Vasishtha aus, unter deren Werken sich manche Erzeugnisse wahrer und tief empfindender Poesie finden. Im Ganzen aber wird man gut thun, den ästhetischen Werth der vedischen Hymnen nicht zu hoch zu stellen; denn es ist nicht zu leugnen, daß dieselben eine beträchtliche Zahl „unbedeutender, langweiliger und überladener Gedichte" aufweisen, was schon aus dem Grunde hinlänglich begreifbar ist, daß der Rig-Veda nicht etwa eine Auslese vortrefflicher Leistungen, sondern die Erzeugnisse der verschiedensten Dichter eines ganzen Volkes aus einem Zeitraume von mehreren Jahrhunderten enthält. „Auch die Producte der Blüthezeit vedischer Lyrik leiden, da sie zum weitaus größten Theil einfache Anrufungen und Verherrlichungen der Gottheiten sind, an Eintönigkeit und vielfachen Wiederholungen; aber es weht in ihnen allen ein frischer Hauch urkräftiger, naturwüchsiger Poesie: wer immer sich die Mühe gibt, sich hineinzuversetzen in das religiöse und sittliche Denken und Handeln, das Dichten und Schaffen eines Volkes und Zeitalters, welches die erste Geistesentwickelung unseres Stammes uns am besten vor Augen stellt, der wird sich durch viele dieser Lieder, hier durch die kindliche Einfalt, dort durch die Frische oder Zartheit der Empfindung, dort durch die Kühnheit der Bilder, durch den Schwung der Phantasie mannigfach angezogen fühlen. Freilich wird auch diese ganz einzig dastehende literarische Reliquie längst entschwundener Zeiten verschlossen bleiben für Diejenigen, welche sich jene Mühe nicht geben, welche das allgemein Menschliche, das an sich Schöne nur da zu sehen und anzuerkennen gewohnt sind, wo es in die modernsten Ausdrucksformen gekleidet ist; verschlossen für alle Diejenigen, welche niemals den Reiz empfunden haben, jenen mächtigen Strom menschlichen Denkens, auf welchem wir selbst der Zukunft entgegeneilen, zu seinen fernen Gebirgsquellen zurück zu verfolgen; welche kein Herz mehr haben für das, was je die Gemüther von Millionen menschlicher Wesen mit ihren edelsten Hoffnungen, Befürchtungen

und Bestrebungen erfüllte; welchen der Sinn fehlt für die Geschichte der Menschheit". (Kägi: Der Rig-Veda.)

Wenn ein Volk von Hirten — und ein solches waren im Wesentlichen die Inder zu der Zeit, da sie in die Tiefebene am Indus herniederstiegen — in neue, zuvor unbekannte Wohnsitze einwandert, so wird es vor Allem die Ufer größerer Flüsse aufsuchen und an ihnen seine ersten Niederlassungen gründen. Hier darf es sicher sein, genügende Weiden zu finden für das Vieh und anbaufähigen Boden zur Erzeugung des für den Lebensunterhalt nöthigen Getreides; hier kann es sich leichter schützen und vertheidigen gegen feindliche Ueberfälle und Verkehr unterhalten mit befreundeten Stämmen.

So treten denn auch in den Hymnen des Rig-Veda, soweit dieselben das nunmehr von den Indern in Besitz genommene Land schildern, die Ströme bedeutend in den Vordergrund. Es giebt sogar ein eigenes Lied, welches die verschiedenen dem vedischen Arier bekannten Flüsse besingt. Da werden die Nebenflüsse des Indus vom Westen, der Kabul, Gomal und Kurum erwähnt, die aus den Gebirgen Afghanistans und Balutschistans hervorbrechen, sowie die Ströme des Pendschab; die Ganga aber und Yamuna, an deren Ufern sich die im großen Nationalepos der Inder, dem Mahabharata, geschilderte spätere Geschichte dieses Volkes abspielt, werden nur eben mit Namen genannt, ein Beweis, daß die Wohnsitze der vedischen Inder noch um ein gutes Stück weiter westwärts lagen und man erst anfing, das eigentliche Hindustan kennen zu lernen.

Vor Allem aber ist es der Indus — Sindhu, d. h. der „Strom", oder auch Sarasvati, „die fluthenreiche", genannt — welcher die Aufmerksamkeit der Einwanderer auf sich zieht. Breit und mit mächtigem Wogenschwalle fließt er dahin und spendet Leben und Gedeihen dem Volke, das an seinem Gestade wohnt. Seine Wasser netzen die Fluren und Weidetriften an seinen Ufern und befruchten sie; wüste wäre ohne ihn und öde ringsum alles Land, und weder Thiere noch Menschen fänden Trank und Speise. Darum wird auch die zur Gottheit erhobene Sarasvati, welche mit gewaltiger Strömung den Felsenwall des Himalaya durchbricht, und mit stürmischem Laufe Segen verbreitend dem Meere zueilt, von den vedischen Dichtern vielfach gepriesen. Vasishtha besingt sie mit folgendem Liede:

Mit Wogenschwall, mit Fluthen strömt sie vorwärts,
Sarasvati, gleich einer eh'rnen Feste;
Wie ein Gespann, vom Lenker angetrieben,
So überholt die Sindhu alle Ströme.

Sarasvati allein von allen Flüssen
Eilt strahlend von den Bergen bis zum Meere;
Auf Reichthum sinnend für die Wesen alle,
Verleiht sie Milch dem Volk an ihrem Ufer.

Sarasvati, an uns Gefallen findend,
Die selige, soll hören unser Rufen!
Gebeugten Kniees verehren wir sie betend;
Die hehre schenke Reichthum ihren Freunden!

Eine weit untergeordnetere Rolle als die Flüsse spielen die Berge und das Meer. Zwar werden die „schneebedeckten Berge“ erwähnt und auch einige Gipfel namhaft gemacht, welche in dem, von der Natur mit paradiesischer Pracht ausgestatteten Alpenthal Kaschmir gelegen sein mögen; aber es scheint doch, daß die eisige hehre Schönheit des Himalaya dem vedischen Sänger zu ferne, zu unnahbar dünkte, zu wenig eingriff in sein Leben, als daß er sie zum Gegenstand seiner Dichtung hätte machen können. Ja, es ist auch an sich nicht unmöglich, daß dem Menschen der damaligen Zeit der Sinn für diese Art von Naturschönheit, der Sinn für das Gewaltige, Wilde und Romantische der Hochgebirgswelt, des ewigen Eises und Schnees überhaupt abging.

Ebenso ist das Meer zwar dem alten Inder bekannt; aber es scheinen doch bloß vereinzelte Schaaren gewesen zu sein, welche auf verwegenen Streifzügen, etwa in ihren leichten Booten dem Laufe des Indus folgend, die Seeküste erreichten. Wäre dieselbe wirklich und dauernd besiedelt worden, so hätte gewiß das Meer mit all seinen Wundern, mit seiner unendlichen Wassermenge, mit der seltsamen Erscheinung von Ebbe und Fluth, welche noch in viel späterer Zeit das Erstaunen der Begleiter Alexanders des Großen erregte, auf das Gemüth des Inders einen ganz anderen Eindruck gemacht, als dies aus seinen Hymnen hervorgeht.

An den Ufern des Indus also und in den Ebenen des Pendschab war es, wo die älteste uns bekannte Cultur des indischen Volkes sich entfaltete. Hier wohnten die „Ansiedler“, noch nicht zu einem fest geschlossenen politischen Ganzen vereinigt, in offenen Dörfern oder auf vereinzelten Gehöften. In Friedenszeiten pflegten sie der Viehzucht und des Ackerbaus; Letzteres jedoch in beschränkterem Maße; denn noch waren sie nicht seßhaft genug, noch wogte und drängte der große Völkerstrom weiter und weiter vorwärts, so daß sie die Bebauung des Bodens nicht in energischer und rationeller Weise betreiben konnten. Die Heerden sind noch des Ariers hauptsächlichster Besitz, sein liebstes Gut, um Reichthum an Rindern und Rossen fleht er in mannigfaltigster Weise die Götter an, verdankt er ja doch der Kuh die wichtigsten Nahrungsmittel, und ist doch das Pferd sein getreuer Begleiter zu Kampf und Streit.

Die geläufigsten Bilder werden dem Leben der Hausthiere entnommen, und wo es zu Fehden und Kriegen kommt, da ist in der Regel der Besitz der Heerden und Weideplätze ihre Veranlassung, und zwar derart, daß der Begriff „Schlacht“ im Rig-Veda geradezu durch „Verlangen nach Rindern“ ausgedrückt wird.

Für Kriegsfälle — und wir werden sehen, daß die vedische Zeit keine eben sehr friedliche war — hatte man da und dort im Lande, insbesondere

an Flußufern oder auf Hügeln befestigte Plätze, Castelle, angelegt, die in Friedenszeiten unbewohnt und leer standen. Dorthin schafften, wenn feindlicher Ueberfall drohte, die Arier ihre Schätze, dorthin trieben sie ihre Heerden und überließen sie wohl der Pflege ihrer Frauen. Die Männer aber schirrten die flinken Rosse an den Kriegswagen — denn zu Wagen stritten ganz wie die Helden Homers, die Vornehmsten des altindischen Volkes — und griffen zu Lanze und Keule, zu Schwert und Streitaxt, zu Pfeil und Bogen, um kühn dem Feinde entgegen zu ziehen.

Die staatliche Organisation war eine einfache, patriarchalische und erwachsen aus der Familie. Wie der Hausvater im Kreise der Seinen gebot, so war das aus der Vereinigung mehrerer Familien entstandene Dorf einem Aeltesten oder Vorsteher untergeben, so stand über einem ganzen Volksstamm als Vater und Oberhaupt der König, dessen Hofhaltung wir uns übrigens kaum mehr allzu prunklos und primitiv vorstellen dürfen. Seine unmittelbare Umgebung bildete eine Art kriegerischen Adels, bestehend aus dem Theil der Bevölkerung, welchem größerer Reichthum an Vieh und Feldern mehr Zeit zur Uebung im Waffenhandwerk gestattete und welcher daher im Felde den Kern des Heeres ausmachte. Nach und nach befestigte sich die Sitte, den Fürsten nur aus der Mitte dieses Kriegsadels zu wählen, weil die bedeutendste Entfaltung seiner Macht ohne Zweifel gerade im Kriege stattfand; wo der König den Oberbefehl führte über das Heer und sich deshalb vor Allem in ritterlicher Tüchtigkeit auszeichnen mußte.

Wenn sich nun auch auf diese Weise schon in vedischer Zeit allmählich ein **Kriegerstand** aus der großen Masse des Bauernvolkes abhob, wenn sich auch diesem gegenüber die **Priester**, welche die richtige Form der Anrufungen der Götter und des Opferrituals verstanden oder zu verstehen behaupteten, zu einem nach außen abgeschlossenen Ganzen zu verbinden begannen, so können wir uns aus allgemeinen culturgeschichtlichen Erwägungen gleichwohl nicht zu der Annahme entschließen, daß schon damals das indische Volk in **Kasten** getheilt war. Von einer Kaste im eminenten Sinne des Wortes kann doch wohl nur dann gesprochen werden, wenn eine bestimmte Classe der Bevölkerung, welche der gleichen, vom Vater auf den Sohn in ununterbrochener Stetigkeit sich vererbenden Berufsart lebt, von den übrigen, insbesondere von den tiefer stehenden Schichten des Volkes bis zu dem Grade sich absondert, daß Individuen aus ihrem Stande mit solchen anderer Stände keine rechtsgiltige Ehe eingehen können, und somit jede Vermischung des Blutes principiell ausgeschlossen wird. Dieses aber war im ältesten Indien sicher nicht der Fall, sondern hat sich erst im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung nach und nach herausgebildet.

Das **Privat-** und **Familienleben** war ein durchaus schlichtes und einfaches. Vielweiberei ist zwar dem alten Inder nicht völlig unbekannt, insbesondere scheinen sich die Fürsten und Großen ihr ergeben zu haben; doch gilt die Monogamie als Regel. Der Verkehr zwischen Mann und Weib

ist ein viel freierer, als es sonst im Orient und auch in Indien in späterer Zeit üblich ist. Das Mädchen wird nicht etwa an den Mann verhandelt und verkauft, sondern die Neigung des Herzens und die Sehnsucht der Liebe ist es, was Beide zusammenführt und den Bund besiegelt. Häufig erscheint auch die Jungfrau als die, welche in freier Wahl sich den Geliebten zum Gatten erkürt. Wenn es zwar auch nicht an jenen Ausschreitungen fehlt, die es zu allen Zeiten gegeben hat und immer geben wird, so lange die Menschen bleiben, wie sie sind, so wird doch die Ehe für heilig und unantastbar gehalten, und Ehebruch ist das schwerste Verbrechen, eine Verletzung der göttlichen Ordnung. Im Hause nimmt die Gattin eine ganz ähnliche Stellung ein, wie die Hausfrau des homerischen Zeitalters. Sie ist thatsächlich des Mannes Lebensgefährtin, sein „liebstes Heim, die Wonne und der Stolz des Hauses". Unter dem Gesinde und im Kreise der Familie schaltet und waltet sie als die Herrin, sie pflegt und wartet und erzieht die Kinder, und sitzt am Webstuhl, die Gewänder zu weben für den Gatten und die Söhne. Gemeinsam mit dem Hausvater bringt sie, wie die Frau altrömischer Zeit, den Göttern tagtäglich Opfer dar und erwirbt dadurch für sich und die Familie dauernd Heil und Segen.

Das Gattenpaar, einträcht'gen Sinns,
Ihr Götter, welches Soma preßt,
Und stets mit Milch ihn mischend spült,

Das kommt zu Reichthum; immerdar
Bereiten sie die Opferstreu
Und werden nie an Kräften matt.

Sie weisen nimmer von sich weg,
Verschmähen nie der Götter Huld
Und hohen Ruhm erlangen sie.

Zu hohem Alter kommen sie,
An Söhnen und an Töchtern reich,
Das goldgeschmückte Gattenpaar.

Ein weniger günstiges Licht fällt ohne Zweifel auf das Leben und Treiben der vedischen Inder, wenn wir von ihrer besonderen Vorliebe für Zechgelage und Würfelspiel hören. „Ueberschwenglich werden zwar die Wasser gepriesen: in ihnen liegen alle Heilmittel und der allerfreuende Agni, sie gewähren dadurch dem Körper Gesundheit, Schutz und langes Schauen der Sonne — den Durst jedoch mit ihnen zu löschen, fiel dem vedischen Volke eben so wenig ein wie den alten Germanen". Viel lieber ergaben sich die Männer dem Genusse des süßen berauschenden Methes, dessen wunderbare Wirkungen in mannigfachster Form gepriesen werden. Nach den geläufigsten Bildern zu schließen, waren Unmäßigkeit und Rausch nichts Ungewöhnliches und wüster Lärm und Streit die häufige Folge der Gelage. — Noch verderblicher, noch mehr zerrüttend wirkte das Würfelspiel, das mit wahrhaft

unsinniger und maßloser Leidenschaft betrieben wurde. Abgesehen von schnödem Betrug, zu welchem häufig das Spiel verführte, scheinen auch die Fälle gar nicht selten gewesen zu sein, in welchen dasselbe das Glück einer Familie völlig untergrub und zerstörte, und wir besitzen ein ganzes Lied, das einem Spieler in den Mund gelegt wird und dessen Unfähigkeit, sich der bestrickenden Macht seiner Leidenschaft zu entziehen, schildert.

Mein Weib hat nie mich aufgereizt, gescholten,
Sie meint es gut mit mir und meinen Freunden,
Obschon sie treu war, stieß ich sie doch von mir,
Dem Würfel, der mir Alles gilt, zu Liebe.

Nun haßt die Schwieger, weist mich ab die Gattin,
Des Spielers Klagen finden kein Erbarmen;
Ich weiß auch nicht, wozu ein Spieler gut wär',
So wenig als ein treues Pferd im Alter.

Verlassen grämt des Spielers Weib sich einsam,
Die Mutter, weil der Sohn, wer weiß wo, umirrt;
Er selbst, verschuldet, sucht voll Angst Gewinn sich,
Verweilt zur Nachtzeit unter fremdem Dache.

Ein Weh erfaßt ihn, wenn er sieht die Gattin
Und wohlbestellte Heimath eines Andern.
Am frühen Morgen greift er nach den Würfeln,
Erlischt das Feuer, sinkt der Wicht zusammen.

Und sag' ich mir: „ich will nun nicht mehr spielen“,
So lassen mich im Stich die Freunde alle;
Doch hör' ich wieder braune Würfel rollen,
So eil' ich wie zum Stelldichein die Buhle.

Ein weit edleres Vergnügen als Zechen und Spielen war das Wagenrennen. Hier konnte der Mann seine Kraft zeigen in der Bändigung und Lenkung der Rosse; hier konnte er seinen Muth, seine Kraft und Kriegstüchtigkeit erweisen; hier konnte er hohen Ruhm sich erwerben. Ein Gebet an Indra um Sieg im Rennen ist gedichtet von dem Sänger Kanva. Wir greifen einige Strophen aus demselben heraus:

Schaff', Indra, unsern Wagen vor,
Wenn er zurückbleibt, Schleuderer,
Laß meinen an der Spitze gehn.

O sprich, was zögerst Du so lang'?
Voran laß unsern Wagen sein
Und bring' uns nah' den hohen Preis!

Dem Wagen hilf, der Sieg erstrebt,
Leicht ist es Dir, was säumst Du noch?
O laß gewinnen uns den Preis.

Als die Inder in die Tiefebenen am Indus und an den „fünf Strömen" einwanderten und sich mehr und mehr gegen Osten ausbreiteten, traten sie, wie wir schon beiläufig erwähnten, in völlig neue äußere Verhältnisse ein. Vordem hatten Sie ein rauhes, unwirthliches Land, ein Land der mittleren Breiten bewohnt, jetzt sahen sie sich mit einem Male von den noch nie erschauten Erscheinungen tropischer Zone umgeben. Und weil die Religion, welche sie aus ihrer früheren Heimath mitbrachten, eine Naturreligion war, weil sie mit offenem Auge und kindlichem Sinn Alles beobachteten, was um sie her vorging auf der Erde und am Himmel und im Reiche der Luft, weil sie in dem stillen, gesetzmäßigen Walten der Natur, von der ihr ganzes Leben abhing und deren mächtigem Einfluß sie sich nicht zu entziehen vermochten, die ewige Gottheit erkannten und verehrten, so mußte sich jene geschichtliche Wandlung vor Allem in einer entsprechenden Umgestaltung der religiösen Vorstellungen manifestiren.

Gemäß der Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen selbst war die Zahl der göttlich verehrten Wesen, deren Wirken man in diesen wahrnahm, und von denen sie verursacht und beherrscht waren, eine unbeschränkt große. Alle diese Gottheiten erfuhren, je nachdem die Sphäre ihrer Competenz nunmehr eine mehr oder weniger veränderte war, größere oder geringere Umwandlungen sie mußten sich den neuen Verhältnissen fügen, ihre Machtbefugniß wurde diesen entsprechend bald vermindert, bald erweitert.

In dem Lande, aus welchem die Arier ausgewandert waren, füllt Schneefall und Kälte einen beträchtlichen Theil des Jahres aus. In Candahar, auf der Hochfläche südlich des Kabulthales, herrscht ein strenger Winter, und der Schnee bleibt mehrere Monate hindurch liegen. Etwas weiter nördlich in Khorasan und an den Ufern des Heri-rud, an welchen ohne Zweifel in uralter Zeit indo-iranische Stämme seßhaft waren, ehe die Inder sich gegen Südosten wendeten und die Gebirgspässe Balutschistans zu überschreiten begannen, dauert der Winter sechs, und höher hinauf gegen das afghanische Bergland noch mehr Monate. Aber auf den kalten Winter folgt hier allenthalben ein milder, blüthenreicher Frühling und auf diesen ein warmer, oft freilich auch drückend-heißer Sommer, welcher in den Gegenden, die an Wüsten grenzen, durch Sandstürme und glühenden Sonnenbrand vielfach unerträglich gemacht wird.

Daß unter einem solch eigenartigen, an schroffen Gegensätzen reichen Himmelsstrich auch die religiösen Anschauungen in ganz besonderer Weise sich gestalten mußten, ersieht man deutlich genug aus der in vielen Punkten so seltsamen und auf den ersten Blick räthselhaften Religion der Iranier. Im Fünfstromlande aber liegen die klimatischen Verhältnisse ganz anders. Hier ist das Leben nicht mehr gebunden an den belebenden und erfrischenden Wechsel von Winter und Frühling, Sommer und Herbst, sondern an die regelmäßig wiederkehrende Periode tropischer Regengüsse, welche der lange dauernden Zeit ununterbrochener Bläue des Himmels und tropischer Sonnengluth ein Ende

machen, die lechzenden Menschen, die verschmachtenden Thiere erquicken, die dürre Erde mit ihren Wassern tränken, die versiegenden Ströme und Bäche mit frischen Fluthen füllen und die welke Vegetation von Neuem beleben.

Aber die Regenzeit tritt ein unter furchtbaren Gewittern mit flammenden Blitzen und betäubenden Donnerschlägen, unter Stürmen und Wolkenbrüchen, welche das Land überfluthen und Leben und Eigenthum der Menschen bedrohen.

So nimmt denn das Gewitter mit all seinen Erscheinungen und der in ihm zu Tage tretende Kampf zwischen den Dämonen der Hitze und Dürre, den bösen Geistern des Wolkendunkels und den segnenden, Regen und Kühlung verleihenden Gottheiten in der vedischen Religion einen sehr breiten Raum ein. Da werden alte Gewittergottheiten, die sonst keine bedeutsame Rolle gespielt hatten, in den Vordergrund gestellt und mit besonderer Kraft und Herrlichkeit ausgestattet; uralte, ernste und erhabene Gestalten werden verdunkelt durch die ungestümen, trotzigen Streiter in Sturm und Unwetter; neue Genien, neue Dämonen, neue Bilder und Sagen werden erfunden, und Blitz und Donner, Sturm und Regen, Sonnengluth und Gewitternacht zum Mittelpunkt zahlreicher Dichtungen gemacht.

Es kam aber noch ein anderer bedeutsamer Umstand hinzu, welcher den religiösen Vorstellungen der Inder nach und nach mehr das Gepräge des Großartigen, Wilden und Gewaltigen, als des Milden und Ernsten geben mußte. Der Einzug in das Industhal geschah nämlich keineswegs in Frieden und Ruhe; sondern die neue Heimath mußte den früheren Bewohnern des Landes, die als „schwarze Haut" bezeichnet werden, also nicht der arischen Rasse angehörten, erst so zu sagen Schritt für Schritt abgerungen werden. Von einem Strome zum andern dringen die Eroberer vorwärts, einer nach dem andern muß dem Feinde unter steter Lebensgefahr und blutigen Kämpfen entrissen werden, mit jedem verliert dieser aber wieder eine Schutzwehr, wieder ein Bollwerk. Und waren die gehaßten Feinde niedergeworfen und in die unzugänglichen Thäler und Schluchten des Himalaya oder des Vindhyagebirges verdrängt, so entstanden unter den Einwanderern selbst Fehden und Kriege. Neue Stämme rückten nach und schoben die an der Spitze des gewaltigen Völkerstromes marschirenden Haufen weiter vorwärts in das unbekannte, feindliche Land des Ostens. Wo kein friedlicher Ausgleich bei Besitznahme des eroberten Landes zu Stande kam, da mußte das Schwert entscheiden, und Arier erhob sich wieder Arier.

So führten die Inder der ältesten Zeit ein ruheloses Leben ununterbrochener Fehden. Ein streitbares, kriegslustiges Volk aber, wie sie waren, bedurften sie auch streitbarer, im Streit und in der Schlacht gewaltiger Götter, und wo konnten sie Gottheiten finden, welche besser hineinpaßten in ihre wild bewegte Zeit, als eben jene Kämpfer am Himmel, als die Träger des zerschmetternden Blitzstrahles, als die im brausenden Sturmwind oder auf dem rollenden Wagen des Donners einherfahrenden Helden der Gewitterschlacht?

Wir wollen nun im Folgenden darzustellen versuchen, in wie weit die

Veränderung der äußeren, vor Allem der klimatischen Verhältnisse, sowie die kriegsgeschichtlichen Begebenheiten der vedischen Zeit ein Rig-Veda selbst, sowie in der Religion des altindischen Volkes zum Ausdruck kommen.

Ich greife ein einziges Lied an den Gott der befruchtenden Feuchtigkeit, Pardschanya, heraus. Pardschanya ist eine alte, aus der indogermanischen Urzeit stammende Gottheit, von der uns Spuren auch in der litauischen, wie in der nordischen Mythologie begegnen; aber der Hymnus, den wir anführen wollen, ist so recht charakteristisch für die neue Anschauungsweise der Inder. Es ist kein Zweifel: der Sänger lebt schon ganz unter südlichem Himmel, er besingt ein tropisches Gewitter mit all seiner segnenden und vernichtenden Gewalt, ein Gewitter, bei dessen Ausbruch er zittert und bangt, und das er doch nach langer, regenloser Zeit mit heißen Gebeten herbeigewünscht hat:

Mit diesen Liedern rufe an den starken,
Pardschanya preise, durch Gebet gewinn' ihn;
Laut donnernd gießt der Held in reichem Strome
Die Wasser aus, Keim legend in die Pflanzen.

Die Bäume trifft er und die Unholdschaaren,
Vor seiner mächt'gen Waffe zittern Alle:
Wer schuldlos selbst, flieht vor dem Regenspender,
Wenn er, Pardschanya, donnernd schlägt die Frevler.

Wie das Gespann des Lenkers Peitsche antreibt,
So sendet er uns seine Regenboten;
Von ferne schon erschallt des Löwen Brüllen,
Wenn wasserschwer Pardschanya macht die Wolken.

Die Blitzesflammen fliegen, und der Sturmwind braust,
Die Pflanzen sprießen auf, es schwillt des Himmels Fluth,
Erquickung wird den Wesen allen rings zu Theil,
Wenn des Pardschanya Naß herabströmt auf das Land.

Vor dessen Allgewalt sich neigt die Erde,
Vor dessen Macht die Heerden zitternd fliehen,
In dessen Macht die Pflanzen alle stehen,
Du, o Pardschanya, schenke starken Schutz uns!

Auf! tose, donnere, laß Wasser strömen!
Umfliege uns mit regenschwerem Wagen!
Den Schlauch thu' auf und halte ihn nach unten,
Daß gleich die Höhen werden und die Tiefen!

Die Zahl der Gewittergottheiten im Rig-Veda ist, wie schon angedeutet eine überreiche. Da ist Rudra, der Gott des mit unwiderstehlicher Gewalt heranbrausenden Sturmwindes, zugleich der Heilung und Gesundheit spendende Arzt, weil mit Beginn der Regenzeit der Gewitterwind die schädlichen Dünste vertreibt, welche die Lüfte erfüllten. Er ist auch der Bogenschütze. Von seiner Sehne entsendet er den raschen Pfeil, den unter Sturmestosen aus der

Wetterwolke niederzuckenden Blitz, und die Menschen flehen ihn an, mit dem tödtenden Strahl sie zu verschonen.

Durch Deine allerbesten Arzeneien
Möcht' ich es wohl auf hundert Winter bringen:
Hinweg von uns verscheuche weit die Feindschaft,
Hinweg nach allen Seiten Noth und Siechthum.

Du bist an Schönheit der Gebor'nen schönster,
Du trägst den Blitz, der Starken stärkster, Rudra;
Führ' uns zu Heil hindurch durch die Gefahren
Und wehre ab den Anlauf jeder Krankheit!

Erfreut hat mich der Held im Sturmgefolge
Durch frische Kraft, da ich um Hilfe flehte;
Wie Schatten vor der Sonnengluth, so möge
Des Rudra Huld ich unversehrt erreichen!

Sing' ihm, dem hochberühmten, jungen Helden,
Der muthig angreift, wie ein grimmer Löwe;
Sei hold dem Sänger, Rudra, hochgelobter;
Dein Pfeil soll Andere, als uns, vernichten!

In Rudras Gefolge sind die Maruts, die ungestümen Sturmgötter:

Es fürchten sich vor euch die hohen Berge,
Des Himmels Gipfel bebt bei eurem Toben;
Wenn Ihr, Sturmgötter, schwerbewaffnet anstürmt,
Dann brauset ihr vereint wie Wasserwogen.

Laut brüllend — der Donner ist ihre Stimme — kommen sie auf ihrem leichten, von flüchtigen Gazellen gezogenen Wagen dahergefahren, goldenes Geschmeide auf der Brust; denn das an der finstern Wolkenwand aufflammende Wetterleuchten funkelt wie lichter Goldschmuck.

Aber die Hauptgestalt unter den Genien des Gewitters, ja der Mittelpunkt der größten Zahl der Hymnen des Rig-Veda, der Gott, der nach und nach die andern Götter verdunkelt und verdrängt, — das ist Indra.

Indra ist so recht ein Product der vedischen Periode, und man wird die Bedeutung und das Wesen dieser Göttergestalt nur dann völlig verstehen und würdigen können, wenn man sie in Zusammenhang bringt mit dem Geiste jener Zeit, der in ihr gewissermaßen verkörpert erscheint; — jener Zeit, wo angesichts der gewaltigen Naturerscheinungen, durch welche ein tropisches Klima das Gemüth der erstaunten Einwanderer erschütterte, angesichts der zahlreichen Kriege mit fremden und stammverwandten Feinden die alten Götter nicht mehr genügten und an ihre Stelle Wesen gesetzt wurden, welche in jenen vor Allem ihre Wirksamkeit offenbarten und in diesen als schützende Vorkämpfer angerufen werden konnten.

Das Wirken Indra's im Gewitter wird in der mannigfaltigsten Weise mit kühnen, phantasiereichen Bildern geschildert. Seine Feinde sind die Dämonen der Wolkennacht und des Gewitterdunkels, der Gluthhitze und der

Dürre, Vritra und Vala und Sushna und Ahi, der Drache. Gekämpft wird bald um das leuchtende Rad der Sonne, das die Unholde hinter den Wolken versteckt haben, bald um die von Menschen und Thieren ersehnte Regenfluth, welche sie im Innern des schwarzen Wolkenberges zurückhalten; oftmals sind auch himmlische Rinder, welche von den Dämonen geraubt wurden, der Gegenstand der Schlacht, wie hier unten auf der Erde die Helden streiten um den Besitz der Heerden. Indra's Waffe ist der Blitz. Ihn in der Hand tragend, fährt er, von seinem Gefolge, den Sturm- und Gewittergenien, begleitet, auf seinem Wagen, den falbe Rosse ziehen, in den Kampf; mit starkem Arm schleudert er den Donnerkeil und spaltet den Wolkenfelsen, so daß die befreiten Wasser befruchtend und erquickend auf die Erde herniederströmen oder die entführten Kühe, deren angstvolles Brüllen man im Donner vernahm, aus ihrem dunklen Gefängniß entrinnen können. Oftmals ist der Kampf ein heißer, erbitterter — d. h. das Gewitter droht lange in der Ferne, bis es zum Ausbruch kommt, oder es tobt mit angsterregender Gewalt — und die Götter alle zagen; aber Indras Muth und Kraft erlahmt nicht: immer und immer wieder greift er die Dämonen an und entsendet Blitz auf Blitz, bis er sie endlich unter dem Aufruhr der gesammten Natur niederwirft und ihr Haupt mit dem Wetterstrahl zerschmettert.

Du, Indra, bist gewaltig: deine Obmacht
Erkannten willig Erde an und Himmel,
Den Vritra schlugst du kraftvoll, ließest strömen
Die Fluthen, die der Drache aufgesogen.

Aus Furcht vor dir, vor deinem Zorn erbebten,
Da du geboren wurdest, Erd' und Himmel;
Es zitterten die mächtigen Gebirge,
Das Festland wankte, und die Wasser wogten.

Den Fels zerbrach er kraftvoll mit dem Blitze,
Der Mächt'ge, offenbarend seine Stärke:
Kampflustentbrannt traf Vritra mit dem Strahl er;
Von ihm befreit, entströmten flugs die Wasser.

Es wäre übrigens ein Irrthum, wenn wir annehmen wollten, Indra sei eine völlig neue Erfindung der religiösen Einbildungskraft des indischen Volkes in der vedischen Zeit. Nein, wenn auch sein Name nicht sehr alt sein mag, so hat es doch immerdar und bei allen indogermanischen Stämmen Götter seiner Art gegeben; ein Beweis, daß Gewittermythen schon zu der Zeit sich bildeten, als die Inder und Iranier, die Griechen und Italer, die Germanen, Slaven und Kelten noch ein einziges, ungetrenntes Volk.

Wenn Indra der Träger des Blitzes und des Donnerkeiles ist, so kann man ihn in dieser Beziehung zu dem Zeus des Homer stellen, der hoch droben thront auf dem Gipfel des Ida, die Wolken um sich versammelt und den Blitz in der Hand führt. Die Schilderung von der Erlegung des Vritra

oder Vala läßt sich vergleichen mit dem Kampfe des Zeus wider das flammenspeiende Ungetüm Typhon oder mit der Schlacht zwischen den Giganten und den Göttern des Olymps, die mit ähnlichen Zügen ausgestattet sind, wie jene. Allenthalben sind der Aufruhr in der Natur, das Zucken der Blitze, Flammen und Wolkennacht, das Rollen des Donners und das Beben der Erde die hauptsächlichsten Merkmale. Der Mythus von dem Raube der himmlischen Heerde gemahnt an die bei Virgil in phantastischen, großartigen Zügen erzählte italische Sage von dem Riesen Cacus, welcher des Hercules lichtfarbene Rinder in seine finstere Höhle entführt und zur Strafe durch die Keule des Heroen (Indras Donnerkeil!) den Tod findet. Ebenso kehrt auch speciell der Kampf mit dem „Drachen", dem Symbol der feindlichen Mächte des Gewitters, in verschiedenen Religionen wieder. Ich erinnere an die Erlegung des Drachen Python durch den griechischen Sonnengott Apollo, und an den Sigurd der Edda, den Siegfried des Nibelungenliedes, welcher den Lindwurm schlägt und die im „hohlen Berg" verborgenen Schätze raubt.

Das specifisch Indische liegt in dem hohen Grade der Hervorhebung, in der besonderen Ausprägung gerade dieser Seite von Indra's Wesen, sowie in dem allmählichen Uebergreifen der Functionen dieses Gottes auf andere, ursprünglich ihm fremde Gebiete.

Nach und nach begnügte man sich nämlich nicht mehr, in ihm nur den Gewittergott zu sehen, sondern übertrug ihm immer mehr Macht und Ehre, bis er zuletzt nicht nur der stärkste und streitbarste ist unter den Göttern, sondern die erste und höchste Stelle überhaupt einnimmt im ganzen vedischen Pantheon. „Man gewöhnt sich, in ihm den Schöpfer und Erhalter der Welt, den Führer der göttlichen und menschlichen Geschlechter, den gewaltigen unumschränkten Herrn und Gebieter, den grausamen Bestrafer der Gottlosen und den Hort der Frommen zu sehen". Er wird der Gott,

Der Alles schuf, was sich bewegt, hienieden.
Des Himmels Weite trägt, er ohne Stütze,
Er füllte beide Welten und den Luftraum,
Er gründete und dehnte aus die Erde:
Vom Somatrank begeistert that dies Indra.

Und zuletzt wird es „zur allgemeinen Losung":

Preist den preisenswerthen Indra,
Der die Welt beherrscht, mit Liedern,
Ihn, den reichsten Mann, den Sieger.

Ihn verehre, was da lebet,
Ihn mit Thaten, ihn mit Werken;
Indra ist's, der Freiheit schaffet.

Alle Menschen, alle Völker
Preisen Indra mit Gesängen,
Ihn mit Liedern, ihn mit Weisen,

Der zu bestem Gut geleitet,
Glanz und Glück verschafft im Kampfe,
In der Schlacht besiegt die Feinde.

Hilf, o Indra, uns in Gnade,
Schaff' uns Bahn durch deine Güte
Und geleite uns zum Wohlsein".

Indra, der Held im Streit der Elemente, zugleich auch der Vorkämpfer und Helfer der Menschen in den Schlachten hier unten auf der Erde. Zu ihm schallen die Lieder der Sänger empor, welche das in's Feld ziehende Heer begleiten, seinen Beistand rufen sie mit ihren Gebeten an, ihm bringen sie Opfer dar und keltern ihm aus dem berauschenden Safte der Somapflanze den lieben, süßen Meth, der seinen Muth erhöhen, seine Kräfte steigern soll

Wir rufen, Indra, dich herbei
Zur Stärke, die den Dämon schlug,
Zum Sieg im Kampfe mit dem Feind.

Die Beter mögen deinen Sinn,
Dein Auge führen nah' herbei,
O Indra, hundertkräftiger!

Wir rufen deinen Namen an
Mit jedem Lied um Sieg im Streit,
O Indra, hundertkräftiger!

Den vielgepries'nen rufe ich,
Den Indra zu der Feinde Mord,
Zu Guterbeutung in der Schlacht.

Sei Sieger du in jedem Kampf;
Den Feind zu schlagen, flehen wir,
O Indra, hundertkräftiger!

Die Männer schreien zu ihm um die Wette,
In Todeswagniß stürzend, sie zu schützen,
Wenn Freund und Feind das Gut des Lebens hinwirft,
Um Haus und Hof den Frieden zu erkämpfen.

Zu Herrschaft rüsten, Mächt'ger, sich die Völker,
Zum Kampf und Streit sich gegenseitig reizend;
Und steh'n die Schaaren feindlich gegenüber,
So möchte man den Indra für sich haben.

Indeß, der Gott hilft Dem zum Sieg, der wirklich
Den Trank, nach dem ihn lüstet, gerne keltert
Von ganzem Herzen, ohne daß ihm's leid ist,
Zu Dem gesellt er sich im Schlachtgetümmel.

Wenn wir den Inhalt des Rig-Veda unter diesem Gesichtspunkt betrachten, verlassen wir den rein mythologischen Boden und werden mehr in den Kreis der geschichtlichen Begebenheiten hineingeführt. Freilich dürfen wir keine in's

Einzelne gehenden Berichte erwarten; denn die vedischen Hymnen haben nicht den Zweck, der Nachwelt die Ereignisse ihrer Zeit zu überliefern. Sie sind lediglich gesungen für die Gegenwart, und was sie besingen, ist dem Hörer wohlbekannt; was also für uns gerade das Wichtigste und Bedeutsamste ist, das erfahren wir nur so nebenbei als gelegentliche Andeutung. Indeß ist es uns doch möglich, wenigstens in großen Zügen und allgemeinen Umrissen uns ein Bild zu entwerfen von dem kriegerischen, bewegten Charakter der vedischen Zeit, und hin und wieder gelingt es sogar, durch Zusammentragen verstreuter Notizen und vereinzelter Bemerkungen Kenntniß zu gewinnen von einem bestimmten geschichtlichen Vorgange, von einer einzelnen Kriegsoperation und deren Verlauf und Ende.

Auch mit der historischen Treue und Zuverlässigkeit des Berichteten dürfen wir es nicht gar zu streng nehmen. Die Inder haben niemals Anlage und Neigung zur Geschichtsschreibung gehabt; die Hymnen des Rig-Veda aber vollends sind Werke von Dichtern und wollen als solche gelten und beurtheilt werden. Jedes Ereigniß also, das erwähnt oder besungen wird, ist betrachtet und geschildert vom Standpunkt eines Dichters: da wird Alles in's Große, Gewaltige und Uebermenschliche gezogen, da sind es die Götter und Dämonen selbst, welche thätig eingreifen im Getümmel der Schlacht, da mischen sich die Kämpfe, welche überirdische Mächte im Luftraum und am Himmel kämpfen, mit denen der Sterblichen auf Erden.

Als die hauptsächlichsten Feinde der einwandernden Arier treten, wie wir schon kurz erwähnten, die schwarzhäutigen Urbewohner des Landes auf. Der blutige Rassenkampf zwischen Diesen und Jenen zieht sich durch den ganzen Rig-Veda hindurch und bildet somit gewissermaßen den großartigen Hintergrund, auf dem das vedische Leben sich abspielt. Nicht immer mag es wohl gelungen sein, über die Feinde Herr zu werden, und wenn ein Sänger sich an Indra mit der Bitte wendet, er möge doch einen Unterschied machen zwischen Ariern und Barbaren, so liegt darin gewiß ein stilles Zugeständniß, daß der Gott kurz vorher seine Augen abgewendet hatte von den Seinigen. Ja, Indra erscheint sogar in vereinzelten Fällen als der Bundesgenosse von nichtarischen Fürsten: man mag wohl eine Niederlage lieber der Ungunst eines Gottes, als der eigenen Feigheit und dem größeren Muthe des Gegners zugeschrieben haben. Im Ganzen jedoch bleiben die Inder die Sieger, welche immer weiter gegen Osten vorrücken und die schwarzen Stämme allmählich aus den Ebenen in die Gebirge verdrängen, wo sie noch heute hausen, an Körperbildung, Hautfarbe und geistiger Begabung wohl zu unterscheiden von den arischen Hindus.

Die Barbaren sind der Gegenstand des erbittertsten Hasses und der tiefsten Verachtung. Sie gelten als häßlich und plattnasig, als Gottlose und Verruchte, welche den Göttern die ihnen gebührende Ehre nicht erweisen, als Diener dämonischer Mächte, deren irdisches Abbild sie selber sind, ja es heißt, daß sie unsittlicher Culte pflegten. Darum wenden des Ariers Gebete sich

an Indra, welcher im Bunde mit Agni, dem Feuergott, die „Feinde“ (Dasa oder Dasyu) besiegt und vernichtet.

In Schlachten half dem Arier, der Opfer bringt,
In allen Kämpfen Indra, schützend hundertfach,
Im Kampfe um des Lebens Gut.
Die Frevler gab er strafend preis,
Die schwarze Haut dem Menschenvolk.

Aus Furcht vor dir entfloh'n die schwarzen Stämme
In wilder Flucht, preisgebend ihre Habe,
Als strahlend Du, der Männer Fürst, dem Volke
Aufflammtest, Agni, ihre Burgen brechend.

Nebem dem Kampf der beiden feindlichen Rassen werden auch Fehden unter den indischen Stämmen selbst mehrfach im Rig-Veda erwähnt. Theils wird nur in allgemeinen Wendungen von „arischen Feinden“ gesprochen, theils auch einzelne Fürsten und Völker namhaft gemacht, welche unter einander Krieg führen.

Wir greifen eine Episode heraus, den Kriegszug der Bharata wider die Tritsu, und versuchen dieselbe etwas genauer zu schildern, einerseits weil die Nachrichten über dieses Ereigniß besonders reichliche sind, andererseits weil dasselbe sich an die spätere indische Geschichte anschließt und mit ihr in Verbindung gebracht werden kann.

Zehn Volksstämme des Pendschab, unter ihnen vor Allem die Bharata oder Puru, verbünden sich und ziehen in's Feld wider die Tritsu, welche in den östlichen Theilen des Fünfstromlandes wohnen, beherrscht von ihrem frommen König Sudas, an dessen Hof Vasishtha als Priester und Sänger wirkt. Stolz und siegesgewiß schallen die Lieder des Visvamitra, welcher die verbündeten Fürsten in's Feld geleitet; aber auf der andern Seite ruft Vasishtha, von höchster Noth bedrängt, den Indra um Beistand an für sich und seinen König:

Den Indra rufen vor der Schlacht die Mannen,
Daß ihr Gebet er mit Gewährung segne;
Der Kampfgewalt'ge, seiner Kraft vertrauend,
Mit Rindern mög' er füllen unsre Hürden.

In diesen Tagen sei uns gnädig, Indra!
Feindliche Stämme zieh'n heran im Glanze;
Welch Unrecht an uns schaut der Wunderthäter,
Der heil'ge Varuna, das nehm' er von uns.

Wenn unter deinem Beistand, starker Indra,
Die Heere gleichen Muthes sich begegnen,
Dann soll dein Arm, o Held, den Blitz entsenden;
Nicht wende sich dein Sinn zur andern Seite!

Durchbohre, Indra, in der Noth die Feinde,
Die Völker, die sich wider uns erheben!
Wend' ab von uns des Neiderfüllten Flüche,
Und führ' uns zu der Beute reiche Menge!

Dem Sudas werde hundertfache Hilfe
Und tausendfache Huld zu Theil, o Starker;
Entsende Deine Waffe auf die Gegner,
Uns aber schenke Siegesglanz und Reichthum!

Die Verbündeten rücken heran. Sie versuchen es eben, den Fluß Parushni in ein anderes Bette zu leiten, um denselben trockenen Fußes überschreiten zu können, da gerathen sie mit den Tritsu zusammen. Der Kampf entbrennt — die „Zehnkönigsschlacht" nennt ihn Vasishtha stolzen Sinnes in seinen Hymnen — Indra erhört seines Lieblings Gebete, und mit des Gottes Hilfe besiegt Sudas die übermächtigen Feinde. Er jagt sie in den Strom, in dessen Fluthen Viele umkommen; die Ueberlebenden, welche ihr Heil in der Flucht suchen, verfolgt er noch weit hinein in ihr Land, gewinnt reiche Beute und zerstört ihre Burgen. Seinen Sänger aber, dessen Lieder sich so wirksam erwiesen haben, beschenkt er mit königlicher Freigebigkeit, und dieser besingt in jubelnden Hymnen den glänzenden Sieg:

Es leiteten die unverständ'gen Thoren
In andre Bahn die fluthende Parushni;
Da faßte sie mit Macht der Herr der Erde,
Und Hirt und Heerde stürzten hin voll Schrecken.

Ihr Ziel, der Strom, ward ihnen zum Verderben,
Der Schnellste selbst fand dort die Ruhestätte;
Die flücht'gen Feinde gab zur Beute Indra
Dem Sudas hin, dem Mann die weib'schen Prahler.

Geführt von Indra strömten da die Tritsu
Hernieder gleich ergossenen Gewässern;
Die schlimmen Feinde, die wie Krämer maßen,
Verloren alle Habe an den Sudas.

Wie Dürstende sah'n flehend sie zum Himmel,
In der Zehnkönigsschlacht umringt vom Feinde.
Da hörte Indra des Vasishtha Rufen,
Und weite Bahn schuf er dem Volk der Tritsu.

Gleich einem schwachen Hirtenstabe wurde
Das Volk der winz'gen Bharata zertrümmert,
Vasishtha war's, Vasishtha, der sie führte;
Da dehnten weit sich aus der Tritsu Gauen.

Gehen wir um etliche Jahrhunderte weiter herab, so hat sich die Situation völlig verändert. Im indischen Epos ist selbst der Name der Tritsu, der im Rig-Veda vom Glanze des Sieges bestrahlt ist, verschwunden; ihr Stamm ging offenbar im Verlauf der Zeit in anderen, größeren Völkern unter und verlor seine Sonderexistenz. Die Bharata hingegen nehmen die erste Stelle ein auf dem Schauplatze der indischen Geschichte; aber freilich, ihre Wohnsitze sind nicht mehr im Fünfstromlande, sondern an den Ufern des Ganges im Mittelpunkte Hindustans, also ein beträchtliches Stück ostwärts von dem Lande, das ihre alten Feinde bewohnten.

Der Cultus des Indra als des mächtigen Gewittergottes, als des Helfers und Siegers in der Schlacht, als des großen Beherrschers der Welt, ist also ein Erzeugniß der vedischen Zeit; und weil die vedischen Hymnen kein abgeschlossenes, einheitliches Ganze sind, sondern eben jene ganze Periode umfassen, so können wir diesen geschichtlichen Vorgang im Rig-Veda selbst verfolgen, wir sehen die Umgestaltung sich gleichsam vor unseren Augen vollziehen, wir können es beobachten, wie der neue Gott immer mehr an Ehre und Ansehen zunimmt und anderer Gottheiten Glanz und Herrlichkeit erbleichen macht.

Vor Indra und noch in der frühesten Zeit der Einwanderung in das Industhal war ohne Zweifel Varuna der meistverehrte, der höchste Gott, hatte Varuna den Rang, den Zeus einnimmt bei den Hellenen, Jupiter bei den Italern, Odhin bei den Germanen; er war der König der gesammten Welt, der Vater der Götter und Menschen. Es muthet uns seltsam an, wenn wir wahrnehmen, wie diese mächtige Gestalt, die so ganz eigenartig sich heraushebt aus der Masse der vedischen Gottheiten, nach und nach zurückgedrängt wird und verblaßt, nur weil der Geist der Zeit nicht mehr fähig ist, die feierliche Erhabenheit ihres Wesens zu verstehen; und es klingt fast wie Wehmuth, wenn ein Vasishtha an Indra die Worte richtet:

Der alten Götter Glanz selbst muß erbleichen
Vor deines Geistes Kraft und deiner Stärke.

Es ist zweifellos: das allmähliche Obsiegen des Cultus des Indra über den des Varuna vollzieht sich nicht etwa den Indern unbewußt; sie fühlen es selber, wie nach und nach ihre religiöse Vorstellung sich umgestaltet, und kennen recht wohl die Gründe dieser Umgestaltung und deren Naturnothwendigkeit. Der Rig-Veda enthält sogar einen Hymnus, in welchem der Dichter den Rangstreit der beiden rivalisirenden Götter in einem Wechselgespräch derselben darstellt, dabei aber zugleich, wie uns scheinen will, bereits Partei ergreift für Indra.

Mein ist das Reich, fürwahr ich bin der Herrscher,
Der Allbeleber, dem die Ew'gen dienen;
Die Götter folgen Varuna's Geboten,
Ich thron' im höchsten Zufluchtsort der Menschen.

Ich bin der König Varuna; es lagen
In meiner Hand zuerst die Himmelskräfte;
Die Götter folgen Varuna's Geboten,
Ich thron' im höchsten Zufluchtsort der Menschen.

Ich bin, o Indra, Varuna: die großen,
Die weiten, tiefen, wohlgefügten Welten
Schuf ich, ein weiser Bildner, alle Wesen,
Die Erde und den Himmel, und erhielt sie.

Mich aber rufen hoch zu Roß die Helden,
Es flehn zu mir in Kampfesnoth die Streiter;
Ich, Indra, rege Schlacht an, ich, der Starke,
Und wirble Staub auf, ich, der Uebermächt'ge.

„Das Alles that ich, und mich hemmen nimmer,
Den Unerreichten, göttliche Gewalten,
Wenn Somatrunk, wenn Lieder mich berauschten,
Dann beben beide unbegrenzte Welten".

In einem späten Hymnus des letzten Buches gilt — charakteristisch genug — der Wettstreit als beendigt, Indra hat gesiegt, und der Dichter nimmt von Varuna Abschied mit den Worten:

Verlebt hab' ich bei Dir der Jahre viele,
Den Indra wählend geb' ich auf den Vater;
Es weichen Agni, Varuna und Soma,
Gar wohl bemerk' ich's, wie die Macht sich wendet.

Wenn nun zwar auch die Zahl der dem Varuna gewidmeten Lieder keine sehr bedeutende ist, so findet sich doch gerade unter ihnen manche köstliche Perle der vedischen Poesie. Das Beste, was des alten Inders Geist ersann, weihte er der ehrwürdigsten, größten seiner Gottheiten. Warme Begeisterung, tiefe religiöse Empfindung weht durch die Worte der Sänger, wo sie den alten, von den Vorfahren schon angebeteten Himmelsgott verehren, und die Sprache nimmt vielfach solch erhabenen Schwung, solch feierlich ernsten Ton an, daß sich einzelne Partien aus den Varunahymnen wohl auch den schönsten Stellen der hebräischen Psalmen vergleichen lassen.

Da wird der Gott gepriesen als der, welcher des Himmels Weite erschuf und seine Wölbung stützte, welcher die Erde ausbreitete und mit lebenden Wesen füllte das Festland, die Gewässer und den Luftraum, dessen Odem man wahrnimmt im Rauschen des Windes, welcher der Sonne und den Gestirnen ihre Bahn ebnete und den Tagen ihren Pfad, der noch heute von seinem goldenen Stuhl aus, auf dem er mit Mitra, dem Genossen seiner Macht, thront in den Räumen des lichten Himmels, die ganze Welt leitet und regiert.

Ein hehres Lied, ein ernstes, sing' dem Herrscher,
Dem Varuna ein liebes, dem gelobten,
Der ausgebreitet, wie das Fell der Schlächter,
Die Erd' als einen Teppich für die Sonne.

Im Walde goß er aus die kühlen Lüfte,
Schuf Muth den Rossen, Milch den rothen Kühen,
Verstand im Herzen, Blitze in den Wolken,
Die Sonn' am Himmel, Soma auf den Bergen.

Voll hoher Weisheit sind doch seine Werke,
Daß er gestützt die großen, Erd' und Himmel,
Das hoch erhab'ne Firmament bewegte,
Daß Sterne er und Welt erschuf für ewig.

Der Sonne machte Varuna die Pfade,
Die fluthenden Gewässer ließ er strömen,
Er schuf den Tagen ihre weiten Bahnen
Und lenkt sie, wie der Reisige die Rosse.

Es kann hier unsere Aufgabe nicht sein, auf die vielfache, oft beinahe wörtliche Uebereinstimmung zwischen Varunaliedern und Psalmstellen hinzu-

weisen; die Bemerkung mag genügen, daß zu keiner Zeit die Religion des indischen Volkes eine so vertiefte und vergeistigte war, als damals, wo Varuna noch als höchste und unvergleichliche Gottheit verehrt wurde. Gerade an ihn knüpfen sich die tiefsten, sittlichen Ideen an, zu denen je die Inder gelangten, an ihn die im eigenen Herzen wurzelnden, aus unverfälschtem, kindlichem Gemüthe erwachsenen Vorstellungen von der Sünde, selbst der unbewußten Sünde Schuld, von der Strafe der Gerechtigkeit, von dem Zorne der Gottheit und von dem Verlangen des sündhaften Menschen nach Versöhnung mit derselben, und endlich von der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit. Denn Varuna ist nicht etwa bloße Verkörperung der schaffenden und belebenden Naturkraft, er ist ein wirklich persönlicher Gott, ein Gott, der dem vedischen Volke gewiß eben so nahe stand, wie Jehovah dem israelitischen, der unter ihm und in seiner Mitte lebte und vor dessen Geist nichts verborgen war. Varuna ist der allwissende. Mit seinem lichten Auge, der Sonne, schaut er vom Himmelszelt hernieder auf der Menschen Geschlechter und nimmt Alles wahr, was vorgeht auf Erden, selbst die geheimsten Gedanken des Herzens; oder um mit den Worten des 33. Psalms zu reden: „Der Herr schauet vom Himmel und sieht aller Menschen Kinder; von seinem festen Thron siehet er auf Alle, die auf Erden wohnen; er lenket ihnen Allen das Herz und merket auf alle ihre Werke". Darum wendet sich auch der Dichter, wenn sein Gewissen von Schuld belastet ist, an Varuna mit der Bitte um Vergebung und Befreiung aus den Banden des Unrechts; und wenn Noth und Leid und Unglück ihn verfolgen, so weiß er, daß es Varunas Gebote waren, die er wissentlich oder unwissentlich verletzt hat und deren Uebertretung er büßen muß.

Und mit mir selber sprech' ich diese Worte:
Wann werde ich bei Varuna verweilen?
Wann freut er ohne Groll sich meines Opfers,
Wann darf ich fröhlich seine Gnade schauen?

Ich suche meine Sünde zu erspähen,
Ich gehe hin, die Kundigen zu fragen,
Und insgesammt antworten mir die Weisen:
„Fürwahr, es zürnt dir Varuna, der König".

Was, Varuna, war meine schwerste Sünde,
Daß du den Dichter, deinen Freund, so schlägest?
Das künde mir, untrüglicher Gebieter,
Mit diesem Flehen laß mich zu dir dringen!

Nimm weg von mir die Sünden meiner Väter,
Und weg den Frevel, den ich selbst begangen.
Wie einen Dieb, den's nach der Heerde lüstet,
Lös' wie ein Kalb vom Stricke den Vasishtha!

Nicht eigner Wille war's, es war Verblendung,
Im Rausch geschah's, im Zorn, im Spiel, im Irrthum;
Ein Aelt'rer auch geräth in Jugendfehle,
Und selbst der Schlummer wird der Sünde Anlaß.

Gleichwie ein Knecht, will ich dem Gnäd'gen dienen,
Von Schuld befreit dem eifervollen Gotte,
Der treue Herr belehrte uns, die Thoren,
Zum Segen führt der Weisere die Klugen.

Es konnte von Anfang an nicht unsere Absicht sein, den Inhalt der gesammten altindischen Literatur zu erschöpfen, und eben so wenig, die vedische Religion in umfassender Weise darzustellen und zu beurtheilen: beides würde uns zu weit geführt haben. Wir gingen vielmehr von dem Gesichtspunkte aus, das historische Element im Rig-Veda hervorzuheben, indem wir einerseits dessen culturgeschichtlichen Gehalt zu schildern versuchten, andrerseits auf die wichtigsten Symptome der Entwickelung und Fortbildung der religiösen Ideen in den vedischen Hymnen hinwiesen, wie dieselbe bedingt war durch die äußeren Verhältnisse des Landes und des Klimas und durch die geschichtlichen Erlebnisse der einwandernden Stämme. In den Ebenen des Fünfstromlandes und in der vedischen Zeit geschah es ja, daß das Volk der Arier an der Schwelle seiner neuen Heimath sich nach und nach zu einem indischen Volke umgestaltete, daß es allmählich den Typus anzunehmen begann, der es in späterer Zeit freilich in noch viel ausgeprägterer Weise kennzeichnet.

Indessen mag es wohl von Interesse und Werth sein, hier noch Einiges beizufügen über die wichtigsten der noch nicht besprochenen Gottheiten der altindischen Religion, um gewissermaßen unser Bild abzurunden und zu vervollständigen; und wir werden uns hiebei einer trefflichen Abhandlung Kägis (der Rig-Veda, die älteste Literatur der Inder) anschließen, der wir schon oben hin und wieder, ergänzend und ausführend, gefolgt sind.

Alle Gottheiten, welche der Inder verehrte, werden schon in vedischen Liedern in solche der Erde, des Luftraumes und des Himmels eingetheilt. Unter den ersten steht Agni, der Gott des Feuers, obenan. Seine ursprüngliche Wohnstätte ist in den Räumen des Himmels, wo er noch jetzt wahrgenommen wird in der Gluth der Sonne, und als „Sohn der Gewässer“ in dem durch die Wolken flammenden Blitz. Aber in der Urzeit trugen gnädige Götter ihn vom Himmel auf die Erde herab und setzten ihn in Manus, des ersten Menschen, Haus ein. Alle menschliche Cultur ist durch das Feuer bedingt, das Feuer ist Mittelpunkt jeder staatlichen Vereinigung, und darum heißt Agni der „liebe Freund“, der „Hausvater“. Verborgen schlummert der Gott in den Hölzern, durch Reiben wird er am frühen Morgen bei des Tages Anbruch erweckt, und seine hell auflodernden, rauschenden Flammen tragen der Opfernden Gebete und Preislieder zu den gnädigen Genien des Lichtes empor. So wird Agni der Opferpriester, der Bote, der Vermittler zwischen der Erde und dem Himmel, zwischen Menschen und Göttern; als der Lichte, Strahlende verleiht er irdischen Reichthum, Macht und Glanz, als der mit gewaltiger Flammengluth Vernichtende steht er auch dem Arier im Kampfe mit den Feinden bei.

Dem Mittelreich der Lüfte gehören vor Allem die zahlreichen Geister des Sturmes und Gewitters an, die wir bereits näher in's Auge gefaßt haben; außer ihnen noch Vayu oder Vata — dieser vielleicht dem Wuotan der Germanen entsprechend — der Gott des Windes. Vor Aufgang der Sonne macht er sich auf und wandelt auf den Pfaden der Lüfte. Niemand weiß, woher er kommt, noch wohin er fährt; Niemand vermag ihn zu schauen, aber man nimmt ihn wahr am Rauschen und am Wehen der Opferflammen.

Wenn er dahin eilt auf dem Pfad der Lüfte,
Dann schlummert nimmer er, an keinem Tage;
Der heil'ge, erstgebor'ne Freund der Wasser,
Wo ist geboren er? Von wannen kam er?

Der Geist der Götter und des Weltalls Sprosse,
So wandelt dieser Gott, wie ihn gelüstet;
Sein Rauschen nimmt man wahr, doch nicht sein Aussch'n;
Laßt uns dem Wind mit Opferspende dienen!

Von den Genien des lichten Himmels kennen wir bereits Varuna. Ihm zunächst an Macht und Ehre, gleich ihm Hüter und Wahrer des Rechtes, steht Mitra, bei den stammverwandten Iraniern einer der meist verehrten Götter. Außer ihnen genießt hauptsächlich die Sonne und ihr Licht, der anbrechende Tag und die Morgenröthe unter verschiedenster Form göttliche Ehre. Dem Tage vorauf ziehen die beiden Rosselenker, die Asvin, die Geister des ersten Morgengrauens, die indischen Dioskuren. Als schöne, strahlende Helden, prangend in ewiger Jugend, schirren sie, die „Söhne des Himmels", am frühen Morgen ihren Wagen an, der weit sich ausdehnt über des Himmels Gewölbe. Tag und Nacht scheidend, nahen sie dem Menschen und führen mit dem freundlichen Lichte auch die gnädigen Götter wieder zurück, verleihen Gnade und Segen, Reichthum und Gesundheit, und verscheuchen Nacht und Dunkel, Noth und Leid.

Ihre Begleiterin und Freundin ist Ushas, Eos, die Morgenröthe. Weiße, glänzende Rosse oder Rinder ziehen der Göttin Wagen; sie selbst, die Reiche, Strahlende, erscheint in der Pracht goldgeschmückter Gewänder, wie eine zum Hochzeitsfest geputzte Braut am Leibe von Schönheit prangend, wie eine holde Jungfrau, welche willig den Gürtel löst und dem Geliebten ihre Reize enthüllt. Tag für Tag leuchtet sie auf, die Ewige, Unwandelbare; wie sie heute erscheint dem Auge des Dichters, so ist sie auch erschienen den Sängern der Vorzeit, so wird sie bis in die fernste Zeit erscheinen den künftigen Geschlechtern.

Dem Pfade der Asvin und der Ushas folgt Surya, die Sonne selbst, der Gott mit dem goldenen Haupthaar, den die Jubellieder der Menschen begrüßen, dessen schnelle Rosse den Umlauf über des Himmels weite Räume in einem Tage vollenden.

Es ist übrigens begreiflich, daß die Sonne gemäß der Mannigfaltigkeit ihrer Wirkungen unter verschiedenen Namen gepriesen wurde. Als der, welcher den Aether durchmißt, trägt der Sonnengott den Namen Vishnu, „der Weitschreitende“; als der, welcher mit seinem Lichte Alles nährt und erquickt, heißt er Pushan. Er ist's, der Reichthum und Gedeihen spendet, er ist der Hirt der Welt, der von des Himmels Mitte das All überschaut. Unter seinem besonderen Schutze stehen die Heerden, die er auf der Weide und im Geklüfte der Gebirge unter seine Obhut nimmt und unverletzt in die Hürden führt. Als der rastlos wandernde wird Pushan zum Schirmherrn der Pfade und Straßen, wie Hermes bei den Griechen; und weil er selber hinabsteigt in das nächtige Dunkel, so ist er es zugleich, der dem Menschen auf dem Todesweg, auf dem Pfad in's Jenseits, vorübergeht. — Wie endlich Savitar, „der Antreiber, Beleber“ die Sonne repräsentirt, sofern sie durch ihren Wandel, durch Aufgang und Untergang das Leben der Menschen bestimmt, das mag am besten hervorgehen aus einem stimmungsvollen Abendlied des Rig-Veda, dessen Uebersetzung mir zum Schlusse hier anzuführen gestattet sei:

Gott Savitar erhob sich zur Belebung.
Der nimmer ruht in seinem heil'gen Werke;
Denn er vertheilt auch jetzt der Götter Reichthum,
Und schenkt Gedeihen dem, der ihn bewirthet.

Der Gott erhebt sich, breitet seine Arme
Und Hände aus, und Alles lauscht gehorsam,
Es fügen sich die Wasser seinem Willen,
Und selbst der Wind ruht aus in seiner Umfahrt.

Mit Rossen fahrend, löst der Gott sie wieder,
Den Wandrer heißt er rasten von der Reise;
Der flücht'gen Vögel schnellen Flug bezähmt er,
Die Ruhe kommt, wenn Savitar gebietet.

Zusammen rollt die Weberin den Aufzug,
Der Werkmann hält in seiner Arbeit inne;
Der Gott hat sich erhoben, und erscheinend
Schied er die Zeiten, er, der nimmer rastet.

Wo Menschen wohnen, da und dort verbreitet,
Erglänzt mit hellem Licht des Heerdes Flamme,
Das beste Stück legt vor dem Sohn die Mutter,
Weil ihm der Gott des Essens Lust erregte.

Es sucht der Fisch, wo auf dem Grund der Wasser
Er Abends raste, er, der ruhlos zappelt,
Der Vogel sucht sein Nest, den Stall die Heerde;
Nach ihrer Stätte schied der Gott die Thiere.

Es kehrt zurück, wer zu erwerben ausging,
Und aller Wandrer Sehnen strebt zur Heimath;
Ein Jeder läßt sein Werk und geht nach Hause:
So will's des himmlichen Bewegers Ordnung.

Sir Isaac Newton.

Von

Moritz Cantor.

— Heidelberg. —

I.

Wenn man die Landkarte von Großbritannien aufschlägt und an der Ostküste der englisch-schottischen Hauptinsel etwa den vierten Theil hinauffährt, dann, wo der Wash genannte Busen in das Land dringt, noch etwas weiter von der Küste einwärts die Grafschaft Lincoln aufsucht, so findet man in derselben leicht den Eisenbahnknotenpunkt Grantham. Unweit davon liegt ein unbedeutendes Dörfchen Woolsthorpe. Noch heute zeigt man dort westlich von dem Withamflusse ein Landhaus und in demselbem ein einfaches Zimmer, geschmückt durch eine Marmortafel. Sie trägt in englischen Reimzeilen*) eine Inschrift, welche deutsch etwa so lautet:

Natur und ihr Gesetz barg nächtiges Dunkel dicht;
Gott sprach: „Es werde Newton", und alsbald ward es Licht!

Wir befinden uns an der Geburtsstätte des großen Forschers, dessen Lebensbild zu entwerfen wir uns zur Aufgabe gestellt haben. Es umfaßt eine lange Zeit voll der spannendsten allgemein geschichtlichen Ereignisse, welche, wenn auch Newton keineswegs zu den leitenden Persönlichkeiten des englischen Staatswesens gehörte, doch nicht ohne Einfluß auf seine privaten Verhältnisse waren und deßhalb nicht unbeachtet bleiben dürfen. Die Nothwendigkeit solcher Abschweifungen verbunden mit dem Wunsche, die wissenschaftlichen Ergebnisse Newton's wenigstens theilweise mehr als nur in trockener Aufzählung, nur dem verständlich, der den Gegenstand schon kennt, zu schildern, giebt dem Lebensbilde, das in möglich kleinen Rahmen gefaßt werden soll, einen solchen Umfang, daß es kaum einer Entschuldignng bedürfen wird, wenn wir

---

*) Nature and nature's laws lay hid in night, God said „Let Newton be", and all was light.

den Zwischenraum zwischen Rahmen und Bild auf das Nothdürftigste beschränken und ohne weitere Einleitung zum Gegenstande selbst uns wenden.

Isaac Newton ist am 25. December 1642 geboren, also in eben dem Jahre, in welchem der Bürgerkrieg zwischen den Truppen des Parlamentes und denen des leichtfertigen und unglücklichen Stuart, welcher auf dem Schaffot verbluten sollte, entbrannte. Der Vater war nach kurzdauernder Ehe mit Harriet Ayscough gestorben, noch bevor das Kind das Licht der Welt erblickte. Die abgehärmte Wittwe gebar es in schwächlichem Zustande, so außergewöhnlich klein, daß es in einem Quartkruge*) Platz hätte finden können, wie Newton selbst in späten Jahren seiner Mutter nachzuerzählen liebte. Man schickte zu einer Gutsnachbarin nach Stärkungsmitteln, und die holenden Frauen waren erstaunt bei ihrer Rückkehr das elende Geschöpfchen noch athmend zu finden. So war die Geburt des Mannes, der 84 Jahre lang ein nur selten durch Krankheit getrübtes Leben führen sollte, so groß auch die Anstrengungen waren, welche der zu Zeiten unermüdliche Geist dem Körper auferlegte. Wie rasch Newton sich kräftigte, beweist ein kleines Geschichtchen aus seiner Kinderzeit. Er war, nachdem er in zwei Dorfschulen die nothdürftigsten Elementarkenntnisse sich angeeignet hatte, von seiner Mutter, die inzwischen eine zweite Ehe mit einem Geistlichen eingegangen war, auf die Schule in Grantham geschickt worden, wo er, zwölf Jahre alt, unter den Letzten seiner Klasse zu sitzen pflegte. Von einem älteren Schulgenossen verhöhnt und geschlagen, forderte er denselben zum Faustkampfe und zwang ihn, nach heftiger Gegenwehr, sich als besiegt zu erklären. So wegen seiner Geschicklichkeit im Boxen unter seinen Gefährten zu Ehren gelangt, habe er, wird weiter berichtet, sich vorgenommen, auch in anderen Dingen es den Uebrigen zuvorzuthun, und sei bald in allen Fächern der Erste geworden und geblieben. Der fleißig gewordene Schüler verleugnete sich auch nicht in seinen Spielen. Nur selten nahm er noch an den wilden Vergnügungen der anderen Knaben Theil. Er zog es vor, aus allerlei einfachsten Gegenständen kleine mechanische Wunderwerke sich zu verfertigen, welche das allgemeine Erstaunen auf sich zogen. Eine kleine Mühle bewegte sich scheinbar von selbst, indem er eine Maus hineingesperrt hatte, welche das Rad trat, so oft sie versuchte, zu dem oberhalb des Rades angebrachten Futter zu gelangen. Einen alten Kasten richtete er durch eine Querwand zu einer Wasseruhr her, die er Morgens mit Wasser füllte, worauf den ganzen Tag über heraustropfende Flüssigkeit einen an der Außenseite sichtbaren Zeiger mit hinlänglicher Regelmäßigkeit in Drehung hielt, daß die Vorrichtung schon länger, nachdem der Erfinder Grantham verlassen hatte, der Familie, bei welcher er dort gewohnt hatte, noch als Hausuhr dienen konnte.

Diese Abreise erfolgte 1656, als Newtons Mutter, auf's Neue Wittwe geworden, mit drei Kindern zweiter Ehe nach Woolsthorpe zurückkehrte.

---

*) Eine englische Quart ist etwas größer als ein Liter.

Isaac sollte jetzt Landmann werden, sollte das Gut bewirthschaften, sollte zum Verkaufe der Erzeugnisse des Gutes allsamstaglich nach Grantham fahren und den dortigen Markt besuchen. Das Alles war keineswegs nach seinem Geschmack. Die Schaafe, welche seiner Obhut anvertraut waren, verliefen sich, während er in einem Busche liegend mathematische Aufgaben zu lösen suchte; die Marktgeschäfte besorgte ein alter Diener, dieweil er selbst unter den Büchern seines früheren Hausherrn, des Apothekers Clarke wühlte, und so wurde die Mutter durch die Erfahrung einiger Jahre überzeugt, daß es unmöglich sei, auf ihren Plänen zu beharren. Isaac bezog vielmehr nach mehrmonatlicher Vorbereitung die Universität Cambridge. Er wurde am 5. Juni 1660 in das dortige Trinity-College aufgenommen, wieder ein denkwürdiges Jahr in der englischen Geschichte, da in ihm die Wiedereinsetzung des Königthums durch General Monk sich vollzogen hatte.

Im gleichen Jahre kam Isaac Barrow, der 1630 geborene Sohn eines Londoner Leinenhändlers, als Professor der griechischen Sprache an die genannte Anstalt, eine Stellung, welche er 1663 mit der Professur der Mathematik vertauschte, um 1669 auch diese aufzugeben und sich der Theologie zuzuwenden. Barrow starb 1679 bei einem vorübergehenden Besuche in London. Barrow, der eine Optik, der ein geometrisches Werk von nicht untergeordnetem Werthe veröffentlicht hat, den König Karl II. als Vorstand des Trinity-College's mit dem Bemerken, er sei der gelehrteste Mann von England, eingesetzt hatte, vielleicht freilich unter einiger Rücksichtsnahme auf die entschieden königstreue Gesinnung, durch welche derselbe seit der Restauration sich auszeichnete, Barrow ist in fast allen Beziehungen als einflußreich auf die geistige Entwickelung Newtons anzusehen. Wie Barrow hat Newton sich mathematischen, wie er sich optischen Untersuchungen zugewandt, wie er ist er sein Leben lang ein eifriger Tory gewesen, dessen monarchische Ueberzeugung nur durch die Anhänglichkeit an die Episkopatkirche besiegt werden konnte, wenn jemals zwischen dem Träger der Krone und den Bischöfen eine Zwiespalt entstand.

Barrow bemerkte nicht sogleich, welchen Schüler er sich heranbildete, und da wir hier vor Thatsachen stehen, welche eine wesentliche Seite von Newton's Charakter und Geistesart betreffen, so muß das an sich wenig Erhebliche betont werden. Newtons Geist war von einer Tiefe, welche nur von Wenigen erreicht, wohl von Keinem je übertroffen worden ist, aber es scheint kein zu jeder Stunde und bei jedem Anlaß bereiter Geist gewesen zu sein. Von Newton werden keine treffenden Antworten, keine augenblicklicher Eingebung entsprungene Geistesblitze berichtet. Es ist offenbar Wahrheit darin, wenn gesagt wurde, er habe seine große Entdeckung der Schwerkraft gemacht, indem er immer darüber dachte; ganz allmälig kam bei ihm eine wissenschaftliche Auffassung zu Stande, als Schlußergebniß langsamen, am liebsten mathematischen Verfahrens, nicht als Ausgangspunkt von Rechnungen, welche nur Vorhergeahntes bestätigen sollten. Ein Geist mit den Eigenschaften, wie wir sie

eben geschildert haben, wird sich aber durch mancherlei Eigenthümlichkeiten, die fast als Schwächen erscheinen müssen, offenbaren. Wir könnten einer anekdotisch bekannten Zerstreutheit Newton's hier erwähnten, wie z. B. jenes Geschichtchen von dem Freunde, der, während Newton arbeitete, dessen aus einem gebratenen Huhn bestehende Mahlzeit verzehrte und die Knochen wieder in die zugedeckte Schüssel legte, worauf Newton, als er sich endlich zu Tische setzte und den Deckel aufhob, beim Anblick der Ueberreste ausrief: „Wie zerstreut ich doch bin! Ich hatte ganz aus dem Gedächtniß verloren, daß ich schon gegessen habe!" Der so Geartete wird nicht immer bei mit Anderen gleichzeitig zu bestehenden Prüfungen als der Begabtere erscheinen. Newton zog um 1665 bei einer Wettbewerbung um eine Stelle den Kürzeren gegen eine uns sonst ganz unbekannte Persönlichkeit Robert Uvedale, indem Barrow, der die Prüfung vornahm, beide in Kenntnissen ganz gleich fand und das Alter der Bewerber entscheiden ließ. Drei Jahre später, 1668, erwirbt Newton den Titel als Magister der freien Künste. Sein Name ist der 23. unter einer Liste von 148. Was man Geistesgegenwart zu nennen pflegt, fehlt einem solchem Manne; er kann nicht rasch die Mängel eines gemachten Vorschlages entdecken, er scheut Bemängelung der eigenen Aussprüche, so lange sie nicht rein mathematisch nachgewiesen, ganz unwiderlegbar geworden sind. Auch davon giebt Newtons Leben Zeugniß. Wir werden ihn als Mitglied politischer Versammlungen kennen lernen; nicht ein einziges Mal hat er in solchen das Wort ergriffen. Wir werden ihn in wissenschaftlichen Streitigkeiten verwickelt finden; nur mit Widerstreben läßt er sich öffentlich in solche hineinziehen; nicht als ob er seine Gegner nicht gern vernichtet wissen wollte, aber er mied lieber den Kampf mit offenem Visir, er zog es vor, nur die Waffen zuzubereiten, deren womöglich Andere statt seiner sich bedienen sollten. Ja seine Scheu vor etwaigen Angriffen artet aus in eine Scheu vor jeglicher Veröffentlichung der ihm gelungenen Entdeckungen. Das sind Schwächen unzweifelhaft, allein wir dürfen sie nicht verheimlichen. Wir wollen nicht eine Lobrede zu Ehren Newtons halten, wir wollen den Mann, wie er war, kennen lernen. Wir wollen ganz besonders die Verdienste kennen lernen, um deren Willen auch der scheelsüchtigste Kritiker ihm seine Schwächen gewiß nachsehen wird.

Die ersten selbständigen Arbeiten Newtons, von welchen wir wissen, sind rein mathematische. Sie greifen noch bis vor das Jahr 1666 zurück, allein weil sie erst spät zur allgemeinen Kenntniß gelangten, ziehen wir es vor, gleich Allen, die mit der Lebensbeschreibung Newton's sich beschäftigt haben, vorher von den thatsächlich später angestellten Untersuchungen zu reden, durch welche die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt wurde, von den optischen und von den mechanischen Arbeiten.

Die Lehre vom Lichte hat im 17. Jahrhundert außerordentliche Erweiterungen gefunden. Ohne auf eine geschichtliche Erörterung derselben einzugehen, glauben wir doch Einzelnes erwähnen zu müssen. Am Anfange des

Jahrhunderts war es unser Kepler, der neben mancherlei mangelhaften Ideen, die er über die Brechung des Lichtes aussprach, sich wahre Verdienste durch sein astronomisches Fernrohr erwarb, welches aus zwei Linsen, d. h. linsenartig nach beiden Seiten gewölbten Gläsern am Anfang und am Ende eines Rohres, welches selbst dem Auge des Beobachters entsprechend verlängert, oder wie man zu sagen pflegt, eingestellt werden konnte, bestand. Dieses Fernrohr, bei welchem allerdings alle Gegenstände verkehrt gesehen wurden, ein Nachtheil, der aber nur für irdische Gegenstände, nicht für am Sternenhimmel befindliche Zielpunkte, in die Waagschale fiel, genügte lange für die Beobachtungen der Astronomen. Ein Holländer, Willebrord Snell, entdeckte um 1620 das von Descartes 1637 veröffentlichte Lichtbrechungsgesetz. Den Begriff der Brechung erläutert wohl am besten ein sehr einfacher Versuch. Auf den Boden eines undurchsichtigen Gefäßes, etwa eines Bechers aus Metall, legt man ein Geldstückchen und entfernt sich so weit von dem Gefäße, daß man die durch den Rand dem Auge verdeckte Münze eben nicht mehr sieht. Gießt man nun Wasser in das Gefäß, so wird die Münze wieder sichtbar. Das Licht hat nämlich im Wasser ein anderes Mittel als in der früher im Gefäße vorhandenen Luft gefunden, in welchem seine Einwirkung entsprechend verändert ist. Der Lichtstrahl ist gebrochen. Das wußte man freilich schon lange. Man wußte auch, daß es Brechungen verschiedener Wirkung gab, je nachdem das Licht verschiedene Mittel, wie z. B. Luft und Wasser, oder Luft und Glas, oder Luft und Oel und dergleichen zu durchdringen hat. Aber das Gesetz, nach welchem ein in einem Mittel verlaufener Lichtstrahl seine Richtung ändert, wenn er in ein anderes dichteres oder dünneres Mittel gelangt, war noch nicht bekannt. Ein Italiener, Grimaldi, ging auf dem Wege versuchsweiser Forschung um einen bedeutenden Schritt weiter. Er suchte Erscheinungen sich zu verschaffen, welche nicht beeinträchtigt wären durch das allerwärts verbreitete Tageslicht. Er verdunkelte deßhalb das Beobachtungszimmer durch fest schließende Läden, in deren einem er nur eine ziemlich kleine Oeffnung herstellte. Er ließ alsdann durch die Oeffnung Sonnenlicht auf ein Glasprisma, dergleichen man schon damals um die Mitte des 17. Jahrhunderts zu schleifen wußte, fallen und fing das Bild auf einer weißen Tafel auf, ein Bild, welches er nicht, wie zunächst zu erwarten stand, an Größe und Form der Ladenöffnung völlig gleich, sondern beträchtlich in die Länge gezogen und an den Rädern gefärbt fand. Diese Beobachtung nebst vielen anderen, welche wir übergehen, ist in einem Buche*) beschrieben, welches 1665, zwei Jahre nach Grimaldis Tode, erschien. Hat Newton dieses Werk bald darauf gekannt? Wir wissen es nicht. Allzu rasch dürfen wir uns aber den buchhändlerischen Verkehr in jener Zeit überhaupt nicht denken, und so gewinnt es an Wahrscheinlichkeit, daß Newton zu seinen ähnlichen Versuchen eine andere Veranlassung hatte,

*) Grimaldi, Physico-Mathesis de lumine, coloribus et iride. Bologna. 1665.

als nur Grimaldi's Beobachtung zu bestätigen oder zu widerlegen. Wir bringen in Erinnerung, daß Barrow 1669 eine Optik*) herausgab, welche, wie der Verfasser in der Vorrede ausdrücklich hervorhebt, durch Newton, „einen Mann von vortrefflichen Anlagen und ausgezeichneter Erfahrung", handschriftlich durchgesehen und in manchen Punkten verbessert worden ist. Barrow hat in diesem Buche gezeigt, daß Strahlen, welche von einer unendlich entfernten Lichtquelle herkommen, mithin als gleichlaufende in die Linse eindringen, sich nach vollzogenen Brechungen erst innerhalb der Linse und dann wieder beim Austritt aus derselben in die Luft in einem durch geometrische Construction zu findenden Punkte, dem sogenannten Brennpunkte, vereinigen; er hat alsdann die gleiche Aufgabe der Vereinigung der austretenden Lichtstrahlen für den Fall behandelt, daß die Lichtquelle in endlicher Entfernung von der Linse sich befindet, die Strahlen somit nicht als gleichlaufende an der der Lichtquelle zugekehrten Oberfläche der Linse anlangen; er hat weiter Ansichten über das Wesen der Farben ausgesprochen, welche wir, so unrichtig sie nach späterer allgemeiner Annahme sind, um so nothwendiger hier zu wiederholen haben, weil daraus einmal der große Fortschritt erhellt, den die Wissenschaft Newton zu verdanken hat, und zweitens die Sicherheit erwächst, daß Newton, als er diese Capitel ungerügt dem Drucke übergeben ließ, mit seinen eigenen Arbeiten unbedingt noch nicht abgeschlossen haben konnte. Weiß ist nach Barrow Dasjenige, was eine Menge Licht gleich klar in jeder Richtung entläßt, schwarz Dasjenige, was gar keine Lichtstrahlen oder sehr spärlich entläßt; roth ist, was ein mehr als gewöhnlich klares Licht entläßt, aber von schattigen Zwischenräumen unterbrochen; blau, was ein verdünntes Licht entläßt, wie in Körpern, die aus weißen und schwarzen Theilen bestehen; grün ist zunächst mit dem blau verbunden; gelb ist eine Mischung von vielem weiß und ein wenig roth, und purpur besteht aus viel blau mit wenig roth gemischt**). Newton mag nun auf den Gedanken gekommen sein, die Brechung des Lichtstrahls in einem durch ebene Flächen begrenzten Prisma und den Weg desselben Strahles nach dem Austritte aus dem Prisma zu studiren, und zu diesem Zwecke stellte er eben den Versuch an, welchen Grimaldi vorher erdacht hatte. Ein Prisma hatte er seit April 1666 etwa in seinem Besitze und hatte sich gewiß gleich Jedem, der durch ein solches hindurchschaut, an dem wunderbaren Spiele der Farben ergötzt. Jetzt verdunkelte er sein Zimmer und brachte nur in einem Laden ein kreisrundes Loch von 1/4 Zoll Durchmesser an, hinter welchem das Prisma aufgestellt wurde; 22 Fuß davon entfernt befand sich die Wand zur Auffangung des Bildes, des Spectrum, wie Newton mit bald allgemein angenommenem Namen es nannte. Dieses Spectrum war ein 13 1/4 Zoll langes Farbenbild. Mag nun Newton's

*) Barrow, Lectiones opticae. London 1669.

**) Brewster, Sir Isaac Newton's Leben, übersetzt von B. M. Goldberg, mit Anmerkungen von H. W. Brandes. Leipzig 1833. S. 12—13.

Verdienst an diesem ersten Versuch hoch oder niedrig angeschlagen werden, die folgenden Versuche sind sein unbestrittenes Eigenthum und von weit bedeutsamerer Natur, da es sich bei ihnen nicht um einen glücklichen Zufall, sondern, seiner vorher geschilderten Geisteseigenthümlichkeit entsprechend, um wohl erwogene Experimente zu bestimmtem Zwecke handelte. Freilich spielte gleich bei dem nächsten Versuche ein glücklicher Zufall wieder mit. Das Spectrum war ungemein auseinandergezogen, oder mit anderen Worten: während der auf einen Punkt des Prismas auffallende, von der Sonne ausgehende Strahlenbündel, wenn nicht aus parallelen Strahlen, doch aus solchen bestand, deren äußerste nur einen sehr kleinen Winkel von 31' (den sogenannten scheinbaren Durchmesser der Sonne) mit einander bildeten, gingen die austretenden Strahlen so weit auseinander, daß die äußersten derselben einen Winkel von 2° 49' bildeten, dieser Strahlenwinkel war demnach nach der Brechung auf mehr als fünffache Größe angewachsen. Das konnte nach der damals vorhandenen besten, durch Descartes erörterten Theorie des Lichtes nicht erklärt werden, die Muthmaßung Newton's ging also dahin, es möchten wohl Eigenthümlichkeiten des Prismas mitwirken, welche theils regelmäßige, theils unregelmäßige Wirkungen hervorbrächten. Jene aufzuheben, diese dagegen zu vergrößern und somit reiner zur Wahrnehmung zu bringen, vereinigte Newton mit dem ersten Prisma ein zweites, welches er in umgekehrter Lage dahinter brachte. Wie sollen wir sein Erstaunen schildern, als jetzt plötzlich das lange Spectrum einem vollkommen runden an Größe mit der Oeffnung des Fensterladens übereinstimmenden farblosen Sonnenbilde wich! So waren also gar keine unregelmäßigen Wirkungen des Prismas vorhanden, so war es Regel, Gesetz, daß der durch ein Prisma hindurchgehende Sonnenstrahl sich in ein Spectrum ausbreitete. Worin lag der Grund? Er konnte in mancherlei gesucht werden. Die äußersten Strahlen, welche auf einen Punkt des Prismas auffielen, bildeten, wie wir schon gesagt haben, mit einander einen Winkel von 31'. Dadurch ergab sich eine Verschiedenheit ihres Eintrittswinkels in das Prisma, und diese konnte die Erscheinung verschulden: dann mußte aber, wenn man das Prisma drehte, so daß dessen auffangende Fläche nicht mehr dem Fensterladen parallel war, bei gleich bleibendem Unterschiede der betreffenden Eintrittswinkel eine noch größere Abweichung eines jeden derselben von einem rechten Winkel entstehen, und der Erfolg mußte mit großer Wahrscheinlichkeit in dem immer wachsenden Spectrum erkennbar werden. Newton drehte und drehte das Prisma, das Spectrum änderte sich nur unmerklich; die zweite Vermuthung war also gleich der ersten, die auf Unregelmäßigkeiten fahndete, abgewiesen. Wieder eine Möglichkeit bestand in Folgendem: Daß die Lichtstrahlen in der Luft gradlinig zu verlaufen pflegen, konnte als ausgemacht gelten; aber vielleicht übte die Brechung im Prisma eine solche Wirkung auf sie, daß sie seit dem Austritte eine krummlinige Bahn annahmen; dadurch ließ sich ja auch eine Ausbreitung des aufgefangenen Bildes erklären. Wieder erkannte Newton, daß diese Möglichkeit durch einen Versuch geprüft werden konnte. Die auf-

fangende Wand brauchte nur näher an das Prisma herangebracht und die Ausdehnung des jedesmaligen Spectrums gemessen zu werden. Newton stellte den Versuch an und fand, daß das Spectrum zwar an Ausdehnung sich änderte, aber nur in dem Verhältnisse der Annäherung an das Prisma und nicht stärker, daß, anders ausgedrückt, der Winkel, welchen die austretenden Strahlen zu bilden schienen, stets derselbe blieb, die Strahlen also nothwendig auch nach dem Austritte aus dem Prisma gradlinig sein mußten. Alle Vermuthungen, welche nur in geringem Grade an den landläufigen physikalischen Meinungen zu rütteln nöthigten, waren jetzt erschöpft, und Newton wagte es, folgende an sich wenigst wahrscheinliche Meinung auszusprechen: Das weiße Licht ist nichts Einfaches, wie man geglaubt hat; es setzt sich vielmehr zusammen aus verschiedenfarbigen Strahlen, welche nur in ihrer Vereinigung weiß aussehen, und welche mittels eines Prismas von einander getrennt werden, weil jeder einzelne derselben eine andere Brechbarkeit besitzt, der violette die stärkste, der rothe die schwächste. Diese Annahme erklärte allerdings das Auftreten des Spectrums bei Anwendung eines Prismas, erklärte auch die Vernichtung des Spectrums, wenn die Farben durch ein zweites entgegengesetzt brechendes Prisma wieder vereinigt wurden. Gleichwohl war Newton nicht nachsichtiger gegen die neue Vermuthung als gegen die früheren, er wollte sie bestätigt oder beseitigt wissen. Folgender Versuch mußte ihm dienen: Hinter das erste Prisma stellte er ein Brett mit einem kleinen Loch, 12 Fuß davon entfernt ein Brett mit einem ähnlichen Loche, dahinter ein zweites Prisma, und dann folgte in der alten Entfernung vom Fensterladen die auffangende Wand. Die Löcher in den beiden Brettern ließen nun als Anfangs- und Endöffnung einer engen Röhre sich betrachten, durch welche ein farbiger, kein weißer Lichtstrahl auf das zweite Prisma geworfen wurde. Drehung des ersten Prismas konnte leicht hervorbringen, daß bald ein violetter, bald ein blauer, ein gelber, ein rother Strahl durch jene gedachte Röhre auf das zweite Prisma fiel; die gedachte Röhre gab die Richtung des auf das zweite Prisma einfallenden Strahles, die auf der Auffangewand erscheinende farbige Stelle ließ die Richtung des aus demselben Prisma austretenden Strahles erkennen; war nun in der That die Brechbarkeit der farbigen Strahlen je nach der Farbe eine verschiedene, so mußte die Auffangewand ein Wandern der erleuchteten Stelle mit Farbenveränderung zeigen, während das erste Prisma in Drehung versetzt wurde, und genau dieses fand statt. Wir wollen nicht die weiteren Versuche schildern, welche Newton noch zur vollen Bekräftigung seiner von ihm selbst bereits zur Gewißheit erhobenen Vermuthung anstellte, wir haben uns schon zu lange bei dem Gegenstande verweilt; allein wir verfolgten dabei eine mehrfache Absicht. Wir wollten an einem Beispiele Newton's geniale und sichere Forschungsmethode schildern, welche keine Schwierigkeit übersieht, keiner aus dem Wege geht, welche nicht ruht, bis der vollgiltige Beweis dessen geliefert ist, was nunmehr ein fast mathematischer Lehrsatz geworden ist. Wir wollten auch die andere Seite von Newton's Persönlichkeit kennen lehren, seine oben schon zum Voraus erwähnte

Scheu vor der Oeffentlichkeit. Frage Jeder seine Erinnerung, ob in alter oder neuer Zeit irgend ein Naturforscher so wunderbare Erscheinungen wie das Bilden eines Spectrums durch ein Prisma, das Vernichten desselben durch ein zweites wahrgenommen hätte, ohne sofort in irgend einer Weise Lärm zu schlagen. Ganz anders Newton. Durch Jahre ziehen sich seine Versuche hin, und erst 1672 reicht er sie der in London seit 1662 bestehenden königlichen Societät ein. Allerdings hatte Newton, welcher seit 1669 eine Professur in Cambridge bekleidete, daselbst wiederholt, 1669, 1670, 1671 optische Vorlesungen gehalten, allerdings trug er hier seine neuen Entdeckungen vor, allein sie verbreiteten sich dadurch keineswegs. Newton war ein Gelehrter, kein Lehrer. Ihm fehlte, auch das haben wir schon erwähnt, die mündliche Darstellungsgabe, und überdies war, was er lehrte, für die Bildungsstufe seiner Schüler zu fein. Wir wissen, daß kaum drei oder vier Zuhörer ihm zu folgen im Stande waren, daß er leeren Wänden die Geisteskörner zuwarf, welche meistens erst über ein halbes Jahrhundert später Boden fanden, in dem sie keimen konnten. Verfolgen wir die Geschichte seiner optischen Versuche weiter. Die verschiedene Brechbarkeit der einfarbigen Lichtstrahlen innerhalb des weißen Lichtes muß. sagte sich Newton, auch bei der Brechung durch eine Linse zum Vorschein kommen; die rothen Strahlen werden sich zunächst der Linse in einem Brennpunkt vereinigen, die gelben etwas weiter, die violetten am weitesten. Stellt man also ein Fernrohr etwa so ein, daß mittels des Augenglases, des Oculars, der Brennpunkt des violetten Lichtes deutlich erkannt wird, so sieht man weder die rothen, noch die gelben Strahlen und ähnlich unter anderen Voraussetzungen. Das Abprallen der Lichtstrahlen dagegen, die Reflexion, erfolgt, wie Newton fand, für verschiedenfarbige Strahlen nach dem gleichen Gesetze und in gleicher Weise. Konnte mithin in einem Fernrohr das Bild eines entfernten Gegenstandes durch Spiegelung erzeugt werden, so mußte dasselbe deutlicher sein als ein durch Brechung hervorgebrachtes Bild. Ein solches Spiegelteleskop war seit 1661 durch einen Schotten, James Gregory, erfunden, welcher dasselbe in einem 1663 erschienenen, von Newton gelesenen Buche*) beschrieb. Newtons Verdienst war also nicht, daß er zuerst eine Spiegelteleskop herstellte, sondern daß er mit klarem Bewußtsein der Vorzüge eines solchen, welches dem Erfinder selbst fehlte, an die Verbesserung des bereits vorhandenen Instrumentes heranging. So entstand das Newton'sche Fernrohr, welches im Februar 1669 vollendet wurde und bei 6 Zoll Länge etwa 40 Mal vergrößerte. Er sah damit deutlich den Planeten Jupiter nebst seinen Trabanten und die sichelartig gekrümmte Gestalt des Planeten Venus. Er verfertigte nun ein zweites, besseres Spiegelteleskop, und einer seiner Collegen am Trinity-College brachte ein noch vollkommneres zu Stande. Aber noch immer hielt Newton zurück, bis am Ende des Jahres 1671 die königliche Societät von London ihn durch ihren Schriftführer Oldenburg auffordern ließ, sein Instrument zur Prüfung ein-

*) Gregory, Optica promota. London 1663.

zuschicken, ein Verlangen, dem er im December entsprach. Noch am 23. desselben Monats wurde Newton zum Mitgliede der königlichen Societät vorgeschlagen, am 11. Januar 1672 ernannt, nachdem das Teleskop von sachkundigen Männern, unter welchen Christoph Wren und Robert Hooke sich befanden, geprüft, auch dem Könige vorgezeigt worden war. Der ungesuchte äußere Erfolg ermuthigte Newton, auch mit seinen Theorien, deren Werth er keineswegs verkannte, hervorzutreten. Bereits am 18. Januar schrieb er Oldenburg, er wolle der Societät eine Entdeckung unterbreiten, welche ihn auf die Anfertigung seines Teleskopes gebracht habe. „Ich zweifle nicht", sagte er stolzbewußt, „daß dieses als ein noch werthvollerer Gegenstand erscheinen wird als die Mittheilung des Instrumentes, da es nach meiner Meinung die sonderbarste, wenn nicht die ansehnlichste Entdeckung ist, welche bis jetzt in den Werken der Natur gemacht worden". Am 6. Februar reichte er seine Abhandlung über die Zerlegbarkeit des weißen Lichtes in sieben Farben ein, deren Hauptinhalt wir geschildert haben.

Wir haben weiter oben Newton's Zögerung, an die Oeffentlichkeit zu treten, mit einer gewissen Scheu vor Angriffen erklärt. Der Erfolg schien ihm Recht zu geben. Es fehlte nicht an Gegnern der neuen Ansichten. Franzosen und Belgier, Pardies, Linus, Lucas, Männer von untergeordneter Bedeutung, wurden mit ihren die Thatsachen selbst anzweifelnden Gegenschriften leicht, wenn auch nicht schnell, zum Schweigen gebracht, da die Schriften und Gegenschriften bis 1676 wechselten. Gefährlicher war der Widerspruch von Robert Hooke und von Huigens. Hooke, geboren 1635, gestorben 1703, seit 1663 Mitglied der königlichen Societät, seit 1664 von derselben mit einem Gehalte von 20 Lstrl. angestellt, um die in den Sitzungen der Gesellschaft nothwendigen Versuche auszuführen, gehört zu den geschicktesten Experimentatoren seiner Zeit. Es fehlte ihm nur der mathematische Geist und mit demselben die Fähigkeit, sich anhaltend einem und demselben Gegenstande zuzuwenden und nicht abzulassen, bevor er ihn in's Reine gebracht. Um dieses Mangels willen sehen wir ihn sich zersplittern, sehen wir ihn aller Orten in die Entwicklung der Naturlehre eingreifen, sehen wir ihn an Entdeckungen anstreifen, die ihm endgiltig doch nicht zugesprochen werden können, weil er sie nicht durchführte, sondern mit einem geistreichen aber beweislos ausgesprochenen Satze sich zu begnügen liebte, sagen wir es gerade heraus, sich begnügen mußte, weil er zu den Beweisen nicht fähig war. Hooke hat auch mit optischen Dingen sich beschäftigt und zu Anfang 1672 der königlichen Societät Versuche vorgeführt, welche wunderbare Farbenerscheinungen zum Vorschein brachten, so die Farben der Seifenblasen, die von Glimmerblättchen, auch die, welche bei dem Zusammendrücken zweier Prismen, von denen das eine etwas gekrümmt war, entstanden. Zugleich erklärte er, Licht pflanze sich mittels Wellenbewegungen fort, welche zur Richtung des Strahles senkrecht seien. Das waren die Anfänge der heutigen Lichtwellenlehre im Gegensatze zu der Lehre von gradlinig sich verbreitenden Lichttheilchen, mochten sie ein-

fach oder zusammengesetzt sein. Hooke steht mit Grimaldi, der ihm selbst zuvorkam, an der Wiege der sogenannten Undulationstheorie; Newton war der bedeutendste Vertreter der Emissionstheorie. Die Genialität von Hooke's Gedanke wird heute Niemand in Abrede stellen, ebensowenig aber, daß er eine Geburt des Zufalls war, daß Hooke so wenig wie Grimaldi zu einer wissenschaftlich begründeten Ueberzeugung, sondern nur zu einer rechthaberisch festgehaltenen Behauptung gelangt war. Sei dem aber, wie da wolle, die beiden Theorien standen einander nun einmal gegenüber, und war Hooke im Rechte, so mußte Newton im Unrecht sein, sowohl mit der Erklärung seiner ersten Versuche, als mit der anderer, die aus dem Jahre 1675 stammen.

Letztere betreffen die erwähnten, von Hooke 1672 hervorgebrachten Farbenerscheinungen durch das Zusammenpressen von Prismen. Newton veränderte diesen Versuch so, daß er zu messen im Stande war, wo es sich um bis dahin unmeßbar kleine Entfernungen handelte. Er nahm eine kugelförmig nach beiden Seiten gewölbte Glaslinse und die Hälfte einer solchen, welche demnach eine ebene und eine kugelförmig gewölbte Fläche besaß und drückte die ganze Linse auf die ebene Seite der halben; da erschienen um den Mittelpunkt Ringe von abwechselnd sich wiederholenden Farben, die jetzt sogenannten Newton'schen Farbenringe. Weil aber der 50füßige Halbmesser der Kugelwölbung, welche die Linse besaß, bekannt war, konnte man auch die Entfernung der beiden Gläser, die dem Auftreten irgend einer Farbe entsprach, berechnen und fand z. B. die hellste Stelle des ersten Ringes bei einer gegenseitigen Glasentfernung von $^1/_{7000}$ Millimeter. Newton verglich die Farben der Ringe mit denen einer Seifenblase und fand so die Dicke der Letzteren, wo sie in einem gewissen Roth (das Roth dritter Ordnung) schillert, zu $^1/_{1875}$ Millimeter.

Diese Thatsachen nebst den soweit erwähnten Schlußfolgerungen, in welchen man Newton, den Mathematiker, zu erkennen Gelegenheit hat, zweifelte Hooke keineswegs an, nur deren Erklärung. Newton war es natürlich nicht entgangen, daß die Voraussetzungen, welche genügt hatten, die Zerlegung des weißen Lichtes durch ein Prisma in die sieben Farben, die sogenannte Dispersion des Lichtes, zu erklären, mithin die Zusammengesetztheit des weißen Lichtes und die verschiedene Brechbarkeit der einzelnen Bestandtheile desselben, nicht ausreichten, um die Entstehung der sogenannten Farben dünner Blättchen zu begründen. Er erdachte sich dazu eine zweite Eigenschaft der einzelnen Lichttheilchen, welche er fits nannte, was man deutsch durch Anwandlungen wiedergegeben hat. Die Anwandlungen bestehen darin, daß die einzelnen farbigen Lichttheilchen in regelmäßig wiederkehrenden Zeiten bald die Neigung haben, in einen durchsichtigen Körper einzutreten und durch ihn gebrochen hindurchzugehen, bald von ihm als einer spiegelnden Fläche zurückgeworfen zu werden. Den Grund der Anwandlungen selbst hat Newton nicht angegeben. Diese heute nicht mehr haltbare Meinung erklärt freilich in einer Weise, auf welche, eben weil der Standpunkt ein überwundener ist, hier nicht genauer

einzugehen ist, die Ringe, aber jene hielt noch mehr als die Dispersionslehre an dem Bestehen einzelner Lichttheilchen fest und mußte daher von Hooke verworfen werden. So entspann sich zwischen Newton und Hooke im Schooße der königlichen Societät selbst ein Streit, der bald mit einem zweiten sich vermengen sollte und Newton veranlaßte, bis zu Hooke's Tod keine optischen Arbeiten mehr zu veröffentlichen. Erst 1704 erschien dann die englisch geschriebene Optik, welche von Clarke in's Lateinische übersetzt wurde und in beiderlei Sprachen einer außergewöhnlichen Verbreitung sich erfreute.

Der andere gefährliche Gegner der Newton'schen Emissionstheorie war Christian Huygens. Huygens war der Ebenbürtigsten einer, mit welchen Newton zusammenstieß. Er lebte 1629 bis 1695, war Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften und als solches von deren Stiftung 1666 an in Paris ansässig, bis die Aufhebung des Edicts von Nantes ihn, den Protestanten, nöthigte, Frankreich wieder zu verlassen, und in seine Vaterstadt, den Haag, zurückzukehren. Astronom, Physiker und Mathematiker gleichen Ranges hat Huygens den Ring des Saturns entdeckt, die Lehre vom Pendel zur Entwicklung geführt und die Pendeluhren erfunden, hat er in seinem Traité de la lumière von 1691 die Undulationstheorie des Lichtes besser als seine Vorgänger zu stützen gewußt. Das Bedeutsamste in dieser Beziehung war die Erklärung der seit 1669 durch einen Dänen Bartholinus bekannt gemachten Doppelbrechung des isländischen Kalkspaths. Diese merkwürdige Erscheinung besteht darin, daß, wenn man einen schwarzen Punkt, auf Papier etwa, mit einem durchsichtigen Kalkspathkrystall bedeckt, statt eines Punktes deren zwei gesehen werden. Huygens wußte dieses Auftreten zweier Bilder geradezu zu beweisen, während Newton, nicht im Stande, seine Theorie eben dazu zu gebrauchen, den Versuch selbst leugnete, oder wenigstens ihn so umdeutete, daß er zu einem Gesetze gelangte, welches mit den wirklichen Beobachtungen geradezu unverträglich war. Auch diese Antwort auf die durch Huygens mittelbar an ihn gestellte Frage ertheilte erst die Newton'sche Optik von 1704, neun Jahre nach dem Tode von Huygens.

(Schluß folgt.)

Das deutsch-österreichische Präventivbündniß.

Von

Rhenanus.

Unser heutiges Menschengeschlecht ist ein schnell lebendes, aber auch ein eben so schnell vergessendes. Begebenheiten, welche vor einem Jahre die Aufmerksamkeit von ganz Europa in Anspruch nahmen, gehören schon zur alten Geschichte. Kaum vermögen die Ereignisse des Tages das allgemeine Interesse zu fesseln; rastlos stürmen die Geister vorwärts, um das undurchdringliche Dunkel der Zukunft zu durchschauen. Und doch läßt sich dieses nur aus einer genauen Kenntniß der Vergangenheit errathen; nur deren Verständniß ermöglicht uns eine richtige Beurtheilung der Gegenwart. Neues giebt es überhaupt in der Politik nichts, denn dieselbe wird durch seit Jahrhunderten gegebene Verhältnisse bestimmt, welche ihren logischen Verlauf nehmen, auch wenn das beschränkte Menschenauge nicht immer die Logik in den Tagesbegebenheiten zu erkennen vermag. Derjenige, ist der größte Staatsmann, welcher den Geist der Geschichte zu erfassen, welcher ihre Lehren zu benutzen und anzuwenden weiß.

Einen solchen Mann haben wir in unserem Kanzler vor Augen, welcher aus dem Studium der Geschichte die wahre Intuition schöpfte, um stets den richtigen Weg zu erkennen, auf dem er unser Vaterland mitten durch die jede neue Schöpfung umgebenden Gefahren mit Sicherheit zu leiten hat. Nach Abschluß jeder neuen, stets Staunen erregenden Epoche fühlt die Nation zwar, daß ihr großer Mentor wieder das Richtige getroffen hat, ohne sich aber immer das Wie und Warum seiner Handlungsweise zum klaren Bewußtsein zu bringen. Dieses muß aber gewonnen werden, soll der Nutzen für uns ein dauernder und uns ganz zu eigen werden. Augenblicklich bei einem Ruhepunkte in unserer auswärtigen Politik angelangt, dürfte eine Betrachtung der jüngsten Vergangenheit zur Erreichung dieses wünschenswerthen Resultates bei-

tragen und nicht wenig zur Beruhigung der Geister und zur Erhöhung des eigenen Selbstvertrauens dienen.

Ende September 1879 erschien Fürst Bismarck in Wien, angeblich zur Erwiderung des Besuches, welchen ihm Graf Andrassy kurz vorher in Gastein abgestattet hatte. Der Empfang des deutschen Kanzlers von Seiten des großen Publikums war ein enthusiastischer, und vom Kaiser und Hofe wurde er mit einer Auszeichnung behandelt, wie solche gewöhnlich einem fremden Minister nicht zu Theil wird. Fast den ganzen Tag waren Bismarck und Andrassy zu Besprechungen vereinigt, die Kanzleien in angestrengtester Thätigkeit. Auch den Uneingeweihten mußte es klar werden, daß es sich hier um etwas Ernsteres als nur um einen Höflichkeitsbesuch handelte. Das politische Ahnungsvermögen der Massen fühlte es schnell genug heraus, daß sich in der kurzen Spanne Zeit, welche Bismarcks Anwesenheit in Wien dauerte, ein Stück Weltgeschichte abspielte, bestimmt, für Deutschland und Oesterreich-Ungarn, ja, für ganz Europa von den segensreichsten Folgen zu werden. Die große staatsmännische Weisheit und Mäßigung, welche den Kanzler 1866 beim Friedensschluß mit Oesterreich leitete, sollte nun ihre Rechtfertigung finden, indem er seine politische und diplomatische Arbeit der letzten dreizehn Jahre durch den von ihm erstrebten Bund mit Oesterreich krönen konnte. In beiden Reichen wurde dessen Zustandekommen mit unendlichem Jubel begrüßt.

In der Oeffentlichkeit ließen sich die betreffenden Cabinette über ihr Thun nicht vernehmen, und man blieb darüber im Dunkeln, in welcher Form die Allianz geschlossen worden sei: ob als allgemeines Offensiv- oder Defensivbündniß, oder ob dieses vielleicht nur bei einem bestimmten, in Aussicht genommenen casus belli in Wirksamkeit treten sollte, und was dergleichen Eventualitäten mehr sind, welche in der Diplomatie in Betracht kommen. Der Speculation ist also ein freier Spielraum gelassen, und Jeder kann das Kindlein bei dem Namen nennen, welcher ihm der treffendste zu sein scheint. Wir nennen die neue Allianz ein Präventivbündniß.

Diese Bezeichnung ist allerdings in dem diplomatischen Wörterbuche noch keine recipirte; der Ausdruck scheint uns aber gerade das zu sagen, was durch das Bündniß erreicht werden sollte — nämlich die Schaffung einer Ligue, stark genug, dem Friedensbruche durch einen oder mehrere Staaten vorbeugen zu können und dadurch eine Verschiebung des Gleichgewichtes zu verhindern.

Ob dem Bündniß nur mündliche Abmachungen, oder ob demselben schriftliche Stipulationen vorausgegangen sind, ist noch eine offene Frage, obwohl Grund zu der Annahme vorhanden ist, daß zwischen den leitenden Größen über ihr neues Verhältniß mehr als nur gesprochen wurde. Dem sei aber wie da wolle: den Völkern braucht das Cabinetsgeheimniß nicht enthüllt zu werden, um ihnen die Ueberzeugung zu geben, daß die Allianz zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn auf die dauerhafteste Basis gestellt ist, auf welche überhaupt jene nur gestellt werden kann — auf die der Interessengemeinschaft — und zwar einer Interessengemeinschaft, nicht durch die augenblickliche

Lage nur hervorgerufen, sondern einer auf den Grundbedingungen ihrer politischen und socialen Existenz beruhenden und dem Wechsel durch den Lauf der Zeit nicht unterworfenen. Zwei großen politischen Organisationen, wie das deutsche und das österreichisch-ungarische Reich, ist zwar jeder ihre besondere Aufgabe gestellt. Jede hat ihre selbständigen, verschiedenartigen Interessen, welche nur durch Gruppirung um ein eigenes, unabhängiges Centrum wahrgenommen werden können. Zwischen Deutschland und Oesterreich kreuzen sich aber so viele gemeinschaftliche wirthschaftliche und politische Interessen, welche nicht getrennt gehalten werden können, daß beide Reiche auf diese Weise in den nächsten, man könnte sagen, in verwandtschaftlichen Beziehungen zu einander stehen, welche verschieden von denen sind, welche sie zu irgend einem anderen Staate haben können.

Diese Thatsache besteht durch die unwiderstehliche Logik, welche in dem Gange der Weltgeschichte liegt. Keine diplomatische Geschicklichkeit, und selbst die eines Bismarck nicht, hätte vermocht, dieselbe künstlich hervorzurufen. Sein geniales staatsmännisches Auge erkannte aber, was den Anderen verborgen geblieben war. Diese Erkenntniß von dem Vorhandensein der gleichen Interessen, die Ueberzeugung von deren vereinigender Macht theilte er durch den in Wien geschlossenen Bund der ganzen Bevölkerung mit. Dieses so vielen Politikern unerwartete Freundschaftsverhältniß, nachdem noch vor wenigen Jahren blutige Feindschaft an dessen Stelle geherrscht hatte, in seiner vollen Tragweite zu verstehen und zu würdigen, ist es nöthig, einen flüchtigen Blick in die Geschichte unseres Vaterlandes zurückzuwerfen. Derselbe wird uns die Nothwendigkeit der Lösung der staatlichen Gemeinschaft zeigen, welche einstens in dem alten Reiche zwischen Deutschland und dem habsburgischen Oesterreich bestanden hat, und wie aus diesem Zerfalle zwei neue politische Größen entstehen mußten, das heutige Oesterreich-Ungarn und das deutsche Reich unter Preußens Führung. Dieser historische Vorgang brachte die Auseinandersetzung, die Scheidung der beiden Gruppen *eigenartiger* Interessen mit sich, wodurch die Pflege der *gemeinschaftlichen* Interessen überhaupt erst ermöglicht wurde. Es wurde zwischen Deutschland und Oesterreich eine klare Stellung geschaffen, welche in dem Leben der Staaten nicht minder wünschenswerth ist, als im Leben der Individuen.

Nach der furchtbaren Prüfung, welche der dreißigjährige Krieg in materieller und politischer Beziehung über Deutschland verhängt hatte, begann in unserem Vaterlande ein dunkles Gefühl von der Unzulässigkeit der Reichsverfassung und von der Nothwendigkeit ihrer anderweitigen Gestaltung zu erwachen. Das große, in der Mitte Europas gelegene Reich, bestimmt, ein entscheidendes Wort in allen Weltfragen mitzusprechen, war in Ohnmacht versunken, eine Beute des Auslandes, ein Spielball der inneren Parteiungen. Zu damaliger Zeit wurde auch das deutsche Reich als sterbender Mann betrachtet, von welchem Jeder ein möglichst großes Stück für sich zu gewinnen suchte. Nicht am wenigsten trugen zu diesem politischen Elende die religiösen

Zwistigkeiten bei, welche Deutschland selbst nach dem Westphälischen Frieden noch in zwei feindliche Lager trennten. In Wien herrschte der jesuitische Katholicismus, Mittel- und Norddeutschland nebst einem Theile des Südwesten waren der Reformation zugethan. Zwischen diesen beiden Richtungen war eine Versöhnung, ein harmonisches Zusammenwirken unmöglich. Der Kaiser selbst hatte aufgehört, sich als Deutscher zu fühlen, und die dem Hause Habsburg übertragene Kaiserwürde wurde von diesem nicht für deutsche Zwecke gebraucht, sondern im Familieninteresse mißbraucht. Fast bei jedem Friedensschluß opferte man Reichsgebiet, um das eigene Territorium zu retten oder gar um eine Vergrößerung der Hausmacht durch solchen Länderschacher zu erlangen. Diesem, von der obersten Stelle gegebenen Beispiele folgend, dachten die deutschen Landesherren auch mehr an sich als an das Gemeinwohl und waren eifrig bemüht, auf Kosten der Reichsgewalt ihre landesherrliche Machtvollkommenheit auszudehnen. Der deutsche Particularismus, welcher sich als rother Faden durch unsere ganze Geschichte zieht, fing an goldene Tage zu feiern, bis er seinen Gipfelpunkt in dem Souveränitätsschwindel erreichte, welcher die deutschen Landesherren in unserem Jahrhundert während der kaiserlosen Zeit erfaßt hatte.

Der große Kurfürst von Brandenburg war in jener Zeit des politischen Verfalles der erste und einzige unserer Landesherren, welcher auch die nationale Seite seiner Regentenpflichten zum Ausdruck brachte, indem er die deutschen Interessen nicht nur gegen das Ausland, sondern auch gegen das Haus Habsburg zu vertheidigen sich bemühte. Viel konnte er natürlich nicht erreichen, dazu fehlte ihm noch die Macht, aber es war doch ein Anfang zur Umkehr; die Morgenröthe einer besseren Zukunft begann sich am Horizonte zu zeigen. In jedes Patrioten Brust, und deren gab es selbst damals schon nicht Wenige, fand des großen Kurfürsten Bestreben lebhaften Anklang, wenn auch dieser kaum Gelegenheit hatte, sich öffentlich kund zu thun. Diejenigen, denen das Wohl des Vaterlandes am Herzen lag, sagten sich innerlich von der habsburgischen Heerfolge los und setzten von nun an ihre nationalen Hoffnungen auf Brandenburgs aufstrebende Macht. Ganz im Stillen, ihm selbst noch unbewußt, machte es seine moralischen Eroberungen in Deutschland, indem es, bald der bestregierte und mächtigste Theil von Deutschland, dessen Namen unter preußischer Fahne nach innen und außen wieder zu Ehren und Ansehen brachte. In Wien ahnte man wohl die heranziehende Gefahr, zu spät aber, um die von den Vorfahren begangenen Fehler wieder gut machen zu können und sich dieselben von der Nation verzeihen zu lassen. Das Kurfürstenthum Brandenburg war zum Königreich Preußen geworden, welches während des siebenjährigen Krieges mit dem Schwerte in der Hand seine Selbständigkeit zu erobern und zu behaupten wußte. Warum ward Friedrich der Große plötzlich der populäre Held von ganz Deutschland, trotz seiner ausgesprochenen Liebhaberei für die französische Sprache und in seiner Jugend selbst für französisches Wesen, trotzdem er nur an sein Preußen zu denken, er nur für dieses zu kämpfen schien? — Nicht

durch die Gründung des Fürstenbundes, mit welchem Preußen zum ersten Male offen an die Spitze der deutschen Opposition gegen das habsburgische Kaiserthum trat, hatte der alte Fritz seine Stelle in den Herzen der Nation gefunden: sondern weil das deutsche Volk in ihm das eigene Fleisch und Blut erkannte, weil es sich durch die Großthaten des Preußenkönigs moralisch gehoben fühlte, weil es mit seinem oft so richtigen politischen Instincte erschaute, daß Preußens Macht auf deutschem Untergrunde erbaut sei, daß nur aus diesem die Wurzeln des jungen Staates die nöthige Kraft hatten saugen können, um sich gegen ganz Europa seiner Existenz zu wehren und dieselbe zur Anerkennung zu bringen.

Als die Fluth der französischen Revolution sich unter des ersten Napoleon Führung über Europa ergoß, war das in allen seinen Fugen morsch gewordene deutsche Reich außer Stande, diesem wuchtigen Anprall zu widerstehen. Es fiel in seine Bestandtheile aus einander, und wie der Wind eine schadhaft gewordene Frucht vom Baume rüttelt, so brachte auch der gewaltige Völkersturm die Kaiserkrone vom Haupte der Habsburger zu Fall, unbetrauert und unbeweint. In der nun unter dem gallischen Joche folgenden Zeit der tiefsten Erniedrigung war es wieder Preußen, von dem Deutschland seine Rettung erwartete. Und nicht umsonst hatte es gehofft. Als die Stunde der Erlösung nach dem vernichtenden Rückzuge der Franzosen aus Rußland schlug, gab Preußen das Beispiel zur Erhebnng der Nation, mit welcher vereint es dann in wenigen Monaten den heimischen Boden von dem fremden Eroberer zu befreien vermochte. Damals entstand die Solidarität zwischen Preußen und Deutschland, an der Beide während vieler trüber Tage, welche auf die Zeit des begeisterten Kampfes folgten, unverbrüchlich festhielten, Beiden zum Heile. In Deutschlands Interessen erkannte Preußen seine eigenen. Diese Gemeinsamkeit stets im Auge behaltend, that es vor einem Decennium, was die Besten der Nation so lange von ihm erwartet und erhofft hatten, that es den entscheidenden Schritt zur Lösung seiner geschichtlichen Aufgabe, nachdem es zum zweiten Male in diesem Jahrhundert der Erretter des Vaterlandes von französischen Eroberungsgelüsten geworden war. Preußen stellte auf nationaler Grundlage das deutsche Reich wieder her, als dessen äußeres Wahrzeichen die Hohenzollern aus den Händen der dankbaren Nation die deutsche Kaiserkrone empfingen. Militärisch und politisch unter Preußens mächtiger Führung geeinigt, steht das neue Gemeinwesen fortan mit klar erkennbaren Zielen und in sich abgeschlossenen Interessen auf eigenen Füßen da, eine friedliche Großmacht im eminenten Sinne des Wortes.

Dieses glückliche Resultat war aber nicht zu erreichen ohne eine heftige Opposition von Seiten Oesterreichs hervorzurufen, welche erst nach vieljährigem, schließlich in blutigen Kampf ausartenden Ringen überwunden werden konnte. Es war nicht zu erwarten, daß Oesterreich sich leichten Kaufes aus Deutschland würde herausdrängen lassen, das so lange von ihm als sein Paragium betrachtet und behandelt wurde. Das alte Reich war gut genug gewesen, um als Folie der stetig wachsenden österreichischen Hausmacht zu dienen: es sollte helfen, die

disparaten Elemente, aus denen der Habsburger Familienbesitz bestand, zusammen zu halten. Anstatt aber die Hausmacht zum Wohle des ihrem Horte und ihrer Leitung anvertrauten Deutschlands zu gebrauchen, benutzten sie dieses, um auf dessen Kosten jene zu vergrößern. Darin lag die Verkennung der ursprünglichen geschichtlichen Bestimmung des Hauses Habsburg — und damit war der Keim zum Untergange seiner Herrschaft in Deutschland gelegt. In consequenter Verfolgung dieser Politik sehen wir den letzten deutschen Kaiser aus habsburgischem Stamme sich ohne Bedauern der deutschen Krone, als eines unnöthig gewordenen Möbels, in dem Augenblicke entledigen, wo er in deren Besitz kein Element der Stärke mehr, wohl aber eine Gefährdung des österreichischen Länderbestandes erkannte. Diesen zu retten, wurde Deutschland im Momente der höchsten Gefahr sich selbst überlassen, wurde es rücksichtslos geopfert.

Trotzdem war die Macht der Gewohnheit und der Tradition so groß, daß sich auf dem Wiener Congresse, welcher an der Reconstruction der nach den Revolutionskriegen übrig gebliebenen Staatentrümmer arbeitete, einflußreiche Stimmen erhoben, um die deutsche Krone abermals Oesterreich zu übertragen. Ob ein solches Beginnen nach dem damaligen Stande der europäischen Machtverhältnisse möglich gewesen wäre, soll hier unerörtert bleiben; eine solche Betrachtung würde zu weit abführen. Jedenfalls glaubten aber Kaiser Franz und Fürst Metternich der deutschen Krone zur Erhöhung des österreichischen Glanzes nicht mehr zu bedürfen, da sie deren Angebot energisch zurückwiesen. Statt dessen wurde die deutsche Bundesverfassung erfunden, mit deren Hilfe Oesterreich auf sicherere Art denselben Zweck zu erlangen hoffte, wie einstmals mit der deutschen Kaiserwürde. Ohne die mit derselben verbundenen Gefahren zu theilen, sollte auch Deutschland fernerhin als österreichisches Hinterland benutzt werden, aus welchem die neue österreichische Monarchie für ihre inneren Bedürfnisse und für ihre europäische Stellung Kraft und Ansehen schöpfen wollte. Vermöge der Oesterreich vorbehaltenen Präsidentschaft des Bundestages und des in demselben ersonnenen künstlichen Stimmenverhältnisses hoffte man Preußens Aspirationen zu neutralisiren und Deutschland in der gewünschten Abhängigkeit zu erhalten.

Der Gedanke, welcher dieser Organisation zu Grunde lag, mag ein schlauer gewesen sein, aber er war kein politisch richtiger, auf welchem sich ein neues Staatengebäude errichten ließ. Deutschland, selbst in seiner Vielköpfigkeit, und Oesterreich waren zwei zu verschiedene politische Größen geworden, als daß sich deren Interessen in der Art mit einander hätten verschmelzen lassen, wie man dies in Wien in selbstsüchtiger Weise beabsichtigte. Dem österreichischen Baumeister war freilich das Ziel nicht verborgen, welchem Deutschland zusteuerte — er verkannte aber die Macht des unwiderstehlichen inneren Impulses, mit welchem es jenem Ziele zugetrieben wurde; er glaubte zur Erreichung eigennütziger Zwecke mit diplomatischen Kniffen und Polizeimaßregeln hemmend in den Gang der Geschichte eingreifen zu können. In Italien verfolgte Oesterreich

genau dieselbe Politik, welche es trotz mehrfacher Warnungen, die ihm in dem Zeitraum von 1815—1866 durch die Ereignisse ertheilt wurden, mit Consequenz durchzusetzen strebte. Vermöge eines diplomatischen Schaukelsystemes welches von 1815 an die Grundlage der österreichischen Politik bildete, sollten Deutschland und Italien zur Begründung der Großmachtstellung des aus dem Zusammenbruche des deutschen Reiches hervorgegangenen Oesterreichs dienen.

Als Kaiser Franz die deutsche Krone mit der österreichischen vertauschte, scheint er der Ansicht gewesen zu sein, daß die Proclamirung der österreichischen Monarchie hinreichend sei, um durch diesen Act schon einen neuen Staat in das Leben zu rufen. Die politische Schöpfung, welche unter dem Namen des österreichischen Kaiserstaates in Europa Stellung nahm, war aber kein Staat in dem Sinne, welchen wir diesem Worte beilegen, sondern nur eine Mosaik verschiedener Nationalitäten, durch Personalunion mit den Habsburgern verbunden. Der Kaiser, Wien, als Hauptstadt, und die kaiserliche Armee waren die einzigen Repräsentanten der Einheit des Reiches, die Bindeglieder zwischen den meistens auseinander strebenden Elementen. Es wäre also vor Allem Erforderniß gewesen, an der wirklichen Constituirung des neuen Staates zu arbeiten und die Harmonisirung der in demselben sich bekämpfenden Kräfte anzubahnen. Statt mit aller Energie auf diesem Wege vorwärts zu schreiten, versuchte es Fürst Metternich mit Palliativmitteln, den überkommenen Zustand zu erhalten, dessen Dauer einem einsichtigen Politiker als unmöglich erscheinen mußte. Metternich war eben kein Politiker, obwohl ein ausgezeichneter Diplomat. Dieses Urtheil hat die Geschichte bereits über ihn gefällt. Sein Haß gegen die französische Revolution und gegen die durch dieselbe zur Geltung gebrachten politischen Ansichten machte ihn blind gegen das Wahre und das Berechtigte, welches in denselben lag. Um jeden Preis sollten sie bekämpft, unterdrückt, vernichtet werden. In Folge dessen ging die kostbare Zeit jener langen Friedensepoche, welche von 1815—1848 währte, nutzlos für den Assimilirungsproceß in Oesterreich verloren, mit welchem dann in der Sturm- und Drangperiode der achtundvierziger Revolution begonnen werden mußte. Jetzt erst traten die eigentlichen Geburtswehen des österreichischen Staates ein, in welchen er mehr als einmal dem Tode verfallen zu sein schien. Sein Tod war aber nicht von der Vorsehung geschrieben, denn dem neuen Oesterreich hatte sie noch eine große Rolle in dem europäischen Völkerspiele zugedacht.

Außer durch die inneren Befehdungen wurde damals Oesterreichs Stellung in Deutschland und Italien von den erwachenden Nationalitäten angegriffen. Mit Aufbietung aller Kräfte vermochte indessen der Kaiserstaat sich noch einmal für eine kurze Spanne Zeit zu behaupten. Aber kein wirklicher Frieden gebot in jenen Jahren dem Kampfe Einhalt. Nur ein Waffenstillstand wurde zwischen den Völkern geschlossen mit der stillschweigenden Absicht, bei der ersten günstigen Conjunctur den Kampf wieder aufzunehmen. Der Stein war in's Rollen gerathen, und keine Macht der Erde konnte ihn in seinem Laufe hemmen. Freiwillig wollte eben Oesterreich das ihm überkommene Habsburgische

Erbtheil in den zwei Nachbarländern nicht aufgeben: beide Nationen mußten mit Waffengewalt die Berechtigung zu ihrer politischen Selbständigkeit erkämpfen. Deutschland vollbrachte allein in einer siebentägigen Campagne, was Italien nur in zwei Etappen mit Hilfe des Auslandes erreichen konnte.

Das Jahr 1866 schien das verhängnißvollste für Oesterreich seit dem Regierungsantritte des Kaisers Franz Joseph sein zu sollen, denn zu gleicher Zeit seiner italienischen Provinzen verlustig und gewaltsam aus Deutschland herausgedrängt, stand es vor der ungelösten Frage seiner inneren Constituirung. Feindselig bekämpften sich noch immer die verschiedenen unter dem österreichischen Scepter vereinigten Nationalitäten und besonders war es Ungarn, welches drohend verlangte, daß ihm endlich sein Recht widerfahre. Der Moment war entscheidend. Die Regierung hatte jede Widerstandskraft verloren. Nach dem Frieden mit dem Auslande mußte auch der Friede im Innern geschlossen werden, oder sicherer Untergang war das Loos der Monarchie. Der Friede zwischen dem Kaiser und seinen Völkern ward aber geschlossen. Die seit dem Jahre 1848, anfänglich sogar mit den Waffen geführten Kämpfe fanden in der dualistischen Verfassung ihren Abschluß, auf deren Grundlage sich fernerhin der Assimilirungsproceß in friedlicher Weise vollziehen wird. — Einem vorurtheilsfreien Beurtheiler jener welthistorischen Ereignisse kann nicht verborgen bleiben, daß gerade durch die militärisch unglücklichen Kriege von 1866 die österreichische Monarchie ihre eigentliche politische Begründung gefunden hat, daß erst von diesem Zeitpunkte an ein wirklich österreichisches Kaiserreich bestand. Seines illegitimen Einflusses in Italien und Deutschland beraubt, der mehr eine eingebildete als eine thatsächliche Macht verlieh, und als fortan in sich abgeschlossenes Ganzes, schöpft Oesterreich nur aus sich selbst die Kraft zur Behauptung seiner europäischen Großmachtstellung. Diese ist so groß und jetzt so viel reeller als in den früheren Jahren, daß Oesterreich keine Ursache hat, irgend Etwas von dem Verlorenen zu bedauern. Neben der Wahrung seiner speciellen staatlichen Interessen kann Oesterreich mit ungetheilten Kräften nun der Erfüllung seiner europäischen Pflichten nachleben, welche in seinem Namen schon angedeutet liegen: es ist das Reich des Ostens, bestimmt, germanische Civilisation nach Osten zu tragen und dieselbe zugleich gegen von dorther drohende Gefahren zu schützen.

Dieser hohe und wichtige Beruf Oesterreichs ist nicht durch Bismarck erfunden worden, wie manche seiner politischen Widersacher unsinniger Weise behaupteten, denn in der Politik kann überhaupt kein Mensch etwas Derartiges erfinden; auch war er nicht einmal der Erste, welcher jenen Gedanken in der Oeffentlichkeit zum Ausdruck brachte. Wohl aber war er der erste deutsche Staatsmann, welcher neben der klaren Erkenntniß der Deutschland und Oesterreich gesteckten Ziele den festen und energischen Willen hatte, diese zu erreichen — und er erreichte sie. Deutschland durch seine Siege, Oesterreich durch seine Niederlagen. Aber die Wege der Vorsehung sind wunderbar! Bismarcks politisches Genie hatte Oesterreichs Prädestination erkannt, ehe sie dessen eigenen Staatsmännern klar geworden war, und als durch den Sieg der Waffen die Entscheidung in Preußens

Hände gelegt wurde, ließ er sich durch den Siegestaumel der ihn Umgebenden von der Ausführung des als richtig Erkannten nicht abbringen. Trotz des eben vollführten Waffenganges war Oesterreich nicht Deutschlands Feind, und es wurde demgemäß bei dem Friedensschlusse auch nicht als unterworfener Feind behandelt. Es wurde ihm nur der Pfad gewiesen, welchen es in seinem eigenen Staatsinteresse sowohl, wie auch zum Besten Europas von nun an zu wandeln hatte, und damit der Grund zu dem gelegt, was der Zukunft vorbehalten werden mußte zu vollbringen.

Der Prager Friede konnte nicht mit dessen Unterzeichnung alle Wunden schließen, aus denen Oesterreich blutete. Im Innern mußte durch die neue Verfassung der Weg der Versöhnung mit Ungarn gefunden werden, nach Außen schien seine Stellung erschüttert: man empfand tief die der Waffenehre bereitete Niederlage. Zur Selbsterkenntniß brauchen auch Völker eine gewisse Zeit. Man kann von ihnen nicht verlangen, daß sie nach einer so verhängnißvollen Katastrophe wie die von 1866 sofort den Strich unter die Rechnung machen, aus dieser das richtige Facit ziehen und das so gewonnene Resultat zur Basis ihrer zukünftigen Handlungsweise nehmen. So etwas thut vielleicht der Sieger, der Besiegte nur in den seltensten Fällen. Völker wenden sich nicht von einem Tage zum anderen von einer Jahrhunderte alten Tradition ab: dazu ist sie zu sehr in das Blut, in die Anschauungsweise eines jeden Einzelnen übergegangen: es ist zu natürlich, dem Verlorenen eine Zeit lang nachzutrauern und der Hoffnung zu leben, dasselbe wieder gewinnen zu können. Besonders den Deutsch-Oesterreichern wurde es anfänglich schwer, sich in die neue Lage hineinzufinden; es wurde ihnen bange bei dem Gedanken einer staatlichen Trennung von dem übrigen Deutschland. Sie hielten sich gegenüber den numerisch überlegenen Czechen und Magyaren für verloren, denn sie hatten noch nicht gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen und sich der dem Germanismus innewohnenden Macht bewußt zu werden.

Zu allen diesen Momenten, welche die Zeit nach dem Kriege zu einer unstäten, unklaren und angstvollen machten, kam noch der nicht zu unterschätzende Umstand, daß Beust, der personificirte Antagonismus gegen Preußen, an die Spitze des Ministeriums berufen und diesem damit seine Signatur aufgedrückt worden war. Beusts früheres politisches Leben war von Haß gegen Preußen erfüllt, der ihn beständig zu unglücklichen Unternehmungen verleitete, dieses zu Fall zu bringen, bis er und seine Anhänger selbst in die dem Nachbaren gegrabene Grube fielen. Nachdem er auf so unerwartete Weise der leitende Staatsmann einer Großmacht geworden war, welche in seinen Augen der natürliche Erbfeind des neuen Deutschland zu sein schien, konnte er seinen alten Gewohnheiten nicht untreu werden. Eine höhere, geschichtliche Auffassung der Situation war ihm nicht gegeben. Seine abenteuerlichen, selbstmörderischen Pläne sofort zur Ausführung zu bringen, dazu war Oesterreichs materielle Erschöpfung und die Desorganisation seiner Armee zu groß. Es war Zeit nothwendig, beide Schäden auszuheilen. Besonders aber ließ sich eine Armee wie die österreichische, aus vielen verschiedenen Völkerschaften recrutirt, nicht in

einem Tage improvisiren. Die preußischen Institutionen, welche sich in der Feuerprobe bewährt hatten, waren die Repräsentanten fünfzigjähriger Arbeit, fünfzigjährigen Studiums. Mit deren einfacher Nachahmung, wäre dieselbe in einem anderen Staate unter gänzlich verschiedenen Bedingungen überhaupt möglich gewesen, ließen sich nicht sofort dieselben Resultate erzielen. Das sah auch Beust wohl nothgedrungen ein. Er suchte daher vorläufig auf die ihm gewohnte Weise sein zukünftiges Kampfterrain zweckentsprechend vorzubereiten. Erst späteren Generationen wird es vorbehalten bleiben, Kenntniß von seinen Machinationen zu erhalten, wenn dieselben dann noch geschichtliches Interesse hervorrufen können. Die Zeitgenossen hatten nur eine Ahnung jener unterirdischen Arbeiten, welchen sich Beust mit so großer Vorliebe hingab. In Berlin waren dieselben aber wohl bekannt. Aufmerksamen Auges beobachtete unser Altmeister das doppelzüngige Spiel, welches an der Donau getrieben wurde, um stets bereit zu sein, daraus entstehendes Unheil im Keime ersticken zu können.

Als im Jahre 1870 die französische Kriegserklärung wie ein plötzliches Unwetter über Deutschland hereinbrach, mochte wohl Beust die Zeit zur Ausführung seiner Rachepläne für gekommen erachten. Die Stimmung der höchsten Regierungskreise in Wien war eine nichts weniger als wohlwollende für Deutschland. Ehe sie sich noch in Thaten äußern konnte, übten auf dieselbe die großen, entscheidenden Schlachten zu Anfang der Campagne alsbald eine wohlthätige Dämpfung aus. Als nun gar unsere Heere ihren ungehemmten Siegeslauf bis Paris und westwärts darüber hinaus fortsetzten, beharrte Oesterreich wohlweislich in seiner neutralen Stellung und stellte schleunigst die anfänglich begonnenen Rüstungen wieder ein. Mit dem Sturze des napoleonischen Bundesgenossen waren auch die Beust'schen Zukunftsträume zu Grabe getragen. Seine Zeit war erfüllt; lange konnte seines Bleibens auf dem bisher innegehabten Posten nicht mehr sein. Frankreichs Niederlage und die Constituirung des deutschen Reiches hatten die europäischen Machtverhältnisse so wesentlich verschoben, daß in Oesterreich die Einsicht zu dämmern begann, man müsse Vergangenes vergangen sein lassen und sich mit seinen deutschen Nachbaren auf einen leidlich guten Fuß setzen. Man fügte sich, wenn auch mit innerlichem Widerstreben, in das Unvermeidliche. Der Besuch des Kaisers von Oesterreich in Berlin war eine Andeutung des in den gegenseitigen Beziehungen eingetretenen Umschwunges. Zur Anbahnung eines freundnachbarlichen Verhältnisses gehörte aber unbedingt die Möglichkeit, Vertrauen in den Leiter der österreichischen Politik haben zu können. Man mußte von dessen gutem Willen überzeugt sein, wie auch von dessen Fähigkeit, den Staatswagen in der neu eingeschlagenen Bahn zu erhalten und ihn mit Beharrlichkeit in derselben weiter zu führen. Alle diese Vorbedingungen für ein gutes Einvernehmen fanden auf Beust keine Anwendung. Er fühlte unter den gänzlich veränderten Umständen selbst die Unhaltbarkeit seiner Stellung und räumte seinen Platz dem Grafen Andrassy ein, welcher als ungarischer Ministerpräsident und als persona grata

bei dem Kaiser bereits einen namhaften Einfluß in den Geschäften ausübte, der oft den Beust'schen Ideen entgegen arbeitete.

Andrassy war kein Fachdiplomat von der alten Schule: glücklicherweise für ihn und für Oesterreich. Seine ersten Lehrjahre bestand er im Dienste der ungarischen Revolutionsregierung. Er war ein Kind seiner Zeit und ihrer Ideen, deren Berechtigung im Staatsleben er durch seine Parteinahme öffentlich anerkannte. Damit war seinerseits der Bruch mit dem Metternich'schen Systeme und dessen Verurtheilung ausgesprochen. Auf dieses konnte Andrassy, als er später zur höchsten Stellung im Staate berufen ward, nicht mehr zurückgreifen. Er mußte einen anderen, seinen eigenen Weg gehen. Vor der Hand hatte es allerdings keinen Anschein, als ob Andrassy je berufen werden könnte, seine Kräfte dem österreichischen Staatsdienste zu weihen. In dem großen Strafgerichte, welches nach der Bezwingung der Revolution über Ungarn erging, wurde der Graf als Rebell zum Tode durch den Strang verurtheilt. Glücklich wußte er sich indessen diesem zu entziehen, um nun seine Wanderjahre in der Verbannung zu absolviren.

Mit äußerer Noth, dem gewöhnlichen Erbtheile der Verbannten, hatte er freilich nicht zu kämpfen, vielmehr führte er in Paris, wo er seinen Wohnsitz aufschlug, ein gesellschaftlich glänzendes Leben. Deswegen war aber doch für den Patrioten die gewaltsame Entfernung von seinem Vaterlande, mit dessen Wohl und Wehe er sich innig verwachsen fühlte, nicht weniger schwer zu ertragen. Nur im Geiste konnte er mit seinen Landsleuten die schwere Zeit durchleben, welche sie von 1850 an zu erleiden hatten. Aber gerade die räumliche Entrückung aus den heimischen Verhältnissen erleichterte wesentlich seine Vorbereitung zu dem hohen Berufe, welcher seiner in der Zukunft harrte. Er bewegte sich während zehn Jahren in dem damaligen Mittelpunkte der europäischen Politik, deren Leiter er alle persönlich kannte: er lernte das Leben der Völker im Großen, in ihren wechselseitigen Beziehungen zu einander kennen: er erweiterte seinen Gesichtskreis und erwarb die Fähigkeit, die Verhältnisse in ihrer Gesammtheit zu beurtheilen, ohne sich durch die Details beirren zu lassen, ohne in denselben unterzugehen. Der glückliche Umstand, daß er die Wandlungen, welche Oesterreich in seiner zehnjährigen Periode von 1850 bis 1860 durchmachte, von dem fernen Paris, wie von einem politischen Wartthurm aus, beobachten konnte, hielt ihn frei von den in solchen Zeiten verbitternden persönlichen Rancünen. Sein Geist war durch eigene unliebsame Erlebnisse nicht voreingenommen, er schleppte keine Vergangenheit hinter sich her, die hindernd in seine Zukunft hätte hinüber greifen können. Er war Ungar geblieben und hatte gelernt, Oesterreicher zu werden. Die Ueberzeugung von der europäischen Nothwendigkeit des Bestehens eines österreichischen Gesammtstaates war ihm zu eigen geworden. Als dieser 1867 auf der Basis des Dualismus reorganisirt ward, war Andrassy, da Deak jedes Staatsamt ausschlug, der gegebene Ministerpräsident für Ungarn, um dieses Land an sein neues staatliches Verhältniß zu gewöhnen und manche noch widerstrebende

Elemente mit der veränderten Ordnung der Dinge auszusöhnen. Aber nicht weniger war er auch der gegebene Mann, als es nach etlichen Jahren darauf ankam, für den Grafen Beust einen Nachfolger in dem Palais auf dem Ballplatze zu finden.

Mit frischen Kräften ging Andrassy an das Werk, Oesterreich-Ungarn seinen neuen Zielen entgegen zu führen. Die Vergangenheit des Metternich'schen Oesterreich war für ihn nur mehr ein historischer Begriff; durch keine Bande fühlte er sich an jenes gefesselt: hatte er doch selbst die Waffen zur Zerstörung der alten Tradition geführt. Andrassy's genialer Verstand, sein für das Erfassen der neuen Verhältnisse geschultes Auge sah deutlich den Weg für die Politik Oesterreich-Ungarns vorgezeichnet. Unbeirrt durch das in Oesterreich gegen Bismarck noch vielfach herrschende Mißtrauen, welches in ihm den größten Feind des Reiches erkennen wollte, der nur dessen Untergang im Schilde führe, setzte er sein ganzes Spiel auf eine Karte; und die hieß: Freundschaft mit Deutschland. Er erkannte in dieser das Heil der Monarchie, und wo Andere Mißtrauen hegten, da hatte er Vertrauen. Der Erfolg hat ihm Recht gegeben. Zum ersten Male sah sich dort Bismarck in seinen Ansichten verstanden. Auf halbem Wege begegnete er sich mit dem österreichischen Minister, und die persönliche Freundschaft der leitenden Staatsmänner erleichterte das gemeinsame Werk.

Nachdem man in Oesterreich den Blick von der Vergangenheit abgewendet und das Bestreben aufgegeben hatte, Unmögliches wieder herstellen zu wollen, nachdem persönliche Gefühle, welche ihre Berechtigung haben, und mit welchen auch in der Politik gerechnet werden muß, im Laufe der Jahre überwunden worden waren, erfaßte man endlich mit staatsmännischem Geiste die Verhältnisse in ihrer Totalität, wie sich dieselben nach den Umwälzungen der letzten Decennien gestaltet haben. Nicht den geringsten Theil an diesem Umschwunge hatte die plötzlich auf der Tagesordnung wieder erscheinende orientalische Frage. Sie lenkte gebieterisch Oesterreichs Auge nach Osten und zwang es, der Wahrung seiner dortigen Interessen die volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. So lange die Türkei durch ein stillschweigendes Uebereinkommen der Großmächte gleichsam als ein neutrales Gebiet betrachtet wurde, auf welchem keine derselben einen dominirenden Einfluß ausüben sollte, hatte sich Oesterreich mit der Erhaltung des status quo begnügen dürfen. Als aber der Bestand des türkischen Reiches durch Rußlands gewaltsames Vorgehen ernstlich in Frage gestellt und dessen Macht dort eine vorwiegende wurde, konnte sich Oesterreich nicht länger vor den Gefahren verschließen, welche ihm von dieser Seite her nun in nächster Nähe drohten. Es mußte die Lösung der ihm im Orient gestellten Aufgabe in Angriff nehmen. Noch bestand zwar der Dreikaiserbund. Aber schon damals fehlten nicht die Anzeichen dafür, daß sich in gewissen Momenten das persönliche gute Einvernehmen der Monarchen unter einander als nicht ausreichend zu einer friedlichen Vermittlung antagonistischer Staatszwecke erweisen könnte. Vor dem Beginne des türkischen Krieges hatte Andrassy dem Fürsten Gortschakoff keinen Zweifel über das Maß der Zugeständnisse gelassen, welche

er bei dem Friedensschluß Rußland würde machen können. Dem ungeachtet wurde in San Stefano diese Grenze um ein Bedeutendes überschritten. Oesterreich war ebenso entschlossen, seine Zustimmung den der Türkei auferlegten Bedingungen zu versagen, wie Rußland entschlossen zu sein schien, deren Anerkennung zu ertrotzen. Das russische Cabinet bemühte sich zwar, den Dreikaiserbund, wenigstens äußerlich, noch aufrecht zu erhalten, da es mit dessen Hilfe seine eigenen Zwecke zu erlangen hoffte; trotzdem war die Spannung unter den Großmächten auf das Aeußerste gediehen und das drohende Gespenst eines allgemeinen europäischen Krieges in Sicht gekommen.

Vom Anfange dieser Complicationen an hatte sich Deutschland in der reservirtesten Stellung verhalten. Direct war es ja in der orientalischen Frage gar nicht interessirt. „Dieselbe ist uns", wie sich der Reichskanzler drastisch ausdrückte, „auch nicht die Knochen eines einzigen pommerischen Grenadiers werth". Sie berührte uns nur in soweit als durch dieselbe unsere Allianzverhältnisse in Mitleidenschaft gezogen werden konnten. Mit Rußland und Oesterreich standen wir politisch in gleich guten Beziehungen. Unserem Interesse war es entsprechend, dieselben in der bisherigen Weise aufrecht zu erhalten, denn nur dadurch befanden wir uns in der Lage, unseren nach allen Seiten mäßigenden und besänftigenden Einfluß zur Geltung bringen zu können. Das Zustandekommen des Berliner Congresses und die Erhaltung des Friedens waren die Folgen dieser Politik. In Rußland ernteten wir aber wenig Dank für dieselbe. Man verzieh uns nicht, daß wir eine rücksichtslose Parteinahme verweigert hatten, und man wußte wohl, daß Oesterreichs Opposition nur durch die diplomatische Unterstützung möglich geworden war, welche es bei Deutschland gefunden hatte. Durch diese und auf die Gefahr hin, uns mit Rußland zu entzweien, lieferten wir den thatsächlichen Beweis unserer Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit eines starken österreichisch-ungarischen Reiches zur Vertheidigung der europäischen Interessen im Osten. Wer in Wien Augen hatte mit denen er sehen wollte, konnte sich dieser Beweisführung und deren Folgerungen nicht verschließen. Zum ersten Male empfand Oesterreich die Macht des neuen Reiches, welches aus Deutschland gebildet worden war. Dessen wirksame Unterstützung, mit derjenigen verglichen, welche Oesterreich früher bei dem ohnmächtigen deutschen Bunde so oft vergeblich gesucht hatte, konnte unmöglich die politische Wagschale zu des Letzteren Gunsten niederdrücken. Oesterreich mußte den Vortheil erkennen, welchen es aus der Existenz des deutschen Reiches für seine eigenen Interessen zog.

Eine solche durch Deutschland gebotene mächtige Rücken- und Flankendeckung mußte aber Oesterreich mehr wie erwünscht sein wegen der von Rußland auch nach dem Congreß fortgesetzten agressiven Politik. Dieselbe wirkte um so beunruhigender und mußte das lebhafte Mißtrauen der europäischen Cabinete erregen, als sie nicht mit offenem Visire geführt wurde. In Rußland schien damals eine Art von Doppelregierung zu herrschen: die officielle, welche dem in Berlin gefällten Verdicte Europas ihre Zustimmung ertheilt hatte, und

die durch panslavistische Comités geleitete, welche behauptete, Rußland wäre durch seine Freunde um den Preis für so viele gebrachten blutigen Opfer betrogen und daran verhindert worden, seinen slavischen Beruf im Orient zu vollenden. Diese Agitation ward aber überhaupt nur möglich, indem die Regierung sie gewähren ließ, denn hätte jene ernstlich gewollt, sie würde mit Leichtigkeit diesem Treiben ein Ende gemacht haben. Die von Seiten einer autokratischen Regierung gegenüber den Aeußerungen einer sogenannten öffentlichen Meinung ungewohnte Nachsicht erschien äußerst bedenklich und erlaubte nicht, an der Connivenz Beider zu zweifeln.

Die durch die Panslavisten vertretenen Tendenzen sind übrigens nichts Neues in der russischen Politik. Dieselben bringen die dem russischen Volkscharakter und Staatswesen stets noch innewohnenden Eigenschaften der asiatischen Völker, besonders deren Expansionsbedürfniß nur wieder zu erneutem Ausdrucke. Dieser Drang nach Eroberungen, nach einer in allen Richtungen fortgesetzten Verschiebung der Reichsgrenzen war den Russen durch die viele Menschenalter andauernde Herrschaft der Mongolen tief eingeprägt worden. Rußland ist und bleibt ein Conglomerat des Orientes und des Occidentes. Jener vertritt das Princip, welches im Mittelalter die verheerenden Völkerzüge zur Folge hatte, dieser ist der Repräsentant der europäischen Civilisation. Kaum anderthalb Jahrhunderte sind verflossen, seitdem diese durch Peter den Großen in Rußland auf die seinem gewaltsam reformatorischen Charakter entsprechende Art Eingang gefunden hatte. Plötzlich, ohne Vorbereitung, nur weil der Czar es so befahl, sollte in wenigen Jahren erreicht werden, wozu andere Nationen ihre ganze Lebzeit bedurft hatten. Eine allmähliche Absorption der importirten europäischen Elemente und eine naturgemäße Umwandlung der nationalen Zustände war bei solchem Vorgehen nicht zu erwarten. Die aufgedrungene Cultur verursachte Rußland eine politische und sociale Indigestion, an welcher es noch bis auf den heutigen Tag leidet. Unversöhnt, fast feindlich stehen sich das asiatische und das europäische Princip gegenüber. Als dessen Incarnation erscheint den Russen der Deutsche, da er, in der Armee und in der Verwaltung zahlreich vertreten, vermöge seiner höheren Bildung und allgemeinen Brauchbarkeit viele einflußreiche und lucrative Stellen besetzt. Daher die gegen den Deutschen herrschende Antipathie, welche noch vermehrt wurde, als er aus seinem eigenen Vaterlande ein der russischen Großmacht ebenbürtiges Reich schuf.

Trotz dieses inneren Widerstreites konnten sich die Russen dem civilisatorischen Einfluß der westlichen Cultur nicht entziehen, besonders als diese gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in Katharina II. einen mächtigen Protector gefunden hatte. Sie und Alexander I. machten die Bewunderung Voltaire's und der französischen Encyklopädisten zur Modesache in den höheren Kreisen der Gesellschaft. Dann kamen die napoleonischen Kriege, in deren Verlauf russische Armeen selbst nach Italien und der Schweiz drangen und schließlich der große Kriegszug von Moskau nach Paris, an welchem die Blüthe

aller Stände, die ganze Nation Theil nahm. Dieses volksthümliche Heer lebte während drei Jahren in den schönsten und reichsten Gegenden Europas, im innigsten Verkehre mit der Bevölkerung, dessen Vorzüge es auf diese Art eigentlich erst kennen und würdigen lernte. Besonders ansprechend war den Russen der Umgang mit den leichtsinnigen und leichtlebenden Franzosen, welche nicht verfehlten, durch ihre volltönenden Phrasen von Constitution, von Freiheit und Gleichheit eine mächtige Propaganda unter den Söhnen des Ostens zu machen. Dieselbe würde wohl schon früher sichtbare Früchte gezeitigt haben, wenn nicht Rußland wenige Jahre nach wieder hergestelltem Frieden in dem Kaiser Nicolaus einen Autokraten in dem vollsten Sinne des Wortes erhalten hätte. Mit starker Faust schwang er das Scepter der Regierung: eisern und gewaltsam hielt er jede selbständige Regung des Volksgeistes nieder: nur nach seiner Manier sollte Rußland selig werden. Unterdrücken konnte er wohl, aber nicht den Keim vernichten, der nun im Verborgenen wuchs und erst unter seinem Nachfolger wieder an das Tageslicht trat. Während die Regierungspartei aus den europäischen Institutionen nur immer das entnahm, was zur Stärkung der autokratischen Gewalt dienlich erschien, erstrebte die junge Generation Reformen im freiheitlichen Sinne. Bei diesem Erwachen aus der anscheinenden Lethargie, in welcher Rußland über dreißig Jahre lang geschlummert hatte, richteten die gebildeten Kreise ihren Blick nicht weniger auf die heimathlichen Zustände des Reiches als auf dessen äußere Politik. Im Innern verlangten sie an der Entscheidung über die Maßregeln, welche zur Wohlfahrt des Vaterlandes dienen sollten, mit Theil zu nehmen, nach Außen brachte das ihnen innewohnende Expansionsbedürfniß den asiatischen Charakterzug zur Geltung. Zur Beschönigung der alten Eroberungsgelüste wurde die Zusammengehörigkeit aller Slavenstämme, das slavische Nationalitätsprincip, gepredigt. Während die unter türkischer und österreichischer Herrschaft lebenden Slavenstämme ihre eigene Unabhängigkeit anstreben, will der Russe sie unter sein Scepter vereinigen; das nennt er Befreiung der Brüder! Für die Vertreter dieser Ansicht wurde der Name der Panslavisten erfunden.

Es wäre ein Irrthum, zu glauben, daß die Panslavisten in dieser Beziehung ein anderes Ziel erreichen wollen, als ihre eigene Regierung dies will: daher die relative Freiheit, welche diese ihrem Gebahren gegenüber dem Auslande angedeihen ließ. In dem wünschenswerthen Endresultate stimmen Beide überein und arbeiten selbst in Momenten gemeinschaftlich, wo sie anscheinend auf verschiedenen Wegen wandeln. Das Cabinet muß diplomatische Sitte beobachten und darf völkerrechtliche Verträge nicht allzu sehr außer Acht lassen, über welche sich Individuen oder freie Comités, die von ihrem Thun Niemand Rechenschaft schuldig sind, keck hinwegsetzen können. Der aus dieser Situation zu ziehende Nutzen blieb dem russischen Kanzler nicht verborgen. In officiellen Noten mißbilligte er, was er im Geheimen beförderte, und am Ende nahm er den Anschein an, dem offen ausgesprochenen Volkswillen nicht entgegen handeln zu können. So ließ er den letzten

serbischen Krieg zu Stande kommen, welcher in dem nicht officiellen Rußland seine active Unterstützung fand; so ließ er sich von Schritt zu Schritt drängen, bis der Krieg mit der Türkei unvermeidlich geworden war. Glücklicherweise hatte Bismarck schon längst dieses Spiel durchschaut. Als er noch preußischer Gesandter in Petersburg war, machte er sich keine Illusion darüber, daß die alte Allianz Preußens und Rußlands von diesem ohne Anstand geopfert werden würde, wenn es vermeinte, aus dieser keinen weiteren Nutzen ziehen zu können. An die Spitze des Ministeriums berufen, säumte er nicht, seine Maßregeln zu treffen, um von einer möglichen Wendung der Dinge in der russischen Politik nicht überrascht zu werden, sich aber vorsichtig hütend, unsererseits die Veranlassung zu einer solchen zu bieten. Was er so richtig vorausgesehen, trat früher ein, als er es vielleicht selbst geglaubt hatte. Durch die diplomatischen Vorgänge während und nach dem letzten Kriege sah sich Rußland in seinen Erwartungen über das Maß der Unterstützung getäuscht, welche es ein vermeintliches Recht zu haben glaubte, von Deutschland in Anspruch nehmen zu dürfen. Dem früher vielgetheilten, in russischer Abhängigkeit stehenden Deutschland hätte man ein solches Benehmen noch verzeihen können. Aber das geeinte Deutschland, stark genug zur Vertretung und Vertheidigung seiner eigenen Interessen, welches Anderen nicht mehr die Kastanien aus dem Feuer holen wollte, wurde geradezu hassenswerth. Je kühler das Verhältniß zu Rußland wurde, desto mehr schlossen sich Deutschland und Oesterreich an einander an. Die Panslavisten sahen wohl ein, daß diese Annäherung bestimmt sei, einen Damm gegen ihre Bestrebungen zu errichten; deßhalb schrieen sie über den unsererseits erfolgten Verrath, und die Phrase von unserem Undanke wurde in der russischen Presse eine stehende und beliebte und soll selbst in officiellen Actenstücken einen leisen Nachklang gefunden haben.

Fürst Gortschakoff dachte durch einen großen Coup seine politische Laufbahn beschließen zu können. Er wollte trotz des Congresses Rußland verschaffen, was jener ihm vorenthalten hatte: er wollte Deutschland und Oesterreich, wenn erforderlich mit Waffengewalt, in eine Stellung zurückdrängen, in welcher sie fernerhin Rußlands Plänen nicht mehr hindernd in den Weg treten könnten. Zur Ausführung dieser ehrgeizigen Ideen hielt der russische Kanzler den Augenblick für gekommen; auch durfte er bei seinem hohen Alter mit dieser Ausführung nicht zögern, wollte er noch der Executor sein. Während die Hetzereien in den russischen Zeitungen von Tag zu Tag an Gehässigkeit zunahmen, und die Beziehungen der Cabinette zu einander sich stets unfreundlicher gestalteten, arbeitete Gortschakoff im Geheimen daran, eine Allianz mit Frankreich und Italien zu Stande zu bringen, um zu gleicher Zeit von allen Seiten offensiv gegen Deutschland und Oesterreich auftreten zu können. Frankreich sollte durch die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen geködert werden, Italien durch die Aussicht auf das Tridentinische und Triest. Die Idee war nicht schlecht, wäre sie nur ausführbar gewesen. Die in Aussicht genommenen Bundesgenossen gingen nämlich

auf die russischen Vorschläge nicht ein, da ihnen das Wagniß zu groß und der Erfolg zu wenig sicher war. Indem Gortschakoffs unzeitiger Plan Schiffbruch erlitt, brachte er gerade das Gegentheil von dem hervor, was er bezweckt hatte: anstatt die deutsch-österreichische Allianz in der Geburt tödten zu können, beeilte er deren Abschluß, gerade wie Frankreich durch seinen frevelhaften Krieg im Jahre 1870 die Herstellung des deutschen Reiches wesentlich beschleunigen half, welche es um jeden Preis zu verhindern beabsichtigte.

Als Bismarck die Beweise des russischen Intriguenspieles in Händen hatte, war er nicht der Mann, eine so überaus günstige Constellation ungenützt vorüber gehen zu lassen. Eine Coalition hatte gegründet werden sollen, um Oesterreich-Ungarn und Deutschland in ihren Lebensinteressen zu gefährden: jenes im Osten, dieses im Westen. Was heute nicht gelungen war, konnte ein anderes Mal gelingen. Die Wiederkehr solcher Eventualitäten mußte verhütet werden. Jetzt oder nie war der Zeitpunkt gekommen, wo Bismarck für Deutschland den Lohn der weisen und voraussehenden Politik ernten mußte, welche er seit dem Nikolsburger Vertrage gegen Oesterreich befolgt hatte. In Oesterreich-Ungarn waren die nöthigen Prämissen zum Gelingen des Werkes nun vorhanden — und in wenigen Tagen konnte Bismarck, Dank dem entgegen kommenden Verständniß Andrassys, vollenden, was so Vielen unter uns ein Menschenalter lang als ein zu erreichendes Ideal vorgeschwebt hatte.

Ungeheuer war der Erfolg, welchen der plötzliche Abschluß der Allianz hervorrief. Das Präventivbündniß war im richtigen Momente abgeschlossen worden und documentirte sofort die von ihm erwartete Wirkung. Wie ein Alp hatten neue Kriegsbefürchtungen auf Europa gelastet, die lähmend auf die Geister und die Geschäfte einwirkten. Unsicherheit und Unbeständigkeit waren das Losungswort der Situation. Mit einem Zauberschlage änderte sich die Lage, und die unruhigen panslavistischen Geister, im Begriffe, so viel Unheil anzurichten, so viel neues Blutvergießen zu veranlassen, mußten sich in ihre Steppen zurückziehen, wohin wir nie Lust bekommen werden ihnen nachzufolgen: das mögen sie uns glauben. Rußland fing an, die Nothwendigkeit eines langsameren Tempos in seiner Politik zu begreifen und Oesterreich als ihm gleichberechtigte Macht im Osten zu betrachten, welche dort Interessen zu vertreten hat, mit denen gerechnet werden muß. Aber auch Frankreich verstand den Wink, welcher ihm durch das Präventivbündniß ertheilt wurde. Die Revanchegedanken traten in den Hintergrund, und es mußte die Hoffnung aufgeben, Deutschland in politischer Isolirung anzutreffen. Bei einer solchen dürfte es wohl der Versuchung nicht widerstanden haben, eine Vergeltung für die Niederlage des Jahres 1870 zu versuchen. Jetzt aber ward Frankreich friedliebend — sahen wir doch in der neuesten Zeit, daß es sich in seiner orientalischen Politik lieber an Deutschland-Oesterreich als an England-Rußland anlehnte, da ihm auf diese Art die Erhaltung des Friedens gesicherter zu sein schien. Einen größeren Triumph als durch diesen doppelten Erfolg seiner Politik konnte der deutsche Kanzler kaum erleben. Er lieferte damit der Welt

den Beweis, daß sein einziges Streben dahin geht, seinem Vaterlande einen dauerhaften Frieden zu wahren. Durch das Präventivbündniß sichern sich Deutschland und Oesterreich-Ungarn im Westen und Osten gegenseitig ihre Interessen, ohne dadurch in die Machtsphäre irgend eines anderen Staates gefährdend überzugreifen. Gegen keinen bestimmten Staat kehrt es seine Spitze. Nur der Friedensstörer, wer dieser auch immer sein mag, soll dieselbe gegen sich gerichtet finden und sie zu seinem Nachtheile empfinden. Deutschland und Oesterreich-Ungarn vereint bilden den rocher de bronce, auf welchen die Hoffnungen einer friedlichen Zukunft getrost gebaut werden können, und wenn nicht Menschen in eitler Selbstverblendung wieder zu trennen sich bemühen, was Natur und Geschichte zur Vereinigung bestimmt hat, so werden noch viele Generationen mit Lob und Dank die Wohlthaten genießen, deren sie durch Bismarcks und Andrassys Friedenswerk theilhaftig geworden sind.

Illustrirte Bibliographie.

Indem wir mit der heutigen Nummer eine stehende Rubrik für **„illustrirte Bibliographie"** eröffnen, glauben wir unseren Lesern Mittheilung der Erwägungen schuldig zu sein, die für uns bei dieser Einrichtung maßgebend gewesen sind.

Der bibliographische Theil unserer Zeitschrift kann überhaupt nicht darauf Anspruch machen, dem Publikum ein Urtheil über den Inhalt und den Werth seines an dieser Stelle genannten Buches zu vermitteln. Das verbietet schon die Beschränktheit des für diesen Zweck verfügbaren Raumes. Jene literarischen Notizen haben daher einzig die Absicht, eine möglichst gedrungene und deshalb möglichst wohlwollende Charakteristik desjenigen zu geben, dessen Veröffentlichung wir anzeigen — eine Charakteristik, der sich im günstigsten Falle ein Citat anschließt.

Nun gewinnt heutigen Tages die Publikation der sogenannten „Prachtwerke" immer mehr an Umfang und Bedeutung. Mit dem Zunehmen des Wohlstandes, mit dem Wachsen des Behagens am Besitz, an Glanz und Schmuck des Daseins haben sich gleichzeitig alle jene Künste und Gewerbe, die im Buchhandel ihren Mittelpunkt und ihre Verwerthung finden, zu einer Blüthe entfaltet, wie wir sie in Deutschland bisher noch nicht gekannt haben. Wir haben diese Erscheinung von vornherein freudig begrüßt und fühlen uns verpflichtet, derselben auch fernerhin unsere wärmste Sympathie, ihrer Förderung unsere besten Kräfte zu widmen.

Und weil wir es mit diesem Programm ehrlich und ernst meinen, ist es uns zum Bewußtsein gekommen, daß die bisherige, oben gekennzeichnete Methode unserer Bibliographie jenen Prachtwerken nicht hat gerecht werden können. Das Individuelle dieser Literaturgattung liegt ja weniger im Text der Bücher, als in ihrer Ausstattung; in den Illustrationen, bei deren Herstellung die gefeiertsten Maler, die tüchtigsten Kupferstecher und Holzschneider thätig sind, in dem gefälligen Druck, dem schönen Papier, wie es unsere großen Officinen jetzt zu liefern im Stande sind, in den prachtvollen und

dabei gediegenen Einbänden, auf deren Anfertigung unsere Technik stolz sein darf.

In dem Gefühl, daß auch die beste Beschreibung gerade von diesen besonderen Eigenschaften unserer Prachtliteratur keine Vorstellung gewähren kann, haben wir die Neuerung getroffen, unsere Besprechungen durch Illustrationsproben — bildliche Citate gleichsam — anschaulicher zu machen. Die betreffenden Verlagshandlungen, mit denen wir darauf hin in Verbindung getreten sind, haben uns in bereitwilligster und dankenswerthester Weise unterstützt.

Wir haben uns bemüht, unter den Illustrationen eines jeden Buches das Charakteristischste zur Reproduction auszusuchen. Daneben hat nur die Rücksicht auf das Format unserer Zeitschrift unsere Wahl beeinflußt. Denn es ist allerdings möglich und sogar — Dank der Zinkophototypie — ziemlich einfach, ein großes Bild auf einen kleineren Maßstab zurückzuführen; allein bis jetzt ist diese Technik noch nicht so weit entwickelt, daß eine solche Reproduction das Urbild wirklich untadelhaft wiedergäbe.

Wir haben daher geglaubt, einstweilen auf jeden derartigen Ausweg verzichten zu müssen; einerseits, weil einem Werke mit der schlechten Reproduction eines guten Bildes wenig gedient wäre, — andererseits, weil wir unseren Lesern in unserm eigenen Interesse nur ganz Gelungenes vorlegen wollen.

Denn diese Illustrationsproben sollen nicht allein dem oder jenem Buche zur wirksameren Empfehlung gereichen: sie sollen unserer Zeitschrift eine Zugabe echt künstlerischen Schmuckes, unseren Lesern, auch über jenen vergänglichen Zweck hinaus, eine Quelle dauernden, wahrhaften Genusses sein, und ihnen durch Schaffung einer Art Galerie eine ununterbrochene Uebersicht über den jeweiligen Stand der graphischen Künste gewähren.

Von diesen Gesichtspunkten geleitet, glauben wir für unsere Neuerung auf die Theilnahme und den Beifall des Publikums rechnen zu dürfen.

---

* Eine Ausgabe, wie sie ein zweites Mal in der ganzen deutschen Literatur kaum zu finden ist, ist die von Kleist's „Zerbrochenem Krug" (Berlin, A. Hofmann und Comp.). Darüber, daß der „Zerbrochene Krug" unser bestes Lustspiel in Versen ist, brauchen wir kein Wort zu verlieren; wenn wir erwähnen, daß Dingelstedt die Einleitung geschrieben hat, so wird Niemand daran zweifeln, daß dieselbe vorzüglich ist, und wenn wir die Ausstattung, Einband, innere Decke, Druck u. s. w. als ebenso geschmackvoll wie vornehm einfach bezeichnen, so wird uns das wohl jeder auf's Wort glauben. Für Alles das haben wir das eine Wort: unvergleichlich! — Aber die Illustrationen! So ist nie ein Dichter illustrirt worden, wie Menzel es hier vollbracht hat: nicht nur der gemüthliche breitlächelnde Humor Kleist's wird auf das Treueste und Schönste zur Darstellung gebracht — gerade da, wo der Maler sich ganz dem freien Spiele der eigenen Phantasie überlassen darf, ist er so originell und reich an lustigen Erfindungen, die der eigentlichen Dichtung als anmuthiger Rahmen dienen, daß man ganz starr steht vor dieser genialen Nachschöpfung. Die Probe, die wir geben — der Eintritt des Büttels Hanfried — kann freilich nicht Anspruch darauf machen,

unsern Lesern eine Art Vorstellung von diesem herrlichen Werke zu vermitteln — indeß wir sind stolz unsere Bibliographie durch eine Probe aus einer Schöpfung des Meisters schmücken zu können, wie sie wohl selbst ihm nur in seltenen Augenblicken gelingt.

Der Büttel Hanfried. Zeichnung von Adolf Menzel.
Aus Kleist's Lustspiel „Der zerbrochene Krug". (Verlag von A. Hofmann & Comp., Berlin.)

* Im nämlichen Verlage erscheint auch die von Vautier illustrirte Prachtausgabe von Immermann's **„Oberhof"**. Gegenwärtig liegt schon die vierte Auflage vor, ein Beweis, daß dieses Buch — mag nun das Dichtwerk oder die künstlerische Beisteuer

Vautier's den größeren Antheil an diesem Erfolge haben — sich eine bleibende Stätte in dem Herzen der deutschen Lesewelt gegründet hat. Und eine verdiente! Denn mag man es auch beklagen, daß Immermann's herrliches Werk, dasjenige, worauf sich sein

Der Jäger Oswald und sein Wild. Zeichnung von B. Vautier.
„Es war die erste Liebe, die echte, die einzige, die in diesen beiden jungen, unschuldigen Herzen brannte und klopfte".
Aus Immermanns „Oberhof". (Verlag von A. Hofmann & Comp., Berlin.)

Anspruch auf ewiges Fortleben in unserer Literatur gründet, verstümmelt werden mußte, sollte es in der Theilnahme des Publikums lebendig fortexistiren, sollte der

bedeutendste Volksroman, den wir besitzen, derselben wirklich erhalten bleiben, so hat es sich unzweideutig herausgestellt, daß dieser tiefe Schnitt leider unvermeidlich gewesen

Faust im Studirzimmer. Zeichnung von A. v. Kreling.
Aus der Pracht-Ausgabe des „Faust“. (Verlag von Friedrich Bruckmann, München.)

ist. Und das, was übrig bleibt, ist ja immer noch eins der kostbaren Kleinodien unserer Literatur. — Vautier's Theilnahme an dem Buche könnte auch den grimmigsten Immermann-Schwärmer mit dieser Kürzung aussöhnen. Er hat die Fülle seines Talentes nicht in Versuchen von Charakterisirung zersplittert, sondern dasselbe ganz auf stimmungsvolle Schilderung der Situationen concentrirt, und wir wissen ihm Dank dafür — hat doch Jeder schon die Erfahrung gemacht, wie selten das Nachschaffen des Illustrators mit dem Bilde übereinstimmt, das man von einer liebgewordenen Figur im Innersten trägt. — Das Werk, obwohl seiner Anlage nach, wie gesagt schon vor Längerem entstanden, reiht sich in seiner Ausstattung dem Besten, was wir an Einzelausgaben classischer Dichtungen besitzen, würdig an.

* Wie hoch auch der Einzelne diese oder jene Dichtung Goethes schätzen mag — das Hauptwerk des Dichters, das große Vermächtniß seines Lebens an das deutsche Volk bleibt der **„Faust"**. Nicht nur die Ameisenthätigkeit der Commentatoren wird er in alle Ewigkeit beschäftigen: auch die eigentliche Kunst wird in ihm stets eine ihrer größten Aufgaben sehen. Dem Schauspieler, dem Musiker, dem bildenden Künstler wird dieser Stoff ein unversieglich frischer bleiben. Kaum war der Faust erschienen, so begann auch schon, erst vereinzelt, dann immer häufiger der Eifer der Illustratoren sich ihm zuzuwenden, und heute könnte man die illustrirten Ausgaben desselben fast nach Dutzenden zählen. Zu denjenigen, die in neuerer Zeit den lebhaftesten Beifall gefunden, zählt neben jener von Liezen-Meyer entschieden die Kreling's. Schon als die Cartons ausgestellt und durch Photographien in weite Kreise verbreitet wurden, erregten sie Aufsehen — heute, wo Bruckmann in München dieselben erworben und die Zeichnungen für eine Buchausgabe verwerthet hat, übersieht man erst die ganze Fülle von Schönheit, die wir daran besitzen. Kreling war eine vornehme, gedankenreiche Natur, und seine Bilder wirken edel und groß — das wird Jeder zugeben, der die hier mitgetheilte Probe betrachtet. Außer diesen längst bekannten Bildern bietet indeß die Bruckmann'sche Ausgabe auch eine Reihe schön erfundener Vignetten und Initialen. Die Reproduction der Illustrationen ist theils durch Lichtdruck, theils durch Holzschnitt hergestellt und durchweg untadelhaft; der Einband aus imitirtem weißem Leder ist einer der geschmackvollsten, die überhaupt in letzter Zeit ausgeführt worden sind.

* Unsere Zeit kennt keinen beliebteren und wohl auch kaum einen talentvolleren Illustrator, als Gustav Doré. Unerschöpflich sprudelnde Fülle der Phantasie, eine gewisse geistige Elasticität, die sich in überraschender Weise einem jeden Dichtungscharakter anzuschmiegen weiß, eine, so zu sagen, virtuose Flottheit des Entwurfs, getragen durch eine unfehlbar effectvolle Ausführung: das sind die Hauptzüge dieses beneidenswerthen Talentes. Freilich auch eine glückliche Sorglosigkeit in Betreff des Akademischen. Ob da ein Glied zu lang, oder zu kurz ist, ob es sich vielleicht einer Selbständigkeit erfreut, die sich nicht vollständig mit den Gesetzen der Anatomie in Uebereinstimmung bringen läßt — darauf kommt es Doré wenig an. Die Hauptsache ist: ob das Ganze gut aussieht und poetisch wirkt. Und das thut es ja immer. Was er allerdings schon an Illustrationen geschaffen hat, das läßt sich gar nicht mit unseren gewöhnlichen Vorstellungen von Productivität vereinigen — und wohlgemerkt! er ist außerdem auch Maler und Bildhauer. Zu seiner neuesten Schöpfung auf jenem Gebiete hat ihn der „Orlando furioso" Ludovico Ariosto's begeistert, jenes herrliche Werk voll Grazie und Gluth, dem viele Kenner den Preis unter allen Epen Italiens zuweisen wollen. Er hätte keine bessere Wahl treffen, keinen Stoff finden können, der seinem eigenen Naturell angemessener, seines Stiftes würdiger gewesen wäre. — Es war natürlich, daß man sich beeilte, eine deutsche Ausgabe dieses Prachtwerkes zu veranstalten; ist doch Doré ein Künstler, dessen Schaffen nachgerade ein internationales geworden ist, und sind doch wir Deutschen so glücklich, eine Nachdichtung des Orlando zu besitzen, wie sie keine andere Literatur aufzuweisen hat. Das Werk, das im Verlage von S. Schott-

laender in Breslau erscheint, ist denn auch als ein nach allen Seiten hin gelungenes, als ein Literaturerzeugniß von seltener Vollkommenheit zu bezeichnen. Paul Heyse, der berufenste Uebersetzer aus dem Italienischen, dessen Natur der Ariosto's so wahlverwandt ist, hat es übernommen, den **„Rasenden Roland“** seines verstorbenen Freundes Hermann Kurz einer sorgfältigen Revision zu unterwerfen, alles unserm heutigen Fühlen Anstößige auszumerzen und ihn mit einer Einleitung aus seiner eigenen Feder den Doré'schen Illustrationen zu Grunde zu legen. Wir unterbreiten unseren Lesern von diesen selbst zwei Proben, worin sich das Talent des Zeichners in all seiner Originalität documentirt.

Das erste ist ein Bild aus der Liebesidylle des neunzehnten Gesanges (Str. 35.)

„War sie im Haus, verließ sie seine Schwelle,
Der Jüngling war bei Tag und Nacht um sie.
Nun ging's zu dieser, nun zu jener Quelle,
Ging's auf begrünte Wiesen spät und früh.

Aus Ariost's „Rasendem Roland“. Zeichnung von Gustav Doré.
(Verlag von S. Schottlaender, Breslau.)

Mittags war ihre kühle Lagerstelle
In einer Grotte, so bequem, wie die,
Die einst zur Zeugin ihrer Heimlichkeiten
Beim Regen Dido und Aeneas weihten“.

Die andere bezieht sich auf die 55. Strophe des elften Gesanges:

„Olympia, die Arme, die geschändet
Von Amor ist, auch noch des Glückes Schlag
Empfand, das die Korsaren ihr gesendet,
Und sie entführen ließ am hellen Tag:
Den Freund erkennt sie, der sich zu ihr wendet.
Doch da sie sich zu decken nicht vermag,
Senkt sie den Blick und kann sich nicht entblöden,
Ihn anzusehn, geschweig' ihn anzureden“.

Endlich machen wir hier noch auf die virtuose Technik der Holzschnitte aufmerksam. Dieselben sind selbstverständlich französischen Ursprungs; doch wollen wir nicht

Aus Ariost's „Rasendem Roland". Zeichnung von Gustav Doré.
(Verlag von S. Schottlaender, Breslau.)

unterlassen, hervorzuheben, daß der deutsche Verleger das Seinige gethan hat, um den Schöpfungen seiner Mitarbeiter von Ariost bis auf Heyse den größtmöglichen Glanz äußerlichen Erscheinens zu verleihen, und so ihren großen Namen den seinigen würdig anzureihen.

* Es begegnet häufig genug, daß man Prachtwerke findet, deren Text nichts taugt, Bücher, die bloß zum Ansehen und Prunken geschaffen werden — wo man es denn

Der verrostete Ritter. Zeichnung von Olga v. Fialka.
„Über die Ritterfrau hatte schon begonnen sich auszuziehen" . . .
Aus „Träumereien an französischen Kaminen" von Richard Leander. (Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.)

billigerweise mit jenem nicht genau nehmen kann. Seltener, wenn nicht unerhört ist es, daß ein Fall vorkommt, wo eine Dichtung, die sich eines gewissen Erfolges zu erfreuen hat, nachträglich illustrirt wird und zwar so illustrirt, daß der Zeichner den Dichter überragt. Bei der Prachtausgabe von Richard Leanders **„Träumereien an französischen Kaminen"**, die Breitkopf und Härtel in Leipzig veröffentlicht haben, liegt dieser seltene Fall vor. Diese „Träumereien" haben bei dem deutschen Publikum großen Beifall gefunden, dessen Berechtigung zu discutiren uns fern liegt. Möge ihr dichterischer Werth sein, welcher er wolle, er reicht nicht an das, was

Olga von Fialka durch ihre Zeichnungen zu denselben künstlerisch geleistet hat. Wir bekennen, daß uns der Name dieser Künstlerin bisher vollkommen fremd gewesen — um so größer war aber auch unsre Freude, hier auf einmal ein großes, ursprüngliches Talent zu finden, welches eine formelle Durchbildung verräth, wie sie nur die Frucht langjähriger, ernstester Arbeit sein kann. Besonders bewundert haben wir die anscheinend unerschöpfliche Erfindungskraft Fräulein von Fialka's auf dem Gebiete der Ornamentik und haben uns der Anmuth gefreut, womit sie die eigentliche Illustration mit dem Ornament zu verweben weiß. Leider mußte auf unserem Bilde die ornamentale Umrahmung weggeschnitten werden. Wir hoffen Fräulein von Fialka noch öfter zu begegnen und empfehlen einstweilen ihr Talent und die wirklich ausgezeichnet schöne Publication des Breitkopf-Härtel'schen Verlages der Aufmerksamkeit des Publikums.

Das todte Mariechen. Zeichnung von Ludwig Richter. Aus dem Märchenbuche „Die schwarze Tante". (Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.)

* Eine andere Publication des ebengenannten Verlages begrüßen wir mit besonderer Freude, und der Umstand, daß dieselbe schon in vierter Auflage vorliegt, beweist, daß das Publikum diese Empfindung theilt. **„Die schwarze Tante"**, nennt sich das kleine Buch, es enthält schlicht und einfach erzählte Märchen und Geschichten für Kinder. Verhältnißmäßig schlicht, wenngleich durchaus würdig, ist verglichen mit allen den anderen hier genannten Prachtwerken, auch die Ausstattung, und doch verdient die „schwarze Tante" entschieden einen Platz in unserer Bibliographie und unsere wärmste Empfehlung. Was ihr diesen Anspruch sichert, ist die Mitarbeit Ludwig Richters, dessen unübertroffene Meisterschaft in den hier vorliegenden Illustrationen wieder einmal klar an den Tag tritt. Wie rührend ist das Bild zu der Geschichte Mariechens, die von der Pflegemutter zum Spähnen in den Wald getrieben ist: „Als man sie anderen Tages suchte, fand man sie todt, von blühenden Schneeglöckchen umgeben, die hatten sie im

Der Professor. Zeichnung von Ludwig Richter. Aus d. Märchenbuche „Die schwarze Tante". (Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.)

Tod noch zugedeckt mit ihren grünen Blättern". — Herrlich gradezu ist das Bild des schlafenden Professors, über dessen Titel in dem Anfang des Märchens die erschöpfende Erklärung ertheilt wird. „Ein Professor, liebe Kinder, ist ein Mann, zu dem große Leute in die Schule gehen, wie die Kinder zum Schulmeister; ein Mann, der sehr viel gelernt hat, so viel, daß er manchmal gar nicht weiß, was er mit all' den Sachen, die er in seinem Kopf hat, machen soll".

Schwarzhammer. Zeichnung von Paul Thumann.
„Die Alte hörte die Schwester an, ohne sich nur von ihrem Sessel zu erheben".
Aus der illustrirten Jugendzeitung „Deutsche Jugend", herausgegeben von Julius Lohmeyer. (Verlag von Alphons Dürr, Leipzig.)

* Wenn wir von der bei Alphons Dürr in Leipzig erscheinenden Zeitschrift **„Deutsche Jugend"** den Titel nennen, so sagen wir damit eigentlich schon genug. Die Vorzüge dieses Unternehmens sind ja so bekannt, und jenes selbst schon so lange

eingebürgert. Und wer es nicht kennen sollte, dem werden die Namen der beiden Leiter desselben, Julius Lohmeyer's, und des künstlerischen, Oskar Pletsch's, hinreichende Garantie dafür gewähren, daß wir nicht übertreiben, wenn wir behaupten, es ist das beste seiner Art. Auch nennen wir es hier nur, um Gelegenheit zu nehmen unsere Bibliographie mit zwei von seinen Illustrationen zu bereichern. Die eine verdanken wir dem feinen Stift Paul Thumanns, des allgemeinen Lieblings, dessen reiches Talent sich hier zwar von keiner neuen Seite, von der alten aber in liebenswürdigster Weise zeigt. Das zweite ist von Eugen Klimsch gezeichnet; zum vollen Verständniß der drolligen Situation dieser reizenden Mädchenfigürchen, bemerken wir, daß es die Illustration einer

C. Z. sc.

Schwan, kleb' an! Zeichnung von Eugen Klimsch.
Prinzessin Myrgräne sieht den komischen Zug nahen.
Aus der illustr. Jugendzeitung „Deutsche Jugend" herausgeg. von Julius Lohmeyer. (Verlag von Alphons Dürr, Leipzig.)

Falsche Liebe. Zeichnung von A. v. Ramberg.
Aus „Schönste deutsche Volkslieder" gesammelt und herausgegeben von Georg Scherer. (Verlag von Alphons Dürr, Leipzig.)

Kinderkomödie Lohmeyers bildet und den Moment darstellt, wo die Prinzessin, die nicht lachen kann, den ganzen Hofstaat ihres Vaters aneinandergeklebt gewahrt und, durch die unwiderstehliche Komik dieses Anblicks bemeistert, von ihrem entsetzlichen Leiden befreit wird. — Aus den **„Deutschen-Volksliedern"**, die von Georg Scherer in demselben Verlag herausgegeben sind — einer Sammlung, die sich durch sinnige Auswahl des schönsten, was unsere Volkspoesie hervorgebracht hat, noch mehr auszeichnet, als durch ihre würdige Ausstattung — greifen wir ein Bild A. v. Ramberg's heraus, „falsche Liebe", nennt es sich. Und das andere? Wer erkennt nicht Ludwig Richters Teckel, wer erkennt nicht in der frischen Erfindung, in der graciösen Ausführung Meister Ludwigs Hand?

Verlorene Liebesmüh. Zeichnung von Ludwig Richter.
Aus „Schönste deutsche Volkslieder" gesammelt u. herausg. v. Georg Scherer. (Verlag v. A. Dürr, Leipzig).

„Was batt mich mein Klopfen?
Du machst mir nicht auf;
Du thust mich vexiren
Und lachst mich aus.

* Wer ein Großstädter ist und dem Genuß des Flanirens — man verzeihe das Fremdwort, dessen volle Bedeutung keine Uebertragung wiedergiebt — mindestens hin und wieder ein Stündchen opfert, kennt aus den Auslagen der Kunsthändler das reizende **ABC** von P. Meyerheim und J. Trojan. Das Buch ist ein Triumph der deutschen Literatur und nur einer Vereinigung ganz besonders glücklicher Zufälle durften wir seine Entstehung verdanken. Noch nie hat ein solcher Künstler und ein solcher Dichter sich zur Herstellung eines Kinderbuches verbunden. Und der Verleger, Georg

Stilke in Berlin, hat das Buch in einer Weise ausgestattet, die solcher Mitarbeiter würdig ist. Wir bedauern, bei unserer Illustrationsprobe nicht den Farbendruck an

Der Buchstabe Z. Zeichnung von Paul Meyerheim.
Aus „Abc" gezeichnet von P. Meyerheim. Text von J. Trojan. (Verlag von Georg Stilke, Berlin.)

wenden zu können, um zu beweisen, was die Holzschnitttechnik in diesem Erzeugniß des Ateliers von Käseberg und Oertel in Leipzig der Vorlage gerecht geworden ist. So können wir unseren Lesern nur die einfache Zeichnung Meyerheims vorführen und müssen auf die getreue Wiedergabe seines Aquarells verzichten. Wer die geniale Feder des Meisters bewundert, der vergesse auch nicht, der reichen Phantasie desselben seinen Respect zu bezeugen, welche hier eine solche Ueberfülle von Gestalten, deren Bezeichnung mit Z anfängt, zusammen gruppirt, daß selbst ein Verskünstler, wie Trojan, sie nicht alle in acht Zeilen unterzubringen vermag.

Auf zartem Grase das **Zebu** ruht,
Da kam der **Zauberer** im **Zuckerhut**:
Und plötzlich auf seiner einen Hand
Ein **Zouave** mit **Zang** und **Zirkel** stand
In der andern — denkt nicht, ich lüge! —
Hielt einen **Zopf** er und eine **Ziege**
Mit einem **Zweig**, und es saß — paßt auf! —
Ein **Zaunkönig** und ein **Zeisig** drauf.

Der Rattenfänger von Hameln.
Zeichnung von Hanna Böhm. Aus „Dunkle Bilder“ von Hanna Böhm. (Verlag von Alexander Duncker, Berlin.)

* Die Kunst des Silhouettirens wird jetzt eifrig gepflegt, und man kann mit diesem Eifer nur zufrieden sein. Denn die Beschäftigung damit verlangt die Ausbildung eines scharfen Blicks für die Contour und Sinn für Grazie. Unter den vielen Unberufenen, die sich mit „schwarzer Kunst“ befassen, ist Hanna Böhm eine glänzende Ausnahme; ihre Blätter erinnern durch mannigfache Vorzüge, vor Allem durch ebenso sinnige wie geschmackvolle Verwendung des Blattornaments an die besten Vorbilder. Im Verlage von A. Duncker in Berlin ist unter den Titel **„Dunkle Bilder“** in gefälliger Ausstattung eine Sammlung von 24 ihrer Compositionen erschienen — allesammt Illustrationen von Dichtwerken. Wir greifen das Bild zu dem Liede aus J. Wolf's „Rattenfänger“ heraus:

„An meiner Thüre du blühender Zweig
Frühe beim Morgenrothe,
Bist mir ein lieblicher Fingerzeig,
Sehnender Freundin Bote“.

Das Blatt — und es ist noch nicht einmal eins von den besten — ist vortrefflich, treu und lebendig im Ausdruck, wahr in Erfindung und Ausführung. Wir glauben der hübschen Sammlung keine bessere Empfehlung mitgeben zu können als diese Probe

* Unter den Prachtwerken, die sich die Beschreibung von Land und Leute zur Aufgabe gesetzt haben, ist das bei J. Engelhorn in Stuttgart erscheinende **„Italien“**

Eingang zum Ghetto. Zeichnung von Gustav Closs. Aus dem Prachtwerke „Italien“. (Verlag von J. Engelhorn, Stuttgart).

eines der ältesten und auch der besten. Mehrere Auflagen sind schon nöthig geworden, was beweist, daß die Verdienste dieses Buches gebührende Anerkennung gefunden haben.

Es hat sich aber auch kaum eines von vornherein durch die Namen seiner Mitarbeiter, die unwillkürlich Achtung abnöthigen, so gut eingeführt, wie dieses. Karl Stieler, Ed. Paulus, W. Kaden, als Verfasser des Textes, haben bei diesem Werke ihren

König Carl I. von England auf der Jagd.
Kupferstich von Strange nach dem Gemälde van Dyck's im Louvre. Aus „Geschichte der Revolution in England" von Dr. Alfred Stern („Allg. Gesch. in Einzeldarstellungen" herausgegeben von Oncken. 28. Abth.)
(Verlag von G. Grote, Berlin.)

alten Ruf bestätigt. Die Illustration ist ganz herrlich — Italien ist nun einmal das Land, dessen Darstellung den deutschen Maler ewig lockt. Und die berufenen Meister, die sich der ebenso schwierigen, als reizvollen Aufgabe unterzogen haben, jene so oft verherrlichten Reize neu darzustellen, haben sich derselben mit wirklich bewunderns-werthem Geschick entledigt. Unter ihrem Griffel sind die unsäglich oft geschilderten Gegenstände völlig frisch geworden. Wem es nicht so gut geworden ist, einmal das vielbesungene, vielgemalte Land zu sehen, dahin es jeden Deutschen der Tradition nach zaubermächtig ziehen soll, wer keine Aussicht darauf hat, es jemals zu sehen; dem bietet das Engelhorn'sche Prachtwerk zwar keinen Ersatz — aber doch einen Abglanz jener unvergänglichen Herrlichkeiten. — Das Buch ist, wie gesagt, innerlich und äußerlich vollkommen. Die Illustration, die wir zur Ansicht vorlegen, den Eingang in's Ghetto darstellend, rührt von Georg Closs her. Sie ist zugleich ein Beweis der wundervollen xylographischen Ausführung, welche die Zeichnungen in dem Atelier von A. Closs gefunden haben. Papier, Druck und Einband wetteifern mit einander in Eleganz und Gediegenheit.

* Wir haben schon des Oefteren Gelegenheit gehabt, unsere Leser auf das verdienstliche Sammelwerk Onckens **„Allg. Geschichte in Einzeldarstellungen"** (G. Grote, Berlin) hinzuweisen. Heute sind wir in der Lage, auch eine Probe der Ausstattung geben zu können. Dieselbe ist reich und gediegen, wie man sie bei wirklich wissenschaftlichen Geschichtswerken, gleich diesem, leider fast nie findet. Wir entnehmen das Bild dem soeben erscheinenden ersten Bande der **„Geschichte der Revolution in England"** von Dr. Alfred Stern (28. Abtheilung des ganzen Werkes). Eine Reihe Portraits, ausgezeichnete Reproductionen nach Stichen der Bilder von van Dyck, Lely, und wie die Meister der damaligen Zeit alle heißen — Facsimiles und Karten statten den Band auf das Würdigste aus. Das von uns abgedruckte Portrait Karls I. ist eine Nachbildung des Strange'schen Kupferstichs nach dem Gemälde van Dyck's im Louvre. In dem Verfasser hat das Thema der englischen Revolution — und es giebt kaum ein interessanteres in der neuen Geschichte — einen Bearbeiter gefunden, der es verdient, seinen Namen neben dem des unvergeßlichen Dahlmann genannt zu sehen. — Dieses große Werk hat den Anspruch auf unsere wärmste Theilnahme: so gefällig geschriebene, allgemein verständliche und dabei doch gründliche Historien thun uns noth, um das Publikum, von dem viel zu einseitig gepflegten Interesse für die Naturwissenschaften auf das hinzuwenden, was unter allem Wechsel das einzig Bleibende und ewig Frische ist: die Geschichte des Menschen.

---

* **„Deutsche Hausmusik mit Bildern"** heißt eine Publication des Verlages von E. Schlömp in Leipzig, die insofern, als hier zum ersten Male auch auf Musikalien das Princip der Prachtwerke angewendet wird, bis jetzt — höchstens die schöne Hallberger'sche Ausgabe der „Müllerlieder" ausgenommen — ganz einzigartig ist, aber jedenfalls, da diese Idee eine wirklich sympathische ist, bald reichliche Nachfolge finden wird. Bis jetzt ist ein Band erschienen: „Ausgewählte Lieder von Bach bis auf die Gegenwart". Carl Reinecke, also eine Autorität ersten Ranges, hat die sechszehn Lieder ausgewählt, bei der Illustrirung (eine Vignette über jedem Stück und außerdem reich wechselnde Leisten) sind unsere geschätztesten Zeichner thätig gewesen und haben dem Werke viele anmuthige, sogar einige herrliche Worte zur Aussteuer mitgegeben. Die Ausführung in Lichtdruck durch Naumann & Schröder in Leipzig ist tadellos, die Herstellung des Bandes, der aus der Breitkopf-Härtel'schen Officin in Leipzig hervorgegangen ist, verdient sowohl bezüglich des Papiers, wie des Notendrucks das höchste Lob. Ein eigenthümlicher Schmuck ist der Einband, der eine Elfenbein-Intarsia imitirt. Dem Vernehmen nach bereitet die Verlagshandlung noch zwei weitere Bände vor. Das Werk wird jedenfalls in den Kreisen, wo Liebe zur Musik sich mit einigem Wohlstande vereinigt, vielen Anklang finden.

* In demselben Verlage sind **„Kaffeeklecksbilder"** erschienen, humoristische Zeichnungen von Kaulbach, Muhr und Echter, von W. Frisch in Leipzig nach den Originalen in der Nationalgalerie in Lichtdruck wiedergegeben. Ueber die Entstehung der originellen Sammlung theilt ein Vorwort mit, daß Kaulbach und seine beiden genannten Schüler zur Zeit, als sie die Fresken im Museum ausführten, bei dem damaligen Director des Museums, Olfers, Kaffee zu trinken pflegten. Zum Dank dafür hatten sie sich verpflichtet, das Album ihres Wirthes mit Zeichnungen zu schmücken. Da es aber bei diesen Zusammenkünften häufig an Zeichenmaterial gefehlt, hätten sie den Kaffee als Pigment benutzt und wären endlich auf den Einfall gerathen, einige Tropfen davon blind auf das Papier zu schütten und in oder um diese Kleckse eine Skizze zu zeichnen. Drollig und phantastisch wie dieser Einfall, sind auch die Skizzen, und dieses Album ist ein ziemlich merkwürdiges Denkmal übermüthigen Künstlerhumors. Jene Publication des Schlömp'schen Verlages ist wohl geeignet, Einem jene Künstler menschlich näher zu rücken, und wird jedenfalls bei allen Denen, die das Berlin der fünfziger Jahre und besonders sein intimeres Kunstleben kennen, reges Interesse erwecken. — Den Umschlag der Sammlung ziert eine hübsche Zeichnung, lästig ist nur, daß die Blätter sparsamer Weise auf beiden Seiten beklebt sind.

* Die **Hand- und Schulausgabe** des **encyklopädischen französisch-deutschen** und **deutsch-französischen Wörterbuchs** von **Sachs und Villatte** (herausgegeben von Professor Karl Sachs, Berlin, Langenscheidt'sche Verlagshandlung) liegt gegenwärtig schon in vierter Auflage vor. Ein Beweis, daß die Vorzüge des Buches, die Vollständigkeit desselben und das beim Druck angewandte System sich nicht nur eines ungetheilten Beifalls der Kritik zu erfreuen hatten, sondern daß dieselben sich auch praktisch bewährt haben. — Das ist eine sehr erfreuliche Wahrnehmung, denn das „Encyklopädische Wörterbuch" ist ein Besitz, auf den die deutsche Literatur mit Recht stolz ist, ein Riesenwerk, wie es keine andere aufzuweisen hat. Für Jeden, der sich mit dem Studium französischer Sprache oder Literatur eingehender beschäftigt, ist die große Ausgabe geradezu unentbehrlich. Für geringere Ansprüche, wie sie die Schule oder der tägliche Gebrauch des Laien stellt, genügt die kleinere vollkommen, ja dieselbe ist immer noch weit vollständiger in dem, was den Wortsatz anbelangt, als manches jener „großen" Wörterbücher, die bis vor wenigen Jahren dem Deutschen einen so kläglichen Inhalt geboten haben. Die vierte Auflage, die auf Grund des Sander'schen Wörterbuches und der neuesten Auflage (von 1878) des Dictionnaire de l'Académie revidirt worden ist, bietet den Wortschatz des täglichen Lebens und schließt von dem Inhalt der encyklopädischen Ausgabe nur die rein technischen, seltenen wissenschaftlichen und ungebräuchlichen Wörter aus. Da sie jedoch, wie aus den oben angeführten Quellen hervorgeht, den Wortschatz der Schriftsprache so vollkommen enthält, als dies eben bei Wörterbüchern lebender Sprachen, in denen ein stetes Fließen, Verschwinden und Auftauchen herrscht, möglich ist, so läßt sie Denjenigen, der sich auf die Ausdrücke der Schriftsprache beschränkt, niemals im Stich. Ein unerreichter Vorzug des Buches ist die genaue und ganz ausnahmslos durchgeführte Bezeichnung der Aussprache nach dem Toussaint-Langenscheidt'schen System, das bekanntlich in diesem Genre das vollkommenste ist und, so weit dies überhaupt möglich, die Erlernung der Aussprache auch ohne mündliche Ueberlieferung sehr zweckmäßig erstrebt. Von Werth sind auch die grammatikalischen Beilagen des Buches. — Blättert man in diesem Lexikon, so ist man vor Allem erstaunt über die ans Fabelhafte streifende typographische Leistung: Man kann sich keine Vorstellung machen, wie ein so complicirter Druck eines Werkes von solchem Umfange fehlerlos zu Stande gebracht werden konnte. Die Druckkosten müssen Hunderttausende verschlungen haben.

* Mit anerkennenswerther Rührigkeit werden gegenwärtig die neuesten Fortschritte der Lichtdrucktechnik dazu benutzt, die Hinterlassenschaft der alten Meister an Handzeichnungen, Radierungen, Holzschnitten und Stichen, in Facsimiledrucken zu verbreiten.

So sind gegenwärtig bei Max Kellerer in München **„Rembrandts sämmtliche Radierungen“** nach den Originalen des Münchener Cabinets erschienen (70 Lieferungen à 4 Mark). J. B. Obernetter in München hat die Lichtdrucke hergestellt. Sein Atelier erfreut sich eines festgegründeten Ansehens auf jenem Gebiete; allein dieses jüngste Erzeugniß desselben stellt einen entschiedenen Fortschritt dar. Eine so treue Reproduction des Originals, die nicht nur jeden Strich der Radiernadel, sondern auch ganz genau die Größe des Blattes, die alterthümliche Farbe des Papiers und jede kleine Spur von den Unbilden der Zeit wiedergiebt, ist bisher mit dieser Technik noch nicht erreicht worden. Die Blätter machen vollständig den Eindruck von Originalien Hans E. v. Berlepsch hat den Text zu der Ausgabe geschrieben. Derselbe besteht aus einem kurzen Vorwort nebst Lebensbild des Meisters und aus gedrängten Notizen über jedes Blatt, enthaltend eine Beschreibung und Angaben über die Geschichte desselben, endlich die Bezeichnung der Stellen, wo es in den Handbüchern zu finden ist. — Diese unvergleichlich schöne Ausgabe braucht der Theilnahme der Kunstkenner nicht erst empfohlen zu werden, denn sie darf auf den wärmsten Beifall derselben von vornherein sicher rechnen. Allein auch die weiteren Kreise des kunstliebenden Publicums sollten ihre Aufmerksamkeit einer Publication zuwenden, die wegen ihrer tadellosen Ausführung wohl als ein Triumph der modernen Technik bezeichnet werden darf, und welche, indem sie wirklich vollkommen schöne Kunstwerke popularisirt, eine stete Quelle edelsten Genusses ist. Der Preis ist im Vergleich zu den Herstellungskosten und der vornehmen Schönheit der Ausstattung einerseits, anderseits zu den Preisen von Originalabdrücken (die in guten Exemplaren ja kaum mehr in den Handel kommen) ein äußerst geringer. „Echte“ Werke alter Meister heutzutage noch sammeln zu wollen, ist überhaupt eine Thorheit: man unterstützt damit nur die Fälschung und entzieht der modernen Kunst oder Technik die Förderung, die derselben zukommt.

Emil Naumann, illustrirte Musikgeschichte. Die Entwicklung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart. Mit vielen Holzschnitten, Tafeln und Musikbeilagen. Lexicon-Format. 6. Lieferung oder S. 105—128. Stuttgart 1880, W. Spemann.

Dieses neueste Heft des verdienstvollen Werkes bringt den Schluß des Capitels über die Musik der Jamelits, sowie den Anfang des größeren Abschnittes: „Die Musik in Hellas und Rom“, welcher wiederum mit der Darstellung der „Musik bei den Griechen“ beginnt. Der Verfasser sagt in den einleitenden Worten dieser Abschnitte: Ein Volk (die Griechen), dessen beide größte Philosophen in ernsten Abhandlungen und Gesprächen über den Staat der Musik eine der wichtigsten Stellungen bei der Erziehung einräumten und die Einführung einer neuen, verweichlichenden Tonart für staatsgefährlich und für ein nationales Unglück erklärten, ein Volk endlich, bei dessen Nationalfesten Homer's Gesänge öffentlich vorgetragen wurden und das durch alle seine Stände hindurch fähig war, den Tragödien eines Aeschylos und Sophokles mit wirklichem Verständniß und Genuß zu folgen, ist uns in der Gegenwart kaum mehr denkbar. Ein solches Volk mußte in Ausnahmezuständen leben, wie sie in der Weltgeschichte vielleicht überhaupt nur ein einziges Mal möglich werden konnten. Die Aufgabe des Verfassers in diesem Abschnitte besteht sonach darin, die Entwicklung der Musik dieses wunderbaren Volkes von seinen frühesten Anfängen bis zu seiner höchsten Ausbildung darzustellen, und er ist seiner Aufgabe gerecht geworden. — Wie in den früheren Heften, kommen auch hier viele bildliche Darstellungen dem Verständniß des Lesers entgegen.

August Hartmann, Volksschauspiele. In Bayern und Oesterreich-Ungarn gesammelt. Mit vielen Melodien nach dem Volksmund aufgezeichnet von Hyacinth Abele. Lexikon-Format. XVI und 608 S. Leipzig 1880, Breitkopf und Härtel.

Der eng bemessene Raum und die Zwecke dieser Bibliographie gestatten eine auch nur annähernd eingehende Würdigung dieses bedeutenden und aus sorgfältigsten

Studien hervorgegangenen Werkes leider nicht. Es mögen daher nur einige Andeutungen über den Inhalt der Sammlung hier ihre Stelle finden. Es handelt sich hier weder um Volksstücke unserer städtischen Bühnen, noch auch, wenigstens zunächst, um das sogenannte Bauerntheater in Oberbayern und Tirol. Jene Volksstücke haben das Volksleben zum Gegenstand, sind aber auf ein Stadtpublikum berechnet. Das „Bauerntheater" bildet schon selbst eine interessante Erscheinung des ländlichen Volkslebens. Die Spieler sind Leute aus dem Volk, ebenso das häuptsächlich in Aussicht genommene Publikum. Hingegen die Stücke werden oft der Stadt entlehnt, und die in Manchem eigenthümliche Bühne sucht es doch der städtischen nachzuthun, soweit die Mittel reichen. Verschieden vom Spielvorrath auch dieser Dorfbühnen ist eine dritte Gruppe höchst anspruchsloser kleiner Komödien, die man auf dem Lande und in Landstädten, ausnahmsweise wohl auch in der Vorstadt eines Weltortes antrifft. Sie gehen meist nicht einmal auf einer Bühne vor sich, sondern werden durch eine umherziehende ländliche Dilettantenschaar, wohl in Costümen, aber ohne Decorationen in einer beliebigen Stube oder unter freiem Himmel aufgeführt. Dies, wie manches Andere in der Spielsitte, erinnert mehr an das altdeutsche, wie an das moderne Drama. Der Text solcher wahrer Volksschauspiele fließt theils aus mündlicher Ueberlieferung, theils aus Handschriften, welche, immer auf's Neue abgeschrieben, oft schon sehr lange im Volke sich fortgepflanzt haben. Die Dichter sind meistens nur bei Stücken bekannt, deren Abfassung in verhältnißmäßig jüngere Zeit fällt. Sie waren entweder ganz einfache, unstudirte Leute oder lebten wenigstens im Volk, liebten es und waren mit seinem Denken und Fühlen auf's Innigste vertraut. Die älteren Stücke verrathen mehr gelehrte, aber ebenfalls volksfreundlich gesinnte Verfasser. Die Spiele knüpfen sich fast sämmtlich an Festzeiten des Jahres. Fünfzig derselben bietet die Sammlung aus Bayern, Salzburg, Tirol und Ungarn, viele davon von köstlicher Naivetät. Auch die beigebrachten Melodien sind vielfach von ursprünglicher Frische und erfreulicher Einfalt. Das beigegebene sprachliche Glossar leistet die besten Dienste. Die Ausstattung des Bandes ist einfach, musterhaft — sie steht auf der Höhe der Leistungen der Verlagsfirma.

Feine Küche. Anweisung zur Bereitung der vorzüglichsten Gerichte für die Gesellschaftstafel. Enthält 1003 Recepte und 156 Abbildungen auf 12 Tafeln. 8. 292 S. mit 12 lithographirten Tafeln. Hannover 1880, Klindworth.

Nachdem das vor etwa einem Jahre erschienene Buch: „Das Menu, von Ernst von Malortie" überall auf's Günstigste beurtheilt wurde, gelangten an den Verfasser, den Oberhofmarschall von Malortie, von vielen Seiten Aufforderungen, um auch eine „Anweisung zur Herstellung der für die feine Tafel empfehlenswerthen Gerichte" herauszugeben. Derselbe entsprach diesen Aufforderungen durch die Herausgabe des jetzt unter dem Titel: „Feine Küche" erschienenen Buches, welches alle Recepte zur Herstellung einer exquisiten Tafel enthält, somit eines Buches, welches für herrschaftliche Häuser und elegante Restaurants unentbehrlich ist. Die Benennung der Speisen ist französisch, so daß nach diesem Buche schon ein Menu correct aufgestellt werden kann. Die Bereitung der Speisen aber ist in deutscher Sprache, und zwar auf die deutlichste und einfachste Weise vorgeschrieben und dürfte sich des allgemeinsten Beifalls und Verständnisses erfreuen. Sowohl die verschiedenen Ingredienzen, als auch Maße und Gewichte sind genau präcisirt; die Recepte oder Anweisungen für die Herstellung eines Diners von 12 bis 15 Personen berechnet, wo noch die Modificationen für ein Mehr oder Weniger leicht zu ermitteln sind. Die Ausstattung des Buches ist geschmackvoll. Der großen Anzahl Recepte sind 156 Abbildungen beigefügt, welche dem Buche noch ganz besonderen Werth verleihen.

Margaret Lonsdale, Schwester Dora. Autorisirte und von der Verfasserin revidirte Ausgabe von Auguste Daniel. 8. VI und 249 S. Gotha 188, F. A. Perthes. Gebunden.

Dieses mit Wärme in England aufgenommene Lebensbild (es erschienen in Jahresfrist 13 Auflagen) wird auch im deutschen Gewande seine Wirkung nicht verfehlen. Dorothea Pattison („Schwester Dora") war eine wahrhaft große Krankenpflegerin. Unser Buch wird diesem ungewöhnlichen Charakter und seinen ungewöhnlichen Thaten durch die Treue und den Geist seiner Schilderung, die auch in aller bewundernden Liebe das kritische Urtheil nicht vergißt, überall gerecht. Es verfolgt in elf Capiteln das merkwürdige und anziehende Leben von ihrer Geburt 1832 durch die Stationen ihres Wirkens in Woolston, Chatham, Walsall und Lichfield bis zu ihrem schmerzenreichen Lebensschluß 1878. Eine unverwüstliche Frische, ein stets gleiches Kraftgefühl, die seltenste Gabe zugleich der leiblichen Krankenpflege und geschicktesten Seelsorge und über dem allem die Liebe, welche die Spuren der Selbstverleugnung verwischt hat, so daß auch die härteste Arbeit wie lauter Lust und Freude erscheint, — dies sind Züge zu dem Bilde, das man in der That ein Vorbild nennen kann.

Altenglisches Theater. Herausgegeben von Robert Prölß. 2 Bände 8. 456 und 273 S. Leipzig 1880, Bibliographisches Institut.

Es ist ein verdienstliches Unternehmen, neben Shakespeare auch auf die Gruppe seiner bedeutenden Zeitgenossen hinzuweisen, aus denen er allerdings als der größte und gewaltigste hervorragt. Tieck, Baudissin und Bodenstedt haben bereits durch Uebersetzungen einer Anzahl dramatischer Stücke jene Zeitgenossen in den Kreis der deutschen Literatur eingeführt. Das vorliegende Altenglische Theater führt diese Aufgabe in vorzüglicher Weise noch weiter aus. Die zwei geschmackvoll ausgestatteten Bände enthalten: Kyds „Spanische Tragödie", übersetzt von Koppel; Marlowes „Eduard II.", Websters „Vittoria Accorombona", Fords „Perkin Warbeck" und Massingers „Großherzog von Florenz", die letzten vier Dramen in gewandter Uebersetzung von R. Prölß. Den Schluß der Sammlung bildet Massingers „Herzog von Florenz", ein Lustspiel, äußerlich durch seinen feinen Ton dem modernen Conversationsstück ähnlich seinem innern Wesen nach aber nur eine lustige Farce, die sich ganz gut liest und bei gehöriger Einrichtung auch auf unserer Bühne noch gefallen könnte. — Die kurze Inhaltsübersicht wird genügen, über die Mannigfaltigkeit des Inhalts der Sammlung zu orientiren. Die beiden Bände schließen sich in Format und Ausstattung der im Bibliographischen Institut früher erschienenen Shakespeare-Ausgabe an und werden besonders den Besitzern der Letzteren sowie überhaupt jeder andern Shakespeare-Ausgabe eine willkommene Gabe sein.

Samuel Smiles, Selbst ist der Mann. Charakterskizzen und Lebensbilder. Dritte sorgfältig durchgesehene Auflage von Smiles „Hilf dir selbst". Von dem Verfasser autorisirte Uebersetzung. 8. VI und 478 S. Colberg 1881, C. F. Post.

In diesem Buche, das in seiner Heimath mit dem größten Beifall aufgenommen worden ist, wird der deutschen Jugend eine Bildungsschrift dargeboten, die es sich zur besonderen Aufgabe stellt, das ethische Element im Leben des Einzelnen, wie in dem eines ganzen Volkes als das erstrebenswertheste und höchste Ziel allen menschlichen Ringens und Wirkens hinzustellen, ein Volksbuch im besten Sinne. Eindringlich schildert dasselbe in geschmackvoller und interessanter Darstellung bewährte Charaktere und das Wirken von Männern, die oft unter den schwierigsten Verhältnissen und unter harten Kämpfen durch eigene Kraft und Beharrlichkeit sich auf allen Gebieten des Wissens, der Kunst und der Industrie in solchem Grade auszeichneten, daß sie Mehrer und Förderer der Volkswohlfahrt für alle Zeiten wurden. Die Schilderungen sind Bilder aus dem Leben von Helden der Arbeit; sie charakterisiren in trefflicher Weise und schöner Form, wie durch Selbstbeherrschung und edles Streben wahres Glück gefunden wird; sie mahnen zur Selbstthätigkeit und zur Ausdauer, die allein im Stande sind, Großes zu leisten und die eigentliche Lebensaufgabe zu erfüllen, sich der Welt und seinen Mitmenschen nützlich zu machen. Die Uebersetzung ist fließend.

P. P. G. Ben Sirach Militans. Abgebrochene Sätze für A-B-C-Kinder aus dem Orient gesammelt. 8. 200 S. Stuttgart, 1880, J. B. Metzler'sche Buchhandlg.

Der Autor greift mit streitkräftiger Hand mitten in die, die Denker der Gegenwart beschäftigenden Fragen. Auf der einen Seite wendet er sich gegen den Aberglauben (religiösen und politischen), auf der anderen ebenso schroff gegen den Unglauben, wobei er Personen und Ereignisse der Gegenwart wie absichtslos und in oft amüsanter Weise hineinbringt. Ganz „militans“ wird er aber erst in dem Schlußstücke seiner Schrift, dem „Traum des Rabbi Phineas“, in welchem die „neue orientalische Frage“ ventilirt wird. — In diesem Stücke kämpft der Autor pro domo; der Stil ist entschieden originell und markig und trotz der wissenschaftlichen Forschung, die sich darin unverkennbar zeigt, allgemein verständlich. — Das Ganze ist von gesundem Humor durchweht, so daß man weniger eine Streitschrift als eine Humoreske zu lesen glaubt.

Raphael-Werk. Herausgegeben von A. Gutbier, mit Text von W. Lübke. Dresden 1880. 4.

Die Hof-Kunsthandlung E. Arnold in Dresden, (A. Gutbier) veranstaltete im vorjährigen Sommer zu Dresden eine Raphael-Ausstellung, in welche neben Original-Gemälden und Zeichnungen des großen Meisters aus Urbino alle zur Verfügung stehenden Nachbildungen (Kupferstiche und Photographien) nach seinen Werken aufgenommen wurden, so daß man leicht einen Ueberblick über die staunenswerth reiche Thätigkeit desselben gewinnen konnte. Erstaunlich ist es immerhin, daß ein Mann, dem der unerbittliche Tod im schönsten Alter, da er kaum das dreiunddreißigste Lebensjahr erreicht hatte, Ruhe gebot, nicht allein so Vieles schaffen konnte, sondern auch in einer Form, die nie veraltet, so daß man seine Kunstsprache noch heutigen Tages, so sehr auch die materialistische Richtung sich vordrängt, versteht und als die classische anerkennt. Eine Ausstellung ist aber immer nur eine ephemere Erscheinung, und der Wunsch ganz natürlich, durch irgend ein Mittel sie irgendwie festzuhalten und den Genuß, den sie geboten, zu verlängern, ihr erziehendes Moment in die Familie hineinzutragen. Diesem natürlichen und berechtigten Wunsche soll das oben genannte Werk entgegenkommen. Die Originalgemälde und Handzeichnungen Raphael's sind in der Welt zerstreut, die Kupferstiche, die nach seinen Compositionen ausgeführt wurden, nur schwer, oft mit großen Geldopfern zusammenzubringen. Nicht jeder Kunstfreund verfügt über Mittel, um die besten Stiche sammeln zu können, und selbst die bereits vorhandenen Photographien sind so ungleich in Größe und Schönheit, daß sie nicht recht handlich sind und oft das Urtheil mehr verwirren als klären. Wie übrigens Photographien sich mit der Zeit ändern, oft nichts als verblaßte Spuren eines Bildes hinterlassen, weiß jeder Sammler. Diesem Uebelstande dürfte jetzt der Lichtdruck, der nicht auf chemischem Wege, sondern vermittelst Druckerschwärze sich dem Papier mittheilt, abgeholfen haben. Dieses Verfahren ist denn auch bei diesem Werke angewandt und die Bilder aus der bewährten Anstalt von M. Rommel in Stuttgart lassen nichts zu wünschen übrig. Der Inhalt des Werkes, der auf 190 Tafeln berechnet ist, wird alle vollendeten Arbeiten des Künstlers umfassen, also seine Cabinetsbilder, Altarwerke und Fresken, mit Ausschluß der Zeichnungen, welche eigentlich vorbereitende Arbeiten sind und mehr den Fachmann oder Specialforscher interessiren. Wenn diese Tafeln chronologisch neben einander gestellt sind und man sie unter einander vergleichen kann, so wird auch dem Laienauge der Umstand nicht entgehen, daß selbst ein Genius wie Raphael eine Zeit der Schule, des Ringens und Strebens durchzumachen hatte, bis das Genie den adäquaten Ausdruck, die vollendete Form für seine Ideen fand. Um diesen höchst instructiven Umstand würdigen und damit das Kunstgefühl bilden und vervollkommnen zu können, ist ein Führer bei einem solchen Werke unentbehrlich, welcher mit dem belehrenden Worte, mit Thatsachen der Kunstgeschichte den Blick und den Sinn leitet und auf das Wichtigste aufmerksam macht. Der Herausgeber hat für diese Führerschaft

eine bewährte Kraft an Professor W. Lübke gewonnen Wir begrüßen darum freudig das Werk und sind überzeugt, daß es sich des allgemeinsten Zuspruchs erfreuen wird, um so mehr, als für das in gediegenster Form Gebotene ein sehr mäßiger Preis verlangt wird. Wer Wahres, Gutes und Schönes zugleich in einem für das Höchste schlagenden Herzen schenken will, dessen Blicke wollen wir auf das „Raphael-Werk" gewendet haben.

P. K. Rosegger's ausgewählte Schriften. Erscheint in 60 zehntägigen Lieferungen. Wien, Pest und Leipzig, Hartleben. à Lieferung *M.* —.50

P. K. Rosegger ist der Dichter des Volkslebens in den Alpen. Weder an Erfolgen, noch an künstlerischer Bedeutung und an Tiefe kommt ihm auf diesem Gebiete keiner der Zeitgenossen gleich. Selbst ein Kind des Volkes, dessen Schilderung P. K. Rosegger seine Feder widmet, weiß unser Dichter seine Erzählungen, Novellen und Romane aus dem Bauernthum und Waldleben der Alpen voller Naturtreue und poetisch vertieft zu gestalten, und trotz des beengten Stoffkreises birgt jede einzelne derselben doch einen eigenartigen Charakterzug, der aus dem Leben des Volkes heraus gedichtet ist. Reiche Formengewandtheit und Mannigfaltigkeit, tiefes Gemüth und echter Humor, sowie eine ursprüngliche Weltanschauung und sittliche Kraft verrathen die Schriften P. K. Rosegger's, welche in ihrer vorliegenden Ausgabe einer freundlichen Aufnahme empfohlen seien.

An die Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Bleichrodt, Reinhold, Hermannfried, der letzte König der Thüringer. Eine Tragödie in 5 Acten. Berlin 1881, A. Haack.

Bohdanowicz, S. von, J. I. von Kraszewski in seinem Wirken und seinen Werken. Eine biographisch-kritische Skizze. Dresden, Heinrich Morchel.

Böhtlingk, Dr. Arthur, Napoleon Bonaparte. Seine Jugend und sein Emporkommen. 2. Band. Vom 13. Vendémiaire bis zum 18. Brumaire (5. October 1795 bis 9. November 1799) Jena 1880, Ed. Frommann.

Bruch, Carl, Die Tragödien des Aeschylos. In den Versmassen der Urschrift ins Deutsche übersetzt. Breslau 1881, E. Morgenstern.

Die **deutsch-evangelischen Mittelschulen** in Siebenbürgen und die denselben drohende Gefahr. Eine Rechts- und Culturfrage. Leipzig 1880, Otto Wigand.

Duncker, Dr. Albert, Friedrich Rückert als Professor am Gymnasium zu Hanau und sein Director Johannes Schulze. 2. vollst. umgearb. Aufl. Wiesbaden 1880, Julius Niedner.

Düntzer, H., Schiller's Leben. Mit authentischen Illustrationen: 46 Holzschnitte und 5 Beilagen (facsimilirte Autographien). Leipzig 1881, Fues's Verlag.

Elster, Dr. Ludwig, Die Lebensversicherung in Deutschland. Ihre volkswirthschaftliche Bedeutung und die Nothwendigkeit ihrer gesetzlichen Regelung. Jena 1880, Gustav Mauke.

Freybe, Dr. Albert. Weihnachten in deutscher Dichtung. Leipzig 1881, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Germanische Jugend-Zeitung; Illustrirte Wochenschrift für Jugend und Haus. Heft 1. Danzig, Expedition der German. Jugd.-Ztg.

Gerold, Rosa v., Eine Herbstfahrt nach Spanien. Den Reisegefährten zur Erinnerung. 2. Aufl. Wien 1881, Carl Gerold's Sohn.

Geschichtslexicon. Tagebuch der Geschichte und Biographie. Supplement zu Meyer's Conversations-Lexicon. 2. Heft. Berlin und Leipzig 1881, August Bolm's Verlag.

Gessler, Friedrich. Dieter und Walheide. Eine Geschichte aus alter Zeit. Lahr 1881. Moritz Schauenburg.

Goethe, Faust. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. I. Schröer. Erster Theil. Heilbronn 1881, Gebrüder Henninger.

Groller, Balduin, Junges Blut. Geschichten. Leipzig 1880, Ed. Wartig's Verlag.

Haushaltsbuch 1881, Ausgabe A und B. Hannover, Klindworth's Verlag.

Holleben, Capitain-Lieutenant von, Deutsches Flottenbuch oder das neue illustrirte Seemannsbuch. Fahrten und Abenteuer zur See in Krieg und Frieden. Das Wissenswürdigste aus der Schifffahrtskunde sowie aus dem Seeleben. 5. umgearb. Auflage. Mit 115 Text-Abbildungen, vier Tonbildern, einer Flaggenkarte und einem Titelbilde. Leipzig u. Berlin 1881, Otto Spamer.

Jahres-Bericht der Lese- und Redehalle an der k. k. technischen Hochschule zu Wien. VIII. Vereinsjahr 1879/80. Wien 1880.

Kalisch, Ludwig, Pariser Leben. Bilder und Skizzen. Mainz 1880, Victor v. Zabern.

Klokow, Ida, Die Frau in der Geschichte. Leben und Charakter der Frauen aller Zeiten, sowie deren Einfluss auf die Culturgeschichte des Menschengeschlechts. Mitgabe für Frauen und Töchter der gebildeten Stände. Mit 75 Text-Abbildungen und einem Titelbilde. Leipzig u. Berlin 1881, Otto Spamer.

Langenstein, Franz und C. Michael, Wie man's treibt, so geht's. Drei Erzählungen aus dem wirklichen Leben. Mit Kopfleisten, Initialen u. einem Titelbilde. Leipzig und Berlin 1881, Otto Spamer.

Löwenberg, I., Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen im Alterthum u. Mittelalter bis zu Magellan's erster Erdumsegelung. Mit über 100 Text-Abbildungen und Karten, einem Titelbilde und 5 grösseren Karten. Leipzig und Berlin 1881, Otto Spamer.

Maaneshers, Eugen von, Studien über das Glück in der Ehe. München, Caesar Fritsch.

Maurer, Ch. F., Marksteine im Leben der Völker. Gymnasial- und öffentliche Vorträge. Leipzig 1881, Eduard Kummer.

Naumann, Emil, Illustrirte Musikgeschichte. Die Entwickelung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart. Liefg. 6. Stuttgart 1880, W. Spemann.

Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. 2. Lieferung. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Otto, Franz, Hilf Dir selbst! Lebensbilder durch Selbsthilfe und Thatkraft emporgekommener Männer: Gelehrte und Forscher, Erfinder, Techniker und Werkleute. 2. verm. u. verb. Aufl. Mit 65 Text-Abbildungen und zwei Tonbildern. Leipzig und Berlin 1881, Otto Spamer.

— Männer eigener Kraft. Lebensbilder durch Hochsinn, Thatkraft und Selbsthilfe gehobener Männer: hervorragender Künstler, Dichter, Werkleute, Kriegshelden etc. 2. verm. u. verb. Aufl. Mit 75 Text-Abbildungen und einem Tonbilde. Leipzig u. Berlin 1881, Otto Spamer.

Portrait-Cataloge, 5. 6. u. 7. Heft. Berlin 1880, E. H. Schroeder's Kunsthandlung.

Rank, Josef, Auf Um- und Irrwegen. Lebensbilder. Mit Kopfleisten, Initialen und einem Titelbilde. Leipzig und Berlin 1881, Otto Spamer.

Rembrandt's sämmtliche Radirungen nach den im K. Kupferstichcabinet zu München befindlichen Originalien Facsimile in Lichtdruck vervielfältigt von J. B. Obernetter. Mit erläuterndem Texte von H. E. v. Berlepsch. Heft 1. München, Max Kellerer.

Rossmässler, E. A. Der Wald. Den Freunden und Pflegern des Waldes geschildert. 3. Aufl. Durchgesehen und verbessert von Dr. Moritz Willkomm. Lfg. 1. Leipzig 1880, C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

Schalk-Bibliothek. Heft 2: Geographische Kalauer (zweite Abtheilung). Heft 3: Heitere Geschichten. Leipzig 1881, Fr. Thiel.

Schlemm, Oscar, Musestunden. Gedichte, Greiz 1880, Christian Teich.

Simons, Th., Spanien. In Schilderungen. Reich illustr. von A. Wagner. 13.—16. Lfg. Berlin, Gebr. Paetel.

Treu, Josef, Betrogen und verkauft. Gestorben und auferstanden. Verloren und gefunden. Drei Novellen aus Russland. Leipzig 1880, Licht & Meyer.

Velde, Dr. Alfred v. d., Zu Fritz Reuter! Praktische Anleitung zum Verständniss des Plattdeutschen an der Hand des ersten Capitels des Fritz Reuter'schen Romans: „Ut mine Stromtid". Leipzig 1881, C. A. Koch.

Venn's Deutsches Wörterbuch nach der neuen Rechtschreibung für Schule und Haus. Mit besonderer Berücksichtigung der gebräuchlichsten Fremdwörter und Eigennamen. 2. u. 3. Lfg. Wiesbaden und Leipzig 1880, Ad. Gestewitz.

W., A. v., An der Waldecke. Eine Erzählung. Zum Besten des Brüderhauses zu Neinstedt. Leipzig 1881, J. C. Hinrichs'sche Buchhdlg.

— Bienchen. Eine Erzählung. Zum Besten des Brüderhauses zu Neinstedt. Leipzig 1881, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Waldmüller, Robert (Eduard Duboc), Die Samosierra. Roman aus dem spanischen Bühnenleben. Stuttgart 1881, Levy & Müller.

Wappenbuch des Königreichs Ungarn und seiner Nebenländer. Herausgegeben von G. Altenburger & B. Rumbold. Budapest 1880, Gust. Grimm.

Weissheimer, Wendelin, Meister Martin und seine Gesellen. Oper in 3 Acten. Text-Ausgabe. Leipzig 1879. In Commission bei Fr. Thiel.

Wiener Monumental-Bauten I. Bd. 1. Lieferung. Hof-Opernhaus von van der Nüll und von Sicardsburg. Justizpalast von A. von Wielemans. Wien. Lehmann & Wentzel.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

Band 16. — Heft 47.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Februar 1881.

Breslau.
S. Schottlaender.

Februar 1881.

Inhalt.

Hierzu ein Porträt Franz von Holtzendorffs, Radirung von W. Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W., von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XVI. Band. — Februar 1881. — 47. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Franz von Holtzendorff.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Februar 1881.

Inhalt.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W., von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XVI. Band. — Februar 1881. — 47. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Franz von Holtzendorff.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Die beiden Schwestern.

Eine Novelle.

Von

A. R. Rangabé.

— Berlin. —

I.

In einer dürftigen und finsteren Hütte in Santalbo, einem kleinen Dorf in den Bergen des neapolitanischen Königreiches lag auf einem ärmlichen Lager eine Frau im Sterben. Zu ihren Füßen schlummerten zwei kleine Mädchen, sich umschlungen haltend. Arme Kinder! Sie glichen zwei Knospen, die sich neben einer verwelkten Rose entfalteten. Vor dem Herde stand die alte Großmutter gebückt und wärmte ihre zitternden Hände über einem Reisigfeuer. Der Rauch entwich aus den Spalten des Strohdaches. Von Zeit zu Zeit erhob sich die arme Alte, näherte sich zitternd dem Lager, auf welchem der Tod sein Opfer schon ergriffen hatte, und legte begierig ihr Ohr an die Kranke, als wollte sie einen letzten Hoffnungsschimmer erflehen. Dann schüttelte die Greisin ihr weißes Haupt und kehrte trockenen Auges zum Herde zurück, denn die Quelle ihrer Thränen war versiegt.

Die Sterbende sah noch jugendlich aus. —

Ihre ungewöhnliche Schönheit hatte trotz der kalten Umarmung des Todes, der schon sein Siegel auf ihre Stirn drückte, keine Einbuße erlitten. Im Gegentheil gab die Unbeweglichkeit ihrer regelmäßigen Züge, die alabasterne Farbe ihres Antlitzes ihr den Anschein einer gemeißelten antiken Statue. Ihr Athem, schwer und keuchend, hob in abgemessenen Zwischenräumen ihren schneeweißen Busen; die schwarzen Locken ihres Haares fielen nachlässig über ihre Schultern. —

Plötzlich öffnete sie ihre in schwachem Glanze schimmernden Augen, die wie die Strahlen der zur Rüste gehenden Sonne leuchteten, und bat mit schwacher Stimme:

„Mutter .... zu trinken!“

Die Alte fuhr auf wie außer sich bei dem geliebten Klang dieser Stimme, die sie nicht mehr zu hören gehofft hatte, und ergriff einen mit Medicin gefüllten Becher.

„Hier, meine geliebte Adeline“, sagte sie, „trinke!“

„Nicht das“, erwiderte die Kranke, „Wasser!“

„Ich flehe Dich an, mein Kind, nimm das, der Arzt hat es befohlen“.

„Der Arzt?“ sagte Adeline mit einem leichten Lächeln, „der Arzt wird nicht mehr zeitig genug kommen, um mir zu zürnen . . . Wasser, Mutter, Wasser, zum letzten Male“.

Die Alte wandte sich schluchzend ab, dann reichte sie ihrer Tochter in einem irdenen Gefäß Wasser. Die Sterbende athmete, nachdem sie getrunken hatte, tief auf und erhob sich mühsam, sich auf ihren Ellenbogen stützend.

„Mutter“, sagte sie, „das hát mich erfrischt; ich danke Dir. Weine nicht, Mutter, wir werden uns bald dort wieder vereinen, wo ich hingehe“.

„Und Ihr, meine geliebten, theuren Kinder . . .“ Sie ergriff die Hände ihrer schlafenden Töchter, führte sie an ihre Lippen und küßte sie mit Innigkeit. Die Kinder erwachten und umschlangen ihren Hals.

„Ich habe Euren Schlummer verscheucht, Ihr Geliebten meines Herzens“, fuhr sie fort; „aber Ihr werdet immer noch Zeit haben morgen zu schlafen; ich jedoch werde sie nicht mehr haben, Eure theuren, süßen Züge zu betrachten. Kommt, kommt nahe, ganz nahe zu mir, daß ich Euch sehe. — Gebt mir Eure Lippen, laßt Euch noch einmal küssen. Für Euch hatte ich Glück und Reichthum erträumt. Ach, gnädiger Gott, und ich lasse Euch nun auf dem Straßenpflaster zurück, ohne Kleidung, ohne Nahrung . . . Mutter, Mutter, sorge für sie, schütze sie. Hier, nimm diesen Ring, das einzige Erbe, welches ich hinterlasse. Gern hätte ich ihn mit in's Grab genommen, aber wer weiß? Vielleicht, daß eines Tages . . . Darum, hüte ihn gut!“

Die Anstrengung, mit welcher die Kranke diese Worte, die ersten seit drei Tagen, hervorgebracht hatte, erschöpfte sie vollends. Sie sank bewußtlos und schwer athmend auf ihr Lager zurück. — Ihre arme Mutter ergriff ihre erstarrte Hand und bedeckte dieselbe mit Küssen. Die Thränen der unglücklichen Alten flossen unaufhaltsam, während ihre Lippen mechanisch unverständliche Gebete murmelten. Ihr Kopf wankte beständig, als ob die ihn haltenden Muskeln ihre Kraft verloren hätten. —

„Mama, liebste Mama“, schrie eines der kleinen Mädchen und preßte ihren Mund auf den der Sterbenden.

„Still, Rosa“, sagte ganz leise das andere Kind, „siehst Du nicht, Mama ist ja eingeschlafen, wecke sie nicht“.

„Ja, Ninna, laß uns recht still sein“, erwiderte Rosa, ebenfalls mit gedämpfter Stimme.

„Wißt Ihr, meinen lieben Kleinen“, sagte die Großmutter, ihr Schluchzen gewaltsam unterdrückend, „Ihr werdet die Nacht bei Eurer Schullehrerin zubringen, damit hier kein Lärm ist und Eure Mama ruhig schlafen kann. Geht also; morgen werde ich Euch wieder holen“. —

Die armen Kinder gehorchten, ohne im Geringsten ihr Unglück zu ahnen, und gingen fort, nachdem sie sachte ihrer Mutter Hand geküßt hatten. Noch beim Hinausgehen rief Rosa:

„Aber Großmütterchen, kommst Du auch, sobald Mama erwacht sein wird?“

„Ja, ja, meine Geliebten, ich werde kommen“, murmelte die Alte.

Und sie gingen. —

Da sank die unglückliche Alte in die Kniee neben ihrer Tochter. Ihre weißen Haarsträhne, fegten im Staube, ihre so lange zurückgehaltenen Thränen brachen wie ein Strom hervor, der letzte Funke ihres Lebens schien in ihrem erschütternden Jammer erlöschen zu müssen. —

Unterdessen wurde das Athmen der Sterbenden immer langsamer und hörte zeitweise ganz auf; dann hielt die Mutter ihren eigenen Athem an, mit starren Gliedern, weitgeöffneten Augen und stieren Blickes blieb sie unbeweglich.

Wenn man diese beiden Frauen so betrachtete, stellten sie in der That die Gruppe vor, wie die Verzweiflung neben dem Tode wacht.

Endlich hörte Adelina, ohne Todeskampf, ohne Seufzer, ohne Schmerz, zu athmen auf. Zitternd beugte sich ihre Mutter über sie, wie wenn sie ein unerwartetes Unglück fürchte. Sie wartete mehrere Secunden, sie wartete eine ganze Minute —: und als ihr Herz es glauben mußte, was ihre Augen sahen, fiel sie ohnmächtig, wie todt, neben der Leiche ihrer Tochter nieder.

Am anderen Tage ging die Greisin zur Schullehrerin, um die beiden Waisen heimzuholen.

„Ist unser Mütterchen aufgewacht, ist sie wieder wohl?“ fragten die beiden Kinder wie aus einem Munde, als sie ihre Großmutter erblickten.

„Eure Mutter ....“ antwortete die Alte, die Thränen, die sie zu ersticken drohten, verschluckend. „Kommet heim, meine Lieblinge; auf Befehl des Arztes haben wir sie, um die Luft zu verändern, wo anders hingeführt“.

„Wo anders? Wo habt Ihr sie hingeführt?“ fragten die kleinen Mädchen, ihrer Großmutter folgend.

„Weit, weit von hier, hoch oben auf den Berg in das Dorf Paulisi“.

Sie hatte nicht den Muth, ihnen die traurige Wahrheit mitzutheilen.

„O und Du hast sie dorthin während der Nacht, in der Dunkelheit hingeführt“, rief Ninna in erschrecktem Tone.

„Ja! Wir haben sie in der Nacht hingeführt, in die Dunkelheit, in die tiefste Dunkelheit“, erwiderte die Alte mit zitternder Stimme und fast verzweifelnd.

„Aber sie kehrt doch zurück, wenn sie wieder wohl ist?“ fragte Rosa.

„Ja, wenn sie wieder wohl ist; aber wer weiß, wann sie wieder wohl ist“.

Jedes Wort der unschuldsvollen Waisen war für die arme Mutter ein neuer Schmerz, der ihr Herz zerriß.

„Wir werden ihr täglich auf der Landstraße entgegengehen und sie erwarten“, sagte Rosa.

Und wirklich, jeden Morgen, wenn sie aufstanden, jeden Abend, wenn sie sich auf ihr armseliges Lager streckten, fragten die kleinen Mädchen, wann ihre liebe Mutter wiederkäme, um sie auf ihrem Schooß einzuschläfern und sie mit einem Kusse zu erwecken. Am Tage gingen sie Hand in Hand nach den Bergen, setzten sich in die Nähe der Landstraße und warteten, ob sie vielleicht ihre Mutter ankommen sähen. Jedesmal aber kamen sie weinend nach Hause, weil ihre Mutter immer und immer nicht erschien.

Aber auch der Augenblick kam, wo der Kummer, der zerstörender wirkt als die Zahl der Jahre, dem Leben der Großmutter den letzten Stoß versetzte.

Sie zog beide Kinder zu sich heran und sagte:

„Meine lieben Kleinen, Eure Mutter ist nicht heimgekehrt und wird niemals wieder heimkehren, weil — weinet nicht; wie Ihr sehet, weine ich selber nicht, weil . . . sie todt ist“.

Bei diesen Worten brach sie in Thränen aus; sie umarmte abwechselnd jede der jungen Waisen, die mit ihr weinten. Nach einer langen Pause fuhr sie fort:

„Hier, nehmt, sie hat Euch ein Andenken gelassen; sie hatte nicht mehr. Nimm es, Rosa, es ist der goldene Trauring. Hier ist noch für Jede von Euch eine Locke von Eurer Mutter Haar; diese dritte Locke versprecht mir in meinen Sarg zu legen, wenn ich zu meiner Tochter gehen werde“.

Die beiden Mädchen küßten die Hand ihrer Großmutter zärtlich und bedeckten sie mit Thränen. Rosa trocknete ihre Augen mit einer Locke ihres langen, schönen Haares und fragte dann:

„Ist denn unser Vater auch gestorben?“

„Euer Vater, meine Kinder, ist auch gestorben“, antwortete die Alte. „Ihr bleibt auf dieser Erde verwaist zurück, fremd, wie zwei verlassene Vögel, ohne Nest, um Euch zu erwärmen, selbst ohne einen Zweig, um Euch darauf niederzulassen. Seid trotzdem guten Muthes! Die Verlassensten haben einen Zufluchtsort, die Waisen einen Vater im Himmel. Ich bin sicher, daß Euer Vater nicht mehr am Leben ist; dennoch soll das, was ich von ihm weiß, nicht mit mir begraben werden; darum hört mir zu.

„Vor zwölf Jahren kamen lustige Jäger durch unser Dorf.

„Ihre Treibjagd, die sie vorhatten, dauerte bis zum späten Abend, und sie übernachteten in Santalbo. Einer von ihnen blieb in unserer Hütte. Eure Mutter war damals sechszehn Jahre alt; nicht allein, daß ihre Schönheit weit und breit nicht ihres Gleichen fand, auch ihr Geist war über ihre Stellung hinaus gebildet. Der alte Pfarrer des Kirchsprengels, der sie zärtlich liebte, hatte sie lesen gelehrt, und wie ihr Körper von der Natur geschmückt war, so war es ihre Seele durch geistige Bildung. Der Fremde verließ uns den andern Tag mit seiner Gesellschaft, aber nach drei Tagen kehrte er, Geschäfte vorschützend, zurück, die ihn, wie er sagte, in die Nähe unseres Dorfes führten, und quartierte sich wieder bei mir ein. Von da an riefen ihn dieselben Geschäfte häufiger und häufiger nach Santalbo. Im nächsten Sommer erschien er wieder und ließ sich, angeblich seiner Gesundheit wegen, in unserem Dorfe nieder. Nach zwei

Monaten hielt er bei mir um Eure Mutter an. Dieser Antrag kam mir unerwartet, denn der Fremde schien mir weit höheren Standes zu sein als wir. Ich wollte indessen von ihm selbst erfahren, wer er sei und wem ich mein Kind anvertrauen sollte. Er lächelte, und mich bei der Hand nehmend, sagte er, ich könnte unbesorgt sein, und versicherte mir, Adelina würde glücklich werden. Da er indessen noch gewisse Hindernisse zu überwinden, sowie einige Vorurtheile seiner Familie zu besiegen hätte, bat er uns, ihn einfach unter dem Namen ‚Ferdinand‘ zu lieben und keine anderweitigen Aufklärungen von ihm zu fordern. Eine Woche später heirathete er Eure Mutter und gab ihr diesen Ring, der, wie Ihr seht, die Buchstaben F. — P. und F. eingegraben trägt. Von diesem Tage an blieb er fast immer bei uns; selten und nur auf kurze Zeit verließ er uns, um keinen Verdacht zu erregen, aus diesem Grunde vermied er auch jeden Schein des Reichthums; doch herrschte der Wohlstand in unserem kleinen Hüttchen. Im folgenden Jahr wurdet Ihr an ein und demselben Tage geboren, und Euer Vater schien der glücklichste Mensch zu sein, als er seine beiden Zwillingstöchter in den Armen wiegte. Zwei Monate darauf verließ er uns und schrieb Eurer Mutter zehn Tage später, daß heilige Pflichten ihn zwängen, sich zunächst einige Zeit fern zu halten; daß er jedoch bald heimkehren würde, und es dann seine erste Sorge sein sollte, sie zu der Stellung zu erheben, auf die sie ein Anrecht hätte.

„Seit dieser Zeit ist er nicht wiedergekehrt, und wir erhielten auch niemals Nachrichten von ihm. Wir wußten auch nicht, wo und wie wir ihn suchen sollten, da wir ihn nur unter dem Namen Ferdinand kannten. Seit jener Zeit verwandelten sich die Augen Eurer Mutter in zwei Thränenquellen, und diese Thränen, die brennend auf ihr Herz fielen, haben ihr ein frühzeitiges Grab bereitet, wohin Euer Vater ihr ohne Zweifel vorangegangen ist“.

Diese Erzählung wurde wohl nicht ganz von den kleinen Mädchen verstanden, aber die Ahne fühlte, daß sie nicht mehr lange Zeit hatte, ihr Geheimniß zu bewahren. Und in der That, bald hauchte auch sie ihren letzten Seufzer aus und wurde neben Adelina begraben; in ihrer erstarrten Hand hielt sie die Haarlocke ihres vielgeliebten Kindes. Die mildthätige Lehrerin nahm sich der beiden Waisen an.

Die Erzählung der Großmutter machte zunächst wenig Eindruck auf den noch wenig entwickelten und ganz von Trauer erfüllten Verstand der beiden Kinder. Aber die Seele des Kindes gleicht einem fruchtbaren Erdreich; jede hineingelegte Aussaat, schlechte und gute, keimt eines Tages: auch die Worte der Großmutter waren nicht verloren. Je älter die kleinen Mädchen wurden und je mehr ihr Kummer erlosch, desto klarer lebte die Geschichte ihres Vaters in ihrem Gedächtnisse auf; sie war für ihre junge Einbildungskraft ein kostbarer Fund, um Zukunftspläne und Hoffnungen daran zu knüpfen.

Oft, wenn sie allein bei einander waren, legten sie ihre Arbeit oder ihr Buch bei Seite, um vertraulich über ihr künftiges Schicksal zu plaudern, wie sie sich dasselbe in ihrer Phantasie ausmalten. „Unser Vater war adlig und reich“, sagte

Rosa. „Großmutter behauptet zwar, er sei gestorben; aber eigentlich wußte es Großmutter doch nicht genau“.

„Sicherlich wußte sie nichts Genaues darüber, antwortete Ninna, und vielleicht kehrt unser Vater eines Tages zurück“.

„Und wenn er zurückkommt“, entgegnete Rosa, „wird er uns Beide mit sich in die Stadt nehmen; wir werden dann keine Bäuerinnen mehr, sondern Damen sein“.

„Und wir werden schöne, seidene Kleider haben. Ich, ich werde ein großes Haus mit vielen Stuben, sowie einen großen Garten besitzen, in welchem ich die schönsten Blumen ziehen werde“. —

„Und viele Diener werden mir zu Diensten sein, und mein Haar werde ich mit Diamanten und Federn schmücken“.

„Und ein Wagen mit zwei Pferden wird mich überall hinführen, wohin ich will“.

„Dann nehmen wir uns auch ganz vornehme Männer; ich werde eine Gräfin und Du eine Fürstin“.

Einmal dem Spiel ihrer Träume überlassen, verharrten sie auch bei demselben und wendeten das lachende Kaleidoskop, welches ihnen die verschiedensten und verführerischsten Bilder hervorzauberte, nach allen Seiten.

Diese Phantasiegebilde hatten aber auch ihre schlimme Seite. Ohne es selbst zu wissen, schufen sich die jungen Mädchen neben der Welt, in der sie zu leben berufen waren, eine andere, nach der ihre Herzen trachteten. Alle Vergleiche fielen zu Ungunsten ihres wirklichen Lebens aus und erzeugten eine Unzufriedenheit mit ihren gegenwärtigen Verhältnissen, was stets als eine bedeutsame Quelle des Unglücks zu betrachten ist.

Ihr junger Ehrgeiz hatte jedoch auch einen guten Erfolg. Bei dem Gedanken daran, daß ihre Mutter, wie man ihnen erzählt hatte, durch ihren Fleiß und durch ihre geistige Ausbildung die Aufmerksamkeit eines jungen Edelmannes auf sich gelenkt habe, wetteiferten sie in fleißigem Arbeiten. Die Schullehrerin, welche nichts von den kindlichen Ideen der Kleinen ahnte, bewunderte ihre Fortschritte und war stolz auf ihre Schülerinnen.

Als die beiden Mädchen ihr sechszehntes Jahr erreicht hatten, war ihr Körper und Geist harmonisch entwickelt. Man konnte sie mit zwei schönen Gartenblumen vergleichen, die mitten auf einem Felde erblühten.

Aber ihre beständigen Träume verwirklichten sich nicht und mußten der schon reiferen Ueberlegung zum Opfer fallen, wenngleich ihr Herz noch daran fest hielt. Ihr einförmiges Leben glich dem aller Landbewohner, jedoch mit dem Unterschiede, daß nach der ländlichen Beschäftigung des Tages der Abend zur Lectüre benutzt wurde und daß alle ihre Handarbeiten von Geistesarbeit begleitet waren. Ihre Vergnügungen waren diejenigen, welche die Jugend mit sich bringt und die auch der Frühling den Vögeln gewährt: Gesang und innere Heiterkeit der Seele. Voller Leben, ergriffen sie freudig jeden Augenblick, der ihnen zu einem kleinen außergewöhnlichen Vergnügen Anlaß gab.

Daher umarmte Rosa ihre Lehrerin mit Entzücken, als diese eines Abends zu ihr sagte:

„Entsinnst Du Dich, Rosa, welch' ein Tag morgen ist? Es ist Euer Geburtstag, meine Lieben. Da dürfen wir Eure Pathe nicht vergessen, nicht wahr? Gehe also morgen nach Paulisi und bringe ihr ein Bouquet von mir, sowie Eure letzte Arbeit; Du kannst drei Tage bei ihr bleiben".

Paulisi war drei Meilen von Santalbo entfernt.

II.

Am andern Morgen erhob sich Rosa noch vor Sonnenaufgang; sie zog ihr schönstes Kleid an, ordnete so gut wie möglich ihre Locken, küßte ihre noch schlafende Schwester, verließ die Hütte und, wie der Vogel im Busch, begrüßte sie die aufgehende Sonne mit einem Jubelgesang.

Der Weg, den sie einschlagen mußte, führte sie zuerst auf einem rauhen und steinigen Fußpfad nach dem Gipfel des Berges. Nachdem sie denselben erstiegen hatte, kam sie durch einige Thäler, von denen einige bebaut, andere mit Waldungen bedeckt waren, die sich von der Spitze der Berge seitwärts herabzogen. Der Weg war sehr einsam, da es ein Feiertag war, und Rosa freute sich, in dieser so schönen Natur, die sie liebte, allein zu sein und dem Gesange der Nachtigallen, den sie nachahmte, zu lauschen.

Sie hatte kaum den ersten Abhang überschritten und wanderte an den schattigen Ufern eines Baches entlang, als sie plötzlich ein Geräusch von Tritten in dem Walde zu hören glaubte.

In der Meinung, es seien Holzschläger aus der Umgegend, schritt sie furchtlos weiter. Plötzlich aber sah sie zwischen den Bäumen vor sich Männer heraustreten; sie waren spärlich bekleidet, trugen Waffen in den Händen und sahen wild aus. Da wurde sie von Furcht überfallen und mäßigte ihre Schritte.

Indessen kamen die Männer auf sie zu, und ihre Blicke waren unheilverkündend.

Erschreckt wandte sie sich zurück, um die Flucht zu ergreifen, aber auch der Weg hinter ihr war gesperrt. Angsterfüllt blickte sie rings im Walde umher, als wollte sie seinen Schatten um Schutz anflehen, und suchte sich hastig im dicksten Gesträuch zu verbergen.

„Holla, schönes Kind, wohin so eilig?" riefen ihr mehrere der Räuber zu; denn als solche waren sie leicht an ihrem Gesichtsausdruck zu erkennen. „Hofft das Rebhühnchen den Krallen der Geier zu entkommen?"

Und sie brachen in ein wildes Lachen aus. Zugleich begannen sie das arme Kind zu verfolgen, das zwischen dem Gesträuch wie ein erschrecktes Reh umherirrte.

Einer von ihnen erreichte sie bald und ergriff ihren Arm.

„Hilfe! zu Hilfe!" schrie Rosa, sich mit der Kraft der Verzweiflung losringend.

Ihre Kräfte, welche durch ihre ländliche Beschäftigung wohl entwickelt

waren, spannte sie bis auf's Aeußerste an, so daß es ihr gelungen wäre zu entfliehen, wenn nicht die anderen Räuber, die hinzugekommen waren, sich rings im Kreise um sie gestellt hätten.

Einen Augenblick dachte sie daran, einem der Banditen seinen Dolch zu entreißen, um sich denselben, wenn er nicht zu ihrer Vertheidigung dienen könnte, in die Brust zu stoßen.

„Hilfe, zu Hilfe!" rief Rosa mit weithin schallender Stimme, dieses Mal aber von neuer Hoffnung belebt; denn als sie einen verlorenen, angsterfüllten Blick umherschweifen ließ, hatte sie einen jungen Mann aus dem Walde hervortreten sehen. Der sorgfältige Anzug und der anmuthige Ausdruck des Unbekannten flößten ihr Vertrauen ein.

„Wenn Sie das Herz eines Mannes haben", fuhr sie zu ihm gewandt fort, „wenn Sie den Muth eines Mannes besitzen, helfen Sie mir, retten Sie mich!"

„Was geschieht hier", fragte der junge Mann, mit Festigkeit auf die Räuber zuschreitend. „Was habt Ihr mit diesem jungen Mädchen zu thun".

„Wir haben sie aufgegriffen", als sie durch den Wald ging, erwiderte einer von ihnen.

„Schande über Euch!" entgegnete der Unbekannte mit barschem Ton. „Mangelt es Euch denn so an Herzoginnen und Prinzessinnen, daß Ihr Euch an diesem armen Kinde vergreift . . . Laßt sie in Frieden ziehen!"

„Sie gehört mir", antwortete der Erste, der sie ergriffen hatte und noch festhielt; „sie gehört mir und soll meinen Händen nicht entkommen".

„Zu Hilfe!" wiederholte Rosa, und ihr feuchter Blick sprach noch beredter als ihr Ruf.

„Lasse sie sofort los, oder nimm Dich in Acht, daß man Dir Deine Hände nicht losreißt", sagte der junge Mann mit vor Zorn blitzenden Augen zu dem Räuber. „Laß sie gehen!"

„Ich werde sie nicht loslassen", schrie der Bandit, indem er die Lippen wie ein Tiger aufriß, und zog Rosa gewaltsam zu sich heran. „Wer sie mir nehmen will, soll es bereuen".

„Ha, frecher Hund! Du drohst", rief der junge Mann, dessen Stimme wie Donner grollte. Und sich auf den Uebelthäter stürzend, ergriff er ihn an der Kehle. Dann zog er aus seinem Gürtel eine Pistole, setzte sie dem Banditen an die Brust, gab Feuer, . . . und der Räuber fiel mit ausgebreiteten Armen rücklings zu Boden, in Blutströmen seine verbrecherische Seele aushauchend.

Der Unbekannte zog indessen eine zweite Pistole aus seinem Gürtel und wandte sich gegen die vor Schreck erstarrte übrige Bande:

„Wenn noch ein Einziger von Euch hier ist, nachdem ich den Hahn meiner Pistole gespannt habe, tödte ich ihn, bei meiner Ehre, wie diesen Elenden hier".

Er stieß mit dem Fuß den Leichnam des Banditen fort".

Die kühnen Worte und das feste Auftreten des Unbekannten machten einen gewaltigen Eindruck auf diese verworfenen Herzen, in denen sich Grausamkeit mit Feigheit paarte.

Zitternd und nur scheu aufblickend, zogen sie sich in das Dickicht zurück.

II.

Rosa konnte kein Wort hervorbringen. Der Schreck über den Tod des Räubers, dessen Leichnam noch zu ihren Füßen zuckte, und die heftige Erregung über ihre kaum noch gehoffte Befreiung ließen sie vollständig verstummen.

Sie fiel ihrem Erretter zu Füßen, erhob ihre schönen blauen Augen zu ihm und betrachtete ihn lange mit Bewunderung, als wollte sie ihn wie einen vom Himmel herabgestiegenen Schutzengel anbeten. Ihr Schweigen sprach beredter für sie als die längsten Reden.

Der junge Mann bückte sich, durchschnitt mit seinem Dolch die Bande, durch welche des jungen Mädchens Hände gefesselt waren, und hob sie auf.

Da er jedoch bemerkte, daß sie sich noch nicht auf ihren Füßen halten konnte, nahm er sie in seine Arme, und fragte sie nach dem Ziel ihrer Reise, wann sie von jenem Elenden getroffen worden wäre, und ob sie ihren Weg fortzusetzen wünschte.

„Vor Allem will ich diesen Ort des Schreckens fliehen", sagte sie, sobald sie ein Wort hervorbringen konnte. „Ich kann diesen entsetzlichen Anblick nicht länger ertragen".

Und sie bedeckte ihre Augen mit ihrer kleinen Hand. —

„Ich wollte gern nach Paulisi". Aber, fügte sie zögernd hinzu, „ich gestehe, ich fürchte mich. Ich könnte ihnen weiterhin nochmals begegnen".

„Fürchtet nichts", sagte der Unbekannte, indem er seine Stimme, welche, durch die wilde Scene hart und rauh geworden war, zu dämpfen suchte.

Er sann einen Augenblick nach. —

„Sei es", fuhr er fort, „ich werde Euch einen Theil des Weges begleiten; das ist sicherer.

Und er ging neben ihr her, häufig gezwungen sie zu stützen, weil ihre Füße sie kaum trugen.

So durchkreuzten sie drei bis vier tiefe Thäler, die vielleicht verdächtig sein konnten. Als sie eine Anhöhe erreicht hatten, vor welcher sich eine freie Ebene ausbreitete und bebaute Felder sich ihren Blicken zeigten, wies der junge Mann mit der Hand nach dem Fuß des Hügels.

„Dort ist Paulisi", sagte er; „meine Pflicht ruft mich fort, ich kann Euch nicht weiter begleiten. Aber Ihr könnt Euren Weg ohne Furcht vollenden, es ist keine Gefahr mehr vorhanden".

„Wie kann ich Euch nur danken", sagte Rosa und ergriff seine Hand. „Ich verdanke Euch meine Rettung, ich verdanke Euch noch mehr als mein Leben. Vielleicht wohnt Ihr auch weit von hier und seid durch mich von Eurem Weg abgelenkt wnrden".

„Allerdings wohne ich entfernt von hier", entgegnete der junge Mann, „aber bisweilen kreuze ich diesen Weg, und es ist möglich, daß wir uns nochmals wiedertreffen".

Er nahm von ihren Wangen als Lohn seines Dienstes einen Kuß, den ihm

das junge Mädchen erröthend gewährte, und kehrte auf demselben Wege zurück, den er mit ihr gekommen war. —

Rosa setzte inzwischen den ihr bezeichneten Weg fort. —

Das Abenteuer des jungen Mädchens versetzte ganz Paulisi in Unruhe. An demselben Tag waren bereits von anderer Seite Nachrichten eingetroffen, daß der berüchtigte Bandit Caprera sich wieder in diesen Gegenden gezeigt habe und daß zu seiner Verfolgung schon die öffentliche Kriegsmacht entboten worden wäre.

Rosa, deren Eigenliebe durch den geringen Grad von Beflissenheit ihres Befreiers, sie weiter zu begleiten, sich ein wenig verletzt fühlte, erklärte sich sein Benehmen jetzt damit, daß der Unbekannte sich nur darum so beeilt hatte, sie zu verlassen, um so rasch wie möglich die Behörden von der Gegenwart der Banditen zu benachrichtigen.

Drei Tage später schlug sie den Heimweg nach Santalbo ein. Die Räuber waren vollständig vertrieben, die bewaffnete Macht hatte die ganze Umgegend gesäubert, und die Wege waren so sicher wie möglich. Die auf den Feldern verstreuten Landarbeiter bebauten dieselben ohne Furcht, und das kleine Thal, der Schauplatz des eben erzählten Dramas, zeigte keine Spur des blutigen Vorganges mehr, seit die Leiche des Banditen fortgeschafft war. Ruhe und Friede waren wieder eingekehrt, und nur der Gesang der Nachtigall und das Murmeln des Baches unterbrach die Stille.

Als Rosa diesen für sie so verhängnißvollen Platz betrat, verlangsamte sie ihre Schritte und blieb endlich ganz stehen, dem tiefen Eindruck nachgebend, den der Anblick dieses Ortes in ihr hervorrief. Sie ließ ihre Blicke aufmerksam umher schweifen, als erwarte sie Jemanden. Augenscheinlich dachte sie an Denjenigen, der ihr gesagt hatte, daß er diesen Weg bisweilen kreuze, trotzdem er weit wohne.

Bei Rosas Rückkehr nach Santalbo herrschte im ganzen Dorfe einstimmige Freude, sie einer solchen Gefahr entronnen zu sehen. Die gute Lehrerin machte sich Vorwürfe, sie derselben ausgesetzt zu haben, und Ninna, ihre beiden Arme um ihren Hals schlingend, küßte sie heiß und innig.

Die Freude machte jedoch bald der Neugierde Platz, und unzählige Fragen wurden gestellt. Ninna ließ nicht ab zu fragen, und Rosa war eben so unermüdlich im Erzählen; während die Eine sich nach den Räubern erkundigte, sprach die Andere immer von dem Manne, der sie vertrieben hatte. Sie rühmte unaufhörlich seine Schönheit, seine feinen Manieren, seine Anmuth, die Zartheit seiner Reden und seine Tapferkeit. Ninna neckte sie sogar ein klein Wenig mit ihrer Beharrlichkeit, ohne sie jedoch zu bessern. Oftmals, wenn Ninna nicht in der Stimmung war, diese schon hundertmal wiederholte Lobrede anzuhören, wurde Rosa nachdenklich; ihr Geist schien sich in Träumereien zu verlieren, und so oft es sich ereignete, daß sie allein ihr Häuschen verließ, betrat sie, fast ohne sich selber Rechenschaft darüber zu geben, den Fußsteig, der nach der Bergeshöhe führte.

Am sechsten oder siebenten Tage seit ihrer Rückkehr in das Dorf verfolgte sie diesen Pfad einstmals gegen Abend. Sie war nicht von Ninna begleitet, welche die Lehrerin mit einer kleinen Botschaft anderswohin entsandt hatte. In

Gedanken vertieft, ging sie dahin und kam unbewußt in jenes Thal, welches sie immer von Neuem anzog und dessen Anblick, weit entfernt ihr Furcht einzuflößen, in ihrem Herzen weit süßere Gefühle erweckte. Ihr Blick, voll Hoffnung und Ungeduld, haftete prüfend auf dem beweglichen Schatten der großen Bäume; ihr gespanntes Ohr befragte den geringsten Lufthauch, das leiseste Rauschen des fallenden Laubes.

Dann, nach langem Warten sich eines Anderen besinnend, rief sie aus: „O, was kann ich Thörin denn erwarten! Er ist verschwunden wie eine goldige Wolke, die vorüberzieht und nimmer wiederkehrt, wie ein Traum, den wir einmal sehen und der dann für ewig entflieht! Er glänzt in einer höheren Sphäre, von Ruhm und Glanz umgeben; wie kann ich, ein armes niederes Landmädchen, hoffen, daß sich unsere Schritte je begegnen werden! O ihr Träume meiner Kindheit! In der glänzenden Welt, welche ich mir vorzauberte, versprach ich mir Paläste und Diamanten. Damals wußte ich noch nicht, welche andere Quelle des Glückes diese Welt, in welche Du, o Mutter, uns einzuführen hofftest, in sich barg, deren Zugang uns aber für immer verschlossen ist. In den Sphären, in denen Du wohnst", fügte sie hinzu, den überreizten Gefühlen ihrer Seele Worte gebend, „in jener, über dem azurblauen Himmel gelegenen Welt blüht allein das unzerstörbare Glück; dort giebt es keinen Unterschied zwischen Armen und Reichen! Alle Herzen, die dort schlagen, sind gleich vor Gott; Diejenigen, die sich lieben, werden sich dort treffen und wiedererkennen. Wenn ich mich dort mit Dir vereinigen werde und Du mich in Deine Arme schließen wirst, dann werde ich auch ihn wiederfinden, ihn, lächelnd neben Dir oder vielleicht unter den Engeln".

Derartigen Träumereien gab sich ihr armes Herz hin, und es war ein rührender Anblick, wenn sich ihr Auge in den Himmel versenkte und dessen Klarheit sich in ihm wiederspiegelte.

Plötzlich hörte sie neben sich das Geräusch von nahenden Schritten. Sie zitterte und erblickte beim Umwenden in geringer Entfernung einen Mann vor sich. Der Fremde schien sie mit Vergnügen zu betrachten, aber sie erkannte beim ersten Blick, daß es nicht Derjenige war, den sie immer erwartete. Sie wollte sich entfernen, als sich der Unbekannte ihr näherte.

„Schönes Kind", sagte er zu ihr, „können Sie mir den Weg nach dem Dorfe Santalbo zeigen?"

Sie sah ihn näher an; es war ein Mann reiferen Alters, von edler Haltung und Vertrauen erweckendem Aeußeren; dies beruhigte sie.

„Ja, mein Herr", erwiderte sie, „ich gehe selber dorthin und werde Sie führen".

Sie schlugen zusammen den Weg nach dem Dorfe ein.

„Ich fürchtete von der Nacht überrascht zu werden", sagte der Fremde, „und habe beschlossen, in Santalbo zu verweilen, weil ich weiß, daß es nicht weit von hier ist; aber ich fürchtete, mich verirrt zu haben. Als ich Sie erblickte, waren Sie in so tiefe Gedanken versunken, daß ich mich einige Augenblicke fern hielt, um Sie nicht zu stören".

„Ich war in der That ganz in Gedanken vertieft", sagte Rosa, von Neuem erröthend, „weil ich an eben dieser Stelle vor einer Woche in größter Gefahr schwebte. Ich war in Räuberhände gefallen, und ohne die Hilfe eines edlen Mannes, der einen der Räuber tödtete und die anderen vertrieb, hätten sie mich fortgeführt. Was wollten sie nur von mir", fügte sie mit unschuldiger Einfachheit hinzu; „ich bin doch nur eine arme Waise".

Diese Unbefangenheit rührte den Fremden. Er nahm ihre Hand.

„Vielleicht", sagte er lächelnd und ganz verwundert, eine so weiße und zarte Hand bei einem Bauernmädchen zu finden, „vielleicht wollten sie Ihnen diesen hübschen Ring entwenden".

„O, da hätten sie mir erst mein Leben nehmen müssen", sagte Rosa lebhaft.

„In der That, er ist schön", entgegnete der Fremde, „aber darum doch nicht kostbarer als Ihr Leben".

„Es ist das einzige Erinnerungszeichen meiner Mutter!"

„Und diese Buchstaben", fragte der Unbekannte, seine Augen dem Ringe und der Hand, die ihn trug, nähernd, „sind wohl die Anfangsbuchstaben des Namens Ihrer Mutter?"

„Nein, des Namens meines Vaters; meine Mutter hieß Adelina!"

„Adelina! Das ist ein schöner Name . . . Ich kannte auch eine Adelina. — Und wo ist Ihre Mutter jetzt?"

„Meine Mutter ist dort", sagte Rosa, nach dem Himmel weisend; „meine Mutter ist todt".

„Sie ist todt . . . Aber Verzeihung . . . . Sie gehen so schnell. Seien Sie nachsichtig, wenn ich Ihnen nicht folgen kann. Ich bin heute so viel gegangen. Erlauben Sie mir, mich einen Augenblick auf dem Uferrand des Baches auszuruhen".

Und er setzte sich. Es befiel ihn ein solcher Grad von Mattigkeit, daß er völlig bleich wurde. Rosa schöpfte mit der hohlen Hand Wasser, und befeuchtete damit die Stirne des Reisenden, um eine Ohnmacht zu verhüten.

„Ich danke Ihnen, mein liebes Kind", sagte der Reisende, „es ist nichts; es war nur ein Schwindel. Es ist vorüber; wir können unseren Weg fortsetzen. Also Ihre Mutter ist gestorben? Und Ihr Vater?"

„Mein Vater . . . ." antwortete Rosa zögernd, „ist auch gestorben".

„Arme Kleine . . ." rief mitleidig der Unbekannte. „So sind Sie also eine Waise, völlig verwaist! Und Sie haben keine anderen Verwandten?"

„Ich hatte meine Großmutter", sagte sie, während sich ihre Augen mit Thränen füllten, „aber auch sie ist gestorben. Es blieb mir nur eine Schwester, mit mir an demselben Tage geboren".

„Und wo wohnen Sie denn? Wer hat Euch aufgenommen?"

„Die Lehrerin des Dorfes".

Sie gingen in diesem Augenblick an einem von Trauerweiden umzäunten Platz vorüber, der am Eingang des Dorfes lag.

„Ist das nicht der Kirchhof?" fragte der Fremde.

„Ja, mein Herr", sagte Rosa.

„Und ist Ihre Mutter dort begraben".

„Ja!" murmelte Rosa traurig, mit gesenktem Haupte.

„Zürnen Sie nicht, mein Kind, wenn ich noch eine Frage an Sie richte. Wenn Sie hier vorüber gehen, treten Sie nicht öfters ein, um an dem Grabe Ihrer Mutter zu beten?"

„Wenn ich allein in das Dorf zurückkehre, gehe ich jedes Mal dorthin", antwortete Rosa mit leiser Stimme.

„Meine Gegenwart soll Sie nicht hindern, diese fromme Pflicht zu erfüllen. In dem Schooß der Erde ruhen auch mir sehr theure Wesen. Treten Sie ein und gestatten Sie es auch mir".

Rosa trat in die geheiligte Umfriedigung ein, und knieete am Grabhügel ihrer Mutter nieder, der Reisende knieete gleichfalls an ihrer Seite hin. Das demüthige und schlichte Gebet des jungen Mädchens riß in dem Herzen des Fremden zweifellos noch blutende Wunden auf, denn in seinen Augen glänzten Thränen.

Als sie hinausgingen, bat er Rosa, ihm ein Gasthaus anzugeben.

Auf die Erwiderung, daß ein solches in dem Dorf gar nicht vorhanden wäre, sprach er die Hoffnung aus, für diese Nacht bei der Lehrerin ein Unterkommen zu finden. Rosa antwortete, daß sie daran nicht im geringsten zweifle, und wandte sich sogleich dem Schulhause zu, wo Ninna bei ihrem Erscheinen zuerst glaubte, den berühmten Befreier zu sehen. Sie fand indessen sein Haar schon zu sehr in's Graue spielend. Als aber alle Einzelheiten des Zusammentreffens erklärt waren, wetteiferte sie mit der Lehrerin, dem Fremden alle mögliche Gastfreundschaft zu erzeigen. Die fetteste Henne wurde geschlachtet und ihm das weichste Lager bereitet. Am meisten wurde jedoch der Fremde von der Unterhaltung der beiden jungen Mädchen angezogen.

Es sprach aus ihnen eine solche Herzensreinheit, und sie legten unbewußt so mannigfaltige Kenntnisse an den Tag, daß er erstaunte, bei Mädchen ihres Standes so viel Fesselndes zu finden.

Bei seiner Abreise am nächsten Tag unterließ er nicht, der Schullehrerin seine Dankbarkeit durch Ueberreichung einiger Geschenke auszudrücken, und zu versichern, daß er glücklich sein würde, die von ihr empfangene Gastfreundschaft erwidern zu können.

Zugleich bat er sie, an dem in drei Tagen stattfindenden Geburtstag seiner Tochter, die auch Ninna heiße, den beiden Mädchen zu erlauben, ihn zu besuchen und sie zu begleiten, wenn sie an einem kleinen ländlichen Feste Theil nehmen wollte, welches er seiner Familie gäbe. Der Vorschlag war in verbindlicher Weise gemacht; Derjenige, von dem er ausging, erschien so vertrauenswerth, die beiden Mädchen sahen die Lehrerin mit so beredten Mienen an, daß diese ihre Einwilligung nicht versagen konnte. Der Fremde fügte hinzu, daß er in der Villa Frapoli wohne, daß dorthin täglich eine Landkutsche käme, die nicht weit von dem Thal vorüberfahre, in dem er Rosa getroffen habe. In dem Landhause

selber sollten sie, um ihn zu treffen, sich nur an den Pförtner wenden und nach Herrn Matthieu fragen. Er wiederholte seine Einladung nochmals und entfernte sich dann.

Selbst wenn die Lehrerin ihr Versprechen hätte vergessen wollen, so würde sie doch durch die jungen Mädchen daran erinnert worden sein.

Die drei Tage verflossen in lebhafter Ungeduld und wurden durch Pläne und Vorbereitungen ausgefüllt. Die Schullehrerin konnte die jungen Mädchen nicht begleiten, denn sie wurde durch ihre Pflichten in Santalbo zurückgehalten. Jede der Schwestern band am Abend des dritten Tages einen schönen Strauß.

Am andern Morgen zogen sie ihre Sonntagskleider an und anmuthiger noch als die Blumen, die sie trugen, schlugen sie den Thalweg ein.

Je mehr sie sich dem Thal näherten, desto heftiger schlug Rosas Herz; das junge Mädchen warf unruhige Blicke um sich, ihre Wangen glühten im Purpur, sie drückte den Arm der Schwester, die sie lächelnd beobachtete. Aber sie durchschritten das Thal, ohne Jemand zu treffen, und Rosa wurde wieder bleich. Ihre Hand sank wie kraftlos herunter, und ein Schleier der Melancholie breitete sich über ihre Augen.

„Rosa", sagte die Schwester, sie zärtlich umarmend, „wir gehen in das Haus eines Edelmannes; was sagst Du dazu? Könnten wir dort nicht vielleicht Jemand aus unserer Bekanntschaft treffen?"

Diese Idee, die Ninna scherzend hervorplauderte, schien Rosas Herz mit neuer Hoffnung zu beleben. In ihrem Antlitz prägte sich von Neuem Freude aus, und sie setzte mit leichterem Schritte den Weg bis zur Landstraße fort; dort machten sie Halt, um zu warten.

Eine halbe Stunde später kam der Wagen; sie nahmen Platz und bezeichneten dem Führer die Villa Frapoli. Die Fahrt währte vier Stunden.

Die Post hielt endlich vor einer großen Gitterthür, durch welche hindurch man in eine schöne Baumallee und ein Lustwäldchen blicken konnte. Unmittelbar beim Eingang stand ein kleines Häuschen, dessen Wände mit Rosen umrankt waren. Augenscheinlich war dieses die Portierwohnung. Die jungen Mädchen stiegen aus, klopften an und sahen bald darauf einen älteren Mann heraustreten, der sie durch das Gitter fragte, wen sie zu sprechen wünschten.

„Herrn Matthieu", erwiderte Rosa.

„Ah, Herrn Matthieu", sagte der alte Pförtner lächelnd, „bitte, treten Sie näher".

Er ließ die beiden Schwestern eintreten und bat sie, zu warten, bis er Herrn Matthieu benachrichtigt hätte.

Bald darauf erschien derselbe.

Sowie er die jungen Mädchen von Weitem sah, breitete er seine Arme gegen sie aus, dann nahm er mit sichtbarem Vergnügen ihre Blumensträuße und reichte ihnen die Arme, um sie zu geleiten. Staunend schritten die armen Landkinder durch die prachtvollen Alleen, die sich bald hoch und gerade, wie ein Laubwall hinstreckten, bald künstlich in ihren Wipfeln gestutzt, sich bogenförmig wölbten.

Kunst und Luxus vereinigten sich hier mit der verschwenderischen Fülle der Natur. Hier strahlten im Sonnenlicht die schönsten Rasenplätze mit den seltensten Blumen, dort sprudelte in den verschiedensten Formen das Quellwasser aus Marmorgruppen, weiterhin sah man Wasserfälle, künstliche Grotten, Lauben; ganz von Schlingpflanzen überwuchert.

„Und wem gehört dieses Paradies?" fragten die jungen Mädchen, kaum ihren Augen trauend. In ihrem heimathlichen Dorf hatten sie ähnliche Wunder nicht einmal im Traum gesehen.

„Es gehört dem Fürsten Frapoli", erwiderte ihr Führer. „Hier ist seine Wohnung".

In diesem Augenblick traten sie aus dem Schatten der Bäume und befanden sich einem prachtvollen Palast gegenüber, glänzender selbst, als sie sich den Aufenthalt eines Königs vorstellten. Sie gingen durch ein großes, mit Sculpturen geschmücktes Portal hinein.

„Ihre Kinder wohnen also wohl bei dem Fürsten", fragte Ninna fast erschrocken.

„Nein", sagte lachend Herr Matthieu, „ich führe Sie nur in ein Zimmer, in welchem Sie sich etwas ausruhen und Ihre Toilette ein wenig in Ordnung bringen können. Ich werde Ihnen eine Dienerin zu Hilfe schicken und Sie dann abholen, damit Sie meine Töchter kennen lernen".

Er öffnete eine Thüre, führte sie hinein und ließ sie allein.

Als die beiden Schwestern Hand in Hand eingetreten waren, blieben sie vor Bewunderung unbeweglich und stumm stehen, den Bildern vergleichbar, die das Gemach schmückten. Wohin ihr Blick fiel, sahen sie seidene Gewebe, persische Teppiche, köstliche Holzarbeit, Silber und Alabaster. Erst durch die Ankunft eines Kammermädchens, die, wie sie sagte, zu ihrer Hilfe beim Wechseln der Kleider geschickt war, wurden sie in die Wirklichkeit zurückgerufen.

„Die Kleider zu wechseln!" sagte Rosa, dunkelroth vor Verlegenheit. „Aber ... wir haben keine anderen mitgebracht".

„Sie brauchten auch gewiß keine mitzubringen", entgegnete die Kammerzofe, einen großen Schrank öffnend; „hier finden Sie Toiletten zum Wechseln".

Rosa warf einen fragenden Blick auf Ninna.

„Es scheint", flüsterte sie ihr zu, „nicht passend, wenn wir in diesen Kleidern bleiben".

Innerlich über die Einfachheit ihres Landlebens seufzend, überließen sie sich den Händen der Kammerzofe, die sie mit wohlriechendem Wasser wusch, ihr Haar parfümirte und ihre groben Kleider, deren Berührung ihre zarten Glieder zu verletzen schien, durch weichere, feinere ersetzte, deren eleganter, wenn auch einfacher Schnitt die ganze Schönheit ihrer Figur zur Geltung brachte. Durch ihre Haare wurden Perlenschnüre gezogen, deren von ihnen ungeahnter Werth viele tausend Lire betragen mochte.

Als sie sich nach Beendigung ihrer Toilette gegenseitig betrachteten und in die großen Spiegel mit Goldrahmen blickten, welche die Pfeiler schmückten, waren

sie von ihrer eigenen Schönheit überrascht. Ebenso erstaunt war ihr Freund, als er kam um sie abzuholen. Er blieb einige Augenblicke stehen, ließ schweigend seine Blicke auf ihnen ruhen und konnte sich nicht satt an ihnen sehen. Die beiden jungen Mädchen, erröthend und verlegen in den ungewohnten stattlichen Kleidern, hatten kaum den Muth, zu ihm zu gehen.

Endlich kam er auf sie zu, küßte sie auf die Stirn, nahm sie bei der Hand und führte sie aus dem Gemach.

IV.

Nachdem die jungen Mädchen mit ihrem Führer eine prachtvolle Marmortreppe erstiegen und mehrere Prunkgemächer durchschritten hatten, kamen sie zu einer Thüre, an welcher zwei Männer in goldbetreßter Kleidung Wache hielten.

Nach der Idee der beiden Schwestern waren dies Generale oder wenigstens hochgestellte Offiziere, in Wahrheit aber barg diese reiche Uniform nur zwei Lakaien. —

Sie öffneten geräuschvoll beide Thürflügel und zur großen Bestürzung der beiden jungen Mädchen meldeten sie mit lauter Stimme:

„Der Fürst Frapoli!"

Der Saal, in welchen sie hineingeführt waren, strahlte von Gold, und zahlreiche, elegant gekleidete Herren und Damen belebten ihn. — Dem als Fürst Frapoli angekündigten Herrn eilte bei seinem Erscheinen Alles entgegen. Er selber, inmitten der edlen Versammluug, hielt die jungen Damen an der Hand und sprach:

„Meine theuren Freunde, ich habe heute Sie alle zu einem Familienfeste eingeladen und danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir erzeigen, indem Sie einer Einladung folgten, die Sie nicht verstehen konnten. Und Euch, theure Kinder, habe ich versprochen, meine Töchter zu zeigen. — Ich erfülle meine Versprechungen. Dies sind meine Töchter," fügte er hinzu, indem er die beiden jungen Landmädchen in seine Arme schloß. „Ihr seid meine Töchter, Ihr seid die Prinzessinnen Frapoli!"

Nach dieser, von dem Fürsten so unerwartet abgegebenen Erklärung beeilten sich die Anwesenden, ihre Glückwünsche darzubringen. Die beiden Schwestern, vor innerer Bewegung stumm, wagten nicht, sich ihrem Vater in die Arme zu werfen, den sie auf so unerwartete Weise gefunden hatten und der ihnen noch fremd war — sie umarmten einander und brachen in Thränen aus.

Der Fürst nahm den Ring von Rosas Finger:

„Hier", fuhr er fort, „der Trauring, den meine heißgeliebte Gattin meiner Tochter gegeben hat; der Reif trägt meinen Namen: ‚Ferdinand, principe Frapoli'. Wer meine Frau gewesen ist, wäre überflüssig zu fragen, denn sie weilt nicht mehr unter den Lebenden. Ist es mir nicht gelungen, sie glücklich zu machen, sie, die ich nie vergessen und die ich bis zu meinem Tode lieben werde, so will ich wenigstens, daß sie beseligt aus der Höhe auf das Glück ihrer Kinder herabblicke".

Darauf zog er sich mit seinen Töchtern in eine Ecke des Saales zurück und erzählte ihnen seine Lebensgeschichte.

Als Napoleon die Geschicke der Völker in seinen Händen hielt, bestimmte den Fürsten Frapoli die geheime Hoffnung, daß die Unabhängigkeit Italiens aus seiner Herrschaft hervorgehen würde, sich schleunigst in geheimer Mission zu dem Sieger zu begeben, und zwar gerade damals, als er den letzten Brief an seine Frau schrieb. Von diesem Augenblick an mußte er den Schritten Bonapartes folgen und denselben auf dem russischen Feldzug begleiten. Dort gerieth er in Gefangenschaft, wurde viele Jahre an den äußersten Enden der Erde zurückgehalten und erhielt nicht die Erlaubniß, in irgend welchem Verkehr, selbst nicht durch Briefwechsel, mit seinem Vaterlande zu stehen. Als er endlich seiner Fesseln ledig, sich in die Arme seiner Gattin, die ihm theurer war als selbst sein Leben und seine Freiheit, stürzen wollte, fand er sie todt, in dem Augenblicke, wo auch alle anderen Hindernisse gehoben waren, die ihn früher zwangen, diese Ehe geheim zu halten.

Nach dieser kurzen Erzählung seiner Erlebnisse stellte er seinen Töchtern jedes Mitglied der Gesellschaft einzeln vor; alle waren in näherem oder entfernterem Grade mit der Familie verwandt, in welche die jungen Mädchen jetzt eintraten, und der Fürst selbst war glücklich darüber, nach so langer Abwesenheit die Bekanntschaft mit allen seinen Verwandten zu erneuern.

„Mein theures Kind“, sagte er unter Anderem zu Rosa, „ich habe Dich noch einem meiner Freunde vorzustellen, dem Du eine besondere Dankbarkeit schuldest. Er hat die elenden Räuber verjagt, die Euch in solchen Schrecken setzten“.

Das junge Mädchen erröthete tief bei diesen Worten; ihr Herz schlug zum Zerspringen, und ihre Blicke schweiften unruhig durch den ganzen Saal.

„Hier ist er, meine liebe Rosa“, fuhr der Fürst fort: „Der Graf Philipp Siccardi“.

Rosa richtete schnell ihre Blicke zu dem Herantretenden auf; aber sie wäre beinahe in Thränen ausgebrochen, als sie einen ihr vollständig fremden Offizier vor sich sah. Sie grüßte kalt und sprach kein Wort zu ihm, was er ihrer mangelhaften Weltkenntniß zuschrieb.

Und doch war er, wie ihre Schwester Ninna ihr nachher bemerkte, die Alles verstohlen beobachtet hatte, ein junger, eleganter Offizier, in reicher, goldbesetzter Uniform und mit großen blauen Augen.

Als sie sich später in den Eßsaal begaben, bat der Fürst Frapoli den Grafen Siccardi, seine Tochter zu Tisch zu führen, womit er augenscheinlich Rosa meinte. Aber sei es, daß der junge Offizier ihn falsch verstanden, oder daß er in Folge des unfreundlichen Empfangs des jungen Mädchens sich so stellte, er reichte Ninna seinen Arm.

Mitten unter dieser großen Zahl Fremder, die Alle höheren Gesellschaftskreisen angehörten als denjenigen, in welchen die beiden Schwestern bisher gelebt hatten, waren dieselben natürlich recht verlegen. Aber sie wurden bald durch das Wohlwollen und freundliche Entgegenkommen der fürstlichen Gäste ermuthigt,

die sie übrigens durch ihre naive Einfachheit weit mehr für sich einnahmen, als es Andere durch das allergesuchteste Wesen hätten thun können. Sie besaßen auch genug natürlichen Verstand, um bald die feinen Manieren anzunehmen, durch welche sich die höchsten Klassen der Gesellschaft auszeichnen. Auch sorgte der Fürst dafür, daß durch geeignete Lehrer die Lücken ihrer ersten Erziehung ausgefüllt wurden.

Wie wohl anzunehmen war, kehrten sie nicht wieder in das Dorf zurück. Am Tage nach ihrer Ankunft sandte der Fürst der Lehrerin nach Santalbo eine Geldsumme, welche ausreichte, ihr ein sorgenfreies Alter zu sichern, und schrieb ihr, daß die beiden jungen Mädchen nicht mehr zurückkehren würden, da sie ihren Vater wiedergefunden hätten.

Von diesem Augenblicke an dachte er nur daran, die natürlichen Gaben seiner Töchter zu vervollkommnen und an ihrem Glück zu arbeiten.

Die Villa Frapoli war ein angenehmer Aufenthalt. —

Auf dem lieblichen Abhang eines Berges erbaut, gewährte sie einen weiten Umblick und bot eine sich bis an das Meer erstreckende Aussicht. Von dort her wurde die Luft durch feuchte Winde angenehm gekühlt. Ebenso sicherten geschickt durch Menschenhände geleitete Bäche, Springbrunnen, die mit hohen Bäumen wetteiferten, die man für Krystallbäume halten konnte, eine fortwährend frische Temperatur. Aus dem blühenden Gesträuch ertönte der liebliche Sang zahlloser Vögel, den Blüthen entströmten die mannigfaltigsten Wohlgerüche; diese natürlichen Reize vereinigten sich mit den Genüssen, die ein unermeßlicher Reichthum, dargeboten mit der ganzen Sorgfalt der Vaterliebe, zu verschaffen vermag.

Eben so wenig fehlte den beiden jungen Mädchen der Umgang; der Umgang, welcher die Ungezwungenheit des Benehmens ausbildet und oft jede andere Erziehung ersetzt. Fortwährend fanden die Besuche zahlreicher Freunde und Verwandten statt, und das fürstliche Haus, durch die Gegenwart der beiden Schwestern neu belebt, hallte wieder von Gesang und Tanz. Der Graf Philipp Siccardi war einer der ständigen Besucher des Schlosses; bisweilen brachte er mehrere Tage daselbst zu, angeblich weil die Lage des Schlosses ihm die Beobachtung der Räuber, deren Verfolgung ihm anvertraut war, sehr erleichterte. Dieses war der Vorwand, den er Anderen, vielleicht auch sich selbst gegenüber brauchte, aber der wahre Beweggrund verrieth sich in seinem Benehmen nur zu deutlich und blieb Niemandem verborgen. Bei den gemeinschaftlichen Spaziergängen suchte er die Gelegenheit, Ninna den Arm anzubieten, bei Tisch traf es sich stets, daß er neben Ninna Platz nahm, die verschiedensten Umstände veranlaßten ihn, auf den Bällen wieder und wieder mit Ninna zu tanzen; mit ihr trieb er Gesangstudien, seine Unterhaltungen mit Ninna waren ohne Ende; es war augenscheinlich, daß er sie liebte. — Mit derselben Sicherheit ließ sich auch annehmen, daß ihrerseits Ninna der junge Offizier nicht gleichgiltig sei. Wenn dem nicht so wäre, warum hätte sie sich sonst den Anschein gegeben, ihn zu vermeiden, und eher mit jedem Anderen als mit ihm gesprochen? Und warum, wenn sie auf sich zu achten vergaß, suchten ihn ihre Blicke? Warum erglänzten ihre Augen vor Freude, sobald

sie ihn sah, warum umspielte ihre Lippen ein Lächeln, wenn sie ihn Anspielungen machen hörte, die für alle Anderen bedeutungslos, für sie aber voller Sinn waren? Sie war eben zu natürlich und einfach, so daß ihr Gefühl, welches sie in der Tiefe ihrer Seele zu bewahren glaubte, gegen ihren Willen hervorbrach und leicht von ihrer Umgebung errathen werden konnte. Warum aber sollte sie es auch verbergen? Ihr Vater hatte nur einen Wunsch, seinen Töchtern einen Gatten zu geben, des Ranges würdig, zu dem er sie erhoben hatte, und im Stande, sie zu beglücken. Er hatte den Grafen Siccardi liebgewonnen und billigte dessen Bewerbung. Bald erschloß der Graf Ninna sein Herz, die zwar erröthete, ihn aber nicht zurückwies; darauf eilte er zu dem Fürsten, der ihn in seine Arme schloß und als Sohn willkommen hieß.

Einige Tage später fand die Verlobungsfeierlichkeit statt, und von diesem Augenblick an verbrachte er jeden freien Moment auf der Villa, sobald seine Zeit nicht gebieterisch durch die Verfolgung der Räuber beansprucht wurde, deren Schrecken und Geißel er war.

Ninna war überglücklich. —

Nichts desto weniger versicherte sie ihre Schwester, sie innig umarmend, unaufhörlich, daß sie sich nicht verheirathen würde, bevor ihre geliebte Rosa nicht auch ihre Wahl getroffen habe; sie wollte, daß beide Hochzeiten an einem Tage stattfinden sollten.

Bei diesen Worten lächelte Rosa bitter, ohne zu antworten. Ihre Schönheit entfaltete sich jetzt in ihrem ganzen Reiz. Ihre neue Lebensstellung hatte ihre natürliche Anmuth geadelt und verfeinert, und eine sanfte Schwermuth, die über ihrem ganzen Wesen ausgebreitet war, verlieh ihr einen poetischen, unwiderstehlichen Zauber. Daher war sie auch viel umworben, und eine große Zahl der jugendlichen Gäste des Schlosses brachten ihr ihre Huldigungen dar. Sie war höflich, gütig und zuvorkommend gegen Jedermann, ebenso aber auch gleichgiltig gegen Alle.

Eines Tages war Fürst Frapoli nach Neapel gereist. Die beiden Schwestern saßen in einem wohlgepflegten Treibhaus, in dessen kühlem Schatten die seltensten Pflanzen des Nordens dem Südlande acclimatisirt wurden.

Dort verbrachten die jungen Mädchen oft die heißesten Stunden des Tages. Ninna im vollen Genuß des sorglosen Lebens, wiegte sich in einer Hängematte, die von goldgesticktem Kaschmir war und in zwei an der Wand glänzenden Goldringen hing. Sie überließ sich einer süßen Träumerei, die Rückkehr ihres Bräutigams erwartend. Rosa, zu ihren Füßen sitzend, hatte ihrer Lieblingszerstreuung, der Guitarre sich zugewandt, legte sie aber bald wieder hin; sie versuchte es mit einem Buch, blätterte aber nur darin; denn ihr Geist und ihre Blicke schweiften in anderen Fernen. Inmitten des Glanzes dieses wonnevollen Lebens, welches der Traum ihrer Kindheit war, gedachte sie des armseligen Dorfes; vom Dorfe aus gelangte sie zu dem kleinen Thal, und ihre Einbildungskraft zauberte ihr jene Scene mit den Räubern und alle ihre Schrecken wieder vor ihre Seele, aber auch das Bild des schönen jungen Mannes, der sie gerettet hatte. Die Erinnerung an diesen Unbekannten wurde täglich bei dem jungen Mädchen lebhafter.

Plötzlich hörte man vom Eingang des Gartens her Flintenschüsse und wildes Geschrei.

„Philipp, Philipp wird getödtet!“ rief Ninna mit dem Instinct der Liebe und stürzte aus dem Glashaus. —

Auch Rosa erhob sich, nicht weniger erschrocken, und ohne Verständniß dessen, was eigentlich vorging. Als sie ihrer Schwester folgen wollte, erblickte sie wild aussehende Gestalten, welche sie an die Banditen von Santalbo erinnerten. Mit gezückten Säbeln liefen sie nach dem Glashaus, dessen Ausgang sie ihr fast abschnitten.

Außer sich, zitternd, sah sie sich in derselben fürchterlichen Gefahr, die ihr schon einmal gedroht hatte. Sie floh in den Pavillon zurück, und durch die prächtige Hängematte verborgen, die sie den Blicken entzog, gelangte sie ungesehen durch eine Glasthür in den inneren Raum des Treibhauses, schloß die Thür und fiel fast leblos inmitten der exotischen Bäume, die man dort pflegte, und deren breite Blätter sie den Augen der Banditen entzogen, nieder. —

In diesem Augenblick stürzten die Räuber in das vordere Gemach des Glashauses, in der Verfolgung eines bereits waffenlosen Mannes begriffen, in dem Rosa sofort den Grafen Siccardi erkannte.

Die erste Regung ihres Herzens gebot dem jungen Mädchen, dem Bräutigam ihrer Schwester zu Hilfe zu eilen, oder wenigstens laut um Hilfe zu rufen; aber der Schreck lähmte ihre Zunge, auch überkam sie der Gedanke, wie nutzlos jede Bewegung ihrerseits sei und nur sie selber den Händen der Uebelthäter überliefern würde. So blieb sie unbeweglich und stumm, mit ihren Augen, die noch ganz starr vor Schrecken waren, durch das dichte Laubwerk hindurch auf's Aufmerksamste alle Vorgänge beobachtend.

Als Siccardi eingetreten war, wurde es ihm klar, daß an einen Rückzug nicht zu denken sei. Da wandte er sich plötzlich um, dem Löwen oder dem Eber gleich, den die Jäger umstellt haben.

Er stürzte sich auf einen der Banditen, der ihr Anführer zu sein schien und der auch allein eine Maske trug, um ihm seine Waffen zu entreißen. Aber der Räuber war stark, und es entspann sich ein Kampf, in welchem Siccardi, wüthend über sein Unterliegen, die Maske seines Gegners ergriff und herunterriß.

„Das mußt Du mit dem Tode büßen“, rief der Räuber, sein Gesicht entsetzlich verzerrend, indem er seinen Degen erhob, um ihn zu durchbohren.

Zwei Räuber hatten sich indessen Siccardis bemächtigt und ihm die Hände gefesselt.

„Sei es!“ sagte der Anführer und nahm seine Maske wieder vor; „todt ist er allerdings nicht mehr zu fürchten, lebend aber kann er uns von Nutzen sein. „Verwegener!“ fügte er hinzu und wandte sich an den Gefangenen, „von dem Augenblicke an, wo Du meine Züge sahst, kann nur der Tod Deine Ketten brechen“.

In diesem Augenblick ertönte ein schriller Pfiff, auf den die Banditen beunruhigt antworteten.

„Knebelt ihn und laßt uns fliehen“, rief der Mann mit der Maske.

Man knebelte den Grafen in roher Weise, vier Bewaffnete nahmen ihn in ihre Mitte und Alle stürmten eilig fort, auf geheimen Wegen sich in die Berge flüchtend.

Gleich darauf trafen die Soldaten Siccardis ein, welche den Räubern aufgelauert und sie auch, allerdings zu spät, bemerkt hatten.

Sie fanden daher auch die, welche sie suchten, nicht mehr; aber als sie die innere Thür des Treibhauses erbrochen hatten, sahen sie Rosa bewußtlos auf dem Boden hingestreckt.

Sie ließen ihr alle Sorgfalt angedeihen, und es gelang ihnen, sie wieder zum Leben zurückzurufen.

Darauf begaben sie sich in's Schloß und fanden den Geldschrank erbrochen und geplündert; alle Dienstboten, mit ihnen Ninna, waren in einen dunklen Keller eingesperrt, weniger durch Fesseln als durch den lähmenden Schrecken festgehalten.

„Wo ist der Graf Siccardi? Wo ist Euer Anführer?“ rief Ninna, sobald sie in Freiheit war.

Die Soldaten sahen sich gegenseitig, ohne zu antworten, an.

„Oh, sie haben ihn getödet, ich sehe es, er ist ermordet, sagt es mir, er ist todt!“ rief sie außer sich und schlug die Hände vor das Gesicht.

Rosa stürzte in ihre Arme und sagte, noch unter dem Eindruck der heftigen Gemüthsbewegung heiße Thränen vergießend:

„Fasse Dich, theure Ninna, er ist nicht todt, ich war Zeugin der Vorgänge, sie haben ihn nur gefangen fortgeführt; aber er lebt, und ich habe es aus der Räuber eigenem Munde gehört, daß sie ihn nicht tödten wollen“.

An demselben Tage kehrte der Fürst von seiner Reise zurück und erfuhr die Plünderung seines Hauses.

Als er die Verzweiflung seiner Tochter sah, suchte er sie auf alle erdenkliche Weise zu trösten, er sagte ihr, daß die Räuber Siccardi in der Hoffnung auf ein Lösegeld mitgeschleppt hätten, daß seine Familie reich sei und ihn sofort frei kaufen würde, daß er übrigens selbst auch bereit wäre, den letzten Heller seines Vermögens herzugeben, um die Freiheit seines Freundes zu erlangen.

Ninna warf sich ihrem Vater zu Füßen, bedeckte seine Hände mit Küssen und benetzte sie mit ihren Thränen.

Unglücklicherweise sollte aber ihr Schmerz nicht so bald gestillt werden.

Dieser Handstreich Capreras war wohl der kühnste, den der Bandit während seiner Verbrecherlaufbahn begangen hatte; er war dazu durch die Nothwendigkeit getrieben, sich seines gefährlichsten Feindes zu entledigen, durch dessen Energie und Geschicklichkeit die Existenz seiner Bande beständig bedroht wurde. Auch hatte er darauf gerechnet, daß Siccardi, durch seine Liebesgedanken zerstreut, jetzt leichter zu überraschen sein würde. Außerdem bildeten die Raubgier nach den Reichthümern des Fürsten auch einen Hauptgrund, dieses kühne Unternehmen zu wagen:

und dann vermuthete er, daß Fürst Frapoli, der erst kurze Zeit im Lande wohnte und die Gefahren nicht genügend kannte, sein Schloß nur unvollkommen befestigt habe.

Indessen am hellen Mittag ein bewohntes Haus, das Eigenthum eines der ersten Aristokraten, anzugreifen und zu plündern, einen Offizier gefangen fortzuführen, das waren doch wohl Verbrechen, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden, nicht unbestraft bleiben konnten.

Caprera konnte sich das nicht verhehlen und traf danach seine Maßregeln.

Von nun an sah und hörte man nichts mehr, weder von ihm, noch von seinen Mitschuldigen. Alle Nachforschungen, alle Anstrengungen, Versprechungen und Drohungen Seitens der Polizei waren resultatlos; bald verbreitete sich auch das Gerücht, daß er bei seiner Flucht über das Meer mit seiner Bande und seinem Gefangenen umgekommen sei. In Folge der entsetzlichen Ereignisse erkrankten die beiden jungen Mädchen sehr gefährlich. Die heftigen Gemüthsbewegungen, welche sie erschüttert hatten, wirkten nachtheilig auf ihr Nervensystem, und riefen einen bedenklichen Zustand hervor. Ninna hatte, wie nur zu natürlich, länger zu leiden, da die Ueberzeugung, Siccardi sei getödtet worden, er würde ihr niemals wiedergegeben werden, er sei den Räubern zum Opfer gefallen, sie in Verzweiflung setzte.

Und dennoch, wie sie ehemals immer ihre Mutter erwartet hatte, so erwartete sie auch ihn wieder und wieder; sie fragte Rosa beständig, ob er noch nicht wiedergekommen sei; und noch ehe ihre Schwester antworten konnte, schwamm sie von Neuem in Thränen, weil sie sich sagte, daß er nicht wiederkehren würde.

So vergingen mehrere Monate. Endlich trug ihre Jugend den Sieg über die Krankheit davon, und die beiden Schwestern schritten zur Genesung.

„Geliebte Ninna“, sagte eines Tages ihre Schwester, sie küssend, „ich weiß, ohne daß Du es mir sagst, wie unheilbar die Wunde Deines Herzens, wie unversiegbar die Quelle Deiner Thränen ist. Aber, geliebte Schwester, denke an unseren Vater! Unsere Pflicht ist es, ihm sein Leben zu versüßen, ihn nicht zu betrüben. Wir müssen unsere Thränen in uns verschließen, unser Vater darf nur unser Lächeln sehen“.

„Ja, Du hast Recht“, erwiderte Ninna; „von nun an will ich immer lächeln“. Dieses sagend, brach sie in Thränen aus.

Seit dieser Zeit schwebte, so oft sie mit ihrem Vater redete, stets ein Lächeln auf ihren Lippen. Aber dieses Lächeln war bitterer als die Thränen, und die bleiche Farbe des jungen Mädchens war nicht die einer genesenden Kranken, sie gab viel eher Zeugniß von heftigen inneren Qualen. Ihr Kummer schien auch auf ihre Schwester zurückzuwirken. Und in der That, trotz ihrer anscheinenden Heiterkeit sah man, daß Rosa's Augen nicht mehr in demselben Feuer strahlten, man ahnte, daß die Fassung, die sie zur Schau trug, der Deckmantel der Verzweiflung war. Allein sie verließ Ninna keinen Augenblick und befleißigte sich sogar, sie zu stützen und sie wie eine Kranke zu behandeln; sie weinte mit ihr und

wog durch ihre Schwesterliebe allen Zwang auf, den die Tochterliebe von ihr forderte.

Der Fürst, dessen Leben nur den einen Zweck, das Glück seiner Kinder kannte, erschöpfte sich in Gründen, die Ninna trösten sollten, und setzte Alles daran, ihr Herz der Freude wieder zu gewinnen. Er ersann und bereitete ihnen fortwährend neue Zerstreuungen, deren Wirkung wahrscheinlich eine seinen Wünschen entgegengesetzte war, die aber von den jungen Mädchen mit kindlicher Ergebung hingenommen wurden, um ihm keinen Kummer zu bereiten.

So beschloß er, zur Feier seines Geburtstages einen großen Ball in seiner Villa zu geben, und sagte zu seinen Töchtern, er hoffe, daß sie aus Liebe zu ihm für diesen Abend jeden trüben Gedanken verbannen und ihre alte Heiterkeit wieder erlangen würden.

Ninna hörte das beklommenen Herzens und schwieg. Rosa küßte ihren Vater und versprach Alles zu thun, um ihn zufrieden zu stellen.

Es war das erste Fest, welches der Fürst nach seiner Rückkehr aus Neapel gab. Er machte es sich daher zur Ehrensache, allen nur möglichen Glanz zu entfalten, und lud die ganze Aristokratie Neapels ein, mit der er seine alten verwandtschaftlichen Beziehungen erneuern wollte, außerdem auch alle vornehmeren Freunde, welche sich damals in der Hauptstadt aufhielten.

So erglänzte an jenem Abend die Villa im hellsten Kerzenglanz, als loderte sie in Flammen, und Alles in ihr strahlte von Gold und Silber. Von allen Seiten führten Wagen die Gäste herbei; der Fürst empfing die Geladenen mit besonderer Auszeichnung, in Mitten seiner beiden Töchter, deren Schönheit, durch die reiche Umgebung noch gehoben, in ihrem vollsten Zauber zur Geltung kam. Ninna schien die letzte Spur des Kummers in ihrem Herzen verwischt zu haben, aber der innerliche Kampf, den sie kämpfte, mußte wohl um so fürchterlicher sein, als sie ihn völlig in ihrer Seele verschloß, ohne daß das geringste Anzeichen ihn verrieth.

Die Gesellschaft war bereits einige Zeit in den Sälen versammelt, die Klänge der Musik ertönten, und der Tanz hatte begonnen, als zwei neue Gäste erschienen, die den Fürsten gleich am Eingang begrüßten.

Der Fürst ließ seine Blicke um sich schweifen, winkte Rosa, sobald er sie sah und stellte ihr die beiden ungarischen Edelleute, den Grafen Zagadin und Herrn von Vaimak vor. Der Graf richtete einige verbindliche Worte an das junge Mädchen und folgte dem Fürsten in den Speisesaal.

IV.

Rosa hatte dem Fremden nicht ein Wort erwidert; als Jener sich mit ihrem Vater entfernte, rührte sie sich nicht und blieb gleich einer Salzsäule stehen. Es war, als ob sie ein Medusenhaupt erblickt hätte und durch diesen Anblick zu Stein geworden wäre. Und in der That wurde sie bleich wie Marmor; alles Blut wich aus ihren Wangen und Lippen und strömte dem Herzen zu; hätte sie sich nicht an der Thür stützen können, so wäre sie ohnmächtig niedergesunken.

Dann aber nahm sie alle Kraft zusammen, suchte sich zu fassen und ließ ihre Blicke umherschweifen, um Ninna zu entdecken. Als sie dieselbe nicht sah, durchflog sie eilenden Fußes das erste Zimmer, ebenso auch die anderen Säle, bis sie im letzten die beiden Ungarn sah, die sich am Spiel betheiligten und im Pharao Haufen Goldes aussetzten.

Bei diesem Anblick war sie einer neuen Ohnmacht nahe; ein seltsamer Druck preßte ihr Herz zusammen, eine Art Entsetzen prägte sich auf ihrem Gesicht aus; sie stürzte aus dem Gemach und fuhr fort, ihre Schwester zu suchen. Da sie dieselbe nirgends fand, eilte sie, die Wahrheit errathend, in ihr Schlafgemach. Dort fand sie Ninna, auf ihr Lager hingestreckt. Aus ihrem aufgelösten Haar hatte sie die Blumen herausgerissen, und ihr Schluchzen war im ganzen Zimmer zu vernehmen. Ihr so lange zurückgehaltener Schmerz war mit doppelter Heftigkeit hervorgebrochen. Erschüttert nahte sich ihr Rosa und erfaßte ihre Hand.

„Nein“, rief Ninna, „nein, länger kann ich ihre Fröhlichkeit nicht ertragen; ich kann an ihren Tänzen, an ihrer Freude nicht mehr theilnehmen, während ich den Tod im Herzen trage. Was sollen mir diese Blumen, dieser Schmuck, diese Diamanten. Er, er liegt im Grabe. Bringt auch mir einen Trauerkranz“.

„Ninna, meine geliebte Ninna, was bedeuten diese unseligen Worte?“ fragte Rosa weinend.

„Er; der edelste Mann von Allen, der mir Alles opferte, er ist todt, Rosa, todt, und wir, wir können tanzen und lachen! O, mein Herz ist übervoll; noch ein Tropfen fehlte, und dieser ist jetzt dazu gekommen. Wir tanzen auf seinem Grabhügel, wir entehren ihn im Tode“.

„Aber, Schwester, Philipp ist nicht todt; er lebt; Du weißt es auch. Er ist nur von den Räubern gefangen fortgeführt“.

„Er lebt!“ erwiderte Ninna. „O, das willst Du mich nur glauben machen, um mich zu trösten. Gefangener der Räuber; sage lieber, er ist mit ihnen gestorben, oder er seufzt jetzt und für immer in einem dunkeln Kerker, einer Hölle, in den Fesseln dieser wilden Ungeheuer“.

Und von Neuem sich in ihre Kissen zurückwerfend, begann sie mit doppelter Bitterkeit zu weinen.

„Meine geliebte Schwester“, fuhr sie fort, „ich weiß, daß ich Dir schweren Kummer bereite; aber vergieb mir, denn ich bin nicht mehr im Stande, mich zu beherrschen. Glücklicherweise wird dieser Zustand nicht mehr lange dauern; — die Natur ist stärker als mein Wille; — die langen inneren Kämpfe haben meine Kräfte gebrochen. Weine nicht, Schwester, freue Dich vielmehr, denn bald werden meine Leiden ihr Ende erreichen. — Das ist meine letzte, meine einzige Rettung“.

„Nein, meine Ninna, das wird nicht geschehen, es giebt für Dich eine andere Rettung, ja, es wird Dir noch Glück beschieden sein, und Du sollst Dich dessen freuen“.

Sie öffnete die Thür, winkte einem Diener und befahl ihm, den Fürsten zu rufen.

„Warum, geliebte Rosa, willst Du unserem Vater durch meinen Anblick Kummer bereiten? Laß ihm den Glauben, eine physische Krankheit habe mich befallen. Du wirst ihm zur Freude und zum Trost zurückbleiben. Versuche Du seine letzten Lebensjahre zu verschönen und ihm das Glück zu ersetzen, welches ich ihm nahm.

In diesem Augenblick trat der Fürst in das Gemach.

„Meine theure Ninna", sagte er schmerzlich bewegt und küßte sie zärtlich, „Du leidest, mein geliebtes Kind. Ich hoffte, dieses Fest würde Dich erheitern, aber ich sehe, daß ich mich darin täuschte. Dein Zustand erschreckt mich, mein armes Kind".

„Vater", sagte Rosa, „Ninnas Befinden beunruhigt Dich mit Recht; aber tröste Dich; sie ist gerettet. Sage mir, mein Vater, woher kennst Du die beiden ungarischen Edelleute, die diesen Abend als die Letzten kamen?"

„Ich sah sie in Neapel bei einem meiner Bekannten", erwiderte der Fürst, über diese Frage verwundert. „Man stellte sie mir als eben aus Deutschland angekommen vor".

„Vater", sagte Rosa, ihre Kräfte zusammenraffend, „Vater, der, den Du mir als Grafen vorstelltest . . . das ist . . . der Räuber, der Siccardi hinweggeführt hat".

Sie warf sich bei diesen Worten mit einem Thränenstrom ihrer Schwester um den Hals und glitt ohnmächtig zu Boden.

Der Fürst beeilte sich, ihr alle erdenkliche Sorgfalt zu Theil werden zu lassen. Sobald sie wieder zu sich gekommen war, ließ er zwei Kammerfrauen kommen, ging heraus und kehrte mit festem Schritt und lächelnden Antlitzes in den Ballsaal zurück. Von dort begab er sich in den Spielsaal, wo er mit verschiedenen Persönlichkeiten eine Unterhaltung begann, unter Anderem mit einem Herrn in Uniform, dem Präfecten der neapolitanischen Polizei. Er näherte sich alsdann dem Tisch, an welchem die beiden Ungarn spielten, und setzte einige Goldstücke auf die Karten. Wenige Augenblicke später trat ein Diener ein und meldete dem ungarischen Grafen, daß draußen ein Herr sei, der ihn zu sprechen wünschte.

Der Graf schien ein wenig verwirrt, indessen sagte er, daß er sofort wiederkommen würde, und bat den Fürsten, sein Spiel zu überwachen, worauf er hinausging.

Derselbe Diener trat gleich darauf wieder ein und meldete dem andern ungarischen Edeln in derselben Weise, daß der Graf ihn bäte, einen Augenblick herauszukommen. Herr von Vaimak erhob sich und folgte dem Boten.

Keiner von Beiden kehrte an den Spieltisch zurück.

Der Ball, der durch ein prächtiges Abendessen unterbrochen wurde, währte bis drei Uhr Morgens.

Alle Gäste waren von dem Glanz des Festes entzückt und bedauerten nur lebhaft, die Gegenwart der jungen Prinzessinnen zu wenig genossen zu haben, die jedoch nach der schweren, erst vor wenigen Monaten überstandenen Krankheit noch

zu schwach waren, um einer so lange andauernden Festlichkeit bis zu Ende beizuwohnen, und sich daher zeitig zurückgezogen hatten.

Was die beiden angeblichen ungarischen Edelleute betraf, so waren beide von der Polizei ergriffen und weggeführt worden, und zwar nicht zusammen, sondern Jeder für sich. Sie wurden in zwei getrennte, enge Kerkerzellen eingesperrt, und der Polizeipräfect begab sich sofort zu Demjenigen, der sich Graf Zagadin genannt hatte, um ihn zu verhören. Dieser empfing ihn mit einer gewissen Keckheit; er bezeichnete es als ein sehr kühnes Wagniß, an einen ungarischen Grafen Hand zu legen, wies seinen Paß vor und drohte ihm mit dem ganzen Zorn der österreichischen Regierung.

Der Präfect suchte alsdann Herrn von Vaimak auf. Feige, wie die meisten dieser Elenden, lag er in einer Ecke und weinte. Der Polizeidirector näherte sich ihm und sagte sanft:

„Weinet nicht, es giebt für Euch noch ein Mittel, Euer Leben zu erkaufen; ich hafte Euch dafür".

Bei diesen Worten erhob sich der Räuber; in seinen Augen erglänzte Freude und Hoffnung.

„Ihr seid in unserer Gewalt", fuhr der Präfect fort; „alle Maßregeln sind ergriffen, um jede Flucht zu verhindern. Euer Mitschuldiger hat Alles gestanden, aber er darf nicht auf Gnade hoffen. Helfet der Obrigkeit bei ihren Nachforschungen und Ihr sollt gerettet sein. Wollt Ihr?"

„Wenn Caprera geständig ist", erwiderte der Bandit zitternd, „will ich nichts verbergen. Aber ich bin doch auch sicher, mir mein Leben zu erhalten?"

„Das hängt von der Genauigkeit Eurer Aussagen ab. Der Graf Zagadin ist also Caprera?"

„Hat er es denn nicht selber eingestanden", fragte zögernd der Räuber?

„Allerdings, und wie Ihr sehet, haben ihn Andere verrathen. Aber Ihr selber müßt es bestätigen, um Euer Leben zu retten".

„Ja, er ist es", sagte der Räuber, jeden Widerstand aufgebend.

„Und woher hat er den Paß eines ungarischen Grafen?"

„Er hat den Grafen und seinen Reisegefährten, die beide Italien durchreisten, getödtet und die Pässe genommen, einen für sich, den anderen für mich".

„Wo ist der Schlupfwinkel seiner Bande?"

„Die Meisten sind augenblicklich zerstreut, Einige halten sich im Kirchenstaat auf, wohin Caprera seine Schätze gebracht hat, und eine kleine Zahl weilt noch in den Bergen der Nachbarschaft verborgen; diese Letzteren halten auch Siccardi gefangen; sie bewahren ihn als Geißel, die ihnen für das Leben ihres Hauptmannes bürgen muß".

„Gebt uns Siccardi lebend wieder, und Ihr seid gerettet".

Der Räuber zeigte sich bereit, Alles, was man von ihm verlangte, zu thun und gab jede gewünschte Auskunft. Wenn der Polizeipräfect sagte, daß es für Caprera keine Gnade gäbe, so täuschte er damit den anderen Verbrecher nicht. Es mußte ein abschreckendes Beispiel gegeben werden, und die Behörden hatten

beschlossen, daß, sobald er gefangen wäre, er innerhalb 24 Stunden abgeurtheilt und hingerichtet werden sollte.

So begann am andern Morgen ganz früh die Untersuchung; gleichzeitig sandte man der römischen Polizei alle nöthigen Angaben, um die Mitschuldigen zu ergreifen.

Am Abend desselben Tages erkletterten als Bauern verkleidete Männer, die aber unter der Kleidung ihre Waffen verbargen, die Berge und durchschritten die unwegsamsten Schluchten. Es war der Polizeipräfect mit seinen Soldaten und dem Räuber, dem man vorher eingeschärft hatte, daß bei dem geringsten Anzeichen eines Verraths seinerseits zwei Soldaten den Befehl hätten, ihn niederzustechen. Die Nacht war schon hereingebrochen, als sie in ein wildes, bewaldetes Thal gelangten, fern von jedem betretenen Pfad.

Nachdem sie einige Schritte vorwärts gemacht hatten, hörten sie einen Schrei, ähnlich dem eines Käuzchens, von den Zweigen eines Baumes herabtönen. Der Bandit, der mit ihnen war, antwortete auf dieselbe Weise, und dieses eigenthümliche Zwiegespräch wurde von der anderen Seite unter der Form des Miauens einer Katze aufgenommen.

Der Polizeipräsident hieß zwei seiner Leute sich im Gebüsch verstecken. Die Truppe marschirte noch einige Minuten, bis sie eine kleine Hütte an einem Felsen angelehnt entdeckten, die in dieser Gegend als Köhlerwohnung bekannt war.

Der Räuber näherte sich ihr und pochte dreimal in eigenthümlicher Weise an die Thür.

„Wer ist da?“ fragte aus dem Innern eine weibliche Stimme.

„Köhler“, erwiderte der Räuber; „macht auf, Mutter Barbara“. —

„Ah, Köhler“, sagte die Stimme im knurrenden Tone eines bissigen Hundes. „Dieses Rothwild der Nacht! Nicht einen Augenblick lassen sie mich in Ruhe. Sie brüllen die ganze Nacht hindurch“. —

Die Thür wurde heftig aufgerissen, und auf der Schwelle erschien eine alte in Lumpen gehüllte Furie, mit schmutzigem, unordentlichem Haar, finsteren Blickes, in der Hand ein elendes Stümpchen Licht haltend.

„Ah, Du bist es, Pedruccio! Und wer sind die Andern?“ fragte die Megäre in demselben unfreundlichen rauhen Ton, als sie in der Dunkelheit die Schatten der Soldaten sah.

„Ruhig, Barbara, belle nicht immer“, erwiderte der Räuber. „Das sind unsere Kameraden, die aus Rom kommen“.

Dann trat er mit der ganzen Mannschaft ein.

„Und wo sind die Holzhauer?“ fragte er weiter.

„Im Brennofen“, entgegnete die Alte.

„Sie müssen die neuen Köhler kennen lernen“, erwiderte Pedruccio.

Die Alte ging nach dem Hintergrund, wo sich im innersten Winkel eine Art Brennofen befand. Sie steckte ihren Kopf in die Oeffnung und rief:

„Der Hirt ist da und will Kohlen haben“.

Alsbald erhob sich eine Fallthür, die geschickt hinter dem Brennofen ver-

borgen war, und zwei Banditen traten hervor, die Pedruccio bei Seite nahm, um mit ihnen zu sprechen.

Während sie auf die Worte des Räubers hörten, warfen sich die Soldaten auf sie, bemächtigten sich ihrer, sowie der Alten, und knebelten sie, ehe sie noch den leisesten Schrei ausstoßen konnten. Gleichzeitig streckte Pedruccio seine Hand in den Gürtel des Einen und sagte zu ihm:

„Gieb mir die Schlüssel, Pauletto, Dein Schäumen und Beißen hilft nichts. Du wirst mich doch nicht fressen können, mein Lieber. Das Schicksal, siehst Du, hat es so gewollt“.

Er nahm die Schlüssel, zündete eine Fackel an der Lampe an, und machte dem Polizeidirector ein Zeichen, ihm mit einigen Soldaten zu folgen. Sie gingen durch die Fallthür in einen dunkeln, unterirdischen Gang, der sich weithin erstreckte.

In diesem engen Gang stießen sie auf zwei Thüren und öffneten eine nach der andern; endlich gelangten sie an eine dritte, an welcher Pedruccio den Soldaten bedeutete, sich zurückzuziehen und die tiefste Stille zu bewahren. Er löschte die Fackel, und rings umher herrschte die tiefste Finsterniß.

Er ahmte alsdann, wie er es schon auf dem Wege durch den Wald gethan hatte, den Schrei des Käuzchens nach, und hinter der Thür wurde ihm in derselben Weise geantwortet.

Aus dem Inneren ertönte alsdann ein Katzenmiauen, welches Pedruccio seinerseits wiederholte.

Die Thür öffnete sich und ließ das Innere einer Höhle sehen; in einer Ecke drang die frische Luft durch Felsspalten; eine Lampe hing von der Wölbung herab und beleuchtete den Gefangenen, der auf faulem Stroh lag; neben ihm, den Dolch in der Hand, saß ein Räuber, bereit, ihm den Todesstoß zu geben, wenn der Eintretende nicht ein Mitglied der Bande wäre.

„Pedruccio ist es“, sagte der Bandit, welcher die Thür öffnete.

Der andere Wächter Siccardis verließ seinen Gefangenen und trat hinzu.

„Ja, ich bin es“, entgegnete Pedruccio; „der Graf schickt mich, diesem Manne einige geheime Mittheilungen zu machen; geht einen Augenblick hinaus!“

Die beiden Räuber gehorchten; aber kaum waren sie in den dunkeln Corridor getreten, als sie auch von den Soldaten umringt, entwaffnet und gebunden wurden. Der Polizeipräfect eilte zu Siccardi, welcher in dem Glauben, daß man ihn jetzt tödten wolle, sich stolz erhoben hatte, um festen Muthes den Tod zu empfangen.

Als der Gefangene die Wahrheit erfuhr, vermochte er kaum an seine Befreiung zu glauben, auf deren Hoffnung er schon für immer verzichtet hatte. Er war halb nackt, mit elenden Lumpen bedeckt; sein Bart wuchs lang und vernachlässigt; sein Haupthaar war in Unordnung; er war nur noch ein Schatten seines früheren Selbst und glich mehr den Räubern, aus deren Händen man ihn soeben gerettet hatte. Endlich warf er sich in die Arme des Beamten, der ihn befreit hatte, dankte ihm überschwenglich, und nachdem er noch für Pedruccio, das

Werkzeug seiner Rettung, ein gutes Wort eingelegt hatte, folgte er den Soldaten aus der verpesteten Umgebung seines Kerkers. Sobald er in's Freie kam, und seine Lungen nach so viel Monaten wieder die reine frische Bergesluft einathmeten, stürzte er auf die Knie und betete inbrünstig.

Wie sah es aber während dieser Zeit auf der Villa Frapoli aus?

Seitdem die Hoffnung in Ninna's Herz eingekehrt war, fand sie weder Ruhe noch Schlaf; ihre Thränen waren einem nervösen Lächeln gewichen.

Ihre Augen waren beständig nach der Thür gerichtet, und bei dem geringsten Geräusch glaubte sie Philipps Schritte zu erkennen. Rosa hatte nicht dieselben Gründe, ungeduldig zu sein; dennoch war sie weit entfernt, innere Ruhe zu finden. Sie sagte nichts, ihr Antlitz war unbewegt, aber ein anderes charakteristisches Symptom bekundete ihre Aufregung. Tag und Nacht ging sie unaufhörlich auf und ab, als könnte sie keinen Augenblick still verharren, als ob eine heftige innere Erregung alle ihre Körperkräfte anspannte.

Am Tage nach den soeben erzählten Ereignissen öffnete sich die Thür nach dem Zimmer, in welchem sich die Schwestern mit ihrem Vater aufhielten, und Siccardi stürzte in das Gemach.

Ninna warf sich mit einem lauten Aufschrei in seine Arme, der Fürst und Rosa gingen ihm freudig bewegt entgegen.

Frapoli nahm Ninnas und Philipps Hände und sagte:

„Jetzt seid Ihr vereinigt, um Euch nicht mehr zu trennen; Du wolltest, geliebte Ninna, Deine Hochzeit bis zu der Deiner Schwester aufschieben. Bestehst Du noch auf diesem Beschluß?"

In diesem Augenblick hörte man einen dumpfen Trommelwirbel.

Die Thür öffnete sich von Neuem, und der Polizeipräfect trat in großer Uniform herein.

„Gnädigster Fürst und meine Damen", sagte er, „ich erlaube mir, Ihnen mitzutheilen, daß Sie fortan nichts mehr zu fürchten haben. Wir haben Caprera hergeführt, und der Gerichtshof hat entschieden, daß er vor den Thoren dieser Villa die Todesstrafe erleiden soll, hier, wo er sein letztes Verbrechen verübte".

Da erhob sich Rosa und ergriff Ninnas Hand.

„Schwester", sagte sie zu dieser, „Du wünschtest, daß Deine und meine Hochzeit an demselben Tage stattfinden möchte. Ich komme Deinen Wünschen nach. Du heirathest heute den Grafen Siccardi, ich werde die Braut unseres Heilandes, ich nehme den Nonnenschleier".

„Rosa, geliebte Rosa, was sagst Du?" rief ihre Schwester vor Erstaunen zitternd.

„Was sagst Du, meine Tochter?" fragte der Fürst seinerseits.

Plötzlich ertönte eine starke Gewehrfeuersalve und hallte wie dumpf rollender Donner wieder.

„Der Bandit Caprera war mein Retter im Walde von Santalbo", rief Rosa aus.

Und sie fiel wie todt in die Arme ihres Vaters und ihrer Schwester.

Das Gesetz im Leben.

Von

Felix Eberty.

— Breslau. —

Und Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde.

Diese Worte geben viel zu denken; denn wie einleuchtend sie im ersten Augenblicke erscheinen, so gerathen wir doch in ein Labyrinth von Widersprüchen, wenn wir uns den Sinn vollständig klar machen wollen.

Vor allen Dingen dürfen wir den Spruch nicht auf den einzelnen Menschen, sondern auf den Menschen, d. h. auf die Menschheit im Großen und Ganzen beziehen, welche die herrschende Macht auf Erden ist. Allerdings hat sie diesen Planeten nicht geschaffen und kann auch die wesentlichen Eigenschaften desselben nicht ändern. Aber alles Irdische kann und soll sie für ihre Zwecke nützen, umformen, verändern oder vernichten, um aus den Theilen des Zerstörten Neues zu erbauen, — Alles zu dem Ende, um im Laufe der Jahrtausende Einen Stein nach dem andern zu fügen an den Bau des großen Vernunftreiches, welches fördern zu helfen unser menschlicher Beruf ist.

Wenn wir uns die Menschheit an diesem Werke beschäftigt denken — und daß sie es ist, lehrt die Weltgeschichte — so müssen wir anerkennen, daß Gott uns nach seinem Ebenbilde geschaffen hat; denn wie Er das grenzenlos-unermeßliche Weltall mit allen Sonnen und Sternen zu einem großen vernunftgemäßen Ganzen erschaffen hat und erhält, so hat Er dem Menschen diesen kleinen Planeten überwiesen, um auf ihm seine Kräfte zu versuchen und im beschränkten Raume nachzubilden, was der Herr des Alls im Großen vollendet hat.

Erst sehr allmählich und Schritt vor Schritt, auf weiten, oft Jahrhunderte lang dauernden Umwegen ist die Menschheit zur Erkenntniß dieser ihrer Aufgabe gekommen, und mit dieser Erkenntniß zugleich sind auch die Vor-

stellungen von dem Wesen der Gottheit klarer geworden, welches zum Vorbilde für unsere Thaten dienen soll. Die Göttergeschichte der alten Völker und Zeiten lehrt das recht augenscheinlich. — Die Homerischen Griechen z. B. mit ihren zahlreichen kleinen republikanischen Königreichen hatten sich eine Götterwelt erdacht, welche der Art und Weise, wie sie ihr Staatswesen eingerichtet, zum Vorbild dienen könnte. Eine Götterrepublik bewohnte den ewig heitren Himmel, und Zeus, der König der Götter, hatte zu seinen Collegen ungefähr dasselbe Verhältniß, wie Agamemnon zu den übrigen Fürsten der Griechen; und gleichwie die Großen der Erde in beständigen Kämpfen gegeneinander, oder zu Friedenszeiten mit heitren Spielen und Schmausen und mit Liebeshändeln ihre Tage und Nächte ausfüllten, so sehen wir auch die Götter einander bekämpfen, oder mit einander zechen und spielen. Regierungssorgen drückten die Herrscher des Himmels so wenig wie die der Erde. Von den beherrschten Völkern wird nur beiläufig zur Unterhaltung gesprochen. Die Hauptsorge der Götter besteht darin, daß die ewige Heiterkeit ihres Himmels nicht gestört werde, ganz so wie im hallenden Saale der irdischen Könige, wo Becherklang und Citherklang zu allen Stunden ertönte und man die Erinnerung an vergangene Mühen und Leiden nur duldete, um daran wie an einem ergreifenden Trauerspiel sich zu erfreuen und in der Wonne der Thränen eine neue Quelle des Genusses zu suchen.

Wie anders steht diesen ewig heitren Gestalten der stets zürnende Gott der Juden gegenüber. Er ist wesentlich moralisch und pädagogisch. Eifersüchtig auf seine Macht, ist ihm nichts so sehr zuwider als die Anbetung anderer Götter, die er nicht etwa leugnet, sondern nur falsche Götter nennt, und denen die Herrschaft außerhalb des gelobten Landes allenfalls gestattet werden darf, doch in Palästina sollen sie sich nicht blicken lassen. Fasten, Beten und Opfer ohne Zahl müssen den Grimm dieses strengen Gottes versöhnen, aber trotz Opfer und Gebet straft er die Missethaten der Väter an den Kindern bis in's dritte Glied.

Auch der Gott der Christen, wie deutlich immer das Evangelium ihn als liebenden Vater verkündigt, blieb dennoch im Bewußtsein der Völker lange noch ein zürnender, rächender und strafender Richter, und durch Jahrhunderte loderten die Scheiterhaufen, auf denen Irrgläubige als wohlgefällige Opfer verbrannt wurden. Das Haupt der Christenheit ließ Münzen prägen zu Ehren der Bartholomäusnacht, und die Gesammtbevölkerung eines neuentdeckten Welttheils hat mit ihrem Blute das Verbrechen sühnen müssen, einem Glauben nicht anzugehören, der ihnen nicht verkündet war.

Nach diesen Beispielen, die sich leicht vermehren ließen, kommt man fast auf die Idee, daß man den Spruch, von dem wir ausgingen, umkehren müßte: Nicht Gott schuf die Menschen nach seinem Ebenbilde, sondern die Menschen schufen sich die Götter nach ihrem Ebenbilde; — und so verhält es sich in der That. Die Vorstellungen von dem Wesen der Gottheit wurden im Lauf der Geschichte immer mehr geläutert, je mehr das Bewußtsein und die Erkenntniß der Menschen selbst sich läuterte, und jeder bedeutende Fort-

schritt des menschlichen Wissens bezeichnet zugleich einen Fortschritt in der Vorstellung von dem Ueberirdischen. Es wird kein Irrthum sein, wenn man behauptet, daß die Entdeckung des großen Gesetzes, dem aller Stoff und alle Himmelskörper unterworfen sind, Veranlassung geworden ist, das Bild der Gottheit, dem wir gleichen sollen, wesentlich zu verklären und reiner zu gestalten. Es ist zwar poetisch schön, wenn Schiller in die Klage ausbricht: „Knechtisch folgt sie dem Gesetz der Schwere, die entgötterte Natur!" — Aber vom sittlichen Standpunkte aus betrachtet, konnte wohl keine erhabenere Ueberzeugung dem Menschen werden, als daß das Universum nicht mehr ein willkürliches Spiel mit Weltkugeln sei, oder gar ein lustiges Wettrennen der Himmelskörper, die, von allerlei Göttern gelenkt, dem Okeanos zueilen, um die müden Rosse zu tränken.

Der Augenblick war gekommen, wo man erkannte, daß die Gesammtheit der Naturerscheinungen nicht einem willkürlich zufälligen Spiele, sondern festen Gesetzen unterworfen sei. Mit Einem Worte: Die Welt hatte aufgehört eine absolute Monarchie zu sein, und, bis dahin unterworfen dem wandelbaren augenblicklichen Entschlusse eines bald eifrigen, bald gütigen Herrschers, war sie jetzt zu einem Verfassungsstaate geworden, dessen Gesetze die Astronomen berechnen können und die alle unfehlbar gehalten worden sind und gehalten werden vom Anbeginn bis an's Ende der Tage. Im Weltenraume herrscht allein das Gesetz, und sogar die Cometen, die der Herr bis dahin drohend wie eine Ruthe zum Himmelsfenster herausgesteckt hatte, um uns in unserem Klagehause hienieden mit der Strafe für unsere Sünden heimzusuchen, auch sie sind gehorsame Diener geworden der großen Himmelsverfassung, gegen die es keine Opposition giebt.

Und nicht blos die Sonne mit ihren Planeten, Monden und Cometen, sondern auch die Sterne, die seit der Weltschöpfung unbeweglich an ihrer Stelle zu stehen schienen, sie haben dem forschenden Auge des Menschen eingestehen müssen, daß das gleiche Gesetz der Bewegung sie regiert und Orion und Sirius, nicht minder als die Billionen schwach schimmernder Lichter, deren Glanz in dem Bogen der Milchstraße und in den seltsamen Formen der Nebelflecke zusammenfließt, sie alle bequemen sich den von Kepler und Newton aufgefundenen Regeln. — So wird das Gesetz im Leben des Weltenraumes uns klar. —

Aber auch das Leben unserer kleinen Erde wird mit der zunehmenden Erkenntniß immer gesetzlicher. Diejenigen Naturkräfte, die der Mensch vollständig begreift, hat er sich unterworfen. Noch ragt zwar das alte Chaos auch in *unser* Leben hinein. Die feuerspeienden Berge, die heißen Quellen, die Meteorsteine, die Inseln, die aus dem Meeresgrunde sich heben und senken — sie entziehen sich unsrer Berechnung, und der Mensch kann ihnen sein Joch nicht auflegen; aber schon hat man begonnen, dem Winde abzulauschen, von wannen er kommt und wohin er saust, und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo die Wetterkunde zu einer festen Wissenschaft wird. Den Dampf,

die Wärme, die elektromagnetische Kraft haben wir uns dienstbar gemacht, wir lassen auf den Flügeln derselben das flüchtige Menschenwort den Erdball umkreisen und führen lebendige Gespräche mit den Antipoden.

Alle diese Gesetze, die den Menschen, der sie erkennt, zum Herrn unsres Planeten machen, sie alle müssen ewige Gesetze sein. Wer das leugnen wollte, der müßte den unsinnigen Gedanken hegen, daß entweder Gott zu besserer Einsicht gelangt, oder daß die Menschen für die ursprünglichen Gesetze zu gut und zu klug geworden.

Wie nun aber nach dem bisher Gesagten das Leben des Weltalls und das Leben unserer Erde diesen ewigen Gesetzen folgt, so werden auch die Geschicke der Menschheit von ewigen Gesetzen beherrscht, und die Geschichte der Völker ist eine Geschichte der sich offenbarenden Vernunft; und wenn wir das Ziel derselben auch nicht mit Augen sehen, weil dessen Erreichung in ungemessenen Fernen vor uns schwebt, so erkennen wir doch die Richtung, welche diese Entwicklung nimmt und die dahin führen muß, ein Reich der Vernunft auf Erden herrschend zu machen.

Allerdings ist nun die ewige Gesetzmäßigkeit, welche im Weltall herrscht, nur die Eine Seite des göttlichen Vorbildes, dem die Menschen ähnlich werden sollen, und eine höhere und würdigere Auffassung dieser Gottähnlichkeit liegt auf dem sittlichen und theologischen Gebiete. In diese Untersuchungen wollen wir aber für jetzt nicht eingehen, sondern uns dieselben für eine spätere Erörterung vorbehalten, diesmal aber uns nur mit der Betrachtung beschäftigen, wie die Erkenntniß der Gesetzmäßigkeit, welche über die Welt der Erscheinungen und über das Geisterleben der Menschen gleichmäßig herrscht, wesentlich und entschieden auf die Art und Weise eingewirkt hat, in welcher sie sich selbst regieren und regiert sein wollen.

Offenbar nämlich geht das Bestreben der Völker dahin, auch in dem Staatsleben und dessen Einrichtungen die unumschränkte Herrschaft des Gesetzes zur Geltung zu bringen und alle Willkür auszuschließen, oder mit andern Worten: Die Staaten sind in dem Bestreben begriffen, Rechtsstaaten zu werden und so die gesetzliche Regierung des Weltalls, wie sie dieselbe erkannt haben, im Kleinen nachzubilden und wiederzuspiegeln. Die Fürsten vor Allen sollen beweisen, daß sie von Gottes Gnaden regieren, indem sie sich bewußt werden, daß sie dem nach ewigen Gesetzen regierenden Gotte ähnlich werden müssen und nicht dem Zeus, der seine Blitze gegen nützliche Staatsbürger und Erfinder, wie der Prometheus, oder gegen die Störer seiner Liebschaften schleudert, — auch nicht Abbilder des Jehova sollen sie sein und die Sünden mißliebiger Väter an Kindern und Kindeskindern strafen, sondern sie sollen dem ewig gleichen, das geordnete Weltall in erhabener Ruhe umfassenden Gotte ähnlich werden, der seine Sonne scheinen und seinen Regen strömen läßt über Gute und Böse und vor dem kein Ansehen der Person gilt, sondern nur das Ansehen, welches der moralische und sittliche Werth verleiht.

Wenn wir das Streben nach dem Rechtsstaate als das Ziel der mensch-

lichen Thätigkeit hinstellten, so sollte man auf den ersten Blick glauben, es könne und dürfe gar keine anderen Staaten geben als Rechtsstaaten, und dennoch scheinen von jeher gar viele Staaten sich ganz andere Ziele gesteckt zu haben, als Rechtsstaaten zu sein. Da gab es und giebt es Handelsstaaten, Priesterstaaten, Raubstaaten, Militärstaaten u. s. w., und wenn man die Raubstaaten ausnimmt, so haben die übrigen eine nicht abzuleugnende Berechtigung in dem Sinne, daß gewisse besondere Anlagen eines Volkes, oder gewisse durch Lage und Begrenzung gegebene äußere Verhältnisse Anlaß werden, daß von den vielen Zielen und Zwecken, die ein Staat zu verfolgen hat, das eine oder das andere besonders vorherrschend wird.

Ein abgeschlossenes Inselreich, z. B. wie Großbritannien, auf dessen Gebiete es keinen Punkt giebt, der weiter als 15 Meilen von der Seeküste entfernt wäre, ist ganz von selbst auf den Handels- und Seeverkehr hingewiesen, und Alles, was hiemit zusammenhängt, wird vorzügliche Pflege und Berücksichtigung finden. Trotz dessen sehen wir, daß der Handels- und Seestaat England deshalb keineswegs etwa die Künste und Wissenschaften vernachlässigt, wir sehen, daß die Engländer eine Litteratur besitzen, mit der an Ausdehnung und Vortrefflichkeit außer den alten Griechen kein Volk sich messen kann. Der englische Ackerbau steht auf unerreichbarer Höhe der Ausbildung, noch höher wo möglich ihr Fabrikwesen. Die größten Redner und Staatsmänner haben sich dort von jeher hervorgethan, die Städte und Gemeinden des Landes verwalten ihre Angelegenheiten in beneidenswerther Freiheit, und Volk und Regierung bewegen sich trotz aller Opposition in aufrichtiger, gegenseitiger Anerkennung und Eintracht. — Da mag immerhin England ein Handels- und Seestaat genannt werden; das allgemein Menschliche kommt dabei in keiner Weise zu kurz! —

Ebenso verhält es sich mit den anderen, eigenthümliche Richtungen verfolgenden Staaten, sofern sie nicht einseitig ihre besonderen Zweck verfolgen, sondern dabei auch den anderen Forderungen der Bürger Gerechtigkeit gewähren.

Aber mögen die Staaten auch noch so verschiedene Ziele anstreben und sich in noch so verschiedenen Formen bewegen und bewegt haben, — die Geschichte lehrt uns, daß sie alle mehr oder weniger dahin strebten, Rechtsstaaten zu werden, d. h. dem Gesetze und dem Recht überall die Herrschaft einzuräumen. In Rom und Griechenland war dies Streben ein vollkommen bewußtes. In der Neuzeit hat England durch seine historisch allmälig entstandene Verfassung zuerst den Weg gezeigt, auf welchem ein solches Ziel zu erreichen sei. Seitdem ist die in der französischen Revolution von 1789 entworfene Constitution mustergiltig für alle anderen Völker geworden, und sämmtliche europäische Staaten, mit Ausnahme Rußlands und der Türkei, haben Verfassungen angenommen, welche in den wesentlichen Punkten mit dieser Constitution übereinstimmen, und dadurch den Entschluß zu erkennen gegeben, daß überall Recht und Gesetz und nicht die Willkür Einzelner oder Mehrerer herschen soll.

Vollkommen erreicht ist dieses Ziel allerdings noch nirgends und wie, wir auf unserem Planeten das Chaos noch in Gestalt der Vulkane und Erdbeben in die geordnete Gestalt der Erdoberfläche hineinragen sehen, so hat auch in den bestgeordneten Staaten die Willkür noch nicht vollständig ihre Macht verloren, sondern es geschieht unter den verschiedensten Formen und Vorwänden noch gar Manches, was dem Begriff von Recht und Gesetzlichkeit nicht entspricht. Aber vollkommen ist ja in menschlichen Dingen überhaupt nichts, sondern das Streben nach Vollkommenheit bleibt das Höchste, dessen wir uns rühmen dürfen, und in diesem Streben sind auch die Staaten bemüht, das Gebiet dessen, was nicht Gesetz und Recht ist, fortwährend einzudämmen und zu beschränken, und in immer weiteren Kreisen bricht sich die Erkenntniß Bahn, daß jede Herrschaft, welche nicht Herrschaft des Gesetzes ist oder Herrschaft einer Macht, die sich allein aus dem Gesetze herleitet, des freien Menschen nicht würdig ist. — Die Römer und Griechen, in ihren gorreichen Zeiten, waren von dieser Erkenntniß durchdrungen. Brutus opferte die eigenen Söhne dem Gesetze, und auf das Grab der Dreihundert bei Thermopylä wurden die Worte geschrieben:

Wandrer kommst Du nach Sparta, verkündige dorten, Du habest
Uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl!" —

Aber nicht bloß das Weltall und die Staaten und Gemeinden werden vom Gesetz regiert, sondern in gleichem Maße jeder einzelne Mensch. Dasselbe Gesetz des Herrn, welches die Himmelskörper regiert, heftet unsere Sohlen an den Boden, und das Blut in unsern Adern kreist nach ewigen statischen Gesetzen, und die Gestirne regeln den Lauf unseres Lebens, das Licht der Sonne weckt uns zum Leben, ihr Untergang winkt uns zur Ruhe. Der Wechsel der Jahreszeiten lehrte uns mit schützender Kleidung und Wohnung uns zu umgeben, und nur wo die ewige Kälte in gleicher Einförmigkeit auf der Erde lagert, wohnen die Völker seit Jahrtausenden in der ursprünglichen Wildheit und Unbildung; denn auch das Geistesleben der Menschen wird durch gleiche ewige Gesetze geregelt.

Der Trieb nach Wohlbefinden, welcher alles Beseelte durchdringt, und sogar die Mücke im Sonnenschein spielen, den Fisch im Wasser plätschern und den Vogel in der Luft seine Schwingen entfalten läßt, den Schmetterling von Blüthe zu Blüthe lockt; der gleiche Trieb wohnt auch dem Menschen inne, aber ihn leitet nicht ein unwiderstehlicher Instinct, sondern er muß durch Gedankenarbeit den Weg zu seinem Glücke suchen und finden, und erst sehr allmälig gelangte die Menschheit zu der Ueberzeugung, daß wahre Befriedigung nur zu finden sei im Dienste für das allgemeine Wohl, oder, wie die Gebote der Religion es ausdrücken, in Bethätigung der Nächstenliebe.

Dies Gebot fordert uns auf zu unablässigem Schaffen und Wirken, um uns selbst, und Alles um uns her zu vervollkommnen, und in diesem Schaffen innerhalb des Kreises unserer beschränkten Kräfte sollen wir Gott ähnlich werden und beweisen, daß wir nach seinem Ebenbilde geschaffen sind. Jeder von uns

soll das Werkzeug werden für das Wohl der Anderen, und jeder Andere für unser eigenes.

Dieser Zusammenhang der Menschen ist ein so inniger und innerlicher, wie der Zusammenhang unter den Gliedern eines Leibes. Wenn der Finger schmerzt, so fühlt der ganze Mensch sich unbehaglich, und dem entsprechend kann das Glück des großen Organismus der Menschheit nur gedacht werden als eine Folge des größtmöglichen Glückes der einzelnen Menschen. Die Wechselwirkung derselben auf einander läßt sich recht augenscheinlich da beobachten, wo ein neues Glied zu dem Ganzen hinzugefügt wird und alsbald organisch in alles Andere eingreift. So hatten seit ungemessenen Jahrtausenden der alte und der neue Continent, hatten Europa und Asien diesseits und Amerika jenseits des großen Oceans neben einander bestanden, ohne Eines von dem Anderen Kunde zu erhalten und gegenseitig auf ihre Geschicke einzuwirken. Kaum aber hatte Columbus das erste Fahrzeug an den neu entdeckten Strand geführt, so war auch wie durch einen elektrischen Strom die Wechselwirkung zwischen zwei Menschenwelten hergestellt und das Wohl und Wehe von Millionen, die vorher von einander nichts gewußt, war sofort durch tausend Beziehungen auf's Engste verknüpt.

Uralte Völker, ganze Menschenracen mit ihrer eigenthümlichen Cultur und Gesittung wurden von der Erde vertilgt; dafür aber strömten bisher unbekannte Genüsse und Lebensbedingungen herüber und hinüber. Leiden und Freuden mußten die fernwohnenden Menschen mit einander theilen, und wie wir von jenseits eins unserer Hauptnahrungsmittel empfingen, welches den uralten Getreidearten fast den Rang streitig macht, so erhielten wir auch neue Krankheiten und Plagen mit in den Kauf. Dafür haben die Bewohner des neuentdeckten Welttheils von uns Sitten und Religion empfangen. Zwar wurden ihnen diese Gaben auf grausame blutige Weise dargebracht, aber grausamer und blutiger war doch der mexikanische Götzencultus mit den Menschenopfern ohne Zahl, und unser Mitleid bei dem Untergange einer in vieler Beziehung sanften und edlen Race wird sehr herabgestimmt, wenn wir uns daran erinnern, daß auf der Tafel des Kaisers Montezuma täglich Schüsseln voll gebratenen Kinderfleisches aufgetragen wurden.

Der Bau des Vernunftreichs mußte hier auf blutigem Boden mit blutiger Waffe sich vollziehen, dafür bewegt aber jetzt, nach kaum drei Jahrhunderten, derselbe Pulsschlag des Lebens und des Verkehrs in so hohem Maße das Leben der beiden Erdhalbkugeln, daß der Bürgerkrieg, der vor nicht gar langer Zeit in Amerika wüthete, von jedem europäischen Arbeiter mit empfunden wurde, der die Stoffe zu seiner Bekleidung, und das Garn aus dem er sie verfertigte, nun theuer bezahlen mußte.

Dies ein Beispiel von dem großen organischen Zusammenhange, der nach festem Gesetze alle Erdbewohner verbindet, so daß die Menschheit ein großes Ganzes bildet, welches einem großen Ziele entgegenzuarbeiten und eine große Aufgabe, die Errichtung des Vernunftreiches auf Erden, zu erfüllen hat.

Daß der Einzelne sich des Gesetzes, dem er auf diese Art unterthan ist, nur in den seltensten Fällen bewußt wird und meist seinem freien Ermessen und dem, was er Zufall nennt, zu folgen glaubt, ändert an der Sache nichts. Leben doch sogar viele Thiergattungen in einer Gemeinschaft, welche durch ein ihnen unbekanntes und ihnen vollständig unbegreifliches Gesetz geregelt wird. Die Bienen mit ihrer Königin, diese kleinen unübertrefflich geschickten Zucker- und Wachsfabrikanten, die nie ruhenden, unermüdlich arbeitenden Ameisen, die Biber, die reinlichen Wasserbaumeister, — sie Alle leben unter einer gesetzlichen unverbrüchlichen Ordnung und Verfassung, die sich von den Staatsverfassungen der Menschen hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß sie von der Natur für alle Zeiten unabänderlich gegeben ist, während die Menschen sich ihre Gesetze nach freier Vernunft selbst vorschreiben. Uebrigens ist der Spielraum, welcher der menschlichen Willkür bei dieser Arbeit gelassen ist, kein allzu weiter, und trotz der großen Verschiedenheit der Staatsverfassungen zieht sich mehr als ein gemeinsames Band sittlicher und politischer Nothwendigkeit durch alle hindurch. Zwar sehen wir die Menschen sich einrichten in Republiken und Monarchien, nach demokratischer, aristokratischer und oligarchischer Art; sie leben unter despotischen und weniger despotischen, unter unbeschränkten und sehr beschränkten Herrschern, — aber diese Unterschiede sind mehr im Großen und Ganzen als im Einzelnen und Besondern des fortwährenden Verkehrs und des täglichen Lebens bemerkbar. Wie könnte sonst Römisches Recht noch heute gelten, ja wie könnten die zehn Gebote, die Moses vor Jahrtausenden aus den Wolken empfing, noch heute über den Altären unserer Kirchen auf den Gesetztafeln verzeichnet stehen! Das Strafrecht und die Strafgesetze insbesondere finden wir bei den verschiedensten Völkern und zu den verschiedensten Zeiten in wunderbarer Uebereinstimmung. Die verpönten Vergehen und Verbrechen sind fast überall dieselben, und nur in der Art, wie sie bestraft werden, machen die Sitten des Landes und der Zeit einen Unterschied, aber auch der ist nicht allzu bedeutend; denn wenn man z. B. vor Alters die kleinen Diebe aufhängte und die großen laufen ließ, so hängt man zwar jetzt die kleinen Diebe nicht mehr auf, die großen aber läßt man noch immer laufen.

Gehen wir nunmehr nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu der Betrachtung der Rolle über, welche das Gesetz im Leben der einzelnen Menschen spielt, und so Jeder von uns von demselben geleitet und regiert wird, so kann es uns nicht verborgen bleiben, daß die Herrschaft des Gesetzes über uns schon geraume Zeit vorher anfängt, ehe wir noch das Licht der Welt erblicken, denn schon dem ungeborenen Kinde gewährt das Gesetz Eigenthums- und Erbfolgerechte, ja es kann einen solchen erst zukünftigen Menschen zum mächtigen König eines großen Reiches ernennen, wie das einmal in Ungarn in der That geschehen ist. Eine Regierung wurde eingesetzt, um dem erwarteten Königskinde sein künftiges Erbe zu erhalten, und große Kriegsheere standen in Bereitschaft, dasselbe zu beschützen. — Und nicht blos für Prinzen und Prinzessinnen trägt das Gesetz so zarte Vorsorge, sondern es achtet darauf, daß auch jeden andere

künftige Lebensbürger ungestört und ungefährdet dem Tage entgegenreife, an dem er geboren wird, und mit harten Strafen wird bedroht, wer ihn zu kränken oder zu schädigen sich erdreistet. Kaum aber ist das Kind nun endlich erschienen, so umgeben die Gesetze es noch dichter von allen Seiten mit ihrem Schutze. Der Staat verzeichnet die Stunde seiner Geburt in die amtlichen Register und zeigt das größte Interesse daran, zu wissen, welche Namen man ihm beilegt, damit es ja nicht mit einem anderen heranwachsenden Staatsbürger verwechselt werde, und so genaue Controle führt das Gesetz über jeden Einzelnen von uns, nicht nur hier im Lande, sondern auf der ganzen bekannten Erdoberfläche, daß jeder der tausend Millionen Erdbewohner ganz leicht aus allen herausgefunden werden kann, so leicht, daß der Briefkasten an der nächsten Straßenecke die Correspondenz mit ihm vermittelt, gleichviel ob er in Island oder am Cap der guten Hoffnung wohnt.

Aber nicht blos das Gesetz als Abstraction nimmt Antheil an der Geburt des Menschen, sondern, sobald ein Knäblein die Wand beschrieen hat, ist es der oberste Kriegsherr selbst, welcher sofort in den Kalendern der Zukunft den Tag verzeichnen läßt, wo der neue Weltbürger unter die Vaterlandsvertheidiger sich zu stellen hat. Ist dies geschehen, so bleibt er eine Zeit lang von dem Gesetze scheinbar unbeachtet, ausgenommen etwa, daß der Staat ihm die Kuhpocken impfen und über diesen Act der Vorsicht Buch führen läßt. — Kaum aber hat das Kind die Schwelle des siebenten Jahres überschritten, so meldet das Gesetz sich von Neuem und verlangt zu wissen, wie man den werdenden Menschen nun auch zu einem wirklichen Menschen, d. h. zu einem schreibenden, lesenden und rechnenden Wesen zu erziehen gedenke. — Ein Netz von Lehranstalten ist zu dem Ende über das ganze Land gezogen, mit so engen Maschen, daß die jungen Vöglein nicht hindurchschlüpfen können, sobald sie flügge geworden.

Der junge Mensch ist nun ein Schüler, und das Gesetz unter der Form des Cultusministeriums tritt an ihn heran, und führt ihm die Feder in der Orthographiestunde.

Wie das Gesetz den Knaben bei dessen Eintritt in die Schule begrüßt, so entläßt es ihn auch nicht früher aus derselben, als bis die rechte Zeit gekommen und er in den Lehren seines Glaubens gehörig unterrichtet und confirmirt ist. Dann giebt es ihn in Dienst oder in die Lehre und schließt für ihn den Lehrvertrag mit dem Meister, dem es befiehlt, ihn drei oder vier Jahre lang zu behalten und auszubilden, bis er sich selbst sein Brot zu erwerben befähigt ist.

Fühlt aber der Knabe zu etwas Höherem sich berufen und will er dem Lehrstande, dem Wehrstande oder gar dem Staatsdienste sich zuwenden, so befleißigt sich das Gesetz, den Geist eines solchen Candidaten mit nothwendigen und nützlichen Kenntnissen zu versehen, und sperrt ihn in einen durch Examengitter verschlossenen Käfig, aus welchem er von Zeit zu Zeit den Finger herausstrecken muß, wie in dem bekannten Märchen, um zu zeigen, ob die geistige

Nahrung gehörig angeschlagen hat. Ist er nun schließlich gewogen und nicht zu leicht befunden worden und wird er eingefügt in das Gerüst der Bureaukratie, so läßt das Gesetz ihn Treue schwören dem Landesherrn und der Verfassung, und nun mag er zusehen, wie er seinen Eid hält, ohne sich zeitliches oder ewiges Verderben zuzuziehen.

Nun aber lassen wir den jungen Staatsdiener unter den Augen des Gesetzes allein weiter gehen, wozu er jedenfalls vollständig befähigt ist; denn wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand, und so hoffen wir, daß er zu rechter Zeit avancirt, Geheimerrath wird, einen Orden bekommt, und nachdem er sein Jubiläum gefeiert hat, mit Pension in den Ruhestand versetzt wird.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die andern gewöhnlichen Menschenkinder und beobachten, was das Gesetz weiter mit ihnen vornimmt!

Da fällt es denn auf, daß das Gesetz sich mit besonderer Sorgfalt, ja man könnte fast sagen, neugieriger Weise in Dinge mischt, die es eigentlich gar nichts anzugehen scheinen. Ich meine in Liebessachen; denn wenn irgend etwas frei und den Geboten des Gesetzes enthoben sein sollte, so ist es doch gewiß die Liebe.

Auf den Fittichen eines Blickes aus unschuldigem Auge fliegt sie in unser Herz und wandelt den harmlosen Jüngling in einen träumerischen Schwärmer oder in einen feurigen Helden um: und in des unbewußten Mädchens Busen wird plötzlich ein Feuer entzündet, welches oft erst mit dem Leben erlischt. Das Wie und Warum hat noch kein Mensch ergründet, und die Kunst aller Rechner und Berechner wird hier zu Schanden.

Man sollte glauben, daß diese überirdischen ätherischen Vorgänge sich nicht unter die starren Regeln des abstracten Gesetzes beugen lassen; und dennoch! Kaum ist der Bund der Herzen durch ein Gelübde ewiger Treue besiegelt, und auf den ersten Rausch ist die Sehnsucht gefolgt, den Tag zu wissen, der die auf immer Verbundenen Eines in Besitz des Andern setzen soll, so steht der Befehl des Gesetzes schon zwischen ihnen. Sie müssen auf dem Standesamte erscheinen, Papiere und Documente beschaffen, den Consens der Eltern und Vormünder, das Taufzeugniß, den Erlaubnißschein des Präsidenten oder Regimentscommandeurs, den Confirmationsschein, und Gott weiß was sonst noch, vorzeigen, denn das Alles will der Beamte sehen und prüfen, bevor er die gewünschte Eintragung in die Listen vollzieht. Ja das Gesetz ist oft so grausam, 36,000 Mark baar, oder doch etwas, was dem gleich kommt, zu verlangen, ehe es auf die Beschwörungen der Liebenden lauscht.

Ist endlich dem Allen genügt, so muß in einer wiederum durch das Gesetz vorgeschriebenen Form das Ja, welches die jungen Leute einander tausend und tausend Mal unter Thränen und Schwüren wiederholt haben, noch einmal ausgesprochen werden, und nun endlich giebt sich das Gesetz zur Ruhe und läßt das Paar seine Flitterwochen und Honigmonate genießen, bis ein neuer kleiner Weltbürger sich einfindet, der dann ebenso, wie seine Eltern vor ihm, vom Tage der Geburt an dem Gesetze verfallen ist.

Noch weit ungalanter aber als das weltliche, ist das geistliche Gesetz. Denn wenn die Liebenden zufällig nicht gleicher Confession sind, so ist der Priester so wenig delicat, daß er schon im Voraus sich bei dem jungen Mädchen nach der Erziehung der künftigen Kinder erkundigt und sich nicht eher beruhigt, als bis seinen Anforderungen Genüge geleistet ist.

Wenn wir nun endlich den Lauf unseres Lebens ohne alle Abweichungen nach links und rechts ruhig fortsetzen, unsere Steuern pünktlich zahlen und auch sonst nirgends Anstoß geben, so haben wir fortan Ruhe vor der Einmischung des Gesetzes und können ein hohes Alter erreichen, ohne weiter behelligt zu werden. Schließen wir aber zuletzt das müde Auge, so stellt sich sofort das Gesetz wieder an unsere Bahre und übt bei unserem Heimgang aus der Welt dieselbe scharfe Controle, die es bei unserer Geburt in Anwendung brachte.

Auf alle diese verschiedenen Arten macht sich das Gesetz im Leben geltend, selbst für den, auf dessen Leichenstein die bekannte Inschrift paßt: Er lebte, nahm ein Weib und starb. Sobald wir aber nur im Geringsten die geebnete Fahrstraße der Alltäglichkeit verlassen, so kommen wir in noch ganz anderer Weise mit dem Gesetz in Berührung. —

Was ein Proceß bedeutet, das weiß nur der, der einen gehabt hat; und wer noch keinen gehabt hat; der bleibe ja in seiner süßen Unwissenheit; und so lange wir nur mit dem Civilrichter zu thun haben, geht die Sache noch an. Vor dem Criminalrichter aber bewahre uns der gütige Himmel, selbst wenn wir unschuldig sind, denn einem Angeklagten gegenüber ist leider bei uns das Gesetz nicht ganz ehrlich, sondern nimmt gegen ihn Partei. Es behauptet zwar, daß vor ihm Jeder so lange für rechtschaffen gelte, bis ihm etwas Böses nachgewiesen worden. In Wirklichkeit stellt sich jedoch die Sache so, daß der Richter allen Scharfsinn aufbietet, um Beweise für die Schuld des Inculpaten aufzufinden oder denselben zum Geständniß zu bringen.

Mögen auf diesem Gebiete auch bei uns bald die Grundsätze herrschend werden, die in England gelten, wo der Richter jeden Angeklagten mit den eindringlichsten Worten ermahnt, nichts zu gestehen, weil Niemand verpflichtet sei, etwas zu seinem Schaden auszusagen, dem Ankläger vielmehr ganz allein die Pflicht obliege, seine Anklage zu beweisen. —

Doch genug hiervon! —

Wir haben nun hinreichend gesehen, wie das Gesetz eine Macht ist, die uns wie unser Schatten durch's Leben begleitet, und da wir von dem Satze ausgingen, daß Gesetzlichkeit das Höchste ist, dem wir bei der Einrichtung unserer staatlichen und bürgerlichen Zustände nachzustreben haben, so dürfen wir diese Allgegenwart des Gesetzes in keiner Art bedauern oder beklagen, sondern müssen wünschen, daß über uns zu allen Zeiten und an allen Orten kein anderer Herrscher gebiete, als das Gesetz. Denn allein Gott und dem Gesetze zu gehorchen, ist die Lebensbedingung, welche einzig des Menschen würdig ist.

Sir Isaac Newton.

Von

Moritz Cantor.

— Heidelberg. —

II.

Wir haben anderer Streitigkeiten zwischen Newton und Hooke gedacht. Dieselben beziehen sich auf das zweite Gebiet von Forschungen, auf welchem Newton sich unsterbliche Verdienste erworben hat, auf das astronomisch-mechanische. Die alte Annahme, daß die Erde den Mittelpunkt der Welt bilde, um welche Sonne, Mond, Planeten und Fixsternhimmel in eigenthümlich verschlungenen Bahnen sich bewegen, war seit dem Werke des Nikolaus Koppernigk aus der Mitte des 16. Jahrhunderts nur noch für autoritätsbedürftige Geister vorhanden, denen der Widerspruch gegen mißverstandene, weil buchstäblich aufgefaßte Bibelstellen höher stand oder gefährlicher däuchte als die Unerklärbarkeit der sinnlichen Wahrnehmungen durch mathematische Schlüsse. Kepler, ein eifriger Koppernikaner, bereicherte die Astronomie durch rechnende Vergleichung von gemachten Beobachtungen um seine drei berühmten Gesetze. Das erste Kepler'sche Gesetz behauptet, daß die Planeten nicht eine Kreisbahn, wie Koppernigk gemeint hatte, sondern eine Ellipse beschreiben, in deren einem Brennpunkte die Sonne sich befindet. Eine Linie, welche von der Sonne als Punkt gedacht nach dem gleichfalls als Punkt gedachten Planeten führt, heißt Leitstrahl. Zwei Punkten der Planetenbahn, von deren erstem der Planet in einer gewissen Zeit nach dem zweiten gelangt, gehören zwei Leitstrahlen zu, und diese bilden mit dem zwischen ihnen befindlichen Stücke der Planetenbahn ein aus zwei graden und einer krummen Linie bestehendes Dreieck, einen Ellipsenausschnitt oder Sector. Das zweite Kepler'sche Gesetz behauptet, daß gleichen Zeiten der Bewegung eines Planeten nicht etwa gleiche Längen der durchlaufenen Bahn, sondern gleiche Flächen der gebildeten Sectoren entsprechen. Das dritte Kepler'sche Gesetz endlich vergleicht die Umlaufzeiten verschiedener Planeten, welche verschiedene

mittlere Entfernungen von der Sonne besitzen, und behauptet die Quadrate der Umlaufzeiten verhielten sich wie die Würfel der Entfernungen. Diese Gesetze waren mit bewundernswerther Feinheit der Erfahrung abgelauscht, aber ihr Grund blieb verborgen. Viele Gelehrte waren bemüht, den letzteren zu finden. Robert Hooke veröffentlichte 1674 ein kleines Schriftchen*), in welchem er mit gewohntem Scharfsinn, mit eben so gewohntem mangelnden Beweise folgende Sätze aussprach: Alle Himmelskörper sind nicht bloß gegen ihren eigenen Mittelpunkt schwer, sondern innerhalb ihres Wirkungskreises auch gegeneinander. Alle Körper, welche eine einfache und gradlinige Bewegung besitzen, fahren so lange fort, sich in dieser graden Linie zu bewegen, bis eine Kraft sie ablenkt, und dann beschreiben sie einen Kreis oder eine Ellipse. Je näher die Himmelskörper einander kommen, desto stärker ziehen sie sich an. Nach welchem Gesetze die Kraft mit der Annäherung zunehme, darüber habe er keine Untersuchungen angestellt, doch könne es sehr nützlich werden, dies Gesetz zu entdecken.**) Edmund Halley, ein damals noch sehr junger Astronom, der im Allgemeinen durch den Halley'schen Kometen am Bekanntesten zu sein pflegt, dessen Wiederkehr er berechnete, leitete um 1680 dieses Gesetz aus dem dritten Kepler'schen Gesetze ab. Damit jenes stattfinde, müssen die Fliehkräfte der einzelnen Planeten sich umgekehrt wie die Quadrate ihrer Entfernungen verhalten. Ein dritter Forscher, Christoph Wren, der berühmte Erbauer der Paulskirche in London, hatte einen anderen Schritt vorwärts gethan. Er wollte die Bewegungen der Planeten aus einem Fallen gegen die Sonne und einem seitlichen Stoße ableiten, ohne jedoch die Ergebnisse dieser Annahme mathematisch bezwingen zu können. Während diese drei Männer, Jeder für sich, mit der damals schwierigsten Aufgabe der Himmelsmechanik beschäftigt waren, Jeder eine andere Seite derselben erörternd, hatte Newton die ganze Aufgabe bereits bewältigt. Die Anfänge von Newton's Untersuchungen reichen bis 1666 hinauf. In jenem Jahre hatte er die Cambridger Studien unterbrechen müssen, weil eine Seuche die Veranlassung gab, alle Zöglinge vorübergehend in ihre Heimath zu entlassen. Newton saß in dem Garten zu Woolsthorpe, wo ein großer Apfelbaum seine fruchtbeladenen Zweige ausbreitete. Ein Windstoß schüttelte den Baum, und ein Apfel fiel. Warum fällt eigentlich der Apfel? fragte sich Newton, und mit dieser Frage hatte er sich das Forschungsgebiet erschlossen, über welches er, wie wir früher schon bemerkten, von jetzt an immer dachte. So erzählt wenigstens die Ortsüberlieferung, unterstützt durch das Vorhandensein eines hölzernen Stuhles, welcher aus dem Stamme des berühmten Apfelbaumes geschnitzt wurde, als der Baum selbst vor Alter abstarb. Wann und in welcher Reihenfolge Newton die Sätze aufstellte, welche seine Lehre von der allgemeinen, im umgekehrt quadratischen

*) Hooke, An attempt to prove the motion of the earth. London 1674.

**) Poggendorff, Geschichte der Physik. Leipzig 1879. S. 586.

Verhältnisse der Entfernung wirkenden Anziehung bilden, ist nicht genau bekannt. So viel scheint sicher*), daß er nicht schon frühzeitig die wichtigsten Theile dieser Untersuchung beendigte und deren Wirksamkeit an den Bewegungen des Mondes zu prüfen unternahm, wie man wohl behauptet hat. Erst 1673 dürfte er in dem damals neuen Buche von Huygens über das Pendel die Grundlehren einer wissenschaftlichen Mechanik, wenn auch nur in Gestalt unbewiesener Lehren, kennen gelernt haben. Noch ein Jahr später, 1674, zeigt sich Newton in einem an Collins gerichteten Briefe so wenig unterrichtet in den hierher gehörigen Dingen, daß er die parabolische Bahn einer abgeschossenen Kugel bezweifelt. Ende 1679 hat er, das steht fest, über die Bewegung eines von großer Höhe herabfallenden Gegenstandes nachgedacht, eine Aufgabe, welche Robert Hooke damals gestellt hatte, um an dieser durch die Umdrehung der Erde beeinflußten Bewegung, welche ebensowohl theoretisch erkannt, als empirisch geprüft werden konnte, einen Beweis für jene Umdrehung zu gewinnen. Newton fand, daß bei sich drehender Erde der Körper in einer Spirale fallen müsse, Hooke fand als Bahn eine Ellipse, und Hooke hatte Recht. Von nun an blieb die Bewegungsaufgabe für Newton eine brennende. Er bewies, daß ein Planet, auf welchen eine Kraft wirkt, die mit dem Quadrate der Entfernung von dem Sitze der Kraft abnimmt, in einer Ellipse sich bewegen müsse. Damals wird er wohl auch eine Proberechnung angestellt haben, um an dem Beispiele des Mondes seine Theorie zu prüfen. Aber die Größe der Erde, deren er zu dieser Rechnung bedurfte, war damals noch sehr mangelhaft bekannt, und der Einfluß dieser unrichtigen Zahl war so bedeutend, daß eine Umlaufsweise des Mondes herauskam, welche aller Erfahrung widersprach. Newton glaubte den Fehler seinen Theorien zuschreiben zu müssen und legte die so weit gediehene Arbeit wieder zurück. Inzwischen war aber 1679 durch den französischen Astronomen Picard, einem nicht genialen, aber sorgsamen und fleißigen Beobachter, zwischen Amiens und Malvoisine im nördlichen Frankreich eine Gradmessung vorgenommen worden, welche die Größe der Erde in anderen Werthen gab, als man bisher annahm. Die Zahlen dieser Messung wurden Newton 1682 bekannt. Mit ihnen als Grundlage wiederholte er die Proberechnung, welche er schon einmal angestellt hatte. Gleich der Anfang zeigte ihm, daß, wenn der Raum, den ein fallender Körper auf der Erdoberfläche in der Zeiteinheit durchläuft, unter Berücksichtigung von Picard's Erddurchmesser zu der Entfernung des Mondes von der Erde in Beziehung gesetzt wurde, für den Mondumlauf ganz andere Zahlen herauskommen mußten, als seine früheren Rechnungen ergeben hatten, und daß der Sinn der zu erwartenden Aenderung der Art war, daß eine größere Uebereinstimmung mit der Erfahrung zu gewärtigen stand. Die Aufregung übermannte Newton, er konnte nicht weiter rechnen! Erst einige Zeit später gewann er die dazu nöthige Geistesruhe und Sicherheit, wieder und nun fand sich die genaue Bestätigung seiner

*) Jos. Pertrand, Les fondateurs de l'astronomie moderne pag. 292—295.

Erwartung. Das Geheimniß der wundersamen Bewegungen der Himmelskörper war enthüllt. Was er, was Andere vielleicht vor ihm nur geahnt hatten, es war bewiesene Thatsache.

Wir können den letzten Satz, den wir hier ausgesprochen haben, nicht laut genug betonen. Er leitet uns mit voller Sicherheit in dem Urtheile, welches wir über das unsterbliche Werk zu fällen haben, welches unter dem Titel der Mathematischen Principien der Naturlehre im Mai 1687 die Presse verließ. Nicht blos der Beweis des Satzes, daß alle Körper sich direct wie ihre Massen und umgekehrt wie die Quadrate der Entfernungen anziehen, der weitere Beweis, daß hieraus die drei Kepler'schen Gesetze sich ableiten lassen, bilden den Werth des gewaltigen Buches. Eine Menge von Fragen tauchen dabei gewissermaßen nebensächlich auf und werden beantwortet, an welche vor Newton Niemand dachte, welche seit der Zeit den regelmäßigen Stoff des Nachdenkens aller großen Mechaniker abgaben. Wir können unmöglich auf alle diese Dinge eingehen, wir nennen nur einige der wichtigsten Ergebnisse. Newton hat gezeigt, daß und wie man die Bahn eines Kometen bestimmen könne, wenn nur drei Beobachtungen angestellt worden sind. Er hat das Problem der drei Körper in die Wissenschaft eingeführt, d. h. die Aufgabe, die Bewegung dreier Weltkörper zu untersuchen, von denen je zwei sich gegenseitig anziehen. Er hat die Gestalt der Erde theoretisch untersucht und ist gleich Huygens zu der Ueberzeugung gekommen, daß dieselbe keine Kugel, sondern ein apfelartig an den beiden Polen abgeplatteter Körper sei; beide Forscher haben selbständig und unabhängig von einander die Größe dieser Abplattung berechnet, aber während Huygens $^{577}/_{578}$ als das Verhältniß des kleinsten Erddurchmessers zum größten fand, gelangte Newton zu dem Werthe $^{229}/_{230}$, welcher dem von Bessel in unserem Jahrhundert mit allen Hilfsmitteln neuer Thatsachen und verbesserten Methoden errechneten $^{298}/_{299}$ entschieden näher kommt. Die abgeplattete Kugel ist natürlich nur als theoretische Gestalt der Erde anzusehen, durch einzelne örtliche Erhebungen und Vertiefungen nicht beeinträchtigt. So wenig aber ein, wenn auch bedeutender Berg gegenüber der ganzen Erdmasse in Betracht kommt, ein in der Nähe desselben aufgehängtes Pendel wird seine Einwirkung als anziehender Körper allerdings empfinden, und auch darauf hat Newton aufmerksam gemacht. Endlich wollen wir noch der Erscheinung von Ebbe und Fluth gedenken, welche zwar Keppler bereits als Wirkung der Anziehung des Mondes erkannte, für welche aber erst Newton die richtige Erklärungsweise einsah, welche auch für das Steigen des Meeres zur Fluthzeit an der vom Monde abgewandten Seite der Erde Rechenschaft gab, nicht etwa dadurch, daß dort der Mond die flüssigen Theile abstieße, sondern dadurch, daß er den ihm näheren festen Erdkern näher an sich heranzuziehen vermag.

So bewundernd wie wir, stand die Mitwelt Newton's Principien nicht in ihrer Allgemeinheit gegenüber. Schwierigkeiten bedrohten ihr Erscheinen, Zweifel begrüßten das der Oeffentlichkeit übergebene Werk.

Wir haben gesehen, daß Hooke, Halley, Wren auf der Spur waren, das Anziehungsgesetz zu finden, daß Hooke es sogar unbewiesen ausgesprochen hat. Hooke nahm daher Anlaß, noch vor dem Drucke der Principien, als Newton erst die Hauptsätze der königlichen Societät mitgetheilt hatte, seine Rechte im Schooße eben dieser Gesellschaft zu wahren. Halley, der die Druckgebung zu überwachen hatte, theilte Newton Hooke's Ansprüche mit; derselbe erwarte, daß Newton in einer Vorrede, welche er vielleicht Veranlassung finden werde voranzuschicken, seiner gedenke. Damit wäre vielleicht die Sache in Ordnung gewesen, wenn nicht ein anderer Freund in einem Briefe den Verlauf so geschildert hätte, als habe Hooke behauptet, daß Newton Alles von ihm hätte, und als habe er dem entsprechend Gerechtigkeit verlangt. Newton, empfindlich gegen Angriffe, wie wir ihn kennen, mit Hooke schon in eine optische Fehde verwickelt, hielt sich an die letztere Darstellung und antwortete Halley mit der Gegenanklage, Hooke werde wohl umgekehrt an ihm sich eines geistigen Diebstahls schuldig gemacht haben. Er habe im Januar 1673 durch Vermittlung von Oldenburg einen Brief an Huygens geschickt, in welchem seine Ansichten dem Kerne nach enthalten gewesen seien; Oldenburg habe von solchen Briefen immer nur Abschriften befördert, die Originalien behalten; Oldenburg's Papiere seien aber in Hooke's Hände gekommen, dieser habe Newton's Handschrift gekannt, werde neugierig in jenen Brief hineingesehen und daraus den Gedanken entnommen haben, die Kräfte, die aus der kreisförmigen Bewegung der Planeten hervorgehen, zu vergleichen. Das war nach jeder Richtung hin ungerecht von Newton, und sogar Halley, sein Bewunderer in allen Dingen, konnte nicht umhin, zu erwidern, Hooke's Art, auf die Entdeckung Anspruch zu erheben, müsse ihm in schwärzeren Farben, als der Wirklichkeit entspräche, dargestellt worden sein. Newton gab nun von seiner Seite nach, und so entstand eine kleine Anmerkung im ersten Buche der Principien: „der Fall des Zusatzes 6 findet bei der Bewegung der Himmelskörper statt, wie Wren, Hooke und Halley ursprünglich gefunden haben*)". Diese Entwicklung scheint uns eine sehr lehrreiche für die Kenntniß von Newton's Charakter. Sie zeigt uns denselben, wie wir ihn vorher schilderten: auf's Aeußerste empfindlich gegen jeden Angriff, geneigt, mit selbst übertriebenen Beschuldigungen sich der Last der Abwehr zu entledigen; sie zeigt ihn uns aber auch versöhnlich, wenn von unbetheiligter Seite zur rechten Zeit das rechte Wort gesprochen wurde. Wir werden noch sehen, wie Hetzerei und politischer Haß die entgegengesetzte Wirkung auf ihn ausübten.

Auch von Zweifeln, welche sich erhoben, haben wir andeutungsweise gesprochen. Als die Principien erschienen, ging es ihnen, wie nicht leicht jemals einem Werke ähnlicher Art. Oft schon haben streng wissenschaftliche Bücher die Bewunderung des Fachmannes erlangt, während die große Menge von dem

---

*) Sir Isaac Newton's Mathematische Principien der Naturlehre, deutsch von J. Ph. Wolfers. Berlin 1872. S. 60.

Vorhandensein jener Bücher kaum Kenntniß hatte. Hier haben wir das umgekehrte Beispiel. Die Engländer, zumeist die Laien, begeisterten sich förmlich für das Werk, welches sie nicht verstanden. Der Philosoph Locke z. B. überschlug beim Lesen sämmtliche Beweise, nahm die Sätze als vollgiltige, unbezweifelbare Wahrheit und ward so überzeugter Anhänger der Newton'schen Lehre. Aber zwei Männer gab es auf dem Festlande, welche durch ihren mathematischen Geist vorzugsweise befähigt und verpflichtet waren, die Principien zu studiren: Huygens und Leibnitz, und diese Beiden verhielten sich ablehnend. Huygens konnte mit dem Gedanken allgemeiner gegenseitiger Anziehung sich so wenig befreunden, daß er ihn absurd nannte. Er begreife nicht, sagte er in einem Briefe an Leibnitz, der wohlverstanden geschrieben ist, nachdem Huygens die Principien gelesen hatte, er begreife nicht, wie Newton sich habe entschließen können, so schwierige und umfassende Rechnungen auf Grundlage einer solchen widersinnigen Voraussetzung zu machen. Mit Leibnitz lag die Sache etwas anders. Dieser große Denker, dem man nicht leicht das Prädicat eines einzelnen Faches beilegen kann, weil er zu viele Fächer bearbeitete, ein Rechtsgelehrter, ein Geschichtsschreiber, ein Philosoph, ein Mathematiker, wie es nur wenige gegeben hat, war seit dem Herbste 1687 bis zum Sommer 1690 von Hannover, wo er Bibliotheksvorstand des Herzogs war, abwesend. Er machte eine Reise durch Italien, von Archiv zu Archiv, um Notizen zu sammeln, welche auf die alten Markgrafen von Este bezüglich waren, und deren er bei Abfassung einer Geschichte des Hauses Braunschweig bedurfte. Daß er auf dieser Reise ein Buch wie die Principien zu lesen keine Gelegenheit hatte, kann doch wohl nur Den in Verwunderung setzen, der von der ganzen Reise Nichts weiß. Nur durch einen, allerdings vortrefflich gemachten Auszug kannte Leibnitz das merkwürdige Werk. In Leipzig erschien seit 1682 eine wissenschaftliche Zeitschrift in lateinischer Sprache, die Acta Eruditorum. Die Herausgeber, Pfautz und Mencke, waren 1680 in England und Holland gewesen, um im persönlichen Verkehr Mitarbeiter zu werben. Vielleicht war dadurch Newton auf die Zeitschrift aufmerksam geworden und hatte von seinem Werke ein Exemplar an die Herausgeber geschickt, um eine Besprechung zu veranlassen. Eine solche kam denn auch Juni 1688 und zwar, wie eine Randnote in Dinte auf dem der Heidelberger Universitätsbibliothek angehörigen Bande der Zeitschrift angiebt, aus der Feder von Pfautz. Pfautz war aber nicht der Mann dazu, eine derartige Anzeige zu verfertigen. Man kann nur an eine Selbstanzeige von Newton denken. Selbstanzeigen, welche in den Acta Eruditorum keineswegs zu den Seltenheiten gehören, werden zwar sonst der Regel nach als solche ausdrücklich bezeichnet, aber es paßt ganz zu dem Bilde, welches wir uns von Newton entworfen haben, daß er ein derartiges Hervortreten meiden wollte, und Pfautz mag es nicht verweigert haben, als Verfasser eines vortrefflich geschriebenen Aufsatzes zu gelten.*) Auch Leibnitz

*) Diese Ansicht haben wir schon in der Historischen Zeitschrift Bd. X S. 136—137 begründet.

war Mitarbeiter der Acta, und sie wurden ihm auf seiner Reise nachgeschickt. Aus jenem Berichte vom Juni 1688 lernte er also die Principien kennen, und gegen ihn war der Hauptsache nach ein Aufsatz von Leibnitz über die Ursache der Bewegungen der Himmelskörper gerichtet, der wohl ziemlich rasch geschrieben worden sein muß, da er schon im Februarhefte 1689 zum Abdrucke kam. Leibnitz leitete in diesem Aufsatze ohne Annahme allgemeiner gegenseitiger Anziehung aus allerlei kühnen Vermuthungen, welche wir der Vergessenheit, der sie anheimgefallen sind, ruhig überlassen können, das Gesetz von den im umgekehrten Quadrate der Entfernung wirkenden Bewegungskräften ab und bemerkt dazu: „Ich sehe, daß auch Newton diesen Satz kennt, wenigstens entnehme ich es einem Referate dieser Zeitschrift; allein wie er dazu gekommen, kann ich nicht beurtheilen". Erst als Leibnitz wieder in Hannover war, also seit dem Sommer 1690, studirte er die Principien selbst, und nun trat ein, was bei einem so glänzenden Mathematiker, wie Leibnitz es war, eintreten mußte: der Widerspruch gegen die Grundlage der Newton'schen Untersuchungen trat zurück gegen die Bewunderung der Untersuchungen an sich; die Meinung, welche Leibnitz von Newton hegte, wuchs wieder zu der Höhe, auf welche sie schon 1676 gelangte, zu einer Zeit, als nur Newton, der Entdecker so mancher merkwürdigen mathematischen Wahrheit, ihm bekannt war.

Wir haben uns mit diesen Worten den Uebergang zur Darstellung der Entdeckungen Newtons auf dem mathematischen Gebiet gebahnt, eine Darstellung, für welche wir freilich, den Neigungen und Bedürfnissen unseres Leserkreises entsprechend, auf fast mehr als lakonische Kürze uns hingewiesen fühlen. Wir haben am Anfange unserer Würdigung von Newtons Arbeiten schon gesagt, daß die reinmathematischen die ältesten seien, daß sie unzweifelhaft bis vor das Jahr 1666 zurückgehen. Die frühste Niederschrift einer Abhandlung, welche Newton auch für die Augen Anderer bestimmte, kam 1669 durch Barrow, dem seine persönlichen Beziehungen das erste Anrecht darauf sicherten, Newtons wissenschaftlicher Vertrauter zu sein, in die Hände von John Collins, dem Schriftführer der königlichen Societät von Oldenburg. Andere Abhandlungen folgten nach, blieben aber Jahrzehnte lang in dem Pulte des Verfassers verschlossen. Manche große Entdeckung ist Newton, dem Mathematiker, in selbständiger Weise gelungen, manche Erweiterung und Verbesserung hat er solchen Capiteln verschafft, die schon früher von anderen Gelehrten bearbeitet worden waren; man kann es auffallend finden, daß von den letzteren Verdiensten häufiger als von den ersteren die Rede ist. Daß Newton schon vor 1669 seine Methode erfand, Zahlengleichungen beliebig hohen Grades durch ein Näherungsverfahren aufzulösen, daß in eben jener ältesten Abhandlung der Charakter unendlicher Reihen zur Ausrechnung tauglich oder untauglich zu sein, unterschieden werde, daß dort der binomische Lehrsatz für gebrochene, wie für ganze Exponenten sich finde, ist kaum den Mathematikern von Fach bekannt. Auch was Newton in einer Abhandlung späteren Datums für die Lehre von den Curven dritten Grades geleistet, so bahnbrechend es war, wird es kaum je außer in Schriften,

welche mit dem gleichen Gegenstande sich beschäftigen, erwähnt. Dagegen pflegen die Biographen Newtons das Hauptgewicht auf die Erfindung der Fluxionsrechnung, auf deren Vergleichung mit Leibnitzens Differential- und Integralrechnung, auf den leidigen Prioritätsstreit, welcher zwischen den beiden Erfindern sich entspann, zu legen. Wir werden aus mannigfachen Gründen dieser Gewohnheit nicht folgen. Nicht sowohl, daß wir an und für sich die Furcht hegten, den Sinn jener Wörter dem Laien nicht klar machen zu können, nur bedürften wir dazu mehr Raumaufwand als das Ebenmaß unserer Darstellung unter allen Umständen gestatten würde. Ferner halten wir in der That, was beide Männer hier leisteten, nicht für so großartig, wie das meiste Andere, was man ihnen verdankt. Wir haben uns an einem anderen Orte*) einmal zur besseren Einsicht in unsere Meinung des Bildes bedient, welches die Erfindung der Eisenbahnen an die Hand giebt. Der Dampf als bewegende Kraft war bekannt, auch Wagenräder waren schon durch denselben in Drehung versetzt worden, auch daß man in Schienen einen schwerbeladenen Wagen mit geringerer Anstrengung, als ohne dieselben fortzuschieben vermöge, war keineswegs neu, und doch übte die Erfindung der eigentlichen auf einem Geleise fahrenden Locomotive einen nicht hoch genug zu schätzenden Einfluß auf den ganzen Reiseverkehr. Wird man deßhalb Denjenigen, der die erste Locomotive baute, unter die ausnahmsweise gottbegnadeten Denker zählen, deren das Jahrhundert nur Einen oder höchstens einige Wenige erzeugt? Wird man nicht richtiger sagen, es war eine längst vorbereitete Erfindung, deren Vervollständigung keineswegs so ungewöhnliche Befähigung erforderte, daß sie nicht sehr wohl an verschiedenen Orten verschiedenen Männern gleichzeitig und unabhängig von einander gelingen konnte? Genau ebenso verhielt es sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit dem Capitel der Mathematik, welches man in allgemeinster Benennung als das der Infinitesimalrechnung bezeichnet. Keppler in Duetschland, Cavalieri in Italien, Fermat in Frankreich, Neper in England, Hudde in den Niederlanden, um nur einen Namen jeder Nationalität zu nennen, hatten die zur Geltung kommenden Gedanken längst ausgesprochen. Es galt nur, sie zu verallgemeinern, es galt namentlich eine Bezeichnungsweise zu erfinden, welche entsprechend wäre und dadurch selbst fruchtbar sich erwiese. Dazu wären gewiß auch Männer im Stande gewesen, welche Newton so wenig als Leibnitz vergleichbar zu sein brauchten. Um so weniger kann man die Selbständigkeit gerade dieser Männer anzweifeln. Jeder von Beiden ist von einem ganz verschiedenen Ausgangspunkte an die Sache herangetreten; jeder von ihnen hat die Arbeiten des Nebenbuhlers erst kennen gelernt, als er selbst schon weit genug vorgeschritten war, um einen wissenschaftlichen Diebstahl an Dingen, die dem eigenen Besitzstande so sehr gleichen, nicht begehen zu können, sondern höchstens Anregung zu kleinen Verbesserungen zu finden. Der Zeit nach hat aber allerdings Newton früher die Fluxionsrechnung besessen als Leibnitz die Differential- und Integral-

*) Historische Zeitschrift X. 114.

rechnung. Der gegenseitigen Einwirkung nach hat Leibnitz aus Newtons Abhandlung von 1669, welche er keinesfalls vor November 1675 in Händen hatte — eine Zeitbestimmung, welche auf der Anwendung des Integralzeichens in dem von Leibnitz angefertigten Auszuge aus jener Abhandlung beruht — Einiges gelernt, was nicht der Methode, sondern ihrer philosophischen Begründung zu gut kam. Der Brauchbarkeit nach steht endlich Leibnitzens Bezeichnungssystem und dessen Anwendung so unzweifelhaft über Newtons Schreib- und Rechnungsweise, daß sogar die Engländer seit dem Anfange unseres Jahrhunderts die Letzteren für die Ersteren im Stich gelassen haben. Zu dieser Klärung des Urtheils ist es allerdings nur sehr allmählich gekommen*), nachdem durch Verhetzung und Zuträgereien etwa seit 1695 ein erbitterter Streit über das Erfinderrecht entbrannte und von beiden Seiten, namentlich aber von der Newtons in häßlicher Weise geführt wurde. Newton wußte nämlich, wie es seinem Wesen entsprach, bei diesem Streite fortwährend hinter den Coulissen zu bleiben. Er schob nur immer andere Persönlichkeiten auf die Bühne, denen er sich begnügte, die Rollen einzusagen. Insbesondere hat aus dem handschriftlichen Nachlasse Newton's nachgewiesen werden können, daß zwei der gehässigsten Actenstücke, welche 1725, volle neun Jahre nach Leibnitzens Tode, im Drucke erschienen und dem Verstorbenen den Vorwurf wissenschaftlichen Diebstahls unverblümt machten, von Newton selbst aufgesetzt, von Anderen nur unterschrieben waren**). Wir wünschen nicht den ganzen schmutzigen Handel durchzusprechen. Wir wenden uns nur zu zwei Aeußerungen aus dem Jahre 1713, welche ein gewisses Licht auf die Verhältnisse werfen und uns zeigen, daß nicht bloß Verhetzungen, wie wir schon sagten, das Ihrige gethan haben, sondern daß hier noch ganz andere Dinge spielten, an welche man am wenigsten denken sollte.

Johann Bernoulli, ein warmer Anhänger von Leibnitz, schrieb diesem am 7. Juni 1713: „Sie theilen das Loos Ihres Fürsten, welchen unbillig denkende Engländer in gleicher Weise von der Thronfolge ausschließen möchten, wie Sie selbst von dem Besitze der Differentialrechnung?“ Darauf antwortete Leibnitz am 19. August, es sei in der That so. Ein befreundeter Engländer habe ihm geschrieben, in diesem Falle seien nicht etwa Mathematiker und Mitglieder der königlichen Societät gegen ein anderes Mitglied aufgetreten, sondern Tories gegen Whigs. Wir müssen hier auf Newtons Lebenslauf zurückgreifen, dessen Schilderung wir ohnedies kurz abgebrochen haben, da seine wissenschaftliche Thätigkeit uns die Pflicht auferlegte, bei ihr am längsten zu verweilen. Wir müssen sehen, ob Newton als Mann des öffentlichen Lebens in der That eine Parteistellung einnahm, welche Leibnitzens Wort begründet erscheinen läßt.

---

*) Vergl. unseren Aufsatz: „War Leibnitz ein Plagiator?“ in der Historischen Zeitschrift X, 97—159.

**) Commercium epistolicum etc. réimprimé et publié par J. B. Biot et F. Lefort. Paris. 1856. pag. X.

III.

Das erste Erscheinen Newtons in einer politisch-religiösen Streitfrage ist aus dem Frühjahr 1687 bekannt, demselben Jahre, in dessen Sommermonaten die mathematischen Principien die Presse verließen. Vieles hatte in England sich geändert, seit Jacob II. im Februar 1685 seinem Bruder Karl II. auf dem Thron gefolgt war. Jacob II. bekannte sich zum Katholicismus, während der allen Staatsdienern auferlegte Eid die Katholiken ausschloß; das war ein Widerspruch. Er stand als König von England verfassungsmäßig an der Spitze der englischen Episkopalkirche, der er selbst gar nicht angehörte; das war ein zweiter Widerspruch. Man war nicht blindlings in diese Lage gerathen. Viele hatten von vornherein das Erbfolgerecht Jacobs eben um dieser Gründe willen angefochten; die Mehrheit ging von der Ansicht aus, es komme vor allen Dingen darauf an, die Sicherheit in der Thronfolge wieder hergestellt zu sehen; das Zwischenspiel von der Enthauptung Karls I. bis zur Wiederkehr seines Sohnes war noch in allzu blutiger Erinnerung. Damit ist gesagt, wer die zahlreiche Partei König Jacobs II. bei seiner Thronbesteigung bildete. Es waren die conservativen Elemente, welche wir fortwährend mit dem englischen Parteinamen der Tories bezeichnen wollen, conservativ im Staate, conservativ zugleich in der Kirche; es waren daneben die offenen und heimlichen Katholiken, welche auf ihren Glaubensgenossen Hoffnung setzten; es waren endlich die Nonconformisten, so weit sie nicht republikanischen Gesinnungen huldigten, d. h. diejenigen Protestanten, welche der bischöflichen Kirche nicht angehörten und, gleich den Katholiken in ihren Rechten geschmälert, von jeder Aenderung nur Gutes zu erwarten hatten. Allmählich aber verzehrte sich diese Mehrheit. Nach englischem Rechte konnte der König von der Befolgung einzelner Verordnungen Dispens ertheilen. Er übte dieses Dispensationsrecht zu Gunsten katholischer Unterthanen, welchen er den Diensteid erließ, und das oberste Gericht, dessen Persönlichkeiten einer zweckentsprechenden Aenderung unterworfen worden waren, erkannte das Recht des Königs an. Von diesem Augenblick an zögerte der König nicht mehr, weiter und weiter in seinen Dispensertheilungen zu gehen, von diesem Augenblicke an gingen aber auch die Tories mehr und mehr in die Opposition über. Eine Dispenshandlung namentlich war von lärmendem Widerhalle. Jacob II. befahl im Februar 1687 der Universität Cambridge, einem Benedictinermönche die Magisterwürde zu verleihen. Wahr ist es, daß die gleiche Universität vorher dem maroccanischen Gesandtschaftssecretäre von freien Stücken den Ehrentitel Magister bewilligt hatte, aber da war doch ein doppelter Unterschied. Es war der Gegensatz freiwilliger Entschließung gegenüber einer Einmischung, die an sich den Universitätsprivilegien Abbruch that; es gewährte aber auch der Ehrentitel keine weiteren Rechte, während jetzt ein Katholik thatsächlicher Magister zu werden verlangte. Gab man einmal nach, so konnte auf der gegebenen Grundlage schließlich eine römisch-katholische Mehrheit in der Universitätsbehörde selbst erzielt werden. Das königliche Begehren

wurde abgewiesen. Jacob II. war schon verschiedentlich auf Unbotmäßigkeit bei hochgestellten Kirchendienern gestoßen und hatte zur Ahndung solcher Vergehen eine sogenannte geistliche Commission eingesetzt. Vor diese wurde der Vicekanzler der Universität Cambridge geladen und seines Amtes entsetzt. Neun Abgeordnete waren erwählt worden, den Angeklagten, dessen Gesinnungen sie theilten, vor der Commission zu vertheidigen. Unter ihnen befand sich Newton; das Wort hat er nicht ergriffen. Der Widerstand gegen Jacob wuchs. Die Mehrheit des Parlamentes, die Bischöfe, ein großer, wenn auch vermuthlich nicht der größte Theil des Volkes, erklärten sich gegen ihn; das Heer selbst war nicht mehr zuverlässig. Jacob dachte daran, ein neues gefügigeres Parlament wählen zu lassen, indem er allen seither vom Wahlrecht und von der Wählbarkeit Ausgeschlossenen diese Rechte zuertheilte. Damit war dem Fasse der Boden ausgeschlagen. Wilhelm von Oranien, der Schwiegersohn des Königs, als Protestant wie als Gegner der franzosenfreundlichen Politik der Stuarts gleich beliebt, wurde nach England berufen und folgte dem Rufe im November 1688. Die Königin mit ihrem noch zarten Knaben floh zu Anfang December nach Frankreich; wenige Tage später folgte der König selbst. „Die Zeit drängt mich, ich kann nicht mehr", waren die Schlußworte der Proclamation, mit der er von seinen Unterthanen Abschied nahm. Wilhelm war nun in London eingezogen, aber in welcher Eigenschaft, mit welchen gesetzlichen Befugnissen? Streng genommen mit keiner, nicht einmal mit der, ein Parlament zu berufen, und England war damals wie heute das Land des vorzugsweisen Buchstabenrechtes, auch in den ungewöhnlichsten Staatsverhältnissen nach einer Regel suchend, und bestehe sie nur in einem einmaligen Vorkommnisse. So erinnerte man sich jetzt, daß der Begriff der Convention vorhanden war, d. h. einer ohne königliche Einberufung zusammentretenden parlamentarischen Versammlung. Eine solche hatte die Restauration Karl's II. eingeleitet, eine solche sollte jetzt dessen Bruder endgiltig beseitigen, einen anderen Fürsten an dessen Stelle setzen. Die Convention bildete sich zunächst aus den Lords, welche erblich den Parlamenten angehörten, und zu ihnen traten die Männer, welche zu Karls II. Zeiten als Parlamentsmitglieder gewählt worden waren, zu ihnen einige neu ernannte Vertreter von Körperschaften. Die Universität Cambridge schickte als einen ihrer Abgeordneten Newton. Er gehörte der Convention ein volles Jahr bis zu ihrer Auflösung im Februar 1690 an. Das Wort hat er auch hier nie ergriffen. Ueber seine Abstimmungen wissen wir nichts, nur daß er bei der Neuwahl am 21. Februar 1690 selbst für die Ernennung von Sir Robert Sawyer wirkte, einen eingefleischten Tory und nahen Freund der Bischöfe, welche in seinem Hause die Erklärung abgegeben hatten, daß dem Parlamente das Recht nicht zustehe, der Geistlichkeit einen Eid vorzuschreiben, läßt an seiner Parteistellung nicht zweifeln. Durch Conventionsbeschluß war bekanntlich Wilhelm III. zum Könige von England ernannt worden, aber unter Bedingungen, welche seine Macht auf ein Geringstes einschränkten und dafür

die des Parlamentes fester als je begründeten. Freilich war dazu ein Erforderniß unentbehrlich, daß das Parlament unter sich einig sei und nicht bei fast gleich starken Parteien herüber und hinüber schwanke. Ein solches Schwanken trat Ende 1694 ein, als die Königin Maria starb und Wilhelm die bisher Beiden gemeinsame Königswürde allein übernahm. Für die Tories war doch eigentlich Maria, die Tochter Jacobs II., die Entschuldigung gewesen, mit der sie ihrem Gewissen schmeichelten, dafür daß sie es über sich vermocht hatten, den rechtmäßigen König seines Thrones verlustig zu erklären. Marias Tod trieb sie in die Opposition. Sie setzten dieselbe an einem in der That wunden Punkte in's Werk, sie brachten die Münzfrage zur Sprache. Königin Elisabeth hatte eine Doppelwährung eingeführt, unter deren Geltung etwa für fünf und eine halbe Million Pfund Sterling Silbergeld geprägt wurde. Dieses Silbergeld war aber inzwischen zur Unkenntlichkeit abgefeilt und beschnitten worden. Das Gewicht einzelner Stücke betrug gerade noch die Hälfte dessen, was es betragen sollte. Der Gesammtverlust wurde auf 1,200,000 Pfund veranschlagt. Wer noch unbeschnittene Münzen besaß, hielt sie versteckt; die Guinee mußte, trotzdem das Silbergeld gesetzliches Zahlungsmittel war, mit 30 Schilling bezahlt werden; die Bank von Amsterdam nahm überhaupt englisches Silbergeld nicht mehr an. Der Zustand war ein unleidlicher geworden, und die Thronrede, mit welcher Ende 1695 das neugewählte, in seiner Mehrheit whigistisch gefärbte Parlament eröffnet wurde, gab die Angelegenheit der Erwägung der beiden Häuser anheim. Das Oberhaus in seiner Mehrheit forderte, es solle von einem in Gemeinschaft mit dem Unterhause zu bestimmenden Tage an keine beschnittene Münze mehr in Zahlung angenommen worden. Das hieß den Verlust auf die einzelnen Besitzer von Silbermünzen werfen, und in höherem Maße auf Diejenigen, welche nur Silber besaßen, als auf die, welche neben dem Silber Gold zur Verfügung hatten. Die Aufregung in London wuchs zu einem Grade, daß, als am 6. December das Unterhaus sich auf den folgenden Morgen vertagen wollte, ohne einen Beschluß gefaßt zu haben, ein Mitglied ausrief: „Wir laufen Gefahr, daß die Menge sich an uns vergreift, wenn wir auseinandergehen, ohne in dieser Sache eine Entscheidung gegeben zu haben*)". Man blieb zusammen und beschloß, was die königliche Thronrede als erwünscht angedeutet hatte, daß der Staat den Verlust tragen sollte, daß die öffentlichen Kassen die beschnittenen Münzen gegen vollwichtige nach altem Schrot und Korn neu ausgeprägte Stücke umzutauschen hätten. Kanzler der Schatzkammer war seit 1694 Karl Montague, später Lord Halifax genannt. Er war ein Führer der Whigs, aber er war in Cambridge erzogen, wo er am 8. November 1679 in das Trinity-College eintrat**), er kannte Newton, dessen Schüler er war, von dieser Zeit und

*) Ranke, Englische Geschichte VI, 315.

**) Edleston, Correspondence of Sir Isaac Newton and Professor Cotes. London 1850. pag. XXVIII.

kam auf den glücklichen Gedanken, diesem die unter den gegebenen Verhältnissen keineswegs untergeordnete Stellung eines Aufsehers der Münze anzubieten. „Dieses Amt", so schreibt Montague am 19. März 1696, „ist für Sie sehr geeignet; es ist das Hauptamt bei der Münze, trägt fünf- oder sechshundert Pfund jährlich ein und hat nicht zu viel Geschäfte, um mehr Zeit-Aufwand, als Sie erübrigen können, zu erfordern". Die letzten Worte müssen wir nicht eben buchstäblich nehmen; sie hatten wohl zumeist die Absicht, Newton zur Annahme zu bestimmen. Thatsächlich ist es, daß Newton von dieser Zeit an für die Wissenschaft nichts mehr geleistet hat, so daß wir um dieser willen die Anstellung beklagen müssen, so gut Newton persönlich sich dabei stand, insbesondere als er 1699 zum Münzmeister befördert wurde, ein Amt, welches 12 — 1500 Pfund jährlich eintrug. Montague stand übrigens, wie man behauptet hat, zu Newton in verwandtschaftlichem Verhältnisse. Er soll mit Katharina Barton, Newtons Nichte, insgeheim vermählt gewesen sein. Sicher ist es, daß er 1715 bei seinem Tode eben dieser damals 35 Jahre alten schönen und muntern Dame den größten Theil seines Vermögens hinterließ. Sie zog alsdann mit ihrem Onkel zusammen, den sie erst wieder verließ, als sie John Conduit heirathete.

Als Newton 1696 in die Münzverwaltung eintrat, stand die Sache so, daß die Verwirrung statt abzunehmen nur gesteigert war. Das Verfälschen der Münzen durch Abfeilen dauerte fort. Die frisch geprägten Stücke verschwanden. Das festgesetzte Verhältniß zwischen Gold und Silber konnte nicht aufrecht erhalten werden. Eine Maßregel, in welcher wir vielleicht Newton's Erstlingsarbeit auf dem neuen Felde zu erkennen haben, half den Uebelständen ab. Man bestimmte im Spätherbste 1696, daß nunmehr das Gewicht der Münze für ihren Preis maßgebend sein sollte; wer aber alte beschnittene Stücke der Schatzkammer einliefere, solle 10% mehr dafür erhalten als im gewöhnlichen Verkehre. Jetzt floß das Silber mit kaum geahnter Geschwindigkeit nach der Sammelstelle, und jetzt erst konnte das Geschäft der Umprägung mit so viel Nachdruck vorgenommen werden, daß der Verkehr befriedigt wurde. Kein Wunder, wenn zugleich gegen Münzfälscher die härtesten Strafen verhängt wurden, und wir möchten, namentlich unter Berücksichtigung von Zeit und Ort, keinen Stein auf Newton dafür werfen, daß er, wie aus einem erhaltenen Briefe hervorgeht, noch 1726 die Anwendung der Todesstrafe gegen einen überwiesenen Münzfälscher verlangte.

Newtons Stellung an der Münze hielt ihn weder davon ab, mehrere Jahre weiter die Cambridger Professur dem Namen nach zu verwalten, noch, als er 1701 die Professur niederlegte, für jene Universität als Abgeordneter zu candidiren. Er gehörte dem Parlamente an, welches am 30. December 1701 zusammentrat, während dessen Sitzungsdauer Wilhelm III. am 8. März 1702 starb.

Seine Nachfolgerin war bekanntlich Königin Anna, die Schwester seiner ihm vorangegangenen Gattin Maria. Das Parlament von 1701 hatte für

die Thronfolge Sorge getragen, hatte weislich sogar schon an den kinderlosen Tod von Königin Anna vorgedacht und für diesen Fall das Haus Hannover als erbberechtigt anerkannt. Man weiß, daß Elisabeth, eine englische Prinzessin, Friedrich von der Pfalz geheirathet hat, daß das Elisabethenthor in dem Heidelberger Schloßgarten an diese Ehe erinnert. Das zwölfte und letzte Kind derselben, Sophie, war seit 1658 die Gemahlin von Ernst August, dem nachmaligen Kurfürsten von Lüneburg. Kräftige Söhne und Enkel ließen die Erbfolge dieses Familienzweiges gesicherter erscheinen, als es seit mehreren Regierungen der Fall gewesen war, und diese Hoffnung leitete insbesondere die Tories, die erwähnte Bestimmung zu treffen. Zunächst aber gewann grade diese Partei an Königin Anna eine Fürstin, welche ihnen auf's beste gewogen war, und welche als erste Regierungshandlung das Ministerium im toristischen Sinn zu reinigen begann. Montague, Newtons Freund, war unter den Ausgeschiedenen. Newton, dessen Gesinnungen sich nie verändert hatten, dessen Stellung aber keine solche war, die ihn genöthigt hätte, als Parteimann aufzutreten, blieb jetzt eine Zeit lang dem Parlamente fern, in welchem ohnedies seine Gesinnungsgenossen überwogen. Am 30. November 1703 traf ihn die Wahl zum Vorsitzenden der königlichen Societät, eine Wahl, welche sich, so lange er noch lebte, alljährlich wiederholte und ihm mancherlei neue Arbeit auferlegte. Im April 1705 wurde er von Königin Anna in den Ritterstand erhoben, und Sir Isaac Newton ist von nun an sein Name. Einen Monat später unterlag er bei der Parlamentswahl in Cambrigde, wiewohl er persönlich hingereist war, seine Candidatur aufzustellen. Es war eine Wahl von scharf ausgesprochenem Charakter*). Königin Anna, haben wir gesehen, war den Tories geneigt; ihr Ministerium bestand aus solchen, wenigstens galt Marlborough, der an der Spitze stand, damals gleich den Uebrigen als Tory; im Unterhause hatten die Tories die unbestrittene Mehrheit. So schien ein Zerwürfniß unmöglich. Die kirchlichen Ultras im Unterhause brachten dasselbe zu Stande. Die Fernhaltung aller der bischöflichen Kirche nicht angehörigen Persönlichkeiten von öffentlichen Stellen beruhte noch immer auf dem Zwang, die Formen eben dieser Kirche auszuführen, ein Zwang, der sich darin äußerte, daß der Anzustellende das Abendmahl nach anglikanischem Ritus zu nehmen hatte. Katholiken konnten sich dazu allerdings niemals verstehen, aber die protestantischen Nonconformisten konnten sehr wohl das kleine Opfer bringen, ihre Abendmahlformen nach denen der herrschenden Kirche umzumodeln, während sie sonst auf ihrem Sectenwesen beharrten, und sie thaten es, so dem Wortlaute des Gesetzes gehorchend. Gelegentliche Conformität nannten Solches die äußersten Tories und beschlossen einen Sturmlauf dagegen: wer nicht ganz und gar der Kirche, d. h. eben der bischöflichen Kirche, angehöre, sei von den öffentlichen Aemtern auszuschließen. Der Erfolg dieses Gesetzes, wenn es durchging, mußte nicht bloß bei der Besetzung jener Stellen selbst, er mußte auch für die Zusammensetzung des

---

*) Vergl. Edleston, Correpondence of Sir Isaac Newton and Professor Cotes, pag. LXXIV mit Ranke, Englische Geschichte VII, 11—13 und 23.

Parlamentes den Ausschlag geben. Nur in Städten, wo nonconformistische Magistrate vorhanden waren, pflegten Whigs gewählt zu werden. Beseitigte man jene städtischen Verwaltungen, so konnte man hoffen, ein rein toristisches Parlament zu erhalten. In diesem aber wären muthmaßlich die Weitgehendsten die Führer gewesen, und die Minister mußten befürchten, von rechtsstehenden Gesinnungsgenossen verdrängt zu werden. So hängen vielfach verkettet im Staatsleben die Dinge zusammen, und so kam es, daß, wiewohl jener Vorschlag in zwei aufeinanderfolgenden Jahren vom Unterhause angenommen wurde, er beide Male an dem von der Regierung unterstützten Widerstande des Oberhauses scheiterte. Marlborough wurde den Hochtories mehr und mehr verhaßt, sein Sturz war beschlossene Sache. Die Schlacht bei Höchstädt am 13. August 1704, in welcher Marlborough vereint mit Prinz Eugen die Franzosen auf's Haupt schlug, vernichtete auch die Pläne seiner politischen Gegner. Der siegreiche Held war der Liebling der Nation geworden, und der allgemeine Zug riß die gemäßigteren Tories neben den Whigs in sein Geleite. Unter diesen Verhältnissen vollzogen sich die Wahlen vom April 1705. Newton war der Candidat der äußersten Partei. Die Kirche sei in Gefahr, war das Stichwort derselben*), und die Verhandlungen, welche bei der nun folgenden Parlamentssession im Oberhause stattfanden, haben klar gestellt, daß bei der Cambridger Wahl ein Studentenauflauf stattfand, daß man hundertstimmig schrie: Kein Fanatiker, nichts von gelegentlicher Conformität! So unterlag damals Sir Isaac Newton. Die parlamentarischen Wellen gaben sich in England noch immer nicht zur Ruhe, und wenn die Bewegung nachlassen zu wollen schien, gaben äußere Ereignisse ihr einen neuen Anstoß. So würden wir, wenn es unsere Aufgabe wäre, die Regierung der Königin Anna genau zu schildern, zwar nicht die Märchen zu erzählen haben, welche Scribe in seinem reizenden, nur keineswegs historischen Lustspiele „Ein Glas Wasser" dem gläubigen Zuschauer aufzubinden sich gestattet hat, aber dennoch von überraschend schnellem Wechsel zwischen Tory- und Whig-Ministerien berichten müssen. Die Whigs waren in der auswärtigen Politik die entschiedenen Feinde Frankreichs, die Tories wollten den Frieden wieder hergestellt wissen, sei es auch, ohne daß Ludwig XIV. von allen den Plänen abstehe, welche den spanischen Erbfolgekrieg hervorgerufen hatten. So mußten die Umschläge, welche im Kriege oder in den Friedensunterhandlungen stattfanden, in der englischen Staatsverwaltung sich bemerkbar machen; so kam es auch, daß in einer Hauptfrage die Gesinnungen der beiden großen englischen Parteien plötzlich wechselten. Die Tories waren es, wie wir uns erinnern, welche unter Wilhelm III. die hannöverische Erbfolge durchgesetzt hatten; jetzt plötzlich klammerten die Whigs sich an die Hoffnung dieser Erbfolge**). Hatte doch Churfürst Georg Ludwig von Hannover selbst an dem Kriege theilgenommen, als ihm durch Marlboroughs Vermittlung 1707 ein Commando am Rhein übertragen wurde; hatte er sich doch so laut und bestimmt gegen die Friedens-

*) The Tory election cry was „the Church in danger". Edleston l. c.

**) Ranke, englische Geschichte VII, 44.

bedingungen, welche von den Tories als annehmbar erklärt waren, ausgesprochen, daß er nicht zurückkonnte, selbst wenn er es gewollt hätte. Und die Whigs bedurften eines Anhaltes für die Zukunft, während die Gegenwart ihnen entschlüpfte. Das Friedenbedürfniß des englischen Handels wie der Landbevölkerung hatte den Tories im Unterhause die Mehrheit wiedergegeben, ein Pairsschub von zwölf neuen Lords hatte auch im Oberhaus eine Mehrheit für den Frieden zu Stande gebracht, die Regierung war in den Händen von Tories, die Königin selbst athmete erleichtert auf, nicht mehr gezwungen Rathgebern zu folgen, welche ihr zuwider waren. Bei Ludwig XIV. konnten die Whigs sich bedanken, daß ihre Lage nicht noch gedrückter wurde. Der König von Frankreich, sich über die Sicherheit englischer Nachgiebigkeit vielleicht in übertriebenen Meinungen wiegend, zögerte mit der Schleifung von Dünkirchen, einer Friedensbedingung, über deren Unerläßlichkeit es keine Verschiedenheit der politischen Ansichten gab. Unter dem Eindrucke dieser Zögerung gewannen die Whigs bei den Wahlen des Jahres 1713 wieder Boden, wenn sie auch noch in der Minderheit blieben. Man hat gesagt, die Toryregierung habe damals daran gedacht, das hannöverische Erbfolgerecht wieder aufzuheben und auf den jüngeren Bruder der Königinnen Maria und Anna zurückzukommen, auf jenen Sohn Jacob's II., den seine Mutter, wie wir gesehen haben, mit sich nach Frankreich geflüchtet hatte, und der als Prätendent auf den Thron Englands schon den Namen Jacob III. führte. Ob die Regierung daran wirklich dachte, bleibe dahingestellt, genug, man hat es geglaubt und einen Gegenschachzug für nothwendig gehalten. Man forderte die wirkliche Einberufung des Churfürsten zum Parlament, in welchem ihm vormals von den Tories, so lange sie hannöverisch gesinnt waren, der Sitz als Herzog von Cambridge zuertheilt worden war, aber ohne daß ihm jemals die nothwendige Aufforderung geworden wäre, an den Sitzungen theilzunehmen. Die Tories widersetzten sich jetzt dem whigistischen Verlangen, und dieses ist der Zeitpunkt, in welchem jene beiden Briefe von Johann Bernoulli und Leibnitz geschrieben sind, welche uns zu dieser eingehenderen Schilderung von Newton's Parteileben an dem Leitfaden der englischen Staatsgeschichte den Anlaß boten.

Wir erkennen die Wahrheit der beiden erwähnten Aeußerungen in so fern, als hier wirklich zwei ausgesprochene politische Gegner einander gegenüber standen: Newton, der fanatische Tory, Leibnitz, der Berather des Throncandidaten der Whigs, welcher ihm sogar in einem erhaltenen Briefe die Warnung zurief, man organisire, oder vielmehr man desorganisire in England die Armee für die Zwecke des Prätendenten*). Freilich hatte der wissenschaftliche Streit als solcher mit Politik nichts zu thun, aber es war doch immerhin ein persönlich gefärbter Streit, und wer politisch erregte Zeiten selbst mit durchgelebt hat, weiß, wie geneigt man auf beiden Seiten zu sein pflegt in dem Benehmen eines Gegners, der politischer und persönlicher Widersacher zugleich ist, Alles gehässiger aufzunehmen, als es vielleicht ursprünglich gemeint war,

*) Ranke, Englische Geschichte VII, 60.

und so oftmals eine kleine Schramme zur unheilbaren Wunde gemacht hat. Wir möchten uns beinahe darüber freuen, so einen Grund gefunden zu haben, welcher die Art, in der Newton und Leibnitz, besonders Newton, in dem Verlauf des Prioritätsstreites um die Erfindung der Differentialrechnung sich benahmen, wenn nicht entschuldigt, doch erklärt.

Wir können über das spätere Leben Newtons, wie über den Verlauf der englischen Geschichte rasch hinwegeilen. Im Sommer 1714 starb Königin Anna, und der Churfürst von Hannover folgte ihr als Georg I. auf dem Throne. Wie er die Tories zurückstieß, zogen manche derselben sich freiwillig zurück, verschmähend, unter einem Whigministerium zu dienen. Newton verblieb in seiner Stellung an der Münze. Es kann wohl sein, daß das persönliche Verhältniß zu Montague, dem jetzigen Minister, ihn hielt. Lebend in seinem Amte und in der königlichen Societät, sogar bei Hofe gern gesehen, wo die Prinzessin von Wales es liebte, seine Belehrungen entgegenzunehmen, verbrachte Newton ein sorgenloses Alter. Er starb am 20. März 1727.

Wir haben nicht alle wissenschaftlichen Leistungen Newtons erschöpfend geschildert. Mißlungene chronologische Versuche, mystische Erklärungen biblischer Stellen durften wir übergehen, ohne seinen Geistesruhm zu schmälern. Chemische und optische Arbeiten aus dem Jahre 1692 mußten wir übergehen, weil sie leider durch einen unglücklichen Zufall im Feuer vernichtet wurden, ein Mißgeschick, welches Newton so sehr angriff, daß er in eine, Monate dauernde, an Geisteskrankheit angrenzende Verwirrung gerieth. Auch eines Briefwechsels mit Flamsteed aus den Jahren 1694 und 1695 haben wir nicht gedacht, in welchem Spuren einer letzten großartigen Entdeckung aufgefunden worden sind, ein Lehrsatz über die sogenannte atmosphärische Refraction, d. h. über den Weg, den ein Lichtstrahl in unserer Atmosphäre zurücklegt, deren Dichtigkeit je nach der Temperatur und zugleich je nach dem Drucke der darüber lastenden Luftschicht eine sich stetig ändernde ist und also eine stetige Reihenfolge von Brechungen des Lichtstrahls hervorbringt. Die Erkennung der Zusammengesetztheit des weißen Lichtes, die Gravitationslehre mit Allem, was darum und daran hängt, die mathematischen Erfindungen Newtons bilden für uns nach wie vor die drei Unterstützungspunkte, auf welchen sein Ruhm gesichert sich aufbaut. Mag sein Charakter nicht immer und nicht Jedermann gegenüber diejenige Milde und Liebenswürdigkeit besessen haben, welche Freunde und Verwandte ihm nachzurühmen wußten; mag er dem wahrheitsliebenden Biographen die Aufgabe in dem Sinne erschwert haben, daß man vor die Doppelwahl sich gestellt fühlt, seinem Helden Ungünstiges berichten oder Wesentliches verschweigen zu müssen, diese Doppelwahl hört auf, wo von seinen großen wissenschaftlichen Leistungen die Rede ist. Newton, der Mensch, vermag uns vermuthlich nicht allzu sehr zu erwärmen; Newton, der Gelehrte, erzwingt unsere volle Bewunderung. Ein Geist wie der seinige, der in die Geheimnisse der Welten einzudringen wußte, nähert sich mehr als ein Anderer der Vollkommenheit der Schöpfung selbst.

Die Ahnen.

Ein Roman von Gustav Freytag*).

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Quader um Quader werden herangewälzt und zusammengefügt. Die Leute bleiben kopfschüttelnd am Wege stehen und sehen der Arbeit zu. Wer an der Straße baut, hat bekanntlich viele Meister. Nach einiger Zeit steht etwas Imposantes da. Ist das schon etwas Fertiges, oder soll daraus erst noch etwas werden? fragt man sich. Ist es ein kolossaler Unterbau, wie es den Anschein hat? Was aber soll dann daraus werden? — Der Bauherr hüllt sich in Schweigen und will von seinem Plane nichts verrathen. Er deutet nur an, daß er noch viel Material bereit halte und dasselbe auch zur Verwendung zu bringen gedenke.

Der Winter kommt. Der Bau stockt. Die leidige Neugier plagt die Leute mehr denn je. Am Ende wird es doch so bleiben, wie es ist, sagt Dieser und Jener; und auch in diesem Falle wäre ja das, was vor unsern Augen steht, immerhin mächtig genug. — Mit dem Wiedereintreten der günstigen Jahreszeit beginnt jedoch die Arbeit auf's Neue. Der Bau steigt auf, in seinen Verhältnissen sich immer mehr verjüngend. Und nach acht Jahren, während deren die erstaunten Blicke der Vorübergehenden darauf gehaftet, und während diese selbst kopfschüttelnd ihre Bemerkungen darüber ausgetauscht haben, steht das Ganze vollendet da. Das oberste Stockwerk scheint zu einer einfachen, behaglichen, gemüthlichen bürgerlichen Wohnung bestimmt zu sein, und demgemäß ist auch schlichtes Material dazu verwandt worden.

---

*) I. Ingo und Ingraban, 1872; II. Das Nest der Zaunkönige, 1873; III. Die Brüder vom deutschen Hause, 1874; IV. Markus König, 1876; V. Die Geschwister 1878; VI. Aus einer kleinen Stadt, 1880. Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Da ist es denn natürlich, daß sich im ersten Augenblicke eine gewisse Ueberraschung einstellt, die für manchen sogar eine Enttäuschung sein mag. Darauf also hat der Bauherr hinausgewollt? Ist es ihm vor Allem darum zu thun gewesen, einem emeritirten Pfarrer, einem Arzte und jungen Schriftsteller anspruchslose Heimstätten zu bereiten? Wer hätte das vorhersehen können! Als die ungeheueren Steinblöcke beim Beginn des Werkes herangeschleppt wurden, da meinte man nicht anders, als daß sich da eine Königsburg erheben sollte. Und nun wird das Haus bewohnt von braven Leuten, die eine kleine Miethe zahlen. Hätte man uns das nicht früher sagen können?

Ja! auch ich bin der Ansicht, das hätte man thun sollen. Gustav Freytag hat, wie ich glaube, einen taktischen Fehler begangen. In der dem ersten Roman dieses Werkes vorangehenden Widmung an die Frau Kronprinzessin hat Freytag sich über das Werk, das er unternommen, in folgender Weise ausgesprochen: „Dies Werk soll eine Reihe frei erfundener Geschichten enthalten, in welchen die Schicksale eines einzelnen Geschlechtes erzählt werden. Es beginnt mit Ahnen aus früher Zeit und wird, wenn dem Verfasser die Kraft und die Freude an der Arbeit dauern, allmählich bis zu dem letzten Enkel fortgeführt werden, einem frischen Gesellen, der noch jetzt unter der deutschen Sonne dahinwandelt, ohne viel um Thaten und Leiden seiner Vorfahren zu sorgen . . . Wie die einzelnen Geschichten zu einem Ganzen verbunden werden, möchte der Verfasser gern im Anfange verschweigen". Dadurch nun, daß der Dichter sich das ihm unzweifelhaft zustehende Recht vorbehalten hat, sein Geheimniß nicht zu verrathen, hat er der Phantasie seiner Leser freien Lauf gelassen; und daß diese nach den Anfängen des Freytag'schen Romans einen viel zu hohen Flug genommen hat, ist erklärlich. Weltweiser wäre es wohl gewesen, gleich beim Beginn das Ziel, das zu erreichen der Dichter sich vorgenommen hatte, klar und deutlich aufzustellen und die Andeutung auf jenen „frischen Gesellen, der noch jetzt unter der deutschen Sonne dahinwandelt, ohne viel um Thaten und Leiden seiner Vorfahren zu sorgen", allgemein-verständlicher zu machen. Man hätte von vorn herein fühlen sollen, daß durch das Ganze ein wehmüthig-satirischer Zug der Weltgeschichte geht. Es ist ja vielleicht ganz richtig, daß das schlichte stille Daheim des Bürgerlichen sich über Quadern erhebt, die zu einer Königsburg gedient, und in denen dereinst Könige geboten haben mögen. Dieses Bürgerkind, das jetzt einen gewöhnlichen Namen trägt, mit dem Du auf Du und Du stehst, und von dem Du nichts Anderes weißt, als daß es aus einem guten, festen Hause stammt, dieser einfache und tüchtige Mann hat in sich vielleicht noch einen Tropfen desselben Blutes, das dereinst, ein Jahrtausend und früher, in den Adern eines jener trotzigen Helden gerollt hat, die mit dem Schwerte in der Faust sich ihr Heim gegründet, ihr Weib geworben, ihre Habe vertheidigt, ihre Mannen beschützt und gezwungen haben: einen Tropfen königlichen Blutes.

Nun, den Dichter mag wohl die Aufgabe reizen, in seiner Art nach-

zuweisen, d. h. in frei erfundenen Dichtungen zu erzählen, wie sich von jenem Helden aus früher Vergangenheit, der seine Abstammung auf die Göttlichen selbst zurückführt, im Wandel der Jahrhunderte das Geschlecht fortpflanzt, wie es durch die eigenen Geschicke der Enkel und durch die Geschicke des Volkes sich selbst wandelt, gewisse Eigenarten indessen trotz des gewaltigen Transmutationsprocesses, der sich an dem Geschlechte vollzieht, erblich bewahrt, und wie nun schließlich der junge, kaum bekannte Redacteur einer soeben begründeten Wochenschrift, der Sohn des Doctors aus einer schlesischen Kreisstadt, ohne es selbst zu wissen, noch immer durch die Bande des Blutes zusammenhängt mit seinem Stammvater, mit einem grimmen Helden und Könige des vierten Jahrhunderts.

Eine solche Aufgabe mag, wie gesagt, den Dichter locken; und es wird ihn nicht kümmern, daß sich da der Natur der Sache nach ein Mißverhältniß zwischen dem gewaltigen Anfang und dem bescheidenen Ende herausstellt. Das mag ja sogar noch seinen besonderen Reiz haben! Wie die Helden und Könige zu Rittern und schlichten Bürgern werden, zum Kaufmann, Pastor, Soldaten, Arzt und Zeitungsschreiber — liegt darin eine gewisse Traurigkeit, so ist dieser Wandlung andrerseits auch ein gewisser frischer Humor nicht abzusprechen. Und hätte man ahnen können, daß der Held des letzten Romans der liberale Redacteur Dr. Victor König sein würde, so würde man den Vandalenkönig Ingo mit andern Blicken betrachtet haben, und es hätte, ohne der Größe der Alten zu schaden, dem Jüngsten die Unannehmlichkeit erspart, ohne sein eigenes Verschulden durch sein Erscheinen eine gewisse Enttäuschung zu bereiten.

Aber Gustav Freytag hat das Geheimniß seiner Composition für sich behalten. Er hat ein Räthsel aufgegeben; und das ist immer etwas Bedenkliches. Er, unserer tüchtigsten Dramatiker Einer, der Verfasser der besten Technik des Dramas, die wir überhaupt besitzen, weiß doch so gut wie irgendwer, daß das Publikum immer so viel wissen soll wie der Dichter selbst. Die dichterischen Gestalten mögen in vollster Unkenntniß der Verhältnisse bleiben und mögen sich dadurch Schwierigkeiten ohne Ende schaffen — die einzige Person, die um Alles Bescheid wissen soll und wissen muß, ist das Publikum. Die Erregung der Neugier und der Spannung dadurch, daß der Dichter nicht nur vor den von ihm erfundenen Gestalten, sondern auch vor den wirklichen Personen, an die er sich wendet: vor Zuschauern und Lesern, die Fäden der Handlung verborgen hält und den Ausgang im Unklaren läßt, nimmt in der Dichtkunst eine so untergeordnete Stelle ein, daß man einem Manne wie Gustav Freytag nicht zutrauen darf, den Erfolg auf eine so wohlfeile Weise anzustreben.

Bei diesem großen Romane aber ist die Verschweigung ganz besonders mißlich. Ein Räthsel, auf dessen Lösung der Leser acht Jahre warten muß, ist ein Unding; denn eine Lösung, welche da der Wichtigkeit und Breite, mit der das Räthsel vorgetragen wird, und der Spannung, die durch acht Jahre andauern soll, entspricht, — eine solche Lösung giebt es nicht. Abgesehen

davon tritt aber noch ein anderer Uebelstand ein; nämlich der, daß der Leser durch die Frage, wie der in geheimnißvolles Dunkel gehüllte Ausgang wohl beschaffen sein möge, beständig präoccupirt, daß seine andächtige Stimmung durch die zwar frivole, aber nicht unberechtigte Neugier beeinträchtigt wird. Die Probe darauf hat man während der letzten acht Jahre ohne Mühe machen können. Sobald ein Gespräch über einen dieser „Ahnen"-Romane geführt wurde, drängte sich auch alsbald die Frage keck hervor: worauf will denn Freytag eigentlich hinaus? — Und die Discussion über diese relative Geringfügigkeit nahm bald einen breiteren Raum ein als die Würdigung der Dichtung selbst. Da wurden alle erdenklichen Vermuthungen ausgesprochen, bestritten und vertheidigt. Es geht auf den Herzog von Koburg-Gotha hinaus, sagte man ziemlich allgemein. Als aber Ivo als schlichter Burgmann zu Thorn sich niederläßt, wurde man irre. Und wie gewöhnlich machte der Verirrte seinen Führer dafür verantwortlich: Gustav Freytag hat die Fährte verloren, hieß es jetzt; wird er sie wiederfinden? Ein gekröntes Haupt scheint also der Letzte des Geschlechts nicht sein zu sollen. Nun, so wird es also der erste Staatsmann oder der erste Krieger unseres Landes sein — Bismarck oder Moltke! — Denn daß der lebende Nachkomme der Ahnen der Größten Einer sein müsse, davon wollte das durch acht Jahre in seinem Irrthum befestigte Publikum nun einmal nicht lassen.

Freytag hat, wie sich nun endlich herausstellt, es anders beschlossen. Er hat die breite Handlung immer mehr zusammengedrängt und schließlich, als auf den letzten der Helden, auf eine Persönlichkeit gelenkt, die in ihren äußeren Lebensverhältnissen und wohl auch in ihren Gesinnungen und ihrem Charakter mit dem Dichter selbst so starke Analogien aufweist, daß man als das jüngste Reis, das der Stamm des Ingo getrieben, Gustav Freytag hat bezeichnen wollen. Aber nicht den Gustav Freytag von heute! Nicht den Mann, dessen Name mit Liebe und Achtung genannt wird, so weit die deutsche Zunge klingt, und auf dessen Werke die Nation mit Stolz blickt, sondern den noch unbekannten, vielversprechenden Anfänger, der mit einem gleichgesinnten Freunde eine freisinnige Wochenschrift in's Leben ruft. Das ist allerdings ein sehr bescheidenes, vielleicht ein gar zu bescheidenes Ende, das, weil es ganz unvorbereitet kommt, ein Gefühl des Befremdens hat hervorrufen dürfen.

Da man das Werk in seiner langsamen, allmählichen Fortführung von unten auf hat entstehen sehen, ohne zu wissen, welchen Abschluß es finden würde, so überkommt nun Manchen das Gefühl, als ob er hier einem allerdings monumentalen Werke gegenüberstände, dessen Grundlage aber zu breit und dessen Krönung zu winzig sei. Es wirkt wie ein Kegel, dessen breite Basis mit Kolossalstatuen in der Factur Michel Angelos geziert ist, mit gewaltigen, muskulösen Gestalten in keken und trotzigen Stellungen, ähnlich den Figuren auf den Mediceer-Gräbern. Ueber diesen stehen bescheidener und weniger imposant auf beschränkterem Felde andere Gruppen; und so ver-

jüngt sich der Bau immer mehr, und in demselben Maße verringern sich auch die Gestalten, bis schließlich auf der Spitze eine zwar immer noch recht dauerhafte und wohlproportionirte Figur sichtbar wird, der aber die eigene Bescheidenheit des Dichters die denkbar kleinsten Proportionen hat geben wollen.

Das ganze Werk ist in sechs Bänden erschienen, und zwischen dem Erscheinen der einzelnen Abtheilungen liegt ein Zeitraum von einem Jahre oder von zwei Jahren. So hat sich ein jeder Theil als ein Ganzes an sich dem Leser dargeboten, und so ist er auch betrachtet und demgemäß auch beurtheilt worden.

Eine solche Beurtheilung, die jedem einzelnen Theile unmittelbar nach dessen Erscheinen auf dem Fuße gefolgt ist, hat durch diese Ungunst der Darbietung eine richtige nie sein können. Selbst der befähigte und wohlmeinende Kritiker hatte eben nichts als

„Die Theile in seiner Hand —
Fehlt leider nur das geistige Band";

und fehlte dasselbe auch nicht dem Werke, so war es in diesem doch so verborgen, daß es selbst für ein geübtes und aufmerksam prüfendes Auge nahezu unerkennbar blieb. Denn Gustav Freytag hat es verschmäht, den Zusammenhang zwischen den einzelnen Theilen auffällig zu machen. Die Nachkommen des Ingo haben keine bei den verschiedenen Geschlechtern wiederkehrenden besonderen Kennzeichen, keine ingenerirten Familienmale, wie die Warze der Bourbonen, den queren Blick der Montmorency, die weiße Stirnlocke, die in gewissen Geschlechtern immer wieder zum Vorschein kommt. Freilich zeigt einmal der kleine Romulus König seinem Großvater Markus einen Fleck am Arme, der eine Eigenthümlichkeit des Geschlechts sein soll; aber davon ist, so viel ich weiß, nur an dieser einen Stelle die Rede. Im Allgemeinen hat Freytag, wie gesagt, die atavistischen Züge sehr discret gezeichnet und mit so starken Deckfarben überzogen, daß sie nicht mühelos wahrzunehmen sind.

Daß sie im Allgemeinen gar nicht mehr wahrgenommen werden, ist eine Folge der Erscheinungsweise des Romans. „Ingo" ist im Jahre 1872, „Aus einer kleinen Stadt" im Jahre 1880 veröffentlicht worden. Wie viel andre Bände hat man dazwischen lesen müssen, wenn man sich auch nur mit dem Bedeutendsten, was die zeitgenössische Literatur hervorbringt, vertraut machen will! Da ist es denn unausbleiblich, daß für den Leser die Verbindung zwischen den Theilen gestört, ja aufgehoben wird, daß Anspielungen in dem einen Bande auf Vorgänge in einem früheren, der zwei, drei, ja vier Jahre vorher erschienen ist, unverstanden bleiben, daß man sogar frappante Analogien übersieht, weil die Erinnerung an das früher Gelesene verblichen ist. Zu einer Auffrischung des Gedächtnisses durch jedesmaliges Wiederlesen des früher Erschienenen aber fehlt es in unserer so begehrlichen und unruhig bewegten Zeit, die täglich unsrer Aufmerksamkeit und Beobachtung Neuheiten aufdrängt, an der erforderlichen Muße.

Wir alle also, die wir die verschiedenen Theile einzeln in den langen Zwischen-

räumen je nach ihrem Erscheinen gelesen und beurtheilt, haben den Ueberblick über das Ganze mehr oder minder eingebüßt; und zwar so vollkommen, daß wir überhaupt nicht mehr an ein Ganzes glauben wollten, daß wir die Zusammengehörigkeit der sechs Theile, deren jeder uns als eine selbstständige Ganzheit erschien, geradezu in Abrede stellten, und den Collectivtitel: „Die Ahnen" nur noch als eine Art von Nothdach betrachteten, unter dem die sechs Romane, die im Uebrigen wenig mit einander gemeinsam hatten, untergebracht waren, so gut es eben gehen mochte.

Wir legten uns schließlich die Frage vor: Besteht denn wirklich ein Verhältniß der einzelnen Theile zu einander? Und ergiebt sich dasselbe als etwas Organisches aus dem Wesen der Dichtung heraus, oder ist es, wenn überhaupt vorhanden, nur eine entbehrliche Zuthat, die anstatt von Innen zu treiben, von Außen aufgesetzt ist? Gewinnen die einzelnen Theile durch das Verhältniß, in das sie — sei es nun fest oder lose — zu einander gesetzt sind? Kann der Zusammenhang zwischen den einzelnen Theilen ohne Schädigung derselben gelöst werden? In diesem Falle wäre der Zusammenhang doch nur eine schriftstellerische Caprice und eine nicht ungefährliche Spielerei; denn in demselben Grade, in dem sich die Helden der spätern Theile von den ersten der Ahnen entfernen und sich den lebenden Geschlechtern nähern, werden sie durch den Zusammenhang mit ihren Vorfahren geschädigt. Die Enkel parodiren ja gewissermaßen die Thaten der Väter.

Die vorschnellen Antworten auf diese Fragen werden aber sehr bald berichtigt, und unsere Anschauungen werden andere, wenn wir das Gesammte in's Auge fassen. Es sei mir gestattet, hier eine persönliche Wahrnehmung einzuschalten. Bevor ich diese größere Arbeit über das Gesammtwerk in Angriff genommen, habe ich meine im Laufe der Jahre erschienenen Kritiken über die einzelnen Bände durchgelesen und zu meiner Ueberraschung bemerkt, wie sich allmählich und ohne mein Wissen der Widerspruch gegen das Einzelne und Ganze immer mehr gemildert hat. Immer freudiger spricht sich das Verständniß für die großen Schönheiten aus, und die Hervorhebung der Absonderlichkeiten, die mich zunächst unangenehm berührt, ja abgestoßen haben, wird immer discreter. Ich glaube, daß das wärmere Lob und die vorsichtigere Rüge nicht eine Folge der Thatsache ist, daß mit dem Alter die Zähne stumpf werden, oder freundlicher gesagt: daß mit der Reife der Jahre die Milde des Urtheils zunimmt; ich erkläre es mir vielmehr so: je mehr das Werk seiner Vollendung zugeschritten ist, desto mehr hat es auch den Blick des Beschauers auf das Ganze gezogen, desto bedeutungsloser sind die eigenartigen Schnörkel erschienen, auf denen der Blick zunächst gehaftet hatte. Deswegen ist das Urtheil bei den ersten Bänden auf das Kleine sorgfältiger eingegangen und dadurch ein ungünstigeres geworden als bei den späteren, obwohl der Werth der ersten Theile keineswegs hinter dem der späteren zurückbleibt. Je weiter die Arbeit vorangeschritten, desto mehr ist auch das Absonderliche im Einzelnen gegenüber den großen Verhältnissen

des Ganzen zurückgetreten. Der Zweifel: ob es denn wirklich ein einheitlich gedachtes Ganze sei, der sich bei der Betrachtung jedes einzelnen Theiles geregt hatte, hat angesichts des Fertigen verstummen müssen. Wer jetzt, nach der Vollendung des Werkes, die „Ahnen" durchliest, beantwortet die Frage: ist es ein Ganzes? — ohne Zaudern und unbedingt mit: Ja.

Wenn Freytag seinen Helden äußerlich auch nur geringe Gemeinsamkeiten gegeben hat, — wir finden bei vielen die hohe Figur, die krausen Haare u. s. w. — so ist dies doch so wenig charakteristisch, daß daraus die Stammeinheit unmöglich hergeleitet werden könnte. Diese ist vielmehr vor allem in der Uebereinstimmung der Charakter-Eigenthümlichkeiten zu finden.

Eine starke innere Verwandtschaft besteht zwischen allen Sprossen des Ingo-Stammes. Die Erinnerung an den Urahn selbst ist freilich nur dem Dichter geblieben. Ingraban weiß zwar noch, daß sein Ahn Ingo war, von dessen Vater, Ingbert, weiß er nichts mehr. Immo hat schon den Namen Ingo vergessen. Die ältesten Ueberlieferungen seiner Familie sprechen nur noch vom Helden Ingraban. Markus König weiß, daß einer seiner Ahnen von Thüringen nach Thorn gezogen ist; aber den Namen dieses Altvaters hat er verloren. Auch der Name des alten Markus König selbst wird von seinen Enkeln vergessen. Die noch lebenden Mitglieder der Familie erfahren durch die von Dr. Martin Luther in die Familienbibel eingetragene Widmung nur, daß einer ihrer Vorfahren, ein Zeitgenosse des Reformators, Georg König geheißen hat; das ist der Sohn des Markus.

Wenn aber auch in diesen Helden das Gedenken an die Voreltern über eine gewisse Zeit nicht hinausreicht, selten über drei Jahrhunderte, so ist in ihnen doch das geheimnißvolle Wirken jenes ganz besonderen Saftes, den man Blut nennt, darum nicht minder mächtig und auch durch äußere Erscheinungen wahrnehmbar. Das Blut wirkt weiter, von Kind auf Kindeskind, vom IV. bis auf das XIX. Jahrhundert, von Ingo bis auf Dr. Victor König.

Die Untersuchung dieser Frage, die Aufweisung des Zusammenhangs der durch die Bande des Blutes geschlossenen Gemeinsamkeit aller Mitglieder dieser selben Familie bildet den mühsamsten, aber auch reizvollsten Theil der Arbeit, der ich mich unterziehen will: die Beobachtung der Wirkung des bekannten Naturgesetzes der Vererbung von Vater auf Sohn und der atavistischen Vererbung, der Wirkung auch des Zufalls, der selbst vielleicht nichts Anderes ist als die sichtbare Erscheinung noch unaufgeklärter Gesetze.

Bevor wir an diese Frage herantreten, müssen wir uns die Lebensgeschicke der Helden dieses Geschlechts, das seit anderthalb Jahrtausenden in Deutschland lebt, zu vergegenwärtigen suchen.

Es sind zehn Helden, die uns Freytag in den sechs Bänden und acht Romanen vorführt: Ingo IV. Jahrhundert; Ingraban VIII. Jahrhundert; Immo XI. Jahrhundert; Ivo XIII. Jahrhundert; Markus und Georg König XVI. Jahrhundert; Bernhard König XVII. Jahrhundert; Friedrich König XVIII. Jahrhundert und Ernst und Victor König XIX. Jahrhundert.

Alle diese Nachkommen desselben Stammvaters sind berufen, an den großen Ereignissen, welche ihr Volk, welche Staat und Reich bewegen, mehr oder minder hervorragenden Antheil zu nehmen. Es ist ein Geschlecht von Kämpfern, deren jeder sein Blut und Gut einzusetzen bereit ist für das Wohl der Seinen, seiner Stammes- und Glaubensgenossen. Sie haben gekämpft mit den rohen Waffen der Barbarei, mit Wurfspieß und Speer, mit dem Schwerte des Ritters, mit dem erworbenen Gute, mit dem Wort Gottes; sie kämpfen noch mit der Feder. Sie haben gekämpft zunächst für ihre Sippe, dann für ihr Volk, für ihren Glauben, für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes; sie kämpfen noch für die Freiheit des Geistes und für das Gemeinwohl.

Das Individuum, das zu Beginn in der vordersten Reihe steht, dessen eignes Wohl und Wehe verhängnißvoll wird für das Wohl des ganzen Geschlechtes, tritt im Lauf der Jahrhunderte immer mehr und mehr zurück; es geht schließlich ganz auf in der Allgemeinheit, in der Nation. Es ist da ein Factor unter tausenden, der an seinem bescheidenen Theile, ganz in der Stille oder nur im engeren Kreise bemerkt, dennoch mitthätig ist an der gewaltigen Arbeit, welche die gesammte Nation zu erledigen hat.

Dadurch wird auch der Charakter der einzelnen Theile dieser großen dichterischen Erfindung bestimmt. Die Geschichte der Ahnen ist die Geschichte aus Deutschlands tiefer Vergangenheit bis an die Schwelle der Gegenwart; die Geschichte des großen Vaterlandes, wie sie bestimmend einwirkt auf die Geschicke einer Familie, wie sie von dieser mitempfunden wird, und auch wie sie in gewissem Sinne sich bildet aus der Geschichte dieser Familie in Verbindung mit der Geschichte vieler andern Familien. Demgemäß ist der große culturgeschichtliche und historische Stoff, um in geziemender und nothwendiger Reduction in den von Freytag gewählten Rahmen der freien dichterischen Erfindung eingefügt zu werden, von dem Dichter so vertheilt worden:

I. Patriarchalische Einfachheit und Rauheit; das Heidenthum. Kampf der Stämme gegeneinander. Gründung fester Niederlassungen und freier Herrschaften. Vorboten der Völkerwanderung: Ingo.

II. Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum, gleichzeitig Kampf der Germanen gegen die Slaven. Allmählicher Sieg der christlichen Lehre. Behauptung der deutschen Art gegen das Fremdenthum: Ingraban. (I. Band.)

III. Ausdehnung und Macht des Mönchswesens. Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht. Herausbildung des Königs- und Vasallenthums. Verfall der Freiherrlichkeit: Immo. („Das Nest der Zaunkönige". II. Band.)

IV. Ritterthum und Minne. Kreuzzüge. Verschiebung der Stämme durch die lange Abwesenheit von der Heimat. Deutscher Orden: Ivo. („Die Brüder vom deutschen Hause". III. Band.)

V. Verfall des deutschen Ordens. Verlotterung der Klerisei. Kampf gegen die Slaven: Markus König.

VI. Landsknechtswesen. Reformation: Georg König. („Markus König". IV. Band.)

VII. Das Ende des dreißigjährigen Krieges. Macht und Uebermuth

des Soldaten. Deutschland durch den Krieg zerstört, verwundet und verwildert: Bernhard König. „Der Rittmeister von Altrosen".

VIII. Begründung des Militairstaates Preußen. Kriegerische Vorbereitungen. Werber. Stramme Zucht: Friedrich und August König. „Der Freicorporal bei Markgraf Albrecht". („Die Geschwister". V. Band.)

IX. Die Fremdherrschaft. Allgemeine Volkserhebung. Freiheitskriege: Ernst König.

X. Auflehnung gegen den Absolutismus. Erste freiheitliche Regungen im Innern. Märzrevolution. Verfassung mit Aufhebung der Censur: Victor König. („Aus einer kleinen Stadt". VI. Band.)

In diesen verschiedenen Theilen ist den großen historischen Figuren auch eine verschiedene Rolle zugewiesen. Während dieselben zunächst unmittelbar neben dem Helden und in erster Linie stehen, mit ihm zusammen wirken und fallen, werden sie wie für den von Freytag verfolgten Zweck ganz schicklich, bald in die zweite Reihe gedrängt und rücken, je mehr wir uns der Gegenwart nähern, und je bedeutungsvoller in Wahrheit ihr Wirken für die Zeit wird, in der Dichtung immer mehr in den Hintergrund, so daß sie zum Schluß, bei der Schilderung des Lebens Victor Königs, des jüngsten der Ahnen, aus der Dichtung ganz verschwinden.

Bonifacius, Bischof Winfried, steht ganz vorn neben Ingraban, und der Dichter hat hier der historischen Gestalt dieselbe helle Beleuchtung gegeben wie seinem dichterischen Helden. Kaiser Heinrich II. muß sich schon mit einer bescheidneren Rolle zufrieden geben, gleichwie Kaiser Friedrich II, und noch weniger günstig sind der Landgraf von Thüringen, und der berüchtigte Ketzermeister Konrad von Marburg, der Beichtvater der Landgräfin Elisabeth, bedacht. Auch dem letzten Hochmeister der deutschen Ritter, Albrecht von Preußen, ist in der Dichtung nur eine verhältnißmäßig karge Wirksamkeit gegönnt, und der gewaltige Reformator Luther ist auf die bescheidensten Verhältnisse zurückgeführt. Ernestus, der fromme Herzog von Sachsen-Gotha, und der schwedische Feldmarschall Graf von Königsmark sind nur noch Episoden. Nicht freundlicher ist das Loos, das der Dichter dem Soldatenkönige Friedrich Wilhelm I. beschieden hat. Friedrich der Große wird einmal als Kind, einmal als königlicher Sieger in unsern Gesichtskreis gerückt, — beidemal nur ganz flüchtig. Von den populären Helden der Freiheitskrige tritt kein einziger auf. Napoleon fährt unerkannt und ungenannt bei Nacht und Nebel an uns vorüber; und auf die bedeutenden Persönlichkeiten der Neuzeit ist sogar jede Anspielung vermieden.

Nachdem wir somit die einzelnen Romane in großen Zügen zu charakterisiren versucht und die Stellung der historischen Persönlichkeiten zur dichterischen Erfindung angedeutet haben, wenden wir uns nunmehr der Aufgabe zu, den Inhalt dieser zehn Romane — der erste, vierte, fünfte und sechste Band enthalten deren je zwei — möglichst gedrängt und einstweilen ohne Berücksichtigung des zwischen ihnen bestehenden Zusammenhangs hier anzugeben.

I. Ingo und Ingraban.

1. Ingo.

Der junge Held Ingo vom Stamme der Vandalen an der Oder, der vom Throne seiner Väter durch Gewalt verdrängt worden ist, ist mit einem Häuflein getreuer Vandalen zu den Alemannen gestoßen und hat mit diesen die Römer bekämpft. Die Alemannen werden gänzlich auf das Haupt geschlagen. Ingo aber hat, bevor er flüchten muß, noch eine Heldenthat vollbracht. Nachdem er die Schicksalsverkünderinnen, die „heiligen Mütter", und den Sänger auf Kähnen gerettet und ihre Abfahrt mit seinem Leibe und seinen Waffen gedeckt hat, stürzt er durch die Wachen der Römer bis hart an den Kaiser, entreißt dem Bannerträger den rothen Drachen, den Siegeszauber der Römer, stürzt den Bannerträger in's Wasser und springt selbst in die Fluth, das erhobene Banner in der Faust. Er rettet sich an das andere Ufer, wird dort von einer weisen Frau gepflegt, und diese weiht das Drachenbild, dem sie die verderbliche Zauberkraft des römischen Feindes zu nehmen sucht. Das Häuflein der wenigen übrig gebliebenen Vandalen ist gesprengt. Ingo streift wie ein Bettler ohne Gesinde durch das Land und kommt endlich an Herrn Answalds Hof, um von diesem mächtigen Häuptling der Thüringe Gastfreundschaft zu erflehen. Ingos hohe Herkunft wird bald erkannt. Herr Answald hat einige Bedenken, diesen entschiedenen Römerfeind in seinem Hause zu bergen. Er überwindet dieselben jedoch und gönnt dem Vandalen an seinem Herde eine gastliche Stelle. Ingo findet bald Wohlgefallen an der schönen und anmuthigen Tochter seines Wirthes, an Irmgard, die indessen von Herrn Answald schon dem edlen Theodulf, einem Verwandten des Hauses, zur Hausfrau gelobt ist. Herr Theodulf sieht denn auch den Fremdling ungünstigen Auges an. Bald wird Ingos Stellung im Hause des Herrn Answald unhaltbar. Die zersprengten Vandalen haben sich wieder gesammelt und die Spur ihres Herrn gefunden. Sie werden von Answald aufgenommen. Aber zwischen ihnen und den Thüringen entstehen allerhand Mißhelligkeiten, die nicht immer gütlich beglichen werden. Das Verhältniß zwischen Theodulf und den Thüringen einerseits und Ingo mit den Vandalen andererseits wird immer gespannter, und auf einer Jagd kommt es um den Ehrenpreis des Tages zu einem heftigen Streite zwischen den beiden Nebenbuhlern, der damit endigt, daß der Thüring Theodulf den Vandalen Ingo tödtlich beleidigt. Ingo fordert seinen Gegner zum „nächtlichen Nothkampf auf der Aue, den die Sonne nicht schauen darf" und verwundet ihn schwer. Er wird in Folge dessen von Herrn Answald des Hauses und Hofes verwiesen.

Ingo zieht mit seinen Getreuen zum König Bisino, der über das ganze Volk der Thüringe gebietet. Dieser hatte schon längst Kunde davon erhalten, daß bei einem der Häuptlinge, bei Herrn Answald, ein mächtiger Held eingezogen sei, und beunruhigt um seine Herrschaft, hatte er Ingo befohlen, dem Königshofe zu nahen. Unter einem schicklichen Vorwande hatte sich Ingo

diesem Befehl bisher entziehen können. Nunmehr kommt es ihm ganz gelegen, demselben Folge zu leisten, und König Bisino, der nun nach dem Zerwürfniß zwischen Ingo und Answald den Fremden nicht mehr zu fürchten hat, nimmt ihn nicht ungünstig auf. Die Königin Gisela, eine Verwandte Ingos, die an der Seite ihres königlichen Gemahls ein ödes und trauriges Dasein fristet, verliebt sich in den jungen glänzenden Helden, und ihr hat Ingo seine Rettung zu danken, als die Römer heranziehen und den Kopf des gefährlichen Römerfeindes fordern.

Ingo zieht mit seinen Leuten von dannen, bis an die Grenzmark von Thüringen. Da bebauen sie das Land und begründen sich Heimstätten, dem Könige aber auf dem Berge, der allein aus der Ebene aufragt, eine Burg, welche nach dem in der Ebene fließenden Wasser die Idisburg genannt wird — Koburg an der Itz. Ingo ist ihr König.

Durch einen fahrenden Mann erfährt Ingo, daß Theodulf Irmgard als Gattin heimführen soll. Da wirft er sich mit seinen Getreuen auf's Pferd, und in einer wilden Sturmnacht entführt er Herrn Answalds Tochter in Graus und Braus. Nach Vandalensitte wird sie ihm als Gemahlin angetraut und Königin des Landes.

Die Zeit verfließt in Glück und Gedeihen, und der Bund wird durch einen Sohn gesegnet. Inzwischen hat Gisela, die den kühnen Vandalenhelden nicht vergessen kann, sich ihres Gatten gewaltsam entledigt und begehrt Ingo zum Gemahl. Dieser, treu seinem Schwur, verschmäht die Hand der hohen Frau. Nun rückt das Unwetter gegen die kleine Ansiedlung von allen Seiten an. Die rachsüchtige Königin kommt mit ihren Schaaren, der beleidigte Vater Answald kommt mit den Thüringen, Verstärkung erwächst den Feinden noch aus den Römern. So von allen Seiten angegriffen, wird das kleine Häuflein der Vandalen auf der Idisburg zusammengetrieben und umzingelt. Durch flammende Pfeile wird der Brand in die Burg getragen. In der höchsten Noth hängt Irmgard ihrem Sohn das in Otterfell eingenähte Zauberzeichen der Römer, den Drachen, um den Hals und übergiebt das Kind der treusten ihrer Gespielinnen und Freundinnen, Frida. Die Burg brennt lichterloh von allen Seiten. Ingo, von Theodulf tödtlich verwundet, stürzt zu Boden. Irmgard will nicht von seiner Seite weichen.

„Drinnen im Haus war es still, Irmgard kniete am Lager des Gatten; ihr Haar deckte seine Wunde, sie hielt ihn fest umschlungen, und lauschte auf seine Athemzüge. Der todtwunde Mann legte den Arm um sie und sah ihr stumm in die Augen. ‚Ich danke Dir, Ingo‘, sprach sie, ‚sei mir gegrüßt, Geliebter, auf dem letzten Lager liegen wir Beide gesellt‘. Näher rollte der Donner. ‚Hörst Du die oben rufen?‘ murmelte der Sterbende. ‚Halt' mich Ingo!‘ rief Irmgard. Ein flammender Blitzstrahl erfüllte die Halle, ein Wetterschlag dröhnte, die Balken des Daches brachen zusammen“. Die zusammenstürzende Burg begräbt Ingo, Irmgard und die letzten wenigen Getreuen unter ihren Trümmern. Vergeblich sendet die Königin Späher aus, um das Kind, das sie von einem Weibe durch Rauch und Flammen hat tragen sehen, aufzufinden. Der Sohn Ingos und Irmgards wird gerettet.

2. Ingraban.

Die Handlung spielt in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts. Ingram (Ingraban) bewahrt noch die Erinnerung an seinen Stammvater aus der Mitte des vierten Jahrhunderts, Ingo; nicht nur die Erinnerung sondern auch ein sichtbares Denkzeichen, jenen in Otterfell eingenähten seidenen Fetzen des römischen Drachenbanners, den Ingos Gemahlin kurz vor ihrem Untergang um den Hals ihres einzigen Erben gehängt hat. Dies alte Familienstück hat sich von Geschlecht auf Geschlecht weiter vererbt. Es wird ihm die Zauberkraft eines Amulets zugeschrieben; aber das Genauere darüber weiß man nicht mehr.

Der Ort der Handlung ist derselbe geblieben: Thüringen. Die Franken, die Bekenner der neuen Lehre, des Christenthums, und die heidnischen Thüringe haben sich vermischt, in unliebsam naher Nachbarschaft mit den slavischen Sorben. Ein Heide und ein Christ sind es auch, die sich hier gegenüberstehen: der Heide Ingraban, der Christ Herr Winfried, der „Apostel der Deutschen", Erzbischof von Mainz, Bonifacius genannt, — dieser Letztere gefolgt und in seinem Bekehrungswerke unterstützt von dem jungen Mönch Gottfried, seinem Neffen, für den Winfried eine wahrhaft väterliche Zärtlichkeit empfindet.

Die Sorben leben mit den Franken und Thüringen in ununterbrochner Fehde. Bei ihrem jüngsten Ueberfall haben sie das Frankenweib Walburg geraubt. Walburg wird von dem Sorbenhäuptling Ratiz in unwürdiger Gefangenschaft gehalten. Um die gefangene Christin auszulösen ziehen Ingraban, der die fränkische Christin liebt, und Gottfried, der Mönch, mit einem prachtvollen Trinkgefäße in das Lager des Räubers. Der Sorbe weist indessen das Anerbieten Ingrabans zurück; er macht ihm vielmehr den Vorschlag, nach Sorbensitte Walburg mit dem Becher auszukämpfen. Darauf geht Ingraban, wenn auch widerwillig, ein. Becher um Becher werden mit Meth gefüllt und geleert, höhnische und aufreizende Reden begleiten den seltsamen Kampf, schließlich wird auch die gefangene Walburg herbeigeführt, um Zeugin des Ausgangs zu sein. Empört wendet sich diese von dem widerwärtigen Schauspiele ab; und als Ingraban die verächtliche Rede der geliebten Jungfrau hört, schleudert er den Becher von sich und fällt selbst schwer zu Boden. Wildes Siegesgeheul der Sorben erschüttert die Halle. Ratiz schickt sich an, die Jungfrau, die er nun doppelt gewonnen hat, in seine Arme zu schließen: „Mein bist Du, doppelt gewonnen ist die rundliche Wange, und mein sollst Du bleiben, nicht denke ich mit der Vermählung zu säumen". — „Du rühmst meine glatte Wange, sieh her, ob sie Dir noch gefällt". Und mit dem Messer, das ihr Ingraban geschenkt, schneidet sie sich eine klaffende Wunde in die Wange, daß ihr Blut herunterströmt. Gottfried verhindert sie daran, den Stahl in ihre Brust zu stoßen. Ratiz stürzt trunken von Meth und Zorn zu Boden.

Die Selbstverstümmlung Walburgs macht dem Kampf um das Mädchen

noch kein Ende. Ingraban will die Jungfrau um jeden Preis heimführen, und in der Verzweiflung nimmt er den neuen Vorschlag des Ratiz an, das Loos Walburgs nun durch den Würfel entscheiden zu lassen. Der Sorbe setzt Ingrabans Roß, das er diesem im Becherkampf abgenommen, und das Weib, Ingraban sich selbst als Wettpreis. Ein Würfel und ein Wurf. Ingraban verliert. Er wird gebunden und der Knecht des Ratiz. Das Weib mit der zerrissenen Wange, durch Gottfrieds Fürbitte befreit, zieht mit diesem zu den Franken heim.

Durch den getreuen Wolfram, der dem Gefangenen, dem an Händen und Beinen gefesselten Ingraban, ein Messer durch eine Ritze zusteckt, — Ingraban faßt es zwischen die Zähne und löst damit die Bande — entkommt der Thüring, während das Sorbendorf in Flammen aufgeht. Die Schilderung der Entweichung Ingrabans gehört zu den schönsten Seiten des Romans.

Ingraban erreicht den Hof früher als der Zug der entlassenen Gefangenen mit Gottfried und Walburg. Ihn härmt nur der eine Gedanke: daß er ohne Lösegeld heimgekehrt, und wie ein entlaufener Knecht von den Sorben mißachtet werden darf; aber alle Bitternisse schwinden, als der Zug der Entlassenen mit Walburg heimkehrt. Er begrüßt die Geliebte in herzlichster Weise; diese, dem Zuge ihres Herzens folgend, erwidert das liebevolle Willkommen. Als sie aber einen Blick auf den Bischof wirft, dem Gottfried über den Verlauf seiner Sendung bei den Sorben berichtet, wendet sie sich von Ingraban ab, sinkt dem Bischof Winfried zu Füßen und läßt sich von ihm segnen. Da drückt der ungeschlachte Heide die kleinen Brüder Walburgs an sein Herz; aber der Bischof befiehlt ihnen, sich dem Ungläubigen fern zu halten. In wilder Verzweiflung ruft Ingraban aus: „Von meinen Göttern scheidet er mich, und die ich liebe, löst er von mir, rächen will ich den Schaden oder nicht leben", und hebt sein Schwert gegen den Gottesmann. „Da sah er plötzlich vor sich nicht das verhaßte Gesicht des Priesters, sondern ein Frauenantlitz, marmorbleich, voll Schrecken die Augen, auf der Wange eine blutigrothe Wunde, und er fuhr zurück, entsetzt über die Verwandlung".

Als Friedensbrecher wird Ingraban ausgestoßen und für vogelfrei erklärt. Er flüchtet in die Wildniß. Die liebende Walburg aber, von einem Diener geleitet, zieht ihm nach und findet seine Spur. Tief erschüttert von diesem Entschluß der Jungfrau wird Gottfried, der Mönch. Während des Zuges vom Sorbendorf nach der Heimat ist Gottfried Walburgs steter Begleiter gewesen. Der Adel ihrer Gesinnung und ihre Anmuth haben das junge Herz des Gottgeweihten tief erschüttert. Er aber hat zu Niemandem von dem unheimlichen Brande, der ihn verzehrt, gesprochen; verbietet ihm doch sein Gelübde, eines Weibes in Liebe zu gedenken. Nun aber, als er vernimmt, daß Walburg dem Ausgestoßenen in die Wildniß folgt, nun, da er nicht mehr zweifeln kann, daß Ingraban von der Jungfrau geliebt wird, empfindet er die bittersten Qualen.

„‚Bete für Walburg, die Jungfrau', sagt Winfried. ‚Sie hat sich eigen=

willig von uns gelöst und geht zu dem Friedlosen in die Wildniß'. Gottfried schwieg, aber ein Schauer fuhr ihm über den Leib, und er stützte sich an die Wand, der Bischof sah erschrocken auf die gebrochene Gestalt. ‚Gottfried, mein Sohn', rief er, ‚was ist Dir'? Da ging der Mönch leise an die Truhe, in welcher die heiligen Gewänder lagen, nahm die Stola hervor und that sie dem Bischof mit flehendem Blick um. Winfried setzte sich in den Stuhl, der Mönch kniete an seiner Seite und faltete die Hände über den Knien des Bischofs; fast unhörbar waren die Worte, welche er sprach, aber dem starken Mann drangen sie wie ein Schlachtruf in das Ohr, und als der Jüngling geendet hatte und mit seinem Haupte auf den Knieen des Bischofs lag, saß dieser über ihn gebeugt und hielt die heiße Stirn des Betenden, so voll von Schmerz wie der Jüngling selbst".

Walburg findet Ingrabans Spur. Sie gelobt sich ihm. Bei einem neuen Ueberfall der Sorben nimmt Ingraban noch als Friedloser an dem Kampfe Theil. Er trifft mit Ratiz, seinem Todfeinde, zusammen; dieser verwundet Ingrabans Roß, das seinen Reiter zu Boden wirft. Ratiz sprengt heran, um ihm den tödtlichen Schlag zu versetzen, als der Mönch Gottfried mit ausgebreiteten Armen sich zwischen die Beiden wirft und von Ratiz niedergemacht wird. Ingraban rächt alsbald den Tod des opferfreudigen Christen und erschlägt Ratiz. Als Winfried Kunde von dem Tode des Ratiz erhält, desselben Mannes, der ihm den liebsten Verwandten gemordet hat, da flammt zunächst in ihm ungestüme Freude über die endlich vollzogene Rache auf; aber alsbald erinnert sich der Christ der Lehren des Heilands: liebet eure Feinde, und die letzte heidnische Regung kämpft er nieder. Als Ingraban dies beobachtet, wird er tief ergriffen von der Seelengröße und dem Heroismus des Christen. „Jetzt erkenne ich, daß Du in Wahrheit dem Gebot eines großen Gottes folgst . . . Auch ich glaube an den Gott dieses Jünglings, der aus eigenem Willen für mich gestorben ist, obgleich ich sein Feind war", und er kniet nieder an der Leiche des Mönchs Gottfried und küßt das kalte Antlitz. Der Fluch wird von Ingrabans Haupt genommen, und der bekehrte Christ tritt in die Mitte der Seinigen zurück. Das letzte äußerliche Zeichen, das ihn mit dem Heidenthum verbunden hat, jenes abgestoßene Otterfell mit dem römischen Drachen, wird vernichtet. Später folgt Ingraban Winfried, der den heidnischen Friesen die Lehre des Herrn predigen will; die Christen werden von den Friesen überfallen und getödtet. Ingrabans Kinder aus der Ehe mit Walburg erhalten das Geschlecht.

II. Das Nest der Zaunkönige.

3. Immo.

Die Handlung spielt zu Beginn des elften Jahrhunderts. Immo, der älteste der sieben Söhne des verstorbenen Herrn Irmfried und der noch lebenden Frau Edith, ist von seinen Eltern den Heiligen geweiht. Irmfried hat damit eine

blutige That gegen seinen Bruder sühnen wollen. Immo weilt als Scholasticus in dem Kloster Herolfsfeld, das der heilige Wigbert begründet hat. Der Präpositus des Klosters ist der Dekan Tutilo, der mit dem Abt Bernheri, welcher sich außerhalb der eigentlichen Klostergebäude seinen eigenen Wohnsitz begründet hat, nicht in gutem Einverständniß lebt. Der Dekan Tutilo ist ein Widersacher des Königs und hält zum Babenberger Hezilo, während der Abt ein treuer Anhänger des Königs Heinrich ist. Dem jungen Immo ist es in den Klostermauern zu eng. Er hat in sich das kriegerische Blut seiner Ahnen. Gerade deshalb macht er sich durch sein störrisches Wesen und seine übermüthigen Streiche dem Dekan Tutilo verhaßt.

Zwischen den Klosterleuten von Herolfsfeld und dem Grafen Gerhard, einem Verwandten des Immo, besteht ein sehr gespanntes Verhältniß, da Gerhards Vater das Erbe durch reiche Schenkungen an das Kloster von Herolfsfeld erheblich geschmälert hat. Graf Gerhard findet einen allerdings ziemlich schwächlichen Vorwand, um den Mönchen die Schenkung wieder streitig zu machen und abzunehmen. An einem Erntetage läßt er von seinen Leuten die Mönche überfallen, und dabei geräth der junge Immo in seine Gefangenschaft. Der Scholasticus benimmt sich zuversichtlich und keck in der Burg des Grafen. Beim Mahl setzt er sich auf die Ehrenbank und weigert hartnäckig, auf der Bank des Gesindes, die ihm angewiesen, Platz zu nehmen. Der Graf ist ob dieser Keckheit zunächst sehr verdrossen; als Immo aber sich zu erkennen giebt als der Sohn des Helden Irmfried, und als dem Grafen von seinen Leuten bestätigt wird, daß der Jüngling wie ein Mann gekämpft, duldet er ihn am Tische neben seiner Tochter Hildegard.

Das Zusammentreffen des jungen Immo mit der Tochter des Grafen ist in den lieblichsten Farben geschildert. Hildegard ist eben aus dem Kloster gekommen. Die Beiden haben also manche Berührungspunkte; da wird also Lateinisch geschwatzt, da werden Verse aus der Aeneide citirt, Schulgeschichten erzählt, die jungen Leute necken sich und werden immer vertrauter. „Du bist ein sinnvolles Weib", ruft Immo schließlich aus, „wenn Du mich auch verhöhnst".*) Die freundliche Zutraulichkeit festigt sich immer mehr und erstarkt zu wahrer Liebe.

Der Graf entsendet Immo, den die Klosterleute aus der Gefangenschaft auslösen, an den Abt Bernheri; diesem soll er die Beschwerden und Wünsche des Grafen mittheilen.

Durch Immo erfährt der Abt Bernheri, daß der Dekan Tutilo dem

*) In der „Gustav Freytag=Galerie" (Leipzig, Edwin Schloemp) ist diese reizende Scene, Immo am Familientische des Grafen Gerhard mit Hildegard plaudernd, in anmuthiger Weise von H. Kaulbach dargestellt worden. Der nebenstehende Holzschnitt reproducirt die Kaulbach'sche Zeichnung in verkleinertem Maßstabe. Außer diesem haben noch andere hervorragende Künstler, namentlich Liezen=Mayer, Karl Becker, Otto Knille, Woldemar Friedrich, Werner Schuch, C. E. Doepler, aus den „Ahnen" die Anregung zu bildlichen Compositionen geschöpft, die in der „Freytag=Galerie" vereinigt sind.

Babenberger günstig gesinnt ist, und der Abt sieht sich in Folge dessen veranlaßt, in das Kloster hinabzusteigen, um die Mönche zu maßregeln. Diese aber halten zu ihrem Dekan Tutilo und empfangen den obersten Herrn, den Abt, sehr ungünstig. Diese üble Laune artet schließlich zu offener Widersetzlichkeit aus. Die aufrührerische Stimmung der Mönche theilt sich den jungen Scholastikern mit; sie treiben wilden Unfug, und der wildeste unter ihnen ist Immo: er springt über den Rücken des Dekans Tutilo Bock. Als der Abt endlich die Ruhe wieder hergestellt hat, liegt ihm die Pflicht ob, den aufsässigen Jüngling zu strafen, da er sich gegen der Herrn Dekan schnöde vergangen hat. Aber es thut dem Abt leid, daß er Immo in strengen Gewahrsam bringen muß; denn er ist dem Jüngling wohlgesinnt und hat in ihm einen treuen Bundesgenossen gegen den Decan Tutilo gefunden. Der

Abt befreit ihn denn auch bald aus der Gefangenschaft und sendet ihn mit wichtiger Botschaft zu Frau Edith, Immos Mutter, und zu seinem obersten Herrn, dem Könige.

Immo findet in der Heimat nicht die Freude, die er erwartet hatte. Die Brüder sind dem Gottgeweihten nicht hold gesinnt; nur der jüngste, Gottfried, hängt mit Zärtlichkeit an ihm. Seines Verweilens am heimatlichen Herde ist nicht lange; denn er hat dem Könige die Botschaft des Abtes zu überbringen. Mit seinem Jugendgespielen Brunico zieht er dem Frankenwalde zu, wo König Heinrich weilt. Auf dem Wege trifft er noch einmal mit dem Grafen Gerhard, der sich dem Babenberger anschließen will, und mit Hildegard zusammen. Die zweite Begegnung der jungen Leute ist wenn möglich noch inniger und poetischer, als die frühere.

„Auf der höchsten Stelle im Burgwald stand eine Sommerlinde, welche ihre großen Blätter als ein dichtes Laubdach fast bis zum Boden breitete. Es war ein wonniger Platz, wilde Glockenblumen blühten in dem lichten Schatten und kleine Schmetterlinge fuhren hin und her, die Vögel lockten ihre Jungen in den Aesten des Baumes zusammen, und die Grillen schwirrten den Chorgesang zu dem Ruf der Gefiederten. Dort saß Hildegard, das Grafenkind“. Sie gedenkt des Jünglings und spricht dieselben Worte, die sie dereinst am Tische des Vaters ihm gesagt. Und da kommt aus der Linde eine Antwort herab. „Sie saß unbeweglich, ein Lächeln flog um ihren Mund und eine hohe Röthe ergoß sich über ihr Antlitz; aber sie wagte nicht aufzusehen, damit der lustige Traum nicht entschwinde. ‚Bist Du es, Geselle?‘ frug sie leise . . . . In demselben Augenblick neigte Immo das Haupt behend abwärts, umschlang von der Höhe mit einer Hand ihren Hals und küßte sie auf den Mund. ‚Guten Tag, Geselle‘, sprach er, ‚so hatte ich mir's ausgesonnen, und so ist es vollbracht‘“. Die Beiden geloben sich Herz und Hand.

Immo gelangt zum Lager des Königs und gewinnt dort durch seine Tüchtigkeit bald großes Ansehen. Der Kampf bricht aus zwischen dem Könige und dem Babenberger Hezilo. Graf Gerhard kämpft an der Seite des Letzteren. Der Babenberger wird geschlagen; nach hartem Kampfe fällt Hezilos Veste. Immo erfährt, daß in der brennenden Stadt Hildegard weilt. Wie ein Rasender dringt er ein und errettet das geliebte Wesen. Der König hält strenges Gericht. Graf Gerhard wird gefangen genommen und zu einer schimpflichen Strafe verurtheilt. Da Immo für den unglücklichen Gefangenen einen Auftrag übernimmt, fällt er bei dem Könige in Ungnade. Graf Gerhard wird zwar die Freiheit geschenkt, Hildegard aber soll den Schleier nehmen. Die Ungnade des Königs dauert an, und bei der Vertheilung der Siegespreise geht Immo leer aus. Unwillig wegen dieser unverdienten Kränkung zieht er von dannen und schließt sich dem Sachsenherzog Bernhard an, welcher gegen die Seeräuber zu Felde zieht. Auch hier vollbringt er Heldenthaten.

Immo kehrt heim. Seine Brüder sind inzwischen mit dem Grafen

Gerhard in Kampf gerathen und haben Hildegards Vater gefangen genommen. Immo befreit den Grafen Gerhard gegen Lösegeld und söhnt sich mit seinen Brüdern aus. Denn er ist nicht in die Heimat zurückgekehrt, um diesen das Erbe des Vaters streitig zu machen, er will Hildegard, die nunmehr den Schleier nehmen soll, aus den Banden der Geistlichkeit befreien. Bei Nacht und Nebel wird Hildegard entführt. Die Brüder, die ihn dabei unterstützt haben, kommen auch mit der Jungfrau heiler Haut auf ihre Burg, die Mühlburg, Immo aber wird schwer verwundet und muß sich bei einem befreundeten Bauern verstecken.

Der König ist über den Friedensbruch empört und zieht gegen die Mühlburg vor. Der Dekan Tutilo, der reumüthig zum König übergegangen ist, verräth diesem, wo sein alter Widersacher Immo versteckt ist. Der Verwundete wird gefangen genommen. Die Mühlburg selbst wird von den Königlichen umzingelt, und die Brüder müssen den Widerstand aufgeben, da sie wissen, daß das Haupt des Aeltesten auf den Wink des Königs fallen kann. Als Gefangene kommen sie in das Lager des Königs. Als der König aber vernimmt, daß Hildegard dem Geliebten, Immo, freiwillig gefolgt ist, läßt er Gnade für Recht ergehen und schenkt die Burg dem Jüngsten, Gottfried, der an dem Raube der Jungfrau nicht theilgenommen hatte. Dieser aber übergibt sie dem Stammhalter, Immo, und der König erklärt sich mit dieser Schenkung unter der Bedingung einverstanden, daß Immo und die Brüder auf Jahr und Tag die Heimat nicht schauen. Sie folgen dem Könige nach Italien, verrichten da große Thaten, und nach der Heimkehr schließt Immo Hildegard als sein Weib in seine Arme.

III. Die Brüder vom deutschen Hause.

4. Ivo.

Die Handlung spielt in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Ivo, der Herr von Ingersleben, hat die Erinnerung an einen alten Helden Ingram noch bewahrt. Sein Besitzthum ist zwar seit der großen Zeit seiner Vorfahren beträchtlich geschmälert, auch die Mühlburg gehört nicht mehr ihm, — dort haust jetzt sein Oheim, Graf Meginhard, — aber Ivo hat sich trotz der kleinen Habe, und obwohl er nur wenige Ritter und Freie sein zählt, das Gefühl der Würde seines Stammes erhalten. Wenn auch inzwischen ein neues Geschlecht aufgekommen und mächtig geworden ist, und dessen Haupt als Landgraf über Thüringen gebietet, so erkennt Ivo doch nur einen Vorgesetzten an: den Kaiser. Den Landgrafen behandelt er wie Seinesgleichen. Er besteht auch auf Wahrung seines alten Rechtes, daß ihm vom Landgrafen im Monat Mai auf dessen Schlosse, der Wartburg, der Ehrentrunk gereicht werde, gleichsam als Anerkennung der Unabhängigkeit und Gleichstellung des Geschlechts, welches seine Ahnen bis auf Ingraban zurückführt.

Nun ist der Mai gekommen, und Ivo rüstet sich mit seinen Getreuen

zur Fahrt nach der Wartburg. An einem herrlichen Frühlingstage reiten sie davon, und der alten Gewohnheit gemäß machen sie Rast in dem Dorfe Friemar, wo Ivo mit Friderun zusammentrifft, der Gespielin seiner Kindheit, der Tochter des freien Bauern und Richters Bernhard, die den vollen Stolz ihres freien Bauernthums besitzt. Dann reiten Ivo und seine Leute zur Wartburg hinauf.

Da weilt als Gast des Landgrafen eine edle Frau, die Gräfin Hedwig von Meran, eine Nichte des Kaisers. Als Ivo vom Landgrafen den Frauen vorgestellt wird, entschuldigt er sich, daß er den edlen Damen nicht so dienen könne, wie er wohl möchte. Ivo ist nicht nur ein tapferer Krieger, er ist auch als ein echtes Kind seiner Zeit ein minnender Ritter, und seine Dame hat ihm verboten, während seines Verweilens auf der Wartburg das Auge auf eine der Frauen zu erheben. Gräfin Hedwig spottet wegen dieses Gelübdes und verhöhnt den treuen Liebenden. Als die Landgräfin seine Tapferkeit rühmt und sagt, wenn dieser Ivo einem Jeden, den er im Speerkampf besiegt, nur ein Bild aus dem Gewande schneiden ließe, so könnte er seiner Herrin einen weiten Mantel fertigen lassen, der sie vom Kopf bis zu den Füßen bedecken würde, — da äußert Gräfin Hedwig spöttischen Zweifel. Sie neckt den Helden und sucht sogar ihn durch List zum Bruch des Gelübdes zu veranlassen; aber Ivo bleibt standhaft. Das Fest verläuft in ungetrübtem Frohsinn.

Wenige Tage darauf verkünden die Boten Ivos durch ganz Thüringen, daß ihr Herr alle Edeln und Ritter zum Speerkampf herausfordere. Als Siegespreis verlangt er nichts Anderes als das Wappenbild aus dem Gewande des Besiegten, während er dagegen Roß und Rüstung setzt. Als diese Kunde auf die Wartburg gelangt, ist die Landgräfin höchst betroffen. Ihr Gespräch mit Gräfin Hedwig, die Aeußerung über Ivos Tüchtigkeit im Speerkampf und über die Wappenbilder, muß also belauscht worden sein. Vielleicht hat sich die unbekannte Dame Ivos in der nächsten Nähe befunden. Gräfin Hedwig tröstet die besorgte Frau, da die Aeußerung ja von vielen Umstehenden hat vernommen werden können.

Es melden sich gar viele Edle. Ivo besiegt sie Alle und schneidet aus dem Gewande eines jeden der Besiegten das Wappenbild.

Eines Tages, als die Landgräfin Else und Gräfin Hedwig auf dem Söller der Wartburg, der oben an die Mauer gefügt ist, auf- und abwandeln und auf die Landschaft hinabblicken, vernehmen sie leisen Gesang, eine ritterliche Weise. Hedwig beugt sich über die Brüstung und sieht auf einem Vorsprung, der kaum dem Stehenden Raum giebt, einen Mann in ärmlicher Tracht, der den großen Filzhut, wie um eine Gabe bittend, ihr entgegenhält. „Fang auf", ruft Jene und wirft ihm etwas in den Hut. Als Gegengabe fliegt plötzlich ein dunkler Gegenstand den Frauen zu Füßen. Sie blicken wieder über die Brüstung, der Fremde ist verschwunden. Als sie die Bänder lösen, entrollt sich ein bunter Mantel, aus vielen Stücken zusammengefügt, mit allerlei

ritterlichen Zeichen, mit Sternen und Fabelthieren. Die Landgräfin ist wiederum sehr betrübt, weil sie sich bewußt ist, Herrn Ivo nicht das Recht gegeben zu haben, ihr in dieser Weise zu dienen. Erst Hedwig bestimmt die geängstigte Frau dazu, die ihr widerfahrene Kränkung dem Gemahl nicht zu verrathen. Um die besorgte Freundin von dem Mantel zu befreien, ruft sie ihre sarazenische Dienerin und giebt ihr den Befehl, den Mantel zu verbrennen und die Thür zu schließen. Sie fügt aber einige Worte in fremder Sprache hinzu. Bald darauf sieht man aus dem Schornstein dicken Qualm aufsteigen. Am späten Abend aber finden wir Ivo in süßem Liebesgekose mit seiner unbekannten Dame. Sie ist auf der Burg, er steht vor derselben in einem Versteck. Die Dame nimmt von ihrem Ritter herzzerreißenden Abschied.

In allen deutschen Landen erschallt nun der Ruf nach Befreiung des heiligen Grabes. Begeisterte Mönche fordern das Volk auf, dem Banner des Kreuzes zu folgen. In Thüringen ist es vor allen Hermann von Salza, der Meister der Brüderschaft vom deutschen Hause, der durch öffentliche Predigt und vertraute Zureden die Gläubigen für den Kreuzzug wirbt. Der Landgraf von Thüringen und viele andere Landsleute Ivos, Große und Geringe, geloben sich dem heiligen Werke; unter den Geringen auch Bernhard, der Sohn des Richters, der Bruder Frideruns, der vor nicht langer Zeit zum großen Schmerze seines bauernstolzen Vaters wegen einer Kränkung, die er von den Leuten Ivos erlitten, den Bauernhof verlassen hat und zur Mühlburg gegangen ist, zu den Leuten des Grafen Meginhard, des Oheims Ivos. Ivo selbst erhält den Besuch des Meisters Hermann von Salza, und dieser redet ihm eindringlich in das Gewissen, seine Heldenhaftigkeit für das Grab des Erlösers zu bewähren. Der Meister schlägt eine Saite an, die vorher in Ivo noch niemals gerührt worden ist; er gemahnt den Thüring an seine Pflicht als **deutscher** Mann. „‚Wenn wir jetzt in edler Schaar über das Meer ziehen‘, sagt Hermann von Salza, ‚so thun wir dies auch, um den Namen der Deutschen zu Ehren zu bringen und eine Herrschaft unseres Blutes über die Länder am Südmeere zu begründen‘ . . . Zum ersten Mal, seit er lebte, wurde er gerufen, weil er ein Deutscher war; und verwundert dachte er nach, welchen Werth solche Aufforderung für ihn haben könne. Aber während er den Grund eines tiefen Quells erschauen wollte, gewahrte er darin plötzlich sein eigenes Bild. Ihm stieg das Blut in's Gesicht, als er fühlte, daß eine Kränkung seines Volkes auch Kränkung seiner eigenen Ehre war“.

Nachdem Ivo die sichere Kunde erhalten hat, daß die ungenannte Herrin, der er dient, sein Vorhaben, nach dem Morgenlande zu ziehen, billigt, gelobt er sich und die Seinen dem heiligen Werke. Er zieht mit seinen Getreuen davon und gelangt nach langer und mühseliger Wanderung an den Hof des Kaisers, der wegen Mißhelligkeiten mit dem Papste seine Abfahrt nach Palästina noch verzögert. Ivo gewinnt bald die Gunst seines Herrn, und der Kaiser erkennt an einem seidnen Tuche, das Ivo von seiner Dame erhalten und um die Schulter geschlungen hat, die Unbekannte, der Ivo in

Zucht und Ehren dient. Es ist keine Geringere als die Gräfin Hedwig von Meran, die Nichte des Kaisers, der dieser selbst das Tuch geschenkt hat.

Bittere Enttäuschungen werden den Thüringen im heiligen Lande bereitet. Wüste Sittenlosigkeit herrscht in dem Heere der Kreuzfahrer und in der Geistlichkeit. Abenteuerndes Gesindel aus der ganzen Welt hat sich da zusammengefunden. Betrug, Raub und Mord gehört zu dem Gewöhnlichen. Den Thüringen, die Zucht halten wollen, ergeht es gar übel. Anstatt der geträumten Heldenthaten müssen sie die Tage in dumpfer Thatlosigkeit verbringen, verzehren das, was sie haben, und sind gezwungen, schließlich Handwerkerdienste zu verrichten. Endlich kommt der Kaiser und mit ihm neues Leben. Durch den Kaiser wird Ivo auch dem Grafen von Meran, Hedwigs Gatten, vorgestellt, der den Edeln von Ingersleben ungünstigen Blickes betrachtet; denn der Graf von Meran hat Kunde davon erhalten, daß Ivo seiner Gattin dient.

Die Beiden, der Graf und Ivo, erhalten vom Kaiser wichtige Aufträge und reiten mit ihrem Gefolge einige Tage zusammen. Ivo hat einen Gefangenen, für dessen Leben er haftet, zu den Seinigen zurückzugeleiten. Der Zwiespalt zwischen dem Grafen und Ivo wird während dieser gemeinsamen Fahrt immer schärfer; er nimmt bald den Charakter der offnen Feindseligkeit an. Als Ivo, von einem Bruder gewarnt, seinen Begleiter fragt, wie er sich ihm gegenüber verhalten werde, falls die Christen die Leute Ivos überfallen würden, um den Gefangenen zu tödten, verweigert der Graf jeden Beistand. Bis an die Grenze bringt Ivo den Gefangenen unversehrt; da erfolgt der Ueberfall, vor dem er gewarnt worden war. Vermummte Reiter dringen auf den Gefangenen ein, der ihnen eine verzweifelte Gegenwehr leistet. Ivo springt ihm zu Hilfe. Da bedrängt ihn ein einzelner Gegner. Die schwarze Kurdenmütze ist ihm abgefallen, und Ivo starrt in ein Gesicht, das er wohl kennt. Ivo wirft sein Schwert weg. „Nimm Dein Recht“, ruft er, und das Messer des Grafen von Meran bohrt sich durch die Rüstung in seine Brust. Ivo stürzt zusammen.

Fast Alle glauben an den Tod des Edlen von Ingersleben, nur nicht seine beiden Vertrauten, der treffliche Marschalk Henner und der lebenslustige junge Herr Lutz. Vergeblich suchen sie ihn. Sie senden ihre Knechte zurück, sie verkaufen ihre Pferde, die Baarschaft geht ihnen aus, sie darben. Marschalk Henner findet auf einem deutschen Schiffe, das nach dem Norden segelt, Gelegenheit zur Ueberfahrt; der junge Herr Lutz bleibt, um seinen Herrn zu suchen.

Ueber Thüringen sind schwere Zeiten hereingebrochen. Das lachende Land ist durch Mißernten und Sturm verwüstet. Der Landgraf, der strenge Zucht hielt, ist im Kreuzzuge gefallen, die Landgräfin ist in ein Kloster gegangen. Ihr unheimlicher Beichtvater, der fanatische Magister Konrad von Marburg, übt einen heillosen Einfluß aus. Die kleineren Herren gestatten sich, da sie die starke Faust des Landgrafen nicht mehr fühlen, alle erdenklichen Uebergriffe. Das herrenlose Gut Ivos verkümmert und wird beraubt. Herr Ivo gilt auch in der Heimat als todt.

Da bringt ein frommer Bruder, der aus dem Morgenlande heimkehrt, der Tochter des Richters, Friderun, ein Andenken von Ivo, — den untrüglichen Beweis, daß er noch am Leben ist. Ivos Jugendgespielin zieht mit der Erlaubniß des Vaters von dannen, trifft in Augsburg mit Hedwig von Meran zusammen und dringt, ausgestattet mit einer Empfehlung von der hohen Frau, bis zum Kaiser, dem sie Kunde giebt, daß der Held Ivo noch am Leben ist.

Aber auch Herr Lutz hat seine Zeit nicht verloren. Er hat festgestellt, daß Ivo von dem Stamme jenes ermordeten Gefangenen festgehalten wird, weil er den Namen des Mörders nicht angeben will. Lutz gelobt, daß er den Frevler noch ausfindig machen und an ihm Rache nehmen werde. Das Messer, das an jenem verhängnißvollen Tage in Ivos Brust gebohrt und bei dem tödtlich Verwundeten aufgefunden worden war, wird Herrn Lutz übergeben, und Ivo wird nun aus seiner Haft befreit. So verlassen denn die beiden Landsleute das Morgenland. Am Hofe des Kaisers treffen sie mit Friderun zusammen. Der Kaiser erkennt in dem Messer die Waffe seines Neffen, des Grafen von Meran, und der Graf, der auch gegen den Kaiser verrätherische Pläne geschmiedet hatte, wird getödtet. Lutz wird so des Rächeramtes, das er gelobt hatte, enthoben.

Ivo, Friderun und Lutz ziehen der Heimat zu. Die kindliche Zuneigung Friderun zu Ivo wandelt sich allmählich zu einer uneingestandenen Liebe. Ivo selbst merkt es nicht; er liebt die Gespielin seiner Jugend nur wie ein Freund und Bruder.

In seiner Heimat muß der Todtgeglaubte sich seine Rechte wiedererkämpfen. Die Zeiten sind schwer und drückend. Die fanatisirten Mönche, an ihrer Spitze der unheimliche Magister Konrad von Marburg, verrichten im Namen des dreieinigen Gottes die entsetzlichsten Gräuelthaten. An allen Ecken lohen die Scheiterhaufen auf, welche die Ketzer verbrennen.

Ein lichter Freudentag kommt für Ivo in dieser trüben Zeit. Die durch den Tod des Grafen von Meran freigewordene Hedwig, die Nichte des Kaisers, kommt mit fürstlichem Gefolge zu ihrem treuen Ritter und Minnesänger, um ihm mit ihrer Hand den Lohn zu bringen. Schon winkt das höchste Glück dem, der in langen Jahren treu, verschwiegen und sittsam seiner Dame gedient hat: er wird die Nichte des Kaisers, wird Hedwig als Ehegattin heimführen. Da kommt durch einen Boten aus Friemar die Unglückskunde, daß die Pfaffen den Richter Bernhard und Friderun ergriffen haben und als Ketzer auf den Scheiterhaufen binden wollen — Friderun, seine freundliche Gespielin, sie, die für ihn vom sichern Herd des Vaters durch Noth und Gefahr zum Kaiser gegangen ist! Und sie soll er dem Fanatismus der Mönche preisgeben? — Er läßt die Pferde satteln, er wirft das Eisenhemd über, er greift nach dem Schwerte. Hedwig beschwört ihn: „‚Verlaß mich nicht in dieser Stunde. Nicht Deinen Gast kränkst Du, wenn Du jetzt von mir scheidest, sondern ein Weib, welches mit Liebe im Herzen zu Dir kam‘. — ‚Auch ihr könntet mich nicht lieben und nicht ehren, wenn

ich treulos handelte gegen meine Freunde'. — Und wieder faßte Hedwig ihn am Arm und rief mit blitzenden Augen: ‚Willst du der Nichte des Kaisers Schimpf anthun in deinem eigenen Hause, um die Bauerndirne zu retten?'"

Ivo reißt sich mit Gewalt von der schönen glänzenden Fürstin und eilt der bedrängten Magd zu Hilfe. Er überfällt die Mönche mit den Seinen und bringt den Richter und Friderun auf sein Schloß. Hedwig ist, ohne Abschied zu nehmen, davongegangen.

Die Burg wird von den Leuten des Meisters Konrad umringt. Ivos Mannen wagen es nicht, dieselbe zu vertheidigen, da ihnen die Mönche mit ewiger Verdammniß gedroht haben. Getreu bleiben nur der Marschalk Henner und der junge Herr Lutz. Da die von den Pfaffen geforderte Uebergabe verweigert wird, so zünden diese die Burg an allen vier Ecken an. Da, in der höchsten Noth, sprengt ein Bruder vom deutschen Hause heran und ruft zu Ivo hinüber, daß er dem Verderben entgehen werde, wenn er sich den Brüdern vom deutschen Hause anschließen und mit ihnen gegen die Preußen ziehen wolle. Als Ivo mit seiner Antwort schwankt, wirft sich Friderun im überströmenden Gefühl der Liebe in seine Arme und sagt dem geliebten Manne: „Hast Du den Willen, in den Flammen zu sterben, so will auch ich nicht leben". Ivo umschlingt die Magd und küßt sie auf den Mund. Darauf ruft er dem Bruder zu: „Ich will mit euch leben".

Mit den Brüdern ziehen Ivo und Friderun nach dem heidnischen Preußen. Der sterbende Henner hat ihm die Sorge für die „Kummervollen", welche er zurückläßt, anempfohlen. Ivo siedelt sich an der Weichsel an als schlichter Burgmann von Thorn.

IV. Markus König.

5. und 6. Markus und Georg König.

Die Handlung beginnt im Jahre 1519 und endigt im Jahre 1530. Die gewichtigsten Ereignisse vollziehen sich in Thorn, wohin Ivo sein Geschlecht verpflanzt hat. Zum Schluß führt uns Freytag wieder nach dem alten Stammlande, und sogar auf die alte Stammburg, nach der thüringischen Veste Koburg zurück, der alten Idisburg.

Die Nachkommen Ivos haben in ihrer neuen Heimat Rang und Stellung gewonnen. Die Enkel erinnern sich noch, daß ihr Stammherr aus Thüringen gekommen ist; aber an dessen königliche Abstammung haben sie keine Erinnerung bewahrt. Der Beiname, der ihre Würde bezeichnet: der König, ist zum schlichten Familiennamen König geworden; aber die Familie König ist, wie gesagt, hochansehnlich in Thorn. Sie hat auch dem deutschen Orden einen Hochmeister Ludolf König (eine historische Figur, gewählt am 6. Januar 1342, dankte ab 14. September 1345) gegeben. Den Mitgliedern der Familie König werden noch bei festlichen Anlässen besondere Auszeichnungen erwiesen: der Bannerträger schwenkt vor ihrem

Hause das Banner; sie werden in der Marienkirche beigesetzt. Die Königs sind sammt und sonders entschiedene Vertreter der deutschen Sache gegen die Polen. Der Vater des Markus König fällt als deren Opfer. Die Polen verurtheilen ihn zum Tode. Als er das Schaffot besteigt, hebt er den Knaben Markus auf das Gerüst, küßt ihn und sagt ihm leise in's Ohr: „Du wirst mich rächen, Markus". Diese Worte haben sich tief, tief in die Seele des Knaben eingegraben. Der Ruf nach Rache erfüllt das ganze Dasein von Markus König. Rache zu nehmen an den Polen, die seinen Vater getödtet haben und sein Vaterland vernichten, — das ist das Vermächtniß, das Markus angetreten hat und dem er sein ganzes Leben weiht. Die Rüstung des alten Hochmeisters Ludolf König und das mit Blut bedeckte Armesünderkleid des hingerichteten Vaters werden von Markus in einem geheimnißvollen Schrein aufbewahrt.

Um diesen Rachegedanken zu verwirklichen, arbeitet er Tag und Nacht, sammelt Gut an, einzig in der Absicht, das Erworbene dem Vernichtungskampfe gegen Polen nutzbar zu machen. Markus ist Wittwer, er hat keine Geschwister und nur einen Sohn, Georg. Dieser ist in seiner Sinnesart gänzlich von seinem Vater verschieden. Während Markus ein trübsinniger strenger Mann ist, der in tiefer Zurückgezogenheit lebt und die Betheiligung an allen Festlichkeiten von der Hand weist, ist Georg ein echter, lebensfroher, frischer junger Mann, der alle möglichen muthwilligen Streiche verübt und dadurch gleich beim Beginn der Geschichte in arge Ungelegenheiten geräth. Während der Fastnacht beim Mummenschanz hat er den Mönchen einen Schabernack gespielt und ist mit einem Polen in Conflict gerathen. Bei diesem Auftritt hat er auch ein junges Mädchen gesehen, die Tochter eines als Gelehrter gekleideten kleinen Herrn, die ihm sehr gefällt. Von einem der städtischen Oberen dem Vater verklagt, wird er von diesem mit Hausarrest bestraft. Während der Einsamkeit denkt er noch immer an das hübsche Mädchen. Mit diesem trifft er bald wieder zusammen. Der gestrenge Vater Markus findet, daß sein Sohn nicht genügend in der lateinischen Sprache gebildet ist, und er ersucht daher den gelehrten Magister Fabricius, Georg lateinische Stunde zu geben; dieser Magister ist der Vater des Mädchens.

Größer als die Sorge um den ausgelassenen Sohn ist die, welche den alten Markus wegen der Zukunft des Deutschthums bedrückt. Der deutsche Orden ist durch die Verlotterung, die Unfähigkeit und den Hochmuth der Brüder allmählich ganz in Verfall gerathen. Selbst in guten deutschen Herzen birgt sich eine stille Sehnsucht nach Befreiung von dieser widerwärtigen Wirthschaft, sei es sogar durch die Polen. Nur Markus wankt nicht einen Augenblick in seiner deutschen Gesinnung. Der neue Ordensmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg, gilt als ein Mann von reinen Sitten, von festem Charakter und von staatsmännischer und kriegerischer Begabung. Auf ihn setzt Markus König seine ganze Hoffnung. Der Ordensmeister besucht Thorn und steigt bei Markus König ab. Markus vertraut dem jungen

Ritter Alles, was er auf dem Herzen hat. Er öffnet seine Schatzkammer, zeigt ihm eine Truhe voll gemünzten Goldes und sagt zu seinem Gaste: „Das ist gesammelt, um Eurer fürstlichen Gnade zu dienen; wenn Ihr mir gelobt, zu beharren bei Eurem hohen Vorsatz, dem Orden auf's Neue eine geehrte Herrschaft zu erwerben und eher zu sterben, als ein Vasall der Polen zu werden. Der Kaufmann verpfändet Euch seine Habe, Ihr setzt dagegen Ehre und Leben". Durch Handschlag wird das Bündniß zwischen Ritter und Patrizier abgeschlossen.

Georg hat sich in die Tochter des alten Fabricius bald ganz regelrecht verliebt. Unter dem heuchlerischen Vorwande der Gelehrigkeit nimmt er jede Gelegenheit wahr, um mit Anna zusammenzukommen. Seine Mitschüler veranlassen den Magister und dessen Tochter zu einer lustigen Partie auf ein Gut des alten König, und bei dieser Gelegenheit tritt eine Figur auf den Schauplatz, deren Name uns von einem früheren Roman her bekannt ist: der lange Landjunker, Henner von Ingersleben geheißen — einer jener heruntergekommenen Adligen ohne feste Stätte, die sich als Einlieger bei Andern durch das Leben hindurchabenteuern.

Während sich die harmlose Liebesgeschichte zwischen Georg König und der Magisterstochter Anna Fabricius abspielt, werden die Zeiten für Thorn immer düsterer. Die Pfaffen und Polen, die in dem in Thorn verweilenden Könige von Polen eine feste Stütze gewonnen haben, üben eine immer unheimlicher werdende Herrschaft aus; und als von Wittenberg her der Widerhall der gewaltigen Lehre von Martin Luther zwar noch undeutlich, aber doch immerhin schon wahrnehmbar, bis zu den Ufern der Weichsel dringt, gehen die Pfaffen mit verschärfter Willkür und Grausamkeit vor. Bei einem Buchhändler werden ketzerische Schriften aufgefunden. Der gedruckte Teufelskram soll auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden. Der Magister Fabricius, der gelehrte und aufgeklärte Mann, compromittirt sich bei dieser Execution. Derselbe Pole, mit dem Georg zur Fastnachtszeit den ärgerlichen Auftritt gehabt hatte, commandirt die Sicherheitswache, die um den Scheiterhaufen aufgestellt ist. Er befiehlt die Verhaftung des Magisters. Da stürzt Georg dazwischen und schlägt den Polen zu Boden. Allgemeiner Tumult.

Georg weiß ganz gut, was ihm nun bevorsteht. Er will flüchten, wird aber aufgegriffen und in den Kerker geworfen. Aus dem Raum, in dem er in Gewahrsam gehalten wird, führt, wie nur einigen Familien der Rathsherren durch Tradition bekannt ist, ein verborgener Gang in's Freie. Ein weniger Hochgestellter weiß auch darum: der spitzbübische, aber treu ergebene Hausknecht des alten Markus König, Dobise, der „letzte alte Preuße", wie er sich nennt. Dobise rettet seinen jungen Herrn und bringt ihn außerhalb der Stadt zu Schiff. Dort ist auch schon der bedrängte Magister Fabricius mit seiner Tochter geborgen, und so entkommen sie der Rache der Polen. Das Schiff geht in der Nähe von Elbing an's Land. Dort wird es von zwei verschiedenen Landsknechtshaufen erbeutet, und diese theilen sich in

den Raub. Georg mit Anna kommen zu dem einen, in preußischen Diensten stehenden, Magister Fabricius zu dem andern Haufen, der den Polen dient.

Die jungfräuliche Sicherheit Annas erscheint unter diesen neuen Verhältnissen leidlich gefährdet. Nur ein Mittel giebt es, die Tochter des Herrn Fabricius vor der Schande zu retten. Wenn Georg bei den Landsknechten Dienst nimmt und als Fähnrich dem Haufen vorangeht, so soll es ihm gestattet sein, Anna nach Landsknechtsbrauch zu freien, und alsdann soll Anna als eheliche Gattin respectirt werden. In dieser Zwangslage kommt die Ehe zu Stande, die zunächst einen rein platonischen Charakter bewahrt. Junker Georg merkt nur an der größeren Pflege, die ihm zu Theil wird, — seine Kleider werden geflickt und säuberlich gebürstet, und eine warme Morgensuppe erwartet ihn, wenn er die Augen aufschlägt — daß er mit Jungfrau Anna ehelich verbunden ist. Anna selbst übt auf die Landsknechte und deren wilden Nachwuchs eine heilsam pädagogische Wirkung aus. Sie liest den bärtigen Männern die heiligen Geschichten vor und erzieht die Kleinen. „Wie Kletten hingen ihr die Kleinen den ganzen Tag an, auch jetzt lagerte der Haufe, blauäugig, rothbäckig, mit brauner Haut und hellen Haaren um sie herum, die jüngsten spielten vor ihren Füßen im Sande und verfertigten unermüdlich kleine Backöfen, während ihre Väter die großen einschlugen, einige größere Mädchen saßen dicht bei ihr, eifrig mit der Nadel beschäftigt“.

Dem alten Magister ist es bei dem anderen Haufen der Landsknechte gar trübselig ergangen. Er kommt frei: an dem alten kampfunfähigen Manne ist den Knechten nichts gelegen. An Anna läßt er die Kunde gelangen, daß er nun kommen werde, um sie heim zu holen. Das wird für Anna entscheidend. Sie bindet sich nun für's Leben an Georg und wird dessen wirkliche Ehefrau.

Die beiden Haufen der Landsknechte haben sich bisher aller Feindseligkeit gegeneinander enthalten, da sie Beide von ihren Herren keinen Sold empfangen haben. Dieser Waffenstillstand nimmt ein Ende, als die Polen ihren Leuten den rückständigen Sold auszahlen. Die befriedigten Söldner halten es für eine Pflicht der Anständigkeit, ihren Gesellen mitzutheilen, daß sie wieder zum Dreinschlagen verpflichtet sind, und fordern die preußischen auf, dem Kampf entweder aus dem Wege zu gehen, oder sich darauf vorzubereiten. Der Trupp, bei dem Georg Fähnrich ist, entscheidet sich für das Letztere. Da nun eine Entscheidungsschlacht bevorsteht, schickt Georg seine Frau und seinen Schwiegervater fort. Fabricius, der die Anerkennung der Ehe von Seiten des alten Markus König verlangt, läßt Anna in Elbing, geht nach Thorn und trifft mit Markus König zusammen. Der stolze katholische Patrizier, der dem Magister das Unglück seines verwilderten Sohnes zum Vorwurf macht, verweigert seine Einwilligung zu der Ehe mit der Tochter des unvermögenden, protestantisch angehauchten Gelehrten.

Die Schlacht zwischen den beiden Haufen der Landsknechte wird geschlagen. Die in polnischen Diensten stehenden erhalten Succurs durch eine Schaar

polnischer Reiter. Die Deutschen werden gänzlich auf's Haupt geschlagen und vernichtet. In dem Gemetzel fällt auch der lange Henner von Ingersleben. Georg wird von einem rachsüchtigen Landsmann die Hand abgeschlagen. Er bricht auf dem Schlachtfelde zusammen, wird aufgelesen und kommt in die Dienste des Hochmeisters Albrecht, der in Deutschland herumfährt, um Unterstützung der deutschen Fürsten für den Orden gegen die Polen zu gewinnen. Der Hochmeister stößt überall auf verschlossene Thüren. Albrecht sieht ein, daß es ihm mit Hülfe der Deutschen nicht gelingen kann, den Orden als Schutzwall gegen das Slaventhum aufrecht zu erhalten. Der weitsehende Politiker erkennt nur einen Weg zur Rettung: er tritt dem neuen Glauben bei und leitet mit dem Könige von Polen Unterhandlungen ein. Diese führen dahin, daß der Orden säcularisirt, daß Friede zwischen Preußen und Polen geschlossen, ein Polen lehnspflichtiges erbliches Herzogthum Preußen errichtet, dessen erster Herzog Markgraf Albrecht wird. Albrecht ist somit dem Buchstaben des mit Markus König feierlich abgeschlossenen Tractates untreu geworden, und Markus besitzt kein Verständniß dafür, daß dadurch der Sinn dieses Vertrages zu Ehren kommt. Er erblickt in dem Polen lehnspflichtigen Herzoge einen Treubrüchigen und Verräther, und die letzten Tage seines Lebens will er der Erfüllung jener Aufforderung nach Rache widmen, die sein sterbender Vater ihm in's Ohr geraunt hatte.

Nach geraumer Zeit trifft Georg mit seinem Weibe Anna und seinem Kinde wieder zusammen. Das Wiedersehen ist unbeschreiblich rührend. Magister Fabricius macht aber jetzt einige Schwierigkeiten, die Ehe, die von dem alten Markus König nicht anerkannt ist, seinerseits zu sanctioniren. Kein Geringerer als Dr. Martin Luther soll die Streitfrage entscheiden. Dem alten Markus wird durch die Beredtsamkeit des Reformators die Zustimmung zu der Verbindung Georgs mit Anna abgerungen; Markus aber, der sein Heim in Thorn aufgegeben hat, wendet sich finster von den Seinigen ab, um das Gelübde zu erfüllen, das er in einer für Georg verhängnißvollen Stunde geleistet hat. Er macht eine Wallfahrt nach Compostella. Georg König läßt sich in Frankfurt am Main als Kaufmann nieder.

Ueber Jahr und Tag kehrt Markus nach Deutschland zurück. Er hat seinen Sohn aufgesucht; die Tröstung, die er von der katholischen Kirche erhofft hatte, hat er nicht gefunden; denn sein Herz ist dem obersten Gebote des christlichen Glaubens, dem Feinde zu vergeben, nicht gefügig. Georg führt den Alten zu demselben edlen Manne, der seine Ehe mit Anna eingesegnet hatte. Diesem soll er sich anvertrauen. Dem Dr. Luther beichtet Markus: Herzog Albrecht, der Treubrüchige, der sich den Polen unterworfen hat, ist sein Todfeind. Mit eindringlicher Beredtsamkeit vertheidigt Luther das Verhalten des Herzogs. Er zwingt den grollenden Kaufmann zu der Anerkennung, daß Alles so, wie es geschehen, zum Besten der deutschen Sache geschehen ist. So wird das Ende des Markus König, dessen ganzes Leben durch den Gedanken der Rache an den Polen, der Rache an dem wort-

brüchigen Hochmeister verfinstert worden ist, durch ein mildes versöhnendes Licht verklärt. Angesichts des großen Reformators Luther stirbt er auf der Veste Koburg, die in heidnischen Zeiten die Idisburg genannt wurde.

V. Die Geschwister.

7. Bernhard König. „Der Rittmeister von Altrosen".

Die Handlung spielt im Jahre 1647 und 48. „Seit fast dreißig Jahren loderte das Kriegsfeuer im Lande, es war zuerst hie und da aufgebrannt, dann war es zu einer ungeheuren Brunst geworden, welche mit feuriger Lohe über das ganze Land lief, mit heißem Dampf jede Brust beengte und schonungslos Leib und Seele der Lebenden zerstörte. Jetzt war die Flamme kleiner geworden, aber sie flackerte bald hier, bald dort in die Höhe, wo sie unter den Trümmern noch Nahrung fand, und Niemand war stark genug, ihr zu wehren, ja die Fremden schürten, während sie vom Frieden sprachen, unablässig in der Gluth".

So schildert Freytag selbst die Zeit, in der dieser Theil der „Ahnen" spielt. Die alten Reiterregimenter des Herzogs Bernhard von Weimar, darunter das Regiment Alt-Rosen, haben sich von dem französischen Befehlshaber Turenne, der wortbrüchig gehandelt hat, losgesagt und sind nordwärts an den Main gezogen. Da die Offiziere bei Turenne geblieben sind, haben die patriotischen Abtrünnigen aus ihrer Mitte ihre Führer gewählt, und der schlichte Bürger Wilhelm Hempel ist jetzt ihr General. Der Marschall selbst entsendet ein Schreiben an die Regimenter, in welchem er sie zur Rückkehr unter die französischen Fahnen auffordert. Der deutsche Offizier Reinbold überbringt dasselbe. Turenne bietet Pardon und zwei Monat Sold, wenn sie auf der Stelle zurückkehren; aber die deutschen Soldaten weisen einstimmig das Anerbieten zurück. Da das Häuflein erkennt, daß es sich einem starken Befehlshaber unterstellen muß, so beschließt es, sich an den Herzog Ernst von Sachsen-Gotha zu wenden, und entsendet den Rittmeister von Alt-Rosen, Bernhard König, zu dem frommen und edeln Herrn.

Bernhard König ist der Sohn eines fränkischen Kaufmanns, der von Frankfurt nach Nürnberg gezogen ist. Die Familie ist also etwa hundert Jahre, von Georg Königs Niederlassung an, in Frankfurt geblieben. Seine Schwester Regina, ein zartes, kränkliches Mädchen, das im Schlafe fromme Reden hält, und Gottlieb Stange, ein Kriegsmann mit großem Schnauzbart, der schon unter Gustav Adolf als Kanonier gedient hat und jetzt zum Lieutenant erwählt ist, sowie der Troßbube Pieps, ein übermüthiger, aber gewandter und untergebener Junge, begleiten ihn. Auf der Fahrt, die durch mancherlei Beschwerlichkeit unterbrochen wird, trifft Bernhard mit einem seltsamen Mädchen zusammen, der Tochter eines mährischen Pfarrers, Jungfer Judith Möring, die mit Ehrfurcht, aber auch mit einer gewissen Scheu von ihrer Umgebung betrachtet wird, die viel Gutes thut, deren geheimnißvolles

Wesen aber auch auf die abergläubischen Landleute unheimlich wirkt. Bei dieser finden Bernhard und die Seinigen gastfreie Aufnahme, und ihrem Schutz überläßt Bernhard die Schwester, als er zum Herzog geht. Das eigenthümliche Mädchen hat einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und auch sie wird von dem edlen Wesen und der männlichen Gestalt des Rittmeisters mächtig angezogen.

Der bedächtige Herzog muß aus politischen Gründen die dargebotene Unterstützung der Weimar'schen Regimenter ablehnen. Regina aber wird durch seine Vermittlung bei dem Schloßprediger untergebracht. Der Licentiatus Hermann wird von ihm zum Hause der Judith entsandt, um die Jungfrau zu dem geistlichen Herrn zu geleiten.

Während nun Schreibereien zwischen den Reitern und dem schwedischen Feldmarschall Königsmark ausgetauscht werden, macht Bernhard der Jungfrau Judith noch einen Besuch. Die keimende Neigung entfaltet sich da zu voller Blüthe. „Während das Abenddunkel in das Gemach drang, öffneten sich zwei Herzen wie zwei volle Knospen, welche die rosigen Blätter gegeneinander entfalten". Um Mitternacht zieht Judith aus — denn es ist eine heilbringende Nacht, — um Wunderkräuter zu pflücken, gefolgt von Bernhard, der während dieser geheimnißvollen Handlung zu schweigen gelobt hat. Ein übelwollender Mann, der Schreiber des Dorfes, der selbst mit begehrlichen Blicken auf Judith geschaut, hat sie dabei beobachtet.

Der schwedische Feldmarschall Königsmark nimmt die Weimar'schen Regimenter, allerdings unter harten und den Stolz Einzelner schwer kränkenden Bedingungen, in seinen Dienst, und Bernhard, der geschworen hat, daß er seine Soldaten nicht verlassen werde, muß sich schweren Herzens von der Jungfrau Judith, die er durch einen Kuß zu seiner Braut gewonnen hat, trennen. Den Troßbuben Pieps, der der Zucht durch ein edles Weib sehr bedürftig erscheint, läßt er unter ihrer Obhut zurück. Regina findet in der Familie des frommen Herzogs selbst liebevolle Aufnahme, und zwischen ihr und dem Licentiaten Hermann erwächst ein immer vertraulicheres Verhältniß.

Bernhard gedenkt der fernen Lieben. Da kommt eines Tages athemlos, keuchend und schnaufend Pieps daher, — graden Weges aus dem Thüringer Walddorf zu dem Lager des Schweden. Er hat ein Pferd zu Schanden geritten, er ist davon gestürmt wie ein Wahnsinniger. Er bringt seinem Herrn, Bernhard, die Nachricht, daß Judith von dem Schreiber der Hexerei angeklagt, vor die Richter gestellt und in ihrem Hause gefangen gehalten wird. Bernhard, sein getreuer Gottlieb Stange und Pieps eilen so schnell, wie menschenmöglich ist, dem Unglücksdorfe zu. Bernhard hält noch kurze Ansprache bei seiner Schwester, die ihm vergeblich von dem unvorsichtigen Beginnen abräth; Bernhard, treu bis in den Tod, läßt sich durch nichts Anderes bestimmen als durch die Mahnung seines Gewissens, daß die Freundin seines Herzens in Todesgefahr ist, und daß er sie retten

muß. Die Wachen des Hauses, in dem Judith gefangen gehalten wird, werden überwältigt, das Haus wird in Brand gesteckt, und in dem allgemeinen Tumult rettet Bernhard die Geliebte.

Bernhard, der sich einen Urlaub hat bewilligen lassen, hat Judith heimgeführt, und inzwischen ist auch Regina die Frau des Pfarrers Hermann geworden. Ein Jahr ist etwa dahingegangen, Bernhard nennt schon einen lachenden kleinen Erben sein; er kehrt nach Ablauf des Urlaubs zu seinen Getreuen zurück. Er kommt nach Prag in ein fürstliches Quartier und vereinigt sich dort mit Weib und Kind. Die Kunde kommt, daß die Schweden und der Kaiser endlich Frieden gemacht haben. Bernhard übergiebt die Compagnie der Sorge seines alten Freundes Gottlieb Stange und führt sein Weib den Bergen zu. Unterwegs werden sie von einem Beritt kaiserlicher Reiter überfallen, Bernhard und die „Hexe aus Thüringen“ werden erschossen. Der Meuchelmörder ist jener Reinbold, der die Aufforderung von Turenne überbracht hatte und unliebsam von Bernhard behandelt worden war — derselbe, der einst Judith zu entehren versucht hatte. Den Verräther selbst streckt eine Kugel aus dem Rohre des kleinen Pieps darnieder. Pieps und Gottlieb Stange nehmen das Kind und bringen es zu Regina, der Schwester Bernhards, die mit ihrem Gemahl in einem Kirchdorf bei Gotha lebt. „Der Rittmeister und sein Weib sind dahin. Ich denke, es war die letzte Kugel welche sie traf, als der Friede eingeläutet wurde. Das Kind hat der Feldprediger getauft, es heißt, wie mein Herr hieß“.

8. Friedrich König, „Der Freikorporal bei Markgraf Albrecht“.

Jener Knabe, der in der Wiege seine Eltern verloren hatte und als Säugling in das Haus seiner Tante Regina gebracht worden war, ist Pfarrer in Thüringen geworden. Er ist zu Beginn dieses Romans (1721) längst gestorben, aber sein Sohn, Bernhard Georg König lebt noch als rüstiger Mann. Auch dieser hat Theologie studirt und ist Geistlicher bei einem deutschen Regimente gewesen. Er hat die Tochter eines wohlhabenden Leipziger Kaufmanns geheirathet und lebt nun als glücklicher Vater zweier Kinder im Winter in einer kursächsischen Stadt, im Sommer aber auf einem benachbarten Rittergute, ein ordentlicher, vermögender Mann. Der älteste Sohn, Friedrich, sieht dem Vater ähnlich, er ist blond, sehr groß und kräftig; der jüngere, August, ist zierlicher von Gliedern und ähnelt der Mutter. Friedrich ist ein stiller, fleißiger Knabe, der den theologischen Sinn der Vorfahren überkommen hat; August ist voll muthwilliger Streiche, Beide sind gut geartete Kinder. Im Hause der Eltern verkehrt eine verwittwete Majorin von Borsdorf mit ihrer Tochter Dorothea. Wie natürlich, verlieben sich die beiden unerwachsenen Jungen in das hübsche Kind. Friedrich ist zurückhaltender, August kecker, und es scheint, als ob die Neigung Dorchens sich für den Verwegneren und Jüngeren entscheide. Indessen die Kinder, die heranwachsen, werden bald von einander getrennt. Dorchen reist zu einer Verwandten nach Polen. Der alte Herr König, der

in seinen Familienpapieren eine Andeutung darauf gefunden hat, daß seine Vorfahren einst in Thorn gelebt haben, giebt ihr einen Brief an den Consul Rösner von Thorn mit, damit dieser Erkundigungen über die Familie König anstelle und ihm melde, was er etwa in Erfahrung bringe. Für die Jünglinge ist die Zeit gekommen, einen Beruf zu wählen. Friedrich hat die Schule absolvirt und wird Theologie studiren, während August, der Soldatenblut in sich hat, für den Militärstand sich entscheidet und zu strenger Zucht nach Preußen geht, wo der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. seine ganze Aufmerksamkeit auf die Begründung eines starken, wohldisciplinirten Heeres richtet.

Als Friedrich Abschied von den Seinigen nimmt, wird es ihm gar schwer um's Herz. Jetzt erst gesteht er sich, wie zärtlich er für Dorchen empfunden, und wie er die Qualen der Eifersucht gegen seinen Bruder in sich niedergekämpft hat. Vor der Stadt, in der Nähe von Dorchens Wohnung, macht er Rast und giebt sich seinen bittersüßen Gefühlen willig hin. Da kommt Dorchen des Weges. Sie hat Fritz erblickt und will ihm noch einmal Lebewohl sagen. Die reizende Scene zwischen den Beiden läßt erkennen, wie zärtlich lieb sie sich haben. Sie sagen sich auch, daß sie einander gut sind, aber sie sind eben noch zu jung, um einander zu gestehen, daß sie sich lieben. Beide küssen sich unschuldig wie Kinder zum Abschied, und Dorchen weint an seinem Halse.

August tritt bei dem Regiment Markgraf Albrecht, das in einer kleinen märkischen Stadt in Garnison ist, ein. Es bricht eine harte Lehrzeit für ihn an; er hat schweigsam zu gehorchen, selbst dem Unbilligen. Durch ein Abenteuer tritt er zu einem seiner Vorgesetzten, dem Capitain Spieß, in ein näheres Verhältniß. Er ist Zeuge, wie ein junges Mädchen von einem trunkenen Vorübergehenden insultirt wird. Er schlägt den Missethäter zu Boden, erhält aber gleich darauf selbst einen Schlag vor die Brust und ist nicht wenig erstaunt, als er vor sich den Capitain Spieß sieht, der ihm in dieser schroffen Weise den Ritterdienst heimzahlt. August meldet den Vorfall in militärischer Weise. Darauf begütigt sich der Capitain alsbald und giebt ihm die Satisfaction, daß er ihm die Motive des unerklärlichen Auftritts klarlegt. Capitain Spieß hat sich in seiner Jugend als Fähnrich in ein Bürgermädchen verliebt, an dem er, wie er sich ausdrückt, in seiner Leidenschaft nicht ehrlich gehandelt hat. Das Mädchen ist gestorben und hat ihm ein Kind hinterlassen. Er hat seine Tochter erziehen lassen und liebt sie auf das zärtlichste. Er wartet nur auf den Augenblick, da ihm seine Verhältnisse es gestatten, das Kind anzuerkennen. Keiner der Kameraden weiß darum, und der Capitain läßt sich auch von August Stillschweigen geloben. Er will sein Kind vor jeder Bekanntschaft mit Offizieren und Soldaten bewahren, und Korporal König muß ihm in die Hand versprechen, daß er die Bekanntschaft mit Friederiken nicht suchen wird. August hält sein Wort, und dennoch tritt eine gewisse Communication zwischen den Beiden ein. Beide haben einen gemeinsamen Lehrer, und dieser überbringt einem Jeglichen allerlei Mittheilungen vom Andern. August kann der Jungfrau, für die er sich um so mehr interessirt, als er

ihr fern zu bleiben gelobt hat, eine große Freude bereiten. Und so knüpft sich ein merkwürdiges Verhältniß zwischen den Beiden, das ohne persönliche Begegnung und ohne brieflichen Austausch doch zu einer gegenseitigen freundlichen Gesinnung sich festigt. Nach einiger Zeit erhält August einen Urlaub, und als er sich von seinem Capitain verabschieden will, findet er bei ihm Friederiken in Thränen aufgelöst. Capitain Spieß hat den Auftrag erhalten, als Werbeoffizier nach Ostfriesland zu gehen. Friederike bleibt in Sorgen zurück.

Ein tiefer, tiefer Schmerz wird August bei seiner Rückkehr in die Heimat bereitet. Der väterliche Hof ist abgebrannt, und der Vater, der sich bei den Rettungsarbeiten übernommen, ist, vom Herzschlage getroffen, plötzlich verschieden. Fritz kehrt auf Beschluß der Seinigen nach Leipzig zurück, um seine Studien zu beendigen; August soll als Beistand bei der Mutter bleiben. August kommt um Verlängerung seines Urlaubs ein, wird aber veranlaßt, in seine Garnison zurückzukehren, um die Erlaubniß zu längerem Verweilen bei den Seinigen selbst abzuholen. Er erfährt da, daß sein früherer Hauptmann Spieß bei dem Werbegeschäft erschossen worden ist. August übernimmt nun, ohne daß er sich nennt, und ohne daß das junge Mädchen selbst etwas davon erfährt, die Fürsorge für Friederiken. Mit seinem jetzigen Capitain steht er auf dem schlechtesten Fuße. Dieser überträgt ihm ein leidiges Commando, und obwohl August seine Pflicht in jeder Weise erfüllt, macht ihm der Hauptmann bei der Rückkehr wegen einer Sache, an der er vollkommen unschuldig ist — der ihm beigegebene Soldat ist desertirt — so heftige und unverdiente Vorwürfe, daß August sich hinreißen läßt, den Angriff auf seine Ehre als ungerecht und unvernünftig zu bezeichnen. Der Hauptmann haut mit flacher Klinge auf ihn ein, stößt die wüthendsten Scheltworte aus und läßt den Aufsässigen in Arrest führen. Friederike kommt vor das Fenster seines Gefängnisses und sagt ihm Lebewohl. Sie hat erfahren, daß August sie unterstützt; sie dankt ihm; aber sie darf diese Wohlthat nicht länger in Anspruch nehmen. Sie hat eine Stellung angenommen. Das Kriegsgericht hat August zu längerer Haft verurtheilt; er wird aber nach einiger Zeit begnadigt.

Friedrich hat inzwischen ausstudirt, er ist Magister geworden. Von Dorchen sind gar unerfreuliche Nachrichten bei der Frau Majorin von Borsdorf eingelaufen. Sie hat ihre Verwandten, bei denen sie sich unglücklich und gefährdet gefühlt, verlassen und sich beim Bürgermeister von Thorn, Herrn Zernicke, eingemiethet. In Thorn selbst herrschen so traurige Zustände, die Sicherheit der Deutschen wird von den frechen Polen so bedroht, daß Dorchen nur einen Wunsch hat: nach der Heimat zurückzukehren. Fritz entschließt sich auf der Stelle zu der großen Reise. Er kommt gerade am Tage vor dem großen „Blutbade von Thorn“ in der alten Stadt an. Die Polen haben, weil junge Leute sich bei einer Procession Excesse erlaubt haben, den Bürgermeister Rösner und neun Bürger und Bürgerkinder zum Tode verurtheilt. Friedrich findet das Fräulein zufällig in demselben Hause, das

dereinst seinem Vorfahren Markus König gehört hat. Er ist Zeuge der schrecklichen Tragödie, und als er das Blutgerüst sieht und vernimmt, wie einer der zum Tode Verurtheilten den Ruf nach Rache ausstößt, da ist es ihm, als ob er alles das schon einmal erlebt hätte. Der Vater des Markus König, der auf demselben Platze hingerichtet ist, — jener Vorfahr, von dessen Existenz Friedrich nichts mehr weiß, — scheint geheimnißvoll auf die Seele des jungen Theologen zu wirken. Wiederum mit großen Gefahren bringt er Dorchen in die Heimat. Der Hausknecht des Hotels hat sich ihm als Begleiter angeschlossen; es ist derselbe Bursche, der dem Bruder August einst entlaufen war. Friedrich hat während der kurzen und trüben Zeit seines Aufenthaltes in Thorn auch eine gefährliche Bekanntschaft gemacht: die eines höflichen Mannes, der sich für einen Reisenden ausgiebt, aber thatsächlich ein verkleideter Werbeoffizier ist und den großen Mann — denn Friedrich mißt über zwölf Zoll — als gute Beute betrachtet. Als Friedrich beim Könige den Urlaub von seinem Bruder erbitten will, recognoscirt ihn der Werbeoffizier, und es droht dem Theologen einen Augenblick die Gefahr, wegen seiner körperlichen Größe in das Potsdamer Regiment eingestellt zu werden. Die Begeisterung aber, mit welcher er von der Thorner Tragödie spricht, rettet ihn, und der König bewilligt den erbetenen Urlaub für den Bruder unter der Bedingung, daß August zur festgesetzten Frist zurückkehre. „Kommt er nicht, so kommst Du und trittst für ihn ein. Willst Du mir das versprechen, so sollst Du ihn haben", sagt der König. Die beiden Brüder kehren zur Mutter zurück.

August wird beredet, in ein sächsisches Regiment zu treten. Er kommt also um Entlassung aus dem preußischen Dienst ein. Der Markgraf erkennt die Berechtigung des Abschiedsgesuches an und verfügt die Entlassung. Der Entlassungsschein ist bereits ausgefertigt und nach Berlin zur höchsten Kenntnißnahme gesandt; es wird ihm dies mit dem Bemerken gemeldet, der Schein werde dem Bittsteller demnächst zugehen. So schreibt der Major, der August zur Lösung seines Dienstverhältnisses Glück wünscht. Auf Grund dieses Briefes wird August in die sächsische Armee eingereiht und kommt nach Dresden. Auch hier macht August bittre Erfahrungen. Da herrscht freilich ein ganz anderes, aber nicht ein besseres Regiment als in Preußen. Hier ist Alles Günstlingswirthschaft; die schönen Frauen commandiren, und wer etwas durchsetzen will, hat sich hinter irgend einen Unterrock zu stecken. Indessen hat er doch auch eine große Freude, er sieht Friederiken wieder; und nun findet er, ohne um die entehrende Gunst einer der einflußreichen Damen buhlen zu müssen, eine mächtige Gönnerin in der Dame, bei der Friederike Erzieherin ist. Durch diese wird ihm eine schimpfliche Strafe, die ungerechterweise über ihn verhängt worden war, erlassen. Er sieht Friederiken öfter und verliebt sich nun ernstlich in sie. Indessen kommt jener Entlassungsbescheid, dessen Eintreffen ihm angekündigt war, noch immer nicht; es kommt etwas ganz Anderes: die Mittheilung, daß der König den Abschied verweigert hat.

August hat also eine schwere Strafe zu gewärtigen. Der treue Bruder Fritz will ihm dieselbe ersparen und stellt sich, ohne den Bruder davon in Kenntniß zu setzen, dem Könige. Der Monarch ist zunächst sehr ungnädig und läßt Friedrich auf der Stelle einkleiden. August aber eilt, sobald er Kunde von den Vorgängen erhält, nach Berlin, um seinerseits sich dem königlichen Befehl zu unterstellen. Durch Dorchens Verwendung wird Friedrich freigegeben, und der umgestimmte König bewilligt auch den Abschied, den August erbeten hat. Friedrich tritt bei Markgraf Albrecht als Feldprediger ein und heirathet Dorchen; August aber vermählt sich mit Friederiken, die von ihrem Oheim, dem alten Magister Blasius, an Kindesstatt angenommen ist und dadurch die bürgerlichen Ehrenrechte erhalten hat.

Ein Schlußwort erzählt uns, daß August, von einer sächsischen Kugel getroffen, bei Kesselsdorf fällt. Friedrich, der Pfarrer in einem großen märkischen Dorfe geworden ist, nimmt die Wittwe mit den Kindern zu seiner Familie. Friedrich der Große hält vor dem Dorfe und erkennt den großen Feldprediger, der früher im Regiment Markgraf Albrecht stand.

VI. Aus einer kleinen Stadt.

9. Ernst König.

Die Handlung des ersten Theils dieses Romans, welcher uns mit der Geschichte Ernst Königs bekannt macht, umfaßt etwa ein Jahrzehnt, von 1805 bis 1815. Ernst, der Sohn des Kriegsraths König, der Enkel des Pfarrers Friedrich und der Dorothea von Borsdorf, hat sich als Arzt in einer ansehnlichen Kreisstadt im Flachlande der schlesischen Oder niedergelassen. In der Nähe der Stadt ist ein Wall, der allgemein als eine Schwedenschanze gilt, der aber, wie Archäologen feststellen, ein Ueberrest vom Ringwall der Vandalen ist — vielleicht desselben, den einst Ingbert, Ingos Vater errichtet hatte. Ernst erwirbt sich bald eine große Praxis. Sein ärztlicher Beruf führt ihn auf einen nahe dem Wall gelegenen einsamen Pfarrhof. Dort lernt er die einzige noch ledige Pfarrerstochter, Henriette, kennen und verliebt sich in sie. Ehe er dazu kommt, um Jettchen zu werben, ereignet sich ein Zwischenfall, der ihn auf lange Jahre von dem geliebten Mädchen scheidet. Der Krieg ist wieder entbrannt, die Franzosen und die ihnen botmäßig gewordenen deutschen Soldaten sind in Schlesien eingebrochen. Der Pfarrhof wird verwüstet, und rohe Gesellen wollen dem züchtigen Mädchen die äußerste Schmach anthun. Da springt ein französischer Capitain dazwischen, rettet das Mädchen und streckt einen der Uebelthäter nieder. Capitain Dessalle, dies ist sein Name, schützt Jettchen als seine Braut. Die Ringe werden gewechselt, und alsbald muß der chevalereske junge Mann, dem Befehl seines Kaisers folgend, weiterziehen.

Henriette ist durch diese unerwartete Verlobung in tiefen Schmerz versenkt. Sie erachtet sich durch den Ring als gefesselt an den Mann, dem sie

die Rettung ihrer Ehre und ihres Lebens verdankt, und der Doctor wagt es nicht, die älteren und besseren Rechte seiner Liebe geltend zu machen. Es kommt noch dazu, daß die Beiden auf längere Zeit durch den Zwang der trüben Zeitverhältnisse von einander getrennt werden. Dr. Ernst König begiebt sich zum Gouverneur der Grafschaft Glatz, zu dem warmherzigen Patrioten, Grafen Götzen, der mit nur noch wenigen Getreuen gegen die Franzosen fest zur deutschen Sache hält.

Durch den Frieden von Tilsit wird die Schmach des Vaterlandes besiegelt. Noch einmal treffen Henriette und Dr. Ernst König zusammen, aber es kommt nicht zu einer Verständigung. Dessalle, der inzwischen von seinem obersten Kriegsherrn in ferne Lande geschickt und avancirt ist, läßt durch einen befreundeten Franzosen auf den Pfarrhof die Kunde gelangen, daß er an der Verlobung festhält.

In aller Stille rüsten die Patrioten, die sich mit dem Gedanken, daß der schmachvolle Friede Deutschlands Geschick für immer bestimmen solle, nie und nimmer befreunden können, zu neuem Kampf gegen den Fremden. Das Werk der Vaterlandsvertheidigung wird in der kleinen Stadt am eifrigsten betrieben von Dr. Ernst König. Die Franzosen erfahren durch Spione, daß Ernst einer ihrer gefährlichsten Feinde ist, und ohne Rücksicht auf Frieden und Völkerrecht wird der Befehl ertheilt, den Agitator aufzuheben und in die Gefangenschaft abführen zu lassen. Von diesem Vorhaben erhält Henriette Kenntniß. Das tapfere Mädchen macht sich bei Nacht und Nebel auf. Ohne der Gefahren, die ihr drohen, zu achten, langt sie in aller Frühe in der Kreisstadt an und theilt Ernst den Plan der Franzosen mit. Ernst entkommt.

Es vollziehen sich die großen Ereignisse. Der unersättliche Napoleon wird von dem Verhängniß ereilt; der Zug nach Rußland bereitet sein Verderben vor. Unter den in jämmerlichem Zustande aus dem Reiche des Czaren heimkommenden Franzosen befindet sich auch ein höherer Offizier, der in der Kreisstadt rasten muß, um ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Dr. Ernst König trifft mit Dessalle auf diese Weise wieder zusammen. Ernst pflegt seinen Feind und stellt dessen Gesundheit soweit her, daß Dessalle, welcher es verweigert hat, der in der Noth ihm angelobten Braut den Ring zurückzugeben, nach dem benachbarten Pfarrhof sich begeben kann, wo er während der Zeit seiner Nachkur verweilt. Dessalle lernt nun Jettchen näher kennen, und seine Liebe, die bisher etwas stark romantisch unmotivirt war, findet nun eine feste Unterlage. Das edle und hübsche Mädchen macht einen tiefen Eindruck auf ihn, und er ist ernsthaft bemüht, ihre Gunst zu gewinnen und von ihr eine freiwillige Bestätigung jener durch die eigenthümlichen Verhältnisse herbeigeführten Zwangsverlobung zu erwirken. Aber die Liebe Henriettens zu Ernst tritt ihm feindselig in den Weg. Inzwischen wird Dessalle durch die kriegerischen Ereignisse abgerufen. Er scheidet, nicht ohne die Hoffnung, später zu erreichen, was ihm einstweilen noch versagt geblieben ist.

Die Erhebung Deutschlands wird eine allgemeine; auch der Doctor

tritt als freiwilliger reitender Jäger in die Armee. Die kleine Reiterabtheilung, zu der er gehört, beunruhigt die Franzosen, die die Festung Erfurt besetzt haben. Ein kleines französisches Detachement wird von den Jägern und Husaren überfallen, und Ernst trifft nun noch ein letztes Mal mit Dessalle zusammen. Als Ernst seinen Feind niedermachen will, stürzt das Pferd des Franzosen, und dieser wird verwundet. Dessalle wird gefangen genommen. Er wird, nachdem er sein Ehrenwort gegeben, daß er in diesem Feldzuge nicht mehr gegen die Deutschen kämpfen werde, entlassen und zieht südwärts, Niemand weiß, wohin. Henrietten giebt er frei. Ernst heirathet Jettchen, um die er durch neun Jahre geworben hat. Capitain Dessalle fällt, wie wir später erfahren, in der Schlacht bei Waterloo.

10. Victor König.

Die Handlung beginnt im Jahre 1827 und schließt im Jahre 1854. Die Ehe, die Dr. Ernst König mit der Pfarrerstochter Henriette geschlossen hat, verläuft in Heiterkeit, Ruhe und Glück; derselben entsprießen zwei Kinder, Victor und Katharine, Beide gut geartet an Leib und Seele. Die Kindheit Victors ist wie die aller andern Kinder. Er macht einige dumme Streiche, die nichts auf sich haben, er lernt allerhand, und er verliebt sich als Kind in ein kleines Schauspielerkind, Tina, das einer Wandertruppe, die gerade in dem Städtchen Vorstellungen giebt, angehört. Er wächst heran, macht sein Abiturientenexamen und kommt auf die Universität. Er springt bei dem Corps der Vandalen ein und wird schließlich erster Chargirter. Die Vandalen haben beständige Händel mit einem andern Corps, mit den Thüringern, deren erster Chargirter Richard von Henner ist, „aus dem Hause Ingersleben“, wie er sich mit Stolz nennt. Die Beiden contrahiren, der Vandale und der Thüringer, wie Ingo und Theodulf. Henner bekommt einen Schmiß in's Gesicht, Victor einen Hieb auf die Schulter. Die Mensur wird ruchbar, und da verschärfte Vorschriften gegen die Studentenduelle von oben gekommen sind, muß Victor die Universität verlassen. Er setzt seine Studien in der Residenz fort, macht sein Doctorexamen und veröffentlicht ein ästhetisches Werk, das großes Talent verräth und den Namen des jungen Gelehrten, wenn auch noch nicht in den weiten Kreisen, doch schon zu den bekannten macht. In der Residenz trifft Victor mit seiner Jugendliebe wieder zusammen, mit Tina, die mit der Zeit eine bekannte und bedeutende Schauspielerin geworden ist. Zwischen den Beiden herrscht ein gemüthliches, kameradschaftliches Verhältniß, das allmählich einen etwas bedenklicheren Charakter annimmt. Victor verliebt sich in die hübsche und amüsante Künstlerin, der Erste aus dem Stamme Ingos, ohne die redliche Absicht, das geliebte Weib durch die Ehe für das Leben zu binden, der Erste mit einer sinnlichen Regung, die nicht durch die Ehe sanctionirt wird. Es kommt aber nur zu einigen Küssen. Tina giebt ihm ein Rendezvous für den Abend, und mit fliegendem Pulse eilt Victor dem verheißenen Glück entgegen. Er kommt

nicht zum Ziele. Es ist der 18. März 1848: die Revolution. Die Kugeln sausen durch die Luft, Victor steht plötzlich hinter einer Barrikade. Auf welcher Seite ist Vaterland und Freiheit — hüben oder drüben? — Er weiß es nicht, aber er nimmt die Flinte, die ihm gereicht wird. Da hört er fremde Laute, er hört polnisch und französisch sprechen. Er zerschlägt die Flinte auf dem Pflaster, springt über die Barrikade und läuft in's Ungewisse. In einer Nebenstraße findet er einen Weinkeller offen und flüchtet dort hinein. Hier trifft er als einzigen Gast den langen Henner. Während oben auf der Straße die Landsleute als Opfer ihrer Pflicht, als Opfer ihrer Ueberzeugung oder ihrer Bethörung fallen, discutiren die beiden jungen Leute akademisch das Für und Wider. Dem jungen Gelehrten erscheint Alles, was er bisher geschrieben hat, klein und verächtlich, und er gelobt, daß er fortan seine Kräfte nur für das Allgemeine, für das Vaterland einsetzen werde. Das Geschick hat ihn nicht zum Helden mit dem Schwert bestimmt, er wird ein Held der Feder werden. Fort mit der Aesthetik! Sein Wirken soll fortan der Politik geweiht sein. Der junge von Henner bietet sich ihm als Genosse an; und so kommen die beiden Familien wieder zusammen, wie Ivo und der Marschalk Henner, wie Georg König und der Landjunker Henner von Ingersleben, so auch Victor König und Richard von Henner. Und zwischen ihnen wird noch ein engeres und festeres Band geschlossen: Henner wird Victors leiblicher Schwager, er heirathet die liebenswürdige Katharina. An demselben Tage vermählt sich auch Victor mit Valerie von Bellerwitz, einer Gespielin seiner Jugend, der anmuthigen Freundin seiner Schwester.

Das Blatt, das die beiden jungen Schriftsteller begründet haben, prosperirt. Die beiden jungen Paare und Victors Eltern, der nun ergraute Dr. Ernst König mit seiner würdigen Matrone, treffen auf der Veste Koburg zusammen. Da überreicht Henner seinem Schwiegervater die Bibel aus dem Nachlaß eines Fräuleins Hermann (eines weiblichen Nachkommen der Regina König, verehlichten Hermann), — jene Bibel, die Dr. Martinus Luther im Jahre 1530 dem Kaufmann Georg König, dem Sohn des Markus, persönlich gewidmet hat, und auf deren vorgebundenen freien Seiten eine Art von Familienchronik eingetragen ist. Aus dieser kann der einiger seiner Vorfahren noch kundige alte Doctor ganz genau feststellen, daß jener Georg König, dem Luther die Bibel geschenkt hat, einer seiner Ahnen gewesen ist. Es geht daraus aber auch hervor, daß jener französische Capitain Dessalle Victors Vetter ist, der Enkel von August König und Friederiken, der Sohn des Pfarrers desselben Namens August König und einer geborenen von Sahl aus dem Dorfe Friemar, die jedenfalls von Frida und Friderun abstammt. August, genannt Dessalle, hat also den Namen seiner Mutter angenommen, als er in französische Dienste getreten ist, und denselben französisirt. So werden durch diese Bibel die Erinnerungen von dreihundertvierundzwanzig Jahren wieder wachgerufen.

Die Wiedergabe des Inhaltes dieser Romane, welche den Gesammttitel „Die Ahnen" führen, läßt die Gesichtspunkte, die den Dichter bei der Composition geleitet haben, deutlich erkennen. Schon Kreyßig, der das Ende des Romans nicht mehr erleben sollte, hat nach dem Erscheinen der ersten Bände scharfsinnig und richtig darauf hingewiesen, wie Gustav Freytag „nicht auf den sonnigen Höhen unsrer Geschichte, sondern mit Vorliebe in dämmrigen, schweren Uebergangszeiten den Schicksalen und Wandlungen der Ahnen nachzugehen liebt".

Die großen und leuchtenden Ereignisse der Weltgeschichte sind tief in den Hintergrund gerückt und werfen auf die in den Vordergrund gestellten Figuren nur einen matten, unbestimmten Schimmer. So steht Ingo noch in der dunkeln Nacht, und kaum der erste Strahl der heraufdämmernden Völkerwanderung fällt auf ihn. Der finstre Heide Ingraban erhält erst, als er fast am Ende seiner Thaten angelangt ist, die Erleuchtung durch das Christenthum, das Bonifacius predigt. Immo erscheint, als die Herrlichkeit der freien Gebieter zusammenbricht, und der höfische Dienst sich herausbildet; Ivo, als es mit dem romantischen Ritter- und Minnedienst zu Ende geht. Er macht zwar die Kreuzzüge mit, aber was wir von diesen zu sehen bekommen, ist ebenfalls nur ein Bild trauriger Verkümmerung. Markus König ist Zeuge des Verfalls des deutschen Ordens; die Herrschaft der Fremden und Pfaffen, die Gräuel der mordenden, sengenden, brennenden, plündernden Landsknechte verwüsten sein Vaterland. Auf all den Jammer fällt nur ein schwacher Strahl der gewaltigen Leuchte, die der schlichte und erstaunliche frühere Augustinermönch Martin Luther entzündet hat. Nachdem fast dreißig Jahre hindurch deutsches Land durch ewigen Krieg verwüstet worden ist und aus tausend Wunden blutet, rückt Bernhard König, der Rittmeister von Altrosen, in unsern Gesichtskreis. Die Glocken des Friedens erklingen so zaghaft und leise, daß wir das schüchterne Gebimmel über den letzten Schüssen, die Bernhard und sein Gemahl zu Boden strecken, fast überhören. Zur Zeit des schroffen und unerfreulichen, wenn auch nützlichen militärischen Drillsystems wachsen die Geschwister Friedrich und August König heran; von den erfreulichen Segnungen, von den glorreichen Waffenthaten Friedrichs des Großen gelangt nur nebenher und ganz flüchtig die Kunde zu uns. Als der Enkel, Ernst König, als Mann wirkt, jammert Deutschland in der tiefsten Erniedrigung der Fremdherrschaft, wir sehen ihn bitter leiden unter der allgemeinen Schmach. Als diese aber von uns genommen wird, verschwindet Ernst unsern Blicken. Keiner der großen Helden der Befreiungskriege greift tröstreich in die Handlung ein. Nur dem jüngsten Sprossen scheint ein günstigeres Geschick beschieden zu sein. Er ist im rüstigsten Mannesalter, als die Verfassung eingesetzt wird; wenn wir es aber aus der Widmung an die Frau Kronprinzessin nicht wüßten, aus der Geschichte dieses Letzten des Geschlechts König, aus der Geschichte Victors, würden wir nie erfahren, daß er die größten Tage der modernen Geschichte, die Wiederaufrichtung eines geeinten

deutschen Reiches mit dem Kaiser an der Spitze miterlebt, daß er die siegreichen Feldherren von Wörth, Metz, Sedan und Paris, daß er den Kanzler geschaut hat.

Die Composition der ersten Theile ist von denen der späteren sehr verschieden. „Ingo und Ingraban“ und auch noch „Das Nest der Zaunkönige“ sind in breiten und einfachen Zügen entworfen und durchgeführt; da ist die Einheit des Ortes fast durchgängig gewahrt. Das Ganze ist einheitlich geschlossen, die Linien sind streng, die gewählten Farben absichtlich abgeblaßt.

In der dritten Abtheilung, „Die Brüder vom deutschen Hause“, wird die Handlung schon mehr gelockert. Die Einheit des Ortes wird aufgehoben; die breite Schilderung der Scenen im Morgenlande treibt sich gewichtig in die Haupthandlung ein.

In „Markus König“ sind zwei verschiedene Romane ineinandergefügt: der eine, ohne Liebe, eine Haupt- und Staatsaction mit dem Helden Markus, der andere, ein Liebesabenteuer, Georg und Anna. Die beiden Theile haben nur geringen geistigen Zusammenhang, das Unwesentliche tritt namentlich in dem letzteren, dem Liebesromane, nicht ohne Anspruch auf. Die Einheitlichkeit der Composition in Bezug auf Handlung, Ort und Zeit ist völlig gelöst.

In dem fünften Bande, der aus zwei Romanen besteht, hat die Handlung das breite Bett gänzlich verlassen und zertheilt sich in kleine Arme. Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege, Scenen aus dem Garnisonsleben unter dem Soldatenkönige sind kunstvoll aneinandergereiht und nur durch eine oft rein zufällige Betheiligung der Helden miteinander geschlossen. Das historische Gemälde im großen Stile, wie es zuerst vor uns erschienen war, weicht dem Genrebilde.

Und dies ist in noch erhöhtem Maße der Fall in dem Schlußbande, „Aus einer kleinen Stadt“. Da haben wir viel anekdotenhaften Kleinkram, der nur durch die künstlerisch feine Ausführung und geistvolle Aneinanderfügung zu einem schönen Ganzen sich bildet. Auf das Weltgeschichtliche, Große wird immer nur verwiesen als auf das im Hintergrunde Verborgene. Was wir sehen, sind Kleinigkeiten, und was wir vernehmen, ist das Geschwätz braver Kleinstädter bei der Kanne Wein, beim Glase Bier.

Den Veränderungen der Composition entsprechend modificirt sich auch der Vortrag. Derselbe ist zunächst klangvoll, eigenartig und alterthümelnd; die Redewendungen sind abgelegen von unserer heutigen Ausdrucksweise, die Wortstellungen ungewöhnlich. Der Artikel wird oft ausgestoßen, die charakterisirenden Prädicate sind seltsam. Bisweilen wird die Prosa auch rhythmisch bewegt und durch unsere älteste poetische Form, den Stabreim, geschmückt.

Mit Vorliebe spricht der Dichter da von „ruchbaren“, „argen“, „hart-

muthigen" Leuten; von „Widerbelligem", „Grannigem", „Langlodigem"; einmal spricht Freytag sogar von einer „reisemüden Jacke". Auffällig oft kehrt das Wort „Gesell" wieder, das in allen möglichen Verbindungen auftritt, als Herd-, Gut-, Blut-, Spiel-, Kampf-, Schwur-, Schwert-, Eid-, Nachtgesell. Wir begegnen auch den „Knaben", die später „Knappen", und den „Hegissen", die später „Hexen" werden. In den Augenblicken der Begeisterung sprechen der Sänger und Ingo in Versen:

„Doch abwärts trieb
Im wirbelnden Strome
Der rothe Drache,
Der siegreiche Held.
Noch einmal sah ich
Den Arm ihn heben
Und schütteln das Banner.
Dann sah ich ihn nimmer".

An einer andern Stelle:

„Dann band sie die Häupter
Mit biegsamer Weide,
Knüpfte die Knoten,
Raunte das Lied
Und bot mir den Bund".

Wie man sieht, ist hier mit „Band" und „Biegsam", „Knüpfen" und „Knoten", „Bot" und „Bund" der Stabreim in aller Strenge durchgeführt. Auch Ratiz höhnt Ingraban in wohlgebauten Versen:

„Aber enge ist sein Schädel,
Starkes kann er nicht vertragen.
Hast Du ihn in Meth berauscht,
Bind ihm klug das Bein mit Seilen,
Scheer ihm dann das Haar vom Haupte,
Setz ihn vor die Thür der Halle,
Daß die Weiber seiner lachen
Und die Kinder ihn bewerfen".

Freytag hat sich in diesen ersten Theilen in der Mannigfaltigkeit des Ausdrucks unzweifelhaft absichtlich eine starke Beschränkung auferlegt. Er wendet daher mit unverkennbarer Vorliebe eine kleine Anzahl von Wörtern auf jeder Seite an, wie „mahnen", „erweisen" ꝛc. Ebenso gebraucht er nur Bilder, die dem Thierreich entnommen sind: auf jeder dritten oder vierten Seite finden wir eine zoologische Trope.

Eine wesentliche Veränderung zeigt die sprachliche Form im dritten Bande. Da spukt allerlei welsches krauses Zeug hinein; die alterthümelnde Form ist noch immer beibehalten. Namentlich ist die uns jetzt deutschwidrig erscheinende Vorstellung des Eigenschaftswortes vor Zeit- und Hauptwort, die als ungewöhnliche Wendung von schöner poetischer Wirkung sein kann, hier auch in der schlichten Darstellung fast durchweg in Anwendung gebracht.

Der fremdländische Aufputz nimmt sich recht lustig aus: „Halte Dich courtois“, sagt der Marschall Henner zum jungen Lutz, „sprich wenig und florire Deine Rede zuweilen mit einem neuen Wort. Sage nicht Roß, sondern Pferd, und daß Du mir nicht von Roßdecken sprichst, sondern von Couvertüren“. Ein andermal sagt derselbe brave Henner zu demselben Lutz: „Ich sorge um ihn, er ist triste und pensant. Er sieht müde aus, er hat heimliche Maladey“.

Im vierten Bande klingt die Sprache der Reformation an unser Ohr. Wir vernehmen mancherlei von „fürnehmen“ Herren, von Leuten, die, „lauersam“ stehen bleiben oder „auf dem Bassettel eine Musica anstellen“. Besonders ergötzlich ist der Magister Fabricius mit seinen spätlateinischen Floskeln.

Im fünften Bande überwuchert das fremde, namentlich das französische Unkraut. Da ist man „content“, da trifft man „Mesuren“, um eine „importante“ Sache zu erledigen, über die mancherlei „Opinion“ besteht. Da sagt der gebildete Licentiatus: „Durch diese Sorglichkeit werden herzogliche Gnaden zuweilen übermäßig occupirt und onerirt, und die Specialitäten werden demselben jeweilig zu einem Embarras“; und Regina versetzt: „Ich bitte den Herren, nicht so vornehm mit mir zu sprechen, ich bin nur das gemeine Deutsch gewohnt“.

Die Unsitte des Vermengens überflüssiger Fremdwörter mit der deutschen Sprache erhält sich auch noch im vergangenen Jahrhundert, spukt sogar auch noch in dieses hinein und ist bis zur Stunde noch nicht ganz ausgerottet; aber gleichwohl tritt das Bestreben, die Sprache rein zu erhalten, in den Gesprächen der Helden des letzten Bandes deutlich hervor.

Eine gewisse Eigenthümlichkeit, eine besondere Vorliebe für merkwürdige Umschreibungen, für Vornehmheit und Wichtigkeit des Ausdrucks bei Gewöhnlichem und Nichtigem geht durch das ganze Werk. Die Distel ist das „wehrhafte Kraut“, der Hering „die geehrte Fastenspeise“, der Bienenstachel „die Waffe unter dem Pelzrock der Honigträgerin“, der Kampf „ein Sonnenblink auf fremdem Eisen“, das Prügeln: „mit Leder und mit Holz versuchen“, das Barometer: „eine torricellische Röhre, welche mit Quecksilber gefüllt und durch die weise Einrichtung der Vorsehung in den Stand gesetzt ist, dem Menschen bisweilen die kommende Witterung anzuzeigen“, Ungeziefer: „Unzähliges, was kriecht und springt“, Schinken und Wurst: „Gewöhnliches und Vergängliches aus dem Rauchfang“.

An diesen Dingen findet Freytag nun einmal besonders Wohlgefallen, und es wäre, wenn man das Gesammtwerk in's Auge faßt, thöricht, ihm diese kleinen Scherze zu verargen.

Der Stil des Ganzen ist von wunderbarer Reinheit und Klarheit. Er ist geschliffenem leuchtendem Krystall vergleichbar. Er ist durchsichtig und glänzend. Er will ungefärbt sein und kühl wie der frische Quell.

Meisterhaft sind die Schilderungen. In jedem der Romane findet man Darstellungen von leidenschaftlich bewegten, unruhigen oder stimmungsvollen Scenen, die als Muster der Anschaulichkeit in der Schilderung und als Muster des deutschen Stils gelten können.

Der aufmerksame Leser der „Ahnen" wird bemerken müssen, wie in den Geschichten der Einzelnen gewisse starke Gemeinsamkeiten hervortreten, die zufällige nicht sein können.

Viermal im Laufe der Zeiten steht das Geschlecht auf zwei Augen. Ingo, Markus, Georg und Bernhard König hinterlassen nur je einen Leibeserben, und zweimal ist das Geschlecht aufs äußerste bedroht; denn zweimal ist der Ueberlebende ein Säugling. Ingo und sein Gemahl Irmgard sterben unter den Trümmern der zusammenbrechenden Burg, Bernhard und Judith werden zusammen von Reinbolds Reitern erschossen. Frida, Irmgards Gespielin, rettet das Kind Ingos, und der Reiterjunge Pieps rettet den soeben getauften Sohn Bernhards.

Zweimal wird der Held zwischen zwei Weiber gestellt: zwischen die Herrin und die Niedere, und beide Male entscheidet er sich gegen die Herrin. Ingo verschmäht Gisela und bleibt seinem angetrauten Weibe Irmgard getreu bis in den Tod, Ivo verschmäht die Nichte des Kaisers, die Gräfin Hedwig von Meran, und führt die Bauernmagd Friderun als Gattin heim.

Ingo entführt Irmgard dem Vater, der sie dem Thüringen Theodulf vermählen will, Immo entführt Hildegard den Mönchen, die ihr den himmlischen Bräutigam bestimmt haben. Ivo entreißt Friderun den fanatisirten Mönchen, die sie als Ketzerin verbrennen wollen, Bernhard entführt Judith, die als Hexe auf dem Scheiterhaufen enden soll.

Viele sterben eines gewaltsamen Todes. Ingo wird von den Trümmern der Burg begraben, Ingrabans Großvater wird von den Avaren, sein Vater von den Wenden erschlagen, Ingraban selbst wird von den Friesen getödtet. Der Vater des Markus König wird enthauptet. Bernhard wird von den Leuten Reinbolds getödtet. August fällt bei Kesselsdorf.

Die Drei: Georg, Sohn des Markus, Bernhard und August, haben noch das gemeinsame Loos, daß sie von ihren Landsleuten selbst Schaden an ihrem Leibe erleiden. Georg wird von einem rachsüchtigen Landsmann die Hand abgeschlagen, Bernhard wird von seinem früheren Kameraden Reinbold überfallen und getödtet, und der sächsische Offizier August von einer sächsischen Kugel hinterrücks erschossen.

Wollte man die Untersuchung des Werkes auf Ermittelung von solchen Analogien weiter fortsetzen und auf das Einzelne ausdehnen, so würde man noch zu überraschenden Resultaten gelangen. Nur noch ein derartiger Fall, ein gelungener Scherz des Dichters, mag hier angeführt werden. Dieser Fall veranschaulicht in witziger und satirischer Weise die Veränderungen, welche die Spätgeborenen durch die Veränderungen der Zeit zu erleiden haben. Der gewaltige Ernst und das Große, das sich dereinst im Leben der Altvorderen zugetragen hat, kehrt parodistisch wieder im modernen Leben der jüngsten Nachkommen als harmloser Scherz. Im vierten Jahrhundert fordert der in seiner Ehre gekränkte Vandalenkönig Ingo den Thüringer-Häuptling Theodulf zum „Nothkampf auf der Aue, den die Sonne nicht

schauen darf“; im neunzehnten Jahrhundert fordert der stud. phil. Victor König, erster Chargirter bei dem Corps der Vandalen, den Senior der Thüringer, stud. jur. Richard von Henner, auf „kleine Mützen“.

Ueberblickt man alle diese starken Gemeinsamkeiten im Geschick der Nachkommen desselben Stammes, so weist schon die Wichtigkeit der Uebereinstimmungen und die Häufigkeit der Wiederkehr derselben Thatsachen darauf hin, daß es sich nicht um Zufälligkeiten handeln kann. Es liegt den Wiederholungen vielmehr unzweifelhaft eine starke Absichtlichkeit zu Grunde. Die Frage, ob diese Erscheinung etwa nur auf die ungenügende Erfindungsgabe des Dichters zurückzuführen sei, schließe ich als eine thörichte von der Discussion gänzlich aus.

Freytag muß, wenn er nach Jahrhunderten und Jahrtausenden die Enkel dieselben Geschicke erleben läßt wie deren Urahnen, einen ganz bestimmten Zweck im Auge gehabt haben. Er selbst spricht denselben zwar nicht bestimmt aus; er deutet ihn indessen an, ganz am Schlusse des letzten Romanes; er gebraucht dabei die Vorsicht, seine Auffassung nicht als einen Grundsatz aufzustellen, sondern nur als eine Hypothese zu geben.

„Vielleicht“, sagt Victor, „vielleicht wirken die Thaten und Leiden der Vorfahren noch in ganz andrer Weise auf unsere Gedanken und Werke ein, als wir Lebenden begreifen. Aber es ist eine weise Fügung der Weltordnung, daß wir nicht wissen, wie weit wir selbst das Leben vergangener Menschen fortsetzen, und daß wir nur zuweilen erstaunt merken, wie wir in unsern Kindern weiterleben. Vielleicht bin ich ein Stück von jenem Manne, welcher einst an dieser Stelle (Koburg) von dem Reformator gesegnet wurde, und vielleicht war ich es selbst in andrer Erscheinung, der schon auf diesem Berge lagerte, lange bevor die ehrwürdige Veste gebaut wurde“.

Inwieweit diese Descendenztheorie, die mit der Darwin'schen nichts gemein hat, naturwissenschaftlich haltbar ist, mag hier ganz unerörtert bleiben; ihre dichterische Berechtigung hat sie unzweifelhaft.

Es ist ein großer und poetischer Gedanke, dieses unbewußte Fortleben der längst Geschiedenen in den Lebenden, dieses Weiterwirken des Blutes auf ungemessene Zeit, diese Verschwisterung einer Art von Seelenwanderung mit der Vererbung durch das Blut. Dann wäre auch, wenn wir der dichterischen Auffassung weiter folgen, so mancherlei, was wir als eine Schickung des Verhängnisses kopfschüttelnd betrachten, am Ende wirklich nichts Anderes als eine Vorbestimmung — zwar nicht die unmittelbar göttliche des Theologen, sondern die dichterische: die Vorbestimmung, die der Ahn dem Nachkommen gegeben hat. Der Gehorsam, den das Kind dem Vater schuldet, würde sich gewissermaßen über die Jahrhunderte hinaus erstrecken, ohne daß der zum Gehorsam verpflichtete Jüngere sich dessen bewußt wäre. Unbewußt würde der Enkel die Befehle eines längst Dahingeschiedenen, von dessen Existenz er nicht einmal mehr etwas weiß, vollstrecken. Alles das würde sich natürlich nur auf gewisse starke einzelne Momente im Dasein des Individuums beziehen

können, dessen Selbstbestimmung im Uebrigen ungeschmälert bliebe, und das durch sein Wesen und Wirken im Großen und Ganzen seines Glückes Schmied bleiben müßte.

Freytag hat für diese Auffassung, sagen wir: für diese Theorie, wie er sie am Ende des Romans durch den Mund des jüngsten Sprossen der Ahnen ausspricht, ein eclatantes Beispiel in seine Dichtung aufgenommen. Dieser Fall einer ganz auffälligen Wiederkehr desselben bedeutsamen Ereignisses in dem Leben zweier Mitglieder desselben Geschlechts, von denen das eine zu Ende des fünfzehnten, das andere Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts lebt, muß hier in größerer Breite besprochen werden.

Ein Jeder der sich einigermaßen beobachtet, wird an sich selbst schon mehrfach die Wahrnehmung gemacht haben, wie plötzlich in ihm das dunkle Bewußtsein erwacht, diese oder jene Situation genau so, wie er sie gegenwärtig durchlebt, schon einmal durchlebt zu haben. Wir bilden uns sogar ein, daß wir sagen können: jetzt muß das und das geschehen, und daß es dann wirklich so geschieht. Aber wir mögen uns anstrengen, so viel wie wir wollen, es ist nicht möglich, jene frühere mit der jetzigen Situation identische in unserm Dasein zu ermitteln; und wir gelangen am Ende zu dem Schlusse, daß wir uns in einer Täuschung befunden haben, daß, wie bisweilen eine optische oder akustische, hier eine mnemonische Täuschung Schabernack mit uns treibt. Die Männer der Wissenschaft, namentlich psychiatrische Specialisten, haben diese Erscheinung, die mitunter Geistesgestörte in einen unerträglichen Zustand von Bangigkeit und Beklommenheit versetzt, — da diese sich einreden, daß in ihrem Dasein sich ganze Reihen von Situationen zum zweiten Male abspielen, und Personen, die sie zum erstenmale sehen, ihnen früher begegnet sind und jetzt dasselbe zu ihnen sagen, was sie früher zu ihnen gesagt haben, — zum Gegenstande einer ernsthafteren Untersuchung gemacht. Bei unsrer noch sehr ungenügenden Kenntniß von den Functionen des Gehirns hat die Untersuchung dieser Frage beweiskräftige Resultate natürlich nicht liefern können; wohl aber hat die Wissenschaft eine Hypothese aufgestellt, die jedenfalls als eine scharfsinnige bezeichnet werden muß.

Auf der zweiundvierzigsten Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Dresden im September 1868 hat Dr. Jensen einen Vortrag über diese Erscheinung gehalten: „Ueber Doppelwirkungen in der gesunden wie in der kranken Psyche*)“. Er hat constatirt, daß diese Erscheinung fast von einem jeden Menschen an sich beobachtet worden ist. Nur sehr wenige nehmen aber an, daß sie eine derartige Situation wirklich schon erlebt, aber nicht sonderlich beachtet haben, und daß nun die Erinnerung durch Auftreten gleicher Wahrnehmungen wieder aufgefrischt und dadurch das Phänomen herbeigeführt werde. Andre nehmen schon zu den Träumen ihre Zuflucht und meinen die beregten Situationen in ganz ähnlicher Weise irgendwann

*) Siehe: Zeitschrift für Psychiatrie. 25. Suppl.-Heft. (Berlin, Hirschwaldt. 1868.)

im Traume erlebt, die entsprechenden Träume aber vergessen zu haben, bis sie jetzt durch die ähnliche Wahrnehmung ebenfalls wieder reproducirt würden. Noch andere, und wohl die meisten, beruhigen sich aber bei diesen beiden Erklärungsversuchen nicht. Ihnen ist jene Erscheinung, zumal jene absolute Congruenz der einzelnen Momente so auffallend, daß sie nach einer andern Erklärung suchen; „und nicht wenige waren", sagt Dr. Jensen weiter, „die bis in die Tiefen der Metaphysik hinabtauchten, um aus dem beregten Phänomen Beweise für ein früheres Leben des Menschen, ja selbst für die Seelenwanderung mit ihren verschiedenen Consequenzen abzuleiten".

Diesen Erklärungsversuchen hat nun Dr. Jensen die folgende Hypothese gegenübergestellt. Unser Gehirn bildet, wie man weiß, in seinen beiden Hemisphären ein paariges Organ, das wahrscheinlich analog unsern in duplo vorhandenen Sinnesorganen, wie Ohren und Augen, gleichzeitig doppelt und einfach wirkt. Wie in den Augen zwei Bilder, so kommen vielleicht auch in den Hemisphären des Gehirns zwei Wahrnehmungen zu Stande, die aber unter normalen Verhältnissen vollkommen gleichzeitig, fast vollkommen congruent sind, sich daher zum allergrößten Theile decken und so nur als ein Einzelnes wirken und percipirt werden. „Wie aber", fragt Jensen weiter, „wenn die Verhältnisse nicht normal sind, wenn die beiden Hälften des Gehirns nicht congruent functioniren? Wenn, wie im Auge beim Schielen, eine Incongruenz in der Function der beiden Gehirnhälften eintritt? Beim Auge gibt es dann Doppelbilder, und dem entsprechend könnte es dann beim Gehirn zu Doppelwahrnehmungen kommen. Und was würde aus diesen Doppelwahrnehmungen werden? Die Doppelbilder projiciren wir nebeneinander in den Raum hinaus; wäre es nun nicht möglich, daß wir die Doppelwirkungen des Gehirns nacheinander in die Zeit hinausprojicirten — daß wir, wie wir die Doppelbilder des Auges räumlich auseinanderlegen, die Doppelwahrnehmungen des Gehirns zeitlich nacheinanderlegen?" Daraus würde sich dann ergeben, daß wir die Situation zwar nur einmal erlebten, aber in Folge der Störung in dem völlig congruenten Zusammenwirken der beiden Gehirnhälften doppelt auffaßten: zuerst mit der einen und dann mit der andern Gehirnhälfte; daß wir dann bei der zweiten Wahrnehmung das Gefühl haben würden, als ob wir die erste Wahrnehmung schon früher einmal in einer nicht bestimmbaren Zeit gehabt hätten.

Diese scharfsinnige Hypothese des Wissenschafters braucht sich der Dichter nicht zu eigen zu machen. Es ist sein unzweifelhaftes Recht, die poetischere Hypothese: daß jenes Phänomen der unaufgeklärten Doppelerlebnisse auf einen geheimnißvollen Zusammenhang mit dem Leben der Vorfahren zurückzuführen sei, in seinem Werke zu veranschaulichen.' Und das hat er gethan.

Er schildert uns, wie Friedrich König im December 1724 in Thorn eintrifft, um seine bedrängte Jugendfreundin Dorothea von Borsdorf abzuholen und nach Preußen zu geleiten. Als er die Stadt betritt, fühlt er, der

von nichts weiß, daß da Ungeheuerliches geschehen muß. Es herrscht eine dumpfe schwüle Stimmung. Er hält bei einem alten Eckhause an und redet mit dem Manne, der vor der Thür steht. Aus einer Aeußerung desselben wird ihm sofort klar, daß er vor demselben Hause sich befindet, in dem seine Vorfahren gelebt haben. Er vernimmt zu seinem Entsetzen, daß die Polen den Bürgermeister Rösner und neun Bürger am folgenden Tage enthaupten werden. Der grausige Tag bricht an.

„Als Friedrich in der Schreckensstunde den Zug der polnischen Reiter sah, welcher das Schaffot umringte, das fremde Kriegsvolk an den Ecken des Marktes, und auf dem traurigen Gerüst die Unglücklichen im Armensünderkleide, da wirbelte in seinem Haupt Gegenwärtiges und Vergangenes, was er vor sich sah, und was einst an derselben Stätte geschehen war, wild durcheinander. Waren es Fremde, die vor seinen Augen geopfert wurden, war es einer seiner Vorfahren, oder war er es selbst, der in Todesnoth stand? Die Schläge der Todtenglocke klangen ihm wie ein Schreckenston, den er schon ein Mal in seiner Kindheit gehört. Und als einer der Verurtheilten, der im Preußischen geboren war, und den er im Gefängniß besucht hatte, mitten in dem Todtengebet mit heiserer Stimme murmelte: ‚Unser König wird uns rächen‘, da wußte Friedrich, daß er die wilde Rede nicht zum ersten Mal hörte; schon früher vor langer Zeit, ob im Wachen oder im Traum, war der Ruf nach Rache in sein Leben gedrungen. Und ihm war, als ob alle Büßer im Armensünderkittel sich gegen ihn neigten und mit heiserer Stimme von ihm die Rache heischten*)“.

So Friedrich König im December 1724.

Im Jahre 1519 erzählt der alte Markus König seinem Sohne Georg:**) „Da ich ein kleiner Knabe war, wurde ich vor ein Gerüst geführt, das dort vor unserem Hause gezimmert war, und sah, wie die Häupter ansehnlicher Bürger in den Sand fielen. Zuletzt erkannte ich meinen Vater. Er ließ mich durch den Mönch, der neben ihm stand, auf das Gerüst heben, küßte mich, sah mich aus hohlen Augen an und sprach mir leise in das Ohr: ‚Du wirst mich rächen, Markus.‘ Seitdem sehe ich zuweilen am Boden das schwarze Blut, und ich höre, wenn ich allein bin, die heisere Mahnung in meinem Ohr“.

Es bedarf keiner Ausführung der dichterischen Auffassung, welche diesen beiden Stellen zu Grunde liegt. Die „heisere Stimme“, die Friedrich König im Jahre 1724 vernimmt, der Ruf nach Rache, der „schon früher, vor langer, langer Zeit in sein Leben gedrungen war“, es ist dieselbe „heisere Mahnung“: „Du wirst mich rächen, Markus“, die zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sein Ahn dem jungen Markus König in's Ohr geraunt hat.

---

*) Die Geschwister. Seite 350 u. ff.

**) Markus König. S. 32.

Markus König hat sein ganzes Leben hindurch diesen Ruf vernommen. „Sechszig Jahre trage ich die Hoffnung auf Rettung und Rache still in mir herum“, sagt er zum Großmeister Albrecht, „und mein heißestes Gebet war, daß ich nicht von dieser Erde scheiden möge, bevor die Ordensfahne wieder über der Burg von Thorn weht“.*) Bis an die Schwelle des Grabes begleitet ihn dieser Rachegedanke. „Er hat mit sich gerungen, daß es für den Sohn jammervoll anzuhören war, aber immer wieder brennt ihm der Zorn auf, und die Rachegedanken werden übermächtig, so daß er selbst an seinem Heile verzweifelt“, berichtet Georg König über den Zustand seines Vaters dem Dr. Martinus Luther**); und erst im letzten Augenblick seines Lebens wird ihm die Gnade der Versöhnung bereitet.

So ist der Ruf nach Rache, den Markus als Kind vernommen, weiter erklungen von Geschlecht auf Geschlecht; und als derselbe Ruf an das Ohr des Ururenkels schlägt, meint dieser, dieser neue Ruf sei nur der Widerhall eines alten, nie verstummten.

In dem Werke finden sich noch ähnliche Beispiele von derartigen Rückwirkungen starker Empfindungen des Vorfahren auf das Gemüth eines Nachgeborenen.

In den Flammen hat Ingo in der Mitte des vierten Jahrhunderts seinen Tod gefunden. Sein Kind hat als Säugling den furchtbaren Brand gesehen. Seit jenem Augenblicke ist das Feuer für alle Sprossen der Familie der Gegenstand eines *geheimen Grauens* geworden. Wir werden später sehen, wie verhängnißvoll das Feuer für viele Abkömmlinge des Ingo'schen Stammes wird. Hier nur zwei Beispiele für das unheimliche Entsetzen, das sich derselben beim Anblick des Brandes bemächtigt.

Als das Sorbendorf mit der Halle des Ratiz, des Todfeindes Ingrabans angesteckt wird, ruft Ingrabans Begleiter mit wilder Freude: „Dort sengt das Räuberneſt, nicht umsonst hast Du, Herr, beim Eintritt mit den Feuerzungen gedroht“. Dann heißt es weiter: „Ingram lachte, aber er blickte scheu auf die Flammen, und kalt fuhr es ihm über den Leib. Seit seiner Kinderzeit war ihm ein Hausbrand gräulich, und oft hatten ihn seine Gesellen darum gehöhnt; jetzt mühte er sich wegzusehen, aber immer zog es ihm die Augen nach der Lohe; *er fühlte deutlich, wie Einem zu Muthe war, der hoffnungslos mit beklommenem Athem darin saß*“***). Er hat also die Empfindungen seines Ahnen Ingo in der brennenden Burg.

August, der Bruder jenes Friedrich König, dem der Ruf nach Rache wie etwas Bekanntes erklingt, ist ebenfalls für das geheimnißvolle Empfindungserbtheil seiner Ahnen empfänglich. Als er Urlaub erhält und dem harten Militairdienst auf einige Zeit sich entziehen kann, als er der Heimat zueilt, —

---

*) Markus König. S. 134.
**) Ebd. S. 434.
***) Ingo und Ingraban, S. 377.

in diesem Augenblicke, da Alles ihn freundlich und heiter stimmen sollte, umschleicht ihn ein düstres Unbehagen. „Jetzt, wo er sich in größerem Wohlstand bei seinen Angehörigen zwanglos tummeln wollte, kam ihm vor, als trenne er sich von Glück und Hoffnung. Vergebens mühte er sich die Gedanken nach vorwärts zu richten und die Freude des Wiedersehens auszumalen. Die Beklemmung wich nicht von der Brust. . ." Er erfährt, der Gutshof ist abgebrannt. Also wiederum das Feuer! „Das also war es, was er ahnend vorausempfunden"*).

So verbindet ein geheimnißvolles Band die Empfindungen der Voreltern mit denen der Kindeskinder. So pflanzen sich auch andre Gemeinsamkeiten des Charakters, der Anschauung und Gewöhnung durch die Jahrhunderte fort. Bevor wir diese stark ausgeprägten Züge, die selbst unter dem Druck der Zeit ihre Vertiefung nicht verloren haben, näher betrachten, wollen wir die äußerlichen Zeichen dieser Zusammengehörigkeit, die auf die Einheitlichkeit des Geschlechts und den einen Stammbaum hinweisen, hier angeben.

Diese Aeußerlichkeiten, die die Echtheit der Abstammung beurkunden, sind folgende: Der von Ingo erbeutete Drache des Cäsars, der sich später zur Lindwurmsage in der Familie wandelt und endlich als Salamander in der Fahne der Ordensbrüder von Thorn wiederkehrt; die Rüstung des Hochmeisters Rudolf König und das Büßergewand des enthaupteten Vaters von Markus König, die von Markus in geheimem Verwahrsam gehalten und im achtzehnten Jahrhundert von Friedrich König noch an Ort und Stelle vorgefunden werden; und das Neue Testament, das Martin Luther dem Sohne des Markus König, Georg, schenkt, und das die Lebenden noch besitzen.

Diese Geringfügigkeiten und die Tradition genügen dem Dichter, um die Knüpfung zwischen den verschiedenen Geschlechtern vom Stammhalter bis auf den jüngsten Nachkommen herzustellen.

Der Sänger verkündet den Mannen des Thüringen Answald, wie das Alemannenheer in der großen Schlacht von Argentoratum (Straßburg, im Jahre 357) durch Julian vernichtet wird. Er nennt die Namen der Könige und Königskinder, welche mit den Alemannen den Römern entgegenziehen; darauf singt er: „Hinter die zweite Reihe der Römerschaaren ritt gebietend auf seinem Rosse der Cäsar, über ihm schwebte als Banner das Drachenbild, der Riesenwurm mit gewundenem Leib, das heilige Schlachtzeichen der Römer, purpurroth war der Wurm und aus dem aufgesperrten Rachen fuhr die züngelnde Flamme". Die Alemannen werden in den Strom geworfen. „Der Cäsar trat an den Uferrand und sah lachend hinab in der Männer Noth. Er rief seinen Bannerträger, der den Drachen trug, das rothe Scheusal aus Purpur gewirkt, darin ein Gott der Römer gefügt den Siegeszauber, den Tod der Feinde: ‚Laß schweben den Drachen über der Fluth,

*) Die Geschwister. S. 304.

daß er seine Zähne zeige, und die flammende Zunge dem sterbenden Volke' . . . Da rächte den Hohn der letzte Held, der mit den Waffen die Römer bestand, Ingo, Ingberts Sohn von Vandalenland, der Königssohn aus Göttergeschlecht!" Der Held treibt die Schicksalsverkünderinnen, die heiligen Mütter, zusammen und drängt sie und den Sänger in den Kahn. Die Stelle der Abfahrt deckt er mit Waffe und Leib. Die Kähne stoßen ab, umschwirrt von den Speeren der Römer. „Da schaute der Held auf dem Steine über seinem Haupt den Drachen des Cäsars, den grimmigen Wurm, und im Sprunge durchbrach er die Wachen des Römers; er sprang auf den Stein, mit Bärengriff faßte er den Riesen, der das Banner trug, und warf ihn vom Felsen". Ingo ergreift das Banner und springt mit dem Drachen in den Rhein. „Das heilige Zeichen der Römer zu retten, warf Mann und Roß sich wie toll in den Strom . . . Noch einmal sah ich den Arm ihn heben und schütteln das Banner, dann sah ich ihn nimmer". Der Cäsar läßt auf beiden Ufern suchen. Man findet den zerbrochenen Bannerspeer, „den Drachen des Feindes brachte Keiner zurück".

Ingo selbst berichtet über den weiteren Verlauf Answalds Tochter, Irmgard, daß er das rothe Banner des Römers um den kraftlosen Arm geschlungen und erschöpft, dem Tode nahe, am Ufer zusammengebrochen sei. So findet ihn ein weises Weib, die Vertraute der Götter, die Schicksalsverkünderin der Alemannen. Sie stärkt ihn durch heilkräftigen Trank und pflegt ihn. Beim Abschied ergreift sie das Purpurzeichen und spricht: „Wirfst du von dir den Zauber, den Römer gesponnen, so magst du altern in friedlicher Stille, verborgen im Volke, geduldig im Leben und schicksalsfrei. Doch bewahrst du das Purpurbild mit tückischen Augen und feuriger Zunge, dann singt wohl unter den Kriegern der Sänger dein Lob, gewaltig lebt dein Gedächtniß bei Andern, doch fürchte ich, der Drache verbrennt dir dein Glück und dein Leben. Wähle jetzt Ingo". Ingo verschmäht Behaglichkeit und ruhmloses Leben und wählt Kampf, Noth, Ruhm. Die weise Frau trennt die Häupter des Drachens vom gewundenen Leibe und verbrennt das Gewebe des Leibes. Die Häupter selbst bindet sie und schiebt diesen Theil des Zauberzeichens in eine lederne Tasche, damit deren Inhalt vor Jedem verborgen bleibe; dann reicht sie ihm das Bündel mit folgendem Spruche: „Es schützt vor dem Wasser, nicht wahrt's vor dem Feuer". (I 59.) Dieser Schicksalsspruch soll sich im Lauf der Zeiten buchstäblich erfüllen.

Ingo kennt noch eine alte Familiensage, und das Geheimniß davon vertraut er ebenfalls Irmgard an. Er trägt drei Schwungfedern des wilden Schwans an seiner Kappe, und er erklärt die Bedeutung dieses Schmuckes also: „Im Federgewande eines Schwans flog einst Schwanhild, die Ahnfrau meines Geschlechts, über die Männererde; seitdem sind die letzten Schwungfedern des Schwans das heilige Zeichen, welches die Männer und Frauen meines Stammes an Helm oder Stirnbinde tragen, wenn sie sich festlich schmücken".

Als Ingo wegen des Zweikampfes mit Theodulf vom Herde des Herrn Answald weichen muß, giebt Ingo Irmgard, die ihm „die liebste“ ist, die „Fäden, an denen sein Schicksal hängt“. „Er bot ihr eine kleine Tasche von Otterfell, mit starken Riemen daran. Irmgard sah scheu auf die Gabe. ‚Sie birgt den Drachenzauber‘, fuhr Ingo leise fort, ‚den Sieg der Römer, wie unsere Krieger meinen, und auch mein Loos. . . Bewahre du mir den Purpur, bis ich ihn fordere; wenn aber den Feinden ihr Werk gelingt, dann trage das Geheimniß zu dem Todtenhügel, den sie über mich werfen, und senke es dort tief in die Erde, damit kein Fremder es jemals gewinne‘“. (I. S. 141.) Irmgard bewahrt das ihr anvertraute Wunderzeichen getreulich. Sie wird Ingos Gattin, sie schenkt ihm einen Sohn, sie theilt sein Schicksal in der von allen Seiten umstürmten Idisburg. Schon lodert das Dach, die Halle kracht, Asche und brennende Schindeln fallen herab. „‚Der Knabe lacht‘, rief Irmgard und warf sich schluchzend über das Kind, welches fröhlich mit den Beinchen schlug und die Hände nach den Flammenhaufen am Boden ausstreckte. Fest hielt Irmgard ihr Kind umschlossen, es war lautlose Stille im Raum. Dann riß sie die Tasche von Otterfell, die Gabe der Schicksalsfrau, aus ihrem Gewande, hing dem Knaben die Tasche um den kleinen Leib, hüllte ihn in die Decke, und das Kind noch einmal küssend, rief sie zu Frida (ihrer treuen Gespielin): ‚Rette ihn und singe ihm von seinen Eltern‘“. (I 262 u. 263.)

Vor der flammenden Burg hält Königin Gisela, des heißen Verderbens gewärtig, das den Mann, der sie verschmäht, und ihre Nebenbuhlerin ereilen soll. Sie blickt unbeweglich in die Lohe. „Nur einmal regte sie sich und warf die Augen flammend zur Seite, als sie ein Weib merkte, das ein Kind im Arme, gegen die Männer rang, welche sie festhielten. ‚Es ist nur die Dienerin‘, sprach Theodulf halblaut mit fahler Wange, ‚und es ist das Kind‘. Die Königin befahl durch eine heftige Geberde, das Weib zur Seite zu führen“. Die flammende Burg bricht zusammen. „‚Wo ist sein Kind?‘ frug Gisela, mit wildem Blick umhersehend. Frida und das Kind waren verschwunden . . . Von dem Sohne Ingos und Irmgards erhielt die Königin niemals Kunde“. (I 264.)

Fast vier Jahrhunderte gehen dahin. Im Jahre 724 kommt Ingraban, der sich dem Bischof Winfried als Führer gelobt hat, nach dem Idisthale, wo der Idisbach dem Maine zurinnt. Sie erklimmen eine Anhöhe, den Idisberg, dessen baumloser Gipfel mit niedrigem Buschwerk und wilden Blumen bewachsen ist. Nur eine mächtige Esche erhebt sich in der Mitte: der heilige Baum der hohen Schicksalsfrauen. Der Fremde hebt dort mit Anstrengung einen Stein heraus, über den die Wurzel des Baumes gewachsen ist. Ihre Ausläufer sind in ein Loch des Steines gedrungen und haben ihn gesprengt. Verwundert betrachtet Winfried das regelmäßig gebohrte Loch. Er verlacht den Aberglauben des Heiden, der sich vor dem Baum der hohen Schicksalsfrauen verneigt. „Wo haben diese Gewaltigen, die Du fürchtest, gehaust, als der Baum noch ein Samenkorn war? Meinst Du, der Baum hat gestanden von Anfang der

Menschenerde? Unter seinen Wurzeln fand ich diesen Stein, gesprengt durch die Kraft des Baumes. Betrachte den Stein, es ist ein Mühlstein, wie ihn die Weiber drehen, um das Getreide zu mahlen. Bevor die Esche war, hat hier ein Hauswesen lebender Menschen gestanden". (I 278.) Ingram findet auch Reste von Holzkohlen, welche an dem Sandstein haften. „Stand ein Haus hier, so hat es gebrannt", sprach er leise vor sich hin. „Da ich klein war, sagten sie mir, daß meine Vorfahren auf dem Berge gesiedelt haben". Ingram will diese Mittheilung über den Stein nicht aus dem Sinn, und als Winfried und dessen Begleiter, Gottfried, schlafen, starrt er hinunter in die Tiefe und murmelt leise: „Meine Väter sind hierher gewandert in schweren Tagen und haben Hilfe erfleht von den weisen Frauen, und ich habe vernommen, daß sie die Schutzfrauen meines Geschlechts gewesen sind seit der Urzeit. Jetzt ängstigt mich der Mühlstein. Die Baumwurzel fuhr durch den Stein, uralt ist der Stein, wie der Fremde sagt, und er ist älter als der Götterbaum. Und bevor der Baum war, und die Götter walteten, lebten schon meine Ahnen. Das Haus ist verbrannt, das einst auf der Höhe stand, und das Glück meines Geschlechtes ist verbrannt".

So hat also Ingraban an derselben Stelle, an der einst die Idisburg des Ingo gestanden, ein dunkles Erinnerungszeichen an den Wohnsitz seiner Ahnen aufgefunden. Er bewahrt auch ein sicheres Vermächtniß von diesen. Als er mit Gottfried nach dem Sorbendorf zieht, um Walburg auszulösen, macht er gelegentlich die Bemerkung: „Ich kenne einen Mann, dem eine Gabe für sein Geschlecht verliehen wurde von den Schicksalsfrauen. Ich kenne die Stelle, wo sie verborgen liegt, und ich weiß, daß sie ihren Segen bewahrt hat durch viele Geschlechter".

Als Ingraban friedlos in die Wildniß flüchten muß, und Walburg ihn aufsucht, spricht er sich der Geliebten gegenüber aus. Mit wunderbarer dichterischer Feinheit hat Freytag hier geschildert, wie sich die Sage bildet, wie durch die Ueberlieferung wahrer Begebenheiten, Verschiebung der einzelnen Theile von wirklichen Vorgängen, durch Auslösung von anderen der Zusammenhang dieser Theile schwindet; wie nun zur Ausfüllung der entstandenen Lücken und zur Wiederanknüpfung des Gelockerten und Gelösten Hinzudichtungen kommen, und so allmählich jene wunderbare Verschlingung von Wahrheit und Dichtung entsteht, die man eben Legende nennt.

Wir werden später sehen, wie dieselbe die wahren Bestandtheile immer mehr einbüßt, und wie das Hinzugedichtete immer breiteren Raum gewinnt.

Ingraban weiß noch mancherlei, was sich wirklich zugetragen hat. Er erzählt Walburg: „Ingo ist der Ahn genannt, von dem ich stamme, ein Held der Thüringe. Er war der Tochter seines Häuptlings lieb, die der Vater einem Andern gelobt hatte. Und als der Held seinen Feind auf der Kampfaue gefällt hatte, machten sie ihn friedlos, und er schweifte als fahrender Recke. Einst eilte er am Wasser dahin, sie sagen, es war der Idisbach, da sah er eine wilde Otter, welche gegen einen Schwan kämpfte. Er erlegte die Otter,

und als er darauf unter dem Eschenbaum saß, auf der Höhe, da erhob sich aus dem Schwanenkleid die Herrin des Baches, sang über ihm glückbringende Runen und begabte ihn mit einem Zauber, der ihm Sieg und Unsichtbarkeit gegen seine Feinde verlieh. Mit dem Zauber drang der Held bei Nacht in den Hof des Häuptlings und entführte die Jungfrau, welche er liebte. Er zimmerte sich über dem Bach der Göttin seinen Hof, dort hauste er gewaltig, die Männer des Thales dienten ihm, und keiner seiner Feinde vermochte ihm obzusiegen. Einst aber holte der kleine Sohn des Helden den Zauber aus der Truhe, hing ihn um und wandelte in den Wald. Da wurden die Feinde meines Ahnen mächtig und verbrannten ihn und die Hausgenossen mit dem Hof. Nur der Knabe entrann. Von ihm stamme ich". (I 467.)

Wie man sieht, ist hier das Wirkliche mit der Dichtung, das Wahre mit dem Falschen in wunderbarer Weise gemengt und durcheinander geworfen. Die Chronologie der Ereignisse ist vollkommen aufgelöst. Richtig ist, was Ingraban von der Liebe Ingos zur Tochter des Häuptlings der Thüringe erzählt; nur irrt er sich insofern, als Ingo kein Thüringe ist. Richtig ist der Zweikampf Ingos mit Theodulf, Ingos Entfernung aus dem Hause Answalds, die Entführung der Irmgard, die Begründung der Idisburg, die Besiegung Ingos, die Niederbrennung der Burg, die Errettung des Knaben. Die sagenhafte vandalische Ahnfrau Schwanhild tritt hier als Zeitgenossin Ingos auf, und in einer anderen Landschaft. Was er von der Otter erzählt die Ingo tödtet, ist eine Verwechslung mit dem früheren Kampf Ingos gegen die Römer. Die Otter ist aus der Umhüllung des Gewebes (Otterfell) entstanden. Von dem Inhalt der Tasche, dem Drachen des Cäsar, weiß er nichts mehr. Das Wasser, an dem sein Ahn Ivo dahinreitet, ist nicht der Idisbach, sondern der Rhein; die Herrin des Baches, die über ihm glückbringende Runen singt und ihn mit dem Zauber begabt, ist nicht Schwanhild, sondern die weissagende Frau der Alemannen. Die Andeutung, daß der Zauber Sieg und Unsichtbarkeit gegen die Feinde verleiht, läßt darauf schließen, daß die durch ganz Deutschland verbreitete Siegfriedsage auch in die Geschichte der Nachkommen Ingos hineinspukt. Da nun Ingo trotzdem besiegt wird, so muß dafür auch eine Erklärung gefunden werden, und so hilft sich denn die Legende damit, daß sie den Knaben in Unachtsamkeit das Familienzeichen aus der Truhe nehmen läßt. Sie kümmert sich eben nicht darum, daß das Kind noch ein Säugling ist, als ihm die lederne Tasche umgehängt wird.

Walburg vernimmt diese merkwürdige Geschichte nicht ohne Bedenken. Da ruft Ingram unwillig: „‚Wie darfst Du zweifeln? Es ist geheime Kunde meines Geschlechts, und ich selbst bewahre noch den Zauber, das Erbe meiner Ahnen!‘ Er riß das Kleid auf und wies eine kleine Tasche von abgestoßenem Fell, die an seinem Halse hing. ‚Dies Zeichen ist so echt und heilig, als irgend etwas auf Erden. Siehe her, du magst noch erkennen, ob es in Wahrheit vom Otterfell stammt. Mein Vater trug es zuweilen, meine Mutter übergab es mir!‘“ Nachdem Ingraban Walburg zum Weibe erwählt,

und den christlichen Glauben angenommen hat, fühlt Walburg, als sie ihn umarmt, das Lederband, das er noch immer am Halse trägt. „‚Ingram, du trägst noch bei dir, was von den Unholden kommt‘. — ‚Die Gabe meiner Ahnen meinst du‘, versetzte der Mann betroffen, ‚wie darf ich Sie verachten‘“. Auf Walburgs Zureden löst er jedoch den Riemen und giebt ihr die Tasche. Walburg bringt das heidnische Zauberwerk dem Bischof. „Es war eine kleine Tasche aus abgestoßenem wolligem Fell, von vielen verknoteten Fäden umschlungen. Winfried öffnete weit die Fensterladen und die Thür, dann machte er über sein Messer das heilige Zeichen, schnitt kräftig durch Faden und Leder, und suchte den Inhalt. Staub und vertrocknete Kräuter fielen ihm in die Hand, dazwischen ein neues Bündel von rother Farbe; er rollte es auseinander und trat zurück. Vor ihm lag von Seidenstoff, dicht wie Filz gewirkt, mit Goldfäden gestickt ein Bild gleich dem Haupt des Wurms, den man Drachen nennt. Von hellem Gold glänzten die Augen, um den aufgesperrten Rachen standen die goldenen Zähne, aus ihm ragte wie ein Pfeil die rothe Zunge“. Das heidnische Zeichen wird verbrannt. Ein dicker Qualm steigt auf. „Ingram lag an der Thür auf den Knieen. ‚Bitter ist mir, von meinen Ahnen zu scheiden‘, seufzte er“. (I 500. 501.)

Es vergehen wiederum drei Jahrhunderte. Immo, der älteste Sohn Irmfrieds, befindet sich im Kloster des heiligen Wigbert. Er weiß, daß er aus einem alten Geschlechte stammt, und die Mönche wissen es auch. Der Dekan Tutilo beklagt sich darüber, daß die Mönche allzu oft an das Verdienst seines Ahnherrn dächten, und der Kellermeister Heriger belehrt einen fremden Mönch: „Er ist aus dem Geschlecht eines seligen Helden, der, wie sie sagen, zugleich mit dem heiligen Bonifacius von den Heiden erschlagen wurde“. (II 9). Die Ueberlieferung von dem Tode Ingrabans hat sich also erhalten. Immo selbst sagt einmal: „Meine Ahnen dachten hoch, und ich stamme aus einem Geschlecht von Kriegern“. „Ein Geschlecht, welches seit der Urzeit im Lande haust“, sagt der Abt. Und als Immo vom Grafen Gerhard gefangen wird, und dieser ihn höhnt: „Zaunkönige nennt ja wohl das Volk die Männer Deines Geschlechts“, versetzt Immo stolz: „Weil meine Vorväter als freie Landherren auf freiem Erbe saßen, deshalb haben die Mönche ihnen im Scherz den Namen Reguli, kleine Könige, gegeben“. Die Erinnerung an den Drachen der Römer, den Ingraban, bevor das heidnische Zeichen von Winfried verbrannt worden ist, erblickt hat, ist Immo entschwunden. Sie hat sich aber in seltsamer Travestirung erhalten und fortgepflanzt in einem alten Bauerngeschlechte, das mit Ingos Nachkommen stets in enger Verbindung gelebt hat. Zu diesem Bauerngeschlechte gehörte jene Frida, die Gespielin der Irmgard, die Ingos Kind aus den Flammen gerettet hat. Das Geschlecht ist ansässig in einem jetzt noch ungenannten Dorfe, das später den Namen Friemar erhalten wird. Zu Immos Zeiten leben aus diesem Geschlecht der alte Bauer Baldhard, seine Frau und zwei Kinder: Brunico, ein Gespiele Immos, und Rigbert, der Mönch geworden ist. Als Immo durch das Dorf reitet, hält er bei

dem alten Bauern und vernimmt von diesem die Sage seines Geschlechts. Wir sehen nun, wie sich der römische Drache allmählich zum deutschen Lindwurm umgewandelt hat.

Der alte Baldhard sagt geheimnißvoll, nachdem er seinen Gast unter eine alte Grenzeiche geführt hat: „Du kennst die Sage, welche verkündet, daß um diese Eiche vor Zeiten ein Lindwurm gehaust hat, welcher Feuer in die Höfe trug und sich die Menschen zum Fraß raubte, bis einmal ein starker Held mit seinem kleinen Sohn des Weges kam. Dieser setzte seinen Sohn auf einen Stein, und als der Arge herankam, das Kind zu holen, erlegte der Held den Wurm, aber ihn selbst verbrannte die flammende Lohe, welche aus dem Rachen des Unthiers kam. Ein Weib aus unserem Dorfe drang muthig zu der Stätte, sie fand den Helden todt, den Knaben unversehrt unter brennendem Holz und versengtem Gras. Unsere Väter meinen, der Knabe sei von Deinem Geschlecht gewesen, und das Weib, welches ihn bewahrte und erzog, von meinem". (II 149, 150.)

Nun ist also aus dem gestickten Drachen der Römer ein leibhaftiges Ungeheuer geworden. Der Name des Helden, die Art und Weise, wie er zu seinem Weibe kam, die Art seines Todes, die Ahnfrau Schwanhild, — alles das ist der Vergessenheit anheimgefallen. Bewahrt ist nur eine dunkle Kunde über die Errettung des Sohnes aus dem Feuer durch ein Weib, und der alte Bauer weiß, daß dies Weib aus seinem Geschlecht ist.

Noch an einer entscheidenden Stelle spricht Immo von seinen Vätern. Als der König, nachdem er die Mühlburg zur Uebergabe gezwungen, dem Besiegten, Immo, gegenübersteht, sagt dieser: „Herr, was ich als freies Erbe von meinen Vätern überkommen habe, das wollte ich in Ehre und Werth unvermindert den Nachkommen überlassen; immer war der Stolz meiner Ahnen, keinem Lehnsherrn zu dienen. . . Kleiner wird alljährlich die Zahl der Freien im Lande, mein Geschlecht aber saß seit der Urzeit auf diesem Grunde. Nicht vom König und nicht von der Kirche stammt unser Recht, sondern von der milden Himmelssonne selbst erbaten meine Ahnen ihr Eigen, bevor König und Kirche im Lande herrschten. Wenig liegt mir am Leben, da ich doch Alles verloren habe, worauf ich hoffte; aber ein Vasall werde ich nicht". Der König versetzt darauf ungehalten: „Nicht unwahr reden die Menschen, wenn sie euch die kleinen Könige aus dem Walde nennen". (II 396 u. f.)

Etwas überraschend tritt der Name Ingrabans, den Immo zu Anfang des elften Jahrhunderts nicht mehr anzugeben wußte, zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts noch einmal auf. Da spricht der Dichter von den Edlen, „welche sich rühmten, Nachkommen eines alten Helden Ingram zu sein". Die Sage vom Lindwurm hat sich erhalten; sie ist sogar in zierliche Reime gebracht, und das Weib, welches den Heldensproß gerettet hat, Frida, hat einen neuen Namen erhalten: Friderun. Nun ist aber auch vergessen worden, daß der

Held einen Sohn hatte; jetzt holt Friderun den Helden selbst, der den Lindwurm erlegt hat, aus den lodernden Flammen. „Der Spielmann begann mit lauter Stimme halb singend, halb sprechend, eine lange Sage von einem Lindwurm, der einst in den Steinen dieses Berges gehaust hatte, und von einem fremden Ritter, der in das Land kam und das Ungeheuer erlegte". „Die Sage kündet etwas von eurem Geschlechte" sagt Friderun, die Tochter des Richters Bernhard, zu Ivo, „und wir im Dorfe denken gern daran. Hier wo der Baum stand, lag einst euer Ahn im giftigen Dampfe des argen Wurms, und um ihn loderte die rothe Flamme". „Und ein Weib aus eurem Dorfe verhalf ihm ins Freie", versetzt Ivo, „ich habe den Sang der Spielleute oft genug vernommen". Ruprecht, der Spielmann, fällt mit kräftiger Stimme ein: (III 37)

„Eine Magd sprang durch die Flammen mit Namen Friderun,
Sie sah auf dem Leib des Drachen den müden Ritter ruhn,
Sie schlang um ihn die Arme, sie hob den jungen Leib,
Sie trug ihn aus der Lohe, das wunderkühne Weib".

Seinen Königstitel hat Ivo beibehalten, aber nur den Titel. Der Untergang seiner Königswürde wird prophezeit. „Ihr wißt", sagt Arnfried, der Neffe des Hermann von Salza, des ersten Meisters des deutschen Ordens, zu diesem, „daß die Spielleute in der Heimat den Edeln von Ingersleben den König nennen. Leidet auch er an dem Fluch, der nach eurer Meinung an der Königswiege hängt?"

„An einem Andern, mein Bruder. Wer den Sinn eines Königs hat ohne die Macht, der vermag schwerlich zu bestehen im Kampf gegen die wilde Welt". (III 207.)

Und so, wie es Großmeister Hermann gesagt, geschieht es. Ivo vermag wegen der Unzulänglichkeit seiner Kräfte die freie Stellung seines Hauses nicht mehr allein aufrecht zu erhalten. Um aus der höchsten Noth befreit zu werden, muß er das Bündniß eingehen mit den Brüdern vom deutschen Hause, mit den geistlichen Rittern. Diesen gelobt er sich, und mit seinem Weibe, Friderun, zieht er nach Thorn. Er ist der Letzte des freien Herrengeschlechtes. „Aber immer, wenn er das muthige und hochgesinnte Weib im Arme hielt, Friderun, freute er sich des Tages, wo er ein Mitbruder des deutschen Hauses geworden war und aus einem thüringischen Edeln der Ivo, den sie den König nannten, ein Burgmann von Thorn". (III 428.)

Nun wird also aus dem Titel, der einst die höchste Macht, die Unabhängigkeit vom Kaiser bezeichnet hatte, ein schlichter bürgerlicher Familienname: König. Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, als Markus König mit seinem Sohne Georg in Thorn lebt, ist auch die Sage vom Lindwurm vergessen; aber ein unverstandenes und ungedeutetes Sinnbild derselben ist übrig geblieben. Bei feierlichen Gelegenheiten trägt der Fähnrich in Thorn ein

Banner von rothem Tuch, worauf ein Salamander in Flammen gemalt ist, mit der stolzen Umschrift: „Ich werde dauern“, und dieses Banner wird vor dem Hause des Markus König geschwenkt. „Das Fahnenschwenken vor seinem Hause dauert nur als eine alte Gewohnheit“, erzählt ein Bürger. „Es geht die Sage, daß sein Haus noch von den Alten herstammt, die sich zuerst gegen die Heiden hier anbauten. Auch die Farben der Fahne sollen von seinem Geschlecht gegeben sein“. (IV 8.) So erlangt nach zwölfhundert Jahren das Bannerbild der Römer seine ursprüngliche Bestimmung wieder. Der gestickte Drache auf der Fahne, den die Sage zum leibhaftigen Lindwurm gestaltet hatte, wird wieder ein Fahnenzeichen: ein gemalter Salamander.

Die Nachkommen Ivos haben in Thorn, wenn auch nicht die königliche Unabhängigkeit und Freiheit ihrer Ahnen in Thüringen, so doch immerhin hochangesehene Stellungen errungen. Das Geschlecht hat dem deutschen Orden einen Hochmeister gegeben, Ludolf König, einen weisen und kriegstüchtigen, aber unglücklichen Mann. Er verfällt in Trübsinn und entsagt seiner Herrschaft.

„Einst saß unser Geschlecht ehrenvoll in den großen Städten und in der Landschaft, es sind Wenige davon übrig geblieben, hier in Thorn sind wir Beide die Letzten“, sagt Markus zu seinem Sohne Georg. (IV 30.) Daß der Vater des Markus König enthauptet wird, und daß der junge Markus Zeuge der Hinrichtung ist, wissen wir. Markus bewahrt in dem geheimen Schrank die Rüstung des Großmeisters und das blutbefleckte Büßergewand des Enthaupteten. Der junge Georg hat bis zur Stunde von allen diesen Dingen keine Kenntniß gehabt. „Der Vater trägt, wie ich merke, seinen Stolz in der Tasche; ich wollte, er zeigte ihn auf dem Markte. Meine Ahnen haben als die Vornehmsten dem Adel geboten, jetzt drängen wir uns mit den Junkern vom Lande“. (IV 36.) Von seiner hohen Herkunft weiß Georg nichts mehr. Der greise Markus rühmt sich noch Dr. Martin Luther gegenüber seines alten Geschlechts: „Meine Ahnen waren unter den Ersten, welche das Kreuz in das preußische Heidenland trugen, und das Haupt meines Vaters fiel auf dem Blutgerüste, weil er gegen die Polen treu zum Orden hielt“. (IV 436.) Er sagt dies auf derselben Veste Koburg, an derselben Stelle, wo Ingo einst die Idisburg errichtet hatte, aber auch er weiß nicht, daß sein Stammbaum einst hier Wurzeln geschlagen hatte. „Er hatte zornig die Heimat an der Weichsel verlassen, um in der Fremde zu sterben, und er schloß die Augen auf der alten Heimatsstätte seines Geschlechts. Aber nicht er, und keiner seines Stammes kannte die Heimat“. (IV 442.)

Georg hat sich in Frankfurt niedergelassen, er ist dort Kaufmann geworden. Im Jahre 1530 ist er mit Anna Fabricius durch Martin Luther vermählt worden, oder richtiger gesagt: die schon neun Jahre vorher geschlossene Ehe ist durch Luther bestätigt und eingesegnet worden. Wir erfahren sehr viel später, im sechsten Bande, daß sich zwischen Georg und dem Reformator ein freundschaftliches Verhältniß herausgebildet haben muß, denn Dr. Martin Luther

schenkt Georg eine Bibel, und schreibt auf das Vorsatzblatt: „Meinem günstigen Freunde George König, Kaufherrn zu Frankfurt am Main", darauf Verse aus dem Liede: „Eine feste Burg" und als Unterschrift: Martinus Luther aus der Veste Koburg im Reich der Wolken 1530. (VI. 395.)

Markus König hat, als er Thorn verlassen, seinem Gehilfen Bernd Gusek, seinem treuen Diener und Procuristen, die Rüstung des Hochmeisters und das Büßergewand des Vaters zur Aufbewahrung übergeben. Nach dem Tode des alten Markus erkundigt sich Georg, was aus den Sachen geworden ist, und der getreue Gusek antwortet ihm im Jahre 1531: „In der Stube über dem Flur des Eckhauses habe ich nach dem Gebot eures seligen Vaters den Inhalt des Schrankes, von dem ihr wissen wollt, menschlicher Neubegierde entzogen" (V 264). Dieser Brief bleibt in der Familie und wird zufällig zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wieder aufgefunden.

Georg König hat einen Sohn, der 1522 geboren sein muß, Romulus. Die Familie ist wahrscheinlich in Frankfurt seßhaft geworden und hat daselbst Handel getrieben. Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts oder zu Anfang des siebzehnten übersiedelt ein Kaufmann König von Frankfurt nach Nürnberg. Dieser ist der Vater von zwei Kindern: Bernhard, der etwa 1620—1623 geboren sein mag, und Regina. (V 97.) Bernhard wird Rittmeister im Regiment Altrosen (1647) und erwirbt sich die Jungfrau Judith Möring zur Gemahlin. Beide werden getödtet (1648), wenige Wochen nach der Geburt ihres Kindes. Regina heirathet den Licentiatus Hermann und erzieht ihren Neffen Bernhard. Dieser wird wie sein Oheim Pfarrer in Thüringen.

Sein Sohn ist Bernhard Georg, der Theologie studirt hat und bei einem deutschen Regiment Geistlicher gewesen ist, vermählt mit Susanne, der Tochter eines Leipziger Kaufmanns. Der emeritirte Pfarrer und jetzige wohlhäbige Rentier hat von seiner adeligen Herkunft gar keine Ahnung mehr. Er rühmt sich sogar seines einfachen bürgerlichen Herkommens. „Wir gehören ja nicht dem Adel an, und ich habe niemals den Trieb gehabt, meinen bürgerlichen Stand mit einem andern zu vertauschen, welcher in der Welt für vornehmer gilt. Doch auch wir dürfen uns ansehnlicher bürgerlicher Vorfahren freuen. Mein Vater war Pfarrer, mein Großvater aber war Rittmeister unter den Schweden". (V 263.) Dieser Bernhard Georg hat auch jenen Brief aufgefunden, den Bernd Gusek aus Thorn an den Kaufmann König zu Frankfurt am Main gerichtet hat. Bernhard Georg, dessen Gedenken nicht über die Erinnerung an seinen Großvater hinausreicht, stellt auf Grund des Gusek'schen Briefes die folgenden Hypothesen auf: „Aber in noch früherer Zeit waren Voreltern von uns, wie dieser Brief ausweist, ansehnliche Kaufleute in Frankfurt am Main; ja aus dem Briefe scheint hervorzugehen, daß wir ursprünglich aus Polen stammen . . . Aus dem Brief ist ersichtlich, daß meine Vorfahren zu jener alten Zeit in Thorn wohlbekannt waren". Bernhard Georg hat nun die Gelegenheit, wegen der Andeutungen, die in dem alten

Briefe enthalten sind, Auskunft in Thorn selbst zu erbitten und zu erlangen. Der Bürgermeister Rösner, ein gelehrter Mann, an den er sich wendet, findet die Spur. Das Eckhaus wird ermittelt, in einer Stube ist ein Theil durch leichtes Fachwerk abgesperrt, die Zwischenwand wird eingeschlagen, und man findet dahinter einen großen Wandschrank. Der Schrank wird vom Bürgermeister Rösner geöffnet. „Ich habe aber nichts darin gefunden als eine verrostete Rüstung und ein mobriges Gewand, welches einem Armensünderkittel ähnlich sah; ich verberge Ew. Ehrwürden nicht, daß mich einen Augenblick das Grauen überkam, als ich große dunkle Flecken darauf erkannte. Was man dort verbergen wollte, war offenbar etwas Ungünstiges aus einer Zeit städtischen Unfriedens". (V 294.) Rösner wird, wie wir wissen, zum Tode verurtheilt; und der abergläubische Besitzer des Hauses führt das Unheil auf die Berührung mit dem Armensünderkittel zurück: „Ich sah, wie er vor den Blutflecken schauderte", erzählt dieser später.

Bernhard Georg hat zwei Kinder: Friedrich und August. Friedrich wird Pfarrer, August Soldat. Friedrich selbst kommt nach Thorn in das Zimmer, wo der Schrank mit dem schaurigen Inhalte steht, aber er unterläßt es, diese unheimlichen Andenken an seine Vorfahren für die Familie zu retten. Friedrich vermählt sich mit Dorothea von Borsdorf, August mit Friederiken, der Tochter des Hauptmanns Spieß.

Die ältere und jüngere Linie König verlieren bald die Fühlung. Von der jüngeren Linie lernen wir nur noch einen Sprossen kennen: den Enkel August, der in französische Dienste getreten ist und nach seiner Mutter, einer geborenen von Sahl aus Friemar, sich Dessalle nennt.

Friedrichs Sohn ist der Kriegsrath König, und dessen Sohn Dr. Ernst König, der Vater des noch lebenden letzten Sprossen Victor König. Dem inzwischen alt gewordenen Dr. König wird auf der Veste Koburg im Jahre 1854 die Bibel übergeben, die Martin Luther seinem Ahnherrn geschenkt hat. Er hat von dem Vorhandensein eines solchen Buches schon gewußt: „Ich habe von meinem Vater gehört, daß irgendwo bei Verwandten ein neues Testament aufbewahrt wird, in welches der Reformator einem meiner Vorfahren, der mit ihm bekannt war, auf der Koburg einen Spruch eingeschrieben haben soll". (VI 29.) Diese Bibel aus dem Nachlaß einer unverehelichten Hermann, also einer Urenkelin der Regina, kommt nach dem Tode des Fräuleins wieder zur älteren Linie König zurück.

Somit hat der Dichter durch fünfzehnhundert Jahre die Glieder derselben Familie auch durch äußerlich wahrnehmbare Zeichen zu einer langen Kette verbunden. Zur leichteren Veranschaulichung will ich den Stammbaum, wie er sich aus den Bänden des Romans ergiebt, hier zusammenstellen:

Stammtafel.

Jahrhundert	Stammhalter: *)	
IV.	**Ingo** (357), Sohn Ingberts, kommt nach Thüringen, vermählt mit Irmgard, Answalds Tochter, sterben auf der Idisburg.	
	Ingos Sohn, durch Frida gerettet.	
VII.	Ingrabans Großvater, von den Avaren erschlagen.	
	Ingrabans Vater, von den Wenden getödtet.	
VIII.	**Ingraban** (724), vermählt mit Walburg, Willihalms Tochter, hinterläßt eine Schaar blühender Kinder.	
XI.	Irmfried, vermählt mit Edith, stirbt in fremden Landen.	
	Immo, vermählt mit Hildegard, Tochter des Grafen Gerhard. — 5 Brüder.	
XIII.	**Ivo,** vermählt mit Friderun, Tochter des Richters Bernhard, übersiedelt nach Thorn, die Nachkommenschaft nimmt den bürgerlichen Namen „König“ an. Einer derselben ist Ludolf König, Großmeister des	
XIV.	Deutschen Ordens (1342—45).	
XV.	Markus Königs Vater, wird enthauptet (etwa 1470).	
XVI.	**Markus König,** vermählt mit Martha Hutfeld, † auf der Koburg 1530.	
	Georg König, Sohn des Markus, vermählt mit Anna, der Tochter des Magisters Fabricius, wird Kaufmann zu Frankfurt.	
	Romulus (geb. etwa 1522).	
	Bernhards Vater, Enkel des Romulus, geb. etwa 1590, geht als Kaufmann von Frankfurt nach Nürnberg.	
XVII.	**Bernhard** (geb. etwa 1620), Rittmeister, verm. mit Judith Möring, († 1648),	**Regina,** verm. mit dem Pfarrer Hermann.
	Bernhard (geb. 1648), bei seiner Tante Regina erzogen, wird Pfarrer im Thüringschen.	
XVIII.	**Bernhard Georg** (geb. etwa 1680), früher Pfarrer, vermählt mit Susanne . . . aus Leipzig, stirbt etwa 1730.	
	Friedrich (geb. etwa 1710), Pfarrer, verm. mit Dorothea v. Börsdorff,	**August,** Soldat, verm. mit Friederike Blaß, Tochter des Hauptmanns Spieß.
	Kriegsrath König (geb. etwa 1740).	August, Pfarrer, vermählt mit Frl. v. Sahl aus Friemar.
XIX.	**Ernst** (geb. etwa 1775), Arzt, verm. 1815 mit der Pfarrerstochter Henriette.	Beate, August, genannt Dessalle, † 1815.
	Victor (geb. 1817), Schriftsteller, verm. mit Valerie v. Bellerwitz. — **Käthe,** vermählt mit R. v. Henner.	

*) Die in dem Romane auftretenden directen Nachkommen Ingos sind fett gesetzt.

Es sind noch andere Gemeinsamkeiten in der Familie leicht ersichtlich.

Ich habe schon hingewiesen auf die verhängnißvolle Macht des Feuers, das fast allen Ahnen Verderben bringt, und auf das ingenerirte Grauen davor in den Mitgliedern dieser Familie.

Ingo ist, da er noch ein Knabe war, unter dem Schilde Barthars aus dem brennenden Hofe, seiner letzten Zufluchtsstätte an der Landesmark, geführt. Der Hof war von den Burgunden angesteckt. (I 105—106) „Es schützt vor dem Wasser, nicht wahrt's vor dem Feuer" sagt die Schicksalsverkünderin, als sie dem geretteten Ingo den Drachen des Cäsar übergiebt. Die Idisburg geht in Flammen auf und tödtet Ingo und Irmgard. — Das Sorbendorf wird von Godes, dem Knecht der Sorben, in Brand gesteckt, und als Ingraban das Feuer sieht, fährt es ihm kalt über den Leib. Die Sorben brennen Ingrabans Hof nieder. „Dort brennt der Hof meiner Väter" (I 496). — Immo dringt in die brennende Stadt, durch Qualm und züngelnde Flammen, und während über ihm der glühende Rauch wirbelt und um ihn die stürzenden Balken krachen, rettet er Hildegard, die seine Gemahlin sein wird (II 248). — Ivo rettet Friederun, die auf dem Scheiterhaufen — wiederum das Feuer — ihr Leben enden soll, in seine Burg. Diese wird von Konrad von Marburg in Brand gesteckt. Nur der Thurm bleibt noch, und da, in der höchsten Noth, kommt es über ihn wie eine Mahnung aus ferner Zeit; er weiß, daß sein Geschlecht von Alters her mit dem Feuer zu schaffen gehabt hat, und er ruft mit heller Stimme: „Aus feuriger Lohe stieg mein Geschlecht hernieder in dies Land, hier stehe ich unter der letzten Mauer, die mir vom Erbe meines Geschlechts geblieben ist; in ihrem Brande will ich vergehen, als ein Freier". Dadurch, daß er dem Orden beitritt, wird er gerettet, und nun kommt das segenbringende feuchte Element. „Aus den Wolken sank friedebringender Regen, und das Himmelswasser rauschte hernieder auf die Mauern des ausgebrannten Thurmes" (III 417 u. f.) — Für Georg König wird wiederum das Feuer verhängnißvoll, und wiederum der Scheiterhaufen. Bei der Verbrennung der ketzerischen Schriften geräth er in Streit mit den Polen, er muß flüchten (IV 189 u. ff.), und dieses Ereigniß wird entscheidend für sein ganzes Leben. — Bernhard, der Rittmeister, läßt Judiths Haus in Brand stecken (V 194). Er flieht mit Judith und seinen Getreuen. „Hinter ihm stiegen aus dem verlassenen Hause die Flammen auf, der Wind blies hilfreich in die Gluth". Und wieder wird der Regen segenbringend: „Durch Regen und Sturm entführt sich der wilde Jäger das Zauberweib". — Der redliche Bernhard Georg verliert in Folge des Brandes sein Leben. „Der Gutshof ist abgebrannt", erzählt die Wirthin dem heimkehrenden August, und dieser sieht bald „die Brandstätte, aus welcher noch weiße Rauchwolken aufstiegen", und als er in's Zimmer stürzt, liegt sein Vater „ausgestreckt, regungslos und todt". „Das Feuer war bei Nacht in den Wirthschaftsgebäuden ausgebrochen,' der Hofherr hatte sich übermäßig angestrengt, das Vieh zu retten, den Tag darauf war er, vom Herzschlage getroffen, dahin gesunken (V 304).

Noch auf eine andere Gemeinsamkeit sei verwiesen. Wir haben es hier mit einem Reitergeschlechte zu thun. Ingo führt sich bei Answald schon durch ein seltenes Kunststück mit Pferden ein. Er besiegt Alle beim Springen, er springt über sechs Rosse, das heißt, er macht den sogenannten Königssprung, „der nicht in jedem Menschenalter einem Helden gelingt". (I 39.) — „Ingraban der Thüring, bin ich", sagt sein Nachkomme stolz, „und dies ist der Rabe, mein Roß", und „er rührte an den Hals des edlen Thieres, das unter der Hand des Reiters wiehernd das Haupt erhob". Das Raben-Roß ist Ingrabans höchster Stolz. Es spielt auch bei der Wette mit Ratiz eine große Rolle. Durch den Raben, den Ratiz unvorsichtiger Weise reitet, findet der Sorbe auch sein Ende. Das treue Thier erkennt den alten Herrn. Ratiz flieht auf dem Raben, Ingraban verfolgt ihn auf einem anderen Pferde seines Stalles. „In der wüthenden Jagd zuckte durch die Seele Ingrabans wie Wetterschein die Freude, daß der Rabe so trefflich lief, und er merkte erstaunt, daß auch er wieder auf einem guten Roß seines eigenen Stalles saß, welches von dem Raben nicht lassen wollte, obgleich es ihm näher zu kommen nicht vermochte. . . Er stieß einen scharfen zischenden Ruf aus, und der Rabe hielt an und bäumte. Als zum dritten Mal der Rabe sich steil erhob, seinen Reiter zu werfen, glitt der Sorbe hinab, und schnell wie der Blitz fuhr sein Stahl in den Leib des Rosses. Laut schrie Ingram, und ein höhnendes Lachen antwortete, der Sorbe sprang der steilen Höhe zu. Im nächsten Augenblick flog die Keule, und Ratiz sank zu Boden". (I 492.) — Immo, der zum Mönchsstande bestimmt ist, hat das alte Reiterblut in sich. „Zu Rosse wäre ich für sie gefahren bis an das Ende der Welt", ruft der junge Scholasticus aus. Und er erkundigt sich bei dem aus seiner Heimat kommenden Freunde zunächst nach dem Stall. „Ich hob Gottfried — den jüngsten Bruder — auf das Roß, das mir gehörte, gab den Zügel in seine Hand und raunte dem Hengste zu, daß er dem Kleinen zugethan sei. Niemand hat mir gesagt, wie das Roß ihm dient. Du mußt es gesehen haben, wenn Du auch ein Mönch bist. Es ist ein sächsisches Pferd aus der Zucht des Königshofes, die Farbe ist ganz weiß, und Mähne und Schweif glänzen wie Silber. Sahst Du das Roß, so sprich". (II 21.) — Auch der minnende Ritter Ivo ist wegen seiner Reitkunst berühmt. Der Landgraf sagt von ihm: „Der junge Held ist mit seinen Dienstmannen im ganzen Lande wohlbekannt, weil er ruhelos sein Roß auf der Rennbahn treibt". (III 42.) — Bernhard ist Rittmeister, und die Mahnung, die ihm in das Ohr geschrieen wird, heißt: „Deines Rosses letzter Sprung sei für den Genossen, der um Deinetwillen in Todesnoth kam". (V 89.) Selbst Dr. Ernst König ist ein guter Reiter und tritt als Freiwilliger bei den reitenden Jägern ein; im Reitergefecht besiegt er seinen Todfeind.

Bedeutsamer als diese Vererbung des durch zahlreiche Familienkatastrophen veranlaßten Aberglaubens gegen das Feuer und die Geschicklichkeit und Kunst, die Pferde zu tummeln, ist der psychische Zusammenhang, sind andere Gemeinsamkeiten, geistige und seelische.

Die edelsten Mannestugenden sind allen Sprossen des Ingo-Stammes gemeinsam: die keusche Verehrung der Frauen, die Treue, die sie dem angelobten Weibe halten, Unerschrockenheit und Muth in jeder Lage des Lebens, ein unbezwingliches Gefühl, dem Bedrängten zu Hülfe zu eilen, Treue gegen sich und gegen den Nächsten, Treue dem Glauben, Treue dem Vaterland.

Seit jenem Tage, da Bischof Winfried dem Heiden Ingraban, den er in die christliche Gemeinde aufnimmt, zugerufen: „Sei ein treuer Christ", erklingt dieser Ruf: „Sei getreu" den Nachkommen immer wieder geheimnißvoll in den Stunden der Entscheidung. Rittmeister Bernhard vernimmt den Ruf, als er die bedrängte Judith erretten will. „In das eine Ohr schrie es mir: Sei treu bis in den Tod, und wenn die ganze Welt untreu würde". (V 189.) Victor erzählt, daß sein Vater, Dr. Ernst, denselben Ruf vernommen hat: „Der Vater hat mir erzählt, wie ihm einst in der jammervollen Niederlage, als der Staat Friedrichs des Großen zerbrach, der Ruf in die Seele drang, daß auch er sich für das Vaterland hinzugeben habe". (VI. 386.)

Treu dem Vaterland! Das ist das Losungswort der ganzen Familie. Wir erinnern uns, wie mächtig das Erwecken des deutschen Gedankens auf Ivo gewirkt hat. „Zum ersten Mal, seit er lebte, wurde er gerufen, weil er ein Deutscher war . . . Er fühlte, daß eine Kränkung seines Volkes auch Kränkung seiner eigenen Ehre war". (III 175.) Das ganze Dasein des Markus König wird ausgefüllt von dem einen Gedanken: dem Deutschthum zum Siege zu verhelfen gegen die Fremden. Um dieses deutschen Gedankens willen hat er sein Leben lang Schätze angesammelt, und diese stellt er Demjenigen, den er für den Verfechter Deutschlands hält, zu unbeschränkter Verfügung. Er haßt den Großmeister Albrecht nur, weil er glaubt, daß dieser die deutsche Sache verrathen habe; und als ihm durch Luther die Erkenntniß eröffnet wird, daß der Friede des Herzogs mit den Polen das Deutschthum für die Zukunft rette, erst da versöhnt er sich mit seinem Todfeind. Bernhard und seine Genossen lösen sich unter dem Schlachtruf: „Hie Deutschland" von Turenne los. Dr. Ernst König ist der Hauptagitator des deutschen Widerstandes gegen die Fremden, und Victor ruft, während die Flintenschüsse des Märzaufstandes durch die Straßen knattern: „O, Du mein armes Preußen! Die Vormacht sollten wir sein für andere deutsche Stämme, und jetzt liegen wir am Boden in einem Siechthum, das uns Anderen verächtlich und den Feinden zur Beute macht . . . Die Stunde ist da, wo der Preuße die Sorge um sein eigenes Leben und seines Herzens Gelüst vergessen muß in der Todesnoth seines Vaterlandes". (VI 385.)

Dieser selbe deutsche Gedanke findet auch einen andern, einen negativen Ausdruck: im Haß gegen die fremden Bedrücker, besonders im Haß gegen die Leute romanischer und slavischer Race. Das fängt schon mit dem Urahn an, mit Ingo, der gegen die Römer kämpft. Es pflanzt sich fort auf Ingraban, der den Sorben Ratiz befehdet und tödtet. Es pflanzt sich fort bis auf Markus König, dessen ganzes Leben ein Kampf gegen das Slaventhum

ist; bis auf Bernhard, der dem französischen Marschall den Gehorsam kündigt und mit seinen Leuten zu Graf Königsmark übergeht; bis auf Friedrich König, der Friedrich Wilhelm I. aufruft, die Schmach von uns zu nehmen, die die Deutschen unter den Polen in Thorn zu erdulden haben; bis auf Ernst König, dessen schönste Mannesjahre ausgefüllt werden von dem beständigen Kampf gegen die Franzosen; bis auf den Letzten, den noch lebenden Victor, der, als er unschlüssig auf der Barrikade steht, von der Seite einen französischen Anruf und Befehle in polnischer Sprache vernimmt. „Da schlug er den Kolben des Gewehrs gegen die Pflastersteine, daß der Kolben in Stücke sprang ... ‚Ich habe mein Gewehr an den Steinen zerschlagen, weil ein fremder Emissair es mir in die Hand drückte'".

Es könnte verwunderlich erscheinen, daß Gustav Freytag alle diese Helden so gleichgeartet in den Charakteren und in der Gesinnung gestaltet hat. Es ist nicht wahrscheinlich, daß in einer langen Familienkette, die vom vierten Jahrhundert bis in die Gegenwart reicht, die einzelnen Glieder allesammt aus demselben dauerhaften Material genommen sind und im Wesentlichen dieselbe Gestalt erhalten haben. Viel wahrscheinlicher ist vielmehr, daß Einzelne durch die Legirung mit fremden Elementen: durch das Blut der Mütter, durch den verschiedenen Hitzegrad, in dem sie geschmiedet, durch das Temperament, die Erziehung, die Lebensverhältnisse, von verschiedener Beschaffenheit und verschiedener Gestaltung sein müssen.

Dagegen ließe sich aber einwenden, daß nach allen Beobachtungen der Erscheinungen des Atavismus gewisse Hauptmerkmale des Geschlechts, seien sie nun psychischer oder physischer Art, nach Ueberspringung von so und so viel Generationen immer wieder nahezu unversehrt und ungewandelt zum Vorschein kommen. Man darf also annehmen, daß diejenigen Sprossen Ingos, die von dem Stammvater verschieden, die unbedeutend oder gar schlecht sind, in jenen Tagen gelebt haben, die Gustav Freytag unberücksichtigt gelassen hat. Er hat nur die Art des Geschlechts, nicht dessen Entartung schildern wollen. Deshalb hat er den Helden, denen er seine Aufmerksamkeit zugewandt hat, dieselben Charaktereigenschaften geben dürfen.

Von Temperament sind diese gar verschieden. Ernst und finster sind die Urväter, Ingo und Ingraban, die ihre Sinnesart vor Allen auf Markus König vererbt haben. Ein ruhigeres, gemäßigteres Temperament zeigen Ivo, Bernhard, der Rittmeister, Bernhard Georg, der Pfarrer, sowie dessen ältester Sohn Friedrich und Dr. Ernst König. Frischer und heiterer ist Immo, dessen Sinnesart wir in Georg König und endlich in Victor wiederfinden.

Mit dem Geschlechte Ingos sind noch zwei andre Geschlechter verwickelt: das Bauerngeschlecht aus Friemar und die Familie Henner. Auch die Geschichte dieser mag genealogisch hier aufgerollt werden.

In Ingo begegnen wir einem alten Bauern, Bero geheißen. „Um Mittag kamen sie (die Vandalen mit Ingo) zu dem Dorf, das man im

Lande „freies Moor“ nannte, wo die Hofstätte Beros stand“. (I 143.) „Am Wächterhaus standen die Landleute im Festkleide, vor ihnen Bero und seine sechs Söhne, kräftige Jünglinge mit starken Gliedern und großen Händen“. Bero hat ganz den Bauernstolz. Er fühlt sich freier Herr und stellt sich neben die Edeln: „Der Edle und der Freie, Beide können einander nicht entbehren. Ihr Helden vermögt nicht Ruhm zu gewinnen, wenn wir euch nicht auf die Kampfaue nachziehen“.

Beros Tochter ist Frida, die Gespielin der Irmgard, die zwar alle häuslichen Geschäfte mit verrichtet wie die Tochter des Herrn Answald selbst und wie die Mägde, die sich aber nicht zu dem Gesinde rechnet. „Ich bin eine Freie“, sagt sie, „dir habe ich mich zur Gespielin gelobt, nicht der Hausfrau, und um deinetwillen weile ich im Herrnhofe, obgleich der Vater mich nach Hause begehrt“. (I 99.) Frida errettet, wie wir wissen, den Sohn Ingos aus den Flammen.

In der Geschichte Ingrabans begegnen wir Bruno, Bernhards Sohn (I 395), „einem ansehnlichen Mann aus dem freien Moor, dessen Geschlecht seit alter Zeit mit dem Hofe des Ingram befreundet war“.

Die Beziehungen zwischen den beiden Familien spinnen sich fort. Im elften Jahrhundert finden wir den alten Baldhard (II 149), der noch weiß, daß das Weib, welches Ingos Sohn gerettet, ein Weib aus seinem Geschlechte war. Er hat sich den Stolz des freien Bauern bewahrt und hat ihn auf seinen Sohn Brunico vererbt. „Ich selber bin meines Vaters Sohn und sitze an seiner Bank“, sagt dieser Brunico, der sich Immo als Gefährten gelobt.

Das Dorf aus dem „freien Moor“ hat mit der Zeit den Namen „Friemar“ erhalten. Ein Nachkomme jenes Baldhard ist der Richter Bernhard, dem wir im dreizehnten Jahrhundert begegnen, der Vater der Friderun und des Berthold. Berthold schlägt nach der Auffassung des bauernstolzen Vaters aus der Art, da er in Folge einer erlittenen Demüthigung den freien Bauernhof verläßt und als Knappe zum Edelhof geht. Das schmerzt den alten Freibauern und Richter tödtlich. „Zu ehrlicher Arbeit hatte ich mir einen Sohn erzogen und nicht zur Arbeit für euresgleichen. Haben auch die Kornsäcke lange genug meinen Nacken gedrückt, euch gegenüber ist er steif, wenn ihr Willkommen von mir begehrt, denn ihr und euresgleichen habt mir den Sohn genommen, für dessen Ehre ich mich gemüht habe, so lange ich meine Bauernschuhe trage“. (III 98.) Dasselbe stolze Bauerngefühl hat auch Friderun. „Mögen Andre euer ritterliches Abenteuer preisen“, sagt sie zu Ivo, „unsre freien Bauern wundern sich, daß ihr, der Edle aus dem alten Blut der Thüringe, eure Habe und eure Glieder übermüthig preisgebt dem Speerholz jedes groben Gesellen, dem einmal sein Herr den weißen Riemen um seinen Knechtsleib geschnallt hat. Geringen Ruhm finden wir darin, daß ihr Solche wie euresgleichen ehrt, die als Kuhdiebe durch die Nacht reiten, Unfreie, deren Leib und Leben unter dem

Hofrechte eines Herrn steht, die als Knechte Schläge und Fesseln ertragen müssen und in Wahrheit nur wie Roßknechte gebraucht werden, auch wenn ihr sie nach eurer höflichen Sitte Herren nennt. Und wir Freien halten es für einen schlechten Brauch in der Welt, daß der unfreie Knecht, wenn er den Eisenhelm empfängt, sich unter die Edlen setzt und über die Schulter auf die Freien im Bundschuh herabsieht". (III 101.) Als Friderun später von den Mönchen gefangen wird, und als Gräfin Hedwig von Meran Ivo von ihr fern halten will, erinnert sich der edle Thüring, daß einst ein Weib desselben Bauerngeschlechts seinen Ahn aus den Flammen gerettet hat. „Die Magd sprang in die Flammen", murmelt er, und er stürzt davon, Friderun zu retten. (III 401.) Durch die Vermählung Ivos mit Friderun wird das Geschlecht der freien Bauern mit dem Geschlechte der edlen Thüringe vereinigt.

Im neunzehnten Jahrhundert vereinigen sich die beiden Familien noch einmal. Der Sohn des August König vermählt sich mit einer geborenen von Sahl aus dem Dorfe Friemar im Gothaischen. „Ich erinnere mich ganz gut auf sie", sagt der alte Dr. Ernst König. „Sie stammte aus einem reichen Bauerngeschlecht, von den sogenannten Herren von Friemar. (VI 396.) In dem Dorfe nämlich bestanden aus alter Zeit freie Familien, welche ein adeliges Wappenschild führten".

Einfacher ist die Geschichte der Henner.

Der erste Henner, dem wir unter den Lebenden begegnen, ist Ivos Marschalk, der seine Rede so ergötzlich „floriret", ein treuer, tapferer Mann, seinem Herrn bis auf den Tod ergeben. Marschalk Henner stammt nicht aus hohem Hause, die freie Bäuerin Friderun spricht recht verächtlich von ihm. „Die Alten gedenken noch, wie der Großvater eures Herrn Henner, der jetzt so ritterlich prangt, im schmucklosen Kleid eines Knechtes die Hammel durch unsere Dorfgasse trieb". (III 103.) Der Enkel dieses hammeltreibenden Knechts ist also schon in die Reihen der Edeln gerückt. Henner opfert sich für den Richter Bernhard und Friderun; und Friderun klagt, als er sterbend darniederliegt: „‚Für mich und meinen Vater empfingt ihr die Wunde, und bitter schmerzt mich, daß ich euch erzürnt'. ‚Gehabt euch darum nicht pleurant, liebe Magd', versetzte Henner rücksichtsvoll, ‚ich that Euch Willkommenes und eurem Bruder Widerwärtiges, Beides in meinem Amte'. Und die Hände Ivos festhaltend, sprach er mit Anstrengung: ‚Sorgt für die Kummervollen, welche ich zurücklasse! Zu den lieben Engeln nehme ich den Ruhm, daß ich mit dem adeligsten Herrn in Thüringen geritten bin, Keinem war er untreu und kein Speer hat ihn jemals vom Pferde gestochen, ich aber war sein Marschalk'. Er sank sterbend zurück". (III 420.)

Ivo sorgt in der That für die Kummervollen, die Henner zurückläßt. Er nimmt sie mit nach Preußen; und dort begegnen wir einem Nachkommen des alten Marschalks. Aber dieser rühmt sich nicht mehr, „dem adeligsten Herrn zu dienen". Er ist inzwischen selbst ein Herr von altem Adel geworden, und Ivos Nachkommen sind nun schlichte Bürgerliche. Der lange Junker Henner von

Ingersleben*) sieht mit Verachtung auf das Bürgerpack herab, und überlegt sich, ob er Georg König, dieses einfache Bürgerkind, überhaupt als satisfactionsfähig betrachten dürfe, ob er „mit ihm reiten“ könne. „Der lange Henner Ingersleben, der weder Gut noch Geld hat und als Einlieger bei seinen Spießgesellen auf dem Lande haust, weigerte sich höhnisch, mit uns Stadtknaben im Ringelrennen zu reiten und schalt uns Bürgerpack“, sagt Georg König unwillig. (IV 34.) „Der hagere, starkknochige Gesell mit schmalem Angesicht, das bleich und verbrannt und trotz der Jugend durch hartes Leben und Ausschweifungen gefurcht war“, beunruhigt die Stadtsöhne Georg und dessen Freunde, als sie eine Landpartie machen wollen. Aber zwischen Henner und Georg besteht gleichwohl ein gewisses respectvolles Einvernehmen, das sich von dem hochmüthigen Gebaren des Junkers den anderen Bürgerssöhnen gegenüber wesentlich unterscheidet. Der Dichter hat hier schalkhaft veranschaulicht, wie wunderbare Travestirungen die Geschichte bisweilen beliebt. Henner weiß, daß er aus Thüringen stammt, und er weiß auch, daß seine Vorfahren mit den Vorfahren von Georg König in Beziehungen gestanden haben. Nun macht er, der Adlige, sich das Verhältniß seiner Ahnen zu den Voreltern Georg Königs, des Bürgerlichen, so zurecht, daß er sich einbildet, die Vorfahren des Georg hätten seinen Vorfahren gedient.

Er stellt also die Wahrheit gerade auf den Kopf. „Bei Georg“, sagt der Bürgerssohn Eske, „will der Junker eine Ausnahme machen, weil ihre Vorväter Landsleute gewesen wären aus Thüringen, und er sagt, ein Vorfahr des Georg hätte lange als Knecht gedient bei einem seiner Vorfahren; deshalb habe er ein Recht sich mit Georg zu schmeißen und ihn zu schlagen, so oft es ihm gefiele.“ (IV 101.) Dieser lange Junker scheint, wenn man nach diesen Anzeichen urtheilen will, keinen Tropfen Blut mehr von dem alten Marschalk in sich zu haben. Und doch ist es ein echter Nachkomme des Alten. Die Blutsfreundschaft führt ihn zu Georg, als dieser bei den Landsknechten weilt. Er stirbt wie sein Ahn an der Seite eines Nachkommen des Ingo, er stirbt fast mit denselben Worten. ‚Armer Henner‘, seufzte Georg. ‚Gehab Dich nicht weinerlich, Jörge**)‘, antwortete Henner leise, und ein Lächeln flog über sein entstelltes Gesicht. ‚Jetzt liegen zwei bei einander, die zusammengehören; ich aber habe Dir meine Treue bewiesen als ein deutscher Edelmann‘. Er zuckte, dann lag er still“. (IV 355.)

Die Fabel von dem älteren Adel der Henner und von der bürgerlichen Herkunft der Familie König befestigt sich durch die Jahrhunderte. Im neunzehnten Jahrhundert kommt noch der schlichte Doctorssohn Victor König mit Richard von Henner, der ebenfalls ein „langer, hagerer Gesell“ ist, zusammen; und dieser Richard von Henner geräth gerade wegen der stolzen Berufung

---

*) Ingersleben hieß der Hof, auf dem der alte Marschalk dem Edeln Herrn Ivo gedient hat.

**) „Gehabt Euch deshalb nicht pleurant“, sagt der sterbende Marschalk.

auf seine Familientradition, auf den alten Adel, mit dem Bürgerssohn in unangenehme Berührung. „Ich stamme aus Westpreußen", sagt Henner stolz, „aber meine Familie ist erst dorthin ausgewandert, sie saß in Thüringen, bevor es ein Preußen gab. Wir sind die Henner aus dem Hause Ingersleben". Darauf erfolgt der bewußte „dumme Junge" von Seiten Victors und die Mensur. (VI 339.) Wie sich Victor König und Richard von Henner-Ingersleben in der Märznacht versöhnen und zu gemeinsamer Arbeit verbinden, und wie sich die Familien durch die Verheirathung Richards mit der Schwester Victors vereinigen, ist bereits erzählt worden.

Manche der tiefverborgenen und vielverschlungenen Fäden, die die Mitglieder des Ingo-Stammes und seiner Getreuen mit einander verbinden, habe ich hier klarzulegen und zu entwirren versucht. Niemand wird nach dieser Aufweisung noch behaupten wollen, daß dieser Zusammenhang ein nebensächlicher oder gar ein zufälliger sei. Die Einheitlichkeit in der Composition unter stetem Hinblick auf die Gemeinsamkeit des Stammes des Ganzen scheint mir vielmehr mit absoluter Bestimmtheit sich darzustellen.

Diese Idee, welche das Ganze beherrscht, hat der Dichter am Schluß ausgesprochen. „Unsere Phantasie mag mühelos, auch wo die beglaubigte Kunde fehlt, noch weiter rückwärts in die Vergangenheit fliegen. Vielleicht suchte schon fünfhundert und tausend Jahre früher ein anderer Vorfahr hier an derselben Stelle einen günstigen Freund oder seine Heimat . . . Vielleicht wirken die Thaten und Leiden der Vorfahren noch in ganz anderer Weise auf unsere Gedanken und Werke ein, als wir Lebenden begreifen . . . Was wir uns selbst gewinnen an Freude und Leid durch eigenes Wagen und eigene Werke, das ist doch immer der beste Inhalt unseres Lebens, ihn schafft sich jeder Lebende neu". Und Freytag spricht nun noch den Gedanken aus, daß in demselben Maße, in dem das Leben der Nationen älter wird, sich der Einfluß der Vorfahren auf die Nachkommen vermindert. Das Individuum wird nun nicht mehr bestimmt durch seine Ahnen, es wird bestimmt durch sein Volk. Es lebt immer weniger in dem Abhängigkeitsverhältnisse von der Tradition, es kann mehr als je Gebrauch machen von der Freiheit der Selbstbestimmung.

Die Veranschaulichung dieses großartigen Gedankenganges ist dem Dichter in der Reihe von Romanen, die den treffenden Titel „Die Ahnen" führen in herrlicher Weise gelungen. Es ist ein mächtiges dichterisches Werk, das noch fest dastehen wird, wenn so manches viel prunkhaftere und für die Augen der Zeitgenossen blendendere vom Sturm der Zeit verweht sein wird wie Spreu. Auf die Dichtung selbst mag Gustav Freytag jene rothe Fahne mit dem Salamander pflanzen, die Ivo von seiner thüringischen Heimat nach den Ufern der Weichsel gebracht hat, — die Fahne mit der stolzen Aufschrift: „Ich werde dauern!"

Socialpolitische Reiseskizzen aus Schottland.

Von

Franz von Holtzendorff.

— München. —

Erste Serie.

Edinburgh, den 6. October 1880.

I.

Sie werden ein wenig erstaunt sein, daß Jemand, der vor wenigen Monaten nach langer Abwesenheit von Neapel heimkehrte und wegen unhäuslichen Lebenswandels mit einem Gichtanfall bestraft wurde, so unvermuthet in der Schottischen Hauptstadt wiederum auftaucht. Aufrichtig gestanden, ich bin selbst erstaunt darüber, daß ich meinem schwer belasteten Schreibtisch schon wieder den Rücken gekehrt habe. Ich weiß mich ziemlich frei von der Krankheit, die ein neapolitanischer Naturforscher als eine moderne Epidemie unter dem Titel der Congressitis bezeichnet und von der, wie er meint, Diplomaten und Scheibenschützen sowie „ewige Friedensfreunde" am leichtesten ergriffen werden. Dennoch konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, die in Gestalt einer sehr verführerischen Einladung an mich herantrat. Der Vorsitzende des socialwissenschaftlichen Congresses und der schottische Lordadvocat hatten mich eingeladen, an dessen Verhandlungen, denen ich seit dem Jahre 1861 ferngeblieben war, Theil zu nehmen. Soll ich es in Abrede stellen, daß ich für englisches Leben meine alte Vorliebe festhielt und des altmodisch gewordenen Glaubens bin, daß man in England, je länger und aufmerksamer Land und Leute beobachtet werden, desto mehr zu lernen findet und desto eher begreift, daß nicht Alles, was zu wissen nützlich ist, auf den Schulbänken, in den Hörsälen oder aus Büchern angeeignet werden kann?

October ist nicht gerade der beste Monat für Schottland. Aber er bietet auch einige Vortheile dar. Wenn die Natur uns etwas unzugänglicher wird, so rücken die Menschen uns näher. Als ich heut Morgen um acht Uhr nach einer mit dem Schnellzuge durchrasten Nacht im Hause meines Wirthes eintraf, empfing mich bereits ein behagliches Kaminfeuer. Nicht nur ein körperliches, auch ein ökonomisches Wohlbefinden überkam mich bei dem tröstlichen Gedanken, daß ich in Deutschland bis zum Beginn der Einwinterung

mir noch vier Wochen ungeheizten Daseins versprechen durfte. Aber in der Fremde that es wohl, von einem behaglichen Feuer gleichsam zur Begrüßung umarmt zu werden, und ich behaupte, daß das im Kamin prasselnde Holz oder die schweigend verglimmende Kohle, als Sinnbilder des jugendlichen Muthes, der sich im Alter zur Ruhe begiebt, in unserem Gemüthsleben ebenso dichterische Anklänge erwecken, wie das Rauschen der Tannen oder das Rieseln der Bäche. Mir schien es sogar, nachdem ich die ersten Worte mit meinem mir bis dahin unbekannten Gastfreunde gewechselt hatte, als ob schottische Gastfreundschaft im October noch wärmer wäre, als die in südlicheren Gegenden im Sommer gewährte Gastlichkeit. Denn es ist ein Unterschied, ob zwei Menschen, die sich bis dahin auf Erden noch nicht gesehen haben und mit einander befreundet zu werden wünschen, sich zu ihrer ersten Unterredung in die Sophaecken oder vor einem flackernden Kamine niederlassen.

Wegen dieser mir durch den Kamin erzeigten Wohlthaten war ich denn auch darüber getröstet, daß mich draußen eine Atmosphäre umgab, die man als gemäßigt liberales Compromißwetter bezeichnen konnte, als gütliches Uebereinkommen zwischen Sonne und Nebel, als Halb und Halb in der Beherrschung des Tageslichtes.

Es war nicht hell genug, um von den Höhenrändern, über welche die vornehmsten Straßen der Stadt laufen, die nordwärts liegenden Ufer des Firth of Forth oder die südlichen Berge von Lammermoor zu erkennen aber eine immerhin ausreichende Beleuchtung, um mit guter Ueberzeugung das längst rechtskräftig gewordene Urtheil zu unterschreiben, wodurch Edinburgh ebenso sehr im Hinblick auf seine nächste landschaftliche Umgebung, wie nach seiner Anlage und Bauart der Ruhm ungewöhnlicher Schönheit zugesprochen wird. Edinburgh ist weder eine Seestadt noch eine Gebirgsstadt, weder alterthümlich, noch fabrikmäßig modern. Seine Schönheit liegt in der landschaftlichen Verschmelzung von See und Feld, von Hügel und Wiese, von grünen Rasenflächen und schroffen Abhängen, von nächster Beschränkung eines plötzlich verschlossenen Ausblicks und sanft verdämmernden Linien. Die Stadt ist gleichsam in steinernen Strophen und kunstvoll verschlungenen Reimen gedichtet.

Sehen Sie, wie sehr das Reisen das geistige Gefüge der Menschen auseinanderbringt? Ich soll socialpolitische Skizzen liefern und begebe mich unmittelbar nach meiner Ankunft in Edinburgh bereits auf ein Gebiet, das Dichter vor mir, Novellisten neben mir und Reiseschriftsteller jahraus, jahrein besser, genauer und farbenreicher beschrieben haben, als ich es thun könnte. Nicht blos in der Malerei, sondern auch in der Schriftstellerei giebt es eine Coloristenschule, zu der ich mich nicht rechnen darf.

In Wirklichkeit bin ich von meinem Reiseprogramme weniger weit abgewichen, als — auf dem Papier, während die herrschende Praxis die umgekehrte ist, ohne daß ich mit dieser Behauptung sagen möchte, es werde auf dem Papier überhaupt weniger gesündigt, als im Leben selbst. Die Vormittags- und Mittagsstunden, die mir vor dem Beginn der dem Congreß pflichtschuldigst zu leistenden „Hörigkeit“ übrig blieben, verwendete ich auf einen als

historische Ehrenschuld erachteten Besuch vor dem Denkmal Sir Walter Scotts, zur Betrachtung einer von schottischen Malern veranstalteten Ausstellung, die manche recht gute Bildnisse hervorragender Männer enthielt, zu einer Umfahrt um die Stadt auf dem Fahrwege der Königin (Queen's Drive), ganz überwiegend aber zu einer genauen Besichtigung des Hypothekenamts im Registrar's Office.

Ich denke, daß dies offene Bekenntniß, mir in der öffentlichen Meinung der Geheimen Räthe innerhalb und außerhalb deutscher Hauptstädte nur nützlich sein kann; denn ich möchte behaupten, selbst unter alten und ausrangirten Hypothekenrichtern eines ehemaligen der nordostdeutschen Tiefebene angehörig gewesenen Kreisgerichts gebe es wenig Menschen, die einige Stunden nach ihrer Ankunft in einer fremden an Sehenswürdigkeiten reichen Stadt ein Hypothekenamt besichtigen, es sei denn, daß solche unglückliche Reisende in Folge einer beinahe schlaflos durchwachten Eilszugsfahrt dazu getrieben würden, eine passende Vorbereitung auf einen Mittagsschlaf zu suchen.

Unter gewöhnlichen Umständen wäre auch ich einer so außergewöhnlichen Leistung nicht fähig gewesen. Der Lord Advocat, der in liebenswürdigster Weise meine Führung übernahm, bestand aber darauf, daß ich vor allen andern Dingen die Hypothekenregister in Augenschein zu nehmen hätte. Und er hatte vollkommen Recht. Diese Besichtigungsprocedur hatte auf mich einen ähnlichen Einfluß, wie die Behandlungsweise, der nach den älteren Reglements neueingelieferte Landstreicher und verurtheilte Zeitungsredacteure unterworfen wurden, indem man sie vor der Einsperrung in das Badezimmer der Strafanstalt unter eine Douche führte. Ich fühlte mich auch plötzlich unter einer Douche, in der ich mich angenehm und schnell von allen Resten derjenigen Vorurtheile befreit fühlte, die einem continentalen Juristen anhaften und deren wir uns erst dann bewußt werden, wenn wir ihrer entledigt sind.

Dreißig Jahre hindurch war ich der Ansicht gewesen, daß ein Grundbuch nebst den dazu gehörigen Grundacten unveräußerlich an die Scholle gebunden sei und unabänderlich bis zu einem die Welt umstürzenden Erdbeben in den Gerichtstempeln desjenigen Bezirkes verbleiben müsse, innerhalb dessen ein Grundstück belegen ist, um daselbst im Wege allmähliger Einstaubung wiederum den Proceß neuer Grundstücksbildung auf den Actendeckeln zu veranschaulichen. Daß irgend etwas anderes möglich sei, würde mir in Deutschland kaum klar geworden sein. Wo bliebe denn unser forum rei sitae, der Gerichtsstand der belegenen Sache? Haben nicht unsere politischen, juristischen und socialen Doctrinen auch naturgemäß durch „beständige Wiederholung" der damit verknüpften Anschauungen in uns eine „Immobiliarqualität" angenommen?

Da man sich bei uns daran gewöhnt hat, „Großbritannien und Irland" der Kürze halber im Gespräch „England" zu nennen, so begegnet man nicht selten der Behauptung, England habe keine Grund- und Hypothekenbücher. Richtig ist daran, daß England mit Ausnahme zweier Grafschaften keine Hypothekenbücher besitzt, Schottland hingegen sich eines wohlgeordneten Hypo-

thekenwesens erfreut. Das Eigenthümliche und scheinbar Verkehrte dieser schottischen Einrichtung besteht in der den continentalen Begriffen zuwiderlaufenden Centralisation des Grundbuchswesens. Alle Grundbücher und Grundacten sind im Registeramte zu Edinburgh centralisirt. Wer ein Haus oder ein Grundstück in den schottischen Hochlanden zu erwerben, zu veräußern oder zu belasten wünscht, begiebt sich zur Feststellung des Thatbestandes oder zur Erforschung der rechtlich gebotenen Sicherheit in die Landeshauptstadt, oder er betraut einen Rechtsverständigen damit, die erforderlichen Erkundigungen einzuziehen. So besitzt das Land ein einziges großes Hypothekenamt. Nach Allem, was ich hörte, ist man mit dessen Verrichtungen überaus zufrieden. Für ein Gebiet von der Größe und Beschaffenheit Schottlands lassen sich die damit verbundenen Vortheile nicht in Abrede stellen. Die Verbindungen zwischen den einzelnen Theilen der Hochlande sind weitaus weniger bequem als die großen Verkehrswege, die nach Edinburgh führen. Der Typus des schottischen Grundbesitzes ist vorwiegend derjenige der Latifundien. Erstrecken sich die Besitzungen eines und desselben Eigenthümers in das Gebiet mehrerer Grafschaften, so läßt sich die umständliche Herbeiziehung von Grundacten aus entlegenen Gegenden vermeiden, wenn alles Material an einer und derselben Stelle vereinigt wird. Dem localen Bedürfniß des Rechtsverkehrs wird durch beglaubigte Abschriften genügt. Mannigfache Hin- und Herschreibereien, Auskunftsersuchen an andere Gerichte, Dienstleistungen aller Art sind durch das schottische Verfahren entbehrlich geworden, ganz abgesehen davon, daß sich eine feste und sichere Technik in der Besorgung der Hypothekengeschäfte entwickeln konnte. Auch ist nicht zu vergessen, daß die Civilrechtspflege zu Edinburgh in höherem Maße centralisirt ist, als auf dem Continent.

Der gewohnheitsmäßig festgehaltene Gegensatz zwischen Centralisation und Decentralisation, der sich überall an eine Vergleichung zwischen den continentalen Ländern und Großbritannien gleichsam von selbst anlehnt, erfährt also gerade an der Stelle eine Durchkreuzung, wo ausnahmsweise in Beziehung auf das Hypothekenwesen bei continenlalen Juristen die Vorstellung von der unvermeidlichen Nothwendigkeit der Decentralisation sich eingewurzelt hat.

Diese auffallende Erscheinung des schottischen Grundbuchwesens verliert freilich sehr viel von ihrer Absonderlichkeit, wenn man bedenkt, daß die Centralisation der Hypothkenbücher unter dem natürlichen Schwergewicht der historischen Ueberlieferung sich ausbildete, wonach seit dem Mittelalter die Rechtspflege als von der Person des Königs unmittelbar ausgehend und an seine Nähe gebunden, nicht blos, wie nach den modernen constitutionellen Theorieen fingirt, sondern wirklich angeschaut würde. Dem Vorhandensein von königlichen Reichsgerichten, die in der Landeshauptstadt vereinigt sind und auch in erster Instanz für das ganze Land Recht sprechen, fügt sich naturgemäß das Bestreben an, auch das Hypothekenwesen dem herrschenden Grundgedanken anzupassen.

Wenn Angesichts dieser Verhältnisse an solchen Einrichtungen noch irgend Etwas merkwürdig bleibt, so ist es die Wahrnehmung, wie oft Engländer und

Schotten in zähem Festhalten an bestimmten historischen Ueberlieferungen instinctiv das Richtige treffen, wo es gilt, eine den modernen Bedürfnissen entsprechende Einrichtung ausfindig zu machen. In jedem bequem eingerichteten Hausstande der höheren und mittleren Klasse wiederholt sich dieselbe Verschmelzung mit Altem und Neuem: Neben den alten Erbgeräthen, neben Schränken und Bildnissen, die drei oder vier Menschenalter ihren Platz an derselben Wand behauptet haben, die neueste Erfindung, die geeignet ist, die alltägliche Bequemlichkeit des Daseins zu erhöhen; und in der Nähe der Ulmen, Buchen und Linden, die schon den Zeitgenossen Heinrichs VIII. Schatten spendeten, die neuen Coniferen, die aus Neuseeland oder den südamerikanischen Cordilleren durch Handelsgärtner eingeführt worden sind.

In den höheren Stockwerken desselben thurmförmig in einem Centralbau aufgeführten Registeramtes befindet sich das Landesarchiv, so daß die beiden Gattungen von Urkunden, die nicht überall nach begrifflichen Merkmalen geschieden werden können, die Gattungen der rechtshistorischen und der den gerichtlichen Beweiszwecken dienenden Schriftwerke gleichfalls in unmittelbarer Nähe vereinigt sind. Für die geschichtlichen Forschungen, die sich auf die Vergangenheit großer Adelsgeschlechter oder die Vertheilung des Grundbesitzes beziehen, läßt sich aus solcher Vereinigung mancher Vortheil ziehen. Ich glaube, daß Dr. Fraser, dem die Geschichte der schottischen Adelsgeschlechter so vielfache Aufklärung verdankt, in dieser Einrichtung nicht unwesentliche Erleichterungen fand.

Es ist selbstverständlich, daß in dem Archiv zu Edinburgh sehr werthvolle Handschriften geschichtlich hervorragender Personen aufbewahrt werden. Länger als auf anderen Papieren wird der Blick jedes Deutschen wohl auf den Schriftzügen haften bleiben, die von Maria Stuart herrühren, während die Augen eines Schotten die vergilbten Erinnerungszeichen an Knox zu bevorzugen pflegen. Oft genug habe ich in früheren Zeiten in England behaupten hören, die gründlich verschiedene Denkweise zwischen Briten und Deutschen pflege sich auch darin zu äußern, daß die große Mehrzahl der gebildeten Deutschen in dem Culturkampfe, der zu Zeiten der Elisabeth ausgefochten wurde, sich auf Seiten der katholischen Schottenkönigin zu stellen pflege und daß Schiller mit seiner dramatischen Kraft das politische Urtheil vieler Leute in Verwirrung gebracht habe.

Die Langlebigkeit aller britischen Staatseinrichtungen bewährt sich auch in den Schatzungsstäben (tallies), die unter den Merkwürdigkeiten des Archivs in Edinburgh aufbewahrt sind. Es sind Kerbhölzer, die seit der Normannenzeit in England zur Abrechnung zwischen den Steuereinnehmern und den Steuerpflichtigen in Uebung gekommen waren und noch gelegentlich bis auf Wilhelm IV. gebraucht worden sind: Urkunden von Holz, Nachkommen oder Vorläufer der Runen, die es begreiflich machen, warum die englische Sprache sich nicht den Lateinern mit einer unkündbaren Entleihung des Wortes „scribere“ verpflichtete, sondern das alte Einritzen (to write) beibehielt. Man erzählt, daß der Brand, dem das gegenwärtige Parlamentsgebäude in London seine Entstehung verdankt, deswegen so lustig aufloderte, weil er an den klafterweise

aufgehäuften Kerbhölzern reichliche Nahrung gefunden hatte. Ist es nicht wunderbar, daß in einem Lande, das man als die Heimath der neuen Volkswirthschaftslehre und Finanzwissenschaft betrachtet, eine so primitive Berechnungsweise bis zu einem Zeitpunkte sich erhielt, wo Kreide und Kerbholz in die entlegensten Dorfschenken continentaler Länder als Beurkundungsmittel sich zurückgezogen haben, um dort bis zur weiteren Steigerung anderer Staatsbedürfnisse ein idyllisches, d. h. stempelsteuerfreies Dasein zu fristen?

Doch genug davon! Das Registeramt, von dem in den Schottischen Reisebeschreibungen selten die Rede ist, sei allen Denjenigen empfohlen, die sich für Alterthümer des Schrift- und Urkundenwesens interessiren.

Ich komme auf den Hauptgegenstand meiner Mittheilungen. Der „Nationalverein zur Beförderung der Gesellschaftswissenschaft“ (National Association for the promotion of social science) oder kurzweg der „Socialwissenschaftliche Congreß“ ist um drei Uhr mit einer Predigt, wie üblich, in der Kathedrale von St. Giles eröffnet worden. Den Inhalt dieser Kanzelrede übergehe ich. Jedenfalls ist es erfreulich, daß die Kirche in den Gebieten des vereinigten Königreichs an den socialpolitischen Fragen einen lebendigen Antheil nimmt, und die Geistlichen es verstehen, ohne bei irgend Jemand Anstoß zu erregen, wichtige Fragen in geschmackvoller Weise zu erörtern.

Lassen Sie mich zuvörderst über die Zweckbestimmungen und die Zusammensetzung derjenigen Versammlung berichten, an die sich die geistliche Ansprache richtete.

Der socialpolitische Verein hält seine Wanderversammlungen alljährlich in den Herbstmonaten oder im Spätsommer nach dem Schluß der Parlamentssitzungen ab. Neben einem Stamm von Mitgliedern, die einen festen Jahresbeitrag entrichten, zählt er unter seinen Theilnehmern solche Personen, die als locale Hospitanten, gleichsam als seine fliegenden Colonnen, angesehen werden können. Solcher Versammlungen giebt es in Deutschland nicht wenige. Wir haben unseren kathedersocialistischen Verein, die volkswirthschaftlichen Congresse, den Juristentag und viele andere Wanderversammlungen. Dennoch ist der englische Social science congress eine Erscheinung, die ihr eigenes Wesen hat. Der Continent besitzt keinen Verein, der auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten einen ähnlichen Einfluß auszuüben vermöchte. Ich fühle mich versucht, denselben als ein Vorparlament zu bezeichnen, dessen Aufgabe darin besteht, die öffentliche Meinung zur rechten Zeit anzuregen und aufzuklären. Neben der British Association die sich vorwiegend mit naturwissenschaftlichen Fragen beschäftigt, erscheint der socialpolitische Congreß als die einflußreichste Vereinsbildung dieser Art.

Ein Vergleich zwischen dem socialwissenschaftlichen Congreß und den ihm am meisten verwandten Vereinsbildungen des Continents ergiebt folgendes Resultat.

Erstens. Der socialwissenschaftliche Congreß ist keine rein fachmännische Vereinigung. Der Grundzug der continentalen Vereinsbildungen ist unleugbar ein durchaus berufsmäßiger, beinahe bureaukratischer. Gymnasial- und Elementarlehrer berathen bei uns die im Schulwesen wünschenswerthen Verbesserungen aus rein technischen Gesichtspunkten. Aber von dürftigen Zeitungs-

berichten abgesehen, beschränkt sich die Nachwirkung solcher Versammlungen auf die Mittheilungen der Verhandlungen in Fachzeitschriften, die wiederum im Kreise der Betheiligten bleiben. Wenn diese Versammlungen zu Pfingsten abgehalten werden, wer wäre da nicht froh, wenn er bei solchen Gelegenheiten incognito an Stelle wohl vorbereiteter Reden einmal den Finkenschlag in Buchenwäldern belauschen darf? Der Juristentag ist gleichfalls eine streng fachmännische Vereinigung, ebenso der Verein deutscher Strafanstaltsbeamten, der Verein für öffentliche Gesundheitspflege. Ob die Mitgliedschaft, wie bei der Mehrzahl solcher Verbindungen, an gewisse äußere Merkmale der vermuthlichen Sachverständigkeit oder an einen höheren Jahresbeitrag geknüpft wird, ist von geringerer Bedeutung. Unbestreitbar ist die Thatsache: Alle diese Vereinigungen sind nicht im Stande, über den Kreis ihrer anwesenden oder abwesenden Mitglieder hinaus zu wirken. Es verhält sich damit ähnlich wie mit dem Schwurgericht in früheren Zeiten. Der sachverständige Richter blickt mit dem Gefühle unfehlbarer Ueberlegenheit auf den Laien, der Laie fühlt sich unbehaglich unter der Kritik des gelehrten Elements. Welcher Richter kümmerte sich um Fragen der Schulreform? Und wie viele Lehrer nehmen von dem Stande einer wichtigen Gesetzgebungsfrage Kenntniß? Alle diese in Fachinteressen zersplitterten Bemühungen continentaler Vereinsbildungen mögen mancherlei Nutzen bringen, junge Kräfte anregen, alte Freunde zusammenführen, oder als eine Masse betrachtet werden, in der Jeder seine, zum Austausch angebotene Meinung — für sich selbst behält und sich in seinen mitgebrachten Principien befestigt. Auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten einzuwirken, sind isolirte Fachinteressen viel zu schwach. Ob die Theorie und die Wissenschaft auf diesen Versammlungen etwas gewinnt, kann dahin gestellt bleiben. Vorwiegend bleibt ihnen der gesellschaftliche Werth für die Beziehungen der einzelnen Mitglieder unter sich. Der englische socialwissenschaftliche Congreß verdankt seinen unleugbaren Einfluß dem Umstande, daß er weder eine fachmännische Versammlung ist noch seine Wirksamkeit auf ein bestimmtes, einzelnes Gebiet beschränkt. Seine Aufgabe gliedert sich in fünf Abtheilungen: Gesetzgebungsreform, Erziehungswesen, Volkswirthschaft, öffentliche Gesundheitspflege, Kunstpflege.

Damit hängt zweitens zusammen, daß die Verhandlungsgegenstände, die vor die Jahresversammlungen gebracht werden sollen, nicht nach dem Gesichtspunkte der theoretischen Neuheit oder doctrinären Wichtigkeit, sondern mit Rücksicht auf das allgemeine Interesse der politisch wirkenden Kreise ausgewählt werden. Die Tagesordnung bedeutet auf dem englischen Congreß gleichsam die Bezeichnung derjenigen Gegenstände, welche das Jahresprogramm der inneren Reformfragen für die Presse und die allgemeine Discussion abzugeben haben. Es handelt sich nicht um abschließende Abstimmungen, mit denen eine Streitfrage wissenschaftlich zu entscheiden wäre, sondern um Bezeichnung derjenigen Bahnen, in denen sich die öffentliche Discussion zu bewegen hat. Nächstes Ziel ist also nicht die Formulirung von Schlußfolgerungen, sondern die Sammlung von Thatsachen, die als erhebliche in Betracht kommen. Der Gesellschaftszweck lautet nach dem Statute dahin:

„Kenntniß der Rechtsgrundsätze zu verbreiten, die öffentliche Meinung auf die besten praktischen Mittel zur Verbesserung des Erziehungswesens, der Verminderung der Verbrechen und Besserung der Gefangenen, der öffentlichen Gesundheitspflege hinzuleiten und richtige Anschauungen in allen Fragen der Volkswirthschaft und socialen Politik zu verallgemeinern. Die Gesellschaft strebt danach, die verschiedenen Vereine und Individuen zusammenzuführen, welche zur Beförderung dieser Ziele thätig sind. Ohne in die Selbstthätigkeit Anderer einzugreifen, trachtet sie danach, durch Discussion die Elemente der Wahrheitsermittelung an den Tag zu bringen, zweifelhafte Thatsachen aufzuklären, auseinandergehende Meinungen in Einklang zu setzen und einen Berührungspunkt zu schaffen für den Austausch zuverlässiger Erfahrungen über den Stand der großen gesellschaftlichen Zeitfragen".

In Wirklichkeit finden sich innerhalb der Gesellschaft alle Klassen der Bevölkerung vertreten. Obenan die Aristokratie. Lord Brougham präsidirte bei den ersten Jahresversammlungen. Ich lernte den alten Herrn im Jahre 1861 in Dublin kennen und bewunderte gleichmäßig das staunenswerthe Gedächtniß des Greises, der wörtlich Stellen aus den Parlamentsverhandlungen der zwanziger Jahre anzuführen vermochte und die gelegentliche Unwissenheit des großen Juristen, der vom französischen Recht mehr wußte, als von der irischen Gerichtsverfassung. Ihm folgten nachmals Männer wie Lord John Russel, der Graf von Shaftesbury, Lord Dufferin, Graf Carnarvon, der Herzog von Northumberland, Sir John Packington, Lord Napier, Lord Houghton, Lord Aberdale, Earl of Rosebery, der Marquis von Huntley, Lord Norton u. s. w. Nicht gering ist die Anzahl von Parlamentsmitgliedern unter den Theilnehmern. G. Woodyat Hastings, der in hervorragendster Weise an der Gründung des Vereins betheiligt war, ist Vorsitzender des ständigen Ausschusses. Selbstverständlich fehlt es nicht an Geistlichen aller Bekenntnisse und Secten. Die völlig veränderte Stellung der zahlreichen Kirchengenossenschaften Englands zum öffentlichen Leben offenbart sich bei solchen Gelegenheiten. Zu den thätigsten Mitgliedern des Congresses gehört ein unitarischer Geistlicher, Herr Steinthal. Fast alle Glaubensbekenntnisse, gelegentlich auch der Islam und der Brahmanismus, sind vertreten. Der Bischof von Manchester hielt im vergangenen Jahre vor dem Congreß die Eröffnungsrede, deren Inhalt weniger den geistlichen Würdenträger als den Socialpolitiker erkennen ließ. Gentry und Self-Government stellen einen Theil ihrer besten Kräfte.

Auch an Frauen fehlt es natürlich nicht. Etwa ein Viertel der angemeldeten Mitglieder, vielleicht noch einige mehr, mögen dem weiblichen Geschlecht angehören. Darunter befinden sich natürlich etliche junge und schöne Ladies, die durch das neben den Congreßverhandlungen hergehende Vergnügungsprogramm angelockt sein mögen. Aber kann man ihnen dies verargen? Giebt es nicht auch unter den ergrauten Mitgliedern fachmännischer Wanderversammlungen unermüdliche Frühstücksgeister, die bei jedem Vortrage, der eine halbe Stunde überdauert, ihre Kaumuskeln standrechtlich niederhalten und die Taschenuhr

in unruhige Bewegung bringen? Weitaus der größere Theil der anwesenden Frauen gehört dem reiferen Lebensalter an und ist bei gemeinnützigen Bestrebungen oder Wohlthätigkeitsvereinen thätig betheiligt, und nicht gering ist die Anzahl solcher, von denen Männer sich gern belehren lassen, weil sie über einen Schatz von Erfahrungen verfügen. Auf den früheren Congressen spielte bis an ihr Lebensende Miß Mary Carpenter eine sehr hervorragende Rolle. Ihre, vor nicht zu langer Zeit von einem Verwandten, dem unitarischen Geistlichen, Herrn Esthlin Carpenter herausgegebene Lebensbeschreibung verdient auch in Deutschland von Denjenigen beachtet zu werden, welche den Lebensberuf unverheiratheter Frauen auf Tantenpflichten, Kaffeegesellschaften oder auf verbesserte Pflege von Katzen und Canarienvögeln beschränkt zu sehen wünschen. Abgesehen von denjenigen Frauen, die den höchsten Kreisen der Edinburgher Gesellschaft angehören, fand ich in dem vorläufigen Mitgliederverzeichnisse als allgemein bekannte und vielfach verdiente Persönlichkeiten: Miß Florence Hill, die zu den Sachverständigen der Besserungsanstalten gehört und über die berühmte, von Demetz zu Mettray bei Tours begründete Zuchtschule werthvolle Mittheilungen gemacht hat, Miß Stephenson, die sich durch ihre Bemühungen um das Erziehungswesen einen Namen gemacht, Miß Lydia Becker, welche eine sehr gute Wochenschrift politisch-socialen Inhalts herausgiebt und darin die Rechte der Frauen vertheidigt, Miß Meredith, das einflußreiche Mitglied der Mine Elms Mission, die eine mustergültige Zufluchtsstätte für entlassene Strafgefangene bei London begründet hat.

II.

Edinburgh, 7. October 1880.

Der Congreß ist gestern, Mittwoch 8 Uhr Abends in der Free Assembly Hall zur allgemeinen Zufriedenheit eröffnet worden. Unser, den von der Staatskirche getrennten Secessionisten gehöriger Versammlungsraum liegt am Schloßberg (Castle Hill) etwas westlich von der Kathedrale, unterhalb der den Staatskirchlichen verbliebenen Victoria Hall und wird in höchst malerischer Weise von dem dahinter liegenden gothischen Kirchthurme überragt, der zu den weithin sichtbaren, den architectonischen Grundcharakter von Edinburgh mitbestimmenden Baudenkmälern der neuesten Zeit gehört. Der Eindruck des zu Free Assembly Hall führenden Vorhofes ist, insbesondere im Mondschein gesehen, früh mittelalterlich und wirkt durch die ins Schwarzgrau gehende Färbung des Baumaterials sehr nachhaltig. Mir schwebte vor, als wenn einige Decorationsmaler sich dieses Motivs für die Schloßhofscene im Lohengrin bedient haben könnten, ohne dabei Gewissensbisse wegen der schottischen Presbyterianer verspürt zu haben.

Wir begaben uns in ein Vorzimmer, in dem die leitenden Männer des Congresses unter dessen diesjährigem Präsidenten Lord Reay versammelt waren, um ihn auf die Rednerbühne zu geleiten. Wie bei solchen Gelegenheiten in England üblich, und den aristokratischen Gewohnheiten des Landes durchaus entsprechend ist, ließ der Ausschuß eine Reihe von Namen solcher

Personen aufrufen, die die Ehre haben sollen, zunächst hinter dem Präsidenten einherzuschreiten und mit den anderen im Vorzimmer versammelten Notabilitäten auf der Plattform Platz zu nehmen. Auf dem Continent würden solche Auszeichnungen die Ueberlieferungen demokratischer Gleichheit arg verletzen, und jene Empfindungen der Zurücksetzung hervorrufen, die bei der Einräumung der Sophaecke in gewissen Damengesellschaften die Grundlage zu einer Familienfehde bilden können.

Lord Reay ist in Deutschland, insbesondere in den Kreisen der höheren Berliner Gesellschaft nicht unbekannt, sobald er in derjenigen Gestalt seines Namens erscheint, die er vor seiner letzten Metamorphose trug. Als Baron Mackay lebte er, bevor eine schottische Pairie auf ihn überging, meistentheils im Haag oder auf seinen niederländischen Besitzungen. Meine persönliche Bekanntschaft mit ihm entstand im Jahre 1869, als er dem holländischen Comitee für die von ihm angeregte Amsterdamer Arbeiterindustrie-Ausstellung präsidirte und nach dem Schlusse der Ausstellung in Berlin erschien, um der preußischen Kronprinzessin für ihre Wirksamkeit auf dem Gebiete der socialen Reform ein Ehrendiplom zu überbringen, das von der hohen Empfängerin späterhin dem unter ihrem Protectorat stehenden Lette-Verein überwiesen wurde. Seit einigen Jahren ist der Pairstitel der Reay von seinem Vater auf ihn übergegangen. Wenn ein Geburtsname innerhalb der Pairie von England oder Schottland seinen Träger berühmt macht, so könnte im vorliegenden Falle vielleicht das Umgekehrte geschehen, wenn der in den Niederlanden hoch angesehene Träger des Namens Mackay wenigstens auf dem Continent den von ihm ererbten Namen des Lord Reay verbreitet. Lord Reay ist zwar nicht im Sinne einer für ihre unversorgten Töchter ausschauenden Mutter, wohl aber nach dem Maßstabe politischer Rangstellung ein junger Mann. Er zählt wenig über vierzig Jahre und gilt als ein Kenner und wohlwollender Freund aller Arbeiterbildungsinteressen. Ihm fehlt durchaus jene „Insularität“ der Lebensgewohnheiten, Anschauungen und Ideen, welche nach der Meinung einiger Beobachter das Grundwesen englischer Staatsmänner ausmachen soll. Seine literarische, ästhetische und politische Bildung erstreckte sich, wie das bei Holländern öfter wahrzunehmen ist, bereits ehe er nach Schottland übersiedelte, auf den weiten Umkreis aller nationalen Culturstaaten und Großbritanniens. Seine politischen Gegner könnten an ihm nur aussetzen, daß er gar kein nationales Interesse für Hasen und wilde Kaninchen zeigt, seine politischen Freunde nur bedauern, daß ein Mann von seinen Fähigkeiten noch keinen Platz im Ober- oder Unterhause gefunden hat.

Lord Reay ward, als er die Rednerbühne bestieg, von den Anwesenden warm begrüßt. Wie zahlreich die Versammlung war, vermag ich nicht genau anzugeben. Mir fehlt die wunderbare Begabung des australischen Wilden, der nicht weiter als drei in Worten zu zählen versteht, aber als Hirt einen Ueberblick besitzt, um den ihn der Geistliche auf der Kanzel beneiden könnte; denn er sieht genau, ohne zu zählen, ob in einer Heerde von Tausenden ein Schaf abhanden gekommen ist. Ohne also die Zuverlässigkeit

einer Lotteriegewinnliste zu beanspruchen, glaube ich, daß es neunhundert Zuhörer waren, die durch die Aussicht auf eine inhaltreiche Eröffnungsrede herbeigezogen worden waren.

Das Thema des Abends lieferten die „völkerrechtlichen Beziehungen". Der Redner führte etwa Folgendes in seinem Vortrage aus:

Der Einfluß der gesellschaftlichen Organisationen, wie sie einerseits in England, andererseits auf dem Festlande bestehen, ist in Beziehung auf die Gestaltung der internationalen Verhältnisse ein sehr erheblicher. Der dabei obwaltende Unterschied zeigt sich vornehmlich darin, daß die englische Gesellschaft drei negative Merkmale an sich trägt. Sie ist nicht militärisch, nicht berufsbeamtenmäßig, nicht kirchenfeindlich. England wünscht sich keine preußische Heeresverfassung, keinen continentalen Beamtenapparat, keinen Culturkampf. Mag in England immerhin auf dem Lande oder in den Städten der Reichthum sein Uebergewicht in einer für die Gesellschaft drückenden Weise geltend machen, so fehlt dafür wenigstens die Standesanmaßung der Militärkaste, des Berufsbeamtenthums und des Clerus. Dagegen zeigen sich die Mängel der englischen Gesellschaft hinwiederum in den Grundbesitzverhältnissen, in der Unzulänglichkeit der Unterrichtsanstalten, in dem Zustande der Privatrechtgesetzgebung, in der Entbehrung billiger Volksvergnügungen und einer schnellen Rechtspflege. Was ergiebt sich daraus für die continentale Auffassung der internationalen Beziehungen? Allgemein ist der Glaube der festländischen Regierungen an die Nothwendigkeit fortdauernder, schwerer Volksbewaffnung, ohne daß eine nahe Gefahr sichtbar wäre. Der Rechtsstaat des Continents soll auf allgemeiner Wehrpflicht beruhen. Ganz anders denkt der Engländer. In seinen Augen erscheint eine große stehende Landarmee als eine Gefahr für das Kleinod des Freihandels, die Entwickelung des Gewerbefleißes, für Ackerbau und Handwerk oder als Anreiz zur Auswanderung, als Erleichterung einer kriegerischen Politik. Solchen Bedenken pflegt dann auf dem Continent entgegen gehalten zu werden, daß die Aufrechterhaltnng der jetzigen Rüstungen eine einfache Lebens- und Selbsterhaltungsfrage der Nationen ist. Diese Gegensätze der Auffassungen können durch Discussion nicht aus der Welt geschafft werden. Man denkt im Großen und Ganzen überall wie Lord Palmerston, der am 1. März 1848 im Hause der Gemeinen erklärte: „was die romantische Vorstellung anbelangt, wonach Staatsregierungen auf dauernde Weise durch freundschaftliche oder wohlwollende Rathschläge in völkerrechtlichen Angelegenheiten beeinflußt werden sollen, so behaupte ich, daß diejenigen, die eine solche Ansicht hegen und die gesellschaftlichen Beziehungen der Individuen auf die internationalen Verhältnisse übertragen wollen, sich einer eitlen Träumerei hingeben. Es ist einzig und allein die Hoffnung auf bestimmte Vortheile oder die Furcht vor bestimmten Nachtheilen, wodurch eine Staatsregierung bestimmt wird, den Rathschlägen einer anderen Regierung Gehör zu geben". Zu großes Vertrauen auf die Haltbarkeit der Staatsverträge ist nur geeignet Verwirrungen anzurichten; denn die Dauer der Staatsverträge

hängt nicht von ihrem Inhalt so sehr ab, wie von dem Fortbestande der thatsächlichen Verhältnisse, aus denen sie hervorgegangen sind.

Verträge, welche veraltet sind und darum den Versteinerungen gleichen, sind für Europa ein Element der Gefahr. Herannahende Gefahren zu erkennen, ist die Aufgabe der Diplomatie, deren Personal gleichsam den Vorpostendienst in der beobachtenden Stellung der Staatsregierungen versieht. Jeder fremde Diplomat auf englischem Boden muß nach der Natur der Verhältnisse darnach trachten, die Stimmungen auch der Mittelklasse richtig zu beurtheilen, die in Parlamentwahlen einen Ausdruck gewinnt und die auswärtige Politik beeinflußt. Bismarcks Ueberlegenheit gegenüber dem Kaiser Napoleon beruht darauf, daß jener die Schwächen der alten Diplomatie richtig erkannte und ausnützte. Ganz Europa sucht nunmehr, durch die preußischen Erfolge überrascht, preußische Einrichtungen nachzuahmen. Ob das Deutschland zum Vortheil gereicht, läßt sich bezweifeln, insofern daraus die Gefahr der Selbstüberschätzung entspringen könnte. Die Lehre, die aus den Ereignissen des letzten Jahrzehnts und angesichts der von Deutschland errungenen Ueberlegenheit zu ziehen ist, besteht darin, daß ein Staat sich entweder vom Kampfplatz der auswärtigen Angelegenheit zurückzuziehn oder aber für den Kampf hinreichend vorzubereiten hat. Ein mittleres System würde erfolglos und gefährlich sein. England darf daher auswärtige Politik gegenüber dem Continent nicht mit unzureichenden Mitteln oder mit einem vornehmen Dilettantismus betreiben. Will England nicht zum continentalen Militarismus mit Einsetzung seiner ganzen Kraft übergehen, so bleibt ihm nur strenge Neutralität, wodurch allein England eine Vertrauensstellung bei den Staatsmännern des Continents gewinnen kann. Englands Staatsmänner müssen überall gerade Wege einschlagen. Der Vorwurf der Perfidie, den man Albion macht, gehört vergangenen Zeiten an. Abgesehen von strenger Ehrlichkeit, ist der europäische Einfluß Englands außerdem dadurch bedingt, daß keine Störung seines inneren Friedens vorliegt, und die vorhandenen Streitkräfte zu Lande und zur See ausreichend sind, um jeden Angriff auf den colonialen Besitz zurückzuweisen. Die kleinen Staaten in Europa müssen bei jeder vorkommenden Gelegenheit von England beschützt werden, vornehmlich die Niederlande und Belgien, die zu den am besten regierten Staaten Europas zu zählen sind. Der lächerliche Traum des ewigen Friedens müßte je eher desto besser schon um deswillen aufgegeben werden, weil er nur dazu dienen kann, die Ziele, die er herbeiführen möchte, weiter in die Zukunft hinauszurücken.

Dies ist der wesentliche Gedankengang des von den Anwesenden mit großem Beifall aufgenommenen Vortrages. Sein Inhalt ist deswegen nicht bedeutungslos, weil Lord Reay den Kreisen des gegenwärtigen englischen Premierministers nahe steht, und seine Auffassung wahrscheinlich derjenigen Denkweise entspricht, die im Whigcabinet die vorherrschende ist. Was Lord Reay über die auswärtige Politik Englands sagte, erscheint gleichzeitig als Abwehr der von den Radicalen und Quäkern empfohlenen Abrüstung und der-

jenigen, mit unzulänglichen Kräften unternommenen Actionspolitik, die den Tories zur Last gelegt wird und die Taschen der Steuerzahler empfindlich berührte.

Im Uebrigen verzichte ich natürlich darauf, das eben besprochene Thema weiter zu verfolgen oder kritisch zu beleuchten; obwohl ich meinerseits Lord Reay, neben wohlverdienter Anerkennung nicht verhehlte, daß England auf dem von ihm vorgezeichneten Wege das gegen seine auswärtige Politik auf dem Continent gehegte Mißtrauen und Unbehagen schon deswegen nicht beseitigen könne, weil die angebliche Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit seiner Staatsmänner niemals dafür bürgen können, daß über Nacht, wie im April 1880, in den Parlamentswahlen ganz entgegengesetzte Strömungen die Oberhand gewinnen. Derselbe Gladstone, der zuerst die Gemüther durch seine pathetische Schilderung der bulgarischen Gräuel erheblich erschütterte, bald darauf von der erregten Menge mit Gespött verfolgt und abermals bald darauf zum Premier berufen in Folge eines Stimmungsumschlages, der sich der Voraussage völlig entzogen hatte! Die Möglichkeit, auf den Gang continentaler Angelegenheiten Einfluß zu gewinnen, hängt daher wahrscheinlich, wie schon Lord Palmerston bemerkte, nicht von der Weisheit der Rathschläge und von der Aufrichtigkeit der Rath ertheilenden Personen, sondern, was England anbelangt, von dem gesicherten Bestande einer das Ministerium stützenden Majorität und von dem Umstande ab, ob ein Ministerium im Anfange einer Legislaturperiode steht, oder einer Neuwahl entgegensieht.

Einen Punkt, den Lord Reay in seinem Vortrag vorübergehend streifte, weil er mit der Hauptsache nicht in näherem Zusammenhange steht, will ich nachträglich berühren, weil ich ihn für den allerwichtigsten halte, wenn es darauf ankommt, die Gesammtheit der socialen Zustände verschiedener Länder mit einander zu vergleichen. Er erwähnte, daß die zunehmende Ausdehnung des Beamtenthums und des Militärwesens immer mehr die tüchtigsten Geisteskräfte der Nationen in sich absorbiren müsse. Und er hat vollkommen Recht.

Der größte Nachtheil, den eine zu weit ausgedehnte Heeresrüstung im Gefolge hat, liegt wahrscheinlich weit weniger darin, daß ein Bauer zwei oder drei Jahre vom Pfluge weggenommen, oder ein Handwerker seiner Werkstatt entzogen wird, da ihm doch während seiner Dienstzeit mancherlei Ausbildung an Leibesübung und Geschicklichkeit zu Theil wird, sondern vorzugsweise darin, daß für militärische Zwecke so viel persönliches Talent in den Offiziercorps lebenslänglich in Anspruch genommen wird.

Es ist viel über die Vertheilung der materiellen Güter und des Besitzes in der gesellschaftlichen Formation der europäischen Staaten geschrieben worden. Ebenso wichtig wäre es, wenn man genauere Untersuchungen über die gesellschaftliche Vertheilung der Talente anstellen wollte. Wenn Amerika gegenwärtig trotz seiner hinter Deutschland weit zurückstehenden Schulen so erstaunenswürdige Fortschritte auf dem Gebiete der Technik macht, und Deutschland trotz seiner zahlreichen Unterrichtsanstalten sich vergleichungsweise erfindungsarm in neuerer Zeit erwiesen hat, so hängt dies mit der Vertheilung der Talente zusammen. Heer, Marine und Berufsbeamtenthum kommen als

Anziehungspunkte für Amerikaner wenig in Betracht. Im Gegentheil, Stellenjägerei und Parteisclaverei wirken auf alle besseren Kräfte abschreckend. Das Talent der Amerikaner steckt vorwiegend in der Advocatur und in der technisch-wirthschaftlichen Arbeit. Umgekehrt ist in Deutschland die Anziehungskraft der Armee und des Staatsdienstes eine so große, daß unser wirthschaftliches Leben nothwendig eine Beeinträchtigung erfahren muß.

Auf sogenanntem exacten Wege läßt sich in solchen Dingen, die sich einer Zählung entziehen, ein überzeugender Beweis nicht erbringen. Allein man hört doch häufig die zweifelnde Frage aufwerfen: „Ist das durchschnittlich an unseren Gymnasien bethätigte Lehrtalent ebenso stark, wie in der vorangegangenen Generation? Waren die Richter am Preußischen Kammergericht vor 1848 nicht von einer anderen Qualität als die Richter am Preußischen Obertribunal nach 1850? Im wirthschaftlichen Leben eines Volkes hängt außerordentlich viel, nicht blos vom Wissen ab, sondern auch vom Wollen und Können.

Wer in den einander entsprechenden Gesellschaftsschichten der Engländer und der Deutschen Vergleichungen anstellt, kann nicht umhin, anzuerkennen, daß in Deutschland unter den jungen Leuten der Altersklasse zwischen sechszehn und zwanzig Jahren das Wissen, in England das Können und Wollen stärker entwickelt ist. Die Anziehungskraft unseres großen bureaukratischen Apparats liegt weitaus weniger in der Erregung des Ehrgeizes, als in der wirthschaftlichen Perspective, wonach bei einstiger Anstrengung ein sicherer Erwerb, ohne die Uebernahme wirthschaftlicher Verantwortlichkeit geboten wird. Das Staatsbeamtenthum in Deutschland, Oesterreich und Italien zerstört wahrscheinlich einen starken Theil des Unternehmungsgeistes, der in England und Amerika dem wirthschaftlichen Gebiete erhalten bleibt: Der Grundzug, wenn nicht gradezu der Charakterlosigkeit, so doch jedenfalls einer weichlichen Passivität oder auch vorsichtiger Zurückhaltung wird innerhalb der gebildeten Klassen immer allgemeiner. Es giebt junge Leute, deren Lebensideal darin besteht, sich mit einer möglichst hohen Pension möglichst frühzeitig „zur Ruhe setzen" zu können. Gewiß kann Deutschland vor allen andern Ländern auf die Unbestechlichkeit, Tüchtigkeit, Sachverständigkeit und Genügsamkeit seines Staatsbeamtenthums stolz sein. Diese Eigenschaften stehen außer Frage. Aber ein ganz anderes Thema ist die Einwirkung der von Jahr zu Jahr anschwellenden Ziffer der Berufsbeamten auf den öffentlichen Geist und das wirthschaftliche Gedeihen der Nationen. Was das Staatsbeamtenthum seiner Natur nach unerläßlich fordert, ist: strenge Disciplin, Unterordnung, Verzichtleistung auf die Geltendmachung einer eigenen Meinung, Hemmung der persönlichen Initiative. Und die Erfüllung dieser Forderungen steht im Widerspruch zu den Grundbedingungen wirthschaftlichen Gedeihens.

Aber nicht blos in jugendlichen Personen, welche durch ihre Natur in den Kreis der Amtsinteressen zeitweilig hineingezogen werden, zeigt sich der Unterschied gesellschaftlicher Formationen. Auch bei den herangereiften Altersklassen tritt er hervor. Es gewährt ein erfreuliches Bild, wenn man in England bemerkt, wie viele Leute in grauen und weißen Haaren voll lebendigen Eifers

an der Förderung socialer Reformen betheiligt sind. Andererseits sind auf dem Continente solche, aus dem Staatsdienst ausgeschiedenen Elemente, die körperlich und geistig sehr wohl geeignet sein würden, am öffentlichen Leben helfend Theil zu nehmen, durch die Gewohnheit des Staatsdienstes nicht nur der Initiative im staatsbürgerlichen Leben, sondern auch des lebendigen Interesses für alle nichtamtlichen Angelegenheiten der Menschheit beraubt. Die in continentalen Staaten so zahlreiche Klasse der Pensionisten, die trotz wirklicher oder anscheinender Rüstigkeit ihr Leben mit Badereisen, Spaziergängen, Wirthshaussitzungen oder Kartenspielen verbringen, ist vielleicht nicht ohne Einfluß auf die Bildung desjenigen Lebensideals geblieben, das diejenigen beseelt, die sich überall möglichst bald zur Ruhe setzen wollen. Die Socialdemokratie verallgemeinert dies Ideal, indem sie sich jeden Arbeiter gleichsam als Beamten mit Pensionsberechtigung im Dienste des Staatscapitals vorstellt.

Diesen durch Lord Reay angeregten Betrachtungen machte gestern Abend der Schlaf ein Ende, der mich an jene bekannte Art von Bettstellen fesselte, deren Umfang in einzelnen continentalen Großstädten dem Flächenraum einer Arbeiterwohnung oder gar einer Baustelle gleichkommt. Ich kann Ihnen nur wünschen, daß diese Zeilen von Ihnen in den Morgenstunden gelesen werden, denn ich zweifle, ob Sie, gleich mir, bis gegen zwei Uhr Nachts von Ermüdung verschont bleiben würden.

Der Held des heutigen Tages war mein Gastfreund, der Lord-Advocat, der gleichsam das Amt eines Staatssecretärs für Schottland, eines Gutachters in allen ministeriellen Anstellungsangelegenheiten und allen schottischen Gesetzgebungsfragen, eines Oberstaatsanwalts für Criminalsachen versieht, zwischen London und Edinburgh, Parlament und Landesgerichten im Winter ab- und zureist, außerdem aber neben seiner hohen Amtsstellung auch seine Privatpraxis als Advocat weiter fortführt. Er hatte als Vorsitzender der ersten Congreßsection die Eröffnungsrede zu halten, die an jedem Vormittage während der Dauer des Congresses den Berathungen der einzelnen Abtheilungen vorangeht. Auch diese Einrichtung der Geschäftsvertheilung hat sich bewährt. Plenarversammlungen, welche die vorangegangenen Verhandlungen von Sectionen auf Wanderversammlungen wiedergeben, sind meistentheils langweilig und finden ein vielfach ermüdetes Publikum vor. Dagegen erscheint es nützlich, in einleitenden Vorträgen allgemeine Fragen zu behandeln, welche das Interesse auch der nicht fachmännischen Theilnehmer fesseln und überall belehrend wirken können. So geschieht es denn hier, daß Kunstkenner, Nationalökonomen, Lehrer, Aerzte und Juristen sich bei solchen Eröffnungsreden gleichsam gegenseitig zu Gaste laden, und eine Concurrenz der verschiedenen Sectionen vermieden wird.

Heute Morgen um neun Uhr war es also die juristische Section, welche gleichfalls in der Free Assembly Hall das gesammte Congreßpublikum zur Eröffnungsrede versammelte. Daß der Name eines Mannes, wie Mac Laren eine große Anziehungskraft ausüben würde, war mit Bestimmtheit zu erwarten. Gehört doch Mac Laren, ganz abgesehen von seiner dominirenden Stellung in der Landesregierung, zu den durch bedeutende schriftstellerische Leistungen

und ausgedehnteste Advocaturpraxis ausgezeichneten Kennern des schottischen Rechts. Niemand konnte in höherem Maße als er befähigt sein, über das Verhältniß zwischen englischen und schottischen Gesetzgebungsproblemen zu sprechen und das bisher unerschöpfte Thema einer einheitlichen Gesetzgebung für Großbritannien und Irland auseinanderzusetzen.

Auf dem Festlande würde es höchst anstößig erscheinen, wenn ein Beamter, der an der Spitze der Rechtspflege steht, vor einem gemischten Publikum die Gesetzgebungsbedürfnisse des Staates erörtern und die bestehenden Zustände zum Gegenstande seiner Kritik machen wollte. In England findet man die Freiheit der Meinungsäußerung auch in der Person des Staatsbeamten natürlich und selbstverständlich, ohne daß die Achtung vor dem Gesetz darunter zu leiden hätte.

Der Lord-Advocat entledigte sich seiner Aufgabe mit großem Geschick, unter gelegentlicher Einstreuung humoristischen Gewürzes.

Ich übergehe in meiner Berichterstattung Alles, was nur die Rechtsverständigen interessiren kann, insbesondere den Vorschlag, unter Anknüpfung an die in den beiden Grafschaften von Yorkshire und Middle Essex bestehenden Grundbucheinrichtungen, stufenweise und allmälig ein System der obligatorischen Besitztitelberechtigung durchzuführen, um jene für uns kaum begreifliche Unsicherheit der Grundstücksverkäufe zu beseitigen, die der Freiherr Ludwig von Ompteda im 46. Bande der preußischen Jahrbücher anschaulich geschildert hat.

Dagegen haben die beiden anderen Hauptpunkte, mit denen sich der Lord-Advocat beschäftigte, zu allen Zeiten die allgemeine Aufmerksamkeit auch continentaler Staatsmänner erregt: Die Rechtseinheit politisch mit einander verbundenen Länder und die Einrichtung der Staatsanwaltschaft.

England und Schottland, die seit Jahrhunderten mit einander durch ein und dasselbe Herrscherhaus vereinigt sind, haben es bisher eben so wenig zur Rechtseinheit bringen können, wie die Schweiz und die nordamerikanische Union, während es Deutschland unter den sonst so zerfahrenen Bundeszuständen gelang, wenigstens ein einheitliches Wechsel-, Handels- und Seerecht zu erringen. Seit Anfang dieses Jahrhunderts spielt die Codificationsfrage ihre Rolle in den englischen Parlamentsverhandlungen, und erst vor zwei Jahren ist ein Strafgesetz-Entwurf aufgetaucht, der einige Aussicht hat, Gesetzeskraft zu erlangen, obschon er in seinem Ursprunge als eine Privatarbeit eines ausgezeichneten Juristen, Sir Fitzjames Stephens erscheint. Der Lord-Advocat hält seinerseits, während er die Möglichkeit eines bürgerlichen Gesetzbuchs durchaus bezweifelt, den Augenblick für gekommen, um die Strafrechtseinheit zwischen England, Irland und Schottland praktisch durchzuführen. Strafdrohungen und Verbrechensbestimmungen beruhen sowohl in England wie in Schottland auf derselben Ueberlieferung eines alten Gewohnheitsrechts, das, von der Todesstrafe abgesehen, dem Richter den weitesten Spielraum in der Beurtheilung des Strafwürdigen und der Bestimmung der Strafarten einräumt. Die Verschiedenheiten, die heut zu Tage nördlich und südlich vom Tweed in der Strafrechtspraxis hervortreten, sind willkürlich, zuweilen sogar

in das Komische hinüberstreifend. Der technische Ausdruck für Diebstahl heißt in England larceny und ist somit romanischen Ursprungs, in Schottland theft also germanischer Abstammung. Während im täglichen Verkehr auch Engländer von theft sprechen, würde sich ein Advocat, nachdem er die Robe angelegt hat, durch den Gebrauch desselben Wortes compromittiren. In Schottland heißt eine strafbare Tödtung, die nicht als Mord verfolgt werden kann, schuldhaftes homicidium (culpable homicide) in England manslaughter. In Schottland wird Fahrlässigkeit eines Locomotivführers schlechthin als Lebensgefährdung bestraft, in England nur dann, wenn Leben oder Leib irgend einer Person beschädigt sind.

Zweifelhaft bin ich, ob der Lord-Advocat auch gesonnen ist, es darauf ankommen zu lassen, die Vorzüge des schottischen Strafprocesses und der schottischen Anklagebehörden der Majorität einer Parlamentsabstimmung preiszugeben. Mit großer Wärme und unter entschiedenster Zustimmung seiner Zuhörerschaft vertrat er die Einrichtungen der bestehenden Strafprocedur. Schottland ist in der beneidenswerthen Lage, eine wirkliche volksthümliche Anklagebehörde zu besitzen, die so gleichmäßig und gerecht wirkt, daß von der gleichfalls gesetzlich zugelassenen Privatanklage — die in England grundsätzlich die Regel bildet, behauptet werden konnte, sie sei aus dem wirklichen Leben eben so sehr verschwunden, wie die Privatfehde des mittelalterlichen Adels.

Die Gründe, weswegen die Einrichtungen der schottischen Strafrechtspflege sich einer allgemeinen Beliebtheit erfreuen, sind in der Kürze diese. Das Publikum weiß, daß eine einseitige Unterlassung der Anklagebehörde, wenn sie vorkäme, durch das staatsbürgerliche Anklagerecht geheilt werden könnte. Gegen ein Uebermaß des Anklageeifers, der auf dem Festlande häufig in gehässiger Weise hervortritt, ist man in Schottland durch zwei Einrichtungen gesichert. Der Lord-Advocat, als Mitglied des Cabinets und des Parlaments, erscheint für jede zweifelhafte Maßregel persönlich verantwortlich, während man in manchen continentalen Ländern niemals genau erfahren kann, welche staatsanwaltschaftlichen Maßregeln aus der Initiative der Anklagebehörde, welche andere aus den Bureaux des Justizministeriums abzuleiten sind. Während in Schottland der Lord-Advocat sich nicht nur offen als Proceßpartei, sondern auch als politischer Parteimann bekennt, geht die Anklagethätigkeit dennoch ihren ruhigen, durch den Rechtszweck geforderten, von politischen Schwankungen unabhängigen Gang. Eine merkwürdige Durchkreuzung der Gesichtspunkte im Vergleich zu der französischen Staatsanwaltschaft, in der unter dem behaupteten Deckmantel der staatsanwaltschaftlichen Unparteilichkeit alle politischen Parteitendenzen gegen die Presse und die jeweilige Opposition sich abspielen konnten! Die untersten Instanzen der schottischen Staatsanwaltschaft sind dagegen wiederum völlig unabhängig in ihrer amtlichen Stellung. Diejenige Behörde, der unsere deutsche Amtsanwaltschaft und theilweise auch der Competenz der Staatsanwaltschaft entspricht, führt den Titel der Fiscalprocuratoren, wird mit Genehmigung des Staatssecretärs vom Sheriff angestellt, gehört regelmäßig zur Klasse der Anwälte (sollicitor) und behält ihr Amt lebenslänglich nach denselben Grund-

sätzen, die für die richterliche Stellung gelten. Solche Zustände sind so lange unnachahmlich, als der Grundsatz der parlamentarischen Parteiregierung als ein unausführbarer an den bestehenden Zuständen anderer Staaten scheitert. Es ist nicht einmal völlig gewiß, daß das schottische Institut der Anklagebehörden auf England übertragen werden kann. Bis jetzt ist das nicht versucht worden. Die Neuschöpfung einer Directorenstelle für amtliche Strafverfolgung (director of public prosecution) hat mit den Einrichtungen der schottischen Staatsanwaltschaft nichts gemein. Nach wie vor bleibt für England der Grundsatz der Privatanklage im Vordergrund; das neue englische Directoren-Amt hat nur aushilfsweise einzuschreiten. Wir verfügen somit in Europa über drei Strafverfolgungssysteme: S. g. Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft (mit geringfügigen Supplementen) in Frankreich, Deutschland und Italien, amtliche Anklagepflicht der Staatsanwaltschaft mit rechtlich allgemein zulässiger, (thatsächlich im ordnungsmäßigen Gange der Justiz ungebräuchlicher, aber grundsätzlich höchst wichtiger) Nebenstellung der Privatanklage, wie in Schottland; Privatanklage mit nebensächlicher Stellung einer ergänzenden Staatsanwaltschaft, wie in England.

Wer sich eine eigene Anschauung von den englischen Rechtszuständen verschafft hat, kann nicht umhin, zu bedauern, daß die allgemeine Zulassung der staatsbürgerlichen Anklage bei der Berathung unserer Proceßgesetze so wenig Anerkennung fand. Mehr, als man glaubt, hat der alte Inquisitionsproceß zur Zerstörung der politischen Freiheit und des Gemeinsinnes beigetragen. Denn was ist der Grund, aus dem Polizei und Staatsanwaltschaft in England mit so großer Achtung behandelt werden? Nicht jener nebelhafte Rechtssinn, den Manche gewissen Völkern als Naturgeschenk beilegen, sondern die einfache Thatsache, daß die Criminalpolizei, wo sie vor Gericht auftritt, nichts Anderes thut, als wozu jeder Staatsbürger berechtigt und verpflichtet ist. Auf dem Continent ist das Wort „Denunciant" zu einem Schimpfnamen für Privatpersonen geworden; aber was für den Privatmann beschimpfend sein soll, das verlangt man getrost von einem Staatsbeamten. Auf diesem Wege bildete sich naturgemäß jener noch heute bei uns fortbestehende, in England völlig unbekannte Gegensatz zwischen allgemein bürgerlicher Ehre und berufsmäßig geschulter Amtsehre, und man gelangte zu jenen feinen Unterscheidungen einer Beleidigung mit Beziehung auf den Beruf, mittelst welcher in gewissen Zeiten eine offene und freimüthige Kritik politischer Angelegenheiten der Presse unmöglich gemacht wurde. Von ihrem natürlichen Gebiete der Kritik durch besondere Strafbestimmungen zum Schutze der Amtsehre verdrängt, mußte die französische Presse mit ihren Abkömmlingen in jenen Zustand scandalsüchtiger Entartung und gehässiger Parteileidenschaft verfallen, den man häufig beklagen hört.

Meine wiederholt dargelegte Auffassung, wonach die allgemeine Zulassung der staatsbürgerlichen Anklage zu den allerwichtigsten politischen Folgerungen des Rechtsstaats gehört und sogar als eine Forderung der öffentlichen Moral

erscheint, hat sich nach Allem, was ich gesehen und gehört habe, nur befestigen können.

Uebrigens klagen nicht wenige Schotten darüber, daß ihren Rechts-Einrichtungen, wo sie sich bewährt haben, viel zu wenig Aufmerksamkeit von Seiten englischer Minister gezollt wird. Der englische Praktiker hat auch, in der That, wenig Veranlassung, sich mit dem schottischen Recht zu bemühen, denn die Rechtspflege beider Länder ist bis in die höchsten Instanzen hinauf gesondert. Ein wahres Wunder bleibt es aber für mich, daß das Publikum im Großen und Ganzen sich bei Ungleichheiten und Widersprüchen beruhigt, die ein Deutscher versucht wäre haarsträubend zu nennen. Von dem Kriminalrecht mag man allenfalls absehen. Aber das Eherecht! Zwei Ländergebiete, die wirthschaftlich, gesellschaftlich, politisch und materiell so eng mit einander verbunden sind, wie England und Schottland, mit einem völlig verschiedenen Eherecht! Dort ein Ehehinderniß der Schwägerschaft, das hier nicht besteht. Erinnern Sie sich des Yelverton-Falles? Noch immer ist heute möglich, was 1812 in dem denkwürdigen Falle von Lolley geschah. Lolley hatte sich in England verheirathet. Die Ehe ward auf Antrag der Frau rechtskräftig wegen Ehebruchs in Schottland geschieden, während in England diese Ehe nur durch eine Privatbill des Parlaments lösbar gewesen wäre. Lolley verheirathete sich demnächst zum zweiten Male auf englischem Boden. Wegen Bigamie angeklagt, ward er verurtheilt und für mehrere Jahre auf die Galeeren (hulks) befördert. Angesichts solcher Fälle entsteht wiederum die Frage: wie dergleichen bei einem freien Volke möglich sei? Sicherlich nicht deswegen, weil die öffentliche Meinung gleichgiltig wäre gegenüber dem Unrecht, das dem Einzelnen widerfährt. Ganz im Gegentheil gehört es zu den großen Vorzügen der englischen Presse, daß sie Rechtsüberschreitungen überall, auch da rügt, wo der gemeine Mann davon betroffen wird. Aber allerdings muß man bei aufmerksamer Beobachtung englischer Verhältnisse einen Unterschied machen zwischen den Arten des Unrechts, die der Einzelne erleiden kann.

Es kommt darauf an, ob es sich um politisches oder juristisches Unrecht handelt. Engländer sind ungemein empfindlich gegen politisches Unrecht, womit ich diejenigen Fälle verstanden wissen möchte, die ihren Ursprung haben in einer Ueberschreitung der Amtsmacht, in obrigkeitlicher Willkür oder im Mißbrauch amtlicher Befugnisse; Fälle, die sich meistentheils als Beeinträchtigungen der staatsbürgerlichen Freiheit darstellen. Gleichgültig aber zeigen sich Engländer vergleichungsweise gegenüber dem juristischen Unrecht, das der Richter begeht, wenn er Kraft seines Amtes bestehenden Gesetzen eine fehlerhafte Auslegung giebt oder ein Gesetz auf ungeeignete Fälle bezieht. Die überlieferte Achtung der Engländer vor dem richterlichen Amte überwiegt durchaus über das Gefühl des Mißbehagens. Dem Satze „der König kann kein Unrecht thun", steht ein zweiter gleichsam zur Seite: „Der Richter kann in keinen Irrthum fallen". Ausdruck dieser Empfindung war die bisher durchaus mangelhafte Entwickelung des Rechtsmittelsystems.

Und wiederum umgekehrt verhält es sich auf dem Continent. Wir haben seit dem Mittelalter in der Gerichtsverfassung Alles gethan, um im gothischen Stil einen Thurm von Rechtsmitteln über die unteren Instanzen aufzuführen. Da gab es ein (für die Advocaten!) fröhliches Recurriren und Appelliren, Revidiren und Suppliciren, Remonstriren und Protestiren, Provociren und Defendiren, daß nunmehr auf deutschem Boden sich die Haare eines englischen Advocatenzopfes vertikal aufgerichtet haben würden. Die Furcht vor dem juristischen Unrecht schuf jenen babylonischen Zustand des deutschen ehemaligen Reichskammer-Gerichtsprocesses. Das Mißtrauen, das sich in der Gerichtsverfassung gegen die Erkenntnisse der untersten Instanzen selbst in geringfügigen Streitsachen ausprägte, blieb bei den Laien definitiv auch gegen rechtskräftige Entscheidungen höchster Gerichtshöfe haften. Andererseits entwickelt sich das Verwaltungsgebiet völlig unabhängig von den Proceßforen. So ward der nothwendige Rechtsschutz gegen den Mißbrauch der Amtsgewalt nach und nach immer mehr verkümmert und das Publikum gewöhnt sich allmälig an die Souveränität polizeilicher Gesetzesauslegung.

Als dann das politische Parteileben sich auszudehnen begann, befestigte sich der Gegensatz der Interessen innerhalb der einfachen Formel, daß von der einen Seite eine liberale Gesetzesauslegung, von der andern Seite eine conservative Interpretation begehrt wurde. Wie sehr die Begriffe von politischem Unrecht in Deutschland abgeschwächt wurden, zeigt am deutlichsten wohl die Thatsache, daß vor etlichen Monaten von gebildeten Männern die Staatsregierung den bestehenden verfassungsrechtlichen Vorschriften zuwider aufgefordert wurde, die staatsbürgerliche Gleichheit der Juden durch administrative Fernhaltung derselben von autoritativen Amtsstellungen zu verkümmern.

Im Uebrigen ist nicht zu verkennen, daß sich dieser Gegensatz zwischen continentalen und englischen Rechtsanschauungen auszugleichen beginnt. In England geht das Bestreben der neuen Zeit dahin, die Anfechtung gerichtlicher Entscheidungen in weiterem Umfange zuzulassen.

Aber wohin gerathe ich bei diesen Betrachtungen? Der Lord-Advocat hatte in seinem Vortrage weder das interessante Thema des schottischen Eherechtes, noch die allgemeine Frage des Rechtsschutzes berührt. Als er geendigt, ward ihm, der bisherigen Gewohnheit zuwider, ein besonderes Dankvotum ertheilt, was bisher nur bei den Eröffnungsreden des Präsidenten üblich gewesen war.

Nunmehr begann die Versammlung sich zu zerstreuen und diejenigen Räumlichkeiten aufzusuchen, die zur Abhaltung der Sections- oder Abtheilungssitzungen angewiesen worden waren. Meinerseits begab ich mich, um an den Verhandlungen der Juristen Theil zu nehmen, nach dem südlich von St. Giles belegenen Parlamentshause.

Parliament House ist an der Stelle des alten, im Jahre 1640 aufgeführten Gebäudes im italienischen Renaissance-Stil errichtet worden, nachdem ein Brand 1824 dasselbe zerstört hatte, um die verschiedenen mittleren und höheren

Gerichtshöfe in sich aufzunehmen. Von dem alten Bau blieb jedoch die große, 122 Fuß lange und 49 Fuß breite Halle erhalten, in der ehemals das schottische Parlament, das ein Zweikammersystem nicht kannte, seine Sitzungen hielt und gegenwärtig Advocaten oder Sachwalter mit dem rechtsuchenden Publikum verkehren. Da die Gerichtsferien noch nicht beendigt sind, konnte man diesen herrlichen Raum und die Gemächer der Justizbehörden dem Congreß überlassen, der in der Halle sein Anmeldungsbureau eingerichtet hat.

An der südlichen Schmalwand befindet sich ein aus der Königlichen Münchener Glasmalerei hervorgegangenes Fenster, auf welchem Kaulbach die Begründung des Sessionshofes unter Jakob V. dargestellt hat. An der gegenüberliegenden nördlichen Schmalseite und an der östlichen Langseite stehen mehrere Bildsäulen hervorragender schottischer Juristen, theilweise von Chantrey gemeißelt. Ueber und zwischen ihnen hängen Porträts bedeutender, der Rechtspflege angehöriger Männer. In einer solchen Halle erkennt man, daß Recht und Richter in Großbritannien eine tief in das Volksleben eingreifende Macht erlangt haben. Die Erinnerung an die Persönlichkeit hervorragender Juristen erhält sich deswegen so lange, weil der Einzelne eine Bedeutung gewinnt, die er nach der collegialischen Gerichtsverfassung continentaler Länder nicht erlangen kann, wo der lebendige Zusammenhang zwischen Volk und Recht durch Heimlichkeit und Schriftlichkeit des Verfahrens unterbrochen wurde, da die in den Gerichtshöfen leitenden Männer nicht, wie in England, eine dem öffentlichen Leben angehörige Biographie aus der Advocatur in das Staatsamt mit hinüber nahmen. Die Lebensgeschichte englischer Juristen steht nicht in Personalacten verzeichnet, sondern in Marmor geschrieben. Unter unserem alten Proceßverfahren war der Ruf eines deutschen Richters vergänglicher als der Ruhm des Mimen, dem die Nachwelt keine Kränze flicht. Mag auch von den Richtern bei uns gelten, was von den Frauen gesagt wurde, daß Diejenigen die besten seien, von denen man am Wenigsten spricht, und mag auch der höchste Ruhm des Richters darin bestehen, daß er Auszeichnungen nicht suchen darf, so konnte ich mich doch Angesichts dieser Bildnisse des stillen Wunsches nicht erwehren, daß in den Räumen des deutschen Reichsgerichts dereinst der Platz zu finden sein möchte, an dem das Verdienst der durch Charakterfestigkeit und Weisheit ausgezeichneten Richter seine Anerkennung findet. England besaß keine Rechtslehrer von Savigny's Bedeutung, wohl aber zu allen Zeiten zahlreiche Richter von einer Charakterfestigkeit, die in Deutschland, wie die Erinnerungen des letzten Menschenalters vermuthen lassen, nicht durch Bildsäulen oder durch Auszeichnungen, sondern durch jenes Martyrium geehrt worden waren, das sich bei uns an die Namen von Waldeck und Twesten knüpfte. Entfernte Zeiten werden die Ehrenschuld, die Deutschland dem Andenken dieser beiden Richter abzutragen hat, vielleicht besser würdigen können als die Gegenwart, oder jene Epoche, in der das officielle Ideal des norddeutschen Juristen sich in gewissen Männern der Staatsanwaltschaft personificirt zu haben schien.

Illustrirte Bibliographie.

* Von Wilhelm Lübke's **Geschichte der Plastik** liegt nun die dritte Auflage abgeschlossen vor (Verlag von E. A. Seemann in Leipzig). Der Verfasser, durch

Anbetende Madonna. Thonrelief von Luca della Robbia.
Aus „Geschichte der Plastik“ von Wilhelm Lübke. Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

dessen Beiträge wir oft genug den Inhalt unseres Blattes zu bereichern das Glück hatten, ist in seinen Vorzügen als Kunstforscher sowohl wie als populärer Darsteller

des Gefundenen unserem Publikum hinreichend bekannt. Findet die reine Wissenschaft in sich selbst Zweck und Befriedigung, so können wir Laien uns doch nicht versagen, das Verdienst höher zu schätzen, das Lübke sich erworben, indem er Geschichte und Erkenntniß der Kunst unseren Kreisen zugänglich machte. Von seinem rastlosen Schaffen legt das lange Verzeichniß seiner populären Schriften, von dem Erfolge, den er damit davongetragen, die Zahl der Auflagen Zeugniß ab, worin sie verbreitet sind. Daß seine Geschichte der Plastik — desjenigen Kunstzweiges, dessen Früchte sicherlich die herbsten sind und nur einen ungewöhnlich ausgebildeten Geschmack anmuthen — es nun schon zur dritten Auflage gebracht hat, ist einer der schönsten Triumphe im Leben des Verfassers, und ein erfreulicher Beweis dafür, daß in unserem Volke die künstlerischen Interessen sich wirklich zu vertiefen anfangen. Die neue Ausgabe des Buches, dessen Charakter im Wesentlichen ja wohl bekannt ist, hat die Ergebnisse der letzten Forschungen, die besonders auf dem Gebiet der Kunst des Alterthums so ergiebig gewesen sind — wir erinnern nur an die Ausgrabungen in Ilios, Olympia und Pergamon — vollständig verwerthen können; daß auch sonst an dem Ausbau des schönen Werkes eifrig gearbeitet worden ist, das ist selbstverständlich: wir heben nur hervor, daß unter Anderem die Kleinkunst des Mittelalters eine eingehendere Berücksichtigung erfahren hat. Gleichfalls reich vermehrt sind die Illustrationen, von denen wir in der Abbildung eines Thonreliefs von Luca della Robbia eine Probe geben.

* Ein anderes Werk, durch dessen Herausgabe die Seemann'sche Buchhandlung sich gleichfalls ein hohes Verdienst um die Förderung unserer Kunstgeschichte erworben hat, liegt nun endlich mit dem sechsten Bande abgeschlossen vor. Es ist die von Robert Dohme redigirte Monographiensammlung **Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit.** Wir verkennen keineswegs die Nachtheile, welche die bei der Composition des Werkes verfolgte Methode mit sich bringt. Wenn man die Biographien und Charakteristiken der einzelnen Künstler, wie es hier geschieht, jede einzeln von einem anderen Schriftsteller behandeln läßt, so kann eine Vollständigkeit des Materials eine eigentliche Uebersicht der künstlerischen Bewegung, natürlich nicht erzielt werden, eben so wenig wie eine durchgehends einheitliche Behandlung des Stoffes, mag dieselbe auch in großen Zügen vereinbart worden sein. Allein es wird ja auch Niemand erwarten, in diesem Werke eine eigentliche Kunstgeschichte zu finden; wie man denn auch das Publikum, an welches sich dasselbe wendet, als gebildet genug voraussetzen darf, um sich nicht an Kleinigkeiten, die es selbst corrigiren kann, zu stoßen. Allein faßt man die Publication so auf, wie sie sich giebt: als eine Galerie schön entworfener Künstlerprofile, deren jedes einzelne für sich betrachtet sein will, so kann man derselben nur den vollsten Beifall spenden. Auch abgesehen von jenen Theilen der Sammlung, die wie Anton Springers Rafael und Michelangelo geradezu neue Gesichtspunkte für die wissenschaftliche Betrachtung aufstellen und nebenbei durch die classische Vollendung der Schreibweise Kunstwerke an sich sind, machen diese Monographien insgesammt den berufenen Namen ihrer Verfasser hohe Ehre. Unter den Erzeugnissen der letzten Jahre auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft nehmen sie schon dadurch einen hervorragenden Platz ein, daß sie sich nicht scheuen, sich mit den erzielten Resultaten an das große Publikum zu wenden, ohne dabei einerseits eine feile Popularisirung, andererseits ein Drapieren in den widerwärtigen Philosophenmantel gelehrter Phrase für nöthig zu halten. — Wir empfehlen „Kunst und Künstler" mit aufrichtiger Sympathie. Das Buch sollte ein Hausbuch werden, das in keiner Familie, wo man sich der Kunst wirklich theilnehmend erfreut, fehlt. Zu einem Schmuck für jede Hausbibliothek macht es schon seine herrliche Ausstattung, von der wir als Probe die Nachbildung eines Blattes von dem mehr genannten als gekannten Callot geben. Die Holzschnitte — deren das Werk an die 500 enthält — sind durchgehends musterhaft, großentheils, wie auch der vorliegende, Beweise einer beispiellosen Virtuosität in der Facsimilisirung; die Auswahl

Einmarsch der Zigeuner von Jacques Callot. Aus „Kunst und Künstler", herausgegeben von Robert Dohme. Verlag von A. Seemann in Leipzig.

der wiedergegebenen Schöpfungen eines jeden Meisters ist mit großem Tacte getroffen worden. Nur eine Unbequemlichkeit hat das Buch, nämlich die, daß der Grundsatz, jeden Abschnitt als etwas Selbständiges zu behandeln, auch auf die Paginirung ausgedehnt ist. Die Orientirung wird allerdings durch die Numerirung der Bogen und die Durchführung der Kopftitel ermöglicht — immerhin aber muß man manchmal erst eine Weile blättern, ehe man findet, was man gerade in einem Bande sucht. Wenn indeß das Werk den Anklang und die Verbreitung findet, die wir ihm wünschen und welche es verdient, so ist es der Verlagshandlung vielleicht möglich, in der zweiten Auflage die Paginirung in jedem Bande durchgehen zu lassen.

* Von dem bei Gebr. Kröner in Stuttgart veröffentlichten Prachtwerk **„Unser Vaterland"** erscheint der erste Band, der früher den Separattitel „Aus deutschen Bergen" führte, in zweiter Auflage unter dem Titel **„Wanderungen im bayerischen Gebirge und Salzkammergut".** Wir dürfen die Vorzüge des Buches wohl als bekannt voraussetzen. Von den beiden Herausgebern, Karl Stieler und Hermann von Schmid, ist dieser uns leider vor Kurzem durch den Tod entrissen worden. Wie sie, war wohl kein Anderer berufen, Land und Leute der deutschen Voralpen zu schildern. Was die Illustration anlangt, so hält das Werk, was die glänzenden Namen der Mitarbeiter versprechen: Landschaftliches wie

Figürliches ist ausgezeichnet, und ausgezeichnet ist auch die Wiedergabe durch Holzschnitt. Wir geben als Probe eine Schlußvignette von Diez, Dirnen und Burschen in der „Miesbacher Tracht" darstellend. Man kann sich nichts Flotteres und dabei Stimmungsvolleres denken als die Art und Weise, wie diese beiden Figuren auf das Papier geworfen sind. Das Werk enthält 38 Vollbilder und im Ganzen nahe an 200 Illustrationen — alle gleich vorzüglich. Wenn man bedenkt, daß es überhaupt nur 215 Seiten zählt, so wird man uns zustimmen, daß die Ausstattung, zu der noch ein rother Leinenband mit Schwarz und Goldpressung hinzutritt, eine außergewöhnlich reiche ist.

Miesbacher Tracht von W. Diez.
Aus „Wanderungen im bayrischen Gebirge u. Salzkammergut" von Karl Stieler und Herman v. Schmid.
Verlag von Gebr. Kröner in Stuttgart.

* Aus dem Verlag von Spemann in Stuttgart ziehen wir für heute drei Publicationen in den Kreis unserer Bibliographie. Das erste derselben ist **„Hellas und Rom"**, von Johannes von Falke. Der Verfasser ist bekannt als ein Schriftsteller, der gründliche Kenntniß des Alterthums mit feinem Kunstsinn in seltener Weise vereinigt, als ein Gelehrter, welcher — ein höheres Lob wüßten wir ihm nicht zu spenden! — einen Stil schreibt, wie er schöner in Deutschland selten gefunden wird. — Doch wir wollen bei dieser illustrirten Bibliographie auf die Vorzüge des Textes kein zu großes Gewicht legen — in diesem Falle um so weniger, als die Illustrationen in Hellas und Rom nicht minder vollwichtige Kunstleistungen sind. Leider beschränkt uns bei der Auswahl einer Probe einerseits, wie oben angeführt, das einzuhaltende Normalmaß, andererseits finden wir unter den Bildern, deren Umfang unsern Anforderungen entsprach, so schön dieselben waren, wenig, was vollständig losgerissen von dem Text unsere Leser auch stofflich interessirt haben würde. Was wir zumeist bedauern, das ist, nicht eine Composition eines der großen, berühmten Meister, die sich durch ihre Beiträge um das Buch verdient gemacht, vorführen zu können. Dagegen dürfen wir wohl hoffen, daß es manch' Einen interessirt, zu sehen, was für ein höchst merkwürdiges Gesicht Messalina gehabt hat. Der reine Roccoco-Typus! Die Mundpartie und der Hals erinnern besonders lebhaft an die ihr im Naturell so verwandte Katharina II. Wir wünschen „Hellas und Rom" die weiteste Verbreitung; seiner Tendenz wie seiner Ausstattung nach ist es befähigt und verdient es, das Verständniß des Culturlebens im Alterthum auch in die Kreise zu tragen, denen es versagt ist, jenes aus den Quellen zu schöpfen.

* Mit der Geschichte unserer eigenen Cultur beschäftigt sich die von demselben Verleger in einer Prachtausgabe und außerdem in einer Volksausgabe veröffentlichte

„Germania“ von Johannes Scherr. Wir freuen uns, wenigstens bei diesem Werke beweisen zu können, daß und in welch' hervorragender Weise große Künstler an seiner Ausschmückung gearbeitet haben. Knille ist es, der die Figur des Narses, des energischen Gothen-Besiegers, so charakteristisch entworfen hat: im Kleinen ein Muster historischen Porträts. Gleich ihm ist eine lange Reihe bedeutender Künstler an der Herstellung des bildlichen Theiles thätig gewesen. Wir nennen hier nur Diez und F. Kaulbach, den talentvollen, jungen W. Friedrich — und vor Allem Wolfgang Menzel. Wer sein Porträt des alten Fritz nicht kennt, wie er ihn in der „Germania“ dargestellt hat, der kann sich weder von Menzel noch vom alten Fritz eine Vorstellung machen.

* Von da bis zu Keller-Leuzinger's „Negerkopf“ ist ein weiter Schritt — ein gutes Stück Menschengeschichte liegt dazwischen. Fr. von Hellwald versucht in seiner **„Naturgeschichte des Menschen“** einen Weg durch diese, immerhin noch ziemlich pfadlosen Wildnisse der Anthropologie zu bahnen. Die Verdienste des Verfassers als Popularschriftsteller sind unbestritten; das vorliegende Werk gewinnt dadurch noch an Interesse, daß derselbe die Entdeckungen Darwin's geschickt für sein Gebiet verwerthet. Auch sonst hat das Buch seinen ganz besonderen Vorzug. Derselbe beruht in dem untrennbaren Zusammenarbeiten von Schriftsteller und Künstler, wobei der Eine immer den Anderen ergänzt und woraus ein so inniger Zusammenhang zwischen Text und Illustration entsteht, wie man ihn sonst in Prachtwerken selten findet. Nicht zum Schaden des Buches, denn dieser einheitliche Ton des Ganzen macht einen künstlerisch wohlthuenden Eindruck.

Messalina.
Aus „Hellas und Rom“ von Johannes von Falke.
Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

* Die Verlagshandlung von Braun und Schneider in München erfüllt eine schöne Pflicht der Pietät, indem sie die in ihrem Besitze befindlichen Zeichnungen Moritz von Schwinds zusammenstellt und veröffentlicht. Das **„Moritz von Schwind Album“** enthält auf zweiunddreißig Blättern in Imperialformat Alles, was der Meister für die „Münchener Bilderbogen“ und für die „Fliegenden Blätter“ gezeichnet hat. Also lauter Bilder, die der Betrachtende zum großen Theile schon kennt, und deren gar manches Erinnerungen an die Kinderjahre erweckt, da der Bilderbogen vom Herrn Winter oder vom Machondelbaum noch auf dem Weihnachtstische lag, an jene Zeit glücklicher Unwissenheit, da man sich wenig darum kümmerte, daß das Bild, das man mit seinen ersten ungefügen Malversuchen entstellte, von Einem aus Deutschlands größten Künstlern

Narses von Knille.
Aus „Germania" von Joh. Scherr. Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

erfunden worden war. Liebe, alte Bekannte, die man nach langem Vergessen nachdenklich mustert, um schließlich zu finden, daß sie noch unverändert schön sind — in unseren Augen, die schärfer sehen als damals, sogar schöner. Und auch, was man neben ihnen Neues sieht, betrachtet man mit Würde — und mit einem gewissen Respect vor dem großen Künstler, dessen nun längst erstarrte Hand sich längstvergessenen Scherzen anbequemte. Kaum, daß Einem über dem Gedanken an ihn recht bewußt wird, was

Negerkopf von F. **Keller-Leuzinger.**
Aus „Naturgeschichte des Menschen" von Fr. v. Hellwald. Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

der Herausgeber ihm für ein schönes Denkmal gesetzt hat, daß man die Vollkommenheit des Holzschnittes, die Schwere der Blätter, die einfache Vornehmheit der Mappe beachtet. Die Texte zu den Bildern sind auf einer Beilage abgedruckt. Das Frontispiz zum gestiefelten Kater, das wir hier wiedergeben, diesmal ausnahmsweise eine Reduction, aber eine wohlgelungene, zeigt Schwind von seiner charakteristischen Seite: köstlich ist der Riese mit der stilisirten Cigarre, der auf dem Schloß sitzt — auch die Kopfleiste mit den Reliefs ist interessant — wäre es auch nur darum, daß Schwind schon anno 1856 den heutigen Stil geahnt hat.

* Neben jenen Prachtwerken, die sowohl durch die Bedeutung ihres Textes als durch den besonders hohen künstlerischen Werth ihrer Illustration von vornherein die Beachtung eines internationalen Publikums beanspruchen dürfen und schon deßhalb auf dem Büchermarkt jeder Nation selbstständige Vertretung finden müssen — neben solchen

Der gestiefelte Kater von M. v. Schwind.
Aus dem „Moritz v. Schwind-Album“. Verlag von Braun und Schneider in München.

Prachtausgaben, wie es beispielsweise einige der Doré'schen Illustrationswerke sind, eignen sich zu einer Uebertragung in fremde Sprachen am besten entschieden diejenigen, die sich mit der Beschreibung von Land und Leuten, vornehmlich der bekannten Touristengegenden befassen. Daß eine solche Uebertragung und damit die

Eröffnung eines neuen Marktes für die Buchhändler etwas sehr Wünschenswerthes ist, begreift sich leicht, wenn man die enormen Kosten erwägt, welche die Herstellung eines Prachtwerkes verschlingt. Aber auch dem einfachen Nationalgefühl, das an der Literatur mit keinerlei persönlichem Interesse betheiligt ist, schmeichelt

Norwegischer Wasserfall.
Aus Nordlandsfahrten. Verlag von Hirt und Sohn in Leipzig.

es zu erfahren, daß der Italiener beispielsweise es der Mühe werth gefunden hat, Woldemar Kaden's „Italien" zu übersetzen, und sich so die Beschreibung seines eigenen Vater=

Rhinoceroskampf. Aus Indien von Emil Schlagintweit. Verlag von H. Schmidt und C. Günther in Leipzig.

landes aus fremder Feder anzueignen, oder daß das Ebers'sche Aegypten gegenwärtig für das französische Publikum bearbeitet wird. Man betrachtet das gern als einen augenschein=

lichen Triumph unserer graphischen Künste, die noch vor wenigen Jahren es nicht hätten wagen dürfen, den erlesensten Buchhandels-Erzeugnissen weit reicherer Länder auf ihrem eigenen Markte Concurrenz zu machen. Andererseits sind wir vorurtheilsfrei genug, uns offen zu freuen, wenn das Ausland uns Gleiches mit gleichem vergilt, daß dadurch unser Literaturbesitz um Schönes bereichert und ein Beweis einträchtigen Zusammenarbeitens auf demselben Felde geliefert wird. — So entstammen zum Beispiel die Illustrationen der bei Hirt und Sohn in Leipzig erscheinenden **Nordlandsfahrten**, von denen unsere Bibliographie eine Probe enthielt, offenbar der Hand ausländischer, wahrscheinlich englischer Künstler. Indessen ist der Text dieses Werkes deutschen Ursprungs; an seiner Abfassung ist eine größere Anzahl Schriftsteller von bewährtem Rufe betheiligt. Die Nordlandsfahrten — von denen zur Zeit nur die ersten Lieferungen vorliegen, werden Schweden und Norwegen, England und Wales, Schottland, endlich auch Irland behandeln. Wie man sieht, ist der Rahmen ungewöhnlich weit gezogen, und das, was er umfaßt, erweckt aus jedem Gesichtspunkte Interesse: wilde Natur und die durch die Beeinflussung des Klimas uns häufig fremdartig gestaltete Cultur und Kunst Scandinaviens, andererseits die Zustände Großbritanniens, das, eines der ältesten Culturländer Europas, die schroffsten Gegensätze hochentwickelten Lebens und tiefster Barbarei einträchtig nebeneinander hegt; diese beiden Gebiete umschließen sicherlich des Interessanten viel, und da sie nicht auf der gewöhnlichen Reisestraße liegen, so ist der Gedanke, sie dem Publikum wenigstens in Darstellung und Beschreibung zugänglich zu machen, lebhaften Beifalls werth.

In der Anlage ähnlich ist das im Verlage von Heinrich Schmidt und Carl Günther in Leipzig erscheinende **„Indien"**. Der Text zu demselben stammt zwar aus der Feder eines Deutschen, Emil Schlagintweit's, dessen Familienname ja in den Kreisen der Geographen sich eines geachteten Klanges erfreut. Dagegen sind die Illustrationen gleichfalls ausländischen, wie es scheint, französischen Ursprungs. Sie sind übrigens gut und machen dem alten Renommée der Franzosen Ehre. Alle bringen sie den Eindruck des nicht Componirten, sondern wirklich Erlebten, Gesehenen hervor, und die Vermuthung wird wohl nicht allzu weit vom Ziel schießen, daß sie zum großen Theil nach Photographien angefertigt sind. Dieser Eindruck schwächt bisweilen vielleicht den künstlerischen Genuß, aber bei einem Buche, das sich, wie dieses, die Belehrung zur Aufgabe macht, hat das Gefühl, eine in jedem Detail genaue Illustration vor sich zu haben, doch viel Werth. Keiner braucht übrigens zu fürchten, hier ein streng und trocken wissenschaftliches Werk zu finden. Die Darstellung ist vielmehr lebhaft und anschaulich und dem Verständniß des Laien durchaus angepaßt. Es ist eine dankbare Aufgabe, das Land, dessen Natur und Kunst so viel Anziehendes, das Interesse mächtig Fesselndes gewährt und welches dennoch in Deutschland verhältnißmäßig viel zu wenig gekannt ist, in Wort und Bild zu schildern. Daß das vorliegende Werk seiner Aufgabe gerecht wird, wollen wir ausdrücklich anerkennen. Von den Illustrationen geben wir eine Probe, einen Zweikampf zwischen Rhinocerossen darstellend, eine Volksbelustigung nach Art der antiken Venationes.

Franz Liszt. Gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Ramann. 6 Bände. 8. (1. und 2. Bd. erschienen) 1. Bd. Fr. Chopin. Frei in's Deutsche übertragen von La Mara. I. IV und 215 S. ℳ. 6. 2. Bd. Essays und Reisebriefe eines Baccalaureus der Tonkunst. In das Deutsche übertragen von L. Ramann. VIII und 261 S. ℳ 6.

Franz Liszt's geistsprühende Schriften, zumeist in französischen Zeitschriften zerstreut, sind bisher dem deutschen Publikum fast unzugänglich gewesen. L. Ramann, die Verfasserin der großen Liszt-Biographie, hat nunmehr im Auftrage des Verfassers das Material gesammelt und geordnet, sowie die in französischer Sprache niedergeschriebenen

Aufsätze frei in's Deutsche übertragen. Die Uebertragung des ersten Bandes „Chopin" eines in seiner Art unvergleichlichen Werkes, stammt aus der Feder von La Mara. Wer das französische Originalwerk kennt, dessen Uebertragung La Mara gleichfalls auf Wunsch des Autors übernommen, wird zu beurtheilen vermögen, daß es sich hierbei nicht um eine Uebersetzung im gewöhnlichen Sinne des Wortes handeln konnte. Die bildreiche, poetisch gesteigerte Ausdrucksweise, der eigenartige Satzbau forderten, dem Wesen unserer Sprache angemessen, eine den Geist des Ganzen vielmehr als den Wortsinn im Einzelnen wiedergebende Behandlung, machten häufig eine Vereinfachung und Umgestaltung, eine knappere Darstellung nothwendig. Wie das Buch selbst aus einem dichterischen Geiste hervorgegangen, war es auch die Aufgabe des Uebersetzers, dasselbe mehr nachzudichten, frei nachzuschaffen, als sclavisch nachzuahmen. Der „Versuch einer Nachdichtung" nennt die Uebersetzerin ihre Arbeit, wir dürfen ihn als einen überaus gelungenen bezeichnen. In dem zweiten Bande finden sich die folgenden Stücke vereinigt, die aus der Sturm- und Drangperiode der Jahre 1834—1840 herrühren: a: Essays: Zur Stellung der Künstler. Sechs Artikel. Ueber zukünftige Kirchenmusik. (Fragment.) Ueber Volksausgaben bedeutender Werke. Ueber die „Hugenotten" von Meyerbeer. (Fragment.) Herrn Thalberg's „Grandes Fantasies" Op. 22 und „Caprices" Op. 15 u. 19. An Herrn Professor Fétis. Compositionen für Clavier von Robert Schumann, Paganini. (Nekrolog.) b: Briefe: Nr 1—3 an George Sand. Nr. 4 an A. Pictet. Nr. 5 u. 6 an L. de Ronchaud. Nr. 7 an M. Schlesinger. „La Scala". Nr. 8 an Lambert Massart. Nr. 9 an Heinr. Heine. Nr. 10 an M. Schlesinger. „Der Zustand der Musik in Italien". Nr. 11 an d'Ortigue. Die heilige Cäcilie. Nr. 12 an Hector Berlioz.

Die Uebersetzungsarbeit ist von L. Ramann mit bemerkenswerthem Geschick geleistet. Die Ausstattung der Bände ist von vornehmster Eleganz.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, R. Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Friedr. Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, W. Philippson, S. Ruge, Eberh. Schrader, B. Stade, A. Stern, Otto Waltz, Ed. Winkelmann, Adam Wolf, herausgegeben von Wilhelm Oncken. 25—27. Halbband, Lexikon-Format. Berlin 1880. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. à Halbband *M.* 3. —

Dieses bedeutende Unternehmen hat in den letzten Monaten interessante Fortsetzungen gebracht. Die 25. Abtheilung führt Dümichen's Geschichte des alten Aegyptens weiter. Die Leistung dieses Heftes steht hoch in wissenschaftlicher wie in technischer Beziehung. Der Text, beruhend auf dem vertieftesten Studium der in zahlreichen hieroglyphischen Inschriften aller Art bestehenden Quellen, setzt die Beschreibung der geographischen Eintheilung des alten Aegyptens bis zum 16. Gaue fort. Er enthält auch die Abhandlung über die großartige Tempelstätte Karnak, welche im 4. Gau, im „Gau des Götterscepters Us" liegt. Auf sie beziehen sich die interessantesten und zumeist in's Auge fallenden der beigegebenen Abbildungen, von denen ein großer Situationsplan der drei Tempelbezirke von Karnak hervorgehoben werden muß. Der große Tempel von Karnak ist nicht in einer Epoche und nicht unter einem König entstanden, sondern eine Reihe von Perioden hindurch haben viele Könige an dem imposanten Werke gebaut. Die entzifferten hieroglyphischen Inschriften liefern das Material zur Baugeschichte des Karnaktempels und dieselbe ist in dem vor uns liegenden vielfarbigen Plane kartographisch dargestellt, mit wissenschaftlichem Scharfsinn und technischer Geschicklichkeit. Schöne Ansichten von einzelnen Theilen dieses Tempels und von anderen culturhistorisch wichtigen Stätten des alten Aegyptens, die Fortsetzung der in der ersten Abtheilung begonnenen historischen Karte, eine große Abbildung des merkwürdigen Reliefs „Die Flotte einer ägyptischen Königin", welches sich an einer

Wand des Terrassentempels von Dêr-el-bah' eri (westl. Theben) befindet und aus dem 17. Jahrhundert vor Christi herrührt, und A. m. ist außerdem in dieser Abtheilung enthalten. Dümichen's altägyptische Geschichte ist von allgemeinem Interesse, ein besonderes dürfte sie namentlich für alle Leser von Ebers Romanen haben. Die 26ste Abtheilung hat Professor **Hertzberg's** Geschichte des römischen Kaiserreichs fortgesetzt und die 27. Abtheilung hat die Geschichte des Zeitalters Friedrich's des Großen von Professor **Oncken** begonnen.

Dieses erste Heft des vielversprechenden Theiles behandelt als einleitende Vorgeschichte zu der Regierung des großen Friedrich die französischen, englischen und österreichischen Verhältnisse der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und entwirft in fesselnder Darstellung, unter häufiger Einschiebung der Quellen selbst, ein Bild der Zustände, in die Friedrich II. bei Beginn seiner Regierung eintrat.

An die Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Andersen, H. Chr., Ausgewählte Werke. Neu revidirt auf Grund der vom Verfasser selbst besorgten deutschen Ausgabe. Herausgegeben und eingeleitet von Leopold Katscher. 8 Bde., enthaltend: 1. u. 2. Band Nur ein Geiger. — Der Improvisator. 3. u. 4. Band O Z. — Sein und Nichtsein. 5. u. 6. Band Die zwei Baronessen. — Das Märchen meines Lebens. 7. u. 8. Band Ausgewählte Geschichten und Erzählungen. — Ausgewählte Märchen. Leipzig 1880, Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).

Besse, Dr. P., Geschichte der Deutschen bis zur höchsten Machtentfaltung des Römisch-Deutschen Kaiserthums unter Heinrich III. 6. Lieferung. Leipzig 1880, J. H. Webel.

Deisenberg, Dr. W., Theismus und Pantheismus. Eine geschichts-philosophische Untersuchung. Wien 1880. Faesy & Frick, k. k. Hofbuchhandlung.

Faulmann, Karl, Illustrirte Culturgeschichte für Leser aller Stände. Mit 14 Tafeln in Farbendruck, mehreren Facsimile-Beilagen und ca. 300 in den Text gedruckten Illustrationen, Lfg. 6—10. Wien, Pest und Leipzig 1880. A. Hartlebens Verlag.

Gedichte eines deutschen Veteranen. Verfasst und herausgegeben von J. G. Metz. Combattant der Feldzüge 1866, 1870 und 1871. Luckenwalde 1880. Im Selbstverlage des Verfassers.

Guichard, E., Die Harmonie der Farben. Autorisirte deutsche Ausgabe mit Text von Dr. G. Krebs. 18 Lieferungen mit 144 Farbentafeln, ausgeführt in den Ateliers des Moniteur de la Mode in Paris. Lieferung 1. Frankfurt a. M. 1880. Wilhelm Rommel.

Harnack, Otto, Napoleon. Dramatisches Gedicht in Vorspiel und fünf Acten. Dorpat und Fellin 1881, E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung.

Hettner, Hermann. Geschichte der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Separat-Abdruck aus H. Hettner's Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Vierte verbesserte Auflage. Braunschweig 1881. Friedrich Vieweg & Sohn.

Klassiker, Militärische, des In- und Auslandes mit Einleitungen von v. Scherff, v. Boguslawski, v. Taysen, Frh. v. d. Goltz und Anderen. Herausgegeben von G. v. Marées, Heft VI enthaltend: Napoleon I. Militärische Schriften erläutert und mit Anmerkungen versehen durch Boie. Berlin 1880. F. Schneider & Co.

Konversations-Lexicon Illustrirtes der Gegenwart. Mit etwa 1500 Textabbildungen. 20—25 Extrabeigaben, Karten, Plänen etc. Lieferungen 6—7. Leipzig. Otto Spamer.

Müller, Dr. David. Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefasster Darstellung. Prachtausgabe in der Reihe der Auflagen die neunte, besorgt von Prof. Dr. Friedrich Jungr. Mit einem Bildnisse Kaiser Wilhelms nach einer Original-Kreide-Zeichnung von Anton von Werner. Berlin 1881. Franz Kahlen.

Pabst, Julius. Festliche Glocken. Dichtungen zum Gedächtniss festlicher Stunden im Dresdener Hoftheater und im Kreise seiner Künstler und Freunde. Neue Ausgabe. Dresden 1881 E. Pierson's Buchhandlung.

Rossmaessler, E. A. Der Wald. 3. Auflage von Professor Dr. Moritz Willkomm. Lieferung 2. Leipzig 1880. C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

Seoane, Marquis de. Philosophie Elliptique du Latent Opérant. Pentanomie Pantonomique ou loi quintuple universelle. Partie II: Philosophie Fractionée, Histoire et Divisions. Pour droits réservés. Francfort s. M. 1881. Wilhelm Rommel.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau

Band 16. — Heft 48.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift

März 1881.

Breslau,
S. Schottlaender.

März 1881.

Inhalt.

Hierzu ein Porträt M. Lazarus', Radirung von W. Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W., von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XVI (Januar bis März 1881), wie auch zu den früheren Bänden I—XV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau, im März 1881.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

.... Exempl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. — pro Band

.... do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48

zum Preise von M. 2. — pro Heft

.... Einbanddecke zu Band XVI (Januar bis März 1881)

.... do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung: Name

....

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XVI. Band. — März 1881. — 48. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Moritz Lazarus.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Giulio Valori.

Novelle

von

Sophie Junghans.

— Kassel. —

Ein deutscher Feuilletonist hat irgendwo die italienischen Städte Orvieto und Siena das Herculanum und Pompeji des Mittelalters genannt. Der Ausdruck ist treffend und würde jenem Schriftsteller zum Verdienste gereichen, wenn er ihn selber erfunden und nicht, wie er da ist, einem französischen Buche entlehnt hätte, dessen er — und das ist nicht hübsch von ihm — dabei mit keinem Worte gedenkt.

Orvieto kenne ich nicht; Siena ist in der That seiner äußeren Gestalt nach ein herrliches Stück Mittelalter, welches sich ruhig von der Sonne der Neuzeit bescheinen läßt. Da ist wenig oder nichts von schwermüthigem Verfall; die ganze Stadt ist so zu sagen aus einem Gusse, und darin unterscheidet sie sich gar sehr von Pompeji, und jener Vergleich hinkt, wie alle Vergleiche: keine Katastrophe hat jemals den Lebensstrom ihren Adern plötzlich abgedämmt, so daß er nicht mehr, von innen heraus umbildend, den Körper neugestalten konnte, und so die uralte Form als unverwesliche Leiche für unsere staunenden Blicke bewahrt. Nein, Siena hat immerfort gelebt, aber am intensivsten während der vier Jahrhunderte etwa des späteren Mittelalters und der sogenannten Renaissancezeit. Damals verkörperte sich hier der Geist der Periode, er verkörperte sich in Stein, und es gelang ihm — unter der Begünstigung besonderer Umstände — so gut, daß etwas Unverwüstliches entstanden ist, Formen, in denen jede Zeit sich heimisch zu fühlen vermag, die aber auch der kleinlichsten Gegenwart etwas von Adel aufprägen müssen.

Die Leute in Siena sind, im Gegensatze zu ihren ewig kampflustigen Altvordern, ruhiger, friedlicher Natur. Spießbürger wage ich sie nicht zu nennen, die Menschen, welche diese märchenhaft schöne Stadt mit dem ruhigen,

aber deutlichen Gefühle ihrer Vorzüge bewohnen, sonst würde ich sagen, daß die Familie des Signor Alessandro Valori, in der ich mehrere Jahre zugebracht habe, eine spießbürgerliche gewesen sei. Das heißt nur in ihren älteren Gliedern. Der Vater, ein kleiner Beamter beim städtischen Zollwesen, ein hübscher Mann in den Vierzigen mit einem schwarzen Henri quatre, kahler Stirn und freundlichem Munde, die Mutter, die Signora Amalia, ihm gewissermaßen ähnlich an brünetter, stattlicher Wohlgestalt, die beiden Eltern dieser Letzten und ihre verheiratheten Brüder, Alles nach italienisch verträglicher Weise mit einander zusammenhängend, alles in dem engen Kreise häuslichen, täglichen Lebens vollständig befangen.

Aber die Valori'schen Kinder wuchsen, Gott weiß wie es kam, aus dem kleinbürgerlichen Wesen, der stagnirenden Sinnesweise, nun endlich heraus. Es waren zwei Söhne. Als ich hinkam, standen beide noch im Knabenalter. Das meiste Interesse bei Freunden und Angehörigen nahm gewöhnlich der Jüngste, Alfredo, in Anspruch. Er war ein kluger Schlingel, in dem mannigfache Talente steckten; sozusagen schon von Geburt ein Spaßvogel mit seinem grotesk ernsthaften Gesicht und dem gesträubten Haar über der breiten Stirn. Mit seiner Nachahmungsgabe und seiner drolligen Frechheit schien er immer breit im Vordergrunde gestanden zu haben; als sich mit der Zeit ein bedeutendes musikalisches Talent in ihm kundgab, konnte dies die besondere Aufmerksamkeit nur rechtfertigen, die man ihm von jeher gezollt hatte.

Der um vier Jahre ältere Giulio war indessen immer stille seinen Weg gegangen. Daß er sich gegen den etwas anmaßlichen Jüngsten geradezu zurückgesetzt fühlte, verhinderte die echt italienische allgemeine Familienzärtlichkeit im Valori'schen Hause. Man liebte ihn so gut wie seinen Bruder, und beachtete man ihn im Ganzen weniger, so konnte sich dabei seine mehr innerliche Natur um so ungestörter entwickeln.

Ich war von der Universität, der ich seit einigen Jahren als Lehrer angehörte, nach Italien geschickt worden, um in den dortigen Archiven Materialien zu sammeln zu einem auf viele Arbeiter vertheilten großen historischen Werke, welches der Staat unternommen und dessen Text er so zu sagen mit jedem Worte auf authentische Documente gestützt wissen wollte.

In Siena und im Valori'schen Hause hatte ich nun schon seit zwei Jahren mein festes Quartier aufgeschlagen; von hier aus besuchte ich die Archive der andern toscanischen Städte, hier arbeitete ich in ungestörter Ruhe aus, was ich an gesammeltem Material mit mir brachte.

Während ich einmal wieder auf mehrere Monate entfernt gewesen, war Giulio von einer gefährlichen Krankheit befallen worden. Seine Mutter hatte ihn gepflegt und das junge Leben dem Tode abgerungen. Ob er ihr dadurch besonders an's Herz gewachsen war, oder ob sie doch schon früher eine verborgene Vorliebe für diesen ihren ersten Sohn gehegt hatte, ich weiß es nicht, aber mir wollte es von da an scheinen, als ob sein Name — ein Name, der

an sich schon einen weichen, zärtlichen Klang hat — immer mit einem besonders innigen Ausdruck über ihre Lippen gehe.

Als ich damals zum ersten Male nach meiner Rückkehr wieder mit den Valoris zu Tische saß, hatte ich den Reconvalescenten mir gegenüber. Ich hatte mich während meiner auf einen kleinen Umkreis beschränkten Reise mit seltenem Genusse in den Kirchen aller jener alten Nester herumgetrieben, in die mein besonderer Zweck mich führte, und dort fast nur die Werke früherer toscanischer Kunst vor mir gehabt. Vielleicht daß daher mein Blick für gewisse äußere Dinge geschärft war: immer wieder suchten an jenem Tage meine Augen den schmalen dunklen Kopf und ruhten mit einer gewissen Verwunderung auf den Zügen meines Gegenüber.

„Wie alt bist Du eigentlich, Giulio?“ fragte ich ihn. Den Jungen pflegte, wenn man ihn unversehens anredete, eine eigene anmuthige Verlegenheit zu befallen. Er senkte jedesmal erst die langbewimperten Lider und schlug sie dann, als habe er inzwischen Muth gefaßt und doch immer noch halb scheu, langsam wieder auf. Seine Augen waren so, wie man sie in Deutschland, und ginge man von einem Ende bis zum anderen, vergebens suchen würde; ich habe sogar die Idee, daß es solche Augen nur in dem mittelalterlichen, weltvergessenen Siena geben konnte. Dunkel, weich und tief, durchaus nicht feurig und eher klein als groß, Augen, die man schon kannte, aber nur aus uralten Bildern in dunklen Kirchennischen, wo sie unter der Kutte eines asketischen Mönchsantlitzes hervorblickten, Augen, die gleichsam aus der Gegenwart herausschauten, träumerisch und unsinnlich, und aus den versunkenen Sonnen vergangener Jahrhunderte ihr Licht gesogen zu haben schienen, mit einem Worte, Augen, die hundertmal mehr sagten, als der Junge dazumal in Kopf und Herzen haben konnte.

„Wie alt bist Du?“ hatte ich ihn gefragt. „Siebzehn Jahre“, antwortete er mit einem halben Lächeln, das unter dem leisen Anflug von dunkelm Flaum über der Oberlippe nur gerade die weißen Zähne zeigte. „Giulio ist recht gewachsen während seiner Krankheit“, sagte die Mutter. Wir waren inzwischen vom Tische aufgestanden, ich wendete mich bei diesen Worten um und erstaunte von Neuem: das war wirklich ein junger Mann, der da neben der Mutter stand und in knabenhafter Scheu die Augen niederschlug, da ihre Aeußerung die Blicke Aller auf ihn lenkte.

„Und was wird er nun treiben?“ fragte ich, unwillkürlich mit einiger Härte im Ton, welche der Gewohnheit der italienischen Mittelklassen galt, die Söhne nach dem Verlassen der Schule ein paar Jahre herumbummeln zu lassen, bis sich dann irgendwo, bei der Eisenbahn, beim Steuerwesen, im städtischen Dienste, ein Pöstchen für sie findet, wie es der inzwischen herrlich entwickelten geistigen Trägheit zusagt.

Hier aber wurde ich eines Andern belehrt. Giulio war, ich hörte das eigentlich zum ersten Male, in der Schule immer so vorzüglich gewesen, daß

die Familie sich zu einem besonderen Entschlusse aufgeschwungen hatte: er sollte die Universität seiner Vaterstadt beziehen. Der Onkel Canonicus, lo zio Canonico — der Alte, in der vom langen Tragen rostbraunen Soutane, mit der Schnupftabaksnase, hatte mitgegessen, und zu ihm wendete sich jetzt die Signora Amalia mit dankbarem Kopfneigen — er interessirte sich dafür; er hatte die Sache in die Hand genommen.

„Und was wird Giulio studiren?“ fragte ich den alten Geistlichen.

„Was er will“, erwiderte dieser großartig; „Sprachen, Alterthumswissenschaften, Jurisprudenz — er kann hier Alles haben“.

Ich wendete mich zu dem jungen Manne, ohne mein Befremden ganz verbergen zu können. Da sah mich dieser an mit einem anmuthigen Lächeln des Verständnisses. „Glaube nicht, daß ich so confus bin, wie der gute Alte“, das war deutlich auf seinem Gesichte zu lesen. „Ich weiß, was ich will, wenn es auch die Andern nicht wissen“.

Der Junge fing an, mich zu interessiren. Es war etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang; ich pflegte um diese Zeit meinen Spaziergang zu machen. „Willst Du mich heute einmal begleiten, Giulio?“ fragte ich ihn; „aber nein“ — ich besann mich jetzt erst darauf — „Du gehst wohl nach der Lizza mit Deinen Kameraden?“

Die „Lizza“, eine parkartige Anlage modernster Entstehung, war allabendlich der Sammelplatz von ganz Siena. Dort fuhren die prachtvollen Equipagen der verschiedenen reichen Adelsfamilien der Stadt, mit den tadellosen Gespannen, den gepuderten Kutschern und Bedienten, elegant wie in Rom auf dem Pincio oder in Paris im Bois de Boulogne; dort spazierten die jungen Sieneserinnen, welche auf diese eine Stunde die Fee „Mode“ mit ihrem Zauberstäbchen berührt zu haben schien, denn sie sahen aus wie Figuren aus eleganten Journalen, mochten sie auch sonst den ganzen Tag lang in den halb verdunkelten Stuben ihrer kühlen Häuser im Unterrocke gehen; dort trieben sich natürlich auch die jungen Leute von Giulios Schlag umher, dastehend, die Wagen musternd, auf einer Bank sitzend und mit dem Spazierstöckchen gedankenlos Figuren in den Sand zeichnend, oder ähnlich beschäftigt mit der Ausübung eines Müßigganges, in dem die Italiener wahre Virtuosen sind.

Die wenigen Male, daß ich dort gewesen war, hatte ich die beiden Valori'schen Söhne auch gesehen; den Kleinen, wie er augenscheinlich eine Rolle unter seinen Altersgenossen spielte, gesticulirend wie ein Taubstummer, den Aelteren freundlich theilnahmslos und, wie es mir vorkommen wollte, ein bloßes Anhängsel lebhafterer Gruppen.

An jenem Abend begleitete er mich, anstatt nach der Lizza zu gehen, und es wurde dieser Spaziergang der erste von vielen. Wir schritten dann durch eines der Stadtthore, welche noch allabendlich mit der Dunkelheit verschlossen werden, hinaus in die ernste Landschaft, die von südländischer Ueppigkeit nichts an sich trägt. Die Bodengestaltung in der nächsten Umgebung der Stadt hat

etwas Bizarres; ein seltsam zerschnittenes Terrain, schwer verständlich möcht' ich sagen; selbst die Landstraßen machen capriciöse Wendungen.

Der Jüngling wußte gut Bescheid, was mich wunderte, und am liebsten führte er mich so, daß wir einen der schluchtartigen Einschnitte zwischen uns und die Stadt brachten, die dann auf jenseitiger Höhe mit ihrer wundervollen scharfen Silhouette zackig, gothisch, sich gegen den Abendhimmel abzeichnete.

Als wir zum ersten Male so standen, hatte ich in wortloser Bewegung lange hinüber gestarrt; endlich riß sich mein Blick von dem einzigen Bilde los und suchte den jungen Sohn der Wunderstadt. Das schöne Jünglingsantlitz war ruhig, sinnig wie immer, aber in den Augen war ein Licht aufgegangen, wie ich es noch nie gesehen, und ich wußte jetzt, daß diese sanfte und zugleich feurige Seele eine Liebe hegte.

Er fühlte, daß ich ihn ansah, und lächelte halb, während er leise ein paar Verse Dantes sprach von der „trotzigen Stadt, die wie ein Schuppendrache auf Bergeskamm gelagert sei". — „Ja, Deine Vaterstadt ist schön, Giulio", sagte ich zu ihm. „Hast Du sie bis jetzt niemals verlassen?"

„Ich bin in Certaldo gewesen, dort wohnt eine Schwester des Vaters, sonst nirgends", sagte er.

„Ah, Certaldo ist ein kleiner Flecken. Du kennst keine einzige größere Stadt außer der Deinen?"

„Ich bin in keiner gewesen, und doch ist mir, als kennte ich sie alle. Florenz, unsere stolze Feindin, Pisa, den „Ghibellinenhort", Perugia, Orvieto". Er nannte sie alle mit den wunderbar vielsagenden, noch immer zutreffenden Bezeichnungen, die der Dichter der göttlichen Komödie ihnen gegeben hat. „Du kennst Deinen Dante gut", sagte ich; „aber möchtest Du nicht auch die Wirklichkeit kennen lernen?"

„Die Wirklichkeit?" Er sah mich an, als sei es ihm nicht sofort deutlich geworden, was ich meinte. „Nun ja", fuhr ich mit etwas ungeduldigem Befremden fort, „zwischen Dante und uns liegt ein halbes Jahrtausend; glaubst Du nicht, daß jene Städte, die er damals mit seinem Dichterwort gestempelt hat, sich seitdem verändert haben?"

Giulio sah aufmerksam vor sich hin. „Freilich. Aber ich habe doch gehört, die Beinamen aus der göttlichen Komödie paßten noch immer auf die meisten".

„Das will ich nicht in Abrede stellen" —

„Nun dann" — und er fand einen Ausweg, auf den ich nicht gefaßt war, „was sich an ihnen geändert hat, interessirt mich nicht, ich liebe das Alte, das Bleibende".

Die Worte würden seltsam, ja ganz unwahrscheinlich und verkehrt geklungen haben von den meisten jugendlichen Lippen, aber sie paßten zu diesem Gesicht, welches bei aller Jugend selber nicht der Gegenwart anzugehören schien. Ich faßte ihn bei der Schulter und wendete ihn zu mir herum. „Du bist ein Träumer, Giulio", sagte ich; er lächelte, als wisse er das und

habe sich hinein gefunden; „Du hast am Ende nichts Anderes im Kopfe, als selber ein Dichter zu werden, ein zweiter Dante, wie?"

Alle Heiterkeit wich urplötzlich aus seinen Zügen, und er wendete mir fast flehentlich die Augen zu. Ich verstand ihn wohl; sein Dante lag ihm außerhalb dem Bereiche des Scherzes, und ihn bewegte die Furcht, daß er mir einen großen Theil des Respectes entziehen müsse, den er mir bisher gezollt hatte, wenn es bei mir anders wäre. „Ich soll Jura studiren", sagte er dann, wie zur weitern, eigentlich überflüssigen Beantwortung jener Frage von mir. „Mein Vater wünscht, daß ich Advocat werde" — hier begegneten sich unsere Augen von Neuem mit dem Blick raschen Verständnisses, den wir schon einmal getauscht, als von seinem Studium die Rede gewesen. — „Ich werde aber auch die Vorlesungen über historische Wissenschaft des Professors Bronti hören und den Literaturcursus bei Darghelli mitmachen. In den ersten zwei Jahren habe ich ja noch Zeit für das Alles".

„Und für später denkst Du: Kommt Zeit, kommt Rath, nicht wahr?"

„Ja", sagte er lachend, „ich werde es wohl nicht bis zum Doctor juris bringen; aber ich denke, der Vater soll sich darüber trösten". — Wir waren indessen auf dem einsamen, neben lebendigen Gartenzäunen hinlaufenden Wege weiter gegangen. Hier und da ein Thor zwischen verfallenden steinernen Pfosten, auf denen sich Vasen, mit Grün gefüllt, nur durch die umschlingenden Arme der Kletterpflanzen hielten, welche daraus hervorgequollen waren; mitten inne der Blick in ein ländliches Anwesen, das ehemals vielleicht ein vornehmer Villengarten gewesen, jetzt zur schmutzigen Gärtnerwohnung herabgesunken war, um welche die zerlumpten, stämmigen Kinder spielten. Dazwischen dann auch, von hohen Mauern eingehegt, Garten und Landhaus einer städtischen Familie. Die Italiener, so wenig sie auch das haben, was wir unter Natursinn verstehen, lieben es, einige Herbstmonate jedes Jahres „alla campagna", wie sie es nennen, zuzubringen.

Vor einem hohen Gitterthore, dessen Pfeiler ein gewaltiges Wappen trugen, war ich stehen geblieben. Man sah von hier einen Gang hinab, der zwischen Orangenbäumen in großen Kübeln zum Hause führte. Das Ganze, obwohl ziemlich schmucklos, hatte in der Anlage etwas Vornehmes. „Wem mag der Garten gehören?" wendete ich mich zu meinem Begleiter.

Giulio, der, seinen eigenen Gedanken nachhängend, neben mir stehen geblieben war, blickte nach dem Wappen über der Thüre. „Die Lusignolas haben eine Campagne hier draußen", sagte er. „Und dies ist ihr Wappen, der Mohrenkopf mit zwei gekreuzten Sceptern. Ja, dies wird der Garten sein".

„Die Lusignolas? Das ist ja wohl die vornehmste Familie von Siena?" fragte ich mit einigem Interesse.

„Ja, und eine der ältesten wenigstens. Sie führen ihren Stammbaum zurück auf Rugiero, der mit Gottfried von Bouillon in Jerusalem einzog".

„Rugiero, den Freund der schönen und tapfern Bradamante?" Ich hatte zu besonderen Zwecken erst kürzlich den Rasenden Roland gelesen.

„Ja, den“, sagte Giulio lächelnd und vollständig au fait. „Beim Ariosto ist er, wie Sie wissen, der Ahnherr des Hauses Este. Die Lusignolas sollen aber behaupten, noch directer von ihm abzustammen“.

„Der Palazzo Lusignola besitzt eine ziemlich bedeutende Bildergalerie, nicht wahr?“ fragte ich nach einer kleinen Pause.

„Ja. Sind Sie noch nicht dort gewesen?“ sagte er lebhaft. Und dann, rasch in seine gewöhnliche Schüchternheit zurückfallend: „Darf ich Sie einmal hinführen?“

„Gewiß, mein Junge, ich werde Dir sehr dankbar dafür sein. Ist die Galerie täglich geöffnet?“

„Ja, wenn die Familie abwesend ist; und sie halten sich wenig in Siena auf“.

Hier fiel mir plötzlich ein, daß der Name der Marchesa Lusignola ein nur zu wohl bekannter war. Sie hatte am Hofe des zweiten Kaiserreichs in Paris eine Rolle gespielt, war stets eine Lieblingstochter des heiligen Vaters gewesen, sollte zwischen dem päpstlichen Hofe und dem Napoleons vermittelt und mit ihrer Klugheit und ihren Reizen stets der Kirche gedient haben. „Hast Du die Marchesa je gesehen? — sie soll eine sehr schöne Frau sein“, setzte ich müßiger Weise hinzu.

„Sie ist so alt wie meine Mutter“, gab er mir einfach zurück. „Ich sah sie als kleiner Knabe; la zia Agostina, die jüngste Schwester meiner Mutter, war eine Zeit lang ihre cameriera. Ich erinnere mich, daß ich mich damals vor ihr fürchtete, vor ihren kohlschwarzen Augen und den magern braunen Händen, mit denen sie mich streichelte“.

„Was war das? Hörtest Du nichts, Giulio?“

„Ein Vogel, der in den Zweigen raschelte“.

„Nein, mir war, als lachte Jemand“.

„Nun, dann sind es des Gärtners kleine Kinder gewesen“, gab er gleichmüthig zurück. „Es wohnt weiter Niemand hier“.

Wir entfernten uns. Der Weg hatte dicht vor dem Thore der Villa eine Biegung gemacht und lief nun in gerader Linie von diesem fort. Nach einer Weile wendete ich mich um, der anmuthigen Perspective der Orangenallee jenseits des Gartenthors mit dem hellen Landhause am Ende noch einen Blick zu schenken. Da stand — ich legte die Hand auf Giulios Arm und ließ ihn sehen, was ich sah — mitten im Wege innerhalb des Gartens stand regungslos eine Gestalt mit einem brennend rothen Tuch oder Shawl um den obern Theil des Körpers und einem hellen Kleide, eine lange weibliche Gestalt; mehr konnte man nicht erkennen, nicht einmal, ob sie uns zugewendet war, oder anders wohin blickte.

„Gehört die auch zu des Gärtners Familie?“ fragte ich meinen Begleiter.

„Sie sieht seltsam aus“, sagte er nachdenklich, „es muß eine Dame sein. Da — sie ist verschwunden. Wer kann es nur gewesen sein?“

„Haben Sie vielleicht heute Zeit?" fragte mich einige Tage später Giulio, als wir gerade vom Frühstück aufstehen wollten.

„Zeit? wozu, mein Junge? gewiß, wenn ich Dir in irgend etwas behilflich sein kann".

„Sie hatten mir erlaubt, Sie nach der Galerie Lusignola zu begleiten —" mit dieser Erinnerung an unser neuliches Gespräch schien seine Kühnheit erschöpft, er hatte schon wieder die langbewimperten Lider gesenkt und hob sie auch nicht, während er hinzufügte: „Die Galerie ist heute geöffnet".

„Gut, gehen wir hin! Also ist sie nicht jeden Tag offen?"

„Die Familie ist jetzt hier, und deshalb ist dem Publikum nur am Freitag der Eintritt in die Räume, wo sich die Bilder befinden, gestattet".

Der Palazzo Lusignola, ein gewaltiges hohes Gebäude aus dem fünfzehnten Jahrhundert, steht in einer kleinen Gasse in der Nähe der Hauptstraße von Siena, und zwar ist seine Front, ausgezeichnet allein durch die edle Gliederung der Stockwerke und die herrlichen Fenstereinfassungen, dicht von andern Häusern umschlossen. Wir traten durch die Hausthüre in den kirchenhohen, von einem Kreuzgewölbe überspannten Flur. Hier war noch Alles mittelalterlich, an den Wänden die Sitze aus Eichenholz, in deren geraden Lehnen das Wappen der Lusignolas in bunter und vergoldeter Schnitzerei sich zeigte und auf denen einst die bewaffnete Dienerschaft des Feudalbarons herumgelungert haben mochte; der riesige Feuerplatz, die eisernen Ringe für die Fackeln zu beiden Seiten, auch die Bärendecken auf den Fliesen des Bodens. Aber auf einem der massiven, prachtvoll geschnitzten Eichentische stand ein zierlicher silberner Teller, und darauf lag ein Brief mit modernen Hieroglyphen, d. h. den Poststempeln seiner verschiedenen Stationen, und mit der bunten Freimarke, dem Symbol nivellirender Cultur. Auch sah ich daneben die weißen Handschuhe des Lakaien, der den Brief in den abgeschlossenen Bereich der Herrschaft im oberen Stockwerk bringen sollte.

Die Treppe, welche in diese obern Stockwerke hinaufführte, war diejenige nicht mehr, die der Fuß früherer Geschlechter betreten hatte; sie war breit, flach und üppig, mit einem dicken Teppich belegt. Auch die Zimmer, in denen die Bildersammlung vertheilt war, zeigten zum Theil eine moderne Ausstattung von fürstlichem Geschmacke.

Es mochten dazumal wenig Fremde in Siena anwesend sein, oder es war noch nicht bekannt, daß der heutige Tag die Vergünstigung des Eintritts in diese für Kunststudien nicht unwichtigen Räume bot, genug, wir Beide bildeten das ganze Publikum und verloren uns nach Belieben in der langen stillen Reihe von Gemächern. Sie können, das wird mir jeder Tourist bezeugen, etwas sehr Melancholisches haben, diese Palastgalerien mit den stummen Zeugen eines erstorbenen, ehemals so heitern Lebens an den Wänden, die hohen Zimmer mit der Kälte unbewohnter Räume, deren vergoldete Fenster auf stille, grasbewachsene Höfe oder in düstere schmutzige Seitengassen blicken. Ja, die Bilder können Einen ordentlich dauern, die da in trauriger, langweiliger Verbannung

hängen, auf denen nicht mehr täglich und stündlich der belebende Blick verständnißvoller Zeitgenossen ruht, sondern die zu dunkler Farblosigkeit hinter verschlossenen Fensterläden verurtheilt sind bis auf wenige Stunden gewisser Tage, in denen sie dem modernen Tageslichte ausgesetzt werden und zugleich den lieblosen kritisch verständigen Augen überkluger Nordländer.

Auch die Galerie Lusignola umfaßte eine Reihe solcher öder Zimmer, und in diesen hingen verschiedene Meisterwerke, aber allerdings fast nur solche, die einen düstern Charakter trugen, Bilder aus alten italienischen und spanischen Schulen, zumeist die Märtyrien von Heiligen darstellend. Dann aber kam man in einen andern Bereich. Der Fuß trat nicht mehr auf den kalten Marmorboden, sondern auf Teppiche; die Fensterscheiben glänzten hell; die Vergoldung an den Thürleisten und der Einfassung des Plafond war frisch und lachend; die Zimmer sahen kleiner aus, weil sie mit allerhand reizenden Tischchen, Consolen, Etagères, Tabourets und wie diese Luxusmöbel alle heißen, angefüllt waren; hundert Kleinigkeiten standen umher, kostbare Spielereien, die ich kaum zu nennen wüßte, Dinge, wie sie nur die üppigste, verwöhnteste Prachtliebe um sich zu verstreuen vermag.

Denn diese Zimmer waren bewohnt, augenscheinlich. Da lag eine perlmutterne Schreibmappe aufgeschlagen, das Löschblatt trug den frischen Abdruck eng und fließend geschriebener Zeilen einer Frauenhand; die Feder mit goldenem Griffe lag daneben; neugierig und indiscret beugte ich mich nieder; die Tinte darin schien kaum getrocknet.

Dann aber erschrak der rücksichtsvolle Deutsche in mir. Waren wir etwa unvermerkt auf unerlaubten Grund und Boden übergegangen? Ich blickte zurück; die Flügelthüren aller Gemächer waren, wie einladend, weit aufgeschlagen, wir hatten, wie ich mich erinnerte, keine Thüre aufzuklinken gebraucht. Es war offenbar, auch in diese Wohnräume mit ihren Kunstschätzen stellte die Courtoisie der Besitzer für heute jedem anständig gekleideten Fremden den Eintritt frei.

Die Bilder an den Wänden, denen ich jetzt erst meine etwas zerstreute Aufmerksamkeit zuzuwenden begann, waren meist Arbeiten neuerer französischer Meister. Da hingen Delaroche, Decamps, Robert, Horace Vernet, und als sei es dem Sammler oder der Sammlerin an der echt französischen Manier nicht genug gewesen, waren auch die Gegenstände der Bilder meist dem Leben in Frankreich entnommen.

Die von einem leisen Parfüm geschwängerte Luft in diesen Räumen fing an, mich zu bedrücken; ich sah mich nach Giulio um. Er mußte im nächsten, dem allerletzten Gemach der langen Reihe sein. Ich schob die schweren, halb zurückgezogenen Thürvorhänge vollends auseinander; richtig, da stand er, im träumerischen Anschauen eines Bildes verloren, welchem in einer, ich möchte sagen koketten Weise, jeder Vortheil des Platzes, der Beleuchtung zugewendet war.

Zunächst sah ich auf der ziemlich dunkeln Leinwand nichts als leuchtend

weiße Frauenglieder, die das ganze etwas gedämpft einfallende Licht aufzusaugen schienen. Unwillkürlich wendete ich mich nach den hohen Fenstern um; ihre untere Hälfte war durch weiße, vergoldete Holzläden geschlossen, und die dunkeln seidenen Vorhänge waren gerade so weit geöffnet, daß auch von oben das Licht nur auf jenes Gemälde fiel.

„Was ist denn das eigentlich?" fragte ich ziemlich trockenen Tones, indem ich neben den ganz hingenommenen Beschauer trat.

„Ich weiß es nicht . . . doch . . . ich denke, es muß die Versuchung des heiligen Antonius gemeint sein", gab er mit halber Stimme zurück.

„Du hast Recht . . . der arme Heilige! I call it unfair, würden die Engländer sagen; es wird ihm arg mitgespielt. Hat er denn die Versuchung bestanden?"

„Ich weiß es nicht". Die Stimme des Knaben klang beklommen. Das Bild, das ihn dergestalt fesselte, war in der That mit Meisterschaft gemalt, aber ich bezweifle, daß er dies deutlich empfand; auch war es nicht der Gegenstand an sich, nicht die platte Sinnlichkeit desselben, sondern vielmehr die Empfindungsweise,, möchte ich sagen, des Malers, welche hier ihren gefährlichen Reiz ausübte.

Dem im asketischen Düster seiner Höhle dasitzenden hageren Büßer erscheint urplötzlich die Sünde, die weltliche Lust, in Gestalt eines unverhüllten, schönen jungen Weibes. Die Legende erzählt, daß sie alle ihre verführerischen Künste anwandte, ihn umgaukelte, umgirrte und daß der Heilige, vielleicht in um so größere fromme Wuth gerathend, je mehr er vor ihrem sündhaften Zauber seine Widerstandskraft ermatten fühlte, ihr mit Flüchen, Verwünschungen und Exorcismen hart zusetzte, so lange, bis sie die lichte Hülle verlassen und in ihrer eigenen teuflischen Häßlichkeit zu schmählicher Flucht sich bequemen mußte.

Der moderne Maler hatte die Sache anders aufgefaßt. Zunächst war hier die Gestalt der Versucherin ohne jeden gröberen sinnlichen Reiz gehalten; der Zauber, wenn nicht gerade der Keuschheit, so doch völliger Unbewußtheit war über die nackte Figur ausgegossen.

Sie stand still, ganz still in der dunkeln Höhle und schien sich bis jetzt nur durch ihre Augen mit dem Insassen derselben in Rapport gesetzt zu haben. Und die dunkeln Augensterne weilten ruhig auf ihm, nur wenn man länger hinein sah, entdeckte man darin eine schwermüthige Frage; es war, als wollten sie sagen: Du und Deines Gleichen, warum verlästert ihr mich so, warum gebt ihr mir so häßliche Namen?

Und der Heilige? Der Künstler, der sich von moderner Auffassungsweise nicht losmachen gekonnt oder gewollt, hatte ihm ein tiefsinniges, gedankendurchfurchtes Angesicht gegeben. Die eingesunkenen, von Nachtwachen getrübten Augen hafteten in seltsamem Staunen an der Erscheinung vor ihm. Als ob er dieselbe schon als eine Incarnation des Teufels erkenne, darnach sah er nicht aus, viel eher wie ein müder und muthloser Forscher, dem

plötzlich eine ganz neue Lebensform in ursprünglicher Schöne überwältigend vor die matten Gelehrtenaugen tritt.

Wohl mochte Giulio auf meine Frage: Hat der heilige Antonius die Versuchung bestanden? vor diesem Bilde antworten: Ich weiß es nicht. Während ein Gemälde dem Beschauer eigentlich keine Räthsel aufgeben soll, hatte hier der Maler mit versteckter Schalkheit die Frage gleichsam offen gelassen. Ich sah das Bild später noch häufig und einmal hörte ich vor demselben die etwas leichfertige Aeußerung: Dieses anmuthige und so wenig zudringliche Wesen mit Flüchen von der Schwelle zu weisen, dazu gehöre mehr Unhöflichkeit, als dem Heiligen mit dem Faustgesicht zuzutrauen sei.

An jenem Tage, beim ersten Besuch, fühlte ich mich nicht angenehm berührt durch die Absichtlichkeit, mit welchem dem seltsamen Gemälde, der Parodie gewissermaßen eines Heiligenbildes, das ganze Gemach wie ein kleiner Tempel gewidmet war. Auch schien es mir, als habe Giulio nun gerade lange genug die dunkeläugige Versucherin angestarrt; etwas ungeduldig griff ich in den grünseidenen Vorhang und zog ihn gewaltsam zurück, so daß auf einmal blendende Helle das Zimmer erfüllte.

Und nun sah ich mit einem Male, daß wir Beide mit dem Bilde nicht allein waren. Ein paar eben so dunkle Augen, wie die auf dem Bilde begegneten den meinen mit einem halb spöttischen Blicke; nachlässig erhob sich aus dem Fauteuil, in dem sie gelegen hatte, eine schlanke Dame, die zugleich mit der einen Hand die gewaltige Schleppe ihres Kleides zu sich heranzog.

Beim Rauschen des Frauenkleides war Giulio herumgefahren. Er blickte die unerwartete Erscheinung einen Augenblick sprachlos an, dann verbeugte er sich weit weniger linkisch, als man hätte erwarten sollen. „Marchesa", sagte er, und dann ein schüchteres Stocken, welches sehr begreiflich war.

Sie lächelte ruhig. Ich nahm jetzt das Wort und entschuldigte, so gut ich vermochte, unser Eindringen in ihre Privatgemächer, welches geschehen sei, ohne daß wir eine Ahnung von unserer Uebertretung gehabt hätten.

„O bitte", sagte sie leichthin; sie schien mich kaum gehört zu haben. „Woher kennen Sie mich?" wendete sie sich dann zu meinem jungen Begleiter.

„Sie sind doch die Marchesa Lusignola?" gab er ihr statt aller Antwort zurück und fügte dann zur Erklärung hinzu: „Ich erinnere mich Ihrer sehr wohl aus meiner Kindheit".

Die Dame lachte, offenbar amüsirt durch die Naivität dieser Bemerkung. „Nun, das ist so gar lange noch nicht her", sagte sie und beschaute ihn von oben bis unten. „Sonst, junger Herr, sagt man Dergleichen einer Dame nicht, und wenn sie wirklich so alt wie unsere Mutter wäre".

Er sah sie ernsthaft an, als sei er bemüht, den Sinn ihrer Worte zu ergründen. Die Marchesa lachte wieder. Ihr Lachen hatte etwas Frappantes, und überhaupt war ihre Erscheinung der Art, daß ich, mit der Nebenrolle,

die sie mich spielen ließ, ganz zufrieden, vollauf zu thun hatte, sie mir zu betrachten.

Im ersten Augenblick hatte ich gedacht, daß, wenn sie in den Jahren der Signora Amalia stehe, sie sich weniger gut conservirt habe, als diese stattliche Matrone; nachher aber fand ich Grund, meine Ansicht zu ändern. Das Gesicht, klein und bräunlich, trug freilich deutliche Spuren der Jahre, und das nachtschwarze Haar war hier und da von weißen Fäden durchzogen. Aber wie schwer und voll war es noch, und wie wunderbar biegsam die große, fast überschlanke Figur. Etwas Jugendliches war ferner der Mund mit den kleinen scharfen Zähnen, deren anmuthige Unregelmäßigkeiten den Vorzug hatten, darzuthun, daß diese Perlen keine künstlichen seien.

Wie sie so dastand, in etwas nachlässiger Haltung, in dem schleppenden dunkeln Gewande, das in schweren Seidenfalten auf dem Teppich lag, an Hals und Armen aber gazeartig ihre bräunliche Haut durchschimmern ließ, da war sie vor Allem in jeder Linie ihrer Gestalt die große Dame, das Wesen einer verfeinerten Sphäre.

Und als solche wendete sie sich jetzt endlich zu mir, mit einer gewissen ruhigen Verbindlichkeit, die mich aber doch für die bisher erfahrene Vernachlässigung sofort zu entschädigen wußte. „Monsieur ist Ausländer — Gelehrter — ein Deutscher sogar — ah, c'en est presque trop! Die Deutschen sind schon an sich so tiefsinnig. Sie arbeiten hier in den Archiven? Ja, ich hörte davon. Auch der Palast Lusignola besitzt ein interessantes Archiv . . . ich zweifle nicht, daß der Marchese Ihnen gern Einsicht in dasselbe gestatten wird. . . er ist gegenwärtig in Venedig. Einstweilen werde ich sorgen, daß Sie dort Eintritt finden, wenn Sie es wünschen sollten" — ich verbeugte mich dankend und hatte schon vom Geiste und der Liberalität der Marchesa eine hohe Meinung gefaßt — „ich bitte — es geschieht gern; ich selber interessire mich natürlich sehr für die frühere Geschichte unseres Hauses; die Herren sollen mir Einiges in's Klare setzen helfen . . . auch Sie . . . sind Sie nicht auch ein angehender Gelehrter, Giulio?"

Er sah sie betroffen an; sie lachte. „Sie sehen, auch ich habe ein gutes Gedächtniß, ich erinnere mich noch, wie man den kleinen Neffen meiner guten Agostina nannte".

„Aber Sie konnten mich doch unmöglich wieder erkennen, Marchesa", entfuhr es dem ehrlichen Jungen.

Glitt nicht eine flüchtige Verlegenheit über das Gesicht der Dame? Nein, ich mußte mich wohl geirrt haben, denn alsbald heftete sie ihre dunkeln Augen auf ihn und sagte ernsthaft: „Doch, ich würde Sie überall erkannt haben, an der Familienähnlichkeit. Uebrigens", fügte sie in leichterm Tone hinzu, „leben wir in einer kleinen Stadt, und mein Mädchen ist dazu abgerichtet mir beim Kämmen alle Neuigkeiten zu erzählen. Ich weiß, wann die Signora Clelia Nardi (das war eine der Honoratioren-Frauen) zuletzt zur Messe gegangen ist und daß sie dabei das schwarze gestickte Tuch getragen,

an dem sie selber zehn Jahre lang gearbeitet hat; ich weiß, daß sich gestern der kleine Cesarino Lupi ein Loch in den Kopf gefallen hat, und ich wußte auch längst, Siena erfreue sich des Besuches eines ausgezeichneten deutschen Gelehrten, der bei Ser Alessandro Valori Quartier genommen habe. So konnte ich denn leicht zwei und zwei zusammen reimen, als ich die Herren vorhin eintreten sah und Sie, mein junger Freund, erkannte".

Sie war also wirklich schon im Zimmer gewesen, als wir kamen; sonderbar, daß wir sie nicht bemerkt hatten. Ich ließ meine Blicke aufmerksam durch das hohe, aber ziemlich kleine Gemach gehen. Der Sessel, aus dem sie sich vorhin erhoben hatte, war tief und hatte eine sehr hohe Rücklehne; wie zufällig legte ich meine Hand darauf, er bewegte sich leicht und vollständig unhörbar auf dem teppichbelegten Boden. Er mußte zuerst mit dem Rücken gegen die Eingangsthüre gestanden haben, so war es erklärlich, daß die darin sitzende Person von den Eintretenden nicht gesehen worden, besonders bei der eigenthümlichen Beleuchtung des Gemaches, welche alle darin befindlichen Gegenstände außer dem Gemälde im Schatten hielt. Nachher hatte die Dame mit einem Druck ihres Fußes den Sessel herumgeschoben, denn als ich vorhin den Vorhang zurückgezogen, hatte sie mir völlig zugewandt gesessen. Uebrigens sah ich jetzt noch etwas, was ich zuvor nicht bemerkt hatte. Hatte sich jetzt erst an der Wand, in deren Nähe der Sessel gestanden, der Eingangsthüre gerade gegenüber, eine andere Thüre unhörbar aufgethan? Auch dort schien sich wieder eine endlos lange Zimmerreihe zu öffnen, was mich frappirte, da die Front des Palastes, so stattlich sie auch war, von einer solchen imposanten Ausdehnung dennoch nicht den Eindruck gab.

Ich schaute hin, ohne mich in der sich dort öffnenden endlosen Perspective gleich zurechtfinden zu können. Da tauchten ganz in der Ferne, in einem der ersten Zimmer der langen Reihe, ein paar Gestalten auf; ich sah etwas wie das unverkennbare Touristencostüm, einen blauen Damenschleier, ein rothes Reisehandbuch: also dehnte sich die Galerie so weit aus und war auch von dort zugänglich. Auch die Marchesa hatte sich indeß umgedreht und die neuen Gäste bemerkt. „Die guten Leute haben da drüben genug zu sehen", sagte sie, glitt durch das Zimmer und schloß die Thüre, aber nicht die, durch welche wir die Herankommenden bemerkt, sondern die gegenüberliegende, welche uns eingelassen hatte.

Verwirrt blickte ich zurück nach der andern Seite. Auch dort hatte sich die Thüröffnung geschlossen. Jetzt traf mein Blick auf Giulio, der mich beobachtet hatte; sein Lächeln machte mich stutzig. Ich trat an die Wand heran; richtig, ich hatte mich durch das Vexirstückchen fangen lassen, ich hatte nicht bemerkt, daß die scheinbare Thüröffnung ein Spiegel war.

Aber wie meisterhaft war auch die Sache gemacht, wie genau die Wirkung berechnet! Zu beiden Seiten des Spiegels befanden sich Portieren. Die Marchesa mußte sie zugezogen haben, ehe wir eintraten, um auch das

dort reflectirte Licht auszuschließen. Und zuvor hatte sie, bequem in ihrem Sessel vor der Spiegelwand liegend, uns, die Herankommenden, beobachtet.

Sie wendete sich jetzt wieder mit anmuthiger Freundlichkeit zu uns. „Dies Zimmer gehört eigentlich nicht zur Galerie", sagte sie. „Ich habe dort abgeschlossen und werde die Herren nachher durch meine Wohnräume führen, damit Sie den weiten Weg nicht zurück zu machen haben. Jetzt aber bitte ich, noch ein wenig Platz zu nehmen".

Sie begann nun, mich über den Zweck meiner Reise und die Natur meiner Arbeiten zu befragen, und zwar mit so feinem Verständniß, daß es eine Lust war, ihr zu antworten. Ja, die Marchesa war eine geistvolle Frau, und sie besaß ein reifes, ruhiges, ich möchte sagen, ein vornehmes Urtheil. Sie schmeichelte mir unendlich durch den Antheil, den sie an meinen Auseinandersetzungen zu nehmen schien; ich gerieth in Eifer und war vielleicht schon etwas weitläufig geworden, als ich noch zur rechten Zeit bemerkte, daß das verbindliche Lächeln, mit dem sie mir zuhörte, sich gleichsam nur auf die Lippen zurückgezogen hatte, während die ausdrucksvollen Augen daran keinen Antheil mehr nahmen: kurz, daß die schöne Frau zerstreut auszusehen begann.

Es schien mir hiernach Zeit, unseren Besuch abzubrechen, wieder aber hielt uns die Marchesa zurück. „Wollen Sie schon fort? Sie, mein Kind" — zu Giulio gewendet — „haben mir noch nichts von sich erzählt. Sie werden die Universität de cette bonne ville besuchen? und wen werden Sie hören? Darghelli? natürlich — das ist etwas für die Jugend".

Sie wußte ihn zum Reden zu bringen; er war merkwürdiger Weise ihr gegenüber weniger scheu, — als er sich Anfangs im Gespräche mit mir gezeigt hatte. Sie hatte immer noch etwas zu fragen, obgleich sie bei seinen Antworten eigentlich nicht aufmerksam aussah; wohl hielt sie die dunkeln Augen unverwandt auf sein Gesicht geheftet, während er sprach, aber in halb abwesender Weise.

Endlich ließ sie eine Pause im Gespräch entstehen und erhob sich dann. Es hatte diese Art, uns die Grenze unseres Besuchs anzudeuten, nichts Beleidigendes, da sie gemerkt haben mußte, daß wir längst ihres Winks uns zu entfernen gewärtig gewesen waren. „Ich werde Ihnen nun den Weg zeigen", sagte sie, „bitte, folgen Sie mir".

Ich sah verwundert, wie sie auf die Wand zuging, die anscheinend keinen Ausgang hatte. Sie mochte auf eine Feder neben der Einfassung des Spiegels gedrückt haben, denn dieser wich plötzlich ohne jedes Geräusch seitwärts in die Wand zurück und ließ den Eingang in ein anderes Zimmer frei.

Wenn uns Nordländern die Sprache ausgeht, um überwältigende Pracht und Ueppigkeit zu schildern, so nehmen wir unsere Zuflucht zur Erinnerung an die Märchen der Tausend und Einen Nacht und verweisen die Einbildungskraft auf die Wunderpaläste, die da beschrieben werden. Thäte ich das hier, so wäre es verzeihlich, obwohl der Luxus der Gemächer, durch welche wir jetzt der Marchesa folgten, vielleicht weniger orientalisch als ächt pariserisch war.

Ich sah im flüchtigen Durchschreiten nichts als bunt- und goldgestickte Polster, Teppiche, hohe Spiegel, die das Alles sinnverwirrend vervielfältigten, einmal zur Seite lichte Arcaden, von zierlichen goldincrustirten Pfeilern getragen, Blumen, kleine Springbrunnen, dann wieder, durch schwere Portieren abgeschlossen, halb dunkle Zimmer, in denen nur die vergoldeten Rahmen der Gemälde an den Wänden matt glänzten, endlich ein weites Gemach, dessen purpurseidene Behänge goldene eingestickte Lilien zeigten und über dem Bette, welches in der Mitte stand, unter einer Königskrone hervorflossen — das Schlafzimmer der aus fürstlichem Stamme entsprossenen Dame des Hauses.

Das nächste mochte das Ankleidezimmer der Marchesa sein, wie ich, der ich sonst von solchen Dingen nicht viel verstehe, aus dem Vorhandensein eines massiv silbernen Toilettentisches und Spiegels zu schließen mir erlaubte. Hier war Alles hell und freundlich, von heiterer Pracht, und hier blieb die Dame stehen, um uns zu entlassen.

„Ich hoffe also, die Herren nächstens wieder zu sehen", sagte sie huldvoll; „sobald Sie Zeit haben, Herr Doctor, möchte ich Sie in das Archiv führen". Ich verbeugte mich und sagte, daß sie mich jeden Tag bereit finden werde, sie hatte sich indeß schon zu meinem Begleiter gewandt. „Auch Sie, Giulio, werden mitkommen, hören Sie!"

Er schlug die Augen zu ihr auf und antwortete mit seinem angenehmen Lächeln. „Träumer!" sagte sie freundlich zu ihm. Wie scharfsichtig sie war! Sie hatte wohl bemerkt, daß all die Pracht, durch welche sie uns, vielleicht in besonderer Absicht, geführt, dem in sich gekehrten Jungen nicht zu imponiren vermocht hatte. Und sie schien zufrieden mit dieser Wahrnehmung.

Draußen im Vorzimmer nahm uns ein Lakay in Empfang und geleitete uns bis zur Hausthüre. Als sich diese dröhnend hinter uns schloß, war mir etwa zu Muthe, wie dem Muselmann im Märchen, den eben der zauberische Berg Sesam entlassen, und wie Jener sich herum gedreht haben mag und kopfschüttelnd den schweigsamen Felsenhang angestarrt, der solche Wunder barg und außen so wenig davon verrieth, so betrachtete ich noch einmal, mit innerlichem Kopfschütteln, möchte ich sagen, die dunkle, trotzige, mittelalterliche Front des Palastes Lusignola.

Zu Hause bei Tische sollten wir natürlich von unserem Besuch in der Galerie Lusignola erzählen. Und da fand sich, daß wir Beide geneigt waren, Jeder dem Andern den ausführlichen Bericht zu überlassen, und schließlich theilten wir, wie auf Verabredung, von unserem Abenteuer wenig oder gar nichts mit. Daß wir die Dame des Hauses gesprochen, mußte aber doch erwähnt werden. Alles horchte auf. „Und erfuhr sie, wer Ihr wäret? Hörte sie den Namen Valori. — Ah, sie interessirt sich für unsere Familie, nicht wahr?" rief Signor Alessandro stolz. „Da, meine Frau — ihre Schwester war die rechte Hand der Marchesa. Die wußte nicht, was sie beginnen sollte, als Agostina sich verheirathete! Nicht? War es nicht so? Uebertreibe ich etwa?" als seine Frau mit halbem Lächeln und einer Handbewegung ihn unterbrechen zu wollen schien.

„Ah, sie war eine schöne Frau, die Marchesa". Der Italiener küßte seine Fingerspitzen, während er mich bedeutungsvoll ansah. „Der Kaiser selbst, Napoleon — Sie verstehen mich —" fuhr er mit einem Seitenblick auf die Söhne fort, deren Gegenwart ihn hindere, sich deutlicher zu erklären. Mehr bedurfte es nicht, um den Kleinen, Alfredo, der es überhaupt nicht gewohnt war, lange zu schweigen, zu directer Theilnahme an der Unterhaltung aufzufordern.

„Paolo Spina hat ein Gedicht auf sie gemacht, worin er sie eine Messalina nennt", sagte er: „Ein Sonett; er hat es mir vorgelesen, es ist sehr gut".

Ich konnte mich nicht enthalten, laut aufzulachen; die ernste Kennermiene des kleinen Burschen, der vom Charakter der Kaiserin Messalina jedenfalls nur eine sehr unklare Vorstellung hatte, wirkte außerordentlich komisch. Signor Alessandro aber ärgerte sich. „Ihr wißt viel von den Lusignolas, Du und Dein Paolo Spina", sagte er. Auf eine Zurückweisung jenes Ehrentitels der Dame ließ er sich wohlweislich nicht ein, da dessen volle Tragweite ihm auch nicht gerade gegenwärtig sein mochte, was er aber um keinen Preis vor den Söhnen merken lassen durfte. „Republikaner und Atheisten, die ganze Familie Spina", wendete er sich an mich; „der Vater ein heruntergekommener Speculant; ich verbiete Dir, ferner mit dem Burschen zu verkehren, Alfredo" mit großartiger Miene zu dem jüngeren Sohne.

„O Papa" . . . war Alles was der erwiderte, während er mich ansah, als wollte er sagen: „Nicht wahr, was unser Einer Geduld mit seinen Eltern haben muß!" —

Giulio hatte sich nach seiner Art am Gespräche wenig betheiligt; das pflegte den Kleinen zu allerlei Neckereien zu reizen.

„Mein Bruder schweigt wieder ganze Bücher", rief er. „Was ist geschehen, Giulio? Haben sie im Palast Lusignola einen Zauber auf Dich geworfen? Wir wissen es, die Marchesa ist gefährlich!"

„Ma che", sagte Giulo abwehrend, mit einem bittenden Blick auf den kleinen Quälgeist. Gewöhnlich achtete er auf dergleichen Scherze gar nicht, in diesem Falle mochten sie für seinen reinen Sinn etwas Beängstigendes haben.

Und so war es sicherlich nur seine Gewissenhaftigkeit, die ihn antrieb, mir einige Tage später die Einladung der Frau Marchesa in ihr Archiv in's Gedächtniß zurückzurufen. „Du hast Recht", sagte ich, „ich werde mich präsentiren, in diesen Tagen, morgen oder übermorgen. Und Du? Hast Du wirklich genug Interesse an alten Papieren, um mich zu begleiten?"

Er wollte eben antworten, als wir unterbrochen wurden. Es war Jemand da, der mich zu sprechen wünschte. Ich trat in das nächste Zimmer; dort stand, in der vollen Pracht seiner Livree, ein äußerst stattlicher Diener aus dem Palaste Lusignola und richtete an mich eine Bestellung seiner Herrin aus: die Dame erwarte am nächsten Vormittage bei sich den Herrn Doctor, sowie Herrn Giulio Valori. —

Die Bibliothek nebst dem Archive der Lusignolas war zum Theil in einem Raume des Palastes untergebracht, der früher als Hauskapelle gedient hatte. Dieser aber hatte nicht genügt; es waren daher zwischen der ehemaligen Kapelle und einigen Vorräumen die Wände entfernt worden und so ein langer Saal gewonnen, der an mehreren Stellen von Pfeilern gestützt wurde. Die Bücher und Documente waren in flachen Regalien an den Wänden geordnet, in der Mitte liefen Tische durch die ganze Länge des Raumes; Umfang und Einrichtung waren großartig, wie wir sie jetzt an öffentlichen Bibliotheken gewohnt sind.

Der Haushofmeister selber, ein würdiger Herr mit weißer Binde, hatte uns in den Bibliotheksaal eingeführt.

Ich war hier in meinem Elemente und schoß sofort gierig auf ein vergittertes Regal los, welches die ältesten Schätze zu enthalten schien. Als ich, nach einer flüchtigen Musterung, die schon ziemlich viel versprach, mich wieder in den Saal zurückwendete, traf mein Auge auf die Dame des Hauses; sie stand neben meinem jungen Begleiter und schien mich mit einem eigenthümlichen Lächeln beobachtet zu haben.

Ich neigte mich tief, sie glitt einen Schritt heran — anders kann ich ihre Art, sich zu bewegen, gar nicht bezeichnen — und reichte mir mit einem gütigen Lächeln die Fingerspitzen.

Sie hatte heute Kopf und Schultern mit einer Art Mantille von schwarzen Spitzen umhüllt, und in ihren kleinen Ohren blitzten Brillanten; auch war sie wieder, wie das erste Mal, gleich einer Königin der Nacht in schwarze schleppende Gewänder gekleidet. Es mag lächerlich klingen, daß der Büchermensch solchen Aeußerlichkeiten Aufmerksamkeit genug schenkte, um sie nach langer Zeit noch im Gedächtniß zu tragen, aber das Aussehen dieser Frau hatte etwas Frappirendes; man gewöhnte sich nicht an ihren Anblick, derselbe überraschte stets von Neuem.

Eine halbe Stunde später saß ich an einem der Tische, umgeben von dem Inhalte eines Faches jenes vergitterten Schrankes und hatte darüber meine Umgebung so ziemlich vergessen. Wie von weit her schlugen zuweilen die Laute gedämpfter Stimmen an mein Ohr; einmal blickte ich auf und sah am ferneren Ende des langen Saales den dunklen Kopf Giulios über den Tisch gebeugt; hinter ihm stand die Marchesa; sie schien mit ihm in ein und dasselbe Buch zu blicken.

Ich sah dies damals gleichsam durch einen Schleier; meine Gedanken weilten bei ganz anderen Dingen. Der vergitterte Schrank, dessen ich Erwähnung gethan, versprach eine überraschend reiche Ausbeute. Einer der Lusignolas war einst vom Papste in geheimer Mission an den Hof Franz I. von Frankreich geschickt worden; unser in Vorbereitung begriffenes Werk sollte dieser Transactionen erwähnen, aber man hatte gefürchtet, daß die darauf bezüglichen Acten sich unzugänglich im Vatican befänden. Jetzt wollte es mir vorkommen, als halte ich die wichtigsten davon in Händen. Ich gerieth in

begreifliche Aufregung. Es bedrückte mein Gewissen, daß eine so wichtige Entdeckung dem Zufall überlassen geblieben war, dem der Forschende nicht gern etwas verdankt. Ich zog meine Notizen hervor, ich durchlief hastig die vielen, vielen engbeschriebenen Seiten, da endlich, Gott sei Dank, fand sich eine Anmerkung betreffend die Archive der Häuser Lusignola und Ceni — die Marchesa war eine geborene Ceni — entweder in Siena oder in Foligno befindlich. Diese Schätze wären mir also nicht entgangen, das Zusammentreffen mit der Marchesa hatte nur ihre Auffindung beschleunigt.

Es folgte nun eine Reihe in emsiger Arbeit hingebrachter Tage, ja Wochen, an wissenschaftlicher Ausbeute die reichsten, die mir noch in Italien beschieden gewesen. Ich hatte meine Arbeiten im städtischen Archiv einstweilen eingestellt und saß an jedem Vormittage mehrere Stunden in der Bibliothek des Palastes Lusignola, in welche das Machtwort der Frau vom Hause mir unbeschränkten Einlaß gewährte.

Giulio begleitete mich jedesmal. Meist kam er mit mir in die Bibliothek, wo ich mich dann nicht weiter um ihn kümmerte; zuweilen aber verließ er mich auch an der Thür derselben und sagte mir, daß er heute die Bildergalerie besuchen werde. Bei meinem Fortgehen fand er sich jedes Mal mit mir zusammen und kehrte mit mir in das Haus seiner Eltern zurück. Einmal fragte ich ihn, womit er sich während dieser Stunden beschäftige; er erwiderte mir, daß die Marchesa ihm ein werthvolles Manuscript des Petrarca anvertraut habe, um ihr gewisse Stellen daraus abzuschreiben. „Das ist eine interessante Arbeit", bemerkte ich zerstreut. „Ja", sagte er mit niedergeschlagenen Augen.

Ich war so in meine diplomatischen Acten des sechszehnten Jahrhunderts versenkt, daß ich auf das, was um mich her vorging, wenig oder gar nicht achtete, und so vermochte ein kleiner Vorfall, welcher sich damals zutrug, auch nicht weiter meine Aufmerksamkeit zu fesseln, um dann freilich später desto öfter in meinem Gedächtniß aufzutauchen.

Um die Bücherreihen auf den alleroberſten Regalien, nahe unter der gewölbten Decke des Saales, zugänglich zu machen, hatte man in ziemlicher Höhe längs der Wände eine Galerie hergeführt, zu welcher an verschiedenen Stellen maskirte Treppen führten. Hier oben befand ich mich eines Morgens und zwar ziemlich weit entfernt von meinem gewöhnlichen Arbeitsplatze am untern Ende des Saales, als ich plötzlich in nächster Nähe sprechen hörte. Ich blickte gleichgiltig über die Brüstung der Galerie in den Saal hinab, sah aber Niemanden, und schon schaute ich wieder in mein Buch und hatte die Unterbrechung vergessen, da hob die Stimme unten von Neuem an und diesmal fesselte sie meine widerstrebende Aufmerksamkeit. „Du sagtest einmal, sie seien mager und braun", sagte Jemand, „weißt Du noch?" Eine Pause und — in der tiefen Stille des Raumes deutlich vernehmbar — ein eigenthümlicher Laut, ob ein Seufzer, ob ein Kuß, konnte ich nicht unterscheiden, dann sprach eine andere Stimme: „Habe ich jemals so gelästert, dann ver-

dien' ich —" Ich hörte nichts weiter, die Sprechenden mußten sich entfernt haben. Noch stand ich, unwillkürlich lauschend, verdutzt, da sprach es wieder, wieder die tiefe, gleichsam verschleierte Stimme, die ich zuerst gehört: „Du bist ein Kind, und Kindern sieht man Vieles nach . . . laß, laß, Du thust mir weh, sieh her . . . der Ring hat eine scharfe Kante . . . ah".

Ich stand lange wie angewurzelt auf demselben Fleck, aber nun blieb Alles still, und endlich fanden sich meine Gedanken wieder zu dem Glossar, das ich in Händen hielt, zurück. Während ich jenem Bruchstück eines Gesprächs gelauscht hatte, war eine unklare Erinnerung in mir aufgetaucht wie ein bedrohlicher Schatten. Aber sie verschwand wieder, der Gegenstand meiner Untersuchung nahm mich von Neuem hin, und als ich im Laufe jenes Morgens noch einmal an das Gehörte zurückdachte, lächelte ich. Wer konnte wissen, was für ein Pärchen in dem Bibliothekssaale des Palastes Lusignola, der wie die Bildergalerie an gewissen Tagen dem Publikum zugänglich war, sich zu einem raschen heimlichen Austausch von Geständnissen zusammengefunden hatte?

Es mochten seit jenem Vorfall einige Wochen vergangen sein, als die Marchesa, die ich in der letzten Zeit nur sehr selten gesehen hatte, eines Morgens in der Bibliothek zu mir trat. „Mein Mann ist zurückgekommen", sagte sie zu mir; „ich möchte die Herren mit einander bekannt machen".

Ich fuhr in die Höhe. „Ja, ich muß Sie zu mir herüber bemühen", meinte sie. „Der Marchese betritt selten den Bibliothekssaal; er sagt, die Luft hier bekomme ihm schlecht".

Dabei lächelte sie auf's Köstlichste. Ich folgte ihr. Am fernen Ende des Saales sah ich Giulio sitzen. Als wir an ihm vorüberkamen, legte sie ihm sans gêne die Hand auf die Schulter. „Kommen Sie mit, mein Kind, der Marchese soll Sie kennen lernen".

Ich dachte, sie würde uns durch die große eichene Thüre in der einen Schmalwand des Saales führen, welche allein die Verbindung zwischen der Bibliothek und den Privaträumen der Familie zu vermitteln schien. Statt dessen wendete sie sich plötzlich nach rechts und öffnete eine kleine Thüre in der hölzernen Wandbekleidung, die ich noch nie bemerkt hatte. Einige Schritte in einem ziemlich engen, dunkeln Gange, und dann hatte sie eine schwere Draperie zurückgeschoben, und wir befanden uns in einem Raume, den ich jetzt mit Verwunderung wieder erkannte — dem Gemache mit dem Bilde vom heiligen Antonius.

Dasselbe war leer, aber wenige Augenblicke später trat ein Herr über die Schwelle der gegenüberliegenden Thüre. Mit etwas nachlässiger Grazie wurden wir dem Marchese, ihrem Gemahl, von der Dame vorgestellt.

Der Marchese war in seiner Art eine eben so frappante Erscheinung wie seine Gemahlin. Er war etwas kleiner als die Dame, auch eine geschmeidige, fein gebaute Gestalt; der kurz geschorene kleine Kopf zeigte graues Haar, welches seltsam mit den unruhigen dunkeln Augen und dem schwarzen Schnurrbarte contrastirte. Seine Züge wären an sich nicht unschön gewesen, erhielten

aber durch ein nervöses Zucken, welches sie von Zeit zu Zeit befiel, einen unangenehmen, fast verzerrten Ausdruck.

Ich hatte mich von seiner Seite eines ausgesucht höflichen Empfanges zu erfreuen. Mit Emphase hieß er gut, daß seine Frau mir das Archiv zur Verfügung gestellt habe, und bat mich, aller Hilfsmittel, welche dasselbe oder seine Bibliothek für meine Forschungen etwa bieten möchte, mit voller Freiheit mich zu bedienen. Ich erwiderte, was die Gelegenheit erforderte, und wir kamen in's Gespräch. Es war merkwürdig, mit welcher Sicherheit auch er den Stoff, den unser Einer nur als Gegenstand schwerfälliger Forschungen kennt, in seinen allgemeinen Erscheinungen wenigstens beherrschte. Wir waren auf gewisse geschichtliche Thatsachen, die im Allgemeinen weniger bekannt sind, zu reden gekommen. Wo ich als Historiker, in schwerer Rüstung gleichsam, herantrat, da nahte er im Hofkleide des Diplomaten und entwirrte vor mir mit leichter Hand den Knäuel der leitenden Fäden des Ereignisses.

Dabei hatte er eine eigenthümliche Art zu reden. Er hatte sich nicht gesetzt, sondern ging, die Hände auf dem Rücken, in unserm und dem anstoßenden Zimmer umher, bald vor diesem, bald vor jenem Gegenstande stehen bleibend. Die Nippessachen nahm er auf, drehte sie in den Händen herum und betrachtete sie anscheinend mit großer Aufmerksamkeit von allen Seiten, während er wie beiläufig über die Zustände des Kirchenstaates, über den Staatsstreich in Frankreich, über die Politik Napoleons sehr geistreiche Dinge sagte.

Für diese Letzteren schien die Frau Marchesa heute keine Ohren zu haben, dagegen beobachtete sie, wie mir scheinen wollte, etwas ungeduldig die Hände ihres Gemahls, wenn er etwa ein Flacon vom feinsten Goldfiligran oder ein kostbares Porzellanfigürchen hin und her drehte in seinen schlanken nervösen Fingern. Einmal fuhr sie sogar aus ihrer nachlässigen Stellung halb in die Höhe: „Du würdest mich außerordentlich verbinden, Luigi, wenn Du das Büchschen hinstellen wolltest. Es ist von sprödem Holze, sehr fein gearbeitet, wie Du siehst und sehr zerbrechlich“.

Der Marchese betrachtete den kleinen Gegenstand, den er in Händen hielt, noch einmal aufmerksam, ehe er dem Wunsche seiner Gemahlin willfahrte. Dann trat er hinter ihren Stuhl, und immer weiter plaudernd ließ er bald die Spitzen des Schleiers, den sie auch heute um die Schultern trug, durch seine Hände laufen, bald nahm er ihr Ohrläppchen zwischen die Finger, oder er legte ihr auch nur — das Alles, als wisse er kaum davon — die Hand auf die Schulter. Die Marchesa nahm von dem Allem nicht die mindeste Notiz, und während ihr Gemahl über sie hinüber sein Gespäch mit mir fortsetzte, hatte sie Giulio, der mit auffallend düsterem Antlitz ihr gegenüber stand, in eine Sonderunterhaltung hineingezogen. Ich hörte mit halbem Ohr hin; die Beiden sprachen, wenn ich nicht irre, von den Dramen des Alfieri. „Nein, mein junger Freund“, sagte plötzlich der Marchese, sich in ihr Gespräch mischend — es war das erste Mal, daß er das Wort an Giulio richtete — „nein, die Handlungsweise des Cesare ist nicht hinreichend motivirt. Die

Eifersucht" — und er zuckte mit der ausdrucksvollen Geberde des echten Italieners die Achseln, während er die Busenschleife seiner Gemahlin sorgfältig um den Finger glättete — „die Eifersucht des Ehemannes mußte aus dem Spiele bleiben; es glaubt kein Mensch daran bei diesen Leuten aus der guten Gesellschaft. Das Motiv war schon damals aus der Mode, vollständig; ein Mann, der auf seine Frau eifersüchtig wäre, lächerlich! Erkläre ihm doch das bei Gelegenheit, carissima mia — der junge Tannhäuser scheint es nicht zu begreifen!"

Damit war er von dem Stuhle seiner Gemahlin fort und vor das mehr erwähnte Gemälde an der Wand getreten, welches er in der bisherigen beiläufigen Weise mit einem cynischen Commentar bedachte. Unwillkürlich suchten meine Blicke die Dame; ich glaubte eine leichte Falte des Unmuths auf der schönen Stirn zu bemerken. „Sie heißen Valori?" redete der Marchese wieder den jungen Menschen an. Giulio verbeugte sich, ohne den dunklen Blick vom Gesicht des Fragenden zu wenden. „Und die Marchesa will durch Sie den Petrarca neu ediren lassen?"

„Mir war diese Absicht der Frau Marchesa bisher nicht bekannt", erwiderte Giulio. „Ebenso wie sie auch mir neu ist", fiel die Dame ein, „Giulio, mein Kind, holen Sie mir doch aus dem Saale drüben die Broschüre Ihres Professors Darghelli, die Sie gestern mitbrachten; sie wird den Marchese interessiren!"

Nachdem er das Zimmer verlassen hatte, fielen einige halblaut gesprochene Worte zwischen den Ehegatten, welche nicht zu verstehen ich mich nach Kräften bemühte. Die Dame sah dabei sehr spöttisch aus; dem Marchese mit seinen wunderlich zuckenden Mienen konnte man nicht ansehen, ob er lachte oder sich ärgerte oder vielleicht Beides zugleich that.

Ich empfahl mich bald darauf, und auch Giulio kehrte mit mir in die Bibliothek zurück. Nachdem ich meine Arbeit für den Tag beendigt hatte, ging ich nach seinem Platze hin, um ihn aufzufordern, mit mir nach Hause zu kommen. Aber er schien schon fort zu sein; wenigstens erblickte ich, der ich nicht gerade kurzsichtig bin, aber oft aus Zerstreutheit schlecht sehe, ihn nicht gleich, bis ein leichtes Geräusch mich aufmerksam auf ihn machte. Er mußte mich nicht gehört haben; er saß vor dem Tische, die Arme auf sein Buch und den Kopf auf beide Arme gelegt, regungslos, wie Einer, den der Schlaf überwältigt hat. Aber als ich leise die Hand auf seine Schulter legte, fuhr er auf und sah mich an mit Augen, die von Schlaf nichts wußten, mit einem heißen verstörten Blick, der mir sonderbar an's Herz ging.

„Ist es Zeit? Ich komme mit Ihnen", sagte er hastig. Auf meine Frage, ob er sich unwohl fühle, antwortete er, daß er nur müde gewesen sei.

Wir legten den größten Theil des Heimwegs schweigend zurück. Ich war vollauf mit meinen Gedanken beschäftigt, und Giulio schien in gleichem Falle zu sein, wie er denn in letzter Zeit noch schweigsamer als gewöhnlich gewesen war. Wie ich schon andeutete, hatten gerade damals meine Berufs-

arbeiten mich in ganz besonderer Weise in Anspruch genommen und gewissermaßen der Wirklichkeit und Gegenwart entrückt; jetzt begannen diese ihre Rechte wieder geltend zu machen, und zwar zunächst im Interesse des Knaben an meiner Seite, der mir unvermerkt eine warme Zuneigung abgewonnen hatte.

„Der Marchese scheint ein sehr belesener Mann zu sein", brach ich endlich das Stillschweigen.

„Sie sagen, er sei so klug wie der Teufel", sagte der junge Mensch, vor sich hin blickend.

„Ein sonderbares Compliment! Wie kam er dazu, Dich Tannhäuser zu nennen?"

Jetzt wendete mir Giulio das Gesicht zu, welches bleicher war als sonst und bei aller jugendlichen Anmuth den traurigen Ausdruck trug, der ihm nun einmal eigen zu sein schien, wenigstens besser als jeder andere zu diesen Zügen paßte. „Ich kenne die Geschichte vom Tannhäuser nicht genau", sagte er, „ist es nicht eine deutsche Volkssage?"

„Ja, die von dem jungen Ritter, der in den Venusberg gerieth und dort an Leib und Seele verloren ging. Und dieser Venusberg befindet sich in einem deutschen Gau, in Thüringen? Ein christlicher Ritter, Giulio", fuhr ich fort, da er nur halb hinzuhören schien, „und er verliebte sich in die alte heidnische Göttin, sie, die Unheilstifterin, welche also, nach dem Volksglauben, ihren ganzen Olymp überlebt hat. Uebrigens scheint dem Marchese sein Gedächtniß einen Streich gespielt zu haben; er hat, als er Dich mit jenem Namen beehrte, wohl schwerlich diese Geschichte im Sinne gehabt".

Darauf erwiderte Giulio gar nichts. Erst als wir sein elterliches Haus erreicht hatten, schien er aus seiner Träumerei aufzufahren und murmelte etwas zwischen den Zähnen, was etwa klang wie „ich wußte wohl, daß ich ihn hassen würde".

Hier trat Alfredo zu uns, und wie nach gemeinsamer Uebereinkunft unterblieb jedes weitere Wort über die Erlebnisse im Palaste Lusignola.

Um diese Zeit kam eines Mittags die Signora Amalia in mein Zimmer, wo ich arbeitend am Tische saß, und machte sich, nach eifriger Entschuldigung, daß sie mich unterbreche, am Fenster, dann an der Commode zu schaffen, und zwar so lange, bis ich von meiner Schreiberei in die Höhe blickte und sie fragend ansah.

„Ich habe Sie gestört, Signor Francesco, verzeihen Sie mir", sagte sie. „Ich habe eine Caraffe mit frischem Wasser hingestellt; ich schicke die Cecca nicht gern zu Ihnen in's Zimmer, sie ist so plump . . . und dann, offen gestanden — ich wollte sehen, ob mein Giulio etwa hier bei Ihnen sei . . ."

„Nein, Signora Amalia, wie Sie sehen. Er ist auch heute Nachmittag nicht hier gewesen", sagte ich etwas verwundert.

Sie seufzte. „Wo mag der Junge stecken? Nicht, daß ich immer jeden Schritt und Tritt, den er geht, zu wissen verlangte . . . behüte Gott . . . er war ja stets still für sich, aber nie auf schlechten Wegen . . . ich versichere Sie, er hat mir noch keinen Augenblick Kummer gemacht".

Ich konnte nicht begreifen, wo die gute Frau hinauswollte.

„Giulio ist ein lieber Junge, Signora Amalia", sagte ich zu ihr, „an dem Sie hoffentlich noch viel Freude erleben werden. Aber was ist's mit ihm? Warum seufzen Sie? Fürchten Sie für seine Gesundheit?"

Sie hatte mich bei dem Lobe ihres Sohnes dankbar angesehen, jetzt zuckte sie die Achseln: „Was ist in den Buben gefahren? Warum läßt er so den Kopf hängen? Warum geht er umher wie im Traume und ißt und trinkt kaum noch? Trinken, nein, da sag' ich nicht die Wahrheit; im Gegentheil, er trinkt wie Einer, der das Fieber hat. Sie haben keine Veränderung an ihm wahrgenommen? Ach — verzeihen Sie, Signor Francesco, Sie sehen und hören zuweilen nichts vor Büchern. Giulio konnte es früher auch so machen, aber jetzt . . . ich sehe wohl, wie er vor einem Buche sitzt, vor sich hinstarrt und in einer halben Stunde kein Blatt umwendet".

„Er macht vielleicht jetzt selber Verse", schob ich lächelnd ein.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein". Dann heftete sie die Augen auf mich und öffnete die Lippen, aber ohne zu sprechen. Es schien, als müsse sie ein gewisses Widerstreben überwinden, ehe sie fortfuhr: „Die Frau Marchesa hat ihm, wie er sagt, eine Arbeit gegeben, die ihn täglich auf mehrere Stunden in der Bibliothek des Palastes beschäftigt".

„Ja". Es fiel mir in diesem Augenblicke erst ein, daß von der Zeit zu schließen, die er darauf zugebracht, Giulios Abschrift des Petrarca zu einem sehr ansehnlichen Manuscript angewachsen sein mußte, ja, ein Zweifel befiel mich, ob Petrarca überhaupt so viel gedichtet, daß man so lange daran abschreiben konnte.

„Giulio ist auch zuweilen des Nachmittags dort?" warf Signora Amalia in halb fragendem Tone hin.

„Nicht, daß ich wüßte", entgegnete ich befremdet. Die Mutter seufzte wieder. Sie stand vor sich hinblickend, in einer Bewegung, die ich nicht zu deuten wußte. Plötzlich griff sie nach meinen beiden Händen und sah mir flehentlich in die Augen:

„Sie sind gut, Signor Francesco, Sie gehen dort ein und aus . . . ich kann nichts thun . . . wachen Sie über mein Kind!"

Im nächsten Augenblick hatte sie das Zimmer verlassen; Ich blieb in der äußersten Bestürzung zurück. Ich suchte meine Gedanken zu sammeln, sie von den Gegenständen, mit denen sie sich in der letzten Zeit vorzugsweise beschäftigt, gewaltsam ab und auf die Gegenwart zu lenken; ich dachte nach, ich besann mich, ich combinirte. Aber das Resultat war ein so verwirrendes, ein so überwältigendes, daß ich endlich halb verzweifelt auffuhr und nach meinem

Hute griff, in der Hoffnung, mich im Freien besser gegen diese miserable Stimmung wehren zu können.

Aber die egoistischen Regungen, der Wunsch, vor allen Dingen die unerquicklichen Gedanken los zu werden, wichen einem anderen Impulse, sobald ich mir, halb unwillkürlich, die Worte und Geberden der Signora Amalia wieder vergegenwärtigte. Und unter der Herrschaft einer derartigen Regung, muß es wohl gewesen sein, daß ich meine Schritte nach dem Palaste Lusignola lenkte.

Ich stieg in den Bibliotheksaal hinauf, zu dem ich, wie schon erwähnt, zu allen Stunden Zutritt hatte. Dabei kam es mir in den Sinn, einen mir auf der Treppe begegnenden Lakaien zu fragen, ob Herr Giulio Valori oben sei. Es fiel mir sonderbar auf's Herz, als ich eine bejahende Antwort erhielt. Im Saale angekommen blieb ich an meinem gewöhnlichen Platze stehen und legte meine Papiere zurecht zum Arbeiten; dann überzeugte ich mich, daß mir ein Buch fehle, welches, wie ich wußte, am oberen Ende des Saales, in der Nähe der dem Eingange gegenüberliegenden Thür stehen mußte.

Auf meinem Wege dorthin kam ich an dem Platze vorüber, an welchem Giulio zu sitzen pflegte. Derselbe war leer, wie auch in dem ganzen Raume sich, so weit ich entdecken konnte, Niemand außer mir befand.

Ich blickte noch zweifelnd nach der Galerie in die Höhe, als dem einzigen Orte, an welchem eine Person sich, ohne gleich bemerkt zu werden, etwa aufhalten konnte, da glaubte ich sprechen zu hören. Mir gegenüber befand sich die kleine, durch die hölzerne Wandbekleidung geschickt maskirte Thür, welche ich erst neulich bei der Anwesenheit des Marchese kennen gelernt hatte. Dieselbe wäre mir auch jetzt wahrscheinlich nicht aufgefallen, hätte sie nicht halb offen gestanden.

Wie ich dazu kam, ohne einen Gedanken an die möglichen Folgen meiner Indiscretion, ja sogar ohne jegliches Gefühl derselben durch die Thür und in den dahinter liegenden Gang zu treten, weiß ich noch heute nicht. Auch vor mir mußte Jemand rasch und sorglos hindurch gegangen sein, denn die schweren Vorhänge, welche den Raum von dem Boudoir der Marchesa schieden, waren ebenfalls halb zurückgeschlagen. Ich war so weit und mußte weiter, und schon hatte ich den Fuß auf der Schwelle, als Dasjenige, was ich sah, mich festbannte und lautlos, in einer Art Erstarrung, verharren ließ.

Giulio lehnte in halb knieender Stellung auf dem Teppich, den Kopf gegen die Hände der Marchesa gedrückt, die ihr im Schooße ruhten. Die Dame saß in ihren niedrigen Sessel zurückgelehnt, wie gewöhnlich, und blickte nicht gerade spöttisch, aber doch mit einem ganz leisen Lächeln um die Lippen auf die an ihren Knieen niedergesunkene Gestalt hinab. Dem jungen Menschen schien nicht gut zu Muthe zu sein; er stöhnte bitterlich, und als sie jetzt, indem sie ihm die Hand auf die Stirne legte, mit sanfter Gewalt sein Antlitz zu sich in die Höhe richtete, hielt er dennoch die Augen niedergeschlagen, und ich sah Thränen an den langen Wimpern glänzen.

Sie bog sich tiefer zu ihm nieder — wie weich, wie anmuthig, wie beherrscht waren alle ihre Bewegungen! Was mich packte bei dem Anblick — ich weiß es kaum. Ich tappte zurück; in dem großen leeren Büchersaale stand ich Minuten lang wie betäubt, beide Fäuste gegen die Stirne gedrückt. Als ich die Hände langsam sinken ließ und mich umsah, mit abwesenden Augen an den Gegenständen rings um wieder zu mir selber zu kommen suchte, wie Einer, der einen Traum abzuschütteln bemüht ist — da fiel mein Blick plötzlich auf Giulio. Der Jüngling stand wenige Schritte von mir und sah mich an; auf seinem Gesichte las ich, daß er mein Entsetzen richtig deutete und sah, daß ich Alles wußte. Nie werde ich den Ausdruck des von Aufregung und Leidenschaft entstellten Antlitzes vergessen. Der Knabe, der vor Kurzem noch erröthet war, wenn man unverhofft das Wort an ihn richtete, er starrte mich jetzt an mit den dunkeln Augen voll Qual, seiner selbst kaum bewußt und völlig unempfindlich gegen meine Mitwissenschaft seines unseligen Geheimnisses.

Wir hatten wohl noch kein Wort gewechselt, da rauschte etwas in der Nähe — dies seidene, weiche Knistern, die gleitende Bewegung — ich erschauderte im Innersten davor! — und die Marchesa stand neben uns. Sie begrüßte mich wie eine Königin, wie immer, dann legte sie, wieder mit einer Herrscherbewegung, dem Knaben die Hand auf die Schulter. Diese braune, geschmeidige Hand — unwillkürlich blieben meine Blicke daran haften, und es fuhr mir durch den Sinn, ob wohl die ägyptische Cleopatra, dies Prototyp gefährlicher Frauen, nicht ähnliche Hände gehabt habe. „Unser junger Freund ist melancholisch", sagte sie jetzt, auf die ungezwungenste Weise die Unterhaltung beginnend. „Er liest sich in seine alten Dichter hinein und will nun ihre schöne erträumte Welt in der Wirklichkeit suchen. Und die Wirklichkeit ist karg im Vergleich mit der Dichtung — aber doch nicht so sehr, wie ein solcher leidenschaftlicher, unersättlicher Träumer meint. Komm, Kind, sieh nicht so traurig aus!" — damit neigte sich das schöne Weib zu ihm mit unnachahmlicher Grazie und küßte ihn auf beide Augen. Ce n'est qu'un enfant", wandte sie sich dann ruhig lächelnd zu mir, der ich dastand, als hätte ich einen Schlag erhalten. Auf Giulio schien übrigens ihr eigenthümliches Beruhigungsmittel seine Wirkung zu verfehlen — in den sonst so sanften Augen war ein gefährliches Feuer aufgelodert, und wie sie sich an der geschmeidigen Gestalt der Marchesa gleichsam ansaugten, erinnerten sie mich Secunden lang an die eines schönen Raubthiers. Wie das Weib alle diese Symptome kannte, bewachte, zügelte! Sie reichte ihm mit einer franken Bewegung beide Hände hin — er ergriff sie und drückte heftig das Antlitz, die Lippen darauf. Als er sich wieder emporrichtete, schien die leidenschaftliche Spannung gemildert, sie, ruhig, als habe sie einen gewöhnlichen formellen Handkuß erhalten, wandte sich zu mir mit einigen verbindlichen Abschiedsworten.

Sie war verschwunden, die Thüre hatte sich hinter ihr geschlossen. Ich weiß nicht, ob ich in ihrer Gegenwart auch nur ein Wort hervorgebracht

hatte. Daß sie meine Verstörtheit bemerkt, war mir nicht zweifelhaft; zugleich hatte ich eine Probe davon gehabt, wie wenig dergleichen sie aus der Fassung zu bringen vermochte.

An meinem Platze angekommen, räumte ich mechanisch meine Papiere wieder hinweg. Giulio war mir gefolgt; ehe ich den Saal verließ, wendete ich mich zu ihm um: „Bist Du auch schon fertig hier, Giulio? — Es thut mir leid, wenn ich gestört habe“.

Mein Hohn rührte ihn wenig. Erst als wir auf der Straße waren, sprach er, wie zur Erwiderung auf jene Worte. „Ich bin in den Venusberg gerathen“, sagte er, mehr vor sich hin als zu mir; „er wußte es wohl, und er hat seine Freude daran“. Hätten mir auch nicht Aufregung und Verwirrung noch immer die Kehle zugeschnürt, so wäre doch auf diese wahnsinnigen Worte nichts zu erwidern gewesen. Schweigend erreichten wir das Elternhaus des jungen Menschen und schweigend stiegen wir die Treppe hinauf. An der Thüre meines Zimmers wollte er mich verlassen, da nahm ich ihn ohne Weiteres bei der Schulter, schob ihn hinein und schloß die Thüre hinter uns beiden zu.

Hatte ich hier dem geständigen Sünder mit der ganzen Würde gerechten Zornes entgegentreten wollen, so brachte er mich vornherein aus dem Concept. Er, der sonst in all seinem Gebahren von beinahe unbeholfener Schüchternheit gewesen war, warf jetzt achtlos den Hut bei Seite, ließ sich auf's Sopha niederfallen, verschränkte die Arme über der Lehne und legte den Kopf darauf, um meine Gegenwart gänzlich unbekümmert. Ziemlich rathlos stand ich eine ganze Zeit lang vor ihm. „Was fehlt Dir, Giulio?“ fragte ich ihn endlich in strengem Tone. „Sie wissen es ja“, sagte er müde, seine Stellung nur verändernd, um den Kopf fester in die Arme zu drücken, wie Einer, der am liebsten weder sehen noch hören möchte. „Sie wissen ja Alles, was fragen Sie noch?“

Ich war in meinem Leben in keiner ähnlichen Lage gewesen. Zuvörderst hielt ich mich jetzt an meine offenbare Pflicht, dem Jungen in unzweideutigen Ausdrücken das sinnlose, unheilvolle, verbrecherische seiner Leidenschaft klarzulegen, wobei freilich die heimliche Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit meiner Philippika der überzeugenden Beweiskraft derselben nicht gerade förderlich gewesen sein mag. Giulio ließ sie auch in vollständiger Passivität über sich ergehen, er rührte sich nicht, es war mir sehr zweifelhaft, ob er mich überhaupt hörte, ob ich nicht schon in der physischen Bedeutung tauben Ohren predige.

Endlich kam ich mit Nothwendigkeit auf die Marchesa zu sprechen. „Diese Frau, Giulio, die zu ihrem Zeitvertreib Deinen vermessenen Wahnsinn duldet — besinne Dich, komm zu Dir — erkenne, wie verächtlich sie ist!“

„Verächtlich?“ — Jetzt hob er endlich den Kopf langsam in die Höhe und wendete mir die müden, blutunterlaufenen Augen zu. „Verächtlich . . . für mich haben diese Worte keinen Sinn . . . ich verstehe Eure Sprache kaum noch, ich weiß nur jetzt, wie arm sie ist, wie unfähig, auch das Geringste von

dem auszudrücken, was diese Frau mich hat empfinden lassen. Ich könnte sagen, ich bin ein Gott gewesen durch sie — ich könnte auch sagen, sie hat mich in die Hölle gestoßen". — Er lachte kurz. „Schmerz, Qual, Seligkeit — es wird Alles Eins in diesen Abgründen des Gefühls — Freude, Leid, Tugend, Schande — Alles Eins, wenn ich bei ihr bin. Ich weiß nur Eins noch — bei ihr ist Leben, ohne sie ist Tod —".

Ich glaube, ich lachte auf — in schierer Wuth über das wahnsinnige Gerede. „Daß die Lusignola, die Deine Mutter sein könnte, das Weib eines Andern ist, kommt natürlich nicht in Betracht; die Gesetze der Sitte, der Moral reichen nicht hinab in die Abgründe Deines Gefühls — Du giebst es ja selbst zu, daß Dir Ehre und Schande Eines ist. Glaubst Du aber, auch der Herr Marchese werde Verständniß haben für eine solche Auffassung der Dinge?"

„Der Marchese ist ein kalter Teufel", sagte Giulio, die Hände in sein Haar vergrabend. „Er durchschaut mich, als wäre ich von Glas; ich habe das Gefühl, als halte er die Fäden eines unsichtbaren Netzes in der Hand, welches er, sobald er wolle, über mir zusammenziehen könne".

„Ueber Dir und seiner Frau?" fragte ich. Giulio schüttelte den Kopf. „Sie — sie ist ungreifbar, wie Luft, wie Feuer . . . Manchmal" — hier sah er mich an mit einem stillen Ausdruck, der mich mehr erschütterte als Alles, was vorangegangen war, weil er dem des Wahnsinns glich — „manchmal ist es mir, als wäre sie gar kein irdisches Weib. Ist sie schön? Ich weiß es nicht — gewiß, es giebt schönere Frauen. Aber in ihren Augen brennt die Gluth von uralter Lust, aus schöneren Zeiten her, und ihr Blick macht mich trunken; in ihren Adern fließt Feuer, nicht Blut, deshalb bringt die Berührung ihrer Hände mich von Sinnen. Sie ist nicht eben sparsam mit ihren Küssen, Sie haben es gesehen" — ein irres Lächeln spielte um seine Lippen — „und doch, ehe ich einen mißte, gäbe ich allemal mit Freuden ein Jahr meines Lebens; weiß ich doch erst, was Leben ist, seit sie mich geküßt hat".

Auf so viel Tollheit war nichts zu erwidern. Ich ging eine Weile schweigend im Zimmer auf und ab. „Wie hat diese unselige Geschichte begonnen?" fragte ich endlich, vor ihm stehen bleibend.

„Begonnen?" sagte er, noch immer mit dem Blicke eines Stillverrückten vor sich hinstarrend; „ich weiß von keinem Anfang. Ich zitterte, wenn ihr Kleid mich streifte, ich wich zurück vor einer zufälligen Berührung ihrer Finger und dabei träumte ich Tag und Nacht von ihr, wachend und schlafend, und dachte mir Dinge aus — Dinge . . . Aber in ihrer Nähe verließ mich aller Muth". Da habe sie eines Tages seinen Kopf zwischen beide Hände genommen und ihn gefragt, warum er sie immer so anstarre. „Lieber Junge" habe sie ihn genannt und „kleiner Träumer", und ihn lachend geküßt und wieder geküßt wie ein Kind.

Mir fuhr es durch den Sinn, daß die Marchesa vielleicht nicht so schuldig sei, wie ich geglaubt, daß es sich um eine übermüthige, freilich auch grausame

Laune des verwöhnten schönen Weibes handle. Ich werde zu ihr gehen, beschloß ich innerlich und offen mit ihr reden. Hat sie den Jungen verrückt gemacht, so soll sie ihn auch wieder zur Vernunft bringen. — Zu ihm sagte ich: „Es war kein Zufall, Giulio, daß ich heute Mittag in die Bibliothek kam, auf die Vermuthung hin, daß Du dort sein könntest. Dein verändertes Wesen ist nicht unbemerkt geblieben — Deine Mutter ängstigt sich um Dich".

„Meine Mutter" — der Jüngling hing an ihr mit leidenschaftlicher Innigkeit — „meine arme Mutter! Sie hat große Hoffnungen auf mich gesetzt, ich weiß es. Auch ich dachte, es würde aus mir etwas werden. Aber ich glaube, damit ist es aus".

„Hm, wirklich? Du bist siebzehn oder achtzehn Jahre alt . . . Du glaubst was Dich jetzt erfüllt, werde für Dein ganzes übriges Leben anhalten?"

„Nein. Aber mir ist, als werde diese Gluth, wenn sie einmal erloschen, von mir nichts als Asche zurücklassen".

„Darauf wollen wir es ankommen lassen. Zunächst wirst Du die Marchesa nicht mehr ohne mein Dabeisein sehen".

Der Jüngling fuhr in die Höhe und sah mich an, als ob er mich zerreißen wollte. „Sie — Sie wollen Hand an mein Glück legen! Sie wagen es! Sie schleichen mir nach — belauschen mich — wer giebt Ihnen das Recht, sich in mein Leben einzudrängen?"

„Laß die überschwänglichen Reden, Knabe! Ich mache nur das Recht des anständigen Menschen geltend, Ehrlosigkeit und Verbrechen zu hindern, wo ich kann. Hier handle ich überdies im Namen Deiner Mutter, welche mich zum Vertrauten ihrer Angst und Sorge um Dich gemacht hat. Ich habe nicht daran gedacht, Dich zu zwingen; Deiner eigenen Vernunft, Deinem guten Willen biete ich meinen Beistand an im Kampfe mit Deiner Leidenschaft. Ich bin das unschuldige Werkzeug derselben gewesen; durch mich kamst Du in jenes Haus". . .

„Ja, Sie haben mir das Paradies erschlossen", murmelte er, wieder ganz verwandelt, „und ob es gleich ohne Ihren Willen geschehen ist, so möge doch Gott Sie noch in Ihrer letzten Stunde dafür segnen?" Er stand auf. „Lassen Sie mich fort . . . Sie meinen es gut, aber Sie reden vergeblich. Nichts, was Sie sagen oder thun können, wird mich von ihr zurückhalten. Sie nennen dies Sünde und Schande — ich weiß, daß es Verhängniß, Nothwendigkeit ist. Ich weigere mich auch mit nichten, dafür zu büßen. Man erzählt sich, daß der Marchese, ob er gleich seine Frau nicht liebt, keinen schont, den sie begünstigt. Er hat eine sichere tödtliche Hand. Auch den Maler jenes Bildes hat er erschossen. Sie wissen, das Bild in dem kleinen Zimmer, wo wir sie zuerst trafen, das Bild, auf dem das junge Weib ihre Züge trägt. Er lud ihn zur Jagd, und da, hieß es, wäre der Fremde verunglückt durch eigene Schuld. Er hatte aber einen Schuß im Rücken. Dann ein junger französischer Diplomat . . . da war es ein amerikanisches Duell gewesen . . . Mich schreckt das Alles nicht . . . sie ist wohl ein Leben werth . . .

ein solches Ende solchen Glückes ist noch das beste; denn wie unendlich schaal und leer wäre jedes andere!" Damit verließ er mich, und ich hielt ihn nicht mehr zurück.

Als der Abend heran kam, ging ich, wie ich zuweilen that, in das Café di Firenze, an der Via Ricasoli, der Hauptstraße, gelegen, wo sich die anständigere männliche Bevölkerung von Siena um diese Zeit rauchend, zeitungslesend und dünne Getränke schlürfend, aufzuhalten pflegte. Ich war sicher, dort einige Professoren der Universität, einen oder den andern aufgeklärten Pfarrer, den Secretair des städtischen Archivs und andere gebildete Männer zu treffen, mit denen sich über manches gemeinsame Interesse plaudern ließ. Was mich allein störte und auch davon abhielt, ein täglicher Gast im Café di Firenze zu werden, war die stark politische Färbung, der leidenschaftlich erregte Ton, welchen die Unterhaltung dort nur allzuhäufig annahm. Die Herren waren zum überwiegend größten Theil entschieden liberal gesinnt, und der Umstand, daß Siena seit Jahrzehnten der Hort der extrem clericalen und aristokratisch reactionären Partei war, mochte dazu beitragen, hier die Gegensätze zu verschärfen und die Bitterkeit erhöhen, mit welcher man einander zu Leibe ging.

Der Marchese Lusignola war bekannt als die Seele aller antiliberalen Bestrebungen in Siena, der bestgehaßte Mann im clericalen Lager. Auch auf ihn kam heute die Rede, vielleicht nicht ohne mein Zuthun; und waren es auch nicht gerade lautere Quellen, welche der Parteihader da losdämmte, so gewannen doch durch das, was ich hörte, die Worte Giulio's über jenen Mann eine eigene furchtbare Bestätigung und schwerwiegende Bedeutung.

Ob jene Partei nicht am besten charakterisirt werde, rief Einer mit echt italienischem Pathos aus, durch den Einfluß, welchen eine Persönlichkeit wie Lusignola innerhalb derselben habe gewinnen können; ein Mensch ohne Treu und Glauben, ohne Furcht und ohne Reue, „ein Kerl, der sich unter uns gar nicht würde sehen lassen können, eine Art politischer Giftmischer —"

„Wenn nicht gar Giftmischer de facto —" ließ sich eine andere Stimme vernehmen.

„Nun, ein paar Menschenleben soll er ja auf der Seele haben, das hatte aber mit der Politik nichts zu thun: es handelte sich um Liebhaber seiner Frau, kleine häusliche Angelegenheiten, die der Marchese zu arrangiren pflegt ohne anderes Geräusch als das eines discreten Revolverschusses".

„Man sollte diese Dinge nicht erzählen", meinte Einer lachend, mit einem Blicke auf mich, „weil sie auf die italienische Justiz ein zu sonderbares Licht werfen". — „Es war zur Zeit des Kirchenstaates", wurde erklärend hinzugefügt, „ehe wir ‚Italiener' waren. Und der Marchese ist so recht der Typus eines päpstlichen Granden; glatt, von vollendeten Umgangsformen; er war ja auch persona gratissima am Hofe der Kaiserin Eugenie in Frankreich".

Hier mischte auch ich mich in's Gespräch, indem ich die Hoffnung aussprach, daß jetzt, da der Kirchenstaat und seine Justizpflege der Vergangenheit

verfallen seien, auch die „discreten Revolverschüsse“ des Herrn Marchese zu den Anachronismen gehörten.

Da aber zuckte man die Achseln. „Der ganze Mensch ist ein Anachronismus, wenn Sie wollen, ein verspäteter Borgia, ein Ueberbleibsel aus der Zeit selbstherrlicher, unscrupulöser Charaktere, wie es eigentlich nur im Dominium Petri und in diesem mittelalterlich versteinerten Siena sich erhalten konnte. Nein, hoffen wir lieber, daß für die berühmten und berüchtigten schönen Augen der Marchesa sich kein schmachtender Schäfer mehr finde! Ah, der Professor geht ja selbst dort aus und ein. Nun, Sie sind gewarnt, caro mio. Uebrigens, dächte ich, die Lusignola wäre nun bald aus den gefährlichen Jahren heraus, sie muß fast fünfzig sein“.

„Und ist immer noch die schönste Frau in Siena?“

„Bah, wer nimmt sich heutzutage noch die Zeit, sich zu verlieben. Wir leben in der Aera der politischen Passionen, des nüchternen Tageslichts; selbst die Weiber, welche um Wahlstimmen, um Gleichberechtigung mit uns streiten, sie haben endlich etwas Anderes zu thun gefunden, als das allerliebste Geschäft, uns zu ruiniren“. —

„Meinen Sie? Und doch bleiben Einige darin unverbesserlich“. —

So schwirrten die Reden hin und her, Keiner konnte ahnen, welche verzweifelte Bedeutung das Alles für den einen Theilnehmer hatte. Als die politische Discussion wieder im vollen Gange war, entfernte ich mich; ein schon anfänglich halb und halb gefaßter Entschluß hatte sich durch das, was ich gehört, nur befestigen können. —

Am andern Morgen kleidete ich mich sorgfältiger an als sonst und begab mich in den Palast Lusignola, wo ich die Marchesa bitten ließ, mir eine Unterredung zu gewähren. Ich wurde sofort zu ihr geführt, in das kleine Zimmer mit dem Bilde des heiligen Antonius, in dem sie sich am liebsten aufzuhalten schien. Sie war im Morgengewande, das schwarze Haar war noch nicht geordnet für den Tag und lag, von einem Kamm am Hinterkopf gehalten, mit unnachahmlichem Reiz auf dem feinen, leicht gesenkten Nacken. Ich konnte das sehen, weil sie mit dem Rücken gegen die Thüre gewendet stand, als ich eintrat. Jetzt drehte sie sich zu mir herum, begrüßte mich huldvoll, und indem sie sich niederließ und mir winkte, in ihrer Nähe Platz zu nehmen, fragte sie mich in ihrer vornehm gewinnenden Weise, womit sie mir dienen könne.

Sie hatte offenbar erwartet, daß es sich um nichts weiter als um eine Bibliothekangelegenheit handeln werde, um alte Scharteken aus dem Archiv, Dinge, für die sie dem deutschen Bücherwurm gegenüber ein anmuthig geheucheltes Interesse in Bereitschaft hatte. Ein Blick auf mein Gesicht aber mochte sie eines Anderen belehrt haben. Sie war so scharfsichtig; ich glaube, als sie sah, wie ich mir mit dem Taschentuch über die Stirn fuhr, wie ich nach einem Anfangsworte rang und mir die Stimme versagte — da wußte sie schon, weshalb ich gekommen war.

Mein Auge flog zu ihr hinüber. Sie hatte sich in ihrem Sessel zurückgelehnt und mit einer wunderbar ausdrucksvollen Geberde den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, wie um besser zu hören; die Augenbrauen hatte sie in die Höhe gezogen und die Lippen, um die ein eigener, spöttischer Zug erschienen war, fest aufeinander gelegt. Jede Miene sagte so deutlich wie möglich: rede du nur, was du zu sagen hast, wird mir ungeheuer gleichgiltig sein.

Ich begann. Von dem, was ich sagte, habe ich keine deutliche Erinnerung mehr. Mein Plan war gewesen, ihr von der thörichten Leidenschaft des Knaben zu ihr zu sprechen, als von etwas, was sie nicht ahne; ihre Nachsicht für seine Vermessenheit zu erbitten und zugleich ihre Hilfe, um ihn von seinem Wahnsinn zu heilen.

Sie ließ mich ruhig reden, durch keine Bewegung, keine Miene verrieth sie, welchen Eindruck meine Worte auf sie machten, ein Verhalten, völlig darauf berechnet, mich aus dem Concept zu bringen. So verwirrte ich mich denn auch; ich sprach theils weniger, theils mehr, als ich zu sagen beabsichtigt hatte, und schwieg endlich in halber Verzweiflung.

Das dunkelhelle Antlitz vor mir hatte während meiner Rede nichts von seiner halb lächelnden Ruhe verloren. Jetzt wendete sie mir dasselbe völlig zu und sagte: „Glauben Sie nicht, Herr Professor, daß wir sehr viel zu thun haben würden, wenn wir uns mit den Träumen aller jugendlichen Herzen unserer Bekanntschaft eingehend befaßten? Und Sie gerade . . . ich sollte denken, Ihre ernsthaften Arbeiten beschäftigen Sie hinreichend und ließen Ihnen zu wenig Zeit, am Herzensthor junger Leute Wache zu stehen. Lassen wir sie schwärmen, Verehrtester . . . solche Krankheiten gehen vorüber!“

„Krankheiten! Sie haben das richtige Wort gebraucht, Frau Marchesa. Und ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es Naturen giebt, die vermöge ihrer ganzen Beanlagung durch solche Krankheiten unheilbar untergraben, ja ganz zerstört werden können. Ich glaube, daß wir hier einen solchen Fall haben. Es bedarf gewiß nur des Hinweises auf eine solche Gefahr, um Sie zu meiner Bundesgenossin zu machen. Ich werde Mittel finden, den jungen Menschen von hier entfernt zu halten . . .“

Die Marchesa fuhr in die Höhe, und ein unbewachter Zornesblitz schoß aus den Augen, die sie bisher nachlässig halb geschlossen gehalten hatte. Aber sie lehnte sich im nächsten Augenblick wieder zurück und murmelte nur etwas zwischen den Zähnen. Das Wort klang wie insupportable oder dergleichen... und enthielt jedenfalls kein Compliment für mich. „War das Alles, was Sie mir zu sagen hatten?“ fragte sie mich nach einer Weile mit einer Bewegung, die andeutete, daß sie die Audienz zu beendigen wünschte. Man hat es, glaub' ich, einmal dem Deutschen im Allgemeinen nachgesagt, daß ihn Grobheit à son aise zu setzen pflegt. Mir scheint das boshafte Wort eine Wahrheit zu enthalten, die sich in meinem Falle bewährte. Ich ignorirte nicht nur den Entlassungswink der schönen Marchesa, sondern es gelang mir nun auch innerhalb weniger Augenblicke, sie aus ihrer kühlen Defensive herauszulocken.

„Ist das Alles, was Sie mir zu sagen hatten“, hatte sie gesagt. „Nicht ganz, Frau Marchesa“, entgegnete ich. „Für den Fall, daß Sie Herrn Giulio Valori doch nicht Ihr Haus verbieten, möchte ich mir eine Bitte erlauben. Sie sollten den Knaben wenigstens nicht mehr küssen . . . Ihre Küsse, fürcht' ich, haben seine Begriffe über seine Stellung Ihnen gegenüber in eine schwer zu hebende Verwirrung gebracht“.

Sie war aufgestanden und maß mich sprühenden Blicks von Kopf bis zu den Füßen. Dennoch war ihr Ton kalt und beherrscht, als sie jetzt sagte: „Sie zwingen mich, dieser Unterredung ein Ende zu machen. Ich bitte. . .“

Damit wollte sie nach der Klingel greifen. Da legte ich meine Hand auf die ihre und führte sie, während sie mich in maßlosem hochmüthigem Staunen anstarte, auf ihren Platz zurück. Und nun sprach ich anders, als ich bisher gesprochen hatte; die anfängliche Fiction von ihrer Ahnungslosigkeit der Passion Guilio's gegenüber stieß ich gleichsam verächtlich mit dem Fuße bei Seite. Ich sagte ihr mit dürren Worten die volle Wahrheit. Ich schonte sie nicht, ich griff ihr in's Herz, das ja doch irgend etwas für den schönen lieben Jungen empfinden müsse . . . und eines meiner Worte mußte sie getroffen haben. Ihr Wesen veränderte sich, schmolz gleichsam, die dunkeln großen Augen wurden feucht; ein sehnsüchtiges Licht ging darin auf, als ich von dem Knaben und seiner rührenden tollen Liebe sprach, ihre wundervollen Lippen bewegten sich leise, als wenn sie kosende Worte formten, ich lernte jetzt erst den ganzen berückenden Zauber dieses Antlitzes kennen, welches in der That nur für die Liebe geschaffen schien.

Ich sprach immer ernster, eindringlicher, immer erweichter gegen die schöne Sünderin, und sie sah mich an wie ein lauschendes Kind. Endlich nannte ich ihren Gatten, da wurde ihr Antlitz fahl; aber ich durfte sie nicht schonen:

„Der Marchese ist bekannt als ein strenger Rächer seiner Ehre“, sagte ich. „Marchesa, dieser Knabe hat eine Mutter, die nur in ihm lebt . . . . Wollen Sie es auf Ihr Gewissen nehmen, in unerhörtem Leichtsinn seine Mörderin zu werden?“

Sie stieß einen kurzen Schrei aus und hielt beide Hände vor die kleinen Ohren.

„Es ist falsch“, rief sie wie außer sich, „falsch, was Sie da sagen, was Sie glauben! Es ist nichts geschehen . . . nichts . . . ich habe ein paar glückliche Stunden gehabt. Aber Sie kommen und beschwören das Unglück herbei, indem Sie das Fürchterliche aussprechen“.

Sie stockte plötzlich und hob lauschend den Kopf. Im nächsten Augenblick war sie aufgesprungen; durch die kleine Thür war Giulio Valori eingetreten; meiner Gegenwart nicht achtend, warf sie sich ihm leidenschaftlich entgegen. Aus einer langen Umarmung ließ sie ihn nur, um, die Hände

auf seinen Schultern, ihren Blick in den seinen zu versenken: „Das Ende, Kind", sagte sie dann mit leisen, klagenden Lauten, „das Ende kommt schon. Ich soll Dich hergeben . . . bald, zu bald, nicht wahr?"

Er hatte sie wieder an sich gezogen, und er, den sie Kind genannt hatte, sah jetzt mit männlicher Ruhe, fast heiter auf das an seine Schulter geschmiegte Antlitz nieder. „Muß ich sterben?" fragte er, „ist es das? Dann . . . Du weißt doch, was Du mir versprochen hast". Er neigte den Kopf dicht über sie und flüsterte, hauchte vielmehr ihr ein Wort in's Ohr.

Sie machte sich los und blickte von ihm zu mir mit einem sonderbar starren Ausdruck. „Sterben? Auch Du sprichst von Sterben? . . . Wie kommt ihr Beide darauf? Es gehen Märchen umher unter den Leuten, glaube nicht daran, Giulio!"

Er hatte die Augen nicht von ihr gewandt. Jetzt lächelte er. „Meinst Du, ich fürchte mich? Aber ein paar Tage wird er mir noch gönnen, nicht wahr? Dann will ich gerne mit dem Leben zahlen, und ich zahle nicht zu theuer".

Ich mochte hier eine Bewegung gemacht haben; die Marchesa wendete sich zu mir und hob leicht abwehrend die Hand. „Still, Sie haben Recht gehabt", sagte sie tonlos. „Aber ich bin nicht von Stein, wie Sie glaubten, bin nicht ein Teufel, wie er. Jene Thoren hatten ihr Loos verdient; jetzt sind sie bitter gerächt. — Wir müssen uns auf eine Weile Lebewohl sagen, Giulio". Sie hatte die Stimme erhoben und sprach mit ruhiger Innigkeit. Er sah sie an, als verstehe er sie nicht. „Nicht auf lange . . . auf einige Tage nur . . . vielleicht nur bis morgen" . . . Sie sprach rasch und rascher, während eine qualvolle Spannung auf seinem Antlitz sichtbar geworden war. „Wenn es schon zu spät wäre!" Ihr Auge blieb auf mir haften, sie murmelte weiter, und ein grausamer Zug trat um den Mund hervor: „Es wäre auch sein Letztes . . . Bisher habe ich immer davor zurückgebebt . . . vielleicht war diese Schwäche Verbrechen . . . ich hätte so manches verhüten können. Wie . . . wenn ich . . .?"

Sie hatte mich fortwährend angesehen; zuletzt war ihr Ton der einer directen Frage geworden. Ich erschauderte bis in's Innerste . . . nie in meinem Leben war mir schlimmer zu Muthe gewesen; wie ein verworfener Verbrecher kam ich mir in jenen Augenblicken selber vor, weil ich — sie verstand. Ja, ich verstand sie so gut, als wenn sie ihren unheilbrütenden Gedanken mit nackten Worten ausgesprochen hätte.

Ich fuhr mit dem Taschentuche über die Stirn, auf welche ein kalter Schweiß getreten war. Giulio brach den Bann; eifersüchtig auf meine Gegenwart, auf die Beachtung, welche die Marchesa mir zu schenken schien, zog er sie mit sich fort an das andere Ende des Zimmers, und hier, während er ihre Hände in den seinen hielt, sprach er leise kosend auf sie ein. Wie sie so Auge in Auge standen, wollte mir, Gott verzeihe mir die Sünde, dies in einander Aufgehen der Beiden, diese völlige Selbstvergessenheit, nicht mehr

wie etwas Unheiliges, sondern beinahe rührend vorkommen; ich hätte auch in dem Augenblicke kein Wort strafenden Unwillens über die Lippen gebracht.

Die Marchesa wurde zuerst unruhig und drängte ihn zum Gehen. Er lehnte sich auf wie ein verwöhntes Kind, sie bat und befahl; endlich bequemte er sich, mich zu begleiten. Halb schmollend wollte er schon hinaus, da kam sie uns nach und sprach leise seinen Namen . . . Ich stand schon in dem dunkeln Gange, der zur Bibliothek führte, unschlüssig, ob ich vorwärts gehen sollte. Ich sah mich nicht mehr um, sondern blickte starr vor mich hin, und der Athem stockte mir bei den gedämpften Tönen leidenschaftlicher Zärtlichkeit, die ich hinter mir vernahm. „Ich kann nicht". „Du mußt, Du mußt — bleibe noch einen Augenblick — hätte ich Dich nie gesehen!" — Dann stürzte Giulio an mir vorüber, ich wollte ihm folgen, da legte sich eine brennend heiße Hand auf meinen Arm. „Stehen Sie ihm bei . . bewachen Sie ihn! Ich gehe fort, heute noch. Sie haben mich aus dem Traum gerüttelt. Ich flehe Sie an, lassen Sie ihn nicht von sich, gehen Sie ihm nicht von der Seite, nicht Tag, nicht Nacht, bis Sie von mir hören". Sie hatte die Worte mit fliegender Hast geflüstert. Statt aller Antwort haschte ich nach ihrer Hand, da sie dieselbe fortzog, und preßte die Lippen darauf, und ein Gefühl fast wie Stolz durchströmte mich, als ich ihren dankbaren Druck fühlte.

Die Aufgabe, die mir die Marchesa gestellt, hätte sich als eine sehr schwierige ausweisen können; leider wurde sie mir schon am zweiten Tage auf eine trübselige Weise erleichtert. Am Morgen nach jener denkwürdigen Unterredung hatte sich Giulio wie gewöhnlich nach dem Palaste Lusignola begeben; ich war ihm gefolgt. Ich blieb in der Bibliothek; er war verschwunden, wie ich mit Unbehagen wahrnahm; er mußte seinen gewöhnlichen Weg zu den Zimmern der Marchesa doch also noch offen gefunden haben.

Aber ich hatte noch nicht lange gesessen, als er plötzlich vor mir stand, das heißt hinter dem Tische, an welchem ich schrieb. Er sah mich mit vollständig verstörten Augen an. „Sie ist fort", sagte er; „wußten Sie darum?"

Da ich ihm die Antwort schuldig blieb, weil mir die Sache denn doch überraschend kam, wendete er sich zum Gehen. Ich folgte ihm, um sogleich meine undankbare Rolle des Beschwichtigers, des unwillkommenen Trösters anzutreten; er achtete gar nicht auf mich. Hatte ich gedacht, er würde vielleicht einen verzweifelnden Groll auf mich werfen, als auf eine der wirkenden Ursachen bei dem Schlage, der ihn getroffen, so irrte ich mich durchaus. Wie hätte er einen Gedanken für mich übrig gehabt? An ihr haftete Alles, sein Gram, seine Wuth, sein ganzer Schmerz. Sie nur hatte ihn so tödtlich verletzen können, wie sie gethan, indem sie so von ihm fortging. Hatte sie auf die Mahnungen Anderer, auf die Gebote der Klugheit, der Vorsicht gehört, so hatte sie, indem sie es that, seine Liebe darum nicht weniger verrathen.

Es fehlte viel, daß er dies Alles mit verständlichen Worten gesagt hätte.

Er sprach vielmehr im Anfang gar nicht, und auch später während des ganzen langen Tages hörte ich nur einige Worte von ihm, aus denen ich aber die Richtung, die sein Empfinden genommen, doch ungefähr erkennen konnte.

Er war in seinem elterlichen Hause wie Einer, der im halben Traume befangen ist. Er saß am Tische und aß und trank wie die Andern, und da er niemals redselig war, so fiel den Hausgenossen sein Wesen nicht auf. Mit Ausnahme der Mutter natürlich, deren Blick ich mehrere Mal betraf, wie er sorgenvoll auf dem ältesten Sohne ruhte. Auch mich sah die gute Frau ein paar Mal bekümmert und fragend an; nach Tische folgte ich ihr aus dem Zimmer und theilte ihr draußen als eine Neuigkeit, die sie vielleicht interessiren werde, mit, daß die Marchesa Lusignola von Siena abgereist sei. Ob die gute Signora von meinem Besuche bei der Marchesa etwas ahnte? Sie drückte mir mit einem rasch geflüsterten „Gott sei Dank!" die Hand, als hätten wir Zwei einander zu gratuliren.

Am Nachmittage trat mein Hüteramt erst eigentlich in Kraft. Giulio verließ das Haus; ich folgte ihm. Vor dem Thore gesellte ich mich zu ihm und bot ihm mit harmloser Miene meine Begleitung an, da er einen Spaziergang machen zu wollen schien.

Er blieb stehen und sah mich an, als besinne er sich auf etwas.

„Warum ist sie wohl fortgegangen? — Was kann der Grund gewesen sein? War sie meiner schon müde?" fragte er dann mit einer Ruhe, die mich hätte irre führen können.

Es wäre vielleicht eine pia fraus gewesen, ihn bei der letzteren Idee, daß die Marchesa des Liebesintermezzos müde sei, zu lassen. Das fiel mir zu spät ein; ich hatte schon begonnen, ihm eindringlich vorzustellen, wie sehr die Dame nur sein Bestes im Auge gehabt, als sie gegangen.

Ich sprach und sprach, aber er antwortete mir nicht. Wir gingen Stunden lang; in einem weiten Bogen umkreisten wir die Stadt, den seltsamen Unebenheiten ihrer Umgebung folgend; bald in sengender Hitze auf staubigem Landweg einen Hügel hinan, dann wieder hinab in eine feuchte Schlucht zwischen Gartenmauern hin, dann auf einer Ackergrenze entlang durch das offene Brachfeld. Der Jüngling schien unermüdlich. Als ich ihn einmal zwang, uns einige Rast zu gönnen — wir waren noch weit von der Stadt, im Schatten der Mauern einer einsamen Landkirche — warf er sich schweigend auf den feuchten Boden nieder, das Gesicht in die Arme gedrückt, und blieb regungslos liegen, bis die rasch hereinbrechende Dämmerung uns zur Rückkehr mahnte. Erst mit der völligen Dunkelheit langten wir zu Hause an.

Schon an jenem Abend beim Lampenlicht des Familientisches fiel mir die Veränderung auf, welche die letzten Stunden in Giulios Aussehen hervorgebracht hatten. Am andern Morgen machte er den Eindruck eines Menschen, der eine schwere Krankheit überstanden hat.

„Hast Du geschlafen, Giulio, auf unsere lange Wanderung?" fragte ich

ihn. „Nein“, entgegnete er gelassen. Und doch sah uns der Nachmittag wieder auf einer ziellosen Streiferei wie der gestrige; eine verzehrende Hast schien den Knaben vorwärts zu treiben und kein Gefühl körperlichen Ruhebedürfnisses bei ihm aufkommen zu lassen.

Wir verspäteten uns noch mehr als den Tag vorher. Unser Rückweg führte uns diesmal durch ein Flußthälchen, in dem ein üppiger Pflanzenwuchs wucherte und seinen feuchten Athem aushauchte. Wir wanderten wohl eine Stunde lang in diesem anmuthigen Labyrinth, über dessen völlige Einsamkeit und Unbewohntheit ich mich wunderte. Ich hatte den kühlen erfrischenden Hauch anfangs mit vollen Zügen eingesogen, bis eine sonderbare Mattigkeit mich überkam, so daß ich mich kaum nach Hause zu schleppen vermochte. Auch dort wollte der Druck in den Gliedern nicht weichen; nach einer nicht eben erquicklichen Nacht schlug ich bei Tagesanbruch mit heftigem Kopfschmerz die Augen auf; ich fühlte meinen Puls und fand, daß ich fieberte.

Eine gute Dosis des für solche Zustände stets bereit gehaltenen Chinins that ihre Wirkung. Noch etwas matt, aber mit völlig freiem Kopf erhob ich mich etwa eine Stunde später als gewöhnlich. Ich war noch beim Ankleiden, als Signora Amalia bei mir eintrat. „Verzeihen Sie“, ich habe schon ein paar Mal an der Thüre draußen gehorcht, und eben hörte ich, daß Sie aufgestanden waren“, sagte sie. „Giulio —“ Ich unterbrach sie hastig: „Wo ist er?“ — „In seinem Zimmer, krank, er hat sich wieder legen müssen, oder vielmehr, wir haben ihn zu Bette gebracht, ich fand ihn vorhin auf dem Sopha sitzen, ohne daß er von sich etwas wußte“.

Das war keine gute Nachricht, und doch fühlte ich mich durch dieselbe beinahe erleichtert; meine erste Befürchtung war gewesen, daß der Jüngling sich heimlich aus dem Hause entfernt habe. Ich folgte der Mutter in das Schlafzimmer der beiden Söhne, ein hübsches, luftiges Gemach, in dessen Mitte die schneeweißen Betten standen. Das Bett ist in Italien bekanntlich eine Art Luxusartikel, besonders in den mittlern und untern Ständen; mit gestickten Decken und Spitzen-umränderten Kissen wird es auf eine fast feierliche Weise ausgeputzt. Auf mich machte das in jenen Augenblicken einen befremdlichen, beklemmenden Eindruck. Der dunkle Kopf des Knaben auf dem weißen Kissen, die vollständig regungslose, lang ausgestreckte Gestalt, die sich unter der leichten Decke abzeichnete, die Spitzen und Behänge des Lagers, das Alles sah fast schon wie jene letzte irdische Schaustellung aus, welcher der Italiener gerne noch etwas Festliches, Pomphaftes verleiht.

Ich trat rasch an das Bett und griff nach der Hand des Jünglings. Ein Schrecken durchfuhr mich, als die langen Wimpern sich nicht hoben. Zu ihm niedergebeugt rief ich ihn beim Namen ein, zwei Mal; er schlug endlich die Augen auf, aber er sah mich mit verständnißlosem Blicke an.

„Wie, kennt er mich nicht?“ fragte ich bestürzt die Mutter. Sie zuckte traurig die Achseln. Der Arzt kam, fragte, ob der Knabe sich überanstrengt, sich bei großer Hitze oder bei Sonnenuntergang viel im Freien herumgetrieben

habe, sprach von Malaria, verschrieb und schüttelte beim Weggehen halb unwillig den Stock nach der Signora Amalia hin mit den Worten: „Dies hätte nicht vorkommen dürfen. Der Junge hat eine Fibernatur, das wissen wir, und unser Klima kennen wir auch!“

Vierzehn Tage später ging ich Abends im kleinen Garten hinter dem Valori'schen Hause auf und ab. Eine tiefe Niedergeschlagenheit lastete auf mir. Droben im Hause das junge Leben schien sich in stetiger Fiebergluth langsam, aber sicher, zu verzehren.

Giulio lag noch gerade so wie am ersten Tage, still, meist mit geschlossenen Augen; und wie die Flamme einer Leuchte, welcher man oben die Luft entzogen, noch immer in den Docht hinein frißt, so glimmte auch hier der unheilvolle Brand in den Adern immer weiter, und mit mattem, aber verhängnißvoll raschem Pulsschlag brauchte sich unaufhaltsam die Lebenskraft auf. Alle, auch die kräftigsten fieberstillenden Mittel hatten sich bisher als unwirksam erwiesen. Der Arzt, ein lebhafter, scharfer Italiener, konnte seine Sorge und zugleich seinen Unmuth kaum mehr bergen. Einmal, als nur ich zugegen war, hatte er halb verzweifelnd ausgerufen: „Daß Einem auch die Natur des Jungen so gar nicht zu Hilfe kommt! Keine Lebenslust, keine Widerstandskraft; es mag paradox klingen, aber zum Gesundwerden gehört auch guter Wille!“

Ich hatte dem Doctor schon früher eine Andeutung gegeben von der Art der heftigen Gemüthsbewegung, welche dem Ausbruch der Krankheit unmittelbar vorausgegangen war. Aber die Sache hatte ihn wenig interessirt. Von der Liebe bekomme man das Fieber nicht, hatte er gemeint, das habe sich der junge Mensch bei dem thörichten Spaziergang am Abend in dem feuchten Thale zugezogen. Er war ein tüchtiger Mann von großem ärztlichen Scharfblick. Was hätte es uns übrigens auch geholfen, wenn er über den Ursprung von Giulios Krankheit mehr meiner Ansicht gewesen wäre? Er hätte das Fieber schwerlich anders behandeln können, als er jetzt that, und ich mußte mit ansehen, wie der Jüngling dahin starb in Folge der Abwesenheit aller Hoffnung.

Unter solchen traurigen Gedanken hatte ich den kleinen Garten schon unzählige Male durchmessen. Es war ein Raum, der jenen Namen kaum verdiente. Zwei Reihen von Orangenbäumen in Kübeln bildeten in der Mitte einen Gang; seitwärts je ein verwildertes Blumenbeet, von zerbröckelnden Ziegelornamenten eingefaßt. Am Ende führten ein paar Stufen hinab zu einem Pförtchen, welches auf eine stille, längs der Stadtmauer hinlaufende Gasse ging.

Es dunkelte bereits so, daß die dünne Mondsichel am westlichen Himmel zu erglänzen begann. Ich fühlte wenig Neigung, hinauf in das Haus zu gehen, wo ich aus dem Krankenzimmer immer nur dasselbe hörte, das trostlose: „Noch immer so“. Mich von dem Hause entfernen mochte ich auch nicht; nach der Gesellschaft im Kaffeehause trug ich kein Verlangen, auch trieb mich die innere Unruhe immer bald wieder von dannen, wenn ich einmal hinging.

So stand ich unschlüssig und blickte nach den Fenstern des Hauses in die Höhe, da fiel dicht neben mir ein nur gerade hörbarer Schritt; ich fuhr herum, vor mir stand regungslos die Gestalt einer Frau in einem langen dunkeln Mantel, Kopf und Schultern dicht umschleiert. Ich erschrak bis in's Innerste. Diese hohe, vornehme Figur, das konnte nur Eine sein; alle ihre Hüllen machten sie nicht unkenntlich.

Es mußte ihr außerordentlich erwünscht sein, gerade mich hier anzutreffen, aber sie nahm sich nicht die Zeit, über diese günstige Fügung ein Wort zu verlieren oder mich zu begrüßen.

„Wie steht es dort?" fragte sie kurz und deutete auf das Haus. „Nicht gut, Frau Marchesa", antwortete ich. Da sie schwieg, mußte ich mehr sagen; sie hörte ganz still zu, nur den Schleier warf sie plötzlich mit einer heftigen Bewegung mit beiden Händen vom Gesicht zurück und blickte zu den Fenstern des Hauses hinauf, eine Welt von Gram in den wunderbaren Augen.

Aber als sie endlich sprach, war es mit ruhiger tonloser Stimme.

„Ich bin vor wenigen Stunden in Siena angekommen und reise morgen mit Tagesanbruch wieder ab. Der Marchese ist in Rom, er ist mit einer Mission nach Madrid betraut worden, wohin ich ihn begleiten soll. Wir verlassen Italien in wenig Tagen".

Wieder eine lange Pause, von der sie aber nichts zu merken schien; sie war in Gedanken verloren.

„Wird Nachts bei ihm gewacht?" fragte sie plötzlich.

„Das nicht gerade; seine Mutter hat sich im Nebenzimmer auf das Sopha gebettet, um ihm seine Arznei zu geben, wenn es nöthig ist".

„Können Sie diesen Platz nicht für die kommende Nacht einmal einnehmen?"

Ich sah sie betroffen an: „Das wird schwerlich gehen, Frau Marchesa", sagte ich zögernd, unter einem bangen Vorgefühl dessen, was kommen sollte.

„Es muß gehen. Fangen Sie es an, wie Sie wollen, aber ich rechne darauf, daß Sie mir den Weg frei halten; ich muß ihn auf ein paar Augenblicke sehen!"

„Der jüngere Bruder schläft im nämlichen Zimmer, Marchesa".

Sie machte eine Bewegung der Ungeduld, aber sie schob auch dies Hinderniß leicht bei Seite. „Das ist ein Kind, und Kinder pflegen in der Nacht zu schlafen. Sonst müßten wir ihm — Aber nein, es wird nicht nöthig sein. Sähe er mich wirklich, so mag er nachher denken, daß er geträumt hat . . . Oder er mag denken, was ihm sonst beliebt; der Knabe kümmert mich nicht".

„Aber Giulio selber? Wenn er ihre Gegenwart gewahr würde? Sie erkennte? Wollen Sie eine solche Aufregung verantworten?"

Sie hatte den Schleier niedergelassen, jetzt hob sie ihn noch ein Mal, um ihre Augen fest auf mich zu richten. „Was, glauben Sie, hat ihn krank gemacht, war es nicht die Trennung von mir?"

Das konnte ich nicht verneinen.

„Ich wußte es", murmelte sie vor sich hin; „er ist nicht wie die Andern". Dann sprach sie wieder zu mir: „Sie können mich ruhig zu ihm lassen, ich bürge Ihnen dafür, er wird nicht kränker werden. Also — halten Sie Wache und sorgen Sie dafür, daß ich den Weg nicht verfehle. Am besten ist es, Sie setzen kurz vor Mitternacht ein brennendes Licht vor seine Thür; ich komme gegen Mitternacht".

Sie hatte während unserer kurzen Unterredung keine besondere Furcht vor Entdeckung gezeigt, ob man uns gleich von allen Hinterfenstern des Valori'schen und mehrerer Nachbarhäuser aus hätte beachten können. Etwas besorgt glitt mein Blick, als sie jetzt den Schatten der Orangenbäume verließ, über alle diese Fensterreihen hin; zwar sah ich Niemanden, doch bewies das noch nicht, daß wir unbelauscht gewesen. Dicht vor dem Pförtchen war ein Raum, den man von den Häusern aus mit dem Blick nicht mehr erreichen konnte; hier hielt ich sie noch ein Mal auf.

„Sie selber, Frau Marchesa, — wagen Sie nicht zu viel? Fürchten Sie nicht —"

Ich stockte; sie fiel mir in die Rede. „Fürchten, daß man mich ihm verrathe?" sagte sie mit einer Kopfbewegung in der Richtung ihres Palastes hin. „Wissen Sie, durch wen ich von Giulios Krankheit zuerst erfahren habe? Durch ihn. Er sagte mir beiläufig" — ich konnte sehen, wie sie unter dem Mantel die geballten Hände ein wenig in die Höhe hob — „der talentvolle älteste Sohn der Familie Valori sei todt — oder sterbend".

„Herr Gott und Sie? Was thaten Sie, Frau Marchesa?"

„Zum Glück glaubte ich ihm Anfangs nicht, denn ich dachte nur an Gefahren, die von ihm kommen konnten. Uebrigens fragte ich ihn auch, ob er selber — aber lassen wir das . . . ich fürchte ihn nicht mehr, den Teufel, ich fürchte nur noch den lieben Gott. Also — alla mezza notte . . ."

Ehe ich noch wußte, wie mir geschah, war ich allein; die Pforte hatte sich völlig geräuschlos wieder geschlossen. Ich ging nun sogleich hinauf, um je eher, je lieber meine unangenehme Commission auszuführen. Die Sache ging leichter, als ich gedacht hatte. Nach dem Abendessen sprach ich mit Signora Amalia. Fast scheint es, als ob, sobald wir nur überzeugt sind, daß etwas möglich gemacht werden muß, unser Wille in Bezug darauf eine über unser Bewußtsein hinausreichende Kraft gewinne, auch Andere zu bestimmen. Signora Amalia war verwundert über mein Anerbieten, meine gentilezza, doch fand sie sich hinein, besonders als ich, um die Sache etwas besser zu motiviren, ihr sagte, daß ich eine dringende Arbeit fertig zu machen habe und deshalb ohnehin erst sehr spät, wenn überhaupt, zu Bette gegangen sein würde. Mein Arbeitstisch wurde in die Stube neben dem Schlafzimmer der Söhne gebracht, und ich richtete mich da ein. Es hatte dies auch den Vortheil, daß ein Geräusch, welches in der Nacht etwa zu den Ohren der Eltern Giulio's drang, ihnen durch mein Aufsein erklärt wurde.

Obgleich mir beständig gegenwärtig blieb, daß ich auf etwas, und zwar etwas sehr Merkwürdiges warte, gerieth ich doch in's Arbeiten, so daß ich endlich Zeit und Weile vergaß. Da wurde ich, ich weiß nicht, wie, aufmerksam auf etwas im Nebenzimmer; nicht, daß ich ein Geräusch gehört hätte, Alles war ganz still, aber ich hatte plötzlich das Gefühl noch einer Gegenwart. Ich trat leise unter die Thür. Mitten im Zimmer, in einiger Entfernung von Giulios Lagerstatt, kniete die Marchesa, etwas gebückt, wie um dem Liegenden besser in's Gesicht sehen zu können; ihr langes schwarzes Kleid schleifte weit hinter ihr auf dem Fußboden. Der Knabe schien zu schlafen.

Ich trat geräuschlos zurück. Lange hörte ich keinen Laut; dann war es mir, als würde gesprochen. Eine ganze Zeit lang stand ich, nicht gerade lauschend, aber wartend; endlich warf ich wieder einen Blick in das andere Zimmer. Die Marchesa richtete sich eben von dem Bette, über das sie gebeugt gestanden, in die Höhe; als sie sich umwendete, fiel ihr Blick auf mich, sie winkte mir leicht mit dem Kopfe und glitt hinaus.

Ich folgte ihr. Ohne Zögern wendete sie sich den Gang hinab, die Treppe hinunter, als sei sie mit dem Hause lange vertraut. Wir schritten durch die offene Hinterthüre in den Garten, und durch diesen bis zu dem Pförtchen an der kleinen Gasse. Hier blieb sie stehen.

„Bleiben diese Thüren immer offen?"

„Ich weiß es nicht, Frau Marchesa. Es ist leicht möglich, denn man ist hier sehr sorglos".

„Schließen Sie dieselben hinter mir, ich bitte Sie! Wie leicht kann Jemand auf demselben Wege wie ich in's Haus gelangen".

Sie war fort und ich that, wie sie mir geheißen; mir hatte sie kein Wort zum Abschied gesagt, an mich offenbar gar nicht gedacht.

Als ich kurz darauf wieder an Giulios Bette trat, lag dieser noch immer wie ein Schlafender. Daß er wirklich schlafen sollte, schien mir so sonderbar, daß ich mich über ihn beugte und ein paar Mal seinen Namen nannte, unbekümmert darum, ob ich ihn weckte. Er schlug langsam und wie widerwillig die Augen auf.

„Wie geht es Dir, Giulio?" fragte ich, indem ich meine Hand auf die seine legte. Er entzog mir rasch die Hand und legte sie wieder vor sich hin auf die Decke, wobei er einmal wie kosend mit der andern darüber hinfuhr. „Gut", antwortete er auf meine Frage, und dabei blickte er vor sich hin mit einem eigenen Lichte in den Augen. Ich befühlte seine Stirn, sie war kühl. Nachdem ich ihm seine Arznei gereicht, verließ ich ihn, und fand ihn nach einer Weile wirklich ruhig und tief schlafend, mit einem Gesichtsausdruck, mit dem eine schwer zu beschreibende Veränderung vorgegangen war, aber keine, die mich beunruhigte.

Der Doctor, der am nächsten Morgen kam, betrachtete den Patienten mit besonderer Aufmerksamkeit. Er hielt lange seinen Puls und nickte dabei ein paar Mal mit dem Kopfe: „Endlich!" —

Das Fieber ließ von jenem Tage an nach. Die Jugend gewinnt rasch ihre Kräfte wieder; in wenig Tagen konnte Giulio im Garten sitzen, nach Verlauf einer Woche mit mir spazieren gehen. Daß ich sein beständiger Begleiter war, erschien Jedem natürlich. Es hatte sich ein schweigendes Einverständniß zwischen uns ausgebildet; der Jüngling hing an mir, zäh, eigensinnig, egoistisch, wie man an einer im Leben einzigen Erinnerung hängt.

Wir schlenderten Stunden lang draußen umher und sprachen meist von gleichgiltigen Dingen. Der Name der Marchesa wurde nicht genannt, niemals wurde an jene Nacht, den Wendepunkt der Krankheit, und ihr Erlebniß gerührt. Manchmal, wenn ich die Erinnerung daran in meinem Kopfe herumwarf, wurde ich irre daran, ob ich wirklich reden gehört hatte. War es nicht auch möglich, daß Giulio gar nicht wach geworden war? Vielleicht hatte er nur durch den Fieberschlummer hindurch die geliebte Nähe gefühlt. Ich selber hatte übrigens Zeiten, wo ich daran zweifelte, ob jene Erscheinung der schönen Frau ein wirkliches Erlebniß gewesen. Zuweilen, wenn ich Morgens aufwachte, kam mir daran zu glauben wie Wahnsinn vor.

Giulio war körperlich völlig wieder hergestellt, als er von Neuem seinen Eltern und mir Sorge zu machen begann.

Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner, gegen die weder Arbeit noch der Versuch der Zerstreuung im Mindesten fruchten wollte. Um diese Zeit war meine wissenschaftliche Aufgabe in Siena beendigt. Ich konnte bemerken, wie die weichherzigen Menschen sich wahrhaft grämten beim Gedanken an meine Abreise, wie Signora Amalia aber noch mit einem andern Gefühl, dem einer tiefen, nagenden Sorge, derselben entgegen sah. Manchmal ertappte ich sie, wie sie kummervoll von mir zu ihrem ältesten Sohne blickte, um dann, wenn sie sich von mir beobachtet wußte, rasch die mit Thränen gefüllten Augen abzuwenden. Ueber Giulios Empfinden konnte ich nicht recht in's Klare kommen. Einmal sprach ich heiter und halb scherzend mit ihm über meine Abreise, und wie es ihm vorkommen werde, wenn er seine Spaziergänge nun wieder allein machen müsse, da sagte er weiter nichts als: „Wenn Sie gehen, gehe ich vielleicht auch".

Ich glaube, diese Worte gaben in mir den Ausschlag zu Gunsten eines Planes, den ich gefaßt hatte. Ich machte den Valori's den Vorschlag, den jungen Menschen mit mir nach Deutschland gehen zu lassen.

Für den guten Signor Alessandro, den Stockitaliener, war das nicht viel anders, als fordere ich ihn auf, seinem Sohne eine Reise in den Mond zu gestatten; die Idee drohte ihn völlig aus dem Geleise zu werfen. Anders die Signora Amalia. Die geängstigte Mutterliebe lag bei ihr in der einen Wagschale, so daß dieselbe sich tief senkte und die andere, in welcher nur allein die Ungewöhnlichkeit der Sache sich befand, in die Höhe schnellte. Es handelte sich außerdem nur um die Kosten der Reise. In Deutschland sollte Giulio mein Gast sein.

Er selber nahm den Vorschlag anscheinend ziemlich apathisch auf, aber

ich fand ihn nachher ein paar Mal eifrig über der Landkarte; wahrscheinlich wollte er wissen, ob die Entfernung zwischen Bonn und Madrid größer sei, als die zwischen der spanischen Hauptstadt und Siena. —

Wir waren seit einigen Wochen in Bonn. Ich war noch nicht ganz im Klaren darüber, ob ich uns Glück wünschen durfte zu dem Schritte, den ich gethan, als ich Giulio mitnahm, immerhin aber hatte ich ihn so weit, daß er mit einem träumerischen, oft widerwilligen Staunen das völlig neue Leben, welches ihn umgab, auf sich einwirken ließ.

Er erhielt von Zeit zu Zeit von zu Hause italienische Zeitungen. Einmal, da ich das Packet dem Briefträger abnahm und fast zufällig einen Blick darauf warf, bemerkte ich mit einigem Befremden, daß der „Popolo Romano" an mich adressirt war, in der runden, nachdrücklichen Handschrift des Signor Alessandro. Ich faltete das Blatt auseinander und las gleich auf der Straße einen Passus, welcher der Aufmerksamkeit durch einen dicken Rothstiftstrich empfohlen war.

Derselbe meldete den soeben in Madrid erfolgten Tod des Marchese Lusignola, und der Charakter dieser Nachricht hinderte das radicale Blatt durchaus nicht, dieselbe mit einigen höhnischen Bemerkungen zu begleiten. Es war die Rede von dem großen Verluste, welchen der Vatican durch das Abscheiden dieses so überaus thätigen und geschickten Diplomaten erlitten; man könne übrigens immerhin nicht wissen, „wie unser Berichterstatter sich ein wenig boshaft ausdrückt", ob nicht der Marchese Lusignola für den Hof einer gewissen dunklen Majestät, an den er sich doch wohl begeben, auch mit päpstlicher Creditive und einer besonderen Mission betraut gewesen. Der egregio diplomatico, hieß es weiter, sei eines raschen Todes gestorben, dessen Ursachen noch nicht ganz aufgeklärt seien. „Er hatte die Gewohnheit, wegen eines Nervenübels Opiate zu nehmen. Ob er sich in der Quantität oder gar in der Qualität seines Schlaftrunks vergriffen hat, darüber läßt die untröstliche Wittwe, die keusche Lucrezia Lusignola, jetzt Erhebungen anstellen; aber wir wagen, daran zu zweifeln, daß es ihr gelingen wird, die Sache für uns in's Klare zu bringen".

Ich wollte das Blatt gerade in die Tasche gleiten lassen, als Giulio auf mich zutrat: „Ah, der ‚Popolo Romano'!" sagte er und streckte unbefangen die Hand danach aus. Ich konnte ihm die Zeitung nun nicht mehr vorenthalten, ohne ihn aufmerksam und mißtrauisch zu machen. Aber ich zögerte, ehe ich sie ihm gab. „Es steht etwas darin, was Dich tief berühren wird, Giulio", sagte ich.

Er ließ die ausgestreckte Hand sinken, als gehe ihm die Kraft aus. „Sie ist todt", sagte er leise.

„Nein, nicht die Marchesa".

„O, dann —" er riß mir das Blatt weg und eilte leichten Schrittes in's Haus. Als ich Giulio nachher wieder sah, und auch in den folgenden

Tagen, war mir sein Wesen nicht recht erklärlich. Er war mir gegenüber weicher, herzlicher als zuvor, etwa so, wie man ist, wenn man mit Einem eine recht vertrauliche Stunde gehabt hat, und doch war zwischen uns über die Nachricht, die wir empfangen hatten, kein Wort aus dem Herzen gewechselt worden. Was hätten wir sagen sollen über das Fürchterliche, welches zwischen den frivol geschriebenen Zeilen jener Zeitungsnachricht zu lesen war? Er war still geschäftig; es kam mir vor, als schreibe er viel und als schicke er Briefe ab. Zuweilen, wenn ich von irgend einer Beschäftigung in die Höhe blickte, fand ich seine Augen mit einem seltsamen Ausdruck auf mich geheftet; er sah aus, — nicht glücklich, auch nicht unglücklich, aber wie ein Mensch, den ein großes Schicksal nahe berührt hat. Und endlich glaubte ich diesen immer wiederkehrenden Blick zu verstehen: die Frage, in der sein Leben jetzt ganz aufging: wenn sie es gethan, wenn sie es — um mich gethan hätte?

Einige Zeit verging, eine kurze Zeit, kaum — so weit ich mich erinnere — nach Wochen zu messen, da brachte eine uns übersandte italienische Zeitung, diesmal die päpstlich gesinnte ‚Voce della Verità' und im achtungsvollsten Tone, eine andere Nachricht: man spreche in gut unterrichteten Kreisen von einer Verbindung der verwittweten Marchesa Lusignola mit dem Herzog von . . . einem Verwandten des spanischen Königshauses; doch nöthige die „kaum angetretene" Trauerzeit der Frau Marchesa naturgemäß zu einer gewissen Zurückhaltung in der Mittheilung dieser übrigens authentischen Thatsache.

Für Giulio Valori ist Deutschland eine zweite Heimath geworden. Gegen die erste und besonders gegen seine Vaterstadt Siena schien er Jahre lang einen tiefen Widerwillen zu empfinden. Zwar besuchte er dieselbe von Zeit zu Zeit, aber nur seiner Eltern wegen, und ich erfuhr, daß er während eines solchen Aufenthaltes kaum das Haus verlasse. Daher gilt er dort für einen menschenscheuen Sonderling, und in der deutschen Universitätsstadt, in der er seit Jahren lebt, werden dem hagern, schweigsamen Italiener kaum bessere Namen beigelegt. Er ist ein gelehrter Kenner der deutschen Literatur geworden, zu deren Verständniß er seine Landsleute in ernster Arbeit anwirbt. Als ich ihn zuletzt besuchte, fand ich ihn in Folianten vergraben; er war damit beschäftigt, eine Monographie der Tannhäuser-Sage zu schreiben. Uebrigens ist er, wie man aus dem Vorhergesagten schon schließen konnte, unverheirathet geblieben.

Die neue Pompeji-Forschung.

Von

R. Schoener.

— Rom. —

In einer Zeit, die man, ohne Pessimist zu sein und sogar unter bereitwilliger Anerkennung ihrer theilweisen Berechtigung als eine dem Positivismus des Augenblicks mehr als dem Bleibenden und Idealen geneigte bezeichnen muß, ist es tröstlich zu sehen, daß die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem classischen Alterthum noch immer im entschiedenen Fortschritt begriffen ist. Trotz den mannigfachen Versuchen, den Raum, welchen die classischen Studien in der Jugendbildung bisher eingenommen haben, zu beschränken, giebt die Fülle wissenschaftlicher Arbeiten auf allen Gebieten der Alterthumskunde und der Reichthum ihrer Resultate Zeugniß dafür, daß ein großer Theil der besten geistigen Kräfte die Aufgabe und den Lohn ihrer Thätigkeit auf jenem Felde zu finden wissen, auf dem nun einmal die edelsten Früchte menschlicher Cultur gezeitigt, auf dem die großen Ideale der Weltweisheit, der Kunst und Dichtung, des Staates und Rechtes zur vollendetsten Verkörperung gelangt sind.

Ein merkwürdiges Beispiel von der unvergänglichen Anziehungskraft selbst beschränkter Gebiete der classischen Welt und zugleich von der Fruchtbarkeit dieser Studien sowie von ihrer Vielseitigkeit und Durchdringung mit zahlreichen verwandten wissenschaftlichen Problemen bietet die Forschung über Pompeji. Wenn man erfährt, daß über die verschüttete campanische Stadt seit ihrer Wiederentdeckung im Jahre 1748 mehr als zweihundert besondere Schriften — ungerechnet die zerstreuten Aufsätze und die periodischen Publicationen — erschienen sind, oder wenn man die großen Specialwerke durchblättert, so sollte man meinen, daß abgesehen von den Ergebnissen der fortschreitenden Ausgrabung wenig neue Resultate zu erhoffen seien. Die Meinung würde ebenso irrig sein wie die, daß ein Alterthumsforscher nach mehrmonatlichem Aufenthalt in Pompeji

nichts Neues mehr finden werde. Wer mit einem kundigen Führer ein paar Tage durch die sonnigen Straßen und die farbigen Höfe gewandert ist, mag glauben, das Städtchen mit seiner Ausstattung und seiner Geschichte genügend zu kennen. Nach Verlauf von eben so vielen Monaten wird er die Fülle der Beziehungen erkannt haben, in denen die einzelnen Erscheinungen zu anderen und zum Ganzen der antiken Geschichte stehen, und es werden sich ihm Fragen und Probleme in einer Zahl aufgedrängt haben, die ihn von der Unerschöpflichkeit dieser Studien überzeugen müssen. Unerschöpflich sind sie in der That, und der Gewinn, welchen die Alterthumsforschung aus der Kenntniß Pompejis geschöpft hat, ist ein weit über die Grenzen seiner Specialgeschichte hinausgehender. Allbekannt ist, daß trotz den Vitruvschen u. a. Beschreibungen wir noch heute über das Aussehen eines altrömischen Hauses im Unklaren sein würden, wenn es uns nicht in Pompeji vor Augen läge; daß die Stadt-, Gebäude- und Zimmeranlagen uns erst hier anschaulich geworden, das häusliche Leben bis in seine Einzelheiten zum Verständniß gekommen ist. Unsere Kenntniß des antiken Bau- und Limitationswesens, der Anlage und Einrichtung von Tempeln, Theatern, Amphitheatern, Staats-Gebäuden, Befestigungen, Grabstätten u. s. w. hat die werthvollsten Bereicherungen erfahren. Ein ganzer Zweig der antiken Kunst, die Malerei, würde uns ohne die unter der Asche des Vesuv aufbewahrten Wandgemälde fast unbekannt sein. Durch letztere ist die früher unangefochtene Meinung, die Malerei habe im Alterthum eine sehr untergeordnete Rolle gespielt, dahin umgewandelt worden, daß sie den anderen darstellenden Künsten durchaus ebenbürtig muß gewesen sein. Auffällig und beachtenswerth ist die fruchtbare Wechselwirkung zwischen der pompejanischen Specialforschung und den allgemeinen Ergebnissen der Alterthumswissenschaft, vermöge deren jeder Dienst, den die eine der andern geleistet hatte, ihr selbst unmittelbar wieder zugute kam. Die Fortschritte der mythologischen Forschung verhalfen zur Deutung der pompejanischen Gemälde, und die Darstellungen auf diesen Gemälden verbreiteten neues Licht über die Mythologie. Die Kenntniß der altitalischen Sprache und Schrift wurde durch die pompejanischen Wandinschriften erweitert und förderte hinwiederum das Verständniß dieser Inschriften. Wenn man durch den Inhalt dieser Inschriften manches Neue erfuhr über Organisation der Bürgerschaft, municipale und sociale Zustände, Corporationswesen und Wahlverhältnisse; wenn viele Fragen der künstlerischen und gewerblichen Technik durch Untersuchungen in Pompeji ihre Lösung fanden; wenn die Municipalgeschichte der Vesuvstadt interessante Analogieen und Parallelen in der Landesgeschichte entdecken ließ, so fanden diese Resultate sogleich ihr Gegenstück darin, daß die Kunde von den allgemeinen socialen, politischen, religiösen Verhältnissen die Erklärung für entsprechende Erscheinungen in Pompeji an die Hand gab, daß die Kunstgeschichte den künstlerischen Werken Pompejis den gebührenden Platz anwies und daß die allgemeine italische Geschichte manchen dunkeln Punkt in der Tradition Pompejis aufzuhellen vermochte.

Mit dem Reichthum an Fragen und Gesichtspunkten, welche bei der

Betrachtung von Pompeji, der ersten ein vollständiges Bild antiken Lebens nach allen Seiten hin bietenden Stätte, sich aufdrängen mußten, hing es zusammen, daß die Methode der Ausnutzung und Forschung eine beständig wechselnde war. Während des ersten halben Jahrhunderts der Ausgrabungen war von einer eigentlichen wissenschaftlichen Forschung nicht die Rede. Man grub nach, um zu finden und zu besitzen, und schätzte die Fundstücke nach ihrem materiellen oder künstlerischen Werthe, aber ohne sie im Zusammenhange untereinander und mit dem Ganzen zu betrachten, ohne sie als Zeugnisse einer vergangenen Zeit anzusehen und die Fragen nach den hundert interessanten Verhältnissen jener Zeit an sie zu richten. Es war schon ein Fortschritt, als die Funde begannen den Gelehrten als Anlaß zur Auskramung antiquarischer Erudition zu dienen und behufs Verwerthung ihrer Formen abgebildet, vervielfältigt und beschrieben zu werden. Erst sehr allmälig kam man dahin, den Verhältnissen Pompejis als eines socialen Ganzen nachzuforschen, seine Stellung im Staatsorganismus zu bestimmen, auf das Wie und Warum der einzelnen Erscheinungen die Aufmerksamkeit zu richten und die verschiedenen Erscheinungen zu einem Gesammtbilde zu vereinigen, welches ein Spiegelbild italischen Lebens im Alterthum sein könne. Es begann die Detailforschung, welche höchst verdienstvolle Resultate gehabt hat. Den Aufnahmen der Straßen und Gebäude, den Plänen und Aufrissen folgten Abbildungen der Gemälde, Geräthe, Statuen u. s. w., den Messungen und Restaurationen der Tempel, Bäder, Paläste die Beschreibungen der hervorragenden Kunstwerke, die Sammlung der Inschriften, die ästhetische Kritik. Man studirte die Architektur, die Plastik, das technische Verfahren der Pompejaner; man beschäftigte sich mit den Fragen nach dem Ursprunge und der Geschichte der Stadt, nach ihrer Verfassung, ihrer Bevölkerung, dem Culturzustande, dem Verkehr u. s. w. Es folgten zusammenfassende Werke, unter denen nur die bedeutendsten den Engländern und Franzosen angehörenden genannt sein mögen: Mazois-Gau's „Les ruines de Pompei“, Gells „Pompejana“, Bretons „Pompeja“. Selbständige Werke ähnlichen Werthes hat Deutschland nicht aufzuweisen; es bedurfte dazu materieller Mittel und diplomatischer Unterstützung, wie sie deutschen Forschern früher nicht beschieden gewesen sind. Dagegen hat das allbekannte Overbeck'sche Werk das große Verdienst, die besten Resultate der Vorarbeiten gesammelt und zu einem anschaulichen und anziehenden Gesammtbilde vereinigt zu haben. Dennoch würde sich täuschen, wer da glauben wollte, daß die genannten Werke ein im Wesentlichen abschließendes Resultat der Pompejiforschung darstellten. Die folgenden Blätter sollen zeigen, welchen Reichthum an neuen Ergebnissen die wenigen letztverflossenen Jahre gebracht und wie einige geistvoll eindringende Untersuchungen selbst das System der Forschung auf eine neue Grundlage gestellt und so eine Reihe früher geltender Grundwahrheiten umgestoßen haben. So große Ausdehnung die Studien über Pompeji gewonnen hatten, sie waren im Verlaufe von mehr als einem Jahrhundert noch nicht dazu gelangt, das große Princip historischer Entwickelung auf ihr Object anzuwenden und an der Kritik der positiven Thatsachen die Ergebnisse der Speculation zu prüfen.

Das 1877 erschienene Buch Heinrich Nissens und Richard Schönes: „Pompejanische Studien zur Städtekunde des Alterthums" hat einen neuen Horizont für die Pompejiforschung eröffnet. Von der epochemachenden Bedeutung ihrer Untersuchungen kann nichts einen besseren Beweis geben als die Vergleichung der von ihnen gefundenen historischen Thatsachen mit der bisher bekannten Geschichte Pompejis. Was man bisher von der Chronik Pompejis wußte, war nicht viel mehr, als was die dürftigen Notizen bei Strabo, Livius, Vellejus, Appian, Plinius, Cicero, Tacitus und einigen Anderen enthalten, d. h. ein Dutzend Daten über die sagenhafte Gründung der Stadt, ihre Theilnahme am Bundesgenossenkriege, die Sullanische und Augusteische Colonisation, ein paar Ereignisse der Kaiserzeit und ihren Untergang im Jahre 79 n. Chr. Die politische Entwickelung und Bevölkerungsstatistik, die Baugeschichte und das religiös-sociale Leben waren blos in allgemeinen Umrissen bekannt; selbst die Bestimmung der öffentlichen Gebäude war eine auf ziemlich vagen Vermuthungen beruhende und sehr mangelhafte. Mit Freude und Bewunderung muß man es daher sehen, daß H. Nissen im Anhange seines Buches auf nicht weniger als zwölf enggedruckten Seiten eine wirkliche „Chronik von Pompeji" aufstellt, durch welche die Zahl der bisher bekannten Daten mindestens verzehnfacht wird. Zwischen der Ertheilung des römischen Bürgerrechts im Jahre 87 und dem Erlaß der Cäsarianischen Städteordnung 45 v. Chr. lag für uns die pompejanische Stadtgeschichte wie in mehreren anderen nicht minder langen Perioden in fast völligem Dunkel. Nissen hellt es durch folgende Daten auf: 85 v. Chr. Der Quästor Vibius Popidius errichtet am Comitium eine Säulenhalle. Gründung der Sullanischen Veteranencolonie. Anlegung der Vorstadt (Pagus Felix Suburbanus) durch die ausgetriebenen Bürger. Streit zwischen den Altbürgern und den Colonisten. Einführung des römischen Fußes. Anfang der Straßenpflasterung. Sperrung mehrerer Straßen für Wagen. Anlage der Saepten am Comitium. — 75. Die Duovirn Quinctius Valgus und Porcius bauen das Odeon. — 70. Die Quinquennalen Quinctius Valgus und Porcius fangen ein Gebäude für die Fechterspiele an. — Die Duovirn Ulius und Aninius restauriren die Portiken und die Paläſtra der Thermen, erbauen ein Schwitzbad und den Raum zum Abreiben. — Die Duovirn M. Porcius und Sextilius und die Aedilen Gn. und A. Cornelius errichten den Hauptaltar im Cerestempel. — 63. Cicero erwähnt Pompeji unter den blühenden campanischen Städten. — 62. Pompejanische Gesandte zeugen in Rom im Proceß des P. Sulla. — Am Forum wird auf Gemeindekosten eine Badeanstalt erbaut. — M. Porcius erhält von der Gemeinde die Grabstätte vor dem Herculanerthor. — 60. 54. 51. Cicero weilt in seiner Villa bei Pompeji. — Die Duovirn Cuspius und Lorejus bauen ein Stück Stadtmauer. — 49. Am 12. Mai kommt Cicero auf seine Villa. Er reist wieder ab, weil die Besatzung ihm das Commando anvertrauen will. —

Das Angeführte möge genügen, um klar zu machen, welche Bedeutung Nissens und Schönes Arbeit für die Aufstellung neuer chronistischer Daten oder die richtige Anordnung der bekannten hat. Wie aber ist es gekommen,

daß diese Bereicherung sowie die Richtigstellung zahlreicher anderer Thatsachen so lange hat auf sich warten lassen? — Die Ursache ist die, daß die Pompeji-forschung bis vor Kurzem blos die Ueberlieferung und nicht die Monumente nach historischen Zeugnissen befragt hatte und daß sie, ganz besonders in Deutschland, in zwei fundamentalen Irrthümern, einem historischen und einem ästhetischen, befangen geblieben war. Jener war der, daß die Zustände Pompejis in der uns vorliegenden Erscheinung etwas gewissermaßen typisches, mehr oder weniger unveränderliches, also ein begriffliches Bild des Römerthums darstellten; dieser bestand in der poetisch-phantastischen Auffassung, daß alles Pompejanische, wie überhaupt alles Antike edel, schön, bedeutungsvoll, ideal sein müsse. Es ist sonderbar genug, aber es ist Thatsache, daß es lange gedauert hat, bis man sich mit der Ueberzeugung befreundet hat, daß die Pompejaner Menschen von Fleisch und Bein gewesen sind, die, weit entfernt von Opfergesängen, Theatervorstellungen und Kunstbetrachtung zu leben, recht reelle Bedürfnisse und Neigungen hatten, daß sie mit den Schwächen und Nöthen des gemeinen Lebens wie alle Menschen zu allen Zeiten zu kämpfen hatten und daß von dem, was sie uns hinterlassen haben, so Manches mangelhaft, häßlich, von geringem Werth und wenig rühmlich für sie ist. Diese Erkenntniß nimmt den pompejanischen Studien nichts von ihrem Werthe; wohl aber ist sie unentbehrlich zu einer richtigen Beurtheilung der Objecte. Erst seitdem sie zur Herrschaft gekommen ist, seitdem in den pompejanischen Zuständen das Product einer langen, in beständigem Fluß befindlichen Entwicklung erkannt und die Feststellung des historischen Verlaufes durch Untersuchung der Monumente selbst begonnen worden ist, hat die wahre wissenschaftliche Erforschung Pompejis angefangen. Sie eingeleitet zu haben, ist das Verdienst der allerneuesten Untersuchungen, unter denen diejenigen Nissens den ersten Rang einnehmen. Das Folgende wird zeigen, welche glänzende Reihe ungeahnter neuer Aufschlüsse ihnen verdankt wird und wie wichtige Fragen bisher ganz ungelöst geblieben sind.

Zu ihnen gehört sogleich die Frage nach der Gründung, bei der man vernachlässigt hat, daß sie nur im Zusammenhange mit der Baugeschichte der Stadt zu lösen ist. In Bezug auf sie befinden sich Nissen und Fiorelli im vollsten Gegensatz zu einander. Der langjährige Leiter der pompejanischen Ausgrabungen, um dieselben verdient wie kein Anderer, ist der Erste gewesen, der an eine Feststellung der verschiedenen Epochen in der Baugeschichte der Stadt gedacht hat. Auf Grund der Verschiedenheit in Baumaterial und Bauweise stellt er, von Overbeck gefolgt, drei scharf geschiedene Perioden auf, die er als die oskische, die samnitische und die römische bezeichnet. In der ersten, d. h. ältesten, soll ausschließlich der Sarnus-Kalkstein, und zwar Anfangs in Quadern, später in Fachwerkbau benutzt worden sein; ihr sollen der Tempel des „Forum Triangulare“, die ältesten Theile der Mauern und Thore und die ältesten Privathäuser, die sogenannten Kalkstein-Atrien, angehören. Der zweiten Periode, welche von der samnitischen Eroberung bis zum Bundes-

genossenkriege reicht, weist Fiorelli die Verwendung des Tuffs und den Säulenbau, der dritten endlich das Ziegel- und Netzwerk und die damit in Zusammenhang stehenden baulichen Neuerungen zu.

Abgesehen von der mangelnden Motivirung einer so absoluten Beziehung der politischen Perioden zu den Bauepochen ist gegen Fiorellis Aufstellung nur einzuwenden, daß sie die Epochen zu scharf von einander trennt und dem unzweifelhaften Fortdauern der einen Bauweise neben der andern keinen Spielraum gönnt. Nissen weist nach, daß kein einziges der ältesten Häuser reinen Kalkstein-Quaderbau zeigt, daß also schon in der ältesten Zeit der Quader- und der Fachwerkbau mit einander combinirt gewesen sind. Die Schwellen dieser ältesten Häuser, die gewiß nicht jünger sind als die Wände, sind nicht aus Kalkstein, sondern aus Lava, so daß offenbar auch diese schon mit und neben dem Kalkstein verwendet worden ist. Dasselbe läßt sich von den Ziegeln sagen, die — z. B. in den Säulen der Basilica — schon in samnitischer Zeit gebraucht worden sind. Kalk- und Tuffquadern kommen in der Stadtmauer über- und untereinander vor. Die Kapitelle des griechischen Tempels sind aus Kalkstein, und sie ruhten auf Säulenschäften aus Tuff! Für Impluvien und Brunnenmündungen war der Kalkstein wegen seiner Porosität nicht zu gebrauchen; man mußte für sie also von vornherein den Tuff oder die Lava anwenden. Andererseits ist der Tuff auch in der dritten Periode — z. B. an einem Theil der Forumssäulen und im Venustempel — noch verwendet worden, und selbst der Kalkstein hat noch in der Kaiserzeit an den großen Privathäusern Verwendung gefunden. Nissen will deshalb und wegen ihrer großen technischen Vollkommenheit die Kalksteinperiode nicht so hoch hinaufrücken wie Fiorelli und meint, daß sie mit dem Einfalle der Samniten eher begonnen als geendet haben möchte. Andererseits findet sich der Vorläufer des Netzwerkes, der Lavabruchstein-Bau schon in der oskischen Periode: an Theilen der Stadtmauer, der Basilica, dem Aesculap- und Jupitertempel, ist also an zweihundert Jahre — nach Nissen, dessen Annahme wir für zu hoch gegriffen hatten, sogar dreihundert Jahre lang neben dem Kalk- und Tuffquaderbau hergegangen.

Wenn also die scharfe Abgrenzung der Bauperioden sich nicht festhalten läßt, so muß doch so viel als sicher gelten, daß die ältesten der uns vorliegenden Privathäuser, die aber von dem sogenannten Griechischen Tempel und einigen Theilen der Stadtmauer an Alter übertroffen werden, aus Sarnus-Kalkstein bestehen, daß in einer späteren Periode in Zusammenhang mit einer Straßenregulirung und einem Neubau vieler Façaden der Tuffstein ausgedehnte Verwendung fand und daß in der letzten Zeit seit der römischen Colonisirung die Verwendung von Lava und Ziegel im Bruchstein- und Netzwerkbau überwog.

Nissen selbst sah am besten, daß die Anwendung des einen oder des andern Baumaterials nicht ausreichte, um das relative Alter der Gebäude zu bestimmen. Er hat deswegen zu einem andern Kriterium gegriffen, auf welches

wir unten werden zurückzukommen haben. Die Anwendung desselben, durch die es ihm gelungen ist, zunächst zwei große Perioden der Baugeschichte mit fast völliger Sicherheit festzustellen und alle Gebäude entweder der oskischen oder der römischen Zeit zuzuweisen, gehört zu denjenigen wissenschaftlichen Thaten, die um so genialer sind, je einfacher sie zu sein scheinen. Ein eigenthümliches Zusammentreffen hat es gefügt, daß ungefähr gleichzeitig eine andere wichtige Entdeckung gemacht und zu demselben Zwecke verwerthet wurde. A. Mau entdeckte, daß sich in der malerischen Wanddecoration Pompejis verschiedene Stilarten bestimmt unterscheiden lassen, welche zeitlich auf einander gefolgt sind. Er konnte also durch den Decorationsstil unter gleichzeitiger Beobachtung der anderweitigen Kriterien das relative Alter eines Gebäudes bestimmen, dasselbe, was Nissen durch den Nachweis der Anwendung des oskischen oder des römischen Fußes als Bau-Maßstabes versuchte. Es war eben so natürlich, daß bei der generellen Verschiedenheit der beiderseitigen Kriterien die beiden Forscher zu mannigfach abweichenden Folgerungen gelangten, als daß sie sich auf dem gemeinsamen Felde polemisirend begegnen mußten. In der That ist Mau in einer als Festgabe zur achtzehnhundertjährigen Erinnerungsfeier der Verschüttung Pompejis im Jahre 1879 erschienenen Schrift mit einer Kritik der Nissenschen Untersuchungen hervorgetreten, auf welche bei deren weiterer Besprechung wird Rücksicht genommen werden müssen. Ehe wir dazu schreiten, mag das Verhältniß der beiden Schriften mit wenigen Worten klar gestellt werden. Beide ergänzen sich in einer sehr glücklichen Weise. Wenn Nissens Arbeit, die schon an Umfang weit hervorragt und sich über ein unendlich weiteres Feld verbreitet, den unvergleichlichen Vorzug hat, mit fast divinatorischer Genialität neue Gesichtspunkte aufzustellen, neue Wege zu weisen und den Blick in neue Weiten der Geschichtsphilosophie zu eröffnen, so bietet Mau's Werk eine kühle und strenge Prüfung der Thatsachen, wie sie gerade auf diesem Standpunkte der Forschung unentbehrlich ist; denn, wie der Letztere einleitend hervorhebt: die grundlegende Localforschung muß erst zu einem gewissen Abschlusse gekommen und geprüft worden sein, damit man an ihre historische Verwerthung gehen kann. Wenn wir nun auch Nissen Dank wissen, daß er den vollständigen Abschluß der Detailforschung nicht abgewartet hat, um das staunenswerthe Gebäude seiner freilich zum Theil Hypothese gebliebenen historischen Folgerungen aufzuführen, so ist doch nicht zu verkennen, daß dieselbe an nicht wenigen Punkten der Kritik ausgesetzt wird, und er selbst wird in den meisten der Punkte, welche Mau's nüchterne Nachprüfung berührt, sich gern eines Besseren belehren lassen. In verschiedenen Punkten bleibt die Controverse offen; im Großen und Ganzen erfährt die Bedeutung der Nissenschen Leistung keine Schmälerung.

Mit dem wirksamen Rüstzeug sorgfältiger Nachmessungen geht Mau gegen diejenige Hypothese Nissens vor, welche sich auf Untersuchungen über das von den pompejanischen Baumeistern angewendete Maßsystem stützt. Es ist unzweifelhaft ein Alterskriterium ersten Ranges, welches Nissen zuerst erkannt und erfolgreich verwerthet hat. Denn wenn es feststeht, daß von den Oskern nach einem

anderen Fuße gemessen worden ist als von den Römern, so muß aus dem Nachweise, daß an einem öffentlichen Gebäude der oskische Fuß zu Grunde gelegt worden ist, mit Sicherheit zu folgern sein, daß dasselbe in oskischer Zeit, also mindestens vor Ertheilung des römischen Bürgerrechts an die Stadt Pompeji, errichtet worden ist. Der erwähnte Nachweis ist natürlich nur durch eine äußerst sorgfältige Nachmessung der Hauptdimensionen zu erbringen, eine Arbeit, die durch den Zustand der meisten pompejanischen Ruinen beträchtlich erschwert und deren Ergebnisse, besonders wo es sich um größere Zahlen handelt, nicht selten dem Zweifel Raum lassen, daß ihr Hinweis auf den einen oder den anderen der Maßstäbe das Werk des Zufalls oder kleiner Ungenauigkeiten sei. Mau hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, u. A. die sechzig „Kalksteinatrien", in denen Nissen den oskischen Fuß gefunden zu haben glaubt, einer Nachmessung zu unterziehen, und es ergiebt sich daraus, daß des Letzteren Messungen in vielen Fällen nicht mit derjenigen Genauigkeit ausgeführt sind, welche unentbehrliche Voraussetzung der darauf gebauten Folgerungen hätte sein müssen.

Da nach Nissens Meinung der auch in der Folge bewahrte Straßenzug Pompejis nach den Principien der antiken Feldmeßkunst gezogen worden ist, so hält er dafür, daß die insulae, die Stadtquartiere, alle ein bestimmtes Landmaß und zwar den oskischen vorsus, d. h. eine Fläche von zehntausend oskischen Quadratfuß, darstellen. Hieraus folgert er, „daß auch der Inhalt der Kalksteinatrien (der ältesten Gehöfte) jedesmal ein bestimmtes Landmaß in runder Ziffer darstellt" und daß als Inhalt der Innenraum unter Abzug der Außenmauern berechnet werden muß. Gegen diese Behauptung macht Mau mit Recht geltend, daß unmöglich anzunehmen sei, die Agrimensoren haben sich nach Zerlegung der nach runden Zahlen bemessenen insulae die erstaunliche und unnütze Mühe gegeben, den Raum für die Mauern gesondert zu vermessen und doch noch runde Ziffern für den oft nicht einmal rechtwinkeligen Innenraum herauszurechnen.

Unter den sechzig Häusern erkennt Mau nur ein einziges, das „des Chirurgen", an, „dessen Flächeninhalt zur Zeit der Kalksteinatrien sich mit einiger Sicherheit bestimmen läßt". Nissen berechnet als solchen in Netto, d. h. unter Abrechnung der Umfassungsmauern, für das ursprüngliche Haus 5000 Q.-F., für das später erweiterte 7500 Q.-F., d. h. dreiviertel vorsus, Mau dagegen 5192, resp. 6927 Q.-F. Derartige Abweichungen finden sich, soweit Mau nicht überhaupt Nissens Berechnung für willkürlich oder illusorisch erklärt, in fast allen Messungen. Wenige Beispiele mögen genügen: Das Haus „des Meleager" berechnet Mau auf 3124 statt auf 3000 Q.-F.; das „des Spurius Mesor" auf 2867½ statt 2500; das Haus Reg. IX. Ins. 3 Nr. 21 auf 1032 statt 1000; das I, 4, 2 auf 2684 statt 2750; das VI, 5, 7 auf 2090 statt 2000; das VI, 7, 7 auf 1150 statt 1200, mit dem Garten auf 1641⅓ statt 1500; VI, 11, 19 auf 1421 statt 1500 u. s. w. Bei einem einzigen Hause — VI, 11, 16 — wo sich ihm 1740⅜ Q.-F. statt Nissens runder Zahl 1750 ergeben haben, glaubt Mau zugeben zu können, daß ursprünglich die letztere Größe vorhanden gewesen sein kann. Eine ziemliche Anzahl von Häusern scheidet er als völlig unbrauch-

bar aus. Manche sind durch Umbauten oder theilweise Zerstörung in einen Zustand versetzt, der keinen Anhalt mehr zur Berechnung der ursprünglichen Assignation bietet. Ueber das „Haus des Schiffs“ sagt Nissen: Es ist „genau 78 F. lang und 55 F. breit .... bedeckt im Lichten 3750 Q.-F., d. h. 3/8 vorsus. Soll das haarscharfe Zusammentreffen ein Werk des Zufalls heißen?“ Worauf Mau's Antwort lautet: „Allerdings ist es ein Werk des Zufalls, genauer das Product einer Reihe offenbarer Irrthümer“, durch deren Beseitigung sich ihm vielmehr ein Lichtraum von 3950 Q.-F. ergiebt.

Wenn deshalb Mau am Schlusse seiner Prüfung das Resultat ein gänzlich negatives nennt, so müssen wir ihm wohl oder übel in so weit beistimmen, als sich in der That der Beweis nicht erbracht zeigt, daß in den Kalksteinatrien noch jetzt das Maß der ursprünglichen Assignation zu erkennen sei. Doch liegt das nur daran, daß Nissen zuviel hat beweisen wollen, und er wäre unserer Meinung nach dieser Kritik entgangen, wenn er sich begnügt hätte, an einem oder zwei der ältesten Häuser ein rundes Landmaß in oskischen Fuß nachzuweisen. Dies genügte zur Erhärtung seines auch sonst nicht zu bezweifelnden Satzes, daß vor der Römerzeit nach oskischem Fuß gemessen wurde, und es kann diesen Satz nicht im mindesten abschwächen, wenn sich in den uns jetzt vorliegenden Häusern zahlreiche Abweichungen herausstellen, welche zum Theil auf Ungenauigkeiten der Vermessung in so alter Zeit, zum Theil auf die baulichen Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte und auf den mangelhaften Zustand der Ueberreste zurückgehen können. Hier wie in vielen andern Punkten Nissenscher Doctrin bewährt sich die interessante Erfahrung, daß trotz des Mangels einer ausreichenden exacten Begründung, ja trotz offenbarer Flüchtigkeit und Irrthümer in der Untersuchung seine Folgerungen doch richtig sind, weil sie auf einer umfassenden Combinationsgabe und einem scharfen Blick für die großen geschichtlichen Zusammenhänge beruhen. Wenn seine eigenen Messungen, deren inhärente Schwierigkeit nicht außer Acht gelassen werden darf, vielfach ungenau sind, so ist er um nichts weniger berechtigt zu sagen: „Unsere Handbücher für Pompeji wimmeln nicht blos von falschen, sondern geradezu ungeheuerlichen Zahlen“; denn die Berichtigungen, welche die Topographie und Chronologie Pompejis ihm verdankt, überwiegen weit, was Andere in dicken Bänden über Pompeji zusammengestellt haben, und die Aufstellung eines Kriteriums, wie der Anwendung des oskischen Fußes, den er auf 0,2749 m berechnet hat, ist von einer Bedeutung, die weit über die Sphäre der Localforschung hinausreicht. Denn der Satz, daß die Mauerdicke der Gebäude in oskischer Zeit 1½ oskische Fuß, in römischer 1½ römische Fuß beträgt, wird sich natürlich auf die relative Zeitbestimmung aller Bauten in oskischen Landschaften anwenden lassen.

In engem Zusammenhange mit der Frage nach Art und Umfang der ältesten Assignationen steht die nach der Gründung der Stadtgemeinde.

Hier ist es, wie schon bemerkt, Fiorelli, welcher Nissens Ansicht bekämpft,

ohne sie jedoch so zu erschüttern, wie es durch einige andere Einwände geschehen könnte.

Nissen ist geneigt, die Feststellung des italienischen Stadtschemas, wie überhaupt der Principien italischer Cultur der Zeit zuzuschreiben, in welcher die italischen Stämme nach der Trennung von den Hellenen noch als einiges Volk die oberitalische Ebene bewohnten. Bei der allmäligen Besitznahme der Halbinsel brachten die sich trennenden Stämme also schon die Kenntniß einer kunstmäßigen Limitation nach übereinstimmendem Schema mit, und nach Nissen ist dieselbe bereits bei der Gründung Pompejis in Anwendung gekommen. Grundlage derselben ist die der Absteckung des militärischen Lagers nachgebildete Eintheilung in vier Regionen durch zwei sich rechtwinklig durchschneidende Hauptstraßen, den Decumanus und Cardo Maximus. Die von Fiorelli officiell eingeführte Eintheilung Pompejis in neun Regionen durch vier dergleichen Straßen erklärt Nissen für unmöglich. In seiner Schrift über „Das Templum", wo er die Analogie zwischen dem republikanischen Lager und der Stadt des weiteren ausführt und auf die Uebereinstimmung der drei pompejanischen Gründungs-Tribus der Acerraner, Nolaner und Nuceriner mit den drei Tribus und den vier Regionen Roms hinweist, hebt er als besonders beweiskräftig die Uebereinstimmung der Maße hervor. Pompeji hat nach Fiorelli einen Umfang von 8767, das römische Lager einen solchen von 8600 F. Der Decumanus Maximus des Lagers wird durch den Kardo oder die Principia im Verhältniß von 2 : 3 getheilt. Dasselbe Verhältniß will Nissen in der Nolanerstraße erkennen, indem der westliche Abschnitt derselben 687,6 m der östliche — von der Stabianerstraße bis zum Nolanerthor — 413,00 m betrage. Abgesehen davon jedoch, daß das Verhältniß beider Abschnitte nicht genau gleich 2 : 3 ist, kann die Länge des ersteren nicht mehr festgestellt werden, da die westliche Grenze der Stadt durch das Ueberbautwerden der Mauer unkenntlich geworden ist und ein westliches Thor, bis zu welchem gemessen werden müßte, nicht vorhanden ist. Wie Nissen die porta maris als porta decumana auffassen kann, ist unverständlich, da sie nicht in der Verlängerung der Nolaner- sondern der Abbondanza-Straße, des südlicheren Decumanus, liegt. Annehmbar ist die Hypothese, daß die „Mercurstraße", die er Via Decurialis nennen möchte, eine den Principia Sociorum des Lagers entsprechende Bedeutung gehabt und die bis jetzt nicht ausgegrabene, aber unzweifelhaft vorhandene Straße zwischen dem Capuaner- und dem Nuceriner-Thor der Via Quintana des Lagers entsprochen habe. Nichts weniger als eine Analogie mit dem Lager liegt aber darin, daß der Kardo Maximus durch den Decumanus nicht in gleiche Hälften, sondern in zwei wie 1 : 2 sich verhaltende Theile zerlegt wird; es sei denn, daß man diese Eintheilung mit der Trichotomie der Bevölkerung rechtfertigen wollte, wodurch man aber wieder mit der Vertheilung der vier Regionen in's Gedränge kommt. Nissen hilft sich damit, daß er der Acerranischen Tribus die beiden nördlichen Regionen, der Nolanischen und Nucerinischen je die Hälfte der beiden südlichen zuweist. Etwas zu phantastisch und deshalb mindestens dem wörtlichen Ausdruck nach unannehmbar

sind Hypothesen wie die: „es liegt nahe, die Thermen mit dem Quästorium zu vergleichen; alsdann ist der Jupitertempel das Prätorium, gleich diesem auf dem höchsten Punkte der Stadt thronend", und „die Zelte der Tribunen sind in den sechs Tempeln an der Ostseite zu erkennen". — Nissens eigene Untersuchungen haben von den angeblichen sechs Tempeln mehrere beseitigt. Der Jupitertempel liegt nicht, wie das Prätorium, in der Verlängerung des Decumanus; das Quästorium dürfte nicht dort liegen, wo wir die Thermen finden. —

Schon im „Templum" hatte es Nissen ausgesprochen, „daß der Grundplan, von unerheblichen Modificationen abgesehen, noch gerade jetzt so vorliegt, wie er bei der Gründung festgesetzt wurde". In den „Studien" schließt er aus der Lage und Vertheilung der ältesten Häuser ebenfalls, „daß der ursprüngliche Straßenzug für alle Folge bewahrt worden ist", und er widerlegt hier in einem eigenen Capitel über „Die Anfänge" die Einwände Fiorellis gegen seine Hypothese sowie dessen gerade entgegengesetzte Annahme. Fiorelli nämlich will von einer regelrechten Limitation bei Gründung der Stadt nichts wissen. Er nimmt an, „daß die Häuser ursprünglich ohne Ordnung im Gebiete der Stadt zerstreut lagen, mit jedem derselben ein Gartengrundstück verbunden war und daß die ursprünglichen Fußstege größtentheils verschwanden, als durch die allmäligen Erweiterungen der Häuser der Anblick Pompejis sich schrittweise veränderte". Es wurden also durch Vermehrung der Gebäude nur die Grundstücke eingeschränkt; die Area der Stadt — nach Fiorelli 8767 Fuß im Umfang — war von Anfang an dieselbe, und sie war auch schon in ältester Zeit mit einer Mauer umgeben. Von den 86 alten Kalksteinhäusern, deren Reste Fiorelli zu finden glaubt, hält er die Hälfte für den ursprünglichen Ansiedlungsbestand, so daß bei der Vertheilung des Areals, über das sie zerstreut lagen, fast genau zwei römische Morgen auf jedes Haus kommen, also eben so viel wie das heredium der Genossen des Romulus betrug. Die ursprüngliche Zahl von 150 Familien oder 750 Köpfen stieg bis zum Ende der oskischen Periode auf das Doppelte, so daß nach dem Hinzutreten von 500 Samniten im Jahre 424 eine Bevölkerung von 2000 Seelen vorhanden war. In den nächsten vierhundert Jahren wuchs sie auf das Vierfache an. Dazu kamen die drei Veteranen-Cohorten Sullas im Betrage von 1800 Mann und endlich seit Augustus ein Zuwachs von ungefähr 2200, so daß Pompeji zur Zeit seines Unterganges ungefähr 12000 Einwohner besessen habe.

Nissen stellt dem entgegen, daß „erstens das Verzeichniß der ältesten Häuser weder vollständig noch genau ist" — was wir um so mehr anerkennen, als durch Mau's Untersuchung auch die Nissensche Zahl von bis jetzt sechzig Kalksteinatrien wieder modificirt worden ist; — zweitens daß man in Campanien bis auf Augustus nicht nach römischem Maß gerechnet hat (wohlverstanden im Privatbau, da im öffentlichen sicher seit 80 v. Chr. das hauptstädtische Maß in Anwendung kam); und drittens, daß die niedrige Ansiedler-Ziffer Fiorellis der Annahme einer sofortigen Ummauerung des ganzen Areals widerspricht. Der letzte Einwand wiegt am schwersten. Denn offenbar ist es ein Unding, die zur Vertheidigung

der Stadt erbaute Mauer, die reichlich 25, Kilometer Umfang hat, von 150 oder selbst von 300 Mann vertheidigt zu denken. Das successive Anwachsen der Bevölkerung hält Nissen auch mit der Annahme einer bedeutend größeren Colonistenzahl für vereinbar, weil die Häuser bedeutend in Höhe und Breite wachsen konnten. Einem zweiten Einwand Fiorellis, daß die vorfindlichen oder noch zu erwartenden Reste auf keine größere Zahl ältester Häuser zu schließen erlaubten, stellt er entgegen, daß die zahlreichen Lavafundamente auch schon den ältesten Häusern gedient haben können und, was nach Verlauf von sechs Jahrhunderten nicht Wunder nehmen kann, das Einzige sind, was von diesen übrig geblieben ist. Wenn nun aber Nissen hinzufügt, daß der Plan von Pompeji durchaus nicht den Anblick einer zufällig entstandenen, sondern einer nach bestimmtem Plan gegründeten Stadt zeigt, so ist dies nur mit einer Einschränkung zuzugestehen, welche seiner Behauptung der gleichzeitigen Entstehung der ganzen Stadt widerspricht. Ein Blick auf den Plan zeigt, daß die verschiedenen Stadttheile unmöglich zugleich und nach einheitlichem Plane angelegt sein können. Der Kern der Stadt, wie er uns in der Forumsregion — Regio VII. Fiorellis — vorliegt, unterscheidet sich auf's bestimmteste von den angrenzenden Regionen, die durchaus den regelmäßigeren Charakter jüngerer Entstehungszeit tragen. Und wie in aller Welt wäre es zu erklären, daß zwei verschiedene Systeme der Limitation angewendet worden sind, wenn die Stadt nach einheitlichem Plan angelegt wäre? Oder läßt sich bestreiten, daß einige Regionen Pompejis strigirt, andere centuriirt sind? Gerade der Grundplan Pompejis beweist die successive Entstehung der einzelnen Stadttheile. Sie widerspricht weder der relativen Regelmäßigkeit der Anlage, denn es können dieselben Principien wiederholt zur Anwendung gebracht sein, noch der Annahme des sofortigen Mauerbaus, denn wir brauchen nur, wie es auch Nissen thut, eine größere als die Fiorelli'sche Zahl ursprünglicher Ansiedler und Wohnungen anzunehmen, um die Schwierigkeit der Mauervertheidigung gehoben zu sehen. Sehr wahrscheinlicher Weise sind die ältesten erhaltenen Häuser nicht die absolut ältesten. Gewiß ist dem bereits eine hohe Entwickelungsstufe zeigenden Steinbau der Kalksteinatrien eine unvollkommenere Bauweise vorausgegangen. Wenn aber die ersten Ansiedler Holzhäuser gehabt haben, so ist es kein Wunder, daß von ihnen keine Spur erhalten ist, und wir können unbedenklich eine größere Zahl solcher annehmen als die zufällige der erhaltenen Kalksteinatrien, die als bestimmend für die Ansiedlerzahl zu betrachten höchst willkürlich erscheint. Eine sichere Grundlage für die Berechnung der Bevölkerung fehlt uns. Die Annahmen gehen deshalb weit auseinander. Fiorelli stützt die seinige von 12000 Seelen in der Kaiserzeit hauptsächlich auf die Berechnung der Plätze im Amphitheater. Die Summe aller Sitzreihen ergiebt nach ihm eine gerade Linie von 6783,29 m, wonach, auf jeden Platz 0,55 m gerechnet, für 12327, genauer 12333 Personen Platz gewesen ist. Da selbstverständlich nicht die gesammte Bevölkerung Pompejis den Schauspielen beigewohnt hat und andererseits bekanntlich die Bewohner der Nachbarstädte zu denselben kamen, so sieht man nicht ein, welchen Werth die obige Ziffer für die Bestimmung der Be-

völkerungszahl haben soll. — Nissen nimmt für das Gesammtgebiet von Pompeji 50000, für die Stadt allein 20000 Seelen in der letzten Zeit, 12000 für die Zeit der Gründung an, und zwar auf Grund der Vergleichung mit heutigen Verhältnissen. Auf einem dem Gebiete Pompejis, das Nissen auf annähernd $1^1/_2$, Beloch auf $1^3/_4$ geogr. □Meilen veranschlagt, entsprechenden Flächenraume wohnen in derselben Gegend heute 48000 Menschen. Während nach Beloch, der auf Grund der Wehrverhältnisse auf die ganze Landschaft von 37,8 □Meilen 750,000 E. rechnet, Pompeji auch bei Annahme des größeren Flächeninhalts nur nahezu 35000 Seelen gehabt haben würde, glaubt Nissen, daß in Anbetracht der im Alterthum nicht geringeren Höhe des landwirthschaftlichen, industriellen und Handels-Betriebes nicht unter die heutige Ziffer hinabgegangen werden könne. Er nimmt deshalb auch die Zahl der Wohnungen in der Stadt, die Fiorelli auf 1800 veranschlagt, als doppelt so hoch an. — Man sieht, wie unbestimmt noch die Kriterien dieser Berechnungen sind. Wollen wir, die Ziffern Fiorellis als ein Minimum, die Nissens als Maximum betrachtend, eine mittlere Zahl von 15—16,000 E. für die letzte Zeit der Stadt annehmen, so stimmt diese unter der Voraussetzung, daß die Hälfte aller Pompejaner innerhalb der Mauern gewohnt habe, auch mit Belochs Resultat überein.

Als Gründungszeit dürfen wir, wie es gemeinhin geschieht, den Beginn des sechsten Jahrhunderts annehmen. Neapolis und Dikaiarchia mußten schon geraume Zeit bestehen und zu einer dem Binnenlande die Spitze bietenden Macht gekommen sein, damit Nolaner und Acerraner sich genöthigt sahen, in Gemeinschaft mit Nuceria einen so weit südwärts gelegenen eigenen Seestapelplatz zu suchen. Wenn er sogleich mit einer Mauer umzogen worden ist, so ist von dieser nichts mehr vorhanden. Sie mag nach dem Eindringen der Samniten als ungenügend erkannt und völlig erneuert worden sein. Die jetzt vorhandene ist zu verschiedenen Zeiten, ihre ältesten Theile, und zwar nach Nissen sowohl Kalkstein- als Tuffpartieen, im vierten Jahrhundert gebaut worden.

Im Forum und der Anhöhe des „griechischen Tempels“ erkennt Nissen zwei natürliche Vertheidigungscentra Pompejis; jenes war zum Schutz der von Neapel aus, diese der von Nuceria aus angegriffenen Theile bestimmt. Hauptangriffsseite war immer die nördliche, wo der einst vom Vesuv hergekommene Lavastrom, auf welchem die Stadt erbaut war, am wenigsten hoch und steil aufstieg. Auch Sulla griff hier an. Hierher wiesen die oskischen Mauerinschriften, welche den Zweck hatten, den fremden Besatzungstruppen das Auffinden ihrer Stellungen zu erleichtern. Drei derselben weisen den Weg nach bestimmten Punkten der Nordmauer. Nissen stellt nach erneuter Prüfung des Wortlautes die Uebersetzung auf: Hoc vico iter inter turrim X et XI, ubi tendit T. Fisanius, d. h.: Durch diese Gasse führt der Weg zwischen den zehnten und elften Thurm, wo T. Fisanius commandirt. — Von einer vierten derartigen Inschrift giebt Nissen zum ersten Male eine gesicherte Interpretation.

Die Thürme sind jünger als die älteren Theile der Mauer. Nach Mau

muß an den beiden ersten Thürmen östlich vom Herkulanerthor zwischen den unteren älteren und den oberen jüngeren Theilen unterschieden werden. Letztere müssen einer eilfertigen Restauration entstammen; sie sind aus vermischtem Material ganz liederlich aufgebaut. Der dritte Thurm dagegen ist gut erhalten; ähnlich gebaut sind die beiden nordöstlich vom Amphitheater — von Nissen als Nr. VII und IX bezeichnet — sowie einer südwestlich des Amphitheaters (Nr. V). Anders die übrigen: Nr. VIII hat Ecken von ziegelförmigem Haustein, IV und VI eben solche abwechselnd mit wirklichen Ziegeln, III endlich solche aus bloßen Ziegeln — Beweise genug für Restaurationen noch in ziemlich später Zeit.

Von den acht Thoren Pompejis liegt bekanntlich eins, das Herculanerthor, an einer Stelle — der nordwestlichen Mauerecke —, an der es bei der Gründung unmöglich angelegt worden sein kann, während ein anderes an einer Stelle fehlt, wo man es nach Analogie der sieben anderen erwarten sollte, nämlich am westlichen Ausgange des Decumanus Maximus. Bekannt und in die Augen fallend ist auch, daß die westliche Grenze der Stadt schon früh durchgreifende Veränderungen erfahren hat, welche offenbar mit dem Factum zusammenhängen, welches Nissen unter der Ueberschrift „Die Entfestigung" bespricht. Die Betrachtung derselben, sowie des Mauerbaues und des Pomoerium liefert wiederum wichtige Aufschlüsse.

In der streitigen Frage über das „pomoerium", welches Nissen früher — und, wie wir glauben richtiger — als dem intervallum des Lagers entsprechend, also den freien Raum an der Innenseite der Mauer bezeichnend angesehen hatte, erklärt er sich jetzt gegen Mommsen dafür, daß es außerhalb der Mauer zu suchen sei. Der allmäligen Occupation desselben wendet er besondere Aufmerksamkeit zu, weil die Feststellung des Verhältnisses zwischen Staats- und Privatland geschichtliche Aufschlüsse verspricht.

Die Inschrift auf der Basis der Statue des Militärtribunen Suedius Clemens, welche vor dem Herculanerthor stand, wo von der Heerstraße ein Weg nach der Küste sich abzweigte, redet von Untersuchung und Zurückgabe occupirten Landes an die Gemeinde. Nach Nissen stand das Monument an der Grenze des Pomoerium, und dieses zog sich an der Außenseite rings um die Mauer. Zwei von Nissen selbst betonte Thatsachen sprechen gegen diese Auffassung. Sicherlich ist das Herculanerthor nicht, wie Overbeck annimmt, bei der Entfestigung nur kassirt, d. h. seines Festungsthor-Charakters entkleidet worden, sondern es ist überhaupt erst gebaut worden, als Pompeji eine offene Stadt ward. Seine Bauart beweist das. In der That also konnte die vom Norden kommende Heerstraße ursprünglich nicht an dieser Stelle in die Stadt treten, sondern lief bis zum Vesuvthor an der Mauer entlang, betrat durch dieses den Kardo Maximus und verließ ihn durch das Stabianerthor, um dann wiederum eine Strecke weit dicht an der Südmauer hinzulaufen. Dies hätte nicht der Fall sein können, wenn das Pomoerium dort gelegen hätte. Noch deutlicher spricht gegen letztere Annahme, daß unmittelbar an der äußeren Mauer Grabstätten sich befanden, was die auf der Mauer angebrachten Inschriften und die namentlich südlich

vom Nolanerthor ziemlich zahlreichen Cippen beweisen. Da das Pomoerium zweifellos als integrirender Theil des Stadttemplum betrachtet werden muß, so war dadurch seine Benutzung als Gräberstätte ausgeschlossen; es kann also nur innerhalb der Mauer gesucht werden.

Dieses Pomoerium, von Nissen zur Unterscheidung Intervallum genannt, ist in verschiedenen Stadien von den Privaten theilweise occupirt worden, wie Nissen glaubt, seit 63 v. Chr., nach Mau erst beträchtlich später. Seine Breite, die an einigen Stellen der Nordseite noch deutlich zu erkennen ist, ist verschieden. In der sechsten Region beträgt sie an der zweiten Insel 8—9 m, bei der siebenten 15 m. Das der ersten Insel angehörende Haus „des Tricliniums“ oder „der Vestalinnen“ hat sich — nach Mau in Augustus' Zeit — bis unmittelbar an die Mauer ausgedehnt.

Eine durchgreifende Occupation, sogar der Stadtmauer selbst, hat auf der ganzen Westseite vom Herculaner- bis zum Seethore stattgefunden. Nissen nimmt an, daß in alter Zeit ein freies Pomoerium mit Mauerstraße auf der Innenseite von der Stelle des Herculanerthores bis zur Arx lief; daß, weil die Mauerstraße als Hauptverkehrsstraße nicht occupirt werden durfte, wie auf dem todten Stück im Norden bis zum Vesuvthor, die Mauer selbst mit Häusern überbaut ward, die bis an den Rand der Straße vorrückten, so daß diese zu einer Innenstraße wurde, die noch in der sogenannten Via Consolare, Via del Farmacista, del Gigante und dei Teatri zu erkennen ist; die Breite des Pomoerium betrug gegenüber dem alten Hause „des Chirurgen“ c. 18,50 m.

Wann ist dasselbe occupirt worden? — Nissen meint: „frühestens in der letzten Hälfte der Regierung des Augustus“, weil „nirgends auf der bezeichneten Strecke eine Spur von altem Kalkstein- und Lehmbau sich nachweisen läßt“, weil selbst kein einziger jener für ältere Zeit bezeichnenden Tuffpfeiler zu sehen ist, die inschriftlichen Zeugnisse alle sich auf jüngere Zeit beziehen und noch in römischer Zeit Befestigungsarbeiten stattgefunden haben. — Mau erwidert darauf: „daß dieselben (die Häuser der Westseite) keine Reste ältester Construction enthalten, ist entschieden unrichtig“, und weist dies durch Beispiele nach. Er schließt, daß wir in der Strada Consolare nicht die Mauerstraße vor uns haben, „so daß zwischen ihr und der Mauer von altersher regelmäßig gereihte Häuser standen“; ferner gegen Nissens Schätzung der Breite, „daß das Pomoerium schon in ältester Zeit hier weit schmäler war, als auf der Nordseite“, was durch die größere natürliche Festigkeit dieser Seite erklärt wird; endlich, daß die Occupation in relativ alte Zeit hinaufreicht, jedenfalls nicht über den Anfang der Augusteïschen Zeit herabzurücken ist, indem wahrscheinlich „die lange Friedensperiode zwischen dem hannibalischen und dem Bundesgenossenkriege eine erste Occupation (der Mauer) veranlaßte. Auf dasselbe Resultat führt die Betrachtung der Porta Maris, welche durch ihre besondere Anlage und Construction zeigt, daß sie nicht als eigentliches Festungsthor, sondern als Verkehrsthor diente, also gleichfalls in jener Friedensperiode erbaut sein kann.“ —

Reich an beachtenswerthen Hinweisen ist Nissens Capitel über die Straßen, wenn er auch in verschiedenen Punkten seiner combinirenden Phantasie allzu sehr die Zügel hat schießen lassen.

Als Ausgangspunkt für eine nähere Bestimmung des Straßensystems und Baues Pompejis benutzt Nissen die bekannte oskische Wegebauinschrift des Stabianerthores, welche von der Abgrenzung und Pflasterung mehrerer Straßen inner- und außerhalb der Stadt durch die Aedilen Majus Sittius und Numerius Pontius redet. Den Ausdruck viam terminare versteht er von der Abgrenzung des Fahrdammes und des Trottoirs durch Cippen. Für das Wort perek acceptirt er Büchelers Hypothese, der dasselbe mit perak — umbrisch: Stab, Ruthe — zusammenbringt, und übersetzt es mit passus. Schon früher ist durch die Worte Kaila Joveis Meelikiieis ein kleines Heiligthum der Stabianerstraße als das des Jupiter Milichius erkannt worden. Jetzt sucht Nissen durch sie noch mehrere Straßen zu bestimmen, und zwar indem er die Namen der Inschrift mit denen der athenischen Colonie Thurioi zusammenstellt, worauf unten zurückzukommen ist. — Die vor demselben Thore befindliche Inschrift der römischen Duovirn Avianius und Spedius redet nun gleichfalls von der Chaussirung einer Straße und zwar „vom Meilenstein bis zu den Fuhrleuten“. Da nicht anzunehmen ist, daß beide Male dieselbe Straße gemeint ist, so hält Nissen dafür, daß im letzteren Falle die Heerstraße nach Nuceria, im ersteren unter der Straße „vor der Stabianerbrücke“ die geradeaus auf den Sarnusfluß zulaufende Verlängerung des Kardo zu verstehen ist, für die als einen Landweg die große Breite von fünfzig oskischen Fuß eher erklärlich ist. Seine Auffassung des terminare als Fixirung der vorher ganz unbestimmten und stellenweise noch weit größeren Breite der Landwege scheint ihm überdies eine neue ansprechende Erklärung der Sitte des Bestattens an den Landstraßen zu bieten. Aus religiösen und anderen Gründen seien die bei der Terminirung abfallenden Streifen Landes nicht zum Privatbesitz gemacht, sondern dazu benutzt worden, verdienten Bürgern zur Grabstätte angewiesen zu werden. Die Thatsache ist durch zahlreiche Zeugnisse nachgewiesen. Auch konnte das Terrain zu gleichem Zwecke an solche verkauft werden, welche reich, aber ohne Grundbesitz waren, auf dem sie sich konnten begraben lassen, woraus sich vielleicht die Häufigkeit der Grabmäler von Freigelassenen an den Landstraßen erklärt.

Indem Nissen die sogenannte Mercurstraße, deren mittlere Breite allerdings nicht hinter der des Kardo Maximus zurückbleibt, als einen dritten Haupt-Kardo auffaßt — wozu ihre Lage so nahe der Westgrenze wenig paßt, — also statt der neun Regionen Fiorellis deren zwölf annimmt, ergiebt sich ihm, wie angedeutet, eine Aehnlichkeit des Stadtplanes mit dem von Thurii, auf Grund deren er die Namen der pompejanischen Straßen zu bestimmen und den von der oskischen Inschrift erwähnten Namen ihren Platz anzuweisen sucht. Man wird sich der Combination, so genial sie ist, doch nur bis zu einer gewissen Grenze anschließen dürfen. Die „Via Decurialis“, „Via Pompejana“ und „Via Jovia“ stimmen auffällig mit der Ἡρῴα, Θουρία und Ὀλυμπιάς überein, und Nissen trägt kein Bedenken, sie als

bezüglich westlichen und mittleren Kardo und Decumanus Minor der Mercur-, Stabianer- und Abbondanza-Straße gleichzusetzen. Für die Θουρτνα findet er das Analogon in dem deshalb vielleicht „Pompejanensis“ zu nennenden östlichen Kardo, für die Ἀφροδισιάς im Decumanus Major, der am Eingangsthor mit dem Kopf der Venus geziert ist. Hiermit aber hört die Analogie entschieden auf. Der Vico di Mercurio kann weder als Hauptstraße gefaßt, noch mit dem Namen des Eponymos der Ἡρακλεία in irgend eine Verbindung gebracht werden. Zur Διονυσιάς sucht Nissen eine Beziehung in dem Straßenbruchstück des Isistempels, das er deshalb als Via Liberalis bezeichnen möchte; eine Vermuthung, die auf sich beruhen muß. — Immerhin ist es eine interessante Errungenschaft, daß wir nun drei Straßen Pompejis mit authentisch überlieferten Namen zu bezeichnen wissen. — Da selbst in Rom erst seit 174 v. Chr. die Pflasterung durchgeführt wird, so wird man die Chaussirung der pompejanischen Straßen nicht über diesen Zeitpunkt hinaufrücken dürfen, die Pflasterung beträchtlich später, vielleicht mit Nissen erst in römische Zeit setzen müssen. Daß die des Kardo Maximus vor dem Jahre 44 v. Chr., dem Todesjahre Cäsars, ausgeführt ist, beweist das auf zwei Tuffsteinen des Trottoirrandes befindliche Datum EX. KAL. QVI. — Durch Messungen vor den alten Kalksteinhäusern will Nissen eine regelmäßige Breite von 33 1/3′ oskisch gefunden haben und sieht dadurch die Ansicht von einer planmäßigen und auf genaue Vermessungen gestützten Anlage bestätigt. Im Anschluß an die Straßennamen „Decurialis,“ „Pompejana“ und „Pompejanensis“ bemerkt er, daß diese Benennung, die in deutlicher Beziehung zu den drei Ständen des Senatus, Populus und der Plebs stehe, für die unteritalische Städtegeschichte bezeichnend sei, und weist die Geschichtsforscher auf deren Betrachtung hin.

Ein bemerkenswerther Unterschied der pompejanischen und der römischen Stadtanlage und Bauweise ist darin zu erkennen, daß, während in Rom ursprünglich jedes Haus von einem durch die Zwölf Tafeln auf 2′ normirten Landstreifen umgeben war, Pompeji nach dem System gemeinsamer Wände erbaut ist. Nissen erklärt dies sehr ansprechend dadurch, daß die Pompejaner bereits bei Erbauung der Stadt das toskanische Dach kannten, welches die Römer erst später von den Etruskern annahmen, und welches erlaubte, das Regenwasser nach dem Innern des Hauses abzuleiten.

Anfangs lag wohl vor jedem Hause ein Stück Straße, auf dessen Benutzung der Anlieger ein besonderes Recht hatte; dies ist das πρόθυρον oder Vestibulum. Erst später kam es zur Scheidung von actus und iter, d. h. Fahrdamm und Gangsteig, zuerst nachweisbar auf der Via Appia. „Im zweiten Jahrhundert wird die Scheidung in den Städten Rom, Aletrium, Pompeji vollzogen. Darin äußert sich der mächtige Aufschwung, den der Erwerb der Weltherrschaft über Italien brachte. Die Städte legen ihren halb bäurischen Charakter ab und öffnen ihre Thore dem Handel und der Industrie. Wenn die Kalksteinatrien nur ein paar Läden aufzuweisen haben, so wächst die Zahl in der Tuffperiode in riesigen Dimensionen. Zugleich häuft der Verkehr in den Händen der

regierenden Familien Reichthümer an; die engen Atrien der alten Zeit genügen ihren Ansprüchen nicht mehr, der Palastbau beginnt". Jetzt werden Gangsteige angelegt und die Hauptstraßen kunstmäßig chaussirt. Die dritte Periode bringt die Pflasterung, etwa seit der Deduction der Sullaner. Cäsars Stadtrecht 45 verpflichtet den Anwohner zur Unterhaltung der Straße und zur Pflasterung des Gangsteiges auf seine Kosten. Nach Nissens scharfsinniger Vermuthung bezeichnen die vor einigen Häusern eingehauenen Daten den Beginn der Zahlfrist binnen deren der säumige Eigenthümer gehalten war, für die von den Aedilen verfügte Pflasterung Zahlung zu leisten. — In der vierten Periode wird Dank der Entfestigung die Baulust noch mehr entfesselt. „Die Häuser rücken immer weiter vor; die Straßen werden enger, die vici vielfach für Wagen gesperrt". Wahrscheinlich hat Cäsars Verbot des Fahrens von Sonnenaufgang bis zur zehnten Stunde für alle Municipien gleichfalls Geltung gehabt. —

Nach der Stadt-Anlage die des Hauses. Um den Unterschied antiken und modernen Hausbaues, wie es mit mehr oder weniger Glück öfter versucht worden ist, mit einem Ausdruck zu präcisiren, erklärt Nissen, daß der Unterschied in der Verwendung und Nichtverwendung des Glases liegt. Man muß hinzusetzen: auch in der veränderten Bedeutung der Treppe und des inneren Hofes; denn diese drei Dinge hängen eng mit einander zusammen. Das römische Haus ist nicht etwa durch den Mangel des Glases zum sogenannten Innenbau, d. h. zur Gruppirung um einen inneren Luft- und Lichthof, gedrängt worden; denn das alte italische Bauernhaus entbehrte desselben vollständig. Allerdings war, als infolge anderer Einflüsse sich die Innenhöfe — das Atrium und Peristyl — ausbildeten, das Glas um so entbehrlicher, und wir finden es in Pompeji als Fensterglas in so winzigem Maße angewendet, daß es auf die Gestaltung der Bauweise ohne Einfluß blieb. Damit hängen die beiden anderen charakteristischen Punkte eng zusammen. Der Innenhof erlaubte, die Treppen zu den übrigens nicht zahlreichen Obergeschossen an jeder beliebigen Stelle anzukleben, und er bedingte es, daß die Wohnräume von innen her disponirt und gruppirt wurden. Das Letztere aber ist auch im modernen Hause der Fall, dessen Disposition nie von außen, sondern stets vom Treppenhause ausgeht, weshalb der Gegensatz von Innen- und Außenbau unstatthaft ist. Der wahre Unterschied liegt also außer in der Verwendung des Glases zur Erleuchtung von außen darin, daß der innere Hof zum Treppenhause geworden ist und die Treppe dadurch eine ihr im antiken Hause mangelnde constructive Bedeutung erhalten hat. Noch heute ist das italienische Bauernhaus, namentlich im südlichen Italien, ohne Treppenhaus; die einzelnen Wohnräume sind ohne Symmetrie, aber um so malerischer, würfelartig an und auf einander gesetzt und nach Bedürfniß Außentreppen angeklebt, eine Bauweise, die sich auch in den orientalischen Mittelmeerländern erhalten hat.

Das uralte italische Bauernhaus hatte, wie die Tempel und die albanischen Aschenkisten zeigen, ein Giebeldach, geht also wohl, wie das gleiche altgriechische und germanische, auf eine den Indoeuropäern gemeinsame Urform zurück. In der historischen Zeit zeigt dasselbe sich in Hellas wie in Italien bereits verändert.

Dort ist die Trennung in einen Frauen- oder Wirthschaftshof — Gynaikonitis — und einen Männer- oder Gesellschaftshof — Andronitis — vollzogen; hier hat das Haus sich zu einer bedachten „Diele" erweitert, um welche die Wohn- und Wirthschaftsräume gruppirt sind und welcher das Eingangsthor zur Erleuchtung und zum Rauchabzug dient. Dies ist der „Schwarzraum", das Atrium, oder der „Hohlraum", das Cavum aedium. Seine Entwickelung stellt Nissen folgendermaßen dar.

Schon überwunden ist in den Anfängen Pompejis die Phase der Giebelhäuser mit geschlossenem Dach, ambitus für die Traufe und vorgelegtem Hof, der als Platz für die Wagen — vestibulum, „Standplatz" von ἑστάναι — und für die Ställe des Hausviehs gedient haben soll, aus denen später die Tabernen hervorgegangen seien. Das Letztere ist unwahrscheinlich, da sie gerade an den ältesten Häusern sich am seltensten finden. Die ältesten pompejanischen Häuser sind schon nach dem Princip gemeinsamer Wände erbaut, ohne ambitus, mit Dachöffnung und impluvium, und das Vestibulum besteht nur noch als Eingangsflur. Die folgenreichste Aenderung ist der Ausschnitt im First, der es möglich machte, die Traufe nach innen zu verlegen, den ambitus aufzugeben und das Thor zu verengern. So wird das Haus geschlossener, die Anlage bequemer, die Ausdehnung erleichtert, und der Hof wird der eigentliche Mittelpunkt des Familienlebens. Der Name Atrium tuscanicum scheint anzudeuten, daß die Neuerung ein Werk der Etrusker ist; man wird sie also in die Zeit ihrer Herrschaft in Campanien setzen dürfen. In der rechteckigen Gestalt des Atriums und dem Umstande, daß ausnahmslos seine schmale Seite den Eingang hat, sieht Nissen eine Reminiscenz an das alte Giebelhaus.

Das so gestaltete Atrium ist der Typus des nationalen Hauses in der republikanischen Zeit. Bekannt ist die heilige Bedeutung, welche ihm als dem Mittelpunkte des Familienlebens beigelegt ward. Seine Hauptfunctionen waren: den herumliegenden Zimmern Luft und Licht zu vermitteln, als gemeinsamer Wohnhof zu dienen, Küche, Heerd und Brunnen zu enthalten.

Unzweifelhaft hat an seiner Rückseite in alter Zeit der Heerd gestanden, wenn es auch gewagt sein würde, mit Nissen einen Beweis in dem Tische sehen zu wollen, welchen man häufig an der hinteren Seite des Impluviums findet, oder gar in zwei Fällen einen wirklichen alten Herd noch erkennen zu wollen. In dem einen Falle ist der kleine Heerd einer der in Thermopolien ziemlich häufigen, im anderen Falle ist es gar kein Heerd, sondern ein Tisch und nach Mau's Versicherung „keineswegs ein Rest aus alter Zeit". Ueberdies hat keiner dieser Tische die Form eines Heerdes, sondern stand wohl schon in alter Zeit außer dem Heerde dort und diente zum Aufstellen der im Impluvium abzuwaschenden Geschirre und Gefäße, woraus die Sitte der Aufstellung von Prachtgefäßen hervorging, wie denn der Tisch später ganz decorativ wurde. — Im Atrium befand sich die Schatzkiste, der Platz für die spinnende Hausfrau, in der hinteren Erweiterung das Ehebett und in den beiden seitlichen die Ahnenbilder; doch

gehören letztere sowie die Verwendung des Tablinums als Archiv natürlich erst einer entwickelteren Zeit an.

Ansprechend und mit Varros Worten ganz im Einklang ist Nissens Auffassung des Tablinums als einer Art Laube aus Brettern — tabulae —, welche auf der Rückseite des ursprünglich hinten geschlossenen Atriums nach der Gartenseite zu angebaut war und erst später durch Oeffnung der Rückwand des Atriums mit dem Hause enger verbunden ward. Nur scheint Nissen an zwei Stellen Verschiedenes unter „Schließung der Rückwand" zu verstehen. Meint er die Rückwand des Atriums im engeren Sinne, welche also Vorderwand der Laube war, so ist es richtig, sie als ursprünglich geschlossen anzusehen. Will er dies aber vom Tablinum sagen und das Ehebett an dessen Rückwand versetzen, so fehlt dafür in Pompeji jeder Anhalt, und Mau hat Recht, sich dagegen zu erklären. Denn die paar Beispiele, welche Nissen zur Begründung anführt, beweisen nichts, weil die jetzt bestehende hintere Schließung sich als jünger denn die Anlage des Hauses erweist. Auch ist aus sachlichen und sprachlichen Gründen die Annahme wahrscheinlicher, daß die Laube nach ihrer Verbindung mit dem Atrium hinten geöffnet blieb. Daß nach ihrer Verwandlung in ein Steinzimmer der Name tablinum an ihr haften blieb, läßt schließen, daß sie fortdauernd, wie vorn die Tabernen, durch eine Schiebewand aus Brettern verschlossen ward. Sie wird fortgefahren haben als sommerliche Speiselaube zu dienen, und wahrscheinlich hängt die Veränderung mit der Einführung des Systems gemeinsamer Wände zusammen, in Folge deren der ambitus wegfiel, durch den man in den Garten gelangt war, so daß nun das Tablinum zur Communication dienen mußte. Später legte man, um es dieser unbequem werdenden Servitut zu entlasten, besondere Durchgänge, die fauces, an; doch finden wir diese ohne Ausnahme unmittelbar neben dem Tablinum und zuweilen deutlich durch Abtrennung von demselben hergestellt. —

Dem Bedürfniß der Erweiterung des Hauses suchte man zuerst durch Vergrößerung der Räume, Erweiterung der Dachöffnung, namentlich mit Hilfe der Unterstellung von Säulen unter die Kreuzungspunkte der Dachbalken — im sogenannten Atrium Tetrastylum und Corinthium —, durch Aufsetzung eines Obergeschosses und Vergrößerung der Fenster in demselben zu genügen. Bald reichte dies nicht mehr aus. Man mußte den Grundplan erweitern, neue Räume anfügen, und die Griechen mit ihren zwei Höfen lieferten das Vorbild des Peristyls, des zweiten größeren und schöneren Hofes hinter dem Atrium, der eine neue Epoche bezeichnet. Entscheidende Veränderungen sind damit verbunden. Das Ehebett kann nicht mehr in dem offener gewordenen Atrium stehen; der Heerd bekommt einen anderen Platz, das enge Zusammenleben der Familie wird aufgehoben, an die Stelle ihrer Einheit beginnt die griechische Trennung von Männer- und Frauengebiet zu treten. „Die Erweiterung und Umbildung des italischen Hauses beginnt etwa im Laufe des dritten Jahrhunderts". Die Form und Anlage des Peristyls modificirte sich je nach den vorhandenen Bedingungen. Manchmal wurde die Vergrößerung durch An-

fügung eines zweiten Atriums begonnen, deren eines dann immer ein Säulenatrium ist. Die Entwickelung eines der größten, schönsten und wichtigsten Peristylhäuser, des Hauses „des Faun", präcisirt Nissen dahin, daß die sorgfältige Stuckdecoration des älteren tuscanischen Atriums der Zeit um 200 angehört, daß im Laufe des zweiten Jahrhunderts das tetrastyle Atrium angefügt, die Façade mit Tuffpfeilern decorirt, das Vestibulum ausgeschmückt und die Tabernen angelegt wurden. Auch die berühmten Mosaikfußböden dieses Palastes setzt er in's zweite Jahrhundert wegen des schon damals regen Verkehrs zwischen Campanien und Alexandria. Zwischen 50 und 30 ist das zweite Peristyl hinzugefügt worden. — Aehnlich ist das ausgedehnte Haus des Pansa, der Typus des hochentwickelten Peristylhauses, durch Zusammenwerfen verschiedener Atrien entstanden. Wenn Fiorellis Vermuthung richtig ist, daß es mit der „Insula Arriana Polliana Cn. Nigidi Mai" identisch sei, so wurde es in Tiberius' Zeit zur Miethe ausgeboten.

Gleichzeitig mit dem Peristyl wird die Ausbildung des Corinthischen Atriums zu setzen sein, wenn man auch nicht mit Nissen es als ein des Raummangels wegen mit dem Atrium combinirtes Peristyl ansehen darf, da es fast nur vorkommt, wo auch ein Peristyl vorhanden ist. Es war natürlich, daß man die Vortheile der Säulenhalle im Peristyl auf das Atrium zu übertragen suchte. „Die schweren Dachbalken fielen fort . . . ., der Raum konnte vergrößert, nach Belieben erhellt werden; Vorhänge zwischen den Säulen gestatteten, das Licht zu dämpfen, einzelne Theile vom ganzen Cavädium abzusondern". Wie der Name zeigt, ist auch für diese Neuerung das Vorbild in Griechenland zu suchen. „Das Peristylhaus ist von den Oskern im zweiten Jahrhundert ausgebildet worden. Die Römer haben dasselbe in Geschmack und Harmonie der Anlage nicht erreicht, geschweige denn übertroffen. Dagegen haben sie sein Areal durch Anfügung neuer Höfe bedeutend vergrößert". Eine Anzahl von Palästen zeigt deutlich die Entstehung durch Hereinziehung der Nachbarhäuser, den sinkenden Geschmack und das Hervortreten des Parvenuthums durch eilfertige unsolide Construction, prahlende Decoration und verständnißlose Raumvertheilung. Nissen erklärt es dadurch, daß seit der Kaiserzeit mit ihrer Lockerung des Gemeinsinns und Steigerung des Luxus der Adel sich lieber auf das Land zurückzog und die zu eng gewordenen Stadthäuser in die Hände der Kaufleute und Industriellen kommen ließ, weshalb sich manche Bäckerei, Walkerei u. s. w. in einem alten Patricierhause etablirt findet. — Zum Schluß wirft Nissen einen zusammenfassenden Blick auf die Culturgeschichte Pompejis, deren Spiegelbild er in der Geschichte des Hauses findet. Das alte Pompeji der Ackerbürger ist mit der römischen Hegemonie in eine neue Zeit eingetreten. Handel, Gewerbe, Industrie haben das Haus und die Gemeinde umgestaltet; die Einführung des Kalkmörtels hat eine Aenderung der Technik angebahnt. Seit dem hannibalischen Kriege schmelzen die alten Atrien zusammen, und es entstehen die großen Paläste. Die Arbeitstheilung begann; Bäckereien, Garküchen, Wasserleitungen versorgten die Gesammtheit mit dem, was früher jeder Einzelne für sich hatte beschaffen müssen.

Hellenischer Einfluß giebt in dieser Zeit der Physiognomie Pompejis den Zauber der Anmuth und Schönheit, in welchem Campanien Rom voraus war. Große öffentliche Gebäude bekunden zugleich den Gemein- und den Kunstsinn. Nach der sullanischen Occupation genügt den Vornehmen die Stadt nicht mehr; der Luxus wächst, damit aber auch die Vortheile für den gemeinen Mann, welcher Luft, Wasser und Zimmerschmuck auch in sein Haus bekommt. „Während der Republik ließ der vornehme Mann sein Haus schmücken, unter der Monarchie der schlichte Bürger und der Parvenu. Früher gab es eine Kunst, jetzt ein Kunsthandwerk". Sicher ist die Kunst dabei rückwärts gegangen, denn an Stelle des freien Schaffens der Künstlerhand, welche ihren Gebilden Seele und Leben einflößt, tritt die Herrschaft von Preßformen, Modellen und Instrumenten. Aber andrerseits hat die Menge bei dieser Steigerung des Kunstverbrauches gewonnen, und „der Geschichtsforscher darf nicht anstehen, solchen Luxus einen erfreulichen Fortschritt der Civilisation zu nennen".

(Schluß folgt.)

Sonntagskinder.

Von

Wilhelm von Hamm †.

Der Glaube an die Einwirkung äußerer geheimnißvoller Verhältnisse auf die Geschicke der Individuen ist wohl beinahe so alt, wie die Menschheit selber. So weit deren Tradition reicht, läßt er sich nachweisen, oft nur in Spuren, dann aber wieder breit und deutlich. Gewisse Zeiten, Tage und sogar Stunden galten und gelten von der Urzeit an bis heute für bevorzugte in irgend einer Richtung, guter oder schlimmer; manche Völker des Alterthums hatten die darüber unter ihnen herrschenden Meinungen gewissermaßen in ein System gebracht, so namentlich die Aegypter; in den römischen Calendarien wurden die bedeutungsvollen Tage, die sogenannten Loostage, ausdrücklich als „ägyptische", dies aegyptiaci, bezeichnet. Bei Hebräern und Griechen, insbesondere aber bei den alten Römern gehörte die Kenntniß der Glücks- und der Unglücks-Tage — dies fasti et nefasti — sowie die Beobachtung der für sie vorgeschriebenen Regeln zu den Uebungen des häuslich religiösen Cultus, es sind darüber zahlreiche Aufzeichnungen vorhanden. Da nach der Hochzeit die Geburt des Kindes als das wichtigste Ereigniß im Familienleben angesehen werden mußte, so knüpften sich daran die meisten Vorstellungen von Wunderbeziehungen. Diese Letzteren aber waren entweder begründet in der astrologischen Constellation, welche von den Chaldäern (Mathematici) gedeutet wurde, oder in den Auspicien, deren Erklärung dem Wahrsager (Haruspex) oblag. Der Vorbedeutungen gab es gar viele, und es war der Deutekunst der Augurn ein weiter Spielraum offen gelassen. Am geschätztesten waren die himmlischen Wahrzeichen (ex coelo); einem Kinde unter Donner und Blitz geboren, stand Großes bevor, was vielleicht in Verbindung zu bringen wäre mit dem uralten Volksmärchen, daß der Storch die Neugeborenen gebracht habe, der in der germanischen Mythologie Träger

des Blitzes ist. Vorwiegenden Werth legten sodann die Alten auf den Tag der Geburt. Die Tage öffentlicher und religiöser Feier, dies festi, galten schon den Römern als glückbringende, was bezüglich der bloßen Schwelgetage, dies uncti, wie Saturnalien, Floralien 2c. nicht der Fall war. Der Geburtstag stand überhaupt bei ihnen in hohem Ansehen, während die alten Griechen ihn nicht besonders achteten. Den Letzeren war der Tag der Weihe des Kindes, der fünfte nach dessen Geburt, der wichtigere, an dem das Reinigungsopfer vollzogen und das damit in die Gemeinschaft der Menschen eingeführte Wesen um den häuslichen Heerd herumgetragen, sonach unter die Familie eingereiht wurde. Die Römer weihten die Knaben am neunten, die Mädchen am achten Tage nach der Geburt und ertheilten ihnen dann die Namen. Auf deren Auswahl wurde besonderes Gewicht gelegt, denn „in nominibus esse fatum existimabant antiqui“.

Aus ihrer Urheimath haben wohl die germanischen Völker den Cultus des Tagesgestirns mitgebracht, der wie ein rother Faden die nordische Mythologie durchzieht. Die Sonne, Zuna oder Sunnâ, welche sie in dem strahlenden Gotte Freyr personificirten, galt ihnen als das Lebensprincip der Welt, als Ursprung der Befruchtung und Entwickelung alles Irdischen. Die ihr gewidmete bedeutungsvolle Verehrung, welche übrigens sämmtlichen arischen Stämmen gemeinsam war, zieht sich seit der grauesten Vorzeit durch alle Jahrhunderte bis auf unsere Tage und ist in zahlreichen, heute noch üblichen Gebräuchen und Bemerkungen deutlich nachweisbar. In der von den Magiern des Ostens ererbten Sterndeuterei steht unter den sieben regierenden Planeten die Sonne im ersten Range. Insbesondere hoch gewürdigt war ihr Einfluß auf die Menschengeburt: in der Sonnenstunde geborenen Kindern ward ein Vorzug eingeräumt gegenüber den unter anderen Himmelszeichen zur Welt gekommenen. „Welches kind, weiblin oder kneblin, geboren würt in der Sonnenstunden, es sey glich fru oder spat, das gehöret der Sonnen zu und gewinet schön Fleisch umd Blut, sein angesicht breit, sein farb hat dunckeln schein, als weiß und roht verbrannt, darbey soll er werden bekant, gehzornig, vnd bald will er sein zorn rechen vnd stechen wie die Natern, hoch vnd vbermütig, wol gestalt, seine augen geben lichten Schein (dies ist eine vielgebrauchte Phrase der Heldenlieder), dann sie seindt schön vnd klar, mit gar schwartz, gern krauß, hart und dick ist jhm sein Haar, sein augbrawen krauß vnd zusammengethan zwischen den augen vnd nasen, stark und wolgeschickt an alle seinem leib, vierschrötig, die finger vnd bein lang genug vnd zumasse“ — sagt das große Planetenbuch, das Orakel der späteren Hausväter-Literatur. „Musici, Poetae et Oratores fiunt canori, dulces et splendidi, quibus feliciter positi sunt Sol, Venus et Mercurius“, meint der römische Polyhistor. In ungünstigem Ansehen stand dagegen bezüglich seines Einflusses auf die Geburt der zweite Planet, der Mond, von dem in Joa. Coleri „Oeconomia ruralis et domestica“ (deutsche Ausgabe von 1572, Frankfurt a. M.) gesagt wird: „Die Kinder so zu Stunde gebohren werden, wenn der Mond voll

und new wird, die kommen selten zum hohen Alter, oder bleiben so ohne grosse und gefährliche Kranckheiten nicht, ob gleich bißweilen ihnen etliche beneficia stellae zu Hülff kommen. Und daran hat der Mond schuld, welcher die Feuchtigkeit in den jungen Kindern regieret, die dazumahl gebohren werden, denn er hat dazumal grosse Krafft und Wirckung".

Die Macht der Constellation, der Sonnenstunde, übertrug sich wahrscheinlich mit der Einführung des Christenthums auf den Tag der Sonne, dies solis, den Sonntag, obgleich der erste Wochentag auch schon bei den heidnischen Germanen der Sunnâ gewidmet war. Er ward der vornehmste, der Tag des Herrn, während die übrigen Wochentage anderen Beschützern geheiligt waren, so der Freitag dem Heiland, der Sonnabend der Jungfrau Maria, der Montag dem St. Joseph, der Donnerstag der heiligen Eucharistie, der Dienstag der Sta. Anna, der Mittwoch dem heil. Johannes, welche an die Stellen der entthronten nordischen Götter Freya, Saeter, Mâno, Thor, Tyr und Wodan gesetzt wurden. Die Glücksvorbedeutung des Sonntags kommt zunächst den Geburten zu gut, die auf ihn fallen, aus den Sonnenkindern werden Sonntagskinder. Allen christlichen Nationen ist der Glaube an deren besondere Begnadung gemeinsam, wenn gleich nur die germanischen auch den bezeichnenden Namen dafür besitzen. Bei den Franzosen heißt das „enfant qui est né le dimanche" schlichtweg „enfant coiffé", nämlich „mit der Glückshaube" geboren, nach der alten, allenthalten in der Welt verbreiteten, abergläubischen Annahme von dem hohen Werthe des Wahrzeichens, wenn das Kind bei der Geburt einen Theil der Eihaut oder des „Westerhäublein" auf dem Kopfe mit zu Tage brachte. Unter den slavischen Völkern wird das am Sonntag geborene Kind ausdrücklich „Glückskind" genannt (russisch: Stlaschtliwez). Zahlreiche andere superstitiose Meinungen und Gebräuche knüpfen sich an die bevorzugte Geltung der Sonntage; wenngleich auch die Wochentage ihre besondere Bedeutung für den Volksglauben haben, so ist diese doch niemals so verheißend und vollwichtig. So ist z. B. der Sonnabend — der nach heute noch nicht erloschener Tradition dem alten, heidnischen Herrgotte gehörte, nun aber dem Schutze der Heilandsmutter anbefohlen ist, den Geburten ganz ungünstig und fällt deren Prognostikon nur trübselig aus, wenngleich hier und da auch den Samstagkindern angedichtet wird, daß sie mehr sehen und hören, als die an den übrigen Tagen der Woche zur Welt gekommenen. Merkwürdigerweise ist aber in den alten Praktiken außer dem Sonntage überhaupt kein einziger Tag von vollkommen gutem Augurium, die schlechten Zeichen halten meistens den guten die Waage.

Allein Sonntag ist nicht immer Sonntag, mit anderen Worten: es ist ein großer Unterschied zwischen den einzelnen Sonntagen in Bezug auf ihre Bedeutung für der Menschen Geschicke. Von jeher wurde eine gewisse beschränkte Zahl von Fest-Zeiten und Tagen als besonders feierlich und einflußreich betrachtet. Es existiren darüber viele bestimmte Angaben; zusammengestellt erscheinen dieselben in dem wohl ziemlich seltenen Druckwerke. „De ominosis

diebus Dominicis“. — „Von Abergläubischen Sonntagen“ — (sic!) eine Inaugural-Dissertation, welche der Nürnberger J. C. Eberlin im Jahre 1690 zu Jena gehalten, aber erst 1730 daselbst zum Drucke befördert hat. Darin werden mit gelehrtem Aufwand als die bedeutungsvollsten hervorgehoben die Sonntage: Laetare, auch Tag der Brote, Rosensonntag und Todtensonntag genannt; Judica, Tag der Passion oder schwarzer Sonntag; Palmarum, oder Olivarum; Quasimodogeniti, der weiße Sonntag; endlich die Quatember- oder goldenen Sonntage. An diesen letzteren werden, nach der Meinung vieler Schriftgelehrten, einzig und allein die „güldene Sonnes-Kinder vel die güldene Sonntags-Kinder“ geboren, welchen es gegeben ist, alle jene Erscheinungen der Zwischenwelt zu sehen, deren Anblick den gewöhnlichen Sterblichen verhüllt ist („Liberos istos omnes Lemures, omnia Spectra, omnia Phantasmata et Ludibria Satanae videre, quae aliorum aliis diebus natorum oculos effugere alias dicuntur“). Nachweisbar sind erst im späten Mittelalter die Quatembersonntage zu dem Rang erhoben worden, den der erwähnte Gewährsmann ihnen bezüglich des Einflusses auf die Geburten der Menschenkinder beilegt, da die Einführung der vom Papste Calixtus I. festgesetzten vier Bußezeiten des Jahres sehr langsam von statten ging und erst unter Karl dem Großen einigermaßen Platz griff. Vordem war der Pfingstsonntag derjenige, welcher dem an demselben Geborenen das Recht verlieh, sich ein echtes und wirkliches Sonntagskind zu nennen, wie er denn auch heute noch, vorzugsweise unter den Deutschen der Ostmarken, dieses Prärogativ genießt, während bei den Slaven der Lichtmeßtag es ihm streitig macht. Anderwärts, so namentlich in Süddeutschland, herrscht der Glaube, die heilige Weihnachtszeit bewähre auch in dieser Hinsicht ihren bekannten Zauber: „Wer in der Weihnachtsnacht geboren ist, der sieht die himmlischen Geister und hat besondere Geisteskräfte Anderen voraus“, oder „wer unter der Frühpredigt des ersten Weihnachtstags geboren ist, kann Geister sehen“ meint die alte Bauern-Practica. Sanders erklärt im Deutschen Wörterbuch, Sonntagskind heiße das Christnachtskind: in der Christnacht geboren und nach dem Volksglauben zu größerem Glücke bestimmt, von hellerem Blick als andere Kinder. Er befindet sich im Irrthum wie Alle, die den vorgenannten Sonntagen oder Festzeiten höhere Bedeutung in dieser Richtung beilegen: Die echten und gerechten Sonntagskinder werden einzig am Dreikönigstage geboren.

Unter allen Legenden, mit welchen die Volkspoesie das Werden und Leben des Menschensohnes ausgestattet hat, ist keine so tief gewurzelt, keine so liebevoll ausgebaut und gehegt worden, als diejenige von den drei Königen aus Morgenland, die, dem Sterne folgend, gewallfahrtet kamen, um das Kind in der Krippe zu begrüßen. Sie waren „die Magi, welche Magi geboren sind“, meint Jacob Böhme, in ihren Personen einigten sich Heiligkeit, geheimnißvolle geistige Ueberlegenheit und weltliche Macht. Sie galten und gelten daher als ein Inbegriff übernatürlicher Kräfte, als „mächtige Beschützer, deren Namen schon hinreichend sind, um allerlei Unheil abzuwenden und böse Geister un-

schädlich zu machen". Unter dem Bauernvolke vieler Gegenden herrscht daher noch heutzutage der Gebrauch, diese Namen oder wenigstens deren Anfangsbuchstaben an die Thüren zu schreiben. In welcher Weise ihre Verehrung volksthümlich geworden ist, beweisen die ihnen gewidmeten Umzüge und Lieder, von welchen Letzteren selbst Goethe eines der Umdichtung werth gehalten und unter dem Titel „Epiphanias" seinen eigenen Poesien eingereiht hat. Wenn die kirchliche Adoration der Magi auch erst im sechsten Jahrhundert durch das vierte Concil (zu Orleans 541) angeordnet wurde, so war sie doch schon hundert Jahre früher allgemein üblich, und der „Dreikönigssegen", der in den Versen bestand:

Caspar fert Myrrham, Thus Melchior, Balthasar Aurum:
Haec tria qui secum portabit nomina Regum,
Solvitur a morbo, Christi pietate, caduco*)

bildete das ganze Mittelalter hindurch das bewährteste, begehrteste Amulet. Bei der allmäligen Verschmelzung der christlichen mit den heidnisch-germanischen Gebräuchen war es daher eine Sache der Consequenz, den Dreikönigstag an das Ende der zwölf Nächte zu stellen.

Das Fest der Wintersonnenwende war dem Sonnencultus entsprungen, die heiligste Feier oder hohe Zeit des altgermanischen Jahres. Während seiner drei Tage lang währenden Dauer, welche ursprünglich in die Mitte des Monats December fiel, kamen die Götter aus Walhalla hernieder, und ritten segenspendend durch die Länder. Die Menschheit schwelgte im Freudentaumel, wenn gute Zeichen die den Himmlischen gewidmeten Opfer begleiteten und ein glückliches Jahr verkündeten.

Das Julfest, wie diese Feierzeit nach der Sonnenwende genannt wurde, war mit seiner Bedeutung und seinen aufregenden Gebräuchen dermaßen tief in das altgermanische Volksleben eingewebt, daß es nur als ein Act hoher politischer Geschicklichkeit angesehen werden muß, wenn bekehrte Nordlandskönige im Verein mit den Christenaposteln es den Lehren der neuen frohen Botschaft zu verschmelzen trachteten und seine Abhaltung auf den angenommenen Geburtstag des Heilands verlegten, ohne daß es ihnen jedoch gelang, ihm den heidnischen Charakter abzustreifen. Und so ist denn auch von diesem ein gutes Theil dem Feste der Weihnacht, sammt dem Namen, bis auf den heutigen Tag geblieben. „Was Wunder", sagt L. v. Hörmann*) „wenn selbst das Landvolk des neunzehnten Jahrhunderts in seiner außerkirchlichen Weihnachtsfeier noch ein gutes Stück stockfinsteren Heidenthumes unbewußt bewahrt und mit bewunderungswürdiger Zähigkeit an den Resten der alten Gebräuche festhält. Noch immer umgiebt die Zeit der sogenannten ‚Zwölften' d. i. von Weihnachten bis Heiligen-Dreikönig, ein geheimnißvoller Nimbus, der in den sogenannten drei Rauchnächten

*) Caspar bringt Myrrhen, Melchior Weihrauch, Balthasar Gold: Wer die drei Namen dieser Könige bei sich trägt, der wird durch Christi Gnade von der fallenden Sucht befreit sein.

*) In einem Artikel über „Altgermanische Weihnachten" in der Wiener Abendpost.

am schärfsten hervortritt. Man glaubt die Geisterwelt den Sterblichen genähert, die ganze Natur von wunderbaren Kräften beseelt, die Zukunft erschlossen. Der „alte Gott“ rührt sich wieder und durchbraust im wilden Gejaid die Luft; da treiben die böse Perchtl und die gespenstige Stampa ihr Unwesen; der kinderschreckende Klaubauf, der schlimme Rupprecht, der behörnte Grampus, der Schimmelreiter, die Habergeis, und wie alle diese scheinbar wunderlichen Ausgeburten der Volksphantasie heißen, halten ihre nächtlichen Umzüge“. Wer aber würde unter diesen entwürdigenden Fratzen die entthronten Häupter der einst allmächtigen, nun gestürzten Götterwelt erkennen, wenn sie nicht zum Theil, wie z. B. der alte Name Rupprecht, — ahd. hruodperaht, der Ruhmglänzende — zum Theil ihre zum Spott gewordenen einstigen Machtinsignien verriethen? —

Der den drei Königen gewidmete Tag fällt auf den sechsten Januar, er bildet den Abschluß der „Zwölften“*) und wie in einem Focus sammeln sich in ihm noch einmal alle Strahlen der hohen Geisterzeit. In der ihm vorausgehenden Nacht beendeten die heidnischen Götter ihren Umzug, und zwar indem sie den geweihten Menschen sichtbar erschienen, allen voran die leuchtende Perahta, die Urmutter der Welt, die Trägerin des Lichtes und das belebende Princip der Natur, daher auch Göttin des Ackerbaus und der Häuslichkeit; ihr Name „Die Glänzende“ hat sich später in den der sagenhaften Königin Bertha umgewandelt, welche in ganz Westeuropa gekannt ist („Die Zeit ist hin, da Bertha spann“) — das Märchen nennt sie „Frau Holle“. Der Dreikönigstag, der in Mitteldeutschland auch Oberneujahr oder Großneujahr genannt wird, heißt gegenwärtig noch ihr zum Gedenken vielerorts „Perchtentag“. Die christliche Legende aber widmet ihn den Gotteserscheinungen oder Epiphanien, deren nicht weniger als drei an ihm zusammentreffen: der Stern der Magier, die Taufe des Heilands und das Wunder bei der Hochzeit zu Canaan. Leicht erklärlich ist daher, wie der Volksglaube gerade diesen zum bevorzugten Tage des Glücks im ganzen Jahre auserwählen konnte, ein Vorurtheil, an dem er in der Gegenwart so treulich festhält wie vor einem Jahrtausend. „Der Tag der Erscheinung Christi (6. Jänner) ist glückbringend für Alle, welche an einem Donnerstag oder Sonntag geboren sind, oder für Die, welche an diesem Tage Hochzeit machen“, meint der hundertjährige Kalender; wer an ihm badet, den verschont jede Krankheit; Segen bringt der Dreikönigswind, dem um Mitternacht Thüren und Fenster geöffnet werden, während gleichzeitig das ihm ausgesetzte Wasser sich in Wein verwandelt, so lange die zwölf Glockenschläge klingen. Vor Andern sind auf Epiphanias geborene Kinder die einzigen mit Recht so benannten Sonntagskinder, weil alle Heiligkeit und aller Zauber der Tages auf sie übergeht. Es ist dabei ein Unterschied der Stunden: die vornehmste ist diejenige des Mittags von 11 bis

*) Eigentlich den Folgetag, daher er auch in Flandern „Dertientag“ der „Dreizehnte“, am Niederrhein „Heilige Lichtnacht“ genannt wird, weil er aus dem Bereiche finsterer Gewalten wieder in das Licht des reinen Christenthums zurückführt.

12 Uhr, und das Kind wird um so begabter, wenn es während des Glockengeläutes zur Welt kommt; in etwas geringerem Range steht die Stunde nach Mitternacht und diejenige der Frühmette; die übrigen sind alle gleichwerthig. Der Glaube an die magische Einwirkung der Dreikönige auf die Geburt ist nicht nur in Deutschland und Oesterreich, sondern in ganz Westeuropa verbreitet, und zwar weit allgemeiner, als derjenige an die übrigen ominiösen Sonntage.

Auffallend ist, daß hier und da dem sechsten Januar auch Schlimmes nachgesagt wird. Wie bekannt, betrachteten die alten Römer die sechsten Tage der Monate überhaupt als Unglückstage — sub sextis semper Roma perdita fuit — und der huntertjährige Kalender bezeichnet als einen solchen ausdrücklich den sechsten Jänner. Vielleicht hängt dieser Widerspruch damit zusammen, daß man ihn auch von Alters her zuweilen den „Höllentag" genannt hat, welcher Namen jedoch keineswegs von der Stätte der Verdammten herkommt, sondern von dem Beinamen Holda (Helle, Holle) der Göttin Perchta, die auch wohl nur mittelst solcher Verschiebung das Epitheton „böse" erhalten konnte. Selbst nicht als sonderlicher Loostag ist der Perchtentag bekannt, nur wenige und geringfügige Bauernregeln knüpfen sich an ihn. Zu seinen Gunsten spricht dagegen, daß die Dreikönigszeit — Octavis trium regum — als die geeignetste Periode des „Umschlags", in der die Zahlungen geleistet werden, angesehen wurde; heute noch ist sie die „Woche der Contracte" in Rußland. In der Weltgeschichte hat dieser Tag eine hervorragende Bedeutung niemals gewonnen; 1810 wurde an ihm der Friede zwischen Frankreich und Schweden zu Paris abgeschlossen; das Datum der Aufhebung des Tugendbundes in Preußen vom Jahre 1816 ist das seinige; noch hierher zu stellen wären der Congreß zu Laibach 1821, der Sturm auf Missolunghi 1823; das ist so ziemlich alles Erwähnenswerthe. Nicht minder sind nur wenige hervorragende Menschen bekannt, die am Dreikönigstage geboren waren; Anselm von Ziegler (1653) ist Einer davon, aber daß er ein besonderes Glückskind gewesen, steht nirgends geschrieben. Ein Anderer, dessen Laufbahn allerdings vom Glücke höchlich begünstigt gewesen ist, war Peter von Jordan, geboren am 6. Januar 1751 zu Sellrain in Tyrol als das Kind ärmster Häusler. Früh verwaist, bis zum vierzehnten Jahre Hirtenbube ohne jeden Unterricht, entwickelte er, als wohlwollende Leute sich seiner annahmen, solche Fähigkeiten, daß er alsbald die allgemeinste Aufmerksamkeit erregte. Er widmete sich dem Studium der Medicin, vorzugsweise aber der Naturwissenschaften, deren Anwendung auf die Bodencultur er als einer der Ersten lehrte, ward von Joseph II. als Professor nach Wien berufen, stieg unter den Kaisern Leopold II. und Franz I. von Stufe zu Stufe und hat so Bedeutendes in Wissenschaft und Praxis geleistet, daß ihm die Geschichte das ehrenvolle Epitheton des „Oesterreichischen Thaer" beilegte. Er starb am 6. Juli 1827. (Der Dreikönigstag ist der Todestag Conrad von Heresbachs 1576, des ältesten deutschen Original-Schriftstellers über Landwirthschaft, und der Freundin Goethes, Charlotte von Stein, 1842.) Eine nennt Epiphanias ihren Geburtstag, welche durch

ihr wunderbares Leben den Ruf seiner Bedeutung in ein um so glänzenderes Licht bringt: es ist Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans. Bevor über diese Quintessenz aller Sonntagskinder einige Worte mit Bezug auf den Volksglauben gesprochen werden, wird es wohl angezeigt sein, zu constatiren, durch welche besondere Eigenschaften sich die Sonntagskinder überhaupt vor den übrigen Menschen abheben oder unterscheiden.

Der allgemeine Volksglaube weiß: Das Sonntagskind ist vor Anderen immer vom Glücke begünstigt, Krankheiten bleiben ihm fern oder haben ihm wenig an — besonders lassen die Blattern keine Spuren auf seiner Haut zurück (Niederrhein) — es entwickelt sich in Schönheit und Kraft — was es anfaßt, das gedeiht zu gutem Ende — in allen Spielen gewinnt es, weshalb es bei Lotterien zum Ziehen der Loose gesucht ist — es schließt gute Heirathen, gelangt zu Vermögen, Ansehn, Würden. Insbesondere aber steht es mit der überirdischen Welt im engsten Verkehr. Es sieht mehr, als andere Menschen, Geister und Gespenster sind ihm sichtbar, haben aber keine Macht über dasselbe, sondern müssen seinem Gebote weichen. Den auf schwarzem Bocke verwüstend durch die Saaten reitenden fränkischen Pilwizschneider*), der mit dem niederrheinischen Bocksreiter identisch ist — Beide sind verblaßte Erben des Altgermanengottes Thor — vermögen nur die Sonntagskinder während des Gebetläutens zu erblicken, dürfen aber Niemand seine Gestalt beschreiben, wenn sie nicht blind werden wollen, die ruhelosen Feuermänner, welche den bei Lebzeiten widerrechtlich versetzten Markstein umwandeln, können nur von ihnen durch die freiwillige Gabe eines Stückleins Brot erlöst werden, wie in Schlesien und Thüringen geglaubt wird; sie sehen die blauen Lichtlein über vergrabenen Schätzen tanzen und sind berufen, diese zu heben. In der heiligen Christnacht empfangen alle Thiere das Vermögen, mit menschlicher Zunge zu reden; hören und verstehen können ihre Sprache nur die Sonntagskinder; andere Menschen müssen sterben oder bekommen die Epilepsie, wenn sie den meist prophezeienden Thiergesprächen lauschen, wie die Landleute in Kärnten und auch anderwärts behaupten. Nur den Sonntagskindern, hier und da auch unschuldigen Kindern und Jungfrauen, gelingt das Auffinden der Himmelsringe, die der Regenbogen, dort, wo er aufsteht, zur Erde bringt. Himmelsringe nennt aber das Volk in Bayern und Schwaben kleine Goldmünzen keltischen Ursprungs, aus dünnem Blech und von concaver Form, die nicht gerade selten und als „Regenbogenschüsselchen", unter den Numismatikern als „Sperma Solis aut Iridis" bekannt sind. Sie bringen Glück in's Haus und dürfen nicht verkauft werden, nebenbei schreibt man ihnen heilbringende Eigenschaften zu. Ueberall ist unter dem Landvolk in Bayern die Ansicht verbreitet, daß diese Brakteaten vom Himmel niederregnen. In manchen Gegenden sind übrigens den Sonntagskindern die ihnen angedichteten Eigenschaften nicht unbedingt verliehen, sondern an gewisse Stunden und Zusammentreffungen geknüpft. Am Harz kann, nach Wuttke, wer Sonntags zwischen 11 und 12 Uhr

*) Das ist: Wandernder Weizen-Schneider, dieselbe Bildung, wie: Pilgram, Pilger.

Nachts geboren ist, an jedem Sonntag in derselben Stunde Geister sehen, jedoch nur in einer blühenden Fliederlaube, was, begreiflicherweise, dieses Vermögen sehr beschränkt; oder es müssen die Sonntags geborenen Kinder auch an einem Sonntage getauft sein, um einen Freipaß zum Verkehr mit der Zwischenwelt zu erlangen; oder es müssen während ihrer Geburt die Glocken läuten, Gewitter niedergehen u. s. w.

Eine Gabe ist den Sonntagskindern, vorzugsweise den an einem Sonntage während der zwölf Nächte geborenen, verliehen, um welche sie gemeiniglich weit weniger beneidet, als gefürchtet werden: es ist diejenige des Doppeltsehens oder des Vorgesichts, auch zweites Gesicht genannt (Seconde vue, second sight). Die unheimliche Ahnungsmacht, welche sich in dieser verbreiteten Strömung des Volksaberglaubens zur Geltung bringt, ist immer nur dort zu Hause, wo die Schrecknisse einer großartigen Natur wuchtig auf dem Menschengemüthe lasten; an der wildbrandenden See, auf den düsteren Hochmooren, in den einsamen Alpenthälern zwischen unnahbaren Schroffen und Fernern. In Schottland und Irland, in Wales, auf den Shetlandsinseln, in Norwegen, auf den schleswigschen Halligen und in den Alpenländern finden sich vorzugsweise die Seher, welchen die verhängnißvolle Gabe verliehen ist, zukünftige Ereignisse, meist trauriger Art, in gewissen Augenblicken deutlich in einem Bilde wahrzunehmen; aber auch anderwärts giebt es solcher „Schattenschauenden" oder „Vorwissenden" da und dort, wenn gleich seltener; Perty („Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur") hat zahlreiche Beispiele dieser Erscheinung aneinander gereiht. Sie tritt übrigens in zweifacher Richtung auf: entweder erblickt der Geistersichtige sich selber, also seinen Doppelgänger, in einer bestimmten Situation, welche in Beziehung zu der vorverkündigten Begebenheit steht, oder er sieht Andere, oft ihm gänzlich Unbekannte, meist jedoch Näherstehende, in bestimmten Stellungen und Umgebungen, welche die Deutung leicht machen. In den zahlreichsten Fällen handelt es sich um das Vorgesicht eines Todesfalles, oft auch mehrerer, etwa aller Ortsangehörigen, welche im Laufe des nächsten Jahres sterben sollen. Die mit dem zweiten Gesicht begabten Menschen sind gewöhnlich höchst unglückliche Creaturen, sie fürchten sich selber vor der ihnen zu Theil werdenden Offenbarung; von ihren Nachbarn mit abergläubischer Scheu betrachtet und so viel als möglich vermieden, werden sie verbittert, menschenscheu, tiefsinnig. Wie der Volksglaube meint, dürfen und können sie das Gesehene nicht verschweigen, wenn sie gleich wollten; es liegt wie eine beklemmende Last auf ihrem Herzen, die sie krank und elend macht, bis sie endlich dem Drange weichen und ihr entsetzliches Geheimniß an den Mann bringen; es bloß dem Geistlichen beichten, hilft ihnen nicht. Es ist auffallend, daß gewöhnlich nur männlichen Personen das Vorgesicht zu theil wird. Schreiber dieser Zeilen hat vor einigen Jahren in einem abgelegenen Thale des südlichen Tyrols einen sogenannten „Vorwiler", das ist Zeitvorausbestimmer, kennen gelernt. Es war ein sehr alter Mann, welcher ganz allein in einer halbverfallenen Holzhütte seitwärts vom Dorfe

hauste. Arm und ohne zu arbeiten, fristete er dennoch ganz gut sein Leben, denn die Ortsnachbarn, obgleich sie den Verkehr mit ihm mieden, ließen ihn doch an nichts Mangel leiden. Aber sie betraten seine Hütte nicht, wie einen Aussätzigen legten sie Lebensmittel und Anderes in einiger Entfernung von derselben auf ein zu diesem Zwecke vorgerichtetes Gerüste. Stumpf und dumpf saß der Alte tagesüber an der Sonne und stierte ohne jede Beschäftigung vor sich hin. Sehr schwer war er aus seiner Apathie zu reißen, nur ein Päckchen Tabak vermochte ihm den Mund zu öffnen. Seitdem er zur ersten Communion gegangen, war das „Vorwiling“ über ihn gekommen: während des Vespergeläutes erblickte er zuweilen, ohne jede äußere Veranlassung, Leichenzüge, welchen zahlreiche schwarzgekleidete Personen folgten, zeigten sich darunter Weißgekleidete, so mußten diese im darauf folgenden Jahre sterben. Niemals soll das Vorgesicht den Alten getäuscht haben. Da auf des Pfarrers Zureden die Leute nicht mehr auf seine Botschaft hören wollten, so verkündete er sie durch kunstlose Holzkreuze von verschiedener Größe, die er des Nachts auf die Thürschwellen legte. Der Alte wollte am „Neuen-Sonntage“ geboren sein, wie häufig der erste Sonntag nach Neujahr, oder auch der Dreikönigstag genannt wird.

Wie schon oben erwähnt, ist die Jungfrau von Orleans ein echtes Sonntagskind gewesen. Das außerordentliche Mädchen ward am Epiphaniastage 1412 als „eines Hirten niedere Tochter“ in „des Königs Flecken Dom-Remy“, im lothring'schen Antheile des Herzogthums Bar geboren. Der Tag ihrer Geburt ist erst in der neuesten Zeit urkundlich festgestellt worden; G. Görres in seinem merkwürdigen (im Handel längst vergriffenen) Buche, „Die Jungfrau von Orleans“ (Regensburg 1834) hat ihn noch nicht gekannt, er erwähnt nicht einmal das Geburtsjahr. Desto zuversichtlicher weiß er von den Erscheinungen der Engel und Heiligen zu berichten, welche die junge Johanna von Ark (wie er beharrlich schreibt, französ. Jeanne d'Arc, die neuere, wahrscheinlich richtigere Schreibart ist „Darc“) am Born unter dem Feenbaume heimsuchten.

Zuerst erschien dem Kinde in seines Vaters Garten der Erzengel Michael, um es auf seine Vocation vorzubereiten, dann folgten die Heiligen Katharina und Margaretha, welche die Jungfrau Beide mit ihren Armen umfangen hat und die ihr treue Beistände geblieben sind. Görres hat sich große Mühe gegeben, diese Erscheinungen in das Wunderlicht einer wirklichen göttlichen Emanation zu rücken und Alles von ihnen zu entfernen, was etwa auf Krankheit, Hallucination, Somnambulismus u. dgl. hätte deuten können, es ist schade, daß er von dem Geburtstage der Heldin nichts gewußt hat, sonst würde er sicherlich die Phänomenologie um ein interessantes Capitel bereichert haben. In Frankreich ist der „Jour des Rois“ von Alters her ein besonders gefeierter, mit glücklichen Vorbedeutungen ausgerüsteter gewesen. Wenige Familien im ganzen Lande wird es geben, die nicht an ihm den Bohnenkuchen auf den Tisch stellen, und den „Roi de la fève“ creiren, ein Spiel, das, wenn es gleich

unzweifelhaft von den die Gesellschaft nivellirenden Saturnalien der alten Römer abstammt, durch die Beziehung zu den Magiern einen christlichen Anstrich bekommen hat. Eigentlich fällt der Tag des Bohnenkönigthums auf den 5. Januar, „la veille des Rois“ einen hohen Loostag; er ist aber längst auf das gleich darnach folgende Fest verlegt worden. Kein Wunder, daß die Geburt in einer so viel berufenen, begnadeten Festzeit schon im Voraus einen Nimbus um das Mädchen von Dom-Remy gezogen haben muß. Andererseits darf auch die Behauptung Anspruch auf Geltung erheben, daß der Dreikönigstag in seinen Rang als Geschickeslenker erst eingetreten sei, nachdem er als Geburtstag der Jungfrau bekannt geworden, was wahrscheinlich im 15. und 16. Jahrhundert der Fall war, wenn auch später diese Kunde der Tradition verloren ging. Karl von Gebler dagegen spricht in seinem kritisch-historischen Essay über die Jungfrau von Orleans (vgl. Nord und Süd, Bd. XII, Heft 34, S. 95) folgenden, nicht minder berechtigten Zweifel aus: „Der Verdacht ist naheliegend, daß die Volksphantasie die bedeutungsvolle Nacht der Epiphanie als Geburtszeit der dem Volksglauben nach ja Gottgesandten hinzugedichtet hat“. — — —

In der deutschen Literatur geschieht der Sonntagskinder nur so nebenbei Erwähnung. Wieland läßt in den „Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva“ den Diener Pedrillo zum Helden sagen: „Sie sind vielleicht an einem Sonntag auf die Welt gekommen; denn man sagt, die Sonntagskinder könnten am hellen Mittage Geister sehen“ — und in den „Gespräche unter vier Augen“ den Geron: „Wie oft ist das Volk schon von Schatzgräbern und Sonntagskindern betrogen worden, die sich für große Adepten ausgaben und am Ende doch nur als Meister in der Kunst, einfältigen Leuten das Geld aus dem Beutel zu locken, befunden wurden“. — Goethe bezieht sich einmal auf die den Sonntagskindern häufig zugeschriebene Eigenschaft, daß sie anderen Menschen gleichsam in's Herz zu schauen vermöchten, wenn er in einer — abfälligen — Recension der Jägeridylle „Der Geburtstag“ (1803) erwähnt: „Man muß eine Art von Sonntagskind sein, um eine übrigens ganz wohlgebildete Menschengestalt durch eine von Warzen, Flecken, Borsten und Unrath entstellte Oberhaut durchzusehen“ — womit er andeuten will, daß der Inhalt des kleinen Epos zwar annehmbar, seine Verse aber ganz abscheulich“ seien. Mit den heiligen Drei Königen, „diesen frommen Erstgeborenen aus den Heiden“, hat sich der „große Heide“ bekanntlich wiederholt beschäftigt. — Wilhelm Hauff hat die Sage von der Geisterseherei der Sonntagskinder in dem Märchen „Das steinerne Herz“ (aus dem Cyclus „Das Wirthshaus im Spessart“) didaktisch-poetisch verwerthet. In einer Erzählung von Blumenhagen „Die Spartaner von Hannover“ ist gesagt, daß Sonntagskinder am Pfingstsonntage geboren sind, allen Spuk sehen und ein freundliches Schicksal erreichen. Derselben Meinung ist Gustav Freytag, der in der vierten Abtheilung der „Ahnen“ den Georg König sprechen läßt: „Ich bin ein Sonntagskind, Diesen kommt das Glück im Schlafe“ und dann später

erläutert, daß die Sonntagskinder am ersten Pfingsttage unterm Läuten der Mette zur Welt kämen. — In dem Memoiren-Romane „Der letzte Komödiant" erzählt Holtei, daß er den „bedeutenden Künstler" La Roche in Weimar (1828) dreimal auf der Bühne gesehen habe, im Schauspiel, im Lustspiel und in der unvergänglich lustigen Posse „Das neue Sonntagskind", worin er den versoffenen Hausmeister zum Küssen gespielt habe. Das rasende Lachen eines eleganten Herrn sei ihm aufgefallen; es war der junge August von Goethe. Dieses dramatische Product verdient einer ganz besonderen Erwähnung. Längst verschollen, hat es schwer gehalten, seiner habhaft zu werden; es glückte aber dennoch, und zwar durch die Güte desselben Altmeisters der Kunst, der von Holtei als trefflicher Darsteller gepriesen wird und der sich heute noch seines Auftretens in jener lustigen Rolle sehr wohl erinnert. Aus seiner Bibliothek stammt das dem Schreiber dieses vorliegende Heft in altmodischem Druck auf grauem Löschpapier, betitelt: „Das Neu-Sonntagskind*") nach dem Furchtsamen von weil. Philipp Hafner. Als Singspiel in zwey Aufzügen neu bearbeitet von Joachim Perinet. — Die Musik ist von Herrn Kapellmeister Wenzel Müller. — Aufgeführt im großen Schauspielhause zu Preßburg von der Jungischen Schauspielergesellschaft im Monat April 1794. — Preßburg bey Johann Michael Landerer edlen von Füskut, Buchdruckern und Buchhändlern. 1794". Das Sujet dieses possenhaften Singspiels dreht sich um die Gespensterfurcht eines am Neu-Sonntage geborenen Vaters und um die Streiche des von einem dreisten Bedienten secundirten Liebhabers der für einen albernen Gecken bestimmten Tochter. Es hat große Aehnlichkeit mit demjenigen des Beaumarchais'schen „Barbier de Séville", dem es offenbar nachgebildet ist bis auf die einzelnen Personen der Handlung herab. Nur ist die Wiener Posse viel naiver, so daß es sogar schwer hält, an ihre einstige Wirkung und das ihr ertheilte Lob zu glauben; heutzutage würde das Publikum sich dergleichen schwerlich gefallen lassen. Die Rollen geben freilich den Darstellenden Spielraum zur Entfaltung aller ihrer Gaben; was aber dem Stück hauptsächlich Eingang verschafft und es vier Decennien lang auf dem Repertoire erhalten hat, das war die „unwiderstehliche" Musik des genialen Böhmen Wenzel Müller, des Componisten des „Donauweibchen" und anderer, einst gefeierten, nunmehr längst vergessenen Opern und Singspiele. Und diese Musik ist es auch unstreitig, welche es bewirkte, daß die Literaturgeschichte einige Notiz von dem an und für sich anspruchslosen Producte nehmen muß. Denn verschiedene, gegenwärtig noch vielbeliebte, zum Gemeingute gewordene Volkslieder, deren Ursprung ziemlich unbekannt war, entstammen demselben; so vor allen das bekannte, namentlich in allen Commersbüchern florirende: „Wer niemals einen Rausch hat g'habt — das ist ein schlechter Mann" ꝛc. La Roche darf also in seine Lorbeerkränze auch getrost das Blättlein fügen, diesem Liede zur allgemeinsten Verbreitung geholfen zu haben. Ein

*) Nicht „Neue Sonntagskind", wie Holtei schrieb.

zweites, überall bekanntes ist die Romanze: „Es seufzt' einmal um Mitternacht — Ein eingesperrtes Kind" 2c., die namentlich in Süddeutschland viel gesungen wird. In Oesterreich ist die „Aria" „Z'wegen meiner" 2c. immer noch bekannt, besonders die Strophe „Z'wegen meiner, z'wegen unser, z'wegen Allen, z'wegen Dir" 2c. In den zwanziger Jahren sang man aus der Piece zu allen Guitarren: „Liebe machst Du denn nur Schmerzen?" — und „Lieber, kleiner Gott der Liebe — Lindre meine Herzenspein" 2c. Aber diese Arien sind nunmehr vergessen, wie beinahe auch das Instrument, daß sie einst begleitete und die — Ständchen, die damit gebracht wurden. Jedenfalls wird durch diese Citate manche Erinnerung geweckt worden sein. Und es ist durch sie hoffentlich zur Genüge dargethan, daß das „Sonntagskind" auch eine literarische Berechtigung habe. Das Singspiel schließt mit dem üblichen hausmeisterlichen Epilog a. c. b. h. p:

Ja, morgen haben wir die Ehr,
Das Stück zu wiederholen:
Das Haus wird hoffentlich nicht leer,
Wenn Sie nur kommen wollen.
Ja, ja, ich will es wagen,
Das Singspiel anzusagen.

Oder:

Wir freun uns sehr, wenn dieses Stück
Dem Publikum gefallen;
Der Dichter dankt und wünscht sich Glück,
Auch er empfiehlt sich Allen.
Wir Alle sind voll Freuden,
Wenn Sie uns mögen leiden — Da Capo!

Gedichte

von

Ernst Scherenberg.

— Elberfeld. —

Schwarzwaldstimmungen.

1. Mummelsee.

Wir trieben über den schlafenden See
— War's Träumen? War es Wachen? —
Die dunkeläugige Wasserfee
Stieg zu uns in den Nachen.

Sie tauchte die Hand im Nixenscherz
In die düster schweigenden Fluthen:
Da blitzt' es plötzlich allerwärts
Empor wie züngelnde Gluthen.

Ein Wellengekräusel lief über den See —
Doch war kein Hauch zu spüren;
Mir däucht', als hört' ich die Wasserfee
Geheime Zwiesprach führen.

Ich sah die funkelnden Tropfen sacht
Durch die Finger, die leuchtenden, gleiten,
Da ließ ich mich durch dämonische Macht
Zu gleichem Spiele verleiten.

Da langte mein Arm in die Tiefe geschwind,
Um die schimmernde Hand zu erhaschen —
Weh dir, du thörichtes Menschenkind,
Vom Elfenzauber zu naschen!

Denn als mich umrieselt die tückische Fluth,
Hab' ich Frösteln des Todes empfunden;
Zum Herzen drängte das stockende Blut —
Und die Nixe war traumhaft entschwunden.

Schlaff hing mein Arm — und sterbensmatt
Bin ich am Ufer gelandet;
Gebrochen war ich und lebenssatt
Wie der Schiffer, am Felsen gestrandet.

Nie wieder zum Ringen erstarket die Hand,
Die gehascht nach den Wundern der Tiefe —
Und nimmer erlischt der Sehnsucht Brand —
Wer drunten läg' und schliefe!

---

2. Allerheiligen.

Ich lag mit brennendem Auge
Und fand nicht Schlaf zur Nacht —
Mir hast Du, „Allerheiligen",
Die Ruhe nicht gebracht.

Ich hab' in wachem Traume
Ohn' Unterlaß gelauscht,
Wie durch die nächtige Stille
Von fern die Wasser gerauscht.

Und wieder glaubt' ich zu hören
Des Bergstroms tosenden Fall,
Der mir entgegen am Tage
Gedonnert seinen Schwall.

Ich sah das Branden und Schäumen
Des Sturzes siegende Kraft:
O Sinnbild urgewalt'ger
Entfesselter Leidenschaft!

Wem einmal durch die Seele
Ihr brausender Fall getost,
Der findet keinen Frieden,
Der findet keinen Trost.

Ihr Nachhall folgt ihm zitternd
Fortan durch Zeit und Raum,
Rauscht durch sein welkendes Leben
Und seinen letzten Traum.

Junges Grün umspielt mein Haupt —

Junges Grün umspielt mein Haupt,
Neuen Frühlings holdes Grüßen —
Welkes Laub, vom Herbst geraubt,
Rauscht und klagt zu meinen Füßen.

Auch auf meines Lebens Pfad
Kreuzt sich Werden und Verwehen:
Lähmend in die Frühlingsthat
Greift das Herbstlied vom Vergehen.

Gern vergäß' ich, was ich litt,
Neuem Lenzesgruß zu lauschen —
Doch mit jedem Wanderschritt
Weck' ich welker Blätter Rauschen.

Um Mitternacht.

Zur Stunde der Gespenster —
Wie bin ich einsam wach!
Der Thauwind streift an's Fenster,
Es rieselt leis' vom Dach.

Geliebte Schatten nicken,
Umschweben mich und nahn;
Mit längst erloschnen Blicken
Sehn sie mich fragend an.

Aus längst verstummtem Munde
Grüßt sanfter Liebeshauch,
Weckt längst verklungne Kunde
In tiefster Seele auch.

Da schmilzt die starre Rinde,
In der das Herz geklopft,
Von feuchten Wimpern linde
Verschwieg'ne Thräne tropft.

Zur Stunde der Gespenster —
Wie bin ich einsam wach!
Der Thauwind streift an's Fenster,
Es rieselt leis' vom Dach.

Schließe, schließe die Augen.

Nimmer zu durstig den blendenden Strahl
Darfst mit den Blicken du saugen!
Kürze die Wonne — kürze die Qual:
Schließe, schließe die Augen!

Netzt sie des Glückes berauschender Thau,
Netzen sie schmerzende Laugen,
Sammle dir Kraft in verschwiegener Schau:
Schließe, schließe die Augen!

Und wenn erloschen das innere Licht,
Nimmer zum Sehen sie taugen —
Fürchte das Dunkel, das ewige, nicht:
Schließe, schließe die Augen!

Erziehung und Geschichte.

Ein Vortrag

von

M. Lazarus.

— Berlin. —

Erziehung und Geschichte sind beide vieldeutige Worte. Nimmt man sie aber auch in der engsten und eigentlichen Bedeutung, so bezeichnen sie immer noch weitschichtige Begriffe mit reichem, vielverzweigten Inhalt. Wenn ich nun Ihre geneigte Aufmerksamkeit für die Frage erbitte, welche Beziehungen zwischen Beiden stattfinden, so kann, nach der Natur eines solchen stündigen Vortrags, meine Absicht nur dahin gehen, aus der großen und weiten Aufgabe, welche sie einschließt, einige wesentliche Gesichtspunkte hervorzuheben; und auch in dieser Beschränkung will ich nur Ihre eigenen Gedanken, was Sie Alle mehr oder weniger nur vereinzelt, zufällig, zerstreut darüber gedacht haben, um die Frage ordnen und gruppiren und allenfalls hie und da eine Anregung zu neuem Nachdenken hinzufügen.

Bei Geschichte in Verbindung mit Erziehung denkt man leicht an Geschichtskenntniß, an Geschichtswissenschaft; ich will von derselben nicht handeln. Doch will ich auch nicht ganz stillschweigend daran vorübergehen, weil ich der Hoffnung Ausdruck geben möchte, daß man bald dazu kommen wird, sich die Frage vorzulegen, ob wir denn mit der Art des Vortrages der Geschichte im Dienste der Erziehung, d. h. also beim Unterricht nicht allmälig etwas in die Irre gekommen sind; die Frage würde in Bezug auf diesen und noch mancherlei Unterrichtsgegenstände etwa im folgenden Sinne zu stellen sein. Allmälig ist zu den Unterrichtsgegenständen einer nach dem andern gekommen, unsere Schule ist daran reicher und reicher geworden. Aber wie sie einzeln hinzugekommen, sind sie Alle in dieselbe Methode eingefügt worden; eine gewisse Gleichmäßigkeit findet namentlich in dem Punkte statt, daß wir alles Wissen, das in der Schule erworben werden soll, als examinirbares Wissen betrachten. Die

Sache scheint auch so einfach und so selbstverständlich: was gelehrt wird, soll gelernt werden; was gelernt ist, soll man wissen; man muß also die Schüler prüfen, ob das Wissen vorhanden ist. Ich hoffe, sage ich, daß die Zeit bald kommen wird, daß man sich noch einmal gründlich die Frage vorlegen wird, ob nicht ein beträchtlicher Unterschied in den verschiedenen Fächern des Wissens in dieser Beziehung stattfinden muß und ob, wenn ein Examen nothwendig ist, wenn also examinirbares Wissen erzielt werden soll, das nicht sehr wesentlich eingeschränkt werden muß, um den wahrhaften Zweck der Geschichtskunde zu erreichen. Ich glaube keine bessere Darstellung dessen, was die Geschichte dem Kinde soll, geben zu können, als Luther sie gegeben hat. In seiner Schrift „An die Bürgermeister und Ratsherren allerlei Städte in Deutschen Landen" vom Jahre 1524 heißt es: „Wo man die Kinder aber lehrete und zöge in Schulen oder sonst, da gelehrte und züchtige Meister und Meisterinnen wären, die da Sprachen und andere Künste und Historien lehreten, da würden sie hören die Geschichten und Sprüche aller Welt, wie es dieser Stadt, diesem Reich, diesem Fürsten, diesem Mann, diesem Weibe gangen wäre, und könnten also in kurzer Zeit gleichsam der ganzen Welt von Anbeginn Wesen, Leben, Rath und Anschläge, Gelingen und Ungelingen vor sich fassen, wie in einem Spiegel, daraus sie denn ihren Sinn schicken und sich der Welt Lauf richten könnten mit Gottesfurcht, darzu witzig und klug werden aus denselben Historien, was zu suchen und zu meiden wäre in diesem äußerlichen Leben und anderen auch danach rathen und regieren."

Speciell in Bezug auf den inneren Zweck der vaterländischen Geschichte erinnere ich an den schönen Wahn der alten Griechen: „Die Marathon-Kämpfer glaubten, Theseus aus der Unterwelt steigen, die Heroen Marathon und Echetlos in ihren Reihen kämpfen zu sehen. Bei Salamis waren die eleusinischen Gottheiten und die Aeakiden hilfreich". (Ernst Curtius, Griech. Geschichte.)

Ja sie kämpfen wirklich mit, die Heroen früherer Zeiten, wenn sie in lebendiger Erinnerung vor der Seele stehen. Nicht mit leiblichen Augen aber doch im Geiste gesehen, wird ihr Begeisterung schaffendes Vorbild zu einer Quelle der Kraft und Energie im Herzen der Enkel.

Zu solcher Wirkung der Geschichtskenntniß genügt aber das Kennen und Wiederholen von Zahlen und Namen nicht, sondern erst das innere Schauen von Helden, Ereignissen, Schöpfungen.

Man wird der Namen und Zahlen nicht ganz entrathen können; aber nur der Rahmen, das Gerippe soll aus abfragbarem Wissen bestehen. Dies soll man didaktisch genau unterscheiden von dem eigentlichen vollen Leben der Geschichte; dieses nämlich soll auch gelehrt, aber es soll nicht vom Schüler „gelernt" werden; sie soll wie in den „Spiegel" der Seele gefaßt, aber nicht wie in eine Tabelle verwandelt werden. Selbst für das Gedächtniß aber, für die Leichtigkeit und Sicherheit der Wiedererinnerung ist es bei allem, was von der Phantasie ergriffen werden kann (und soll) von Vortheil, wenn man es nicht als examinirbares Wissen fordert. Warum wird der Verlauf

der Handlung in Novellen, Romanen und Dramen so viel leichter und sicherer behalten, als der Gang der Geschichte? unter den mancherlei Ursachen, welche zusammenwirken, ist eine der wichtigsten, daß eine auf's Examen berechnete, also dem eigentlichen Zweck des Inhalts ganz fremde Einprägung nicht gefordert wird, und daß eben deshalb auch die lebendigen Vorgänge nicht in ein Scelett mechanisch gefaßter Daten zerlegt werden müssen. —

Ich habe eben auf Wandelungen hingedeutet, welche das Erziehungswesen erfahren soll, und welche es erfahren hat, zunächst durch allmälige Hinzufügung von neuen Unterrichtszweigen. Ueber das Verhältniß von Erziehung und Geschichte könnte man also auch in dem Sinne reden, daß nämlich die Erziehung selbst ja ihre Geschichte hat; sie ist für alle Erkenntniß innerhalb der Pädagogik außerordentlich wichtig, — ich meine nicht blos Geschichte der Pädagogik, d. h. also der Erziehungswissenschaft, sondern Geschichte der wirklich bei den verschiedenen Völkern im Ablauf der Zeiten stattgehabten Erziehungen. Die Erziehung bildet selbst einen Theil der Geschichte weil einen Theil des Culturlebens. Vergleicht man das öffentliche Leben der Nation mit dem Privatleben der Familie, so wird der Antheil, welchen die Erziehung der Kinder daran hat, dort bei weitem nicht so groß erscheinen, wie hier; aber immerhin groß genug, um die Individualität des Volkes und der Zeit durch dieselben wesentlich zu charakterisiren. Zugleich wird man dabei auf Fragen über die Culturentwickelung geführt, welche viel und fruchtbar zu denken geben. Ich hebe nur die eine heraus: wie geht es zu, daß die Menschheit so langsam fortschreitet? Sie schreitet langsam fort, weil die Erziehung nicht schnell besser wird. Wie geht es zu, daß die Erziehung so langsam besser wird, und daß die vorleuchtenden Geister ihre Gedanken oft um Jahrhunderte früher verkündet haben, ehe sie zur praktischen Uebung gelangen? Schon Kant scheint bemerkt zu haben, daß die pädagogischen Reformationen wie Revolutionen in die Welt kommen; sie theilen denn auch das Schicksal derselben; die großen, zu Anfang mächtig ergreifenden und weite Kreise aufregenden Gedanken ermatten doch bald in ihrer Einwirkung auf die Praxis. Wer sich die Geschichte des großen Wendepunkts der Pädagogik im vorigen Jahrhundert genauer ansieht, der wird finden, daß die neuen Principien, die neuen Bildungsideale, die neue Ansicht vom Culturmenschen und seinem Verhältniß zur natürlichen Entwickelung, daß die Gedanken Rousseaus und Lessings, Schillers, Herders und Goethes, die Pläne Basedows und Pestalozzis zunächst viel mehr auf die Erwachsenen für ihre eigene Bildung, als auf die dauernde Umgestaltung der Erziehung der Kinder gewirkt haben.

Ich hebe nur zwei Gründe hervor. Einmal wird sehr selten mit der Schöpfung neuer Bildungsideale, mit der Stellung neuer Forderungen zugleich die Kunst der Ausführung gefunden; ja selbst zwischen den vollkommen treffenden und sachgemäßen, durch viel spätere Realisation bewährten reformatorischen Ideen der Erziehung und der eigentlichen Technik ihrer Hineinbildung in Lehren und Zucht des Hauses und der Schule zeigt sich oft ein

Abstand, ja ein eigentlicher Gegensatz, welcher einen wahrhaft tragischen Eindruck macht. Rousseau und Pestalozzi sind redende Zeugnisse oder Opfer dieser retardirenden Tragik.

Sodann aber ist es der natürliche Widerstand des Alten gegen das Neue. Schulleute und Behörden gerathen immer in Harnisch, wenn man ihre Einrichtungen oder ihre Methoden kritisirt, und sie haben die erwachsene, d. h. die nach alter Methode erzogene Welt so natürlich auf ihrer Seite. Mit sich selbst als den Erzeugnissen der früheren Erziehung und eben so mit ihrem Wirken auf die Zöglinge durchaus zufrieden, wehren sie natürlich die Kritik der Methode zugleich als Kritik ihrer Person und ihrer Wirksamkeit ab. Schon Melanchthon, der gemeinschaftlich mit Luther die pädagogischen Reformen anstrebte, sagte in seiner Antrittsrede in Wittenberg: „Die alten Lehrmeister lästern die neue Weise". Es ist naturgemäß, die alten Lehrmeister sind für die alte Weise. Es ist genau dasselbe, wie Sie es oft auch in der Familie hören können. Fragt man eine Frau: „Wie hältst Du es denn erzieherisch mit Deinem Kinde in diesem Alter in Bezug auf dies und das?" Da antwortet sie uns wohl: „Ich mache es so; denn meine Mutter hat es auch so gemacht". Zu diesem Obersatz gehört der Untersatz: „Nun aber bin ich eine ganz ausgezeichnete Frau geworden, folglich werde ich es wieder so machen mit meinem Kinde". Vielleicht hätte man zuweilen Gelegenheit, auf den einfachen veränderten Schluß hinzuweisen: „Deine Mutter hat es so gemacht, folglich muß man es anders machen".

Das Allerschlimmste nun ist das gute Gewissen, namentlich der Lehrmeister. Denn in der That, wie oft findet man nicht unter ihnen Männer, die nun vierzig, fünfzig Jahre ihres Lebens treu ihres Amtes gewaltet, mit aller Hingebung daran gearbeitet haben, die Anforderung, die ihnen gestellt war, zu erfüllen! Der Fehler liegt ja oft in der That in der Anforderung, welche gestellt wird; und deshalb, meine ich, muß man fort und fort in der Geschichte der Pädagogik suchen, um sich zu orientiren über die nothwendigen, neuen Anforderungen. Große Fortschritte in der Erziehung bleiben deshalb immer davon abhängig, ob die gewaltigen Geister, sei es des Gedankens, sich des Regiments derselben annehmen und ob sie die Macht und die Fähigkeit besitzen, die pädagogischen Entdeckungen gleichsam mit Gewalt in's Leben zu übertragen.

Also nicht von Geschichtskenntniß, und auch nicht von Geschichte der Erziehung, sondern von eigentlicher Geschichte, als der Geschichte der Menschheit, der Nationen, also Geschichte dessen, was die Erwachsenen erleben, ihrer Handlungen, ihrer Schöpfungen, ihrer Erfindungen, von dieser im Verhältniß zur Erziehung wollte ich reden. Man hat längst auch diese selbst in einem bildlichen Sinne als Erziehung gefaßt. Seit Lessing wird Niemand, der sich die Frage vorlegt, ob es denn in dem ganzen Ablauf der Geschichte der Menschheit irgend einen Plan, ob es irgend einen sichtbaren Zweck darin giebt, um den Gedanken herumkommen, die Geschichte als eine Art von Erziehung anzusehen.

Wenn wir in früheren Epochen niedrigere Stufen der Cultur, in späteren höhere finden, wenn die äußeren Werkzeuge und die inneren Organe derselben sich entwickeln, dann liegt es ja nahe genug, sich vorzustellen, die früheren Epochen seien eben bloße Vorstufen, durch welche hindurch man zu den höheren gelangt; und es knüpft sich auch daran eine Art von Erkenntniß oder mindestens von Hoffnung, welcher man gern nachgeht, daß sich die Menschheit allmälig von Stufe zu Stufe so erhebt, wie der einzelne, der von einer Klasse zur andern empor steigt, immer reicher wird in Bezug auf den Schatz seines Geistes, immer fähiger in Bezug auf die Uebung der Kräfte, immer geschickter zu allerlei Erfindungen und Schöpfungen. Dieser Gedanke hat allerdings auf der andern Seite auch seine Schattenseiten, er bietet keine lückenlose Befriedigung. Denn wie sollten vergangene Zeiten und untergegangene Völker gleichsam als die Sextaner und Quintaner der Geschichte angesehen werden? Bei dem Einzelnen begreifen wir wohl, daß er die Stufen überschreiten muß, damit er zur Höhe kommt. Aber sollten ganze Völker oder ganze Epochen desselben Volkes ihr Leid getragen und ihre Arbeit gethan haben, bloß damit künftig andere Generationen die Höhe ersteigen? Sollten sie als das bloße Mittel gelten zu einem Zweck, der niemals von und in ihnen selbst erfüllt wird? Und wenn der Fortschritt der Menschen, wie stark er auch sei, zu einem absoluten Ziel auf denkbare Weise überhaupt nicht kommt, dann würden alle Völker und alle Zeiten immer wiederum das Mittel sein für ein nie zu erreichendes Ziel. Dann würde der durch die Vorstellung der Erziehung in der Geschichte vermeintlich gefundene Zweck gerade verschwinden und niemals als ein positiver, in sich selbst gegründeter, in die Erscheinung treten. Ich will den Gedanken nicht weiter verfolgen, darf ich es doch an dieser Andeutung um so mehr genügen lassen, als Lotze in seiner feinen und tiefen Weise beiden Seiten des Gedankens (in seinem Mikrokosmus) eine classische Ausführung gegeben hat.

Hinzufügen will ich meinerseits nur zweierlei. Einmal dürfen wir überhaupt alles Menschliche nicht allzu straff in die beiden entgegengesetzten Kategorien von Mittel und Zweck spannen, wie man so leicht es zu thun geneigt ist. Vieles in unserem Leben sinkt sofort in seinem wahren Werthe, wir über- und unterschätzen Vieles gegen die Wahrheit, wenn wir immer nur dieses Verhältniß zu einander vor Augen haben. Es klingt ja natürlich, daß wir das Kind und seine Kinder-Jahre wie ein Mittel ansehen, weil sie eine Vorbereitung sind für die Zeit, die dann der erwachsene Mensch leben wird. Natürlich aber unzulänglich. Ich rede nicht von jenem trüben Gedanken, der uns dann antritt, wenn wir so viele von den Blüthen, ehe sie zu reifen Früchten gewandelt sind, fallen sehen. Aber auch die Kinder, die aufblühen und reif werden, sie sind während der Zeit, daß sie aufblühen, nicht bloßes Mittel für spätere Zeit. In zwiefachem Sinne erscheinen sie uns unmittelbar als Zweck, als Zweck der oft vielleicht höher ist als derjenige, der künftig einmal von den Erwachsenen erfüllt werden soll. Wer von uns hätte nicht schon dem Gedanken

zugestimmt, daß die Jugend die eigentlich goldene Zeit des Lebens ist? Auch mit Recht; denn wenn Genuß und Befriedigung auf der einen Seite, Unschuld und Reinheit auf der andern zu den höchsten Zwecken des Lebens gehören, hier werden sie sofort erfüllt? Wenn man auch diesen Gedanken meist übertreibt, so bleibt doch wahr, daß nicht bloß die Kinder die glücklichsten Jahre verleben, sondern daß die Erwachsenen, Eltern und Angehörige vielleicht die glücklichsten Stunden ihres Daseins im Anschauen der Kinder, in der Sorge für sie zubringen.

Dies wäre unerklärlich oder ungerechtfertigt, wenn nicht aus dem Leben der Kinder die edelsten Keime des Menschenthums in jeder Generation von Neuem hervorsprössen; auf Seiten der Kinder: die reine Daseinsfreude ohne Kampf und Ziel, und der Segen des Wachsthums der Kräfte wie des Inhaltes der Cultur; auf Seiten der Eltern: der Anblick von alledem, und gleichsam das Mitleben der Kindheit; dazu die selbstlose Hingebung und Sorge für ein Anderes; die Freude am Werden; noch mehr die Freudigkeit im Schaffen und Bilden des jugendlichen Geistes und Gemüthes. In jedem Menschenkinde wiederholt sich die Werdekraft und die Schöpfungslust des Menschengeschlechts. Und wenn die gesammte Geschichte als eine zweckvolle nicht zu fassen ist, ohne daß man außer dem Ziel auch den Weg, außer dem Gut auch den Erwerb, außer dem Werk auch das Wirken als den Zweck des Daseins auffaßt, dann erscheint eben die Jugend, die Zeit der Erziehung als das beste Symbol und Gleichniß des Geschichtszweckes, wie es die ursprünglichste Form menschlichen Werthes ist. Das Ringen nach Wahrheit und nicht ihr Besitz ist des Menschen bestes Theil; so ist auch Lernen das menschenwürdigste Geschäft, und Wissen nur sein höchster Gewinn; ja weitaus bei den meisten Kenntnissen, die wir erwerben, ist die Thätigkeit im Erwerben selbst höheren Werthes als der Besitz.

Und dann noch das zweite: das Gleichniß mit der Erziehung reicht nicht ganz. Wenn wir nach demselben auch geneigt sind, vergangene Zeiten und Völker nach Sexta zu versetzen, uns aber, — nun, ich will nicht sagen nach Prima, aber doch — in irgend eine höhere Klasse, dann dürfen wir nicht vergessen: jene vergangenen Zeiten und Völker sind zugleich die Lehrmeister für uns gewesen. Sie sind nicht bloß eine Durchgangsstufe, welche überschritten werden mußte, sondern sie sind auch die Keimkraft, aus welcher das erwachsen ist, was etwa in uns reift und lebt; und sie sind je originaler in ihrem Schaffen, eben so, vielleicht eben deshalb auch tiefer in ihrem Wesen.

Sehen wir nun aber von jedem metaphorischen Sinne des Wortes ab und verstehen unter Geschichte überhaupt das Leben der Erwachsenen und unter Erziehung Alles, was überhaupt zu Gunsten der Entwickelung der jüngeren Generation, geschieht, so wird man auch dann sagen müssen: alle Geschichte ist wirkliche Erziehung. Durch das, was die Erwachsenen erleben, durch ihre Handlungen, ihre Schöpfungen und Leistungen, durch die Institutionen und Gesetze, welche sie schaffen, auch durch ihre Schick-

sale werden sie ja die Lehrmeister der folgenden Geschlechter. Alle Geschichte also, vollzogen und geleistet von der einen Generation, ist zugleich Act und Mittel der Erziehung für die folgende. Denn Thaten unterrichten; sie unterrichten noch mehr als Worte, weil sie mehr als Worte Gedanken sind, lebendige Gedanken.

Die Geschichte ist nun aber nicht Veranstaltung zur Erziehung oder zur Ausbildung des nachfolgenden Geschlechts; ihre Thaten und Handlungen werden um anderer, unmittelbarer Zwecke willen vollbracht und der erzieherische Einfluß, den sie üben, erscheint als ungesuchter Gewinn. Gewinn oder auch Verlust; die Geschichte übt oft genug eine schlechte Erziehung. Sitte erzeugt Sittlichkeit, aber auch Unsitte Unsittlichkeit. Heldenthum erzeugt Begeisterung, aber Schlaffheit und Verrath erzeugt Verwirrung auch in den Gemüthern. Der Sinn der Heroen ist nicht auf pädagogische Leistung gerichtet; aber ihr Gedächtniß ist die wahre Quelle idealer Gesinnungen. Aus Thaten und Ereignissen wie die des dreißigjährigen Krieges, der Inquisition, der Protestantenverfolgung in Frankreich ergeben sich Verhärtungen und Verwilderungen des Gewissens auch der nachwachsenden Jugend. Es wäre sehr der Mühe werth, sich die Geschichte der Völker genau nicht sowohl auf den moralischen Werth als auf diesen ungesuchten, aber nothwendigen pädagogischen Erfolg anzusehen.

Nun aber wollen wir auch von dieser zwar energischen, immerhin aber doch uneigentlichen, weil ungewollten Erziehungsweise absehen und endlich von der eigentlichen und absichtlichen Kindererziehung, von Schul- und Hauserziehung und deren Verhältniß zur Geschichte reden. Beide stehen in der innigsten Beziehung zu einander, in einer viel innigeren, als man auf den ersten Blick meint.

Jedes Volk hat zu jeder gegebenen Zeit irgend ein Lebensideal. In allen Bestrebungen, in allen Anstrengungen ist ein Ziel, das den Menschen vor Augen schwebt, das erreicht werden soll. Dieses Ziel kennzeichnet sich vorzugsweise auf der einen Seite durch die politischen Bestrebungen und auf der andern Seite durch die Erziehungseinrichtungen. Die politischen Bestrebungen schaffen die allgemeinen öffentlichen, gesetzlichen Zustände für Alles das, was im Leben verwirklicht werden soll; die Erziehungseinrichtungen sind Vorbereitungen, um den Menschen für dieses Ideal reif zu machen. Politische Actionen und Lebensformen auf der einen Seite und pädagogische Principien auf der anderen wachsen aus der gemeinsamen Wurzel empor; mit anderen Worten: politische Ideale und Bildungsideale gehen immer neben einander her, denn sie kommen aus einem Kern, aus dem Lebensideal überhaupt. Auch darin sind Beide einander gleich, daß hier wie dort irgend ein Zug lange Zeit hindurch als bloßer Keim und Trieb existiren kann. Ein politisches oder Erziehungsideal kann durch Generationen sich hinziehen, ehe es zu seiner Wirklichkeit kommt; dies muß man in Rechnung bringen, wenn man die Geschichte in ihrem Verhältniß zur Erziehung genau abgrenzen will. Es wäre sehr fruchtbar auf solche Weise nicht bloß die Geschichte der verschiedenen Völker, sondern speciell auch die Geschichte Deutschlands bis zur

Gründung des Reiches, bis zur Erfüllung dieses politischen Ideales zu prüfen. Unstreitig macht sich die ganze Art der Lebensauffassung, der Zwecke und der Werthe des Lebens in der Weise der Erziehung geltend. Aber die Geschichte zeigt uns sehr interessante Widerspiele. In diesem Volke finden wir, daß die Familien die Sorge für die Erziehung und namentlich die Gestaltung derselben ganz dem Staate überlassen; in jenem stellt es der Staat ganz oder fast ganz den Familien anheim, für die Bildung ihrer Kinder zu sorgen. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Bildungsideale von den Lebensidealen abhängig sind; jene aber haben den Vorzug, daß bei ihnen leichter das deutliche Bewußtsein ihres Inhaltes eintritt, weil sie das Verhältniß von Zweck und Mittel zu erkennen dringender erheischen. Die Väter wissen besser, zu welchem Ende sie ihre Kinder in diese oder jene Schule schicken, als zu welchem letzten Zwecke sie ihre Geschäfte betreiben. Vollständig klares, an's Ziel dringendes Bewußtsein ist freilich dort wie hier eine Seltenheit. Die Theilzwecke, die unmittelbaren Erfolge halten den Sinn der Menschen gefangen bei ihrem eigenen Thun und bei der Bildungssorge für die Kinder. Der Knabe soll ein guter Schüler sein, ein gutes Examen machen, ein gutes Zeugniß bringen; welcher letzte Zweck dadurch — und namentlich wie er erreicht wird: dafür fehlt es oft an der nachhaltigen Ueberlegung. Auch die Schule, auch der Staat richten ihr Bestreben oft nur dahin, die besten Schüler zu bilden; ob diese eben deshalb auch die besten Bürger sein werden? Das Ideal eines Schülers und das Ideal eines Mannes können sehr incongruent sein.

Eine historische Durchführung dieser Gedanken liegt uns hier natürlich fern; aber hindeuten will ich nur darauf, wie in jener großen Scheide zwischen dem Mittelalter und der neuen Zeit die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Lebensformen auf der einen Seite, und der Erziehungseinrichtungen auf der andern sich documentiren. Im Mittelalter Hierarchie, Feudalsystem und Zunftwesen mit einander zusammenhängend, und ihnen entspricht eine clericale, dürftige, auf die kleinste Zahl der Volksmasse beschränkte Erziehung. Es will wenig sagen, wenn wir einige Klöster und Klosterschulen von gelehrtem Eifer beseelt finden; sie sind Oasen in der weiten Wüste der Unwissenheit. Man stelle St. Gallen als eine Stätte edler Bildung so hoch wie man wolle, neben unsere Gymnasien darf man sie in der Vergleichung der Zeiten deshalb nicht stellen, weil es heute in deutschen Landen statt eines St. Gallen immer Hunderte von Gymnasien giebt.

In der modernen Zeit dagegen kommt ganz allgemein der Individualismus zur Geltung; ein neues Cultursystem, gegründet auf die Bedeutung des Individuums, auf die Bildung und die Selbstverantwortung jedes Einzelnen. Man kann über die Kirchenreformation denken, wie man wolle, der Eine mag ihre Bedeutung in diesem, der Andere in jenem Punkte finden; keiner wird so unbestritten sein in Bezug auf die Nachwirkungen und Ausstrahlungen nach allen Lebensgebieten hin, als der eine, daß durch die Reformation das allgemeine Priesterthum zum Grundsatz erhoben

wurde im Gegensatz zur Hierarchie. Und nun sehen wir, wie sich stufenweise langsam — ich habe schon gesagt, in Erziehungsdingen geht es immer langsam, das Leben der Völker ist überhaupt ein langsames — da kommt nach einander zum allgemeinen Priesterthum auf dem Gebiete der Religion die allgemeine Schulpflicht und dann die allgemeine Wehrpflicht und dann das allgemeine Stimmrecht. Das hängt Alles auf's Innigste mit einander zusammen. Längst hat man die Thatsache verstanden, daß sowohl bei den verschiedenen Völkern eine verschiedene Wehrverfassung stattgefunden hat, als auch zuweilen bei demselben Volke die Wehrverfassung sich geändert, daß aber jedes Mal die Geschichte dieses Volkes oder dieser Zeit mit der Wehrverfassung und ihrer Aenderung auf's Innigste zusammenhängt. Dasselbe könnte man mit noch größerem Rechte von der Lehrverfassung sagen. Die Art, wie die Erziehungsthätigkeit in einem Volke betrieben wird, ist maßgebend für die ganze Gestaltung seiner Geschichte. Aber wir sehen hier noch mehr, wie Wehrverfassung und Lehrverfassung und schließlich die politische Verfassung auf's Innigste zusammenhängen. Haben wir das allgemeine Stimmrecht, so muß der Staat, welcher jedem einzelnen Bürger das Recht, ja die Pflicht aufgiebt, seinen Theil für die politische Thätigkeit aufzuwenden, auch dafür sorgen, daß er vorbereitet wird für diese Thätigkeit. Allgemeines Stimmrecht ohne Volksschule, ohne daß Jeder schreiben und lesen d. h. vernehmen kann, was in der politischen Welt sich begiebt, wäre ein Unding. Und so sehen wir denn in der That mit dem Aufkommen des neuen Lebensideales ein neues Bildungsideal hervortreten, und mit der Reformation beginnt auch die Volksschule.

Der Verkünder des allgemeinen Priesterthums hat mit seinen Volksschriften, mit der deutschen Bibel, dem Katechismus und den deutschen Kirchenliedern auch die Volksschule geschaffen. Da spielt nichts von Zufall hinein. Und wenn man auch sagen darf, die Volksschule wäre viel früher, nämlich vor Erfindung des Buchdrucks kaum denkbar gewesen — wer vermag sich die Burschen in den Dörfern und Flecken in Manuscripten lesend vorzustellen — so gilt dasselbe von der Reformation selbst.

Jenseits der Reformation treffen wir die interessante und lehrreiche Thatsache, daß neue allgemeine Geistesrichtungen in neuen Schulwesen ihren Ausdruck und ihre Ausbreitung finden. So die Schulen zu Deventer, Schlettstadt u. s. w. Aus der Initiative Einzelner hervorgegangen, prägen sie den Geist der Zeit in einer bestimmten Richtung deutlich und deckend aus. Diesseits der Reformation geht besonders in protestantischen Ländern die Schule mehr und mehr in die Hände staatlicher oder communaler Obrigkeit über; sie erlangt mit den Organisationen, von denen sie abhängt, selbst immer festere Organisation, welche im Wesentlichen unberührt bleibt von den verschiedenen Strömungen, welche neben- und gegeneinander den Geist der Zeit bewegen. Jetzt gehen nicht mehr aus principiellen allgemeinen Richtungen, aus religiösen oder ethischen Reformbestrebungen, sondern höchstens aus praktischen Bedürfnissen neue Schulen hervor, indem auch der Staat das System der Fach-

und Berufsbildung mit immer neuen Instituten versieht; Bergbau-, Gewerbe-, Handels-, Weber-, Musterzeichenschulen, von Bau-, Kunst- und musikalischen Akademien zu schweigen. Dahingegen finden wir bis in die neueste Zeit herab, daß große pädagogische Reformgedanken, denen die Beamten und die Lehrer der Staatsschulen Anfangs schwerer zugänglich sind, zuerst durch freie und selbständige Schulschöpfungen den Weg in die Praxis finden. Und so groß ist die pädagogische Triebkraft auch der neuesten Zeit noch, daß sie fort und fort über die Grenzen des so wohl geordneten und so weit gespannten Schulsystems hinaustreibt und neue Bildungen auf die Bahn bringt. Allein im letzten Jahrzehnt ist auf diese Art hier in Berlin die stattliche Reihe der Institute des Lettevereins, zu dessen Gunsten wir hier versammelt sind, eben so das Victoria-Lyceum, beide unter dem huldvollen Schutze der Frau Kronprinzessin, zu Stande gekommen; aber auch die Akademie für neuere Sprachen, die Humboldtakademie u. s. w. Charakteristisch ist es, wie mit dem Geiste der verschiedenen Epochen, mit ihren neuen Lebens- und Bildungsidealen — oft unvermerkt — sogar die Methoden des Unterrichts wechseln. Vom Ende des Mittelalters sagt K. v. Raumer mit Recht: „Klassische Bildung wird das Ziel alles Studiums; dies neue, mit leidenschaftlicher Liebe verfolgte Ideal verlangt eine neue Weise des Unterrichts und der Erziehung".

Und Melanchthon im Hinblick auf die besonders unter den Scholaren weit verbreitete Zuchtlosigkeit wendet sich gegen die, welche vermeinen, ohne grammatische Studien, durch bloßes Lesen der Autoren Philologen zu werden. Solche — sagt er in der an den Sohn des Justus Jonas gerichteten Vorrede seiner lateinischen Grammatik — solche werden nie sicher und gründlich. Ihre falsche Ansicht rühre vom Widerwillen gegen die Zucht der Regeln her, was später in Widerwillen gegen alle gesetzliche Ordnung ausarte. So strahlen also die neuen oder veränderten Lebensideale bald in neuen Schulschöpfungen, bald in neuen Methoden des Unterrichts aus.

So viel von der allgemeinsten Beziehung zwischen Erziehung und Geschichte. Prüfen wir nunmehr die Art und das Maß der Abhängigkeit genauer, in welchem Jedes vom Anderen steht.

Der Gedanke ist am allergeläufigsten für die meisten Menschen, daß die Geschichte abhängig ist von der Erziehung. Jedermann führt ja das Wort im Munde: „wer die Schule hat, hat die Zukunft"; und es ist ein schönes Gleichniß, dessen sich Luther in demselben Briefe bedient, wenn er sagt: „Wenn man die Kinder nicht zur Schule anhält, so sei es, wie wenn man im Frühling den Garten versäumet". Gewiß kann man alles geschichtliche Leben als die Darstellung oder als die Ausprägung eines bestimmten Culturgehaltes bezeichnen, und die Erziehung im Großen und Ganzen ist die Ueberlieferung dieses Culturgehaltes an das folgende Geschlecht. Würde also das Geschäft der Erziehung zu einer Zeit unterbrochen oder geschädigt, so würden gleichsam die Adern der Cultur im Organismus des Volksgeistes unterbunden. Stillstand und Rückschritt wären die nothwendigen Folgen. Dennoch ist es

werth, sich auch die Einschränkung dieses Gedankens zu vergegenwärtigen und wohl zu bedenken, daß man ihn leicht überbietet. Es knüpfen sich namentlich an die genauere Prüfung höchst wichtige Ueberlegungen für den Pädagogen, wie für den Historiker. Wenn es wahr ist, daß die Geschichte, also das Leben der Erwachsenen abhängig ist von der Erziehung, nämlich von der Vorbereitung für ihr Leben, wenn dies, was so klar und so einfach scheint, wahr ist, wie geht es zu, daß alle Reformatoren, alle Klassiker zu einer Zeit aufstehen, in welcher es schlechte Schulen giebt und daß jedesmal erst nach den Reformatoren und nach den Klassikern gute Schulen emporkommen? Das ist eine Thatsache, welche die Pädagogen wohl zu überlegen haben.

Aber lassen wir einmal die pädagogische Seite für einen Augenblick fort, so müssen wir uns doch überhaupt fragen: ja, wie geht das zu? Nun, ich meine, es geht mit rechten Dingen zu. Das Genie wird mehr durch die Sehnsucht des Volksgeistes, als durch seine Erfüllung genährt. Gerade jene Zustände des Bedürfnisses sind diejenigen, welche die schöpferischen Kräfte am meisten emporbringen. Aber eben daraus folgt auch sofort, daß, wenn Reformatoren und Genies vorhanden gewesen sind, dann bedürfen wir der besseren Schulen, und dann treten sie auch regelmäßig auf. Denn durch jene voranleuchtenden Geister ist der Volksgeist auf eine höhere Stufe gehoben worden, und das Niveau, dessen man bedarf, um mitzuleben mit diesen höher steigenden Geistern, ist ein anderes geworden. Deshalb, um ihnen gerecht zu werden, ja, um nur des Besitzes dessen, was die hervorragenden Geister geschaffen haben, wahrhaft inne zu werden, bedürfen wir dann einer fortschreitenden Erziehung. Rückwärts also zeigt sich die Geschichte weniger abhängig von der Erziehung. Vorwärts aber soll sie es freilich sein, d. h. die Erziehung soll so eingerichtet sein, daß nicht blos der Fortbestand der Cultur durch sie ermöglicht wird, — und der ist ja in der That in Frage gestellt, sobald das nächste Geschlecht nicht in der Weise erzogen wird, daß es die Errungenschaften des Vorigen sich wahrhaft anzueignen befähigt wird — sondern neben dem Fortbestand müssen wir auch den Fortschritt der Cultur vorbereiten.

Wie das zu verstehen und auch wie es zu machen ist, will ich in einigen Hauptzügen wenigstens andeuten. In Bezug auf die Geschichte muß man aus pädagogischen Gründen wenigstens in Gedanken scheiden, was in der Wirklichkeit ungetrennt verläuft. Geschichte ist nämlich einerseits gleichmäßige Wiederholung und Fortsetzung des Culturlebens; andererseits aber treten außergewöhnliche Ereignisse auf, welche den nationalen (und sogar den menschheitlichen —: Völkerwanderung) Bestand der Cultur erschüttern oder verändern, erhöhen oder abschwächen.

Die Erziehung nun richtet sich vor Allem auf das erstere: die Gewerbe, die Wissenschaften, die Künste, die religiösen Gesinnungen, die Sitten und der Verkehr müssen erhalten bleiben.

Allein alles Menschliche ist unvollkommen, aber auch der Vervollkommnung fähig, und auf ein Ideal der Vollkommenheit gerichtet. Nicht die gegebene

Wirklichkeit der Cultur ist zu wiederholen, sondern das Ideal der erwachsenen Generation ist in der aufblühenden zu verwirklichen.

Dies ist auch die einfache, schlichte, populäre Meinung: mein Kind soll wissen, was ich noch nicht weiß; das vollkommen werden, was ich noch unvollkommen bin. Jeder Einzelne freilich kann nicht erwarten, und je höher er selbst steht, desto weniger, daß gerade seine Kinder über ihn hinausschreiten werden; er wird oft vollauf befriedigt sein dürfen, wenn sie ihm gleichen; aber das Geschlecht als Ganzes muß danach trachten, von dem folgenden überragt zu werden.

Die Geschichte muß nicht blos fortgesetzt, sondern sie muß in ihrem Inhalt und ihren Werken, aber auch in den Kräften und Functionen erhöht werden. Die Gewerbe müssen geschickter, gediegener, leichter und edler arbeiten, die Wissenschaft fester begründet und bereichert werden, die Künste müssen Originalität des Schaffens bewahren, das Reich Gottes muß tiefer, inniger werden und sich weiter ausbreiten; Recht und Sitte sollen edler und sicherer werden, der Verkehr sich ausdehnen.

Ja, die bloße Erhaltung des Bestandes macht oft Großthaten nothwendig.

Die Völker berühren sich; im friedlichen Wettstreit, vollends aber im Kampfe gegen andere hat jedes Volk sein Gebiet, seine Rechtssphäre, seinen Einfluß zu bewahren. So wie nun der Körper, damit er nur gesund bleibe, bald zu ungewöhnlicher Anspannung der Kräfte, zu übernormalen Leistungen, bald zur Ueberwindung von Störungen befähigt sein muß, so muß auch der Volksgeist nicht bloß zur regelmäßig wiederkehrenden, sondern auch zur höher gespannten, tiefer dringenden Thätigkeit befähigt, d. h. die Jugend muß dazu vorgebildet werden.

Was nun können wir Menschen dazu thun? Genies können wir nicht schaffen; Helden nicht durch Erziehung erzeugen!

Zweierlei können wir thun. Das Eine, was fast alle Culturvölker schon ergriffen haben: den allgemeinen Wettstreit aller Kräfte herbeiführen. Die Kastenvölker haben den bloßen Fortbestand der Cultur vorzugsweise im Auge; Tradition im weitesten Sinne, Tradition und Vererbung des Inhalts, der Fähigkeiten, der Methode, der Kunstgriffe. Diese Culturen gehen zu Grunde; und alle Reste, alle im Laufe der Zeiten so oder anders gestaltete, umgebildete, aber fortbestehende Reste des Kastenwesens sind Hemmnisse des Fortschritts der Cultur. Statt dessen: Zulassung Aller, welche die Vorsehung ausrüstet; allgemeines Priesterthum auf allen Gebieten.

Aber eben so wichtig ist nun das Zweite, mit dessen Erkenntniß, Durchbildung und praktischer Ausbreitung unser Zeitalter zwar beschäftigt, aber noch weit im Rückstande ist.

Ich knüpfe an einen Gedanken an, den ich oben bereits in Bezug auf die Kindheit ausgesprochen habe. Das, was wir in den Schulen und überhaupt durch den Unterricht den Kindern zu übergeben haben, ist nicht ein Schatz von fertigem Wissen, ist nicht ein fertiger Besitz von Kenntnissen und Wahr-

heiten, sondern vor Allem die Fähigkeit dieses Beides zu erwerben. Nicht unser Sein und unseren Besitz, sondern unser Werden und Erwerben haben wir der Jugend zu überliefern, es in ihnen zu erneuern. Die Art, wie sie thätig sind, wie sie arbeiten, wie sie durch ihre eigene Arbeit innerlich sich bereichern, das ist das Wesentlichere und das Wichtigere. Dadurch allein wird es möglich, daß, während natürlich ein Volk seiner nächsten Generation nicht mehr überliefern kann, als es besitzt, keine höhere Cultur, als es hat, nichts desto weniger durch die folgende Generation der Fortschritt eben dieser Cultur ermöglicht wird, weil sie eben als lebendige, als keimhafte, wie in jedem einzelnen Individuum, so auch in der Gesammtheit als wachsende überliefert wird.

Wir werden also danach trachten, überall innerhalb des Lernens die Methode der eigenen von ihm selbst vollzogenen, womöglich freien und selbst schöpferischen Thätigkeit des Schülers zu befolgen. Unter Anleitung zwar des Lehrers soll sich der Zögling die grammatische Regel aus den Beispielen zusammenstellen; die Klassen der Naturgeschichte soll er selbst aufstellen; die Geschichte der Wissenschaften soll unter Leitung des Lehrers in seinem Kopfe nachgeahmt werden. Die Gesinnungen, den Patriotismus, die sittliche Erhebung, die religiöse Vertiefung muß man an Beispielen in seinem Gemüthe auflodern lassen und dann erst mit den systematischen Begriffen befestigen. Zum Entstehen der Geschicklichkeit, der Fertigkeiten muß man nur die Gelegenheiten schaffen. Ueberall also das Werden aus des Schülers eigenem vom Lehrer nur geleiteten Thun. In der Schule werden weder Entdeckungen oder Erfindungen gemacht, noch auch Entdecker und Erfinder gezogen; aber vorgebildet dazu sollen die Schüler dadurch werden, daß man sie anleitet das Entdeckte zu entdecken, das Erforschte zu erforschen, das Gefundene zu finden.

Immerhin ist bei Weitem die Erziehung mehr abhängig von der Geschichte, als die Geschichte von der Erziehung.

Ist doch das Ideal der Erwachsenen die Grenze für die Erziehung der Jugend, welche erst, wenn jenes im folgenden Geschlecht sich erhebt, mit und nach ihm selbst weiter emporsteigen kann.

Sodann aber giebt es auch kein Erwerben, als aus einem Vorhandenen und Gegebenen. Nur aus Elementen werden Stoffe, nur aus Stoffen Gebilde, nur aus gegebenen Gedanken werden neue Gedanken, darum kann nur der gegebene Culturgehalt Stoff und Grund der weiteren Entwickelung sein.

An den Zustand des Glaubens oder Unglaubens, auch des Aberglaubens der Erwachsenen knüpft die Bildung der Jugend an; sie mag in kritischen Kämpfen oder in friedlichen Fortsetzungen verlaufen: immer ist es der Stand der Geschichte, welcher die Anfänge der Richtungen bedingt. Es giebt schlechterdings keine allgemein abstracte Erziehung, auch dann nicht, wenn man ihr als einem — übrigens falschen — Ideale nachjagt. Durch die Geschichte des Volkes wird jedes Ideal, jeder Inhalt, jede Methode der Unterweisung nothwendig individualisirt. Auch wenn man es weder weiß noch will, ist es immer der Stand der erlebten Geschichte, der im Erziehen wirksam ist. Was

als ganz persönliche Wirksamkeit auftritt, ist dennoch ein Ausfluß, ein Ausdruck nur des Gesammtgeistes. Der Lehrer giebt, was in ihm lebt; aber dies ist ja nicht sein eigenes Wesen, sondern der Inhalt des Volksgeistes; die gegebene Wissenschaft, die verbreitete Bildung. Die Mutter erzieht, unterweist ihr Kind; aber die Sitte, die sie lehrt, der Anstand, die Lebensform, die sie anbildet, sind Formen der Volksseele; sie schöpft aus der allen gemeinsamen Quelle.

Man kann mit Absicht größere, festere nationale Bestimmtheit suchen, mit Bewußtsein an die individuellen Aufgaben der Nation und der historischen Epoche das Werk der Erziehung anknüpfen; aber auch wenn man dem widerstrebt, wenn man auf die ursprüngliche Natur oder auf eine kosmopolitisch geartete Menschheit hinblickt: man wird sich von den Ergebnissen und Erlebnissen der Geschichte niemals ganz befreien können. Auch ein Rousseau denkt im Geiste seines Volkes und seiner Zeit.

Von der Verfassung des Landes, von der Herrschaft der einen oder der anderen Partei, vom Budget, auch von den Gewohnheiten der Vertheilung des Budgets in den Communen und selbst in den Familien — vom Steuersystem ist die Ordnung des Schulwesens historisch bedingt. Dies zeigt uns jeder Blick auf die Quoten, welche jeder Staat seinem Unterrichtswesen zuwendet; die Harmonie derselben mit den Erfolgen der Schule kann man statistisch nachweisen. Nur darf man die historischen Fundationen, die überlieferten Stiftungen nicht außer Acht lassen.

Schon die Grundlagen des Unterrichts, die Organisation desselben, die Frage, ob ausschließlich oder überwiegend Staatsanstalten die Lehrkräfte stellen, ob vom Staate allein die Lehre und die Prüfung geordnet wird, oder beides Privatinstituten überlassen wird, all dies ist Erzeugniß historischer, nationaler Entwickelung. Und seltsam genug verketten sich oft diese Dinge in der Geschichte. Bei unseren westlichen Nachbarn sehen wir noch im letzten Jahrzehnt den Kampf für die Freiheit der Familie, ihre Kinder wo und wie es ihr beliebt erziehen zu lassen; für die *Freiheit*, um die Jugend klerikal zu erziehen, sie in hierarchisch und jesuitisch befestigte Gedankensysteme zu zwängen; bei uns dagegen Staatsinstitute, um volle Freiheit des Gedankens auszubilden.

Auch in ihrem *Erfolge* ist die Erziehung von der Geschichte durchaus abhängig: so wie man die Kinder eines einzelnen Elternpaares bei allen Vorzügen der Schule und sonstigen erzieherischen Mitteln schwer zu einer sittlichen Höhe und Reife emporbringt, wenn die Eltern ein unwürdiges Leben führen: so kann auch eine ganze Generation von Kindern nicht durch pädagogische Mittel emporgehoben werden, wenn die elterliche Generation im moralischen Verfall, in geistiger Verknöcherung sich befindet. Aber hier wie dort kann zuweilen durch glückliche Fügungen und die vorrückende Kraft Einzelner grade aus dem Verfall der ideale Drang zur Umkehr und zur Besserung sich geltend machen, wie auch aus der tragischen Schuld und ihrer Sühne eine neue Erhebung und Erlösung der Gemüther hervorgeht.

Große Zeiten, tiefe Bewegungen der Volksseele erwecken das Bedürfniß fortschreitender Erziehung. Ich habe schon von den Reformatoren und Classikern gesprochen; aber große Männer in jedem Fache und große Erfolge auf jedem Felde spornen den Eifer, die Höhen zu behaupten, welche man erstiegen hat, wie ein Staat, der mehr Land erobert hat, nunmehr auch mehr oder bessere Militärkraft braucht, um es sicher zu behalten.

Nicht am wenigsten sind es aber gerade die Leiden der Völker, die herben Geschicke, denen sie unterliegen, welche zu einer Erhebung des Erziehungswesens führen.

Mitten im dreißigjährigen Kriege tritt einer der größten Reformatoren des Unterrichts, den die Welt gesehen, auf; jene wunderbar anmuthende Erscheinung des Amos Comenius. Reich an Leiden, aber reicher noch an Schöpfungen, Anregungen und Erfolgen, hat er ein arbeitsvolles Leben durch 80 Jahre geführt. Bischof der Böhmischen Brüder, der letzte Bischof derselben, wird er mit seiner Gemeinde aus Oesterreich vertrieben. Aber seine ersten pädagogischen Schriften, etwa 1630 während des hin und her wogenden Krieges und zu einer Zeit erschienen, da es also weder Telegraphen noch Eisenbahnen, weder Landstraßen noch sichere Posten gab, sind nach wenigen Jahren in zwölf Sprachen übersetzt, und er folgt ehrenvollem Rufe zu Rath und Leitung nach Polen, nach Ungarn, nach England und Schweden, schließlich nach Holland, wo er sein edles und ebenso segens- wie schmerzensreiches Leben beschließt.

Und ist nicht hier bei uns mitten unter dem Drucke der Fremdherrschaft die Universität gegründet? Hat nicht vorher schon Fichte seine Reden an die deutsche Nation gehalten, um zu einer neuen Erziehung der Jugend als dem einzig rechten Rettungsanker zu ermahnen?

Von politischen Gedanken werden alle die großen Pädagogen der modernen Zeit bewegt; es sind politische Ideale, welche die pädagogischen Reformen erzeugen. Ueberall ist es, bei Rousseau und Pestalozzi, wie bei Fichte und auch bei Schiller (in den Briefen über die ästhetische Erziehung) diese eine Idee; die in den Erwachsenen, also in den Trägern der Geschichte gegebenen inneren psychischen Bedingungen haben das Heil des Staates nicht zu erringen oder nicht zu erhalten vermocht, sie haben die politischen Mängel erzeugt. Diese Mängel können also auch nicht beseitigt werden, so lange die gleichen Bedingungen fortdauern. Eine Besserung kann erst bei den künftigen Trägern der Geschichte und zwar dadurch eintreten, daß man die psychischen Bedingungen in ihnen verändert, d. h. sie anders erzieht. — Nichts ist daher auch natürlicher, als daß siegreiche und glückliche aber kurzsichtige Staatsmänner anders darüber denken. Pestalozzi war 1802 als einer der Schweizer Deputirten, die Napoleon vor sich beschied, in Paris. Er hoffte von dem Gewaltigen etwas für Menschenrecht und Menschenbildung nach seinen Ideen auszuwirken, erhielt aber den Bescheid, daß man anderes zu thun habe, als sich um das ABC lehren zu bekümmern.

Die drückende Gewalt historischer Ereignisse kann allerdings so groß,

die Macht der Verwüstung so tiefdringend sein, daß auch die pädagogische Besserung unmöglich geworden ist. Die Saaten des edlen Comenius sind spät aufgegangen. Der dreißigjährige Krieg hatte wie aus dem Leben, auch aus der Wissenschaft und der Schule die Gestaltungskraft vertrieben. Selbst von Seiten der Religion, sonst der unerschöpflichen Quelle des Heils, konnte keine Erhebung geboten werden. „Die Orthodoxie wurde durch engherzige Erziehung, unwissenschaftlichen Unterricht, durch Eide und Censuren gewaltsam behauptet, jede Abweichung so belauert als bedroht, und ihre Folge war eine Erstarrung des Geistes, die nur in Streit und Verketzerung auflebte“. (Hase.) Ganz besonders aber war alle Freudigkeit aus der Schule gewichen; eine strafwürdige, weil strafreiche Methode war zur allgemeinen Herrschaft gelangt. Die Härte des rechtlichen Strafverfahrens aus dem Mittelalter ererbt, war nach der Verwilderung des Krieges vielleicht noch verschärft; das pädagogische Strafsystem aber pflegt mit dem der Justiz parallel zu gehen. Lassen Sie mich ein einziges, für uns kaum mehr verständliches Zeugniß aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts anführen, das historisch documentirt ist. Es fehlt uns, will ich beiläufig bemerken, noch an einer guten fruchtbaren Statistik für Erziehungs- und Unterrichtswesen, obgleich Sause schon vor vielen Jahren auf die Nothwendigkeit desselben hingewiesen hat, und es mit dem Unterrichtswesen schwerlich viel besser werden mag, wenn man nicht die Erfolge einer Schuleinrichtung, eines Lehrmittels, einer Methode statistisch genau nachweisen kann. Hier aber haben wir einen solchen vorzeitigen Trieb genauer Schulstatistik von dem Collega jubilaeus Hauberle aus X. X., einem Städtlein in Schwaben.

Während der 51 Jahre 7 Monate seiner Amtsführung hat er ausgetheilt: 911,527 Stockschläge, 124,010 Ruthenhiebe, 20,989 Pfötchen und Klapse mit dem Lineal, 136,715 Handschmisse, 10,235 Maulschellen, 7905 Ohrfeigen, 1,115,800 Kopfnüsse und 22,763 Notabenes mit Bibel, Katechismus, Gesangbuch und Grammatik. 777 Mal hat er Knaben auf Erbsen knieen lassen und 613 auf ein dreieckicht Holz; 5001 mußten Esel tragen und 1707 die Ruthe hoch halten, einiger nicht so gewöhnlicher Strafen, die er zuweilen im Falle der Noth aus dem Stegreif erfand, zu geschweigen. Unter den Stockschlägen sind ungefähr 800,000 für lateinische Vocabeln, und unter den Ruthenhieben 76,000 für biblische Sprüche und Verse aus dem Gesangbuch. Schimpfwörter hatte er etwas über 3000, davon ihm sein Vaterland ungefähr $^2/_3$ geliefert hatte, $^1/_3$ aber von eigener Erfindung war.

Freudlose Jugend ist Unnatur, und die Methode, das Pensum einzubläuen, ist die schlechteste, um es in den Kopf zu bringen. Die Strafen sind geschwunden, eben so wie das durch Ziererei verzerrte Wesen der Jugend, das uns zu den Zeiten Ludwig XIV. und XV. besonders für die höheren Stände aus Frankreich gebracht war und die Galle Rousseaus wie Basedows gleich sehr erregt hatte, verschwunden ist, um einfacher Natur den Platz zu räumen.

Aber eine Zeit lang war man in Gefahr, in ein anderes Extrem zu ver-

fallen. Als das Höchste wurde geschätzt, daß die Kinder, was sie zu lernen haben, spielend lernen sollten. Nein! Spielen sollen die Kinder und lernen auch, aber nicht spielend lernen. Erinnern wir uns, nicht der Besitz der Kenntnisse, sondern der Erwerb derselben ist die beste Frucht der Schule. Grade dies am meisten soll in der Schule gelernt werden: Arbeiten, Pflichterfüllung, und der Unterschied zwischen Ernst und Spiel.

Müssen aber auch Arbeit und Spiel Gegensätze bleiben: Arbeit und Freudigkeit sind es nicht, sollen es nicht sein. Darum hoffe ich, daß man auch eine Art von Strafe aus der Schule bannen wird, nämlich die Strafarbeit. Wegen Gesangbuchsversen Klapse mit dem Lineal oder Ohrfeigen oder Maulschellen bekommen, ist arg und für die Wirkung der Verse nachtheilig; aber eben diese Verse zur Strafe auswendig lernen, das heißt das Heilige im Kindergemüth erniedrigen und das Gegentheil von Erleuchtung und Erhebung in der kindlichen Seele bewirken.

Wie übrigens nicht blos wirkliche historische Leiden des Volkes, sondern auch die einfache Selbstkritik desselben, die Erkenntniß vorhandener Mängel, zumal im Vergleich mit anderen Völkern, zur pädagogischen Reform drängen, dafür möchte ich noch eins der kräftigen Worte Luther's anführen:

„Ja sprichst du abermals, ob man gleich sollte und müßte Schulen haben, was ist uns aber nütze, Lateinische, Griechische und Ebräische Zungen und andere freie Künste zu lehren? Könnten wir doch wohl deutsch die Bibel und Gottes Wort lehren, die uns genugsam ist zur Seligkeit? Antwort: Ja, ich weiß, leider, wohl, daß wir Deutschen immer Bestien und tolle Thiere müssen sein und bleiben; wie uns denn die umliegenden Länder nennen, und wir auch wohl verdienen. Mich wundert aber, warum wir auch nicht einmal sagen: Was sollen uns Seide, Wein, Würze und der Fremden ausländischen Waaren, so wir doch selbst Wein, Korn, Wolle, Flachs, Holz und Steine in deutschen Landen nicht allein die Fülle haben zur Nahrung, sondern auch die Kühr und Wahl zu Ehren und Schmuck? Die Künste und Sprachen, die uns ohne Schaden, ja größerer Schmuck, Nutz, Ehre und Frommen sind, beide zur heiligen Schrift zu verstehen, und weltlich Regiment zu führen, wollen wir verachten: und der ausländischen Waaren, die uns weder noth noch nütze sind, darzu uns schinden bis auf den Grat, der wollen wir nicht gerathen.

Heißen das nicht billig deutsche Narren und Bestien?"

Wenn Luther heute daher käme! Er fände seine Deutschen, die er ob des Mangels an philologischen Gelüsten so hart anläßt, an der Spitze aller Völker Europas, also der Erde in Bezug auf den Umfang, die Gründlichkeit und die Tiefe grade der Sprachwissenschaft; eifrig zugleich und glücklich in der Aneignung aller alten und neuen Literaturen, welcher Zunge sie auch entströmen. Daneben aber auch überall im weiten Lande, in jedem Flecken, in jedem Weiler eine Schule aufgerichtet, und was noch mehr in seinen Augen wäre, die Familien bei Strafe durch die Obrigkeit gehalten, jegliches Kind, das Gott aufwachsen läßt, in die Schule zu schicken. Wie würde er unser Zeitalter preisen und

glücklich preisen, in welchem alle seine Forderungen, alle seine Hoffnungen, ja seine höchsten Ideale nicht nur erfüllt, sondern durch die Wirklichkeit überflügelt sind.

Uns aber, die wir in dieser Zeit leben, würde er gar nicht so befriedigt und gar nicht selbstzufrieden finden. Trotz der Vielseitigkeit und Gründlichkeit, trotz des Reichthums und der unbestrittenen Tiefen unserer Bildung, trotz der Ausdehnung eines beträchtlichen Grades von Kenntnissen und Fertigkeiten über die ganze weibliche wie männliche Jugend, tritt uns die ernste, schwere Frage entgegen, ob denn dieses reich und fein ausgebildete Erziehungswesen leistet, was es leisten soll?

Grade im letzten Jahrzehnt, nach den großen, wundervollen Thaten des deutschen Volkes tritt uns ja, wie männiglich bekannt, mit besonderer Wucht die drückende Sorge entgegen: Ob denn unsere Schule, unsere Erziehung das Eine, was am meisten Noth thut, die sittliche Gesinnung, die Bildung des Charakters gewährt? Wir fragen uns, ob da immer noch, oder vielleicht auch schon wieder so tiefe Mängel in unserem Lehrsystem vorhanden sind?

Es ist nur die äußerliche Seite der Sache, wenn von vielen Seiten und nachhaltig die Klage ertönt, daß eine Ueberbürdung der Schüler eingetreten ist. Das Tiefere, Innerliche ist es, daß unsere Erziehung überhaupt vorzüglich auf den Unterricht gespannt ist, daß die Art, wie der Schüler in den Schul- und in den Freistunden für den Unterricht thätig ist, uns fast allein beschäftigt. Dem gegenüber tritt der Gedanke auf, daß nicht bloß der Schüler vielleicht mehr Muße haben soll, sondern wie diese Muße im Dienste einer wahrhaft edlen Erziehung zu verwenden und zu verwerthen wäre? Diese Frage scheint mir der Sorge und der Forschung der Edelsten werth zu sein. Sie muß im Zusammenhang mit der Untersuchung über die Muße der Erwachsenen geführt werden, für welche in der Erziehung ebenfalls die rechte Vorbereitung gegeben werden muß.

Luther hat im zweiten Theil des eben angeführten Ausspruchs auf einen sehr wichtigen, noch nicht genügend erwogenen Punkt (wenn ich es richtig schätze: fast unbewußt) hingedeutet; ich meine auf den Gegensatz von geistiger Production und Consumtion. Man kann alle Erziehung als Vorbereitung für den künftigen Beruf ansehen; bei Luther selbst und den anderen Reformatoren tritt auch überall als der Zweck des Unterrichts die Vorbereitung zur „Gottseligkeit und zum Regiment“ auf, also sittlich-religiöse und weltliche Berufsbildung. Daneben aber steht im wirklichen Leben zur Veredlung desselben die geistige Consumtion. An den Wissenschaften, an den Künsten, an der politischen und aller Culturbewegung sollen nicht nur diejenigen Theil nehmen, welche activ mit irgend einer Leistung darin thätig sind, sondern Jedermann. Theils in der Erfüllung der Muße, theils in der begleitenden Erleuchtung und Befruchtung der Berufsarbeit sollen sich im Geiste aller Bürger die vom eigenen Berufe verschiedenen Elemente des Culturlebens geltend machen, das heißt die allgemeine Bildung zur Erscheinung kommen.

Wir können die Sache auch so ausdrücken. Durch irgend einen positiven

bestimmten Arbeitsantheil leistet jeder Mensch in seinem Berufe seinen Beitrag zur allgemeinen Cultur. Daneben aber soll jeder Mensch während dieser Arbeitsleistung und außer derselben in seinem Gemüthe ein Träger der allgemeinen Cultur sein. Das Schaffen und Wirken eines Jeden, auch des Vorzüglichsten und Begabtesten, ist auf einen engen Kreis beschränkt; in seiner Seele aber soll sich durch receptive, consumtive Thätigkeit die ganze Welt der Ideen spiegeln. Im Hinblick darauf soll die Arbeit der Schule geordnet, soll die Muße der Jugend bemessen, aber auch geleitet und erfüllt werden.

In Verbindung mit diesem Gedanken habe ich in der Pädagogik längst die Forderung ausgesprochen, daß die Schüler, um zu künftigen Bürgern erzogen zu werden, auch die rechtlichen, die ökonomischen, die politischen Grundbegriffe, welche die menschliche Gesellschaft beherrschen, kennen lernen müssen. Wie sie in der Naturlehre die Gesetze kennen lernen, welche das Reich der materiellen Welt beherrschen, in der Grammatik die Gesetze, welche das Reich der Sprache regieren, so müssen sie auch die ökonomischen und politischen und rechtlichen Grundsätze aufnehmen, welche den Staat und die Gesellschaft, das Reich des Menschen ordnen. Auf die Fragen, wie es möglich sein solle, die Stoffe des Unterrichts noch zu vermehren; wie es möglich sein solle, der Kindheit diese weitschichtigen, schwierigen Wissenschaften vorzulegen, überhaupt diese Dinge zu vollem Verständniß zu bringen; auf diese Fragen kann ich hier statt einer genügenden Antwort nur eine Andeutung geben. Wie wir in das Gemüth der Kinder die Saatkörner des Reiches Gottes legen, von allen Höhen und Tiefen religiöser Begriffe vorbereitende Vorstellungen geben, künftigem Wachsthum der Seelen vertrauend; so können wir auch von Allem, was das Reich der Menschen angeht, vorbereitende Vorstellungen in klarer Ordnung geben. Nicht die Wissenschaften sollen gelehrt werden, sondern, mit Einem Worte gesagt; wie sich der Katechismus zur Wissenschaft der Theologie verhält, so soll sich, was in der Schule gelehrt wird, zur Wissenschaft der Nationalökonomie, der Jurisprudenz oder Politik verhalten.

Nicht hindern, sondern fördern wird dies die Durchbildung und die Ausführung des großen pädagogischen Gedankens, welchen Herbart fast gleichzeitig mit Fichtes Reden ausgesprochen hat, an welchem fast unser ganzes Jahrhundert in langsamen Fortschritten sich abmüht, des Gedankens vom erziehenden Unterricht. Daß alles Lernen, Können, Wissen zu dem einen Ziel sich vereinigen solle: Die Tugend zu befördern, die sittliche Gesinnung zu erzeugen, die Charaktere zu bilden, dies ist die immer noch unerfüllte Sehnsucht aller Wohlgesinnten auch im neuen deutschen Reiche; dies werde von Tag zu Tage mehr die Sehnsucht aller Lehrer. In der Technik der Ueberlieferung des Wissens an das nachwachsende Geschlecht sind wir weit, sehr weit, vielleicht zu weit gekommen; möchte die Technik der Charakterbildung sie bald ein- und überholen.

Glückliche politische Zeiten sollten die pädagogischen Gedanken ausführen, welche in schweren Tagen politischen Unglücks ans Licht gebracht wurden;

so wie wohlgebildete und wohlerzogene Menschen die pädagogischen Reformen durchsetzen sollten, zu denen die übel erzogenen den Anlaß geben. Statt dessen pflegen die guten Zeiten und wohlgebildeten Menschen die Nothwendigkeit pädagogischer Reform zu vergessen.

Niemand aber wird den Staatsmann für weise halten, welcher die Erziehung der Jugend nicht achtet; denn alle wahre Staatsweisheit ist auf dauernde Schöpfungen gerichtet. Dauer aber und Bestand hat eine Schöpfung nur, wenn sie im Geiste und durch den Geist der nachfolgenden Generationen gesichert ist. Alle Machtentfaltung eines Staates ist schwankend und hinfällig, wenn die Sehne des Muthes, wenn die Energie sittlichen Wollens in der Jugend erschlafft; alle schöpferische Kunst der Gesetzgebung ist verschwendet, wenn der Sinn für Gerechtigkeit, wenn Treu und Glauben in der Nation verschwinden; alle Weisheit der Institutionen wird zu Schanden, wenn die Träger derselben der Tugend treuer Verwaltung und hingebender redlicher Ausführung entbehren. Selbst die Werke der Wissenschaft, der Kunst, die in sich selbst vollendet und unabhängig erscheinen: sie sind in ihrem wirklichen Werthe durchaus abhängig von dem erschöpfenden Verständniß des Jüngers, von der reizbaren Empfänglichkeit des Beschauers, also von der Erziehung des empfänglichen und des verständnißfähigen Geistes.

Was nützen in Büchern die Gedanken, die nicht verstanden und im Geiste des Lesers völlig erneut werden? Was nützen in Kunstwerken die Formen, die nicht im Gemüthe empfunden und wiederbelebt werden?

Also wird die Bildung der zukünftigen Geister immer wieder zur Bedingung für den Werth der gegenwärtigen Schöpfungen.

Darum muß ein Staatsmann, welchem Macht und Mehrung des Reiches gelungen ist, darauf sinnen, daß die folgende Generation die Größe nicht nur zu erhalten und zu befestigen weiß, sondern sie in ihrem wahren Werthe zu begreifen, ja, sie zu demselben zu erheben; sonst hat er halbe Arbeit gethan. In einem Menschen und in allem Menschlichen muß mit des Leibes Kraft auch die Macht des Geistes wachsen, sonst ist es kein gesunder Organismus, oder ein niedrig stehender. Das nachfolgende Geschlecht aber würde unfähig sein, die Früchte der Staatsweisheit und der opfermuthigen Kämpfe seiner Vorfahren zu ernten, es würde die Größe und den Glanz des Vaterlandes nicht zu erhalten vermögen, wenn es nicht ganz von der lebendigen Ueberzeugung durchdrungen wird: „es sey denn, daß ein Volk reich ist an Gedanken, sonst ist es kein reiches Volk; es sey denn, daß es groß ist an Gesinnung, sonst ist es kein großes Volk; es sey denn, daß es herrsche in und mit dem Geiste, sonst wird es im Rathe und Reiche der Völker nicht herrschen, sondern dienen".

Socialpolitische Reiseskizzen aus Schottland.

Von

Franz von Holtzendorff.

— München. —

Zweite Serie.

Edinburgh, den 8. October 1880.

III.

Ich beginne mit dem Schluß des heutigen, dritten Tages. Die Universität war es, die heute dem Congreß Gastfreundschaft erzeigte. Wir waren zu einer Nachmittagspromenade in den königlichen botanischen Gärten eingeladen. In der Nähe des Einganges empfing uns, in Amtstracht unser harrend, Principal Sir Alexander Grant, dessen eigenthümliche Stellung an der Spitze der Universität zwar unserem Rectorate ähnlich ist, aber deswegen doch nicht genau entspricht, weil sie eine dauernde und mit einem vom wissenschaftlichen Lehramt unabhängigen Gehalt verbunden ist. In seiner Ehrenstellung unserem Rectorate gleichkommend, hat der „Principal" vornehmlich diejenigen Verrichtungen wahrzunehmen, die in das verwaltungsrechtliche und wirthschaftliche Gebiet der Universitätsangelegenheiten einschlagen.

Wer bei einer Besichtigung von Edinburgh den botanischen Garten versäumt, hat viel verloren. Derselbe ist mit seltenem Geschmack angelegt, ist unübertroffen in seinen Farrenkräutern und Coniferen und zeigt höchst gelungene Versuche, die Hochgebirgsflora der Alpen zu acclimatisiren. Der an einzelnen Punkten der Nordseite vom Garten gebotene Ausblick auf Edinburgh gehört zu den namhaftesten Schönheiten schottischer Landschaft. In einem der Warmhäuser wurden neben dem Nachmittagsthee auserlesene Erfrischungen herumgereicht. Dazwischen spielte, auf den schön gepflegten Wegen im Sturmschritt eilend, ein Musikcorps im Hochlandscostüme, schottische Nationalweisen auf ihren Dudelsäcken. Kurzum, es war ein in jeder Hinsicht gelungenes Fest, das uns geboten war, erfreulich durch die örtliche Umgebung, durch die unge-

wöhnliche Art der Gastfreundschaft und durch den Umstand, daß eine hochangesehene, wissenschaftliche Corporation eine Gesellschaft ehrte, die zu der Klasse der gelehrten Vereine nicht zu rechnen war.

Nach den Anstrengungen des Tages war diese Auffrischung doppelt und dreifach wohlthuend. Ich denke wenigstens, daß es eine ganz anerkennenswerthe Leistung ist, wenn wir einer Reihe von Vorträgen, die reich sind an größtentheils neuen und nicht selten auch wichtigen Thatsachen, sechs Stunden hintereinander mit halbstündiger Unterbrechung aufmerksam zuhörten. Ich selbst habe in jüngeren Jahren zuweilen vier Stunden hintereinander an der Universität Vorträge gehalten und weitere vier Stunden desselben Tages an Candidaten des Doctorexamens Unterricht ertheilt. Wenn ich gelegentlich daran war, zu ermüden, und bezweifelte, ob ich noch weitere sechs Stunden nothwendigen wissenschaftlichen Studien würde widmen können, munterte ich mich stets mit dem Gedanken auf, daß es weitaus weniger ermüdend ist, zu sprechen, als zu hören. Ich war herzlich froh, mir nicht selbst zuhören zu müssen.

Vielleicht ist die Gehörseinrichtung nebst den dabei betheiligten Nervensträngen bei Engländern etwas anders beschaffen, als bei Deutschen und Franzosen. Der Deutsche, der ein feineres musikalisches Gehör zu besitzen glaubt, dagegen im Stadium des Handelns vor lauter Bedenklichkeiten und kritischen Erwägungen nicht leicht zum Entschlusse gelangen kann, wird äußerst ungeduldig und nervös erregt, wenn er lang ausgedehnten Redeschlachten zuhören soll und verräth seine Unaufmerksamkeit, selbst in gebildeten Kreisen, durch geräuschvolle Signale, zumal dann, wenn er bei einem Zweckessen die Waffen zur Hand hat. Erstaunlich dagegen ist, daß Engländer, die viel schneller im Bereiche der Einzelthätigkeit sich zu entschließen vermögen, eine geradezu unglaubliche Geduld im Stadium der Berathung wenigstens dann zeigen, wenn gute Lebensart und Höflichkeit eine Berücksichtigung solcher Redner gebieten, die vom Gegenstande ihrer Betrachtung abschweifen. Selbst in den Gerichts-Verhandlungen, wo derartige Rücksichten einem Proceßgegner nicht auferlegt sind, zeigt sich dieselbe Erscheinung. Ich muß das Thema den Physiologen überlassen. Sie mögen untersuchen, wie das Trommelfell unter der Einwirkung einer feuchten Atmosphäre in England fungirt, oder ob die Verdauungswerkzeuge dabei vorwiegend betheiligt sind. Ein mir bekannter Berliner Rechtsanwalt war der letzteren Meinung. Er richtete seine gerichtlichen Vorträge genau nach der Terminsstunde ein und berechnete deren Dauer nach dem Quadrat der Entfernungen von der Stunde, zu welcher der Richter seine Mahlzeiten einzunehmen pflegte.

Der heutige Vormittag begann mit der Eröffnungsrede des Präsidenten der zweiten Section, deren Programm durch das Erziehungswesen gegeben ist. Lord Balfour of Burleigh hielt einen in jeder Hinsicht ausgezeichneten, für den Durchschnitt des Publikums vielleicht zu stoffreichen Vortrag über das schottische Erziehungswesen vor und nach der schottischen Schulakte vom Jahre 1872. Schwerlich findet sich in Deutschland in der Aristokratie ein

Mann, der, ohne den amtlichen Kreisen der Schulverwaltung anzugehören, die Einzelheiten des Schulverwaltungswesens so vollkommen beherrscht und so klar darzustellen vermöchte, wie der Redner des heutigen Tages. Schwerlich wird aber auch ein Fachkenner in Deutschland in allgemein bürgerlichen Kreisen so viel Interesse für die Sache finden.

Unser deutsches Schulwesen ist durch seinen Staatsmechanismus und durch Ansammlung von Verwaltungsrescripten, sowie durch den bureaukratischen Sondergeist eines auf seine Prärogative der Sachverständigkeit höchst eifersüchtigen Lehrerstandes dem Zusammenhang mit der Familie fast völlig entfremdet worden. Die allgemeine Theilnahme an Schulangelegenheiten ist im Vergleich zu England und Schottland außerordentlich gering zu nennen. Wenn auch die technische Seite unseres Unterrichtswesens selbst nach dem Eingeständniß der Schotten unzweifelhaft weitaus vollkommener ist, so glaube ich doch auf der anderen Seite, daß nach Seiten der erzieherischen Wirksamkeit und der Volksthümlichkeit die schottische Elementarschule der besonderen Aufmerksamkeit deutscher Pädagogen würdig ist. Unsere Elementarschule mag Staats- oder Gemeindeschule sein. Ob sie aber Volksschule genannt werden kann, wird je länger, desto mehr zweifelhaft, wenn man sieht, welche Erscheinungen im öffentlichen Leben trotz aller technischen Vervollkommnungen hervortreten.

Lord Balfour verweilte mit besonderer Vorliebe bei der Darstellung des älteren schottischen Schulwesens und den Wirkungen, die die 1873 in Wirksamkeit getretene Parlamentsgesetzgebung gehabt hat.

Der Ausgangspunkt der schottischen Elementarschule ist, wie auch in Deutschland der Fall, mit der Reformation gegeben. In der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts entstand, auf durchaus kirchlicher Basis ruhend, die alte Pfarrschule, um die sich der Staat nicht bekümmerte, Allen zugänglich, aber ohne Zwangscharakter und Regierungseinmischung. Ihr Hauptmerkmal war, daß sie Jahrhunderte hindurch vorwiegend von Candidaten des geistlichen Standes geleitet wurde, die einerseits eine gelehrte Universitätsbildung, andererseits pädagogische Erfahrung erworben hatten und in der Stellung als Volksschullehrer so lange zu verbleiben pflegten, bis sie im Verlauf der Zeit zum Genusse einer Pfarrstelle gelangten. Auf diese Weise entstand eine für unsere deutsche Auffassungsweise höchst merkwürdige Berührung zwischen Universität und Volksschule. Junge Bauernbursche von höherer Befähigung wurden in der Pfarrschule selbst unter der Leitung jener Candidaten zum Uebergang auf die Universität vorbereitet, indem sie durch unterrichtsfreudige Lehrer die erforderliche Ausbildung im Lateinischen, Griechischen und in der Mathematik erhielten. Andererseits waren durch den demokratischen Zug der presbyterianischen Kirchenverfassung die Universitäten genöthigt, sich den wirthschaftlichen Bedürfnissen eines von der Natur wenig bevorzugten Landes anzunähern.

Die Vorlesungen an den schottischen Universitäten, deren Lehrstühle vielfach mit hervorragenden Männern, zumal auf den Gebieten der Philosophie, der

Naturwissenschaften, der Medicin und Theologie besetzt waren, fanden zu solchen Zeiten statt, in denen der Landarbeiter abkömmlich war. Noch heute besteht die alte Ferienordnung. Ueber sieben Monate verbringen viele schottische Studenten auf den Ackerfeldern ihrer Heimath, um durch Handarbeit Lohn zu verdienen und den Aufenthalt in den Universitätsstädten aus ihrer Tasche zu bezahlen. Unbedingt anzuerkennen ist, daß die nicht zu bezweifelnde Tüchtigkeit des schottischen Volkes, der überall waltende Geist besonnener Energie und die Gleichmäßigkeit der Bildungsverhältnisse im Zusammenhang steht mit dieser einzigartigen Wechselwirkung zwischen Landarbeit und Universitätsstudium. Zweierlei wurde damit bewiesen und dem Volksgeiste eingeprägt. Handarbeit ist nicht unter der Würde Derjenigen, die sich einer höheren Geistesbildung erfreuen, und das Universitätsstudium ist jedem Befähigten aus dem Volke zugänglich. Ein gelehrter Dünkel konnte unter solchen Umständen eben so wenig aufkommen, wie die dem Fortschritte des Ackerbaus höchst nachtheilige Geringschätzung wissenschaftlicher Erkenntniß. Ohne ein Urtheil in der Sache zu haben, bin ich daher geneigt, der Behauptung zu glauben, daß es umsichtigere Farmer, als in Schottland, nirgends gebe. Lord Balfour betonte in seinem Vortrage, daß die Möglichkeit des directen Ueberganges von der ländlichen Pfarrschule auf die Universität eine Lebensfrage für die Schotten sei. „Denn“, sagte er, „Schottland ist ein so armes und dünn bevölkertes Land, daß es unmöglich ist, Knaben und Mädchen in hinreichender Anzahl zusammen zu bringen, um gute Mittelschulen für deren Bedürfnisse ausstatten zu können“.

Die Vermögensverhältnisse schottischer Studenten lassen sich daran messen, daß von 300 Studenten, die vor vier Jahren in die Universität Glasgow eintraten, nur der fünfte Theil, also 60 im Stande waren, unter Verzichtleistung auf Handarbeitsverdienst ihren Unterhalt aus eigenen Mitteln zu bestreiten.

Für einen Deutschen läge die Versuchung nahe, in Hinblick auf diese Verhältnisse zwei Fragen aufzuwerfen: ob es nicht angezeigt wäre, an Stelle der sich fortdauernd mehrenden Universitätsstipendien im Interesse der socialen Gerechtigkeit eine Zeit lang durch Stiftungen mehr dafür zu sorgen, daß ausgezeichnet befähigte Schüler aus den Kreisen der Fabrik- und Landarbeiter zum Erwerb der von den Universitäten erforderlichen Vorbildung mit den nothwendigsten Mitteln ausgestattet werden? Und ob es nicht Geistlichen zuträglich wäre, dasselbe von ihnen zu fordern, was der Jurist bei uns zu leisten hat, ehe er in ein definitives Staatsamt tritt, nämlich praktische Vorbildung, die sie in der Volksschule suchen sollten. In der schottischen Pfarrschule liegt ein sehr beachtenswerther Wink auch für die kirchlichen Genossenschaften. Daß unerfahrene Candidaten, die nicht unterrichten gelernt haben, von der Kanzel herab die Gemeinde im Stile des Meisters belehren, entspricht dem Ansehn der Kirche sehr wenig. Die bedenklichen Zustände in der evangelischen Kirche Preußens mögen zum Theil daher kommen, daß mit dem eingetretenen Theologenmangel die Gelegenheit, als Hauslehrer einige Lebens-

erfahrung und Menschenkenntnisse einzusammeln oder bessere Gesellschaftsformen zu lernen, zahlreichen jungen Leuten entbehrlich geworden ist.

Die Verhältnisse der altschottischen Pfarrschule veränderten sich allmälig mit der Verschiebung der Bevölkerungsverhältnisse. Neue Bedürfnisse entstanden insbesondere in schnell anwachsenden Industriestädten und in den dünn bevölkerten Strichen der Hochlande oder gar auf schwer zugänglichen Inseln an der West- und Nordküste. Katholiken und hochkirchliche Engländer wanderten ein. Neben die schottische Staatskirche stellte sich die Freikirche. Für alle diese neuen Elemente war im Rahmen der alten Pfarrschule kein Platz zu beschaffen. So entstanden denn zumal in diesem Jahrhundert zahlreiche Freischulen als Gründungen wohlthätiger Personen oder als Versuchsstätten gewisser Vereinsbestrebungen. Gegen das Jahr 1872 gab es angeblich bereits fünftausend Privatschulen neben den Pfarrschulen. Irgend ein Kritiker bezeichnet die Mehrzahl derselben als „Schulen, veranstaltet von alten Jungfern, eingerichtet in einer Hinterhausküche, für zwanzig oder dreißig Kinder, in einem Raum zusammengesteckt, der kaum für sechs groß genug gewesen wäre".

Mögen solche Schulen immerhin den Spott eines erfahrenen Schulmannes herausfordern. Gewiß muß gleichzeitig anerkannt werden, daß eine solche Leistung in einem Lande, das Lord Balfour selbst als ein armes bezeichnet, glänzendes Zeugniß ablegte für die allgemeinste Verbreitung opferwilligen Gemeinsinns. Der Staat hatte Recht, solche Unternehmungen zunächst durch Subventionen zu ermuthigen. In der Mitte der dreißiger Jahre wurden vom Schatzamt sechstausend Pfund bewilligt, zur Dotation von festen Lehrstellen in den vierzig Hochlandsdistricten. Mit dem Jahre 1847 begannen alsdann regelmäßige jährliche Subventionirungen an bedürftige Schulen, woran die Bedingung der Unterwerfung unter Staatsinspection geknüpft war. Etwa 2000 Elementarschulen wurden im Jahre 1871 zum Gegenstand der Berichterstattung von Seiten der Staatsinspection gemacht. Mehr als die Hälfte davon stand in Verbindung mit der schottischen Landeskirche, 500 etwa gehörten der Freikirche, 90 zur englischen Staatskirche und 75 den Katholiken.

Diesem Zustande der Ungleichmäßigkeit zwischen den alten Pfarrschulen und den später entstandenen Privatschulen machte die Gesetzgebung des Jahres 1872 dadurch ein Ende, daß ein völlig gleichmäßiges, auf allgemeiner Schulpflicht beruhendes Schulverwaltungssystem für ganz Schottland eingeführt wurde. Die Dauer des schulpflichtigen Alters, die Schulgeldfrage, Staatsaufsicht und Berichterstattung, das Prüfungswesen, die Gewährung von Staatszuschüssen zu den Bedürfnissen der Schule und Anderes sind einheitlich geregelt. Man würde aber irren, wenn man glaubte, daß seit 1873 die schottische Volksschule deswegen in die Hände der Staatsbehörde übergegangen sei. Ministerielle Regulative, die die Methode des Unterrichts von Staatswegen für Anstalten vorschreiben, deren Kosten von der Gemeinde immer noch der Hauptsache nach getragen werden, wären schon deswegen unmöglich, weil Großbritannien eines

Unterrichtsministers entbehrt und es dem Kopfe eines Schotten jedenfalls nicht einleuchten würde, daß irgend ein Staatsbeamter in London von den Bedürfnissen der Schule mehr verstehen sollte, als die Vertrauensmänner einer Bevölkerung, die seit Jahrhunderten unermüdlich und selbstthätig an der Verbesserung ihrer Schuleinrichtungen gearbeitet hatte. Die Einflußnahme der Staatsregierung ist somit nur eine mittelbare im Hinblick auf Staatszuschüsse und beruht auf dem Institut der Inspectoren, die keinerlei selbständige Anordnungen treffen können, sondern nur die Innehaltung der gesetzlichen Vorschriften zu überwachen haben. Die Volksschule fällt in den Bereich der Selbstverwaltung.

Hauptsache für die verwaltungsrechtliche Seite des Schulwesens bleibt die Leitung durch einen von den Steuerzahlern der Schulgemeinde gewählten Schulrath (school board). In diesem liegt die Vermittlung zwischen dem Schullehrer und den Hausvätern des Schulbezirks. Der Nachtheil, daß in einem Schulrath Mitglieder Platz finden, die von der technischen Seite des Schulwesens wenig verstehen, wird durchaus aufgewogen durch die Beständigkeit eines im Volke allgemein vorhandenen, lebendigen Interesses. Es ist ein schädliches Vorurtheil, wenn man meint, daß die Fragen des Erziehungswesens nur von gelehrten Männern verstanden werden können. In Deutschland wirkt diese Vogelscheuche der technischen Sachverständigkeit nach zwei Richtungen hin nachtheilig. Der Lehrer verliert die Berufsfreudigkeit, wenn ihm von Oben her durch vorgesetzte Obersachverständige überall in Kleinigkeiten hineingeredet und rescribirt wird. Anderseits giebt es wenigstens in Schottland nicht wenige Hausväter, deren praktisches Urtheil in Erziehungsfragen jüngeren Lehrern durchaus nützlich sein kann. Ein Antagonismus zwischen Schule und Haus, wie man ihn vielfach in Deutschland antrifft, findet in Schottland keinen Boden. Der Lehrer bekümmert sich dort mehr um die häuslichen Verhältnisse seiner Schulkinder, die Familie mehr um die Unterrichtsinteressen der Schule. Bei uns klagt man oft auf unfruchtbare Weise über die Schule, ohne die Möglichkeit einer praktischen Ausgleichung zu finden. Lehrer beschweren sich darüber, daß Kinder zu Hause nicht hinreichend zur Arbeit angehalten werden, Eltern darüber, daß die Schule den Kindern zu viel aufbürdet. Die Folge davon ist, daß jede der betheiligten Autoritäten in den Augen der Kinder die andere herabsetzt.

Etwa 68,000 schulpflichtige Kinder erhalten in Schottland häuslichen Privatunterricht. Es befinden sich nach der Schätzung des Registrar-General 680,000 im schulpflichtigen Alter. Wirklich eingetragen in den Listen der vom Staate inspicirten Schulen waren 508,000, was 87 Procent ausmachen würde. Was den Schulbesuch anbelangt, so beläuft sich die Zahl derjenigen Kinder, die als regelmäßige Besucher angesehen werden können, auf 79 Procent der Eingetragenen. Lord Balfour schien mit diesem Ergebniß nicht vollkommen zufrieden gestellt. Meiner Ansicht nach ist dasselbe ein außerordentlich günstiges, wenn man bedenkt, daß die Kinder der Landbevölkerung in zahlreichen Fällen weite Strecken,

bis zu einer halben deutschen Meile, zur Schule zurücklegen müssen und von der Einziehung von Versäumnißstrafen thatsächlich abgesehen wird. Nicht alle Altersklassen sind an dem angegebenen Procentsatz der regelmäßigen Schulbesucher zu gleichen Antheilen aufzuführen. Die jüngste Altersklasse von fünf Jahren, deren Gesundheit im Winter bei besonders rauhem Wetter gefährdet ist, bleibt häufiger aus, als die mittleren Altersklassen. Am besten bestellt ist es mit den Altersklassen von Neun- und Zehnjährigen. Späterhin greift wiederum das wirthschaftliche Interesse ein, wenn die häusliche oder ländliche Arbeit der Kinder einen Nutzen für die Eltern abwirft.

Was die Zahl der in Schottland bestehenden Parochien anbelangt, so schalte ich hier ein, daß dieselben in der Verhandlung der volkswirthschaftlichen Abtheilung von Herrn W. C. Smith, einem Advocaten, auf etwas weniger als 900 angegeben wurden, während England deren 15,000 zählt. Von diesen hatten 280 über 1000, 160 unter 4000 Einwohner. Nur eine einzige schottische Gemeinde hatte weniger als 150 Seelen und eine andere einen Umfang von elf Ackern Landes. Der Bevölkerungsdurchschnitt englischer Gemeinden liegt in der Ziffer von 1500, doch hat die Mehrzahl derselben zwischen 300 und 1000 Einwohner.

Im Großen und Ganzen schien es mir, als ob Lord Balfour dem älteren schottischen Erziehungssystem mehr zugethan war, als den neueren Einrichtungen, die Schottland bis zu einem gewissen Maße von der Einwirkung der englischen Parlamentsmitglieder abhängig machen.

An seine Ausführungen knüpften sich im Laufe des Vormittags die Verhandlungen der Abtheilung für Erziehungswesen an. Zur Discussion stand die Frage: Wie weit und unter welchen Bedingungen ist es wünschenswerth, daß in der Volksschule Unterricht in den höheren wissenschaftlichen Fächern (Latein, Griechisch, Mathematik, Naturwissenschaften) ertheilt werde?

Lord Balfour hatte den gleichsam idealen Standpunkt in dieser Frage vertreten. Ein deutscher Pädagoge würde ihn vielleicht einen Bildungsagrarier nennen. In den Abtheilungsverhandlungen traten die technischen Einwendungen an die Oberfläche. Gegen das altschottische System wurde insbesondere zweierlei nicht ohne Grund eingewendet: Der Volksschullehrer werde, um einige besonders befähigte Jünglinge vorwärts zu bringen, die größte Anzahl der Elementarschüler vernachlässigen und die Universitäten könnten, um ihre Bezugsquellen nicht zu verstopfen, dahin getrieben werden, die Bedingungen der Zulassung nach und nach weiter herabzusetzen.

An Stelle des alten Systems empfahl man, hervorragend befähigte Bauernsöhne, mit Stipendien ausgerüstet, auf eine Mittelschule zu senden, wo es leichter und sicherer sein würde, die Vorbildung für die Universität zu gewinnen. Ueber diese nach allgemeiner Ansicht der Schulfreunde für Schottland wichtige Frage ein Urtheil abzugeben, bin ich natürlich nicht im Stande. Thatsache ist, daß es an guten Mittelschulen für die bürgerlichen Kreise in Schottland bisher fehlt, daß weder der Staat noch die Gemeinde dafür etwas zu thun

gesonnen sind und auch mit Privatmitteln deswegen nichts zu erreichen ist, weil die vermögenden Klassen sich daran gewöhnt haben, ihre Söhne und Töchter theils im Hause unterrichten, theils in den billigen Instituten des Auslandes bilden zu lassen. Die Thatfrage wird also zunächst diese bleiben: Können schottische Volksschullehrer, die eine philologische Bildung mit voller Seminaristen-Schulung verbinden, ohne Nachtheil für ihren nächsten Amtsberuf, der in der elementaren Unterrichtsertheilung liegt, einzelne Zöglinge von besonderer Begabung bis zur Universitätsreife vorbereiten? In Deutschland werden schon unter der Landgeistlichkeit nicht Viele sein, die ihre Söhne in allen Fächern für die Universität vorzubereiten im Stande wären, obwohl sie über ein ganz anderes Maß freier Zeit verfügt, als Volksschullehrer.

Für mich hat sich aus diesen Verhandlungen die Ueberzeugung ergeben, zu der ich seit langer Zeit hingezogen war, daß es weitaus besser wäre, durch Stipendien für die Gymnasialbildung außerordentlich begabter Elementarschüler zu sorgen, als mittelmäßige Kräfte auf den Gymnasien durch die Aussicht auf Stipendien an die Universitäten zu locken. Daß mittelmäßig befähigte und gleichzeitig vermögenslose Personen in die höheren Staatsämter gelangen, ist durchaus nicht wünschenswerth, im Gegentheil sogar höchst nachtheilig, weil die ökonomische Abhängigkeit des Beamten verstärkt und in dem Andrange der Bewerber, deren wirthschaftlicher Nothstand eine gewisse billige Berücksichtigung verlangt, die Laufbahn der besser Begabten nur erschwert und verzögert wird. Ganz abgesehen von dieser Beziehung der vorliegenden Frage zum Staatsamt, muß aber auch anerkannt werden, daß in die Kreise der Land- und Fabrikarbeiter ein Element der socialen Versöhnung und des geistigen Fortschreitens hineingetragen werden würde, wenn durch Gymnasialstipendien in größerem Umfange, als bisher geschah, für das Aufsteigen besonders begabter Kräfte gesorgt würde. Der Verdacht, daß höhere, geistige Ausbildung und höhere Stellungen im Staate ein Privilegium des Reichthums bilden, sollte auf jede mögliche Weise bekämpft werden.

Von dieser Abschweifung auf das Gebiet des schottischen Erziehungswesens kehre ich in mein Hauptquartier zurück. Die Verhandlungen in der Gefängniß-reformabtheilung (Repression of crime section) waren heute deswegen von außerordentlichem Interesse, weil sich eine größere Anzahl von hervorragenden Praktikern, Gefängnißbeamte, Richter, Vorsteher an Besserungsanstalten, Geistliche, Polizeibeamte, daran betheiligten.

Zwei Hauptfragen, die den Anfangs- und den Endpunkt des Verbrechens berühren, gelangten zu gründlicher Besprechung. Die Wirksamkeit der Vereine zum Schutz entlassener Strafgefangener und die Stellung der Criminalpolizei. Vorher war ein einleitender Bericht verfaßt, den der größte der lebenden Gefängnißreformatoren, Sir Walter Crofton, aus Winchester eingesendet hatte.

Das englische Gefängnißwesen ist in seiner verwaltungsrechtlichen Eintheilung ziemlich verwickelt. Es beruht auf einer Trennung der Strafanstalten

für schwerere Verbrecher unter unmittelbarer Leitung der Staatsbehörde (convict prisons) und derjenigen, welche für Grafschaften und Städte (county and borough gaols) auf der Grundlage der Selbstverwaltungsbezirke entstanden und zur Bestrafung minder schwerer Delinquenten bestimmt sind. Ins Deutsche übersetzt, würde diese Scheidung der Sache nach ungefähr der Theilung von Zuchthäusern und Gefängnissen entsprechen. In diesen Strafanstalten besteht mancherlei, was continentale Fachmänner seit langer Zeit grundsätzlich verworfen haben: Die Anwendung unproductiver, körperliche Anstrengung erfordernder Arbeitsmaschinen, die Tretmühle beispielsweise, der Krank oder die Kurbeldrehmaschine, Auspeitschung, Anhäufung großer Verbrechermassen zur gemeinschaftlichen Arbeit auf Regierungswerften. Nach der Einheitlichkeit eines bestimmten einfachen Systems ist von jeher wenig gefragt worden. Im Großen und Ganzen sind aber nach und nach diejenigen Regeln die vorherrschenden geworden, die, unter dem Titel des progressiven Systems, zuerst von Sir Walter Crofton in Irland mit großem Erfolge gehandhabt wurden und von der Mehrzahl der europäischen Gefängnißdirectoren, insbesondere von den die Gefängnißverwaltung von Italien, Frankreich, Schweden, Dänemark, Norwegen, Oesterreich-Ungarn, und der Schweiz leitenden Männern als richtig anerkannt worden sind, im Gegensatz zu den Vertretern des (ausschließlichen) Einzelhaftsystems, die in Belgien, Holland und in Preußen bisher die Oberhand behaupteten. Die herrschende Meinung der Anhänger des progressiven Systems faßt die Aufgabe der Gefängnißreform ungefähr in folgenden kurzen Sätzen zusammen: Einzelhaft für die kürzeren Gefängnißstrafen (etwa bis zu einem Jahre oder auch länger), Combination der Einzelhaft als eines Anfangs- und Einleitungsstadiums mit einer progressiv klassificirten, die Gefangenen bei Nachtzeit trennenden Gemeinschaftshaft nach dem Grundsatz, daß in Gemäßheit guten Verhaltens stufenweise und allmälig in dem Maße, als das Ende der Strafzeit herannaht, größere Erleichterungen eintreten, bis der Gefangene auf Grund seines Wohlverhaltens in ein Stadium eintritt, welches als Zwischenanstalt zwischen Gefangenschaft und Freiheit aufgefaßt ist, und zuletzt unter der Bedingung der Widerruflichkeit im Falle schlechten Betragens unter Abkürzung eines Theils seiner Strafzeit entlassen und unter polizeiliche Aufsicht gestellt wird. Während in der Einzelhaft der passive Bestandtheil des Strafvollzugs in der Fernhaltung der verbrecherischen Ansteckungsstoffe und der Verführung zwar nicht der allein herrschende ist, aber doch der Ausschlag gebende bleibt, will das progressive System durch den positiven Bestandtheil der Charakterbildung und Willensbethätigung im Gefangenen dessen Ansteckungsfähigkeit überwinden, zumal er nach seiner Entlassung dennoch in eine Gesellschaft zurücktreten muß, in welcher Ansteckungsstoffe von ihm nicht fern gehalten werden können.

Was man nun immer von der theoretischen Systemlosigkeit der englischen Strafproceduren sagen mag: feststehend ist die Thatsache, daß in demselben Maße, als die Härte der alten englischen Strafgesetze nachließ, die Zahl der

schweren Verbrechen sich in England gemindert hat. Nach der im Financial Reform Almanack für 1879 enthaltenen Uebersicht, die auf amtlichen statistischen Tabellen beruht, betrug bei einer Bevölkerung von 15,730,815 Seelen die Zahl der Verurtheilungen wegen schwerer Delicte in England 19,927 (Freisprechungen 7,235), im Jahre 1877 bei einer Bevölkerung von 24,547,309 Seelen dagegen 11,942 (Freisprechungen 3903). Die entsprechenden Ziffern für Schottland sind im Jahre 1840: 2909 Verurtheilungen (920 Freisprechungen) und 1877: 2010 Verurtheilungen (638 Freisprechungen), während die Bevölkerung von 2,000,092 auf 3,560,715 gestiegen ist. Was Irland anbelangt, so zählte man 1840 bei einer Bevölkerung von 8,115,521 an Verurtheilungen 34,030, am Ende unserer Periode 16,255 auf eine Bevölkerung von 5,338,906. Rechnet man alle Ziffern unter Berücksichtigung des verschiedenen Bevölkerungsstandes zusammen, so ergiebt sich, daß im vereinigten Königreiche in dem Zeitraum von 37 Jahren die Verbrechen und schweren Vergehungen sich um 60 Procent vermindert haben. Dieser Proceß war kein stetiger, vielmehr ist bis zum Jahre 1854 eine erhebliche Steigerung nachweisbar. Aehnlich verhielt es sich in Schottland, während in Irland das Maximum der Verurtheilungen 1849 erreicht wurde.

In dem schmalen Rahmen dieser Skizzen läßt sich nicht ausführlich darlegen, wodurch diese für manchen continentalen Staat so beschämende Thatsache herbeigeführt wurde. Nur einige Andeutungen lassen sich hier geben. Zunächst in der negativen Richtung: Es ist weder ein einzelner Gesetzgebungsakt, der eine Erklärung liefert, noch die Betonung der wirthschaftlichen Verhältnisse allein, denn auch England hat, zumal während des amerikanischen Bürgerkriegs, große Krisen durchgemacht, und anderseits finde ich, daß in den westlichen Staaten der nordamerikanischen Union, insbesondere in Illinois, Missouri, Indiana, Ohio, Iowa, Kansas und Nebraska in dem Zeitraum von 1873 bis 1878 unter wirthschaftlich günstigen Verhältnissen die Verbrechen schneller gewachsen sind als die Bevölkerung.

Unter den verschiedenen Ursachen, deren Zusammenwirken zu einer Verbrechensverminderung beitrug, möchte ich vermuthungsweise, ohne hier eine Begründung zu geben, nur einige hervorheben, deren Mangel wenigstens theilweise das beklagenswerthe Wachsthum der Verbrechen in manchen Continentalstaaten erklärt:

Das die Bevölkerungszunahme noch überflügelnde, durch die Handelsstatistik nachgewiesene Wachsthum des Nationalreichthums, die Möglichkeit erleichterter Auswanderung der unteren Klassen in ein gleichsprachiges Colonisationsgebiet, die rücksichtslose Strenge, mit welcher der verbrecherischen Sedimentärschicht der Landstreicherei entgegengewirkt wird, die rechtliche und sociale Stabilität der Gesetzgebungsprincipien, die Abwesenheit kirchlich-staatlicher Conflicte, der Mangel einer Partei, welche das Princip der Gesellschaft und des Eigenthums (von Irland abgesehen) in Frage stellt, die Aufrechterhaltung des Rechtsstaates auf dem politischen Gebiete, die mit großer

Toleranz und ohne innere Missionsgedanken geübte Wirksamkeit der Kirchengesellschaften, die ganz allgemeine, den Strafvollzug durchdringende, in Besserungsanstalten und Vereinen hervortretende und überall betheiligte Hilfe der Gesellschaft und das Verhalten der Staatsregierung gegenüber den in der Selbsthilfe zum allgemeinen Besten wirkenden Kräften.

Die Mehrzahl dieser Verhältnisse ist einer Uebertragung auf continentale Zustände nicht fähig. Einige davon sind es aber, und über diese habe ich mich in den Sectionsverhandlungen unserer Abtheilung möglichst genau zu unterrichten gesucht. Drei Hauptpunkte sind wesentlich: Erstens: die thatkräftige und wirksame Unterdrückung der Verbrechensanfänge in der Klasse der jugendlichen Missethäter, der Landstreicherei und Bettelei. Zweitens: die Ergänzung des staatlichen Strafvollzugs durch wirksame Bekämpfung des Rückfalls von Seiten der Gesellschaft. Und drittens: die Unterstützung aller auf diesen Zweck abzielenden Privatthätigkeit durch den Staat, der sich überzeugen muß, daß er mit seinen in der Strafrechtspflege wirkenden Amtskräften nur einen Theil, und zwar einen geringen Theil der möglichen Gegenwirkungen gegen das Verbrechen in Thätigkeit setzt.

Unser erster Verhandlungsgegenstand betraf die Vereine zum Schutz entlassener Strafgefangener.

Eine Reihe von werthvollen Vorträgen ward theils im Namen abwesender, theils von anwesenden Verfassern vorgetragen. Beiläufig: daß nach der Praxis des Congresses, dessen Mitglieder größtentheils geschulte „Debater" sind, die Berichte und Vorträge nach einem Manuscript verlesen werden sollen, halte ich für einen großen Vorzug. Die Wendung auf das Rhetorische, der bloße Redeformcultus wird auf diese Weise eingeschränkt, das sachliche Gewicht der Thatsachen in Hinblick auf die nachfolgende Discussion gehoben.

Wesentlich betheiligt an diesen Vorträgen waren: Mr. T. S. Murray Browne, Ehrensecretär des Gefangenenhilfsvereins zu Chester, Mr. Maddison, Secretär des Verbandes der verschiedenen Hilfsvereine (Reformatory and Refuge Union), J. W. Horsley, Gefängnißcaplan von Clerkenwell, Barwick Baker, den ich unter Zustimmung seiner Freunde im persönlichen Verkehr stets als habitual reformer zu bezeichnen pflege, Capitän Christie, Strafanstaltsbeamter in Edinburgh und Director des Edinburgher Hilfsvereins, der seit dem Jahre 1876 allein 1900 entlassene Gefangene unterstützt hat, Mr. Walter Paterson, Secretär des Hilfsvereins von Glasgow, der hochverdiente, als Richter angesehene Sir Rupert Kettle aus Staffordshire, Capitän Verney, Friedensrichter und Grundbesitzer, ehemals stationirt auf Vancouver's Island, Mr. Macdonald, Sheriff von Porthshire, Sheriff Comrie Thomson von Aberdeen, Mrs. Meredith, die bereits einmal erwähnte Vorsteherin der Nine Elms Mission bei London, Miß Browning von der Religion Association in London u. s. w.

Dies nicht einmal vollständige Verzeichniß der in die Debatten eingreifenden Redner ließ erkennen, welche Fülle von Erscheinungen und Anschauungen aus

verschiedenen Lebenskreisen bei der vorliegenden Gelegenheit vereinigt wurde. Wie ganz anders pflegt es in Continent-Staaten zu sein. Wo der Pastor in einem Besserungsvereine mit seinen Gläubigen „unter sich“ ist, pflegt der Landrichter ihn zu meiden; wo ein Richter an der Spitze eines gemeinnützigen Unternehmens ist, der Verwaltungsbeamte und der Geistliche nicht die zweite Rolle zu führen. Es wäre ungerecht, Dasjenige zu übersehen, was bei uns einzelne Gesellschaften, wie die Westphälische Gefängnißgesellschaft, geleistet haben. Aber die Thatsache bleibt bestehen: Die große Mehrzahl der deutschen Hilfsvereine wirkt ohne einheitlichen Plan, ohne wechselseitige Unterstützung, ohne lebendige Antheilnahme der gebildeten Kreise, weil kirchliche und antikirchliche Stimmungen wesentlich im Vordergrund stehen.

Gerade das Zusammenwirken verschiedener Berufsklassen, der Geistlichkeit, des Richters, des Criminalpolizeibeamten, der Gefängnißdirectoren, der Frauen und der Industriellen, ist für den Erfolg der Gefängnißschutzvereine von höchster Wichtigkeit. Nur so gelingt es, das allgemeinste, schlechthin wesentliche Interesse aller Kreise zu beleben, jene Einseitigkeiten zu heben, die nach natürlichem Gesetze jeder Berufsklasse anhaften, das Mißtrauen zu überwinden, das der entlassene Gefangene gegen bestimmte Kategorien, wie beispielsweise gegen Polizeibeamte, ungerechter Weise haben kann. Daß die Mitwirkung der Polizei außerordentlich werthvoll ist, wenn es darauf ankommt, entlassenen Strafgefangenen Beschäftigung zu verschaffen, wurde in Edinburgh von allen Seiten anerkannt, besonders nachdrücklich aber von Mr. Baker hervorgehoben. Irre ich nicht, so ist er der Urheber eines glücklichen Gedankens, der in seiner eigenen Grafschaft Gloucestershire durchgeführt ist. Die Grafschaftspolizei ist dort das werthvollste Organ für die Unterbringung entlassener Gefangenen. Alle diejenigen, denen es ernsthaft um ihre Besserung zu thun ist, nehmen die Hilfsleistung wohlwollender Polizeibeamten gern an. Ihrer Fürsprache giebt ein Arbeitgeber vorzugsweise Gehör, weil er weiß, daß es in geeigneten Fällen auch Pflicht der Polizei sein würde, ihn vor etwa zu befürchtendem Schaden zu warnen. Die Hauptsache bleibt aber immer die, daß nach dem von Baker aufgestellten Grundsatz bei Unterbringung entlassener Gefangener unbedingteste Offenheit und Ehrlichkeit waltet. Der Versuch, bestrafte Personen unter Verschweigung ihrer Vergangenheit in Arbeitsverhältnisse einzuschmuggeln, ist als nachtheilig und gefährlich aufgegeben worden.

Ich kenne alle diejenigen Bedenken, welche bei uns gegen die Polizeiaufsicht vorgebracht zu werden pflegen, und will nicht behaupten, daß dieselben völlig unbegründet sind. Was England und Schottland anbelangt, ist aber daran zu erinnern, daß die Grafschaftspolizei von dem jeweiligen Ministerium nicht beeinflußt und von Gentlemen geleitet wird. Von irgend welcher Gesinnungsriecherei ist dabei keine Rede. Der Typus des autokratischen Unteroffiziers, der sich bei unmuthigen, durch die Verhältnisse oft entschuldbaren Aeußerungen einer zur verhaftenden Person sofort in Beziehung auf seinen Beruf beleidigt fühlt, gehört zu den selteneren Exemplaren des Polizei-

dienstes. Unleugbar wird das Amt eines Polizisten gerade dadurch veredelt, daß persönliche Hilfsleistungen an Schwache und Elende als ein Theil amtlicher Ehrenpflicht berücksichtigt werden.

Einige Hilfsvereine, von denen es in England gegen vierzig giebt, haben sehr erfreuliche und ermuthigende Resultate aufzuweisen. Sir Rupert Kettles Verein brachte die Zahl der Rückfälligen von 29 Procent auf drei. In Glasgow wurden von 1010 entlassenen Gefangenen nur zehn Procent rückfällig, während vor der Begründung des Vereins von sechszig aus dem Stadtgefängniß entlassenen Personen 41 zu ihrer verbrecherischen Laufbahn zurückkehrten. In Edinburgh besteht für entlassene Frauen die Grove Laundry, in der etwa 38 Personen gleichzeitig Beschäftigung finden, was für die Einzelne einen Jahresaufwand von 2 L. 5 sh. 6 d. verursacht.

Alle Fachkenner stimmten darin überein, daß es zum Gelingen des Hilfswerkes wesentlich sei, dem Gefangenen bei seiner Entlassung kein baares Geld zu geben, seinen Arbeitsverdienst, der in England als Gratification (gratuity) bezeichnet wird, den vom Staat anerkannten Besserungsvereinen zur Verwendung für den einzelnen Gefangenen zu überweisen, Entlassenen die Periode vergeblichen Suchens nach Arbeit zu ersparen, erforderlichen Falls also ein nothdürftiges und vorläufiges Unterkommen in Arbeitsanstalten oder Zufluchtshäusern zu bieten, die Einleitungen endlich zur Unterbringung von Entlassenen möglichst frühzeitig und unter allen Umständen auch während der Haftdauer zu beginnen.

Der Staat seinerseits begreift den Nutzen, der der Strafrechtspflege aus einer geordneten Hilfspflege erwächst. Sind es doch seine Geldaufwendungen, die dadurch verringert werden, daß ihm die Last einer als wahrscheinlich vorauszusehenden Rückfälligkeit erspart wird. Es verdient darum besondere Beachtung, daß nach dem jetzigen Stande der Gesetzgebung die Regierung an die Hilfsvereine jährlich 4000 L. unter folgenden Bedingungen zahlt. Die Gesammtsumme, deren weitere Erhöhung nach den bisher gemachten Erfahrungen schwerlich bezweifelt werden kann, wird mit Rücksicht auf die Durchschnittszahl der unterstützten Personen vom Staatssecretär des Innern auf die einzelnen Vereine vertheilt. Die Gefängnißverwaltung empfiehlt diejenigen Gefangnen, welche sie einer Unterstützung besonders würdig oder bedürftig erachtet. Die Hilfsvereine müssen die Unterstützungssummen zunächst vorschießen. Diese Vorschüsse werden, soweit sie 2 L. für den einzelnen Gefangenen nicht übersteigen, und die von der Regierung bewilligte Subvention ausreicht, demnächst wieder erstattet. Die freiwillig gezeichneten Beiträge der Vereinsmitglieder werden also innerhalb der bezeichneten Grenze verdoppelt. Hierin liegt nicht nur ein Antrieb für die Hilfsvereine, sondern, wie mir wenigstens scheint, ein sehr wichtiger Grundsatz des politischen Lebens. Zwischen dem Gebiet der Staatsverwaltung und dem völlig selbständigen Wirkungskreis des Self-government wird ein Zwischenbau errichtet, der auf der Grundmauer der regelmäßigen, normativen Subvention beruht. Dieselbe Einrichtung beherrscht in England

auch andere Verhältnisse, insbesondere das Erziehungswesen. Alles scheint darauf anzukommen, die Privatthätigkeit anzuregen und sich gegen die Erweiterung der staatlichen Verwaltungssphäre und die Gründung neuer Amtsstellen so lange als irgend möglich zu sträuben. Die Unzulänglichkeit freiwilliger Kräfte ist also, wo es sich um einzelne Aufgaben handelt, zunächst kein Grund, die staatlichen Amtskräfte zu vermehren. Wie sehr man in England bemüht ist, die freie Privatthätigkeit zu erhalten und zu kräftigen, zeigt sich auch darin, daß die rein staatlichen Zuchthäuser einer Besichtigung durch unbezahlte Vertrauensmänner zugänglich gemacht worden sind. Seit dem Januar 1880 sind 24 politisch unabhängige, das heißt außerhalb der Partei- und Amtsbeziehungen stehende Männer zum Zwecke der Zuchthausinspection ernannt. In der diesen völlig unabhängigen Männern zugestellten Instruction heißt es: „Sie werden von Zeit zu Zeit, je nachdem es Ihnen passend erscheint, das Gefängniß besuchen, um den Zustand der Gefangenen, der Strafzucht und Gefängnißverwaltung zu prüfen. Dabei haben Sie sich jedoch irgend welcher Anweisung an die Gefängnißbeamten, sowie jeglicher Einmischung in die Gefängnißverwaltung zu enthalten. Im Gefängniß wird ein Buch ausgelegt sein, in das Sie diejenigen Bemerkungen und Empfehlungen eintragen wollen, die Ihnen geeignet erscheinen. Wenn Sie es vorziehen, können Sie einen Bericht an den Staatssecretär einsenden, der denselben sofort in Erwägung ziehen wird. Die Vorsteher der Staatsgefängnisse sind bereit, Ihnen ihre Unterstützung zu gewähren. Sie haben freien Zutritt zu allen Gefangenen und allen Theilen des Gefängnisses. Sämmtliche Register und alle Bücher sind zu geeigneter Zeit Ihrer Einsicht offen".

Diesen sehr wichtigen Schritt verdankt man dem Tory-Ministerium, das durch die letzten Neuwahlen gestürzt wurde. Die große Mehrzahl continentaler Gefängnißbeamten würde eine solche Inspection der Strafanstalten von Seiten der Laien entweder als amerikanisch oder als verrückt ansehen. Wo bliebe denn da das heilige Amtsgeheimniß der Verwaltung und die Unverletzlichkeit der Dienstinteressen? Noch schrecklicher geht es in Italien zu. Als ich vor einem Jahre die neapolitanischen Gefängnisse besichtigte, wurden wieder mir, dem Ausländer, Papier und Feder vorgelegt, um meine Bemerkungen und Ausstellungen niederzuschreiben. Ich fühlte mich auch durch diese Höflichkeit nicht verpflichtet, mit meinen Bedenken zurückzuhalten.

Im Großen und Ganzen geht durch die neue englische Praxis ein Zug der Humanität und der Milde in der Anwendung des Gesetzes, während das Gesetz selber den Stempel der Strenge vielfach bewahrt. Das Hauptbestreben aller Kreise zielt darauf ab, jeglicher Amtswillkür mit allen verfügbaren Mitteln entgegenzutreten.

Für dieses Bestreben zeugten auch die Verhandlungen über die Einrichtungen der Criminalpolizei, die sich an die Besprechung der Hilfsvereine anschlossen und mit ihr im nahen Zusammenhange standen. Ich kann

es mir nicht versagen, eine Rede zu skizziren, die sich auf diesen Gegenstand bezog und allgemeines Aufsehen erregte.

Mr. Henderson sprach über das Polizeisystem in England und Schottland und trug unter Anderem Folgendes vor:

„Ueber unsere Polizeiangelegenheiten wird viel gestritten. Dieselben hängen unlöslich mit unserer Landesverfassung, mit der Competenz der Gerichte, und den Befugnissen der Polizeigerichte insbesondere, zusammen. Wenn das Verfahren vor den Gerichten mangelhaft ist, darf man von der besten Polizei keine befriedigenden Resultate erwarten. Es ist kaum zu bezweifeln, daß in Ermangelung einheitlichen Zusammenwirkens von Seiten der verschiedenen Polizeibehörden, die gegenwärtig in England und Schottland ganz unabhängig von einander handeln, berufsmäßigen Verbrechern Straflosigkeit gesichert bleibt. Die Ungleichheit in der Verwaltung der Strafrechtspflege, wie sie in den verschiedenen Theilen des Landes besteht, ist ein Gebrechen. Nicht wenig hängt von den persönlichen Eigenschaften der Polizeirichter ab. Die Polizeigerichte verdienen kein allzu großes Vertrauen, weil verhaftete Personen schockweise in kurzer Zeit abgemacht werden. Findet man, daß in großen Städten mehr als hundert Angeschuldigte nicht selten im Laufe einer halben Stunde vom Polizeirichter befördert werden, so fühlt man doch unwillkürlich, daß diese Justiz sehr summarischer Art ist und des moralischen Eindrucks im Publikum entbehren muß. Auf den Ausspruch der Polizeigerichte blickt man daher wie auf eine Lotterie, in der der Angeschuldigte hundert Chancen gegen sich und nur eine für sich hat. Zur Volksthümlichkeit und Wirksamkeit der Criminalpolizei kann nichts mehr beitragen, als das allgemeine Bewußtsein der Staatsbürger, daß gerade der Polizeirichter die Amtsthätigkeit der Polizei auf das Entschiedenste und Sorgfältigste überwacht und mit der Polizei zusammenwirkt, wo es den Schutz der staatsbürgerlichen Rechte und die Niederhaltung des Verbrechens gilt. Die Praxis, sich mit dem bloßen Geständniß des Angeklagten zu begnügen, ohne den Thatbestand des Geschehenen weiter zu erforschen, sollte aufgegeben werden. Geschähe das, so hätte man eine Garantie mehr gegen die aus übermäßigem Amtseifer der Polizei hervorgehenden Ausschreitungen. Die herrschende Praxis in Schottland ist, daß vor den Polizeigerichten der Angeklagte am Tage nach seiner Verhaftung, wenn er sich schuldig bekennt und Weiteres nicht bekannt wird, eine Gefängnißstrafe bis zu sechszig Tagen bekommt, bis wohin die Competenz des Einzelrichters geht. Dabei kann der Eingelieferte zu schlecht wegkommen, wenn sein Fall nicht gründlich geprüft wird, aber auch zu gut, wenn seine Vorbestrafungen unbekannt bleiben. Der Polizeirichter müßte befugt sein, die Photographirung von Gefangenen anzubefehlen. Um sich der besten und gediegensten Kräfte für den Sicherdienst zu versichern, sollte die Criminalpolizei überdies mit einem Pensionsfond versehen werden, weil gegenwärtig die besten Kräfte den Polizeidienst nach kurzer Zeit verlassen, um sich einem anderen Berufszweig zu widmen".

Wer war denn dieser sonderbare Schwärmer, der Angesichts zahlreicher Parlamentsmitglieder die Polizeirichter beschuldigte, voreilige Geständnisse anzunehmen und die Polizei nicht hinreichend zu controliren?

War es etwa ein mißvergnügter Advocat, der eine strengere Untersuchung des Thatbestandes forderte? Keineswegs. Wer strenge Controle der Polizei verlangte, war der Vorstand der Edinburgher Criminalpolizei selber: Chief Constable Mr. Henderson!

Die von ihm gerügte Eilfertigkeit der Polizeirichter ward von einigen Seiten bezweifelt. Von anderer Seite stritt man darüber, ob jener Vorwurf mehr die unbesoldeten ehrenamtlichen Richter oder die besoldeten Berufsrichter treffe. Es stellte sich jedoch heraus, daß Hendersons Angaben nicht übertrieben waren. Der Vorsitzende unserer Abtheilung, Sir James Watson, seines Amtes selbst ein richterlicher Beamter, erkannte an, daß er in ein paar Stunden 80 Polizeifälle erledige, und ein Advocat berichtete, daß heute morgen vor dem Polizeigerichtshof von Edinburgh 32 Fälle innerhalb einer Viertelstunde zu Ende gebracht wurden. Die Gesammtzahl der im Laufe des Jahres vor das Edinburgher Polizeigericht gelangenden, summarisch abgeurtheilten Straffälle beträgt nach Hendersons Angaben 12,000.

Diese Ziffer nimmt sich etwas sonderbar aus im Vergleich zu der bereits erwähnten Verminderung der Verbrechens- und Vergehensfälle. Es mag daher erwähnt werden, daß in den letzten Jahren die kleinen Straffälle, die von den Polizeigerichten abgeurtheilt werden, vornehmlich die Trunkenheitsfälle, sich sehr vermehrt haben. Im Laufe der Debatten kam eine sehr auffallende Thatsache zur Kenntniß der Anwesenden. In dem Polizeigericht zu Edinburgh fungirt die eine Hälfe des Jahres hindurch ein besoldeter und rechtsverständiger Richter, die andere Hälfte des Jahres ein unbesoldeter und nicht berufsmäßig gebildeter Richter.

Meinen heutigen Bericht will ich mit einem Satze schließen, den Herr Henderson seinem Vortrage einverleibt hatte. Der Vorstand der Criminalpolizei sagte auf die Gefahr hin, von etlichen continentalen Collegen für unzurechnungsfähig erklärt zu werden, Folgendes:

„Bei allen Fehlern unseres gegenwärtigen Polizeisystems und bei allem Ruhm der Ueberlegenheit, den man der Polizei anderer Länder spendet, haben wir doch reichlich Veranlassung, uns dazu zu beglückwünschen, daß, wenn unser System in der Entdeckung von Verbrechen nicht eben so viel leistet, obwohl dies bezweifelt werden darf, es sich im Ganzen frei hält von der Anwendung amtlicher Einschüchterung und Spionage und daß die Polizei die Freiheit der Meinungsäußerungen, die Unabhängigkeit der Gesinnungen und das Recht der Staatsbürger respectirt".

IV.

Edinburgh, den 9. October 1880.

Der Held des heutigen Tages war Doctor Beddoe, der als Vorsitzender der Abtheilung für öffentliche Gesundheitspflege zur üblichen Stunde seine sogenannte Adresse an den Congreß vorzutragen hatte. Obgleich ich hervorgehoben habe, daß in Großbritannien das Publikum mehr, als in irgend einem anderen Lande, an der Strafrechtspflege und dem Gefängnißwesen Antheil nimmt, so glaube ich doch wahrgenommen zu haben, daß neben dem Erziehungswesen die öffentliche Gesundheitspflege gegenwärtig im Vordergrund der Interessen steht. Sicherlich ist die theoretische Forschung in den Kreisen der deutschen Naturforscher nicht weniger thätig, als in anderen Ländern. Wenn dennoch in England mehr für die Verbesserung der allgemeinen Gesundheitsverhältnisse geschieht, so beruht dies darauf, daß der Naturforscher mit seinen Mitteln in diesem Punkte nur einen kleinen Theil der gestellten Aufgabe zu lösen vermag. Er bedarf vor allen Dingen der Hilfe einer vom Staat und den Gemeinden sorgfältig gepflegten Statistik, der streng durchgeführten Meldepflichten, einer sachverständig gehandhabten Leichenschau. Dazu tritt die schwierige verwaltungsrechtliche Aufgabe, ein geeignetes Beamtenpersonal für die Zwecke der öffentlichen Gesundheitspflege zu organisiren, die richtige Grenzlinie zu ziehen zwischen der Obsorge des Staates, der Aufgabe der Gemeinde, der Verantwortlichkeit des Einzelnen. Aber auch die beste Gesetzgebung wird auf diesem Gebiete scheitern, wenn sie nicht von der öffentlichen Meinung, dem allgemeinen Verständniß und dem bürgerlichen Gemeinsinn getragen wird. Auf dem Boden der Praxis liegt der Schwerpunkt durchaus in der lebendigen Antheilnahme Aller, in der verständnißvollen Mitwirkung der Familien. Um zu ihrer vollen Wirkung zu gelangen, bedarf die Hygieine auch eines gewissen politischen Bildungsstandes in der Bevölkerung, ganz vornehmlich der Mitwirkung der Frauen, denen die entscheidende Rolle zufällt, das Haus zu hüten, die Zimmer zu lüften, die Reinlichkeit aufrecht zu halten, die Kinder zu gewöhnen, die Kranken zu pflegen. So vollzieht sich auf diesem Gebiete ein gewisser Kreislauf der Dinge. Die Frauen waren in den Anfängen der menschlichen Cultur die ersten Wundärzte. Sie sind im modernen Staat die ersten Gesundheitsbeamten im Haushalte des Familienlebens, oder doch berufen, es zu werden, wo sie es noch nicht geworden sind. Die besonders große Anzahl der heute anwesenden Frauen ist ein Beweis dafür, daß in Edinburgh, dessen Gesundheitszustände früher der allerschlimmsten Art waren, das Verständniß der in der öffentlichen Hygieine gestellten Aufgabe weit verbreitet ist. Auf die segensreiche Wirksamkeit der Ladies' Sanitary Association ist wiederholentlich in Deutschland hingewiesen worden, ohne daß es bisher gelungen wäre, das Interesse der Frauen in dem wünschenswerthen Maße anzuregen. Auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege vornehmlich bestraft sich jene engherzige Auffassung, welche, mit Eigennutz gepaart, die höheren Bildungsbestrebungen des weiblichen Geschlechts mit Mißtrauen begleitet, so wie

jener auch in ärztlichen Kreisen gelegentlich hervortretende Kastengeist, der Alles mit sachverständigen Kräften bewältigen will, ohne den Werth des Laienelements zu begreifen, der in der Gesundheitspflege mindestens eben so wichtig ist, wie auf dem Boden der Selbstverwaltung und der Strafrechtspflege. Hat man einmal erkannt, daß diese Lebensfrage der modernen Gesellschaft mit allen Mitteln ergriffen werden muß und daß das oft citirte Wort: mens sana in corpore sano nicht blos auf einzelne Menschen Anwendung findet, sondern auch auf die Gesellschaft, und somit zu der Formel führt, daß ein gesundes Volksleben und ein gesundes politisches Kraftgefühl nur in einem durchschnittlich gesunden Volksleibe möglich ist, so ergiebt sich daraus, daß auch der Volkserziehung eine Beziehung auf die öffentliche Gesundheitspflege namentlich dadurch gegeben werden muß, daß die Fähigkeit des richtigen Beobachtens, des genauen Sehens der Thatsachen durch naturwissenschaftlichen Unterricht in höherem Maße, als bisher anerkannt ist, einer Ausbildung bedarf.

Dies sind die Schlußbetrachtungen, zu denen ich durch Beddoe's Vortrag meinerseits geleitet wurde. Manches oder vielleicht das Meiste von dem, was Doctor Beddoe sagte, ist denjenigen deutschen Sachverständigen bekannt, die sich mit den in dieser Hinsicht so beachtenswerthen Einrichtungen Englands fortdauernd beschäftigen. Manches Andere machte mir den Eindruck der Neuheit und schien, wie ich aus den nachträglichen Privatgesprächen entnahm, auch Edinburgher Aerzten nicht bekannt gewesen zu sein. Ich beschränke mich bei der Auswahl der von mir zu berichtenden Mittheilungen auf das dem allgemeinen Interesse der nicht sachverständigen Kreise zugängliche Gebiet. Dr. Beddoe selbst schien die ihm gebotene Gelegenheit zu dem Zwecke benützt zu haben, unter Verzichtleistung auf den Glorienschein des Fachgelehrten eine Reihe besonders wichtiger Punkte zur Kenntniß eines größeren Publikums zu bringen.

Die seit hundert Jahren in den schottischen Gesundheitsverhältnissen eingetretenen Veränderungen, sagte er, sind wesentlich bedingt durch die wirthschaftliche Umgestaltung des öffentlichen Lebens, durch den Uebergang einer früher vorwiegend ackerbautreibenden Bevölkerung zum städtischen und industriellen Arbeitsbetrieb. Gewerbliche Arbeitstheilung, wirthschaftlich genommen ein Vortheil, wirkt wegen der damit verbundenen Nachtheile auf Leib und Seele schädlich. Folgeweise steigert sich das Bedürfniß nach Aufregung und Nervenreizung aller Art. Mit der ungeheuren Ausdehnung der Kohlen- und Eisenindustrie wachsen auch die Gefahren für das menschliche Leben und die Zahlen der Unglücksfälle. Gasbeleuchtung und Petroleum führen zu einer Ausdehnung der Arbeit bei Nachtzeit, zur Erhitzung und Verschlechterung der Luft in den Arbeitsräumen. Unzertrennlich von den modernen Verhältnissen war der schlechte Zustand der großstädtischen Arbeiterwohnungen. Zwar ist in neuerer Zeit mancherlei erreicht worden. Durch verbesserte Anlage der Wohnhäuser hat sich Lungensucht einigermaßen und Unterleibstyphus sogar sehr erheblich vermindert; allein bei der üblichen Leichtigkeit des Mauerwerkes, der Schlechtigkeit des Mörtels und der Oberflächlichkeit der Bedachungsarbeiten ist

es unmöglich, warme und trockene Häuser herzustellen. Gewisse Krankheiten namentlich des Herzens und Gehirns, sind im Wachsen begriffen. Zuweilen haben sogar gewisse Verbesserungen in der Construction der Wohnungen ein den gehegten Erwartungen geradezu entgegengesetztes Resultat. In manchen Hochlandsgegenden versuchten die Grundeigenthümer, an Stelle der alten Hütten, in denen eine kräftige und gesunde Bevölkerung gelebt hatte, anständigere, luftdichter verschließbare Wohnungen für ihre Arbeiter zu errichten. Die Folge davon war das Auftreten von sehr bösen Schwindsuchtsfällen, in solchen Gegenden, die davon freigeblieben waren. Das Element der Gewöhnung an bestimmte hergebrachte Wohnungsverhältnisse und die Art des Luftzutritts in die Wohnungen darf bei der Bevölkerung nicht außer Acht gelassen werden. Der bessere Verschluß der Fenster und die wirksame Abschließung der frischen Luft wurde für jene Gebirgsbewohner vielleicht eine Todesursache. Im Allgemeinen ist das von Dr. Farr aufgestellte Gesetz überall zutreffend, wonach mit der Dichtigkeit der Bevölkerung die relative Sterblichkeitsziffer erhöht wird. Die städtischen Hochbauten sind für viele Personen nachtheilig. Unverhältnißmäßig viele Londener Dienstmädchen leiden wegen des übermäßigen Treppensteigens an Anämie und Functionsstörungen des Herzens. Neben der gegenwärtig zu ausschließlich betonten Vorsorge für reines Trinkwasser und Städtereinigung muß auch überall mehr auf den Baugrund geachtet werden, dessen Undurchlässigkeit und Feuchtigkeit ein Grund der Schwindsucht ist, welcher unterirdischen Gefahr die überirdische Gefahr der Rauchansammlung in der städtischen Atmosphäre zur Seite tritt. Unter der städtischen Bevölkerung leiden am meisten die neu hinzuwandernden Elemente, die aus ihren gewohnten Verhältnissen ausscheiden, und in ungewohnte, ungesunde Existenzbedingungen eintreten. andererseits zeigt sich, daß die alten italienischen Patrizierfamilien, die seit dem Mittelalter in den Städten leben, gesund und kräftig bleiben. Auch die Juden, die fast nur in Städten leben, vermehren sich stark und sind durchschnittlich gesund.

Im Allgemeinen scheint sich die industrielle Bevölkerung in Schottland auf der Bahn der physischen Degeneration zu befinden und zwar der männliche Theil derselben in höherem Maaße, als der weibliche. Auch der Schädelumfang scheint sich zu verkleinern, doch wird man Genaueres erst erfahren, wenn das von der British Association eingesetzte anthroprologische Comité seine Arbeiten beendigt haben wird.

Weiterhin berührte Dr. Beddoe die Impffrage, wobei er sich als entschiedener Anhänger des Impfzwanges im weitesten Umfange zeigte. Was er über diesen Punkt andeutete, ist nicht ohne erhebliches Interesse für die Juristen.

Die englische Regierung ist bei der Durchführung der Impfgesetzgebung bekanntlich auf einen sehr erheblichen Widerstand gestoßen. Es fehlte nicht an Impfgegnern, welche sich durchaus zur Wehre setzten und mit der Resignation oder Hartköpfigkeit eines culturkämpferischen Caplans Geldstrafe und Gefängniß

über sich ergehen ließen. Es scheint nun, daß weichherzige Mitglieder des gegenwärtigen Cabinets durch dieses Martyrium gerührt wurden, denn man brachte einen Entwurf in das Parlament, wonach verirrte Impfgegner nach Bezahlung einer einmaligen kleinen Geldbuße mit dem Impfzwange verschont werden sollten. Dr. William Jenner, ein Nachkomme des berühmten Jenner, hat diese Concession, wie Dr. Beddoe berichtete, auf verdiente Weise lächerlich gemacht, indem er sagte, lieber möchte die Regierung doch Erlaubnißscheine verkaufen, wodurch die Inhaber berechtigt würden, ihre Kinder ungeimpft zu lassen, und das Pockengift im Lande zu verbreiten.

In der That ließe sich ein unglückseligeres Compromiß zwischen Impfzwang und Impffreiheit nicht denken. Giebt es in einem solchen Falle überhaupt ein Compromiß? Da heißt es wohl schlechthin: Entweder — oder!

Nach einer dem Unterhause im März zugegangenen Berichterstattung hatte der Impfkrieg bis dahin den Erfolg gehabt, daß 81 Personen wegen Widersetzlichkeit oder Ungehorsams eingesperrt, 3929 dagegen mit Geldbuße belegt wurden. Bei der großen Mehrzahl genügte eine einmalige Geldbuße; bei 614 mußte zu mehrmaligen Geldbußen geschritten werden. Nur 32 Personen ließen sich mehr als sechsmal bestrafen. und 14 Personen mehr als ein Mal einsperren.

Das gegenwärtig angewendete und als wirksam befundene Zwangsystem besteht in der mehrmaligen Wiederholung kleiner Geldbußen in nicht zu kurzen Zwischenräumen, damit den Widerspenstigen Zeit gelassen wird, sich zu besinnen. Die Zähmung ist auch um so schneller gelungen, als zur Beruhigung besorgter Aeltern für Lymphe von Kälbern gesorgt werden soll.

Diese mit der Geldbuße gemachten Erfahrungen sind lehrreich. Sie bestätigen, was auch bei anderen Gelegenheiten bemerkt wurde, daß die meisten Menschen ein Martyrium in Gestalt der Gefängnißstrafe eher übernehmen und länger aushalten, als in Gestalt der Geldstrafen. Sehr hohe Geldbußen haben sich früherhin in England wirksamer gegen den Zweikampf erwiesen, als Freiheitsstrafen. Nicht wenige Criminalisten in England billigen den von Baker energisch verfochtenen Vorschlag, die Androhung der Freiheitsstrafen auf das Gebiet des schlechthin Nothwendigen zu beschränken, übrigens aber die Freiheitsstrafe durch Geldbuße zu ersetzen, die der minder Vermögende alsdann in kleineren, vom Richter festgestellten Raten zu bezahlen haben würde. Man nimmt mit vollem Rechte an, daß die zu häufige Androhung von Freiheitsentziehung der moralischen Wirkung der Bestrafung Eintrag thue. Das Gesetz über die Polizeirechtspflege vom Jahre 1879 (Summary Jurisdiction Act) hat dieser Auffassung der Zweckmäßigkeitsverhältnisse und der Ausdehnung der Geldbußen auf Kosten der Gefängnißstrafe Rechnung getragen.

Der Impfkrieg bietet in mancher Hinsicht Analogien mit dem festländischen Culturkampf. Man kann Denjenigen, die sich gegen eine ihrer Ansicht nach verderbliche Maßregel auflehnen, menschliche Hochachtung nicht versagen und muß sogar anerkennen, daß es für Eltern, die von der Schädlichkeit der

Impfung überzeugt sind, eine Gewissenssache werden kann, ihre Kinder zu behüten, indem sie sich selbst der Bestrafung durch den Staat preisgeben. Der moderne Staat duldet aber so wenig, wie eine im Gange befindliche Dampfmaschine, daß in das Räderwerk eingegriffen wird. Erfreulich wäre es aber, wenn man überall gewissenhaft und ernst erwägen wollte, ob nicht, ohne Preisgebung nothwendiger Zwecke, unter thunlichster Schonung gewissenhafter Ueberzeugungen, die Dampfmaschinerie in jenen langsameren Gang gesetzt werden kann, der nach neueren englischen Erfahrungen zur Durchsetzung des Impfzwanges ausreichend erscheint. Es ehrt die Gesetzgeber, wenn sie bei unvermeidlichen Uebergangszuständen auch ihrerseits Geduld zeigen, und anderseits ist anzuerkennen, daß das öffentliche Rechtsbewußtsein immer geschädigt wird, wenn eine heute noch straflos gelassene und als erlaubt geltende Handlung, um bloßer Zweckmäßigkeitsgründe willen von morgen an unnachsichtlich mit strengen oder schnell auf einander folgenden, in das Gebiet des Unendlichen fortschreitenden Executivstrafen belegt wird.

Vom Impfzwange gelangte Dr. Beddoe zu der Kernfrage: Was, außer den bisher ergriffenen Maßnahmen zur Verbesserung der allgemeinen Gesundheitsverhältnisse geschehen könne?

Als wichtigste Punkte betrachtete der Redner die Concentration und wirksame Organisation des Sanitätspersonals, die Verbesserung der Baupolizei vom Standpunkte der gesundheitlichen Interessen, die Wiederherstellung der Reinheit des Wasserlaufs in den Strömen und Wasserleitungen, die Einführung ärztlicher Aufsicht über die Schulen im Hinblick auf die nachgewiesene Steigerung der Kurzsichtigkeit. Als schwer zu rügende Verstöße gegen die Baupolizei rügte der Redner die Zulässigkeit des Häuserbaus auf solchen Strandstrecken, die innerhalb der Fluthgrenze liegen, die Ueberbauung von städtischen Abzugsröhren, die centrale Lage vieler Closets. Beachtenswerth erschien mir insbesondere, daß die Prüfung des Bauplans und die Besichtigung des fertigen Baues als durchaus unzureichend bezeichnet und eine gesetzlich vorgeschriebene sachverständige Beaufsichtigung desjenigen Baustadiums verlangt würde, in welchem die Abzugsröhren, Ausflußeinrichtungen und Senkgruben angelegt werden, zumal wo nach deren Fertigstellung die wirkliche Beschaffenheit der Arbeiten dem Auge des Beschauers entzogen bleibt.

Im Zusammenhang mit seinen Auseinandersetzungen über die Nothwendigkeit verbesserter Ventilation berichtet Dr. Beddoe eine hübsche Anekdote. Ein bekannter Arzt, Doctor Gregory pflegte auf seinen Rundgängen seinen typischen Spazierstock, wenn er in die Behausung eines Kranken trat, nicht abzulegen, sondern unter der linken Achselhöhle in horizontaler Lage zu tragen und, wo er im Krankenzimmer bei Fiebernden schlechte Luft fand, durch eine regelmäßig wiederkehrende Ungeschicklichkeit in seinen Rückwärtsbewegungen mit dem Stocke eine Scheibe einzustoßen, die er später, wenn das Fieber verschwunden war, bei ärmeren Leuten durch seinen vielbeschäftigten Glaser auf eigne Kosten wiederum repariren ließ.

Als dieser mit vielem Beifall aufgenommene Vortrag beendigt war, versuchte ich im Gespräche mit ärztlichen Sachverständigen genauen Aufschluß darüber zu erlangen, was in Schottland gegen die Verbreitung gewisser Epidemien durch die Schulen, wie beispielsweise der Masern, des Scharlachfiebers, der Diphtherie und des Keuchhustens, bisher geschehen ist, oder ob man hinreichende statistische Materialien zur Beurtheilung der in dies Gebiet fallenden Aufgabe bisher gesammelt habe?

Es war mir unmöglich, genügende Auskunft über diesen Punkt zu erlangen. Anderseits war ich selbst zu wenig vorbereitet, um die Frage beantworten zu können, ob in Deutschland den gerade unter schulpflichtigen Kindern häufig vorkommenden Ansteckungsfällen planmäßige Aufmerksamkeit zugewendet werde, Unvorbereitet, wie ich auf diese Frage war, mußte ich mich damit begnügen, der Aufforderung zu entsprechen, meine persönliche Ansicht als Laie auszusprechen. Mir scheint, daß Krankheitsmeldungen in bestimmt bezeichneten Fällen, wie bei Diphtheritis, Scharlach und Keuchhusten, sofort an die Schulanstalten mitzutheilen wären, daß von Amtswegen im Unterricht auf diejenigen Symptome hinzuweisen sei, bei deren Vorhandensein sich Schüler zu einer Untersuchung bei ärztlichen Schulinspectoren vorzustellen haben, und daß Reconvalescenten bei ansteckender Hautkrankheit (Pocken, Scharlach) nur auf Grund eines ärztlichen Erlaubnißscheines wiederum zu den Unterrichtsstunden zugelassen werden sollten. Innerhalb meiner sehr bescheidenen Erfahrung kenne ich doch etliche Fälle, in denen Eltern aus Ersparnißgründen die ärztliche Untersuchung bei solchen Kindern, die sich über verdächtige Symptome beschwerten, ungebührlich verzögerten, und andere Fälle, in denen man genesende Kinder, „um sie los zu sein", wiederum in die Schule sendete, ohne irgend nur daran zu denken, daß Andere wohl in Gefahr gebracht merden könnten. Wo in Deutschland, wie namentlich an den Mittelschulen, ein Schulgeld erhoben wird, ließen sich durch einen, allen umsichtigen Eltern sicherlich willkommenen und nebenher auch sehr geringfügigen Zuschlag die Mittel beschaffen, um für schulärztliche Unterstützung in Fällen gefährlicher Epidemien zu sorgen und der Verbreitung ansteckender Krankheiten durch die Schule entgegenzuwirken. Soweit als die allgemeinen Bedingungen der Hygieine in den Schulen, die Vertheilung des Lichtes, die Regelmäßigkeit der Luftveränderung, die richtige Erwärmung, die passende Einrichtung der Schulgeräthe in Betracht kommen, kann es zugleich keinem Zweifel unterliegen, daß die Gemeinden zu den erforderlichen Leistungen verpflichtet sind. So lange freilich die Mehrzahl derselben Eltern, die in Fällen ernsthafter Erkrankung Alles für ihre Kinder herzugeben bereit sind, über die Bedingungen der Gesundheitserhaltung in grober Unkenntniß und gegen die Verhinderung der Erkrankung selbst in unbegreiflicher Gleichgiltigkeit verharren, wird selbst in dem „Musterlande des Schulwesens", als welches Deutschland bei den Engländern angesehen zu werden pflegt, für die gründliche Verbesserung des Schulgesundheitswesens wenig geschehen. Mir scheint, daß — zunehmende Kurzsichtigkeit abgerechnet — auch in England und Schottland diesen Dingen

weniger Aufmerksamkeit, als zu wünschen wäre, zugewendet wird. Diese Unterlassung ist aber verzeihlicher, wenn man bedenkt, daß der Schulzwang jüngeren Ursprungs ist.

Da ich nun einmal so dreist war, über meine eignen Fachparzellen hinauszuschweifen und in das Allerheiligste einzutreten, das den Priestern des Aesculap vorbehalten ist, so kann es mir nicht darauf ankommen, den meiner Respectwidrigkeit gebührenden Tadel um einige Ellen zu vergrößern.

Ich will noch erwähnen, was in Edinburgh, dessen medicinische Facultät eines hohen Ansehens genießt, während der heutigen Verhandlungen in der Unterrichtssection über deutsche Aerzte geurtheilt wurde.

Professor Struthers von Aberdeen sagte, indem er mehrere bornirte Angriffe von Deutschland abwehrte: Es sei für ihn zweifellos richtig und in seinen Augen wie nach der allgemeinen Auffassung des ärztlichen Standes höchst wunderbar, daß die deutschen Aerzte durchschnittlich in Angelegenheiten der öffentlichen Gesundheitspflege sehr mangelhaft unterrichtet seien. In allen solchen Dingen, die mit der Ventilation der Gebäude oder Canalisationsanlagen im Zusammenhange ständen, seien sie weit hinter ihrem Zeitalter zurück.

Wäre dieser Vorwurf begründet, worüber Andere urtheilen mögen, so würde sich damit wiederum eine interessante Perspective in dem Zusammenhang der wissenschaftlichen Verhältnisse mit dem öffentlichen Leben herausstellen. Der ausgezeichnete Stand unserer medicinischen Unterrichtsanstalten, von denen so viele Ausländer aus allen Weltgegenden Nutzen ziehen, würde vorwiegend dem individuellen Kranksein und der ärztlichen Behandlung des einzelnen Menschen, weniger der öffentlichen Gesundheitspflege und dem Präventiv-Zweck entsprechen, während in England das politische Bewußtsein, das im öffentlichen Recht sich stärker ausprägt, als im Privatrecht, auch den Entwicklungsgang der medicinischen Wissenschaft beeinflußt haben dürfte.

Ich gedachte soeben eines von Professor Struthers abgewendeten Angriffes auf Deutschland. Der Vorsteher des Methodistischen Priesterseminars zu London, Dr. Rigg las einen Vortrag über „Erziehungsresultate und Erziehungsfehler auf Grund der in verschiedenen Ländern der Welt gemachten Erfahrungen". Das englische Volk, behauptete er, sei höher und gründlicher gebildet, als Deutsche und Franzosen. Daraus, daß Deutschland die am besten einexercirten Lehrer und Schüler habe, folge keineswegs, daß Deutschland nun auch das am höchsten gebildete Volk sei. Einige der schlimmsten Dörfer in Irland könnten ganz wohl mit den Wohnstätten der mittleren Klassen in deutschen Städten verglichen werden. Die Aufklärung einer Nation müsse auch nach den Beziehungen der Geschlechter unter einander beurtheilt werden. Dies werde durch Mayhew's Buch über Deutschland und durch ein anderes Buch bewiesen, dessen Verfasserin, eine vornehme englische Dame, lange Jahre in Deutschland gewohnt habe. Kein englischer Handarbeiter werde seine Frau in so roher Weise behandeln, wie ein deutscher Bauer. Nur in der Musik und in den schönen Künsten sei Deutschland hervorragend. Aber diese musikalische

Bildung komme nicht von der Schule, sondern — aus den Hofconcerten der zahlreichen kleinen Fürsten, die früher über Deutschland herrschten, aus den geistlichen Messen und Chorälen, sowie aus den Kriegsliedern. Der englische Landmann sei viel besser als der deutsche Bauer, der, nachdem er die Schule verlassen, wenig oder gar nichts lese. Die Mittelschulen werden in England, hoffentlich für immer, der freiwilligen Thätigkeit überlassen bleiben. Der große Mangel in den unteren Klassen der englischen Bevölkerung sei Sorglosigkeit und Unwirthschaftlichkeit.

In diesem Unsinn eines methodistischen Geistlichen, der seine Kenntnisse von Deutschland aus zwei allgemein als einseitig anerkannten Schriften geschöpft hatte, war — Methode. Es war ehrenhaft, aber überflüssig, daß ein deutscher Professor der Nationalökonomie (wahrscheinlich ein Jude von Herkunft), Herr Heinemann aus London, diesen Angriff bündig zurückwies. Bereits vor ihm hatte Professor Struthers das Wort genommen, und erklärt, daß er die abfällige Beurtheilung eines großen Landes bedauere, in dessen Unterrichtsanstalten allgemein das größe Vertrauen gesetzt wurde, obwohl darin mancherlei Mängel vorkommen möchten, wie beispielsweise die unzulängliche Berücksichtigung körperlich bildender Jugendspiele. Gar nicht genug könne man die Pflege des höheren Unterrichtswesens von Seiten der deutschen Staatsregierungen anerkennen. In Bonn beständen zwei theologische Facultäten, deren Lehrer unter dem Dache eines und desselben Gebäudes neben einander wirken. Das wäre in Schottland unmöglich, man würde einander an die Hälse springen. Wenn irgend ein Professor der Theologie hier zu Lande seine Stimme für Lehrfreiheit einsetzen wollte, so würde im ganzen Lande ein Geheul sich erheben.

Auch die große Ungerechtigkeit, mit der behauptet worden war, daß in Deutschland die Frauen von ihren Männern roh behandelt würden, war durch Mr. Rendell von Leith gerügt worden, indem dieser den freilich gleichfalls übertriebenen Ausspruch von Cobden anführte, wonach die Manieren einer französischen Wäscherin eben so gut sein sollen, wie diejenigen einer englischen Herzogin.

Mir selbst ist in zahlreichen Gesprächen von englischen Polizeibeamten versichert worden, die Beibehaltung der Prügelstrafe sei in England deswegen nothwendig, weil man eines Schutzmittels bedürfe, um die Frauen der unteren Bevölkerungsklasse gegen rohe Mißhandlungen von Seiten völlig verwilderter und betrunkener Ehegatten (die sogenannten vomen-beaters) zu sichern. Ebenso ist es eine beklagenswerthe Thatsache, daß Trunksucht unter den Frauen der Arbeiterbevölkerung in England nicht selten vorkommt.

Wenn von einigen Schriftstellerinnen die Deutschen beschuldigt werden, daß sie ihre Frauen vernachlässigen, so beruht diese Behauptung auf einem Mißverständniß. Man vermischt den gerechten Vorwurf, daß der höheren Bildung der Frauen in Deutschland vielfach kleinliche Hindernisse in den Weg gelegt werden, mit dem ungerechten Vorwurf, daß Frauen roh behandelt werden.

Es ist eine schwierige und undankbare Aufgabe, die moralische Bildung

und die Gesittungszustände zweier Culturvölker mit einander zu vergleichen. Die erste Regel ist jedenfalls diese, daß der einzelne Beobachter sich hüte, die von ihm gelegentlich gemachten Wahrnehmungen zu verallgemeinern. Insbesondere bietet eine Vergleichung zwischen England und Deutschland deswegen so große Schwierigkeiten, weil das gesellschaftliche Gefüge beider Länder so völlig verschieden geartet ist. Vor der Hand wird man am sichersten gehen, wenn man bei der Bemessung der Culturzustände Engländern nur diejenigen Mängel endgiltig zurechnet, die von den besten Männern ihrer eigenen Nation als Reformbedürfnisse anerkannt sind, und wenn man sich dann weiterhin die Frage vorlegt, ob geeignete Anhaltspunkte für die Vergleichung überhaupt gegeben sind.

Stellt man sich auf eine solche Basis, so dürfte man von der Wahrheit nicht zu weit abirren, wenn man zunächst behauptet, daß der Sittenzustand in den untersten Schichten der großstädtischen Fabrikbezirke in England bis jetzt ungünstiger beschaffen ist, als in Deutschland, wobei aber wiederum zu erwägen bleibt, daß die industrielle Entwickelung in England eine viel mehr beschleunigte und großartigere gewesen ist. Anderseits finden wir in der englischen Arbeiterbevölkerung eine Schicht, die höher steht, als die deutschen Arbeiterklassen. Dahin gehören jene, mit seltener Thatkraft, Mäßigkeit und Ausdauer begabten Männer, die mit eigenen Mitteln Leseinstitute gründen, durch gründliche Discussion wirthschaftliche Streitfragen erledigen, eine außerordentlich leistungsfähige Wochenpresse aufrecht erhalten und in lebenslänglicher Entsagung insbesondere durch Verzichtleistung auf den Genuß geistiger Getränke darnach streben, eine feste Häuslichkeit für die Ihrigen zu erwerben.

Der Bauernstand, der in gewissen Theilen Deutschlands, namentlich am Rhein, in Westphalen, in Thüringen und in Süddeutschland so zahlreich vertreten ist, findet in England kein Gegenstück. Vergleicht man hinwiederum den englischen Großgrundbesitz mit dem in Mecklenburg und in gewissen Theilen Preußens bestehenden Latifundiensystem, so dürfte nach der wirthschaftlichen und socialen Seite der Vergleich zu Gunsten der englischen Landgentry ausfallen. In den mittleren Schichten des Gewerbes und des Handels erkennen die Engländer an, daß die Bildungsmittel in Deutschland gleichmäßiger vertheilt und allgemeiner zugänglich sind, anderseits scheint mir, daß wirthschaftlicher Unternehmungsgeist und manche Charaktereigenschaft, namentlich Ausdauer, Zuverlässigkeit und Selbständigkeit in England eine höhere Entwickelung erreicht haben. Seltener als in continentalen Ländern, findet man die Untugenden der Streitsüchtigkeit und nachbarschaftliche Unverträglichkeit, was mit den Wohnungsverhältnissen zusammenhängen mag. Die Selbständigkeit, die jeder Einzelne für sich beansprucht, wird auch anderen Menschen eingeräumt. Mängel der englischen Civilrechtspflege mögen es zu Wege gebracht haben, daß kleinliche Proceßstreitigkeiten gemieden werden. Leider ist es mir unmöglich, Dasjenige zu beweisen, was sich im Laufe der Jahrzehnte in mir als Ueber-

zeugung im Verkehr mit wohlwollenden Ausländern und erfahrenen, aus überseeischen Ländern zurückgekehrten Deutschen befestigt hat, daß nämlich unserem Exporthandel großer Schade durch diejenigen nur zu zahlreichen Elemente zugefügt wird, die in Handel und Wandel entweder sich unzuverlässig oder streitsüchtig erweisen, indem mit kleinlicher Rechthaberei an Streitpunkten festgehalten wird, die in den Geschäftsbeziehungen großer englischer Häuser nur die Dauer von Minuten beanspruchen.

Drei Ausflüge waren für den heutigen Nachmittag in Vorschlag gebracht.

Erstens auf dem Arthurssitz, jenen den Besuchern Edinburghs unvergeßlichen, östlich von der Stadt gelegenen Berg, dessen scharf geschnittene Kanten, von gewissen Punkten aus gesehen, dem Monte Pellegrino bei Palermo sehr ähnlich sehen. Professor Geikie hatte für die Theilnehmer einen an Ort und Stelle zu erläuternden Vortrag über die geologische Formation, Mr. Sadler einen zweiten über die Flora der Gegend angekündigt.

Zweitens nach der Besserungsanstalt „Wellington Reformatory" und den in der Nähe zu Penicuik gelegenen Papiermühlen des Herrn Cowan, der die Theilnehmer zu einem bei ihm abzuhaltenden Luncheon geladen hatte.

Drittens nach Dalmeny Park, wohin der Besitzer Earl of Rosebery die Congreßmitglieder geladen hatte. Die Wahl zwischen diesen verlockenden Anerbietungen zu treffen, war für mich schwer. Von Rechts- und Berufswegen hätte ich mich für die Besserungsanstalt entscheiden sollen. Ich hatte jedoch in den vorangegangenen Tagen so viel von Verbrechern gehört, daß es mir im Interesse des psychischen Gleichgewichts schließlich doch wünschenswerther erschien, landschaftliche Reize in Gesellschaft guter Freunde zu bevorzugen.

Also nach Dalmeny Park, wohin wir etwa um halb drei Uhr aufbrachen. Der Weg führt uns in nordwestlicher Richtung auf Queensferry und zweigt sich alsdann nach jenem herrlichen Landsitze ab, dessen Umgebung, wenigstens auf der westlichen Seite, zu den landschaftlichen Motiven gehört, die Walter Scott in seinem „Antiquar" geschildert hat. Der Park mit seinen riesigen Bäumen, die seit dem Tode des großen schottischen Dichters wiederum um eines Menschenalters Spanne höher gewachsen sind, gewährt herrliche Ausblicke auf den Firth of Forth auf die in demselben eingestreuten Felseninseln an Inchkeith, Cramad und Inchcolm, die gegenüber liegende Küstenlandschaft und den alten Seepaß am Queensferry, über die vor Herstellung der neueren Eisenbahnlinien der Hauptverkehrsweg nach den Hochlanden und den nordöstlichen Grafschaften führte. In unmittelbarster Nähe des Strandes liegt Barnbugle-Castle, das der gegenwärtige Eigenthümer Graf Rosebery, wie man sagt, dem ursprünglichen Plane entsprechend, wiederherstellen läßt. Ehemals gehörte das Schloß den Moubrays. Die Sage geht, daß ein alter, dänischer Krieger, als vor vielen hundert Jahren ein Dänengrab weggeräumt worden war, so lange auf die

allerzudringlichste Weise spukte, bis der Grabhügel wiederum zugeschüttet wurde. Die Genealogen werden vielleicht noch die Urkunden auffinden, aus denen hervorgeht, daß dieser alte Nachtschwärmer ein Verwandter von Hamlet war, was eine für den modernen Spiritismus gar nicht unwichtige Entdeckung sein würde. Dalmeny ist im Jahre 1842 durch einen Besuch der Königin Victoria und des Prinzgemahls ausgezeichnet worden. Vor der letzten großen Wahlschlacht weilte hier der gegenwärtige englische Premier und betrieb die jedenfalls antiradicale Beschäftigung des Baumpflanzens. Waren es Lorbeeren, die hier gleichfalls noch im Freien durchkommen, oder Trauerweiden? Ich weiß es nicht.

Nachdem wir uns im Park erfrischt und ergangen, trieb uns, ohne daß eine Glocke geläutet hätte, ein prasselnder Platzregen in die inneren Räume des Wohnhauses. Daß ich nicht wider Willen einer hydropathischen Mißhandlung unterworfen wurde, verdankte ich einer, als Arzt anerkannten, in Edinburgh prakticirenden Dame, die mich unter das gastliche Dach ihres Regenschirmes aufnahm.

Mir fehlt jede Begabung für die Beschreibung von Schlössern. Wenn ich jemals einen Anflug davon besaß, so ging mir derselbe verloren, als ich auf der Vormundschaftsabtheilung des ehemaligen Berliner Stadtgerichts Nachlaßinventarien aufzuzeichnen und jedes Ding an sich oder nach seiner Beziehung zu einer der vorgeschriebenen Rubriken der Gerichtsordnung zu klassificiren hatte. Ich wünsche aber, daß irgend eine schottische Feder einen Theil culturhistorischer Romane in Earl Rosebery's Bibliothekzimmer spielen lassen und mir den Gesammteindruck dieses einfachen, geschmackvollen, reichen, mit den kostbarsten Werken ausgestatteten und durch gewaltige Fenster in eine reizvolle Natur ausschauenden Lesezimmers wiederum vergegenwärtigen möchte.

Earl Rosebery selber war abwesend. Er ließ sich aber bei dem uns dargebotenen Luncheon durch einen Verwandten vertreten und erntete den wohlverdienten Dank für eine Gastfreundlichkeit, die über das Maß einer sonst zu übenden Ehrenpflicht weit hinaus ging. Gegen fünf Uhr trennte sich die Gesellschaft.

Aber nicht nur bei dem Earl, auch bei dem Industriellen bewährte sich der Ruhm schottischer Gastfreundschaft.

Südlich von Edinburgh liegt die Station Penicuik, wo Mr. Cowan die Theilnehmer des zweiten Ausfluges bewirthet hatte. Die Gründung seiner Papiermühlen datirt aus dem Jahre 1709. Damals waren achtzehn Leute an sechs Bottichen beschäftigt. Heute arbeiten siebenhundert Menschen, worunter vierhundert Frauen in einer Fabrik, die viertausend Tonnen Papier erzeugt.

Noch mehr als die gastliche Aufnahme zahlreicher, ihm persönlich unbekannter Congreßmitglieder gereicht Herrn Cowan zur Ehre, daß er nach Kräften Wellington Reformatory zu fördern sucht. Ueber diese Anstalt sagt ein zuverlässiger Berichterstatter Folgendes:

Diese Besserungsschule beruht in der Hauptsache auf Landarbeit. Ihre Gründung wurde vor 21 Jahren unternommen. Mit achtzehn Knaben wurde sie eröffnet, während gegenwärtig hundertundzehn Aufnahme gefunden haben. Von den sechshundert Knaben, die auf Grund richterlichen Urtheils wegen verschiedener Verbrechen bisher in Behandlung standen, können 86 Procent als endgiltig gebessert betrachtet werden. Ihr gegenwärtiger Vorsteher bezeugt, daß Disciplinarstrafen schwerer Art fast gar nicht angewendet zu werden brauchen. Die auf Grund der bestehenden Vorschriften erforderlichen Strafzellen sind sogar entbehrlich. Im Allgemeinen ist es bei dem lebhaften Naturell der Knaben eine ausreichende Disciplinarstrafe, wenn man im Nothfalle Ordnungswidrigkeiten damit bestraft, daß der Delinquent einige Stunden bei Tageszeit im Bette liegen bleiben muß.

Ich muß bekennen, daß ich bisher von dieser Methode der Bestrafung nichts gehört habe, glaube aber, daß man in geeigneten Fällen bei lebhaften Kindern damit befriedigende Resultate erreichen kann. Die Erscheinung, daß Kinder auch in Krankheitsfällen schwer zu bewegen sind, ins Bett zu gehen, ist ziemlich allgemein. Knüpft sich an die Verbannung ins Bett noch die Vorstellung einer Strafe, so glaube ich wohl, daß die Abneigung gegen das Stillliegen noch erhöht werden kann.

Als selbstverständlich erscheint es, daß für die Kinder keinerlei Bedienung gehalten wird. Alle Verrichtungen einschließlich der Küchenarbeit müssen von den Insassen der Schule selbst besorgt werden. Im Ganzen werden dreihundert Acker Landes erfolgreich bewirthschaftet. Der Viehstand beträgt fünfzig Haupt Rindvieh. Neben der ländlichen Arbeit, die der Jahreszeit wegen öfters unterbrochen werden muß, wird mancherlei Handwerk namentlich Schuhmacherei, betrieben.

Diese Anstalt erhält sich durch freiwillige Beitrage, soweit die Erträgnisse der Arbeit nicht ausreichen.

Bibliographie.

P. Besse, Geschichte der Deutschen bis zur höchsten Machtentfaltung des römisch-deutschen Kaiserthums unter Heinrich III. 1. bis 5. Lieferung. 8. Seite 1—400. Leipzig 1880, J. H. Webel.

Nach der Wiedergewinnung der Reichslande trat das Bedürfniß einer neuen Darstellung der Deutschen Geschichte zu Tage. Die Eigenthümlichkeit derselben mußte darin bestehen, daß die ehemalige Verbindung dieser Landschaften mit Deutschland und vor Allem der hervorragende Antheil, welchen das Elsaß an dem Wohl und Wehe des Reiches gehabt hat, eine besondere Berücksichtigung fand. Ein solches Werk schien zunächst in den Händen der reichsländischen studirenden Jugend ein sehr geeignetes Mittel, nationale Gesinnung auf's Neue zu erwecken und zu thatkräftigem Bewußtsein zu bringen. Bei näherer Betrachtung nun und bei der Bearbeitung des reichhaltigen Stoffes von jenem Gesichtspunkte aus ergab sich naturgemäß eine Dreitheilung der deutschen Geschichte, deren erste, große Epoche in dem angezeigten Buche den Abschluß ihrer Darstellung findet. Dasselbe verfolgt die Geschichte unseres Volkes bis zu dem Römisch-Deutschen Kaiserthum Heinrich's III., wo Deutschland nicht nur der politische Mittelpunkt Europas war, sondern auch den kirchlichen Verhältnissen entscheidende Richtung und Gestaltung gab.

Liegt für diese Geschichte der Deutschen in der Beziehung auf die Reichslande die nächste Berechtigung ihres Erscheinens, so unterscheidet sich dieselbe auch dadurch von den anderen ähnlichen Darstellungen, daß sie, und auch das ist unter der Einwirkung der Zeitereignisse geschehen, der geschichtlichen Entwickelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche eine besondere Berücksichtigung zuwendet. Sie schildert die Verdienste der Deutschen und ihrer Könige um die Verbreitung des Christenthums und um die Kirche überhaupt und beweist, daß die Verbindung Deutschlands mit Italien durch das Römisch-Deutsche Kaiserthum vor Allem dem Papstthum zum Segen gereicht hat. Zugleich aber verfolgt sie die Geschichte des römischen Primats, sowie die Anfänge hierarchischer Bestrebungen bis zurück in jene Zeiten, wo Deutschland durch den Angelsachsen Bonifacius im Auftrage des Papstes in die Interessen des Christenthums und des Papstthums gezogen wurde. So erst finden Erscheinungen der Gegenwart ihre Erklärung. Auf den pragmatischen Zusammenhang der Ereignisse ist bei der Darstellung ein besonderes Augenmerk gerichtet, und auch das Culturgeschichtliche nicht in getrennten Abschnitten, sondern im engsten Anschlusse an die politische Geschichte behandelt worden.

Lothar Bucher. Der Parlamentarismus wie er ist. 2. Auflage. 8. Stuttgart, 1881. Carl Krabbe. ℳ 6.

Wie der Verfasser im Vorwort selbst sagt, fällt die Entstehung des Buches in die beginnende Umwandlung der demokratischen Partei, der er 1848

angehört hatte; dasselbe bezeugt zugleich die Umwandlung, die mit ihm selbst vorging und vorgehen mußte, weil er reiche Gelegenheit zum Lernen fand und benutzte. Die Tendenz der Schrift ist gegen die mythologischen Vorstellungen gerichtet, welche die deutschen Altliberalen und auch die Demokraten von dem englischen Staatswesen hatten, gegen die monotone Forderung nach „Parlamentarismus auf allen Gebieten" und gegen die falsche Annahme, daß die englische Verfassung das unübertreffliche Muster eines solchen, und daß es möglich sei, diese aus lauter Compromissen entstandene, England auf den Leib zugeschnittene Verfassung ohne Weiteres auf continentale Zustände, wo alle Grundlagen hiefür fehlen, überzutragen. Da ähnliche Vorstellungen noch heute existiren, und ähnliche Forderungen noch jetzt gestellt werden, trotzdem daß wir bereits Parlamentarismus auf allen Gebieten haben, so ist die Publication heute sehr zeitgemäß. Manche Verhältnisse scheinen sich ähnlich wie 1852 bis 1854 zu entwickeln, und mancher Satz in der Schrift wird vielleicht als Prophezeiung sich bewahrheiten und citirt werden. Die Lectüre dieses Buches, das sich durch Klarheit der Darstellung und durch einen äußerst lebendigen, fesselnden Stil im hohen Grade auszeichnet, ist allen Gebildeten zu empfehlen.

Deutsche Literaturdenkmäler des 18. Jahrhunderts in Neudrucken, herausgegeben von Bernhard Seuffert. 1. Bändchen: Otto, Trauerspiel von F. M. Klinger. 8. Heilbronn 1881. Henninger.

Die Sammlung von Literaturdenkmalen wird seltene Originalausgaben von deutschen Schriften des 18. Jahrhunderts in Neudrucken verlegen. Es werden in derselben außer werthvolleren metrischen und prosaischen Dichtwerken auch wichtige kritische Anzeigen und Abhandlungen über Poesie, zunächst aus der Zeit von Gottsched bis zu den Romantikern, Aufnahme finden. Dichtungen von Bodmer, Wieland, Gleim, Bürger, Maler Müller, Klinger, H. L. Wagner, F. H. Jacobi u. a. werden sich größere oder kleinere Mittheilungen aus den Bremer Beiträgen, den Schleswigischen Literaturbriefen, den Frankfurter gelehrten Anzeigen, aus Schubart's Deutscher Chronik u. s. f. einreihen. Zumeist genügen diplomatisch getreue Abdrücke dem Bedürfnisse; doch sind Ausgaben mit kritischem Apparat vom Plane nicht ausgeschlossen. Von den Druckfehlern der Vorlage wird der Neudruck gereinigt werden; typographische Nachahmung der Originale wird nicht angestrebt. Indem alle Werke mit Zeilenzählung versehen sein werden, machen sich die Ausgaben für eingehende Studien, lexikalische rein stilgeschichtliche Arbeiten, vorzüglich als Quellen zu philologischen Uebungen nutzbar. In Vorbemerkungen wird der Herausgeber über die bibliographische Stellung des Textes Rechenschaft geben und die hauptsächlichste Specialliteratur zu den einzelnen Denkmalen verzeichnen. Die Erfüllung dieses Programms ist den Händen von Dr. Bernhard Seuffert anvertraut. Zunächst sollen weiter erscheinen: H. L. Wagner, Voltaire am Abend seiner Apotheose; Maler Müller, Faust's Leben; Gleim, Preußische Kriegslieder von einem Grenadier.

L. Ramann, Franz Liszt als Künstler und Mensch. 1. Band. Die Jahre 1811—1840. 8. XII u. 579 S. Leipzig, 1880. Breitkopf u. Härtel. ℳ 11. 50

Franz Liszt gehört zu den glänzendsten, eigenartigsten und hervorragendsten Erscheinungen unseres Jahrhunderts, sowie der Musikgeschichte überhaupt. Bahnbrechendes Genie als Virtuose, ist er zugleich, namentlich durch seine Klavier-, Instrumental- und Kirchencompositionen Vorkämpfer für die gesammten musikalischen Reformbestrebungen unseres Jahrhunderts geworden, wobei sein Leben als Mensch nicht minder reich und bedeutend ist als seine Künstlerlaufbahn. Der erste Band — die Jahre seiner Entwicklung 1811—1840 umfassend — hat ihm nach beiden Seiten hin auf Grundlage sorgfältigen Studiums der Zeitgeschichte und persönlichen Verkehrs mit ihm und seinen Zeitgenossen zu folgen und gerecht zu werden versucht. Insbesondere hat er Liszts vielverzweigter individueller Entwicklung Rechnung getragen, und die persön-

lichen wie zeitgeschichtlichen Einflüsse auf sie dargelegt, ebenso seine Compositionen dieser Epoche historisch und ästhetisch beleuchtet. Ein Blick in das ausführliche Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes wird lehren, welch' reiches, hochinteressantes Material hier zum ersten Male geboten wird. Die Darstellung ist, dem Stoff entsprechend, künstlerisch durchgeführt, das Buch sowohl für den Künstler, wie für den Gebildeten überhaupt. Sorgfältig gearbeitete Namen-, Sach- und Ortsregister, sowie ein chronologisches Verzeichniß seiner Compositionen und literarische Essays geben ihm noch einen besonderen praktischen Werth. Ein zweiter Band wird das Werk abschließen, das von der Verlagsfirma mit der ihren Unternehmungen eigenthümlichen Vornehmheit ausgestattet ist.

Georg Weber, Allgemeine Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen für die gebildeten Stände bearbeitet. 15. Band. 8. X und 1780 S. Leipzig 1880, W. Engelmann. ℳ 7. 50

Der hochverdiente Verfasser hat dem vorliegenden Bande ein Schlußwort vorausgeschickt, in welchem er nochmals in gedrungenen Worten die Gesichtspunkte darlegt, welche ihn bei Abfassung seines großartigen Werkes geleitet haben. In seiner ruhigen Objectivität gestalten sich diese Worte zu einem Urtheil der bedeutungsvollen Arbeit, dem man ganz und rückhaltslos beizutreten vermag. Sie mögen deshalb hier im Auszug eine Stelle finden:

„Mit dem vorliegenden XV. Bande ist das Werk abgeschlossen, an dem ich 25 Jahre mit unermüdlichem Fleiße gearbeitet habe. Indem ich nunmehr Abschied nehme von meinem Buche, das mir viele Mühe und Sorgen, aber auch eine Fülle von innerer Erhebung und Befriedigung gewährt hat, fühle ich mich gedrungen, meinen Dank auszusprechen für so manche Beweise von Theilnahme und Anerkennung, die mir im Laufe der Jahre von verschiedenen Seiten zugegangen sind, für so manche Winke und Berichtigungen, die mir stets Anlaß zu gewissenhafter Prüfung und Berücksichtigung gaben. Zugleich wiederhole ich die früher ausgesprochene Bitte um Nachsicht und Indemnität wegen Ueberschreitung der ursprünglich festgesetzten Bändezahl. Ich wurde dazu um so mehr ermuthigt, als man mich wohlwollend aufgefordert hat, die neueste Geschichte nicht kürzer zu behandeln. Ich habe dieser Aufforderung um so williger Gehör geschenkt, als sie mit meinen eigenen Ansichten übereinstimmte. Schon vor Jahren habe ich mich in dieser Beziehung dahin ausgesprochen: ‚Je mehr die Geschichtsschreibung sich der Gegenwart nähert, desto mehr wird ein Verfahren am Platze sein, welches mit dem Gesammtbilde die Einzeldarstellung verbindet, welches neben den großen Weltbegebenheiten auch das Kleinleben der Geschichte beachtet, neben den mächtigen Herrschaften und Reichen auch den historischen Erlebnissen der Geringen und Schwachen Rechnung trägt'. Dabei habe ich zugleich bemerkt, daß es mein eifrigstes Anliegen sein werde, dem Grundsatze der gedrängten Darstellung möglichst treu zu bleiben, stets darauf bedacht zu sein, durch präcise Fassung und durch Vermeidung aller Abschweifungen, alles Ueberflüssigen, Unwichtigen und Nebensächlichen auch die neueren Ereignisse und Errungenschaften in ihrem historischen Entwicklungsgang erscheinen zu lassen, auch das geschichtliche Leben der jüngsten Vergangenheit im Ganzen wie im Einzelnen von solchen Seiten zu fassen und darzustellen, daß die ‚gebildeten Stände', für welche das Werk bestimmt ist, alles Bedeutsame darin finden werden, so sehr auch der geschichtliche Horizont sich nothwendig erweitert. Diesem Versprechen glaube ich nach Möglichkeit nachgekommen zu sein. Der soeben erschienene XV. Band behandelt die Geschichte vom Jahre 1830 bis zur Gegenwart, also eine Periode, die ich selbst mit vollem Verständniß und geistiger Mannesreife durchlebt habe. Da ich schon vor dem Jahre 1848 mit universalhistorischen Arbeiten an die Oeffentlichkeit getreten war, so schrieb ich von diesem Zeitpunkte an alle geschichtlichen Begebenheiten und Tageserscheinungen nach den zuverlässigsten Quellen nieder mit der Absicht

späterer Veröffentlichung. Diese Aufzeichnungen, in der Folge vielfach erweitert und correcter gefaßt, bilden die Unterlage für die Geschichte der letzten Jahrzehnte. Sie reflectiren somit die unmittelbaren Eindrücke eines aufmerksamen zeitgenössischen Beobachters und zeigen vielleicht noch Spuren der Frische und Wärme, welche jeder Schreibende bei Darstellung von Ereignissen empfindet, die ihn persönlich berühren, einen Hauch von jenem Pathos, welches unwillkürlich aus dem Herzen in die Feder strömt. Doch wird man nie die Gerechtigkeit und Humanität vermissen, die sich der Verfasser zum Wahrspruch gewählt, nie ihn mit Recht beschuldigen dürfen, daß er mit ungleichem Maßstabe gemessen. Auf Seite 280 des XV. Bandes habe ich dem Abschnitte: Die Revolutionsbewegung der Jahre 1848—51" folgende Bemerkung vorausgeschickt: In so fieberhaft erregten Zeitläufen, wo das öffentliche Leben sich mehr als sonst auf Markt und Straße, in Volksversammlungen und parlamentarischen Kämpfen abspielte und trotz der stürmischen Beweglichkeit eine gewisse Einförmigkeit und Gleichartigkeit herrschte, schien dem Universalhistoriker die Aufgabe gestellt, in den Wogen des hinbrausenden Völkerstroms die treibenden Gedanken und Tendenzen zu begreifen, die Ziele zu erforschen, denen der Volksinstinct zustrebte, die späteren Errungenschaften in ihrem Werden zu errathen. — Was die Urtheile über einzelne Persönlichkeiten betrifft, so möchte jetzt nach mehr als dreißig Jahren bei objectiverer Betrachtung vielleicht die eine oder andere in einem etwas verschiedenen Lichte erscheinen. Dennoch hat es der Verfasser vorgezogen, auch in diesem Punkte die alten Eindrücke und Ansichten festzuhalten, sei es auch nur, um jeden Schein einer Sinnesänderung nach der Zeitströmung zu vermeiden. Sie sind der Ausdruck der öffentlichen Meinung jener Tage. Und wenn auch mancher damals hochgefeierte Name in der Folge erbleichte, oder von dunkeln Schatten überzogen ward, so muß man bedenken, daß in bewegten Zeiten Keiner sich ausschließlich selbst angehört, daß er von der Umgebung und von der Atmosphäre, in der er sich bewegt, gehoben und getragen wird, und daß in solchen Lagen und Verhältnissen der Spruch des Dichters sich bewährt: Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken. Unsere Darstellung wird beweisen, daß wir allenthalben nach dem Grundsatze zu handeln suchten: Niemand zu lieb und Niemand zu leid".

Diese Bemerkung hat auch für die nachfolgenden Abschnitte ihre Giltigkeit. Stets hat der Verfasser gesucht, wie ein gewissenhafter Steuermann über die sturmbewegten Fluthen zu segeln, den Blick unverrückt auf die leuchtenden Sterne, auf die idealen Güter der Menschheit gerichtet.

Und so schließen wir denn mit den Worten, womit wir vor zwei Jahren die Geschichte des 19. Jahrhunderts angekündigt und die wir bei der Ausarbeitung stets im Auge behalten haben: Es liegt in der Natur des Menschen, die Vergangenheit in einem verklärten Lichte zu schauen, über die eigenen Erlebnisse ein trübes Urtheil zu fällen. Von dieser pessimistischen Auffassung des Lebens und der Weltgeschichte ist der Verfasser von jeher frei gewesen. Schon vor Jahren hat er bei einer andern Gelegenheit sich geäußert: er habe den Glauben an den Fortschritt der Menschheit zum Besseren und Edleren stets in der Brust geborgen und nicht muthlos das Haupt gesenkt, wenn da oder dort die Früchte nicht der Aussaat entsprachen; aus der Geschichte selbst habe er gelernt, daß das Echte und Wahre nie ganz verloren gehe, daß es oft nach jahrelangen Trübungen und Verkennungen wieder zur Geltung und zum Siege komme. „Diesen Glauben habe ich niemals verloren; er hat mich in meinem historischen Urtheil geleitet und mich ferngehalten von der morosen Weltanschauung, die man dem Alter so häufig zum Vorwurf gemacht. Ich habe Lob und Tadel nicht nach persönlichen Neigungen oder Antipathien vertheilt, sondern stets einen höheren, historischen oder philosophischen Standpunkt zu gewinnen gesucht". Mit hoher Freude darf man den letzten Band des großen, unentwegt durch Jahrzehnte geführten, mit gleicher Lust und Liebe begonnenen wie zu Ende gebrachten Geschichtswerks begrüßen. Es ist ein in unsrer raschlebigen, zu oberflächlicher Behandlung neigenden Zeit gewiß seltenes und deshalb um so beachtenswertheres Beispiel und Zeugniß dessen, was die stetig und unverrückt auf ein Ziel gerichtete

Kraft auch des Einzelnen zu schaffen vermag. Möge es dem deutschen Volke dauernd das bleiben, was es werden sollte und was es zum Theil schon geworden ist: ein zuverlässiger Führer auf den verschlungenen Pfaden der Geschicke und der Entwickelung der Menschheit und ein unparteiischer Freund in der Beurtheilung unseres Volkes, seines Werdens und seines Ringens um die höchsten Güter".

Ernst Schulze, Skizzen hellenischer Dichtkunst. 8. VIII und 132 S. Gotha 1881. F. A. Perthes. M 2.40.

Es ist in diesen Skizzen der Versuch gemacht, die wichtigsten Gattungen hellenischer Poesie in historischer Reihenfolge einem Kreise Gebildeter vorzuführen, die nicht in der Lage sind, selbst aus der Quelle zu schöpfen. Der Herausgeber behandelt das Homerische Zeitalter und die Homerischen Gedichte, das Leben und Dichten des Archilochus, Alkaios und Solon, die Entwickelung der Tragödie und den Aias des Sophokles, die Komödien des Aristophanes und das Epigramm. Die Darstellung ist überall illustrirt durch mitgetheilte Proben, welche nach den besten Uebersetzungen ausgewählt sind und, wo dieselben nicht ausreichten, wie z. B. in dem besonders gelungenen Abschnitt über das griechische Epigramm, vom Autor selbst gemacht worden! Die Aufsätze führen in einer liebenswürdigen, durchaus nicht trockenen Weise in die Schönheiten und in den unerschöpflichen Reichthum griechischer Poesie und Weltanschauung ein. Die „Skizzen" sind ansprechend ausgestattet.

An die Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Bluntschli, Dr. T. C. Deutsche Staatslehre und die heutige Staatenwelt. Ein Grundriss mit vorzüglicher Rücksicht auf die Verfassung von Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Zweite umgearbeite Auflage der „Deutschen Staatslehre für Gebildete". Nördlingen 1880. C. H. Beck'sche Buchhandlung.

Freimuth, W. Streitfragen. Zeitgemässe sociale und literarische Betrachtungen in zwanglosen Heften. Heft I: Die Frauenbewegung in Deutschland. Minden 1881. W. Köhler.

Glass, Richard. Gedichte. Altenburg 1881. Oscar Bonde.

Jost, Eduard. Deutsche Treue. Historische Erzählung. 2 Bände. Stuttgart 1881. Richter & Kappler.

Reymond, M. Strafgesetzbuch für das deutsche Reich in Gedächtnissversen. Bern & Leipzig 1881. L. Frobeens Verlag.

— Der Reichsjurist in der Westentasche. Reichsgesetzessammlung in Gedächtnissversen. I. Verfassung des deutschen Reiches. Bern & Leipzig 1880. Frobeen & Co.

Rosegger, P. K. Ausgewählte Schriften. Lfgen. 3—6 Wien, Pest und Leipzig 1881. A. Hartlebens Verlag.

Rossmaessler, E. A. Der Wald. 3. Auflage von Professor Dr. Moritz Willkomm. 3. Lieferung Leipzig 1880. C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von G. v. Boguslawski. Band VII. No. 8/10. Berlin 1880. Dietrich Reimer.

Vischer, Fried. Theod. Altes und Neues. 1. Heft. Stuttgart 1881. Adolf Bonz & Co.

Wanderlehrer der. Gemeinfassliche Vorträge und Stoff für's Vereinsleben. Zeitschrift für Volksbildung und Aufklärung. Herausgegeben von Julius Keller. III. Jahrgang. Heft 2. Hamburg 1880/81. J. F. Richter.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Als Fortsetzung der Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Professor Dr. W. Koner. XV. Band. 6. Heft. Berlin 1880. Dietrich Reimer.

Zollern, Hans von. Meister Norden. Historische Erzählung aus der Blüthezeit der freien Reichsstadt Danzig. 2 Bände. Stuttgart 1881. Richter & Kappler.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.

Aord und öüö.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

r?,i

f)aul tindau.

sechzehnter Vand.

<Mit den poi!»ö!5 o«n Feldmarschall Vlafen o»n Multse, Franz von yolHendolff und M, tazorui.)

-^Zß^

Vruck und Verlag von 5. 5chottlaender.

Inhalt des ^6. Vandes.

Januar — Feuruar — Miir^.

Inhalt des !ü. Vandcs,

Januar 1,881..

Inhalt.

Mit Illustrationen von A. Menzel, V. vautier, A. von Rreling,
<3. Dorö, V. von Fialka, l. Richter, p. Thumann, E. Rlimsch,
A. von Ramberg, p. Meyerheim, H. Vöhm, <3. Eloß und einer
Revroduction »ach van Dyck l^Iü

hierzu ein Porträt des Feldmarschall von Moltke, Radirung von Paul kjalm
in Mimchen.

»Nord und Süd« »rlchein! nm Anfang jedes Manalz in yeflen mi! je einer «unstbeilage.
»— preis fic> Vuarla! l3 Yefte) « Mark. ^—»
liUe Auchhandlungen und poslanstallen nehmen jederzeit Uestellungen an.
^— Alle auf den redactionellen ^nbal! von ,,N«rd und Kid" bezügliche Sendungen sind an die
Vedocli»!» nach Zleilin V,, »an der tzesdlstraise I,, al,»r Angabe ein« Personennamen? zu richte», —

Beilagen zu diesem hefte

^. Harileüen'« Verlag in Wien <P, A, ^osegger'z ausgemäblte öchriflen),
ßdwin Kchl»«mp in «Leipzig lveutsche Hausmusil ,»i! Uildern).
da. da. lGuftai! zreslag.Hallerie),
K. Z«»»neck»n'» Verlag in Zlonn <Aundfchrift),
H. Kp«»,l in «lelpzi« (IUustr. Allgenieines Hanulicn.SPiclbuch).

Nord und Süd.
Line deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
f)aul tindau.
XVI. Vand. — Januar M!» — H6. Heft.
!M» einem ponroil !» lladllung: Feldmaelchall «Liaf Msüle.»
-^sß-5-
Vrezslau.
Druck und Verlag von 5. öchottlaender.

Der lahme Engel.

Novelle

von

Paul tzeuse.

— München. —

liegen Ende des zwölften Jahrhunderts war die Provence voll von dem Ruhm einer eben so weisen als schönen Dame, der Vizgräfin Beatrix von Neziers, Schwester des Vizgrafen Ademar, der nach dem Tode seines älteren Bruders Roger die Herrschaft über die lachenden Fluren und stolzen Schlösser seines Gebietes angetreten hatte. Er selbst war seit Jahren verwittwet, hatte seine beiden jungen Söhne an den Hof des Königs von Frankreich gesandt, daß sie dort frühzeitig ritterliche Künste und höfische Sitte lernten, und lebte mit der unvermählt gebliebenen Schwester auf der Burg von Beziers, die einsam zwischen dunklen Wäldern und zerstreuten Gehöften auf einer geringen Anhöhe lag und von ihren höchsten Thurmzinnen nach Süden hinaus dem Blick bis ans Meer zl' schweifen verstattete. Er war ein strenger, starrsinniger Herr, den man nie mals lachen sah. außer über die Possen seines Narren, was er sich selber hernach so übel nahm, daß er an dem armen Wicht, den er doch eigens zu solchem Dienste fütterte, seinen Ingrimm oft mit Peitschenhieben ausließ. Gesang und Tanz erschollen niemals auf der Burg von Beziers, obwohl die Provence von höfischen Sängern und Spielleuten wimmelte, und selbst als der Vizgraf noch ein fast jugendlicher Herr war, mied er die Weiber und schien auch seine eigene Schwester nur mit heimlichem Unmuth neben sich zu dulden. Vor Jahren hatte er sie sehr geliebt und in Ehren gehalten, da sie ihm Hoffnung gab, mit einem Konige in nahe Blutsfreundschaft zu treten. Zwei Söhne mächtiger Fürsten hatten um die Hand der Siebzehnjährigen geworben, deren Schönheit, Sitte und heitere Klugheit weit über Frankreich hinaus gepriesen wurden: Heinrichs II. von England zweiter Sohn und der Erbe der Krone von Aragon. War es um der Nachbarschaft willen, oder weil der Sohn

Peters von Aragon dereinst die Krone tragen sollte, genug, diesem Letzteren
war das schöne Grafenkind verlobt worden; sie hatten bereits Briefe nnd
Bildnisse getauscht, da machte ein Unfall die stolzen Hoffnungen zu Schanden,
Beatrix stürzte mit dem Pferde auf der Neiherjagd, eine schwere Verletzung,
die von unwissenden Aerzten falsch behandelt wurde, warf das junge Fräulein
auf ein langwieriges Krankenlager, und als sie endlich, in ihrem zwanzigsten
Jahre, für. genesen: eMrt ihre Marterstatt verlassen durfte, war das eine
ihter. »Veinc'-Hegels't»ä^'andere so beträchtlich verkürzt, daß sie nur mit Hülfe
^ eines-Stabes»zu gzhen vermochte und jede Anstrengung des Versehrten Gliedes
""<nit° grv'ßen''MH«eizen'' bezahlen mußte.
Eine andere Wunde, ihrem Stolze geschlagen, brauchte weit längere Zeit,
um ganz zu vernarben. Aragon hatte an dem Gebrechen der jungen Braut,
das einer künftigen Königin nicht wohl anzustehen schien, einen unholden
Vorwand gesucht, das Vcrlöbniß, das aus Gründen der Staatsklugheit schon
früher nicht mehr mit günstigen Augen betrachtet worden war, trotz des Wider-
strebens von Seiten des Bräutigams zu lösen und ihr Nildniß zurückzuschicken.
Daß mm der früher abgewiesene Werber, der Prinz von England, sich seiner
alten Neigung erinnern und zu der nun ihrerseits Verschmähten sich zurück-
wenden würde, konnte Niemand erwarten. Gleichwohl geschah es. Aber die
seltsame junge Dame, tief verletzt durch die Absage ihres spanischen Bräutigams,
erklärte, sie wolle sich nicht auf Krücken in ein Königshaus eindrängen, noch
von Mitleid und Großmuth annehmen, was sie der Liebe selbst zuerst geweigert
habe; sie gedenke unvermählt zu bleiben nnd im Schatten, wie es einem
trüpftclhaften Weibe gezieme, zu sorgen, daß Niemand je ihrer spotten möge.
Diesen ihren festen Entschluß hatte der hochfahrende Bruder ihr nie
herziehen, und nachdem sie selber längst die ihr zugefügte Kränkung ver-
wunden hatte, saß der Wurm noch in seinem Herzen und vergiftete dasselbe
gegen Diejenige, die mit ihm an Einer Mutterbruft gelegen hatte. Die
Schwester über, so schwer sie diesen unbrllderlichen Groll und Haß empfand,
ließ es ihn nie entgelten, sondern zeigte ihm stets das gleiche helle und hold-
selige Gesicht, das sie auch nicht mit sonderlicher Mühe zu erheucheln brauchte.
Denn als sie nur erst mit ihrem Gebrechen vertraut und, obwohl mit Schmerz
und Noth zu Anfang, doch mehr und mehr wieder Herrin ihrer Bewegungen
geworden war, sah sie ihr Loos gar nicht als ein so kümmerliches und
betlagenZwerthes an, sondern als eines, das nur dazu dienen sollte, die Stärke
ihres Geistes und die Heiterkeit ihres Gemüths desto siegreicher zu bewähren.
Sie hatte in den Jahren, die sie auf dem Siechenlager zugebracht, es
sich angelegen sein lassen, mit mancherlei Wissenschaften vertraut zu werden, von
denen sonst ein hochgeborenes Fräulein zu jener Zeit so wenig zu erfahren
pflegte, als heutzutage. Was nämlich die graduirten Nerzte an ihrem armen
jungen Leibe verpfuscht hatten, war durch die Hülfe einer einfachen Bäuerin in
etwas wieder vergütet worden, die mit allerlei ererbter Geheimweisheit zwar
den Hauptschaden heilen, wohl aber die übelsten Folgen verhüten konnte. Da

sie nun alle Tage um die Genesende war und sie lieber gewann, als eine
eigene Tochter, die der Himmel ihr versagt hatte, weihte sie nach und nach
die kluge junge Name, die eine lebhafte Lernbegierde bezeigte, iu ihr ganzes
heimliches Wissen ein, wies ihr die Kräuter, aus denen sie die erfrischenden
Tränke und heilsamen Salben bereitete, lehrte sie, wie man Wunden verbinden
und innere Gebrechen erkennen könne, nnd als Beatrix erst wieder aufgestanden
und kräftig genug war, einen mäßigen Ritt zu unternehmen, sah man das
wunderliche Paar, die schöne Vizgräfin lind das Bauernmütterchen, manchen
Tag in den nächsten Dürfen: zusammen herumziehen, die Alte mit flinken Schritten
neben der Reiterin, zu der sie beständig hinanfsprach. ihr etwa ein Heiltraut,
das am Wege wuchs, zu zeigen, oder auf eine ihrer Fragen zu antworten.
Auf diefe Weise besorgten sie gemeinsam die ziemlich ausgebreitete Land'
Praxis der Mutter Anduse, wie die weise Alte genannt war, bis Vizgraf
Ademar, durch eine Spottrede, die ihm zu Ohren kam, aufgereizt, seiner
Schwester dies vergnügliche Wert der Barmherzigkeit mit heftigen Worten
untersagte. Seitdem blieb Beatrix zu Haus, ohne doch des Unterrichts der
Alten gänzlich zu entbehren. Sie hatte sich nahe den Zimmern, die sie sonst
bewohnte, in einem der Schloßthürme ein festes, stark ausgewölbtcs Gemach
zu ihrem Laboratorium eingerichtet, den Kamin zu einem Herde umgeschaffen,
auf welchem sie nach den Nccepten der Mntter Anduse die übelschmeckendsten
aber heilkräftigsten Säftchen und Pillen bereitete, so daß sie mit der Zeit einen
schönen Vorrath davon aufspeicherte. Wurde nun Jemand vom Gesinde oder
in den Hütten der fröhnigen Leute krank, so wandte er sich an die junge
Herrin um Hülfe, die sie auch bereitwillig spendete. Daß die Medizinen
häufig nicht mehr ganz frisch und wohl gar schon vergohren und in Unheils-
mittel verwandelt waren, schadete dem Erfolge nur selten. Das Siechthum
schwand schon allein durch den Glauben an die tiefe Wissenschaft der vor-
nehmen Acrztin, und die Knechte zumal würgten mit dem frühlichsten Gesicht
das heilloseste Zeug hinunter, nur um der Gunst theilhaftig zu weiden, von
so schönen weißen Händen und mit so gütigem Lächeln sich die zweifelhafte
Wohlthat reichen zu lassen.
Mit der Zeit aber bemächtigte sich die Leidenschaft, menschliche Leiden zu
kennen und zu bekämpfen, dergestalt des jungen einsamen Gemüthes, daß sie
Alles in ihrem Leben nur auf dies Eine bezog, sich einen Lehrmeister kommen
ließ, der sie Lateinisch lehren mußte, damit sie die Werte der alten Natur-
forscher und Heiltünftler verstehen tonne, und selbst mit den berühmtesten
Leuchten der Fakultät zu Paris sich in einen Verkehr einließ, um über die
Fortschritte der Wissenschaft stetig unterrichtet zu werden. Halbe Nächte lang
saß sie über den Büchern oder hantierte mit Tiegeln und Kolben an ihrem
Laborirherde, und die Landleute, die das Licht im Schloßthurm noch glimmen
sahen, wenn sie selbst vorm ersten Thau wieder aufs Feld zogen, zeigten sich mit
Ehrfurcht das Fenster, hinter welchem die Herrin wachte, und erzählten von den
Wunderkuren, die ihr schon gelungen, und dem Lebenselixir, d?m sie auf der Spur sei.

Es hätte wenig gefehlt, daß durch dies seltsame Treiben und etliche
Fälle von Heilungen, über die man billig erstaunen tonnte, Beatrix in den
Verdacht eines Einverständnisses mit bissen Mächten gekommen wäre. Aber das
Helle und Heitere ihres Wesens und daß sie stets zu Scherz und Lächeln aufgelegt
und Kranken wie Gesunden als ein Bild sonniger Unschuld erschien, ließ den Ver-
dacht einer Teufelsgemeinschaft nicht aufkommen, so daß man sie vielmehr allgemein
nicht anders als „den lahmen Engel" nannte. Die Kirche besuchte sie fleißig,
zumal aber unterhielt sie eine gute und eifrige Freundschaft mit den Nonnen eines
Servitinnenllosters, das ziemlich hoch im Gebirge über Stadt und Schloß
Beziers in tiefer Einsamkeit gelegen war, aber allerlei Bäche von Segen in
die Niederung hinabströmen ließ, da die Schwestern einer menschenfreundlichen Regel
unterthan waren und als Krankentrösterinnen, Pflegerinnen verwaister Kindlein
und in anderen Werken der Nächstenliebe vielfach sich unter das niedere Volt
mischten; da hatte Beatrix Gelegenheit, ihren Schatz an Kennwissen durch
treue und sorgliche Hände unter die Armen und Hülfsbedürftigen auszutheilen,
indem sie Recepte zu neuen Heilmitteln angab oder bei Seuchen, die hin und
wieder auftraten, die kräftigsten Medicamente, mit eigenen Händen bereitet,
der Aebtissin überlieferte, von der sie selbst wie eine junge Heilige betrachtet
wurde. Es war dies ebenfalls ein Fräulein aus edlem Hause, welches durch
Verrath in der Liebe der Welt entfremdet und ihrem Seelenbräutigam zuge-
führt worden war. So begegneten sich die beiden trefflichen Damen auch in
ihrer Stimmung gegen die Männerwelt, nur daß Beatrix es unter ihrer
Würde fand, in die oft sehr bitteren Schmähungen der Frau Aebtissin einzu-
stimmen, sondern sich mit einem kühlen Rümpfen der Oberlippe begnügte und
nur etwa die Worte fallen lieh: die hoffärtigen Herren bildeten sich ein, man
lünne sie nicht entbehren; aber Religion und Wissenschaft seien ein besserer
Zeitvertreib, als das einfältige Gelispel höfischer Gecken und eitler Selbstanbeter.
Dergleichen Reden wurden in dem Klostergärtchen hoch oben am Fels
oder in der Zelle der Frau Aebtissin geführt, da diese das Haus nur äußerst
selten verlassen durfte, Vizgräfin Beatrix dagegen, seit sie in ihrer unantast-
baren Tugend das dreißigste Jahr überschritten hatte, sich der launischen
Tyrannei ihres Bruders nicht mehr so demüthig unterwarf, sondern nach
ihrem eigenen Kopfe handelte. Sie versagte sich's daher auch nicht mehr, zu
ihren Kranken herumzureiten oder, so oft ihr die Lust kam, ihre geistliche
Freundin im Kloster droben zu besuchen, die um mehrere Jahre älter war
und schon zu kränkeln anfing. Nun freilich trippelte Altmutter Änduse nicht
mehr neben ihrem Thier, da sie längst an einem ihrer eigenen Elixire, das
sie in zu starker Dosis genommen, eines, unsanften Todes verblichen war.
Statt ihrer führte ein lang und hager aufgeschossener Knabe den Zügel des
weißen Maulthieres, wenn es die steilen Felspfade zum Kloster hinaufging;
und auch auf anderen Wegen, oft stundenweit ins Land hinein, da die
Vizgräfin die gesummte ärztliche Clientel der Alten übernommen hatte,
begleitete der halbwüchsige Stallmeister rüstigen Schrittes die hohe Frau, hatte

des Thieres Acht, so lange ihr Dienst bei einem Kranken sie verweilen ließ, mußte ihr hin und wieder von den Pflanzen bringen, die am Wege wuchsen, oder einem Lahmen oder Blinden, der bettelnd am Wege saß, das Almosen in die Hand stecken. Es sah artig aus, die hohe, schlanke Gestalt der schonen Aerztin in schmucker Gewandung — denn sie liebte helle Farben und golddurchwirlte Tücher und Schleier — auf ihrem muthigen, weißen Thiere daherkommen zu sehen, am Sattel allerlei Korbe voll Phiolen und Büchsen befestigt, die zu ihrem Berufe gehörten, neben ihr hinschreitend der schlanke junge Bursch in einfachem braunem Wams, ein schlichtes Hütchen mit einer kleinen Pfauenfeder nachlässig auf das krause schwarze Haar gedrückt.
Uc Brunet war sein Name; den zlveiten hatten ihm die Leute gegeben, da seine Haut, zumal in den frühen Knabenjahren, so dunkel war, wie die eines Mauren, so daß auch Viele glaubten, sein Vater, den Niemand gekannt, sei kein Christ gewesen. Als ein zehnjähriges Bübchen war er mit der Mutter, einem armen fahrenden Weibe, nach Schloß Beziers gekommen in zerlumptem Kleide, mit hungerdürren Wangen, und hatte den fremdartigen Gesang seiner navarresischen Mutter, die der Langue d'oc nur zur Noth mächtig war, auf einer kleinen schwarzen Geige begleitet, dabei aus seinen finsteren Knabenaugen nur scheue Blitze sprühend, wenn ein ungutes Wort an sein Ohr schlug. Dies armselige Duett im Burghofe sollte traurig enden.
Ein Blutftrom war der Sängerin aus dem Munde gequollen, da sie eben die letzte Strophe ihres spanischen Liedchens beginnen wollte. Der junge Sohn hatte sie in seinen Armen aufgefangen und in einen Winkel neben die Hundehütte getragen. Alsbald war der „lahme Engel", der von seinem Thurmfenster aus dem Gesang zugehört, unten um die bewußtlose Landfahrerin bemüht, aber die kräftigsten Tropfen und Balsame hatten Nichts vermocht; in derselben Nacht war das Weib verschieden, und nur ein jammervoller Blick ihres schon umduntelten Auges nach dem verwaisten Knaben hatte bei ihrer edlen Aerztin Fürbitte für ihn einlegen tonnen.
Dies war geschehen, als Beatrix eben Dreißig geworden. Sie hatte es sofort bei ihrem Bruder erwirkt, daß der eltern- und Heimathlose Fremdling im Hause behalten wurde. Ein alter Pferdeknecht fand Gefallen an ihm und nahm ihn in seine besondere Obhut, was Brunet, obwohl er in leidenschaftlichem Gram um die Mutter sich ziemlich fühllos gegen alles Andere zeigte und selbst seiner schönen Gönnerin eher abgeneigt, sich gleichwohl gefallen ließ, da er noch Kind genug war, mitten in seiner Trauer und Verwahrlosung sich der schönen Pferde im Stalle von Beziers zu erfreuen.
Er blieb die ersten Monate so zurückgezogen, daß die meisten der Schloßbewohner sein Dasein völlig vergaßen, und selbst Beatrix, nachdem sie zuerst sich Mühe gegeben, das Kind seiner trotzigen Scheu zu entwöhnen, ihn endlich sich selbst überließ. Mit der Zeit wurde er gefügiger und begegnete seiner Wohlthäterin niemals, ohne daß er stehen blieb und sein Hütchen zog.
Sie verweilte dann gewöhnlich ein paar Augenblicke bei dem buntelwangigen

Wildling, fragte, wie es ihm ergehe, ob er irgend etwas zu klagen oder
zu wünschen habe, und nahm mit seinen einsilbigen aber höflichen Antworten
vorlieb. Nur die Frage, ob er sein Geigenspiel ganz verlernt habe, wieder-
holte sie nie wieder. Das erste Mal, da sie so gefragt, waren ihm die Thrtinen
aus den Augen geschossen, obwohl er sich gewaltsam Mühe gab, seinen innereil
Aufruhr zu bezwingen. Sie sah, wie schwer der Tod der Mutter noch auf
ihm lastete. Halte dich brav,^Ugonet, — denn so nannte sie ihn am liebsten —
hatte sie ihm mit ihrem gütigsten Lächeln gesagt, indem sie ihm sacht mit
ihreni Tüchlein über die nasse Wange fuhr. Du sollst nicht heimathlos bleiben,
und so lang ich lebe, nicht verderben
Da hatte er ihre Hand mit sammt dem Tüchlein gehascht, sie an seinen
Mund gezogen, ein paar verworrene Worte gestammelt und war mit glühendem
Gesicht dllvongeiannt, sich im dunkelsten Winkel des Marstalls zu verbergen.
Von diesem Tage an war Beatrix ihrem Schützling nie begegnet, ohne
ein freundliches Wort an ihn zu richten; doch da sie beständig mit ihren
hohen Wissenschaften, ihrem Briefwechsel mit gelehrten Doctoren und der
Krankenpflege zu thun hatte, auch zur Lehrmeisterin eines wild aufgewachsenen
Knaben nicht sonderliche Neigung und Gaben in sich verspürte, überließ sie
ihn gänzlich jenem wackeren Knecht, der ihm beibrachte, was er selber verstand:
Kmidmännische Künste und die Anfangsgründe in der Führung der Waffen,
wozu Brunet so viel Begierde als Geschick zeigte. Nur daß es bei seinem
stürmischen Blut nicht ohne allerlei Gefährde abging und er mehr als einmal
sich bei tollen Ritten oder verwegenem Kampfspiel gegen Stärkere einen
blutigen Kopf und scharfe Hieb- und Stichwunden holte. Mit diesen Dent-
zeichen aber und den trefflichen Pflastern, die sein Zuchtmeister daraufzu-
drücken pflegte, ließ er sich niemals vor seiner Gönnerin sehen, obwohl diese
ihm weit lindere Heilsalben aufgelegt hätte, als der Knecht, der im Grunde
nur Pferde zu behandeln verstand. Er schämte sich, da er sonst seinen scheuen Trotz
und Ungestüm gegen Jedermann ausließ, vor ihr allein seiner Unbändigkeit
und hätte geglaubt, ein strafendes Wort von ihr nicht überleben zu tonnen.
Da er fünfzehn Jahre alt geworden war, begann noch eine andere
Lehrzeit für ihn. Der Vizgraf hatte einen Narren, Olivier genannt, ein
zwerghaftes Männchen nicht viel über drei Schuh hoch, mit einem kleinen,
Welten, greisenhaften Gesicht und einem dünnen Kinderstimmchen, schon über
Vierzig alt, ein Geschenk des Grafen von Toulouse, dem dieser Mann nicht lustig
genug gewesen war. Er hatte aber besseres Glück bei seinem neuen Herrn,
dessen düsterer Sinnesart die bitteren, tiefsinnigen Spaße dieses armen Freudlosen
weit mehr einleuchteten, als die derben Possen seines Vorgängers. Olivier war
der Einzige, der von dem Vizgrafen nie geschlagen wurde. Ein einziges Mal,
da sich der Witz des Kleinen allzu dreist gegen den Herrn selbst gekehrt, hatte
dieser die Hand aufgehoben mit einem knirschenden Fluch, sie aber gleich wieder
sinken lassen, da sein Auge dem des Kleinen begegnete, aus welchem leine
Furcht, nur eine seltsam traurige Verklärung ihm entgegenleuchtete. Und wie

der feste Blick des Menschen ein Raubthier bezähmt, so war der Jähzorn
des Vizgrafen alsbald gebändigt worden.
Dieser Olivier nahm sich des verwilderten Schößlings an und wußte
bald so sehr ihn an sich zu ziehen, daß er sich noch mehr, als zu
Lambert, dem Stallmeister, zu diesem wunderlichen Mentor hielt und man
die Neiden, sobald der Herr des Schlosses nicht anwesend war, oft halbe
Tage lang beisammenhocken sah, Olivier erzählend, Brunei zuhörend, wobei
der Knabe immer sorgte, daß sein Freund einen weichen, bequemen Sitz in
der Sonne hatte, da er gebrechlich zu werden anfing und Husten und Glieder-
weh ihm zusehten. In diesen langen Plauderstunden lehrte der Narr den
jungen Stallburschen unter anderen guten Dingen auch Lesen und Schreiben
und sogar ein wenig Latein, das er selbst als ein aufgeweckter Knabe früh
von einem Pfarrer gelernt, der immer »och hoffte, durch sein Gebet ihm zu
einem regelmäßigen Wuchs zu verhelfen und dann ein rechtes geistliches Rüst-
zeug aus ihm zu erziehen. Diese Hoffnung war fehlgeschlagen, ohne daß der
Kleine sich darum betrübt hätte. Denn er hatte große Lust zu allen welt-
lichen Dingen, und als seine Mutter ihn tröstete, um seiner Kleinheit willen
werde er jetzt an den Hof vornehmer Herren taugen, hatte er einen Freuden-
sprung gethan. Wie wenig seine Träume sich erfüllt, las man auf seiner
wehmüthig gespannten Stirne und in den früh ergrauten Härchen. Mehr als
einmal sagte er seinen» Zögling, daß er wenig so gute Stunden genossen, als
wenn er mit ihm draußen auf dem grünen Wall am Schlußgraben unter
dem Schlehenbusch sitzen und in sein Knabenherz all seine dunkle Weisheit
ausschütten tonnte. In einer dieser glücklichen Stunden berührte ihn ein
sanfter Herzschlag, Brunei meinte nicht anders, als der Kleine sei eingenickt.
Da er eine Stunde stille neben ihm gewartet hatte und das alte blasse Ge-
sichtchen endlich einen ungewohnt spukhaften Ausdruck annahm, erschrak er heftig,
rief und rüttelte eine Weile an dem stillen Mann und nahm endlich das Figürchen
in die Arme, um es in den Schloßhof zu tragen. Aber selbst die Kunst und Weis-
heit der Vizgräfin Beatrix vermochte das entflohene Leben nicht mehr zurückzurufen.
Sein Nachfolger war leider in Allem sein Widerspiel, ein frecher
höckriger Wicht von der ärgerlichsten Gemüthsart, neidisch und hämisch, aber mit
so ausbündig bösen Possen ausgerüstet, daß er sich rasch in die Gunst seines
Herrn noch sicherer einnistete und ihm viel unentbehrlicher wurde, als der tief-
sinnige Olivier. Er gedachte es auch bei der schönen Schwester des Vizgrafen
dahin zu bringen, daß sie fich ihm huldreich bezeige. Diese aber, obwohl sie
gern lachte, ja oft das Sprichwort anführte: Lachen macht gutes Blut —
von den Spaßen dieses Buffone »uendete sie sich mit unverhohlenem Verdrusse
hinweg, während sie die schwermüthigen Scherze des kleinen Olivier mit ihren«
lieblichsten Lächeln zu belohnen pflegte.
Guigo — so hieß der Schelm — empfand dies um so bitterer, da
er ein heißblütiger Gesell war, trotz seines Narrenhabits Frauengunst vielfach
genossen und beim ersten Blick auf die stolze Frau, die eben jetzt, obwohl

ihren Vierzig nicht mehr fern, im vollen Flor ihrer Schönheit stand, ver-
wegene Wünsche in seiner mihbildeten Brust empfangen hatte. Er warf von
Stund an einen bösen Haß auf sie und Alles, was zu ihr gehörte, und da
er merlen mußte, das; der schlanke schwarze Bursch, der im Stalle schlief,
von dem „lahmen Engel" freundlicher behandelt wurde, als er selbst, wurde er
auch diesem spinnefeind und lauerte auf einen Anlaß, ihm einen Streich zu spielen.
Brunet beachtete ihn kaum. Daß er der Nachfolger seines geliebten
Freundes und Lehrmeisters war, reichte allein schon hin, ihn von Guigo fern
zu halten. Ihm war aber zu dieser Zeit überhaupt an alle dem, was um
ihn vorging, wenig gelegen, denn ein neuer Sinn war ihm aufgegangen, so daß
er blind und taub wurde für Alles, was sonst in seine Nähe tam.
Einer der benachbarten Barone hatte dem .Herrn von Beziers einen
Besuch gemacht, was sich selten ereignete, da, wie berichtet, Vizgraf Ademar
ein Feind der Geselligkeit war und lieber den Vorwurf des Geizes sich
gefallen ließ, als daß er zu den hergebrachten Zeiten seine Thore geöffnet
und Gastereien veranstaltet hätte. Diesmal war ein politisches Zwiegespräch
der Zweck der Begegnung, und der Gast kam, um sich seiner Macht und
Stellung würdig darzustellen, mit seinem gesummten Hofstaat, darunter auch
ein Sänger war, den er seit einiger Zeit auf seinem Schlosse beherbergte:
ein damals nicht unberühmter Mann, dessen Name hier aber nichts zur
Sache thut. Es hatte nicht fehlen können, daß der Troubadour für die
Gastfreundschaft, die er in Beziers genoß, sich durch ein Gedicht dankbar
erzeigte, das neben und vor anderem Köstlichen, was die Burg umschloß,
die herrliche Frau in überschwänglichen Worten feierte, die männlichen Geist
und tiefe Wissenschaft mit allem Zauber ihres Geschlechtes vereinige, also daß
sie gleich dem Vogel Phönix in aller Welt nur dies eine Mal vorhanden sei.
Dies war nach altem Brauch der hofischen Dichtung in vielen Strophen hin
und her gewendet und im Grunde eine gar frostige Huldigung, zu der auch
die Verherrlichte selbst nur um der höfischen Sitte willen eine huldvolle
Miene machte, während ihr klarer Verstand ihr sagte, daß nicht viel dahinter
sei. Sie war aber immerhin froh, daß der Herr Poet sich's nicht einfallen
ließ, sich im Ernste in sie zu verlieben, da sie ungern sich genöthigt sah, eine
Bewerbung dieser Art mit scharfer Kälte abzuweisen. Und so verlief Alles
in bestem Behagen, und als der Besuch sich endlich wieder verabschiedet hatte,
hinterließ er keine andere Spur, als eine Handfeste, die zwischen den beiden
hohen Herren beschlossen, verbrieft und besiegelt worden war, und etliche
Lücken in Speicher und Keller, die sich bald wieder füllten.
Nur in Einem Gemüth war ein Funke zurückgeblieben, der fortglimmte
und nicht wieder erlöschen wollte. Unter dem Gesinde, das an den halboffenen
Thüren des Speisesaals gelauscht hatte, als der Spielmann des fremden
Troubadours jene Canzone sang und sie auf seiner schönverzierten Laute begleitete,
hatte auch Brunet gestanden und in traumhaftem Entzücken Worte und Weise
in sich aufgenommen. Daß man so stolze Ausdrücke kunstvoll zusammenfügen

und eine hohe Dame geradezu damit ansingen tonne, schien ihm ein unbe-
greifliches Glück, um das er den Sänger innig beneidete. Kaum war er
wieder allein, so versuchte er auf seine eigene Hand etwas Aehnliches und
gerieth in tiefe Schwermuth. als es ihm nicht sogleich gelingen wollte. In
einem alten Kasten unter werthlosem Geräth hatte er die tleine Geige verwahrt
und seit Jahren sich gescheut, sie wieder anzurühren, als müsse der erste Ton
das bleiche Gespenst seiner armen Mutter aus ihrem Grabe herauslocken.
Jetzt aber, in fieberhafter Hast, riß er das unscheinbare Instrument ans
Tageslicht, stimmte die Saiten und versuchte die lang vergessenen Griffe. Iu
seinem eigenen Staunen Nang es ihm lieblicher, als er gefürchtet, und die
Todte blieb ruhig in ihrer Tiefe. Dafür aber schwebte, wie er den Saiten
immer süßere und schmelzendere Weisen abgewann, ein lebendes Frauenbild
zu seiner Qual und Wonne heran und stand unbeweglich ihm gegenüber, daß
endlich auch das Band seiner Junge zerriß und er in freien dichterischen
Worten, nur viel heftiger und glühender als jener Hofpoet, sein Herz und
Leben, Dank und Andacht, Bewunderung und scheue Bitte vor sie hinströmte.
Die Knechte und Mägde liefen bald herzu und ließen es an aufmunterndem
Beifall nicht fehlen. Brunet aber runzelte die Stirn und warf, sobald er
merkte, daß man ihm zuhörte, das Instrument auf sein dürftiges Lager, das
in einer Kammer neben dem Stalle aufgeschlagen war. Auch widerstand er
in den nächsten Tagen allen Versuchungen, wieder zu musiciren. Selbst als
Beatrix, da er ihr in den Sattel half, lächelnd zu ihm sagte: Alte Liebe
rostet nicht. Ich hure, Ugonet, daß du deine Musik wieder hervorgesucht
hast. Du muht mir einmal vorspielen, daß ich sehe, ob die alte Bernarda
Recht hat, daß du es noch besser könnest, als der Spielmann aus Narbonne! —
hatte er mit tiefem Erröthen, indem er sich am Zaumzeug zu schaffen machte,
erwidert, er beschwöre seine Herrin, dies nicht von ihm zu begehren; er habe
Alles verlernt, und die Leute im Hause trieben nur ihren Spott mit ihm
und wollten, daß er auch vor der Herrschaft beschämt dastünde.
Beatrix war nicht weiter in ihn gedrungen. In derselben Nacht aber,
da sie in ihrem Thurmzimmer über einem schwierigen Recept brütete und
eben die Handschrift des Galenus unmuthig beiseite schob, hatte sie plötzlich
einen süßen Saitentlang unten vom Wall herauf vernommen, eine schmachtende
Weise, die nicht blos ihr Ohr umschmeichelte, sondern sich leise zu ihrem
innersten Gemüthe stahl und dort ein wunderlich süßes Wogen und Wallen
anstiftete, so daß sie von ihrem Tische aufstand und an das Fenster trat.
Die Nacht funkelte mit tausend Steinen herein, die Welt schlief in der weiten
Runde, nur die Stimme der Geige schwirrte ruhelos durch die Wipfel und
schwang sich an der steilen Mauer herauf und in das einsame Gemach der
hohen Frau. Es ist Ugonet, der spielt, sagte sie sinnend vor sich hin. In
der Thai, es klingt, wie wenn der Frühling selbst zu singen anhöbe. Wer
ihn dies nur gelehrt haben mag nach so langen Jahren?

Alls sie am anderen Tage wieder mit ihm über Land zog, er zu Fuß
neben ihrem Maulthier, sah sie ihn, der die Augen auf den Weg gesenkt
hatte, prüfend von der Seite an, und er erschien ihr heilt ein Anderer, als
sonst. Auch in seiner knechtischen Kleidung trug er sich frei und mit kühnem
Anstand, und sein Wuchs wäre vollkommen gewesen, nur daß er ein wenig
zu hager war. Seine dunkle Haut hatte sich zu lichten angefangen, der
schlanke Hals erschien sogar weiß, und auch die kleinen Hände waren bleich
von Farbe. Noch zeigte sich »venig Flaum an Kinn und Oberlippe, desto
dichter krauste sich das glänzende Haar um den feinen Kopf, und die Brauen
zogen sich in einer geraden schwarzen Linie über die großen, trübsinnigen
Augen hin. Seine Gönnerin sagte sich zum ersten Mal, daß ein schöneres
Iugendbild nicht leicht zwischen dem Meer und der Garonue zu finden sein
möchte, sicherlich aber keines, das an seiner eigenen Gestalt so wenig Freude
zu haben schien. Es dauerte sie der arme landfremde Jüngling, den sein
Irrstem zu ewiger Dienstbarkeit verdammt zu haben schien, da nicht viele
der Edelgeborenen es an Gaben der Natur mit ihm aufgenommen hätten. —
Die Vernarda hat doch Recht gehabt, sagte sie lächelnd von ihrem Sattel
herab; die lange Ruhe ist deinem Geigenspiel gut bekommen; es ist, als
hattest du seit der Knabenzeit Tag für Tag dich bei einem guten Meister
geübt, so schön und stark führst du den Bogen.
Und nach einer Weile, da er nichts erwiderte und den Kopf tiefer auf
die Vrust senkte: Du solltest darauf deuten, Ugonet, dich zu einem Troubadour
zu verdingen und ihn auf seinen Fahrten zu begleiten. Da würdest du
Ehre und reichen Lohn gewinnen und die ferne Welt sehen, was dir besser
anstünde, als hier im Schatten zu verkommen und es nicht höher zu bringen
als mit der Zeit zum Stallmeister oder Marschalt.
Der Jüngling schüttelte stumm den Kopf. Und da sie gerade an einem
Hause angekommen waren, wo ein Kranker lag, den die Vizgräfin zu besuchen
hatte, blieb es für diesmal bei diefen wenigen Worten. In der nächsten Nacht
aber, als Beatrix nach der Abendtafel in ihr Laboratorium trat, um noch einige
Heilmittel zu bereiten, deren sie für morgen bedurfte, trat ihr Fuß auf etwas
Hartes, das am Boden lag. Sie bückte sich, es aufzuheben, und sah im Mond»
zwielicht, daß es der Bolzen einer Armbrust war, der durchs offene Fenster
hereingeflogen sein mußte. Als sie das stumpfe Holz — denn die Spitze
war sorgfältig abgebrochen worden — näher betrachtete, fand sie eine»
Streifen Pergament darumgewickelt, auf welchem einige Strophen standen.
Sofort wußte sie mit der untrüglicheil Ahnung eines Frauenherzens, wer
diese wunderliche Post an sie abgesandt, zündete ihre dreiarmige Lampe an
und saß am Herde nieder, das Blatt zu lesen.
Es war eine Canzone, in der Strophe gedichtet, die der fremde
Troubadour zu seinem Liede gebraucht, und lautete so:

O wollet nicht, ich soll die Stätte flichn,
No ich zuerst erfuhr, was Leben heißt!
Ein Fremdling, arm und glücllos und vcrwoif't,
Laßt mich am Ort, wo mir die Sonn' erschien.
Müsst' ich von bannen ziehn.
Es war' als bräche man ein Blatt vom Baum:
Die Winde jagen's hin am Wegessaum,
Und das noch eben prangte frisch und grün,
Ist vor deni Herbst verdorret und ergreift.
O schickt mich nicht in fremde Dicnstbarleit!
Nur Einem Zwang gehorcht mein störrisch Blut,
llnd was mein Arm in dieser Frohne thut.
Scheint mir wie Dienst, den Heiligen geweiht.
Ich weiß, wie weit, wie weit
Mein Loos von Der, die mir befiehlt, mich trennt;
Doch dulde sie's, wenn Stern an Stern entbrennt,
Daß nur von scrnc sich, bescheiden-kühn,
Der Glühwurm ihrer Huld und Schöne freut.
Sie hatte die Verse noch nicht zu Ende gelesen, da fing unten am
Wall die Geige wieder au zu klingen, und sie vernahm jene Melodie, die
der Spielmann von Narbonne auf der Laute gegriffen hatte, nur um Vieles
süßer und sehnsüchtiger. Da las sie die Strophen von Neuem und dann
zum dritten Mal, bis der Geiger eine neue Weise anstimmte, zu der die
Worte nicht mehr passen wollten. Es währte diese Nachtmusik über eine
volle Stunde. Und immer saß die Lauscherin oben im Thurm unbeweglich
und hatte das Blatt auf den Kniecn und die Augen halb geschlossen, daß sie
nur ein Stück von dem silbernen Mondhimmel draußen sah. Als das Spiel
unten verstummte, that sie einen tiefen Seufzer und stand auf. Sie ging zu
einem kleinen Spiegel, der an der Wand hing, und indem sie die Lampe
voll über ihr Gesicht scheinen ließ, betrachtete sie >sich eine ganze Weile und
mußte endlich selbst über die bekümmerte Miene lachen, mit der ihr Bild sie
anblickte. Er ist nicht recht gescheidt, sagte sie vor sich hin, und ich selbst
noch unkluger als er. Das sind Kinderpossen, wie sie zu Zwanzig hin-
gehen mögen; zu Vierzig sollte man sich lieber binden lassen, als mit solcher
Tollheit frei herumgehen. Schäme dich, altes Kind! Thu noch deine Arbeit und
dann lege dich nieder und schlaf alle klingende und singende Thorheit aus!
Tann trat sie an den Herd zurück und bereitete sorgsam Alles, was sie
für ihre Kranken nöthig hatte, schlief auch diese Nacht ruhig und traumlos
wie immer. Sie hatte sich vorgenommen, Ugonet davor zu warnen, daß er
sich der Versmacherei nicht ergeben möge, die sie in den meisten Fällen für
ein müßiges Spiel mit schönen Worten hielt, nur erfunden, sein eigenes Ge-
müth zu fälschen und fremde, arglose Seelen zu betrügen. Als sie aber des
Jünglings stille, traurige Miene sah, brachte sie's nicht übers Herz, ihm etwas
zu untersagen, was ihm als ein Trost in seinem armen Dasein erscheinen mußte,
und so war von den Versen und der Serenade zwischen ihnen nicht die Rede.
Auch nicht an den folgenden Tagen, obwohl die Geige pünktlich wieder

erklang und immer tiefer in die Nacht hinein die Vögel im Walde wach
erhielt. In der vierten Nacht wurde das Spiel plötzlich unterbrochen. Die
Lauscherin oben vernahm die heftige Stimme ihres Bruders, der sich das
Wimmern und Winseln ein für alle Mal verbat. Als Beatrix ihre getreue
Bernarda befragte, erfuhr sie, Guigo, der Narr, habe aus Eifersucht auf
Brunet, der durch seine Musik das ganze Gesinde bezaubert habe, dem Herrn
hinterbracht, daß der Stallbube allnächtlich vor den Fenstern der Vizgräfin
die Geige spiele und man bereits darüber zu reden anfange. Beatrix ant-
wortete mit einem Scherz und that, als sei es auch ihr fast unlieb gewesen,
in ihrem nächtlichen Laboriren gestört zu weiden. Sie hatte sich aber schon
so sehr daran gewöhnt, durch die Geige in Schlaf gesungen zu weiden, daß
sie die nächste stumme Nacht hindurch sich ruhelos auf ihrem Lager wälzte
und mit überwachten Augen aufstand.
Nun war für diesen Tag ein Ritt nach dem Kloster hinauf beschlossen
gewesen, da die Aebtisfin nach der Burg hinunter Botschaft gesendet, sie fühle
sich mehr als sonst unpaß und wünsche sehr, ihre ärztliche Freundin zu
Rathe zu ziehen. Also wurde das Maulthier gesattelt, Brunei befestigte die
Wanderapothele an den Sattellnauf und half der Herrin in den Bügel. Sie
war Willens gewesen, sich für diesmal einen anderen Begleiter zu nehmen,
da sie besorgte, es möchte über den nächtlichen Vorfall zu Erörterungen
kommen, die dem heftigen Knaben vielleicht Worte entrissen, wie sie sie nicht
zu hören wünschte. Als sie aber sah, daß er ein ganz verfärbtes Gesicht
und gciüthete Augen hatte, konnte sie sich nicht entschließen, ihm eine neue
Kränkung zuzufügen, gab ihrem Thier einen Schlag mit der Hand auf den
rauhen Hals und trabte munter den Berg hinan, so daß Brunet sie erst ein-
holen konnte, als die Steile des Pfades ihren Schritt mäßigte.
Nun hatte sie sich inzwischen bedacht, als eine kluge und muthige Frau,
wie sie war, den Stier lieber gleich bei den Hörnern zu fassen, fing deshalb
an, in scherzendem Tone von der unterbrochenen Nachtmusik zu reden und
daß es auch ihr leid drum sei, vielleicht aber doch zu seinem Besten gereichen
werde. Denn er verwöhne und verzärtele sich mehr und mehr durch die
Uebung dieser müßigen Künste, die ihm endlich jedes mannhafte Thun ver-
leiden würden. Sie denke nicht gering von der fröhlichen Kunst der Poesir.
Es habe zu allen Zeiten große und erlauchte Dichter gegeben, die einen
gerechten Ruhm geerntet und noch lange nach ihrem Tode wie Sternbilder
den späteren Geschlechtern geleuchtet hätten. So werde jetzt auch in der
Provence der Name manches Troubadours gleich dem eines mächtigen Fürsten
oder siegreichen Kriegshelden mit hohen Ehren genannt, und sie selbst würde
nicht minder gern, als einen der weisen Meister, die von den Geheimnissen der
Natur geschrieben, einen Dichter wie Nertran von Born, oder Bernhard
von Ventadour oder Arnaut Daniel von Angesicht kennen lernen. Diese
aber seien zu ihrem Ruhm nicht ohne Mühe und eifriges Nachdenken über
die Kunst gelangt, wie denn nichts Vortreffliches nur so im Fluge zu erreichen

sei, etwa gleich einem Vogel, den ein guter Schütz mit seinem Pfeil aus den
Wolken hole. Wie nun er, Ugonet, zu solcher Höhe der Kunstübung gelangen
wolle, im Stall bei seinen Pferden, ohne Bücher oder Lehrmeister? Dagegen
wenn er sich in der Führung der Waffen eifriger ausbilde, er bald einen
tüchtigen Kriegsmann aus sich machen und wohl hoffen könne, trotz seiner
geringen Herkunft dereinst noch einmal sich zu ritterlichen Ehren aufzuschwingen.
Das gezieme ihm bester, als ein poetischer Stümper zu bleiben, was unfehlbar
geschehen werde, da er es ja verschmähe, fortzugehen und sich bei einem
ordentlichen Dichter in die Schule zu begeben.
Hierbei erröthete sie ein wenig, da sie, ohne es zu wollen, bei dem
verfänglichen Punkt jenes ersten Gedichtes angelangt war. Er machte es ihr
aber durch sein bemüthiges Schweigen leicht, wieder davon abzulenken, und
so konnte sie noch eine Zeit lang ihr Ermahnen fortsetzen, wobei sie sich redliche
Mühe gab, ihm recht als eine weltweise, mütterliche Vorsehung zu erscheinen,
die seit undenklicher Zeit über alle jugendlichen Anwandlungen hinaus sei.
Versprich es mir, Ugonet, sagte sie schließlich, daß du diese Kindereien abthun
und einen tapferen Mann aus dir machen willst. Im Frühling blühen alle
Bäume: aber nur diejenigen weiden von den Menschen geschätzt und gepflegt,
die Frucht tragen. Die anderen läßt man eine Weile wachsen und haut sie
dann um, daß sie wenigstens Brennholz geben.
Er murmelte tief erglühend etwas vor sich hin, das sie für eine Zu-
stimmung nahm. Dann sprachen sie auf dem übrigen Wege nichts mehr hierüber.
Der Tag war sonnig und der Weg steil. Als sie dann beim Kloster an-
kamen, lief ihnen der Meier oder Klostervogt entgegen, der in einem Häuschen
einen Bogenschuß von den geistlichen Mauern entfernt, mit seinem Weibe
wohnte. Er half der Herrin aus dem Sattel, führte sie selbst an die Kloster-
Pforte, wo sie alsbald mit ehrerbietiger Freude von der Schwester Pförtnerin
bewilltommt wurde, und band das Maulthier, nachdem er es des schweren
Sattels und seiner übrigen Last entledigt hatte, an einen Pfahl mitten auf
einer grünen, schattigen Aue, wo die würzigsten Bergkräuter wuchsen und auch
die Klostereselin weidete, die zuweilen gewürdigt wurde, die Frau Aebtissin oder
eine der Nonnen auf ihrem geduldigen Rücken zu Thale zu tragen. Dann zog
er Brunei, an dem er von jeher großes Gefallen gefunden, zu einem länd-
lichen Mahl unter sein bescheidenes Dach, wunderte sich auch kaum, daß der
Jüngling heute noch einsilbiger und versonnener schien, als gewöhnlich, da er
schon wußte, daß seine muntere alte Frau und sein feuriger junger Wein mit
der Zeit es dahin zu bringen pflegten, den scheuen Gast ein wenig aufzuthauen.
So geschah es auch heut, und sie saßen über die heißen Tagesstunden
einträchtig beisammen, der Meier von Hispanien erzählend, wo er in jungen
Jahren als Knappe eines Ritters sich manchen Wind hatte um die Nase
wehen lassen, Brunet begierig horchend, da er jenes Land als seine eigentliche
Heimath betrachtete. Darüber hatten sie es nicht Acht, daß die Sonne sich
neigte, bis die Pförtnerin gelaufen kam und die Nachricht brachte, die Viz-

gräfin wolle unverzüglich den Heimweg antreten. Nrunet sprang auf, das
Maulthier wieder zu satteln und aufzuzäumen. Wie er aber auf die Halde
hinaustrat, war weder dort, noch so weit die Blicke reichen mochten, von dem
sonst so geduldig harrenden Thier auch nur der Schatten zu erspähen. Er
rief und lockte und stieg auf den nächsten Abhängen und umbuschten Klippen
herum. Da aber auch die Klostereselin verschwunden war und auf das Pfeifen
des Meiers sich nicht wieder einstellte, war es klar, daß das herrschaftliche
an gutein Futter nicht darbende Thier Gefallen an der schlichten geistlichen
Blutsverwandtin gefunden, im Uebermuth seiner zärtlichen Neigung die Halfter
zerrissen und sich der arglos Weidenden genähert habe. Diese, an dergleichen
höfische Zudringlichkeiten nicht gewöhnt, mochte das Weite gesucht und von
dem stürmischen Bewerber bedrängt in die hohen Fichtenwälder hinaufgeklettert
sein, die das Klostergebiet im Winter gegen Lawinensturz schirmten.
Noch standen die Neiden rathlos, und Brunei wollte vergehen vor Grimm
und Unmuth, daß er seines Dienstes nicht besser geachtet habe, als die Kloster-
pforte sich öffnete und Beatrix, von der sämmtlichen frommen Schaar geleitet,
auf die abendlich kühle Aue. hinaustrat. Gesenkten Hauptes näherte sich ihr
der Jüngling und berichtete, wie die Sache stand. Es könne ein Stündlein
darüber vergehn, fügte der Meier hinzu, bis man der Flüchtlinge wieder hab-
haft geworden, da die Spuren im Kreise liefen und der Berg voller Schluchten
sei. Beatrix lächelte, während sie die wunderliche Mähr vernahm. Sie wollte
aber nichts davon hören, wieder ins Rcfcctorium zurückzukehren, um dort zu
harren, bis der Entführer eingesungen sei. Die Luft ist lieblich, sagte sie,
und ich denke, ich kann es wagen, den Heimweg zu Fuß anzutreten. Dieser
»nein Freund — und sie erhob den Stock von Ebenholz mit silberner Krücke,
auf den sie sich im Gehen zu stützen pflegte, — ist zwar so steile Pfade nicht
gewöhnt. Aber Brunei wird ihm zu Hilfe kommen und mir seinen Arm
leihen, und wenn Meister Elias — so hieß der Klostervogt — so gut sein
will, meinem leichtfertigen Zelter nachzuspüren, holt er uns vielleicht noch auf
halbem Wege ein. Wer hätte dem frommen Thier, das längst aller Weltlust
abgesagt zu haben schien, ein so unschickliches Betragen zugetraut?
Sie umarmte ihre geistliche Freundin, küßte sie auf beide Wangen und
ließ es dann mit Widerstreben geschehen, daß die Nönnchen sämmtlich der
Reihe nach ihr die Hände küßten. Dann winkte sie dem Jüngling, ihm ein
freundliches Wort zum Tröste sagend, und verließ ohne Weiteres, die linke
Hand auf seinen Arm gestützt, mit der Rechten den Stock regierend, ungleichen
überraschen Schrittes das Klostergebiet, von dem der Weg sich alsbald durch niederes
Gestrüpp über unregelmäßig hingestreute Felsen ziemlich jäh in die Tiefe wand.
Sie war sichtlich in heiterster Laune; der starke Würzwein, der im
Kloster bereitet wurde, und von dem sie gegen ihre mäßige Gewohnheit ein
volles Kelchglas geleert, die Hülfe, die sie ihrer Freundin gebracht, der Glanz,
von dem der pfirsichfarbene Abendhimmel erzitterte, dazu das ungewohnte
Gefühl, sich einmal auf ihre eigenen Glieder zu verlassen, all das machte

sie lustig und schier übermiithig, daß ihr zu Muthe ward, wie in ihren
früheren Mädchentagen, ehe sie noch ihr leidiges Gebrechen von wilden Sprüngen
zurückhielt. Sie scherzte mit Vrunet, daß er wohl zu tief der Frau Kloster-
vögtin in die Augen gesehen und darüber versäumt habe, von Zeit zu Zeit
einen Blick auf das weidende Pärchen draußen zu weifen. Dazwischen wurde
sie wieder ernsthaft, blieb auffeufzend stehn, und indem fie ihr Tüchlein hervor-
zog, sich die feuchte Stirn zu trocknen, klagte sie: Wenn du wüßtest, Uc. wie
ich den Lemosi beneide! (so hieß der Maulesel, der aus Limoges stammte.)
Er ist auch nicht der Jüngste mehr, aber da er lein Krüppel ist, kann er
über Berg und Thal seiner thörichten Laune nachrennen, so weit es ihm
beliebt. Ich dagegen — nun, ich bin zwar weise und vor so üppigen
Anwandlungen geschützt durch meine ernsten Studien; aber verdienstlich wäre
es erst, nicht mehr zum Tanze zu gehen, wenn ich leichtfüßiger wäre. Nun
humple ich meinen schmalen Tugendweg auf und ab im Schweiße meines
Angesichts, als ob ich mit am Sündenfalle schuld wäre. Hast Nu den Reiher
noch im Sinn, Ugonet, der auf dem Hofe war. da du kamst? Er hatte ein
zerschossenes Nein und wurde aus Barmherzigkeit vom Thorwart gefüttert, der
ein großer Beizjäger war. Wie oft, wenn ich ihn so auf dem gesunden
Beine stehen sah, den Stumpf des andern an den Leib gezogen, mußte ich
lachen: Du treibst es nicht viel anders, als ich, armer Bursch. Wer dich
so sieht, möchte dich für einen ganz schmucken Vogel halten. Wir aber
wissen, wie Krüppeln zu Muth ist.

Sprecht nicht fo. Herrin! brach es von den Lippen des Jünglings. Bei
San Ioan, wen ich so von Euch reden hörte, ich würde ihn eilig stumm
machen. Wenn Ihr nun selbst so schlimme Worte über Euch braucht, über
Euch, die Ihr immer vor mir steht, wie ein Wesen aus anderer Welt —

Still, Herr Poet! lachte sie wieder und gab ihm mit der Linken einen
kleinen Schlag auf den Arm. Ihr feid ein Träumer und Kindskopf und
habt von der Welt nicht viel gesehen, und freilich, mit den Pergamentgcfichtern
droben im Kloster und den Mägden in Beziers kann es der lahme Engel
immerhin noch aufnehmen. Wenn du mich aber gekannt hättest, wie ich aus-
sah, als du eben zur Welt gekommen, — ha, ich will dir doch das Bild-
niß zeigen, das damals ein welscher Maler von mir gefertigt und das ich
meinem Herrn Verlobten nach Aragon geschickt. Der kluge Prinz hat es mir
hernach mit höflichem Dank wieder zustellen lassen. Er hatte sich eilig satt
'daran gesehen. Dir aber wird es zeigen, daß du ein Narr und Phantast
bist, wenn du noch zwanzig Jahre später das Urbild, das inzwischen nicht
so wohl aufgehoben und in Gold gefaßt war, für ein Weltwunder hältst.

Brunet erwiderte nichts. Die Nähe der geliebten Gestalt, deren Brust
er an seiner Schulter fühlte und deren lebhafter Hauch seine Wange
umspielte, machte ihm das Herz erglühen und den Kopf schwindeln, daß er
alle Mühe hatte, den Weg immer im Auge zu behalten und die unsicheren
Schritte der Herrin auf die bequemste Spur zu lenken. Auch sie war wieder

still geworden, vielleicht in Iugenderinnerungcn versunken. So hatten sie vom
steilen Wege etwa die Hälfte zurückgelegt, da erlahmte die Kraft der mühsam
Schreitenden vollends; sie blieb mit einem ängstlichen Blick nach der Höhe
zurück stehen und sagte: Er holt uns nicht mehr ein, furcht' ich. und mit
meinem eignen Gehwert bring' ich es nicht mehr weit. Was mein Herr
Bruder für ein Gesicht machen würde, wenn ich über Nacht ausbliebe!
Sonst hätt' ich nicht übel Lust, dort im Busch unter dem wilden Thymian
bis an den Morgen zu schlafen, und die Steine würden mich so gut bewachen
wie der Baldachin über meinem Bett. Inzwischen, da es nicht sein darf,
will ich dort ein paar Augenblicke rasten, bis der arme Schelm, mein linter
Fuß, sich von seinem Erstaunen erholt hat, daß man ihm so saure Arbeit
zumuthen konnte. Du aber lauf ein paar Schritte zurück und spähe, ob von
dem ungetreueu Knecht, dem Limosiner, noch immer nichts zu sehen ist.
Sie ließ seinen Arm los und wankte, bloß auf ihren Stab gestützt, nach
einem kleinen buschigen Platz nah am Wege, wo über niedrigem Haselgestriiuch
ein paar hohe Edelkastanien ihren Wipfel breiteten und ein Quell ringsum
startduftende Kräuter zu üppiger Blüte brachte. Nicht weit von seinem.
Murmeln sank sie in das hohe Gras mit einem unterdrückten Stöhnen. Sie
sah den raschen Jüngling den Pfad wieder hinaufsteigen und hörte ihn rufen.
Da zog sie verstuhlen Schuh und Strumpf von ihrem übermüdeten Fuß und
goß aus einem Fläschchen, das sie immer mit sich führte, ein paar Tropfen
eines stärkenden Balsams auf das zarte Glied, rieb es mit der Hand und
kühlte es in dem frischen Grase. Dies vollbracht, fühlte sie eine große
Erquickung und streckte sich nun behaglich auf dem sanftgeneigten Abhang
aus, beide Arme unter dem Kopf verschränkend, da es an einem anderen
Kissen gebrach. Ihr däuchte aber, sie habe nie weicher und wohliger geruht,
die Luft war lau und frisch zugleich, keine Mücken belästigten sie, nur ein
paar schöne seltene Falter gaukelten über der Quelle einander nach, und wie
sie mit den Augen ihren schwankenden Flug eine Weile verfolgt und dabei
dem eintönigen Liedchen des Baches gelauscht hatte, fielen ihr die Wimpern
zu, und sie versank in einen süßen erquicklichen Schlaf.
Allerlei Träume schwirrten an ihrer Seele vorüber, lustige und schwer-
müthige. Den lahmen Reiher sah sie, der, ein Wickelkind auf dem Rücken,
zu ihr hingehüpft kam und, nachdem er ihr seine Last in den Schooß geworfen,
seine Flügel ausspreitete und mit einem scharfen Geschrei, das wie ein Hohn-
gelacht« klang, davonflog. Als sie das Kind dann näher betrachtete, das sie
erst für einen kleinen Neger hielt, wurde das Gesichtchen mit jeder Minute
Heller, bis sie deutlich die Züge Bruneis erkannte. Der Kleine tastete niit
den Händchen nach ihrem Gesicht und ihrer Brust, daß sie Mühe hatte, sich
seiner Unart zu erwehren, und ihn von ihrem Schooße weghob und auf die
flache Erde legte. Da fing er plötzlich an, die eisten Verse jener Canzone
zu singen, die sie wohl im Gedachtniß behalten hatte, nnd schon wollte sie,
von seiner klagenden Stimme gerührt, ihn wieder auf ihren Arm nehmen, als

die Aebtisfin dazwischen trat und eine ihrer beliebten Standreben gegen das
falsche und wantelmüthige Geschlecht der Männer anhob. Zugleich reichte sie
ihr einen goldenen Becher, daraus sollte sie ewiges Vergessen trinken, und was
der tollen Phantasieen mehr waren, die ihr schlummernder Geist ausbrütete.
Wie lange dies Spiel währte, wußte sie nicht, nur daß zuletzt ein halbwaches
Gefühl der Unruhe sich ihrer bemächtigte, es mochte wohl Zeit sein, wieder
aufzubrechen, daß die Nacht fie nicht überrasche. Nur ihr Kopf aber ermunterte
sich ein wenig, ihre Glieder waren noch wie gebannt. Mit großer Anstrengung
tonnte sie langsam die Augenlider aufschlagen; da sah sie in der Dämmerung, die
sie umgab, zwei andere Augen dicht über den ihren, die sie schon eine Weile
angestarrt zu haben schienen: dunkle, ernsthafte junge Augen, aus denen eine
helle Flamme hervorzubrechen schien. Daß es Brunets Augen waren, wußte
sie sofort. Ob es aber ein Traum sei, daß er neben ihr im Grase kniete
und in einer Art Verzückung sie betrachtete, oder ob es in Wahrheit sich so
verhielt, mühte sie sich umsonst zu unterscheiden. Und da die Augen sich
ganz still verhielten und auch sonst kein Laut sich huren lieh, überwältigte sie
noch einmal der Schlummer, und die Lippen zu einem fast schalkhaften Lächeln
öffnend, drückte sie die Augeu wieder zu, wie um zu erproben, ob das Gesicht
über ihr nun schwinden würde. Da fühlte fie plötzlich einen warmen Mund
auf dem ihren, zwei weiche jugendliche Lippen, die schüchtern und doch mit
sehnsüchtiger Inbrunst auf den ihren ruhten, daß eine süße Wärme ihr ganzes
Wesen durchströmte und sie einen Augenblick meinte, ihr Herz müsse still stehen
vor nie gekannter Wonne. Sie wollte etwas sagen, eine Frage thnn, ein
Scheltwort aussprechen; aber der Zauber war zu stark, als daß ihr Geist
zwischen Träumen und Wachen ihn hätte brechen niögen. So ergab sie sich
mit fcstgeschlossenen Augeu in diesen süßen Zwang und hütete sich, wissen zu
wollen, wie es damit zugegangen. Nur ein Seufzer, der sich aus ihrer
athmenden Brust befreite, sprach von der Furcht, daß dies Glück zu groß sein
möchte, um ihr lange vergönnt zu werden. Und in der That riß plötzlich
der Traum entzwei, eine laute Stimme, die ihren Namen rief und den Abhang
hernieder sich näherte, weckte sie gewaltsam auf, sie stieß das Autlitz, das sich zu
ihrem herabgesentt, jählings mit abwehrenden Händen von sich und fuhr in die
Höhe. Auch der Jüngling war hastig aufgesprungen und von ihr weggestürzt,
dem Ausgang des Gebüsches zu. Da sah man den Rufenden eben heran-
kommen, den Vogt Elias, der das eingefangene Maulthier am Zügel sich nach-
fühlte. Seine Freude, die Vizgräfin noch unterwegs zu finden, so daß seine
dienstfertige Eile ihr noch zu Statten kam, sein Eifer, ihr wieder in den
Sattel zu helfen, machten es ihr leicht, jede Verwirrung über das, was ihr
im Traum geschehen, zu verbergen. Sie belohnte den Mann reichlich, trug
ihm einen Gruß an die Frau Aebtissin auf und trieb dann das Thier, das
mit gesenkten Ohren auf eine wohlverdiente Züchtigung zu warten schien, nur
mit einem sanften Zuruf an, sich in Bewegung zu setzen.
Stumm schritt der Jüngling hinterdrein. Es war jetzt an ihm, nicht

zu wissen, ob er wache oder träume. Kein Wort wurde zwischen seiner Herrin
und ihm gewechselt. Als sie bei nächtlicher Dunkelheit im Schloßhof an-
langten und der Vizgraf seine Schwester mit einem scharfen Vorwurf
empfing, daß sie ihre Ritte so weit in die Nacht hinein ausdehne, hatte sie
nicht ein Wort, weder der Entschuldigung nach der Ablehnung seiner herrischen
Rüge. Ohne ihm zum Nachtmahle zu folgen, schritt sie die Wendelstiege
hinauf, die in ihr Thurmzimmer führte. Sie zündete aber ihre Lampe nicht an, sie
warf sich am offenen Fenster in ihren Sessel und sah in den Sternenhimmel hinauf.
So fand sie am Morgen die alte Bernarda in ihren Kleidern eingeschlafen.
Sie verließ auch diesen ganzen Tag das Zimmer nicht, obwohl sie
etlichen Siechen in der Nachbarschaft ihren Besuch zugesagt hatte, und ließ
sich bei ihrem Bruder entschuldigen, daß sie nicht zur Tafel komme, ihr sei
nicht wohl. In Wahrheit aber war ihr nie so wohl gewesen, wie in diesen
einsamen Stunden. Sie war wie ein Mensch, der in einem Gärtchen, das
ihm bisher spärliche Früchte getragen, plötzlich einen goldenen Schah entdeckt
hat. Sie hatte geglaubt, Gott und Welt und ihr eigenes Wesen von Grund
aus zu kennen, und nun sah plötzlich Alles, was sie umgab, und Der, der es
erschaffen, und ihr eigenes Angesicht im Spiegel sie mit ganz verwandelten
Augen an, so viel schöner, blühender und traulicher, daß sie nicht aufhören
konnte, darüber zu erstaunen. Zuweilen war ihr, als versänke sie in einen
bodenlosen Abgrund, daß sie schwindelnd die Augen schloß und eine purpurne
Finsterniß rings um sie her entstand. Und in dieser Nacht, die über ihrem
Haupte zusammenschlug, leuchteten plötzlich zwei dunkle, ernsthafte junge
Augen auf, und sie fühlte eine Flamme an ihrem Munde, und ihr Herz
stand plötzlich still, als Hab' es seinen letzte» Schlag gethan. Aus diesem
seligen Hinsterben fuhr sie dann plötzlich wieder in die Höhe, durch irgend
ein Geräusch aufgeschreckt oder durch eine Stimme in ihrem eigenen klugen
Kopf, die ihr zurief, daß diese Thorheit nicht dauern dürfe. Sie schüttelte
dann den Spul mit heftiger Geberde von sich und nahm irgend ein Geschäft
zur Hand, einen Heiltrank zu bereiten, oder in einem ihrer Bücher eine
Stelle nachzulesen, die sich auf einen bedenklichen Fall bezog. Nur daß diese
Ermannung selten länger als fünf Minuten dauerte und sofort wieder einem
gedankenlosen Hindämmern wich. Auch verbrachte sie nicht wenig Zeit vor
ihrem Spiegel aber ohne Bernardas Hülfe dabei zu heischen. So eifrig,
als ob sie eine schwere Schrift entziffern sollte, studirte sie die Züge ihres
Gesichts und war nicht mit allen Stellen einverstanden. Zwar hatte ihr
Sprüchlein vom Lachen sich auch an ihr bewährt, und das „gute Blut" zeigte
sich an ihrem zartblühenden Fleisch und ihrer weichen Haut. Aber um die
Augen und in den Mundwinkeln waren durch dasselbe Lachen viele kleine
Fältchen eingegraben, und das Nachdenken über die Näthsel der Natur hatte
auch ihre helle Stirn gefurcht. Nun sah sie auch die zarten grauen Streifen,
die sich frühzeitig in das Schläfenhaar eingeschlichen, und wenn sie dachte,

wie lange und in welcher Nähe Nrunet sie hatte betrachten lönne», erschrat
iie. daß er nun auch um diese Altersspur wisse. Dann aber lächelte sie, um
sich an dem Glanz ihrer festen weißen Zähne zu freuen, und betrachtete
zugleich ihre Lippen aufmerksam, ob sie nicht seit gestern, wo sie zum ersten
Mal von Manneslippen berührt worden waren, verwandelt seien an Farbe
oder Form. Sie waren aber, als wäre nichts geschehen, und nicht die leiseste
Spur der Flammen, die sie versengt, ließ sich heute noch entdecken.
Als sie dann den Spiegel weglegte, wurde ihr Gesicht wieder nachdenk-
lich, und sie ging mit einem Seufzer zu ihren Büchern, eines hervorzuholen,
darin von allerlei magischen Geheimmitteln berichtet war, die meisten freilich
nicht ohne Mitwirkung dämonischer Mächte zu erlangen. Vor solchen hatte
sie stets ein Grauen gefühlt, da sie ein frommes Weib und von Hellem
Gemüthe war, und auch heute warf sie kaum einen Blick auf die Blätter, wo
die Zahlen, Worte und Zeichen, die zu Beschwörungen dienten, geschrieben
standen. Sie suchte ein Recept, das ein arabischer Arzt angegeben, um die
entflohene Jugend zurückzuholen, erblichene Haare zu neuem Glanz zu bringen
und das Leben, das schon über seinen Mittag sich geneigt, noch einmal mit
Morgenbuft zu erfüllen. Auch fand sie es bald und verstand die Namen
aller Kräuter und Essenzen, die dazu gebraucht wurden. Nur die Mischung
und das Maß der Elemente war nicht eben so klar angezeigt. Darüber
vertiefte sie sich in Sinnen und Erwägen, vergaß Speise und Trank uud
horte es kaum, daß Bernarda mehrmals die Thür öffnete, besorgt, ihrer
Herrin möchte was zugestoßen sein. Der Tag verging endlich, die Dämmerung
sank herein, längst konnten die Augen der einsamen Grüblerin leinen Buch-
staben mehr erkennen, — da fiel plötzlich, durch das Fensterchen hereingeflogen,
ein leichter Körper ihr gerade vor die Füße, und als sie ihn aufhob, sah sie,
daß es wieder ein Bolzen war, wie jener erste, und wieder mit einem Blatt
umwickelt, auf dem sich eine zierliche Schrift befand. Eilig rief sie der Alten,
ihr die Lampe zu bringen, dann riegelte sie die Pforte zu und las, mit
zitternden Knieen neben dem Herde stehend-

Ihr zürnet, Herrin; Ihr verhehlt es nicht,
Denn Ihr entzieht mir Euer Angesicht.
Ach, ohne dieses Licht
Wird heller Mittag mir zu Mitternacht!
Wie geht mit mir so streng Ihr ins Gericht,
Weil ich, im Nann von allgcwalt'gei Macht,
Geraubt, was ewig sonst versagt geblieben!
Ach, was zu solchem Wagniß mich getrieben,
War stärker als Bescheidenheit und Pflicht.
Noch seh' ich vor mir, was mein Unheil war,
Das blüb/nde Angesicht, das goldne Haar
Und jenes Nugenpaar,
Das halb verträumt mir süß zu winken schien.
Und wie ich noch das Lächeln ward gewahr,
Dem Tobte zu erwecken Macht verlichn,

Da wich die Scheu' und Ehrfurcht dem Verlangen,
Ach, einmal nur an diesem Mund zu hangen,
Nach dem mein Herz geschmachtet Jahr um Jahr.
Nun soll ich wachend büßen, was geschchn
Im Zaubertraum. Doch laßt es mich gesteh«:
Nie kann ich mein Vergehn
Bercu'n, das noch mit Wonne mich durchglüht.
Und müßt' ich jetzt durch tausend Qualen gchn,
Ich jauchzte doch, daß mir dies Heil erblüht.
Viel lieber in der Hölle tiefsten! Gründe
Gedenken jener kurzen sel'gcn Stunde,
Als ohne sie den Himmel offen fchn!
Sie lächelte, da sie zu Ende gelesen. Sie bemühte sich noch jetzt, das
Ereigniß von einer lustigen Seite zu nehmen. Er macht Fortschritte, sagte sie
vor sich hin, in der Dichtkunst und in der Keckheit. Ahnt er,, daß er es für
immer verspielt hätte, wenn er jetzt um Vergebung winselte, wie ein zahmer
Knabe? Er will zeigen, daß er ein Herrenrecht habe dem schwachen Weibe
gegenüber, — denn wenn es wahr ist, daß ich ihn angelächelt habe, wenn
mich nur aus dem Schlaf, trage ich freilich an Allem die Schuld. O Nrunet,
ich wollte, du wärest noch ein Kind, oder ich könnt' es wieder weiden! — Und
dann sah sie wieder auf das Blatt und wiederholte langsam, jetzt mit ganz
ernster Miene, die letzten Verse:
Viel lieber in der Hölle tiefstem Gnindc
Gedenken jener kurzen sel'gen Stunde,
Als ohne sie den Himmel offen sehn!
So ganz aber hatte sie noch nicht die Herrschaft über ihr Herz verloren,
daß sie sich aller Gedanken, was daraus »Verden sollte, entschlagen und wie
ein unreifes Mädchen dem Zauber eines namenlosen Gefühls hingegeben hätte.
Daß sie ihn nicht wiedersehen dürfe, daß es nothwendig sei, ihn unter einem
schicklichen Vorwande aus dem Schlosse zu entfernen, ihn und sie vor den
Gefahren dieses hoffnungslosen Spiels zu behüten, stand ihr mitten im Taumel
ihrer wonnigen Gedanken fest. Nur wie es anzufangen wäre, wollte ihr nicht
sogleich einfallen. Und inzwischen war sie schwach genug, aus ihrer verstohlenen
Höhe herab nach ihm auszuspähen, wenn er über den Hof ging, oder ein
Pferd bändigte, oder im Schatten des Thorbogens sitzend eine schartige Klinge
wieder blank schliff. Er selbst sah über Tag nie zu ihrem Fenster hinauf.
Es schien ihr aber, als trage er den Kopf stolzer auf den Schultern und
schreite beflügelter über die Steine des Burghofs oder die Treppenstufen zu
dem Süller hinan. Sie sah auch, daß der Narr Guigo sich zuweilen an
ihn machte, mit Stachelreden, die den Knechten zu lachen gaben. Für Nrunet
war es wie ein rauhes Lüftchen, das ihm übers Gesicht fuhr. Er wandte
nicht einmal den Kopf oder zuckte auch nur die Achseln.
Doch an jedem Abend, sobald es im Hofe still und leer geworden war,
flog ein Armbrustbolzen in das Thurmfenster, und die Briefe, die diese luftige

Post beforderte, klangen täglich stürmischer, sehnsüchtiger und verwegener. So
süß es der Empfängerin däuchte, dies verworrene Stammeln anzuhören und
an der Glut dieser Leidenschaft zugleich mit der Blüte eines jungen Menschen^
Herzens auch eine reine und mächtige Dichterseele sich entfalten zu sehen,
tonnte sie sich doch nicht verhehlen, daß nun jedes Zügern vom Uebel sei.
Sie brachte eine schlaflose Nacht mit diesem Gedanken hin. Am Morgen
stand sie zeitig auf und schrieb einen Brief an den Grasen Aimeric von
Foix, mit dem sie nahe verschwägert war. Sie bat ihn, sich eines jungen
Menschen anzunehmen, der in Bezieis mit seinen mancherlei Gaben nicht am
rechten Platze sei. Er sei ihr werth, da sie an ihm Mutterstelle vertreten,
und werde sie jede Gunst, die ihr Vetter dem Knaben erweise, als ihr selbst
geschehen betrachten. — Diesen Brief siegelte sie mit schwerem Herzen. Denn
nun erst, da es Ernst weiden sollte, überlegte fie, wie ihr Leben plötzlich all
seinen Werth und Reiz verlieren würde, wenn diese theure Gestalt aus ihm
verschwände und der Abend eines einsam verträumten Tages nicht mehr eine
beschwingte Botschaft brächte, die ihr sagte, daß ein anderes einsames Herz
in Sehnsucht ihrer gedenke.

Es muß sein! seufzte sie vor sich hin und stand auf, den Brief zu
ihrem Bruder zu bringen. Sie wollte ihn unter einem Vorwande bitten,
Brunei mit dieser Botschaft nach Foix zu entsenden. Plötzlich hörte sie einen
Männertritt vor ihrer Schwelle, und einen Augenblick überfiel sie der Gedanke,
ob der Jüngling wohl gar sich unterstehen möchte, zu ihr zu dringen, da öffnete
sich schon die Thür, und der Herr des Hauses, der sonst niemals in ihren
Gemächern erschien, trat mit finsterer Miene, ohne nur ein Kopfnicken zum
Gniß an sie zu wenden, herein.

Er war ein großer Mann, von ungewöhnlicher Leibesstärke, mit eisen-
grauem Bart und Haupthaar, obwohl nur wenige Jahre älter als seine
Schwester, gelblich von Farbe, die Bildung des Gesichts, das dem ihren nicht
unähnlich war, durch einen eingewurzelten Ausdruck stolzen Menschenhasses entstellt.

Ihr macht Euch unsichtbar, sagte er mit einer Stimme, die von ver-
haltenem Jörne bebte. Ich will nicht forschen, was Euch dazu bewegt, ich
bin gewohnt, Euch Euer Wesen für Euch treiben zu lassen. Doch muß ich
Eure tiefen Studien einen Augenblick unterbrechen, um Euch eine Warnung
zu bringen. Ihr seid in Gefahr, Eure Ehre und die unseres ^Hauses zu
schädigen durch ein unbedachtes Tändeln mit einem frechen Knaben, den Eure
Güte seit Langem verwöhnt hat. Wie weit Ihr selber Schuld daran tragt,
Will ich nicht erforschen. Nur so Iviel mögt Ihr wissen, daß Ihr fortan
strenge über Euch zu wachen habt, wenn Ihr nicht selbst das Verderben des
Zucht- und Zügellosen beschleunigen wollt. Die Herren von Beziers, wenn sie
auch auf die Hoffnung, mit Königen verschwägert zu weiden, verzichten mußten,
sind immer noch mächtig genug, um die Ehre ihres Hauses nicht dem ersten
besten Pferdeknecht preiszugeben.

Er sah Beatrix mit einem Blicke an, der im Grunde ihrer Seele lesen

wollte. Ihr Stolz und das Bewußtsein, so eben erst einen Sieg über ihr
eigenes Herz erkämpft zu haben, gab ihr Kraft, die Augen ruhig auf den
Bruder zu heften. Nur ein wenig hatte ihre Wange sich geröthet, doch mehr
vom Unwillen über die harte Rede, als von Scham oder Bestürzung.
Ich weiß nicht, wovon Ihr redet, mein Bruder, erwiderte sie fest. Ich
bin mir nicht bewußt, die Ehre des Namens, den ich trage, verletzt zu haben.
Nun denn, beim Blut des Heilands! brauste der Vizgraf auf, indem
er der Regungslosen einen Schritt näher trat, so muh ich es Euch deutlicher
sagen. Der Knabe, den ich um Euretwillen unter dem Gesinde geduldet habe,
hat böse Träume, die ihm den Kopf tosten möchten. Einer der Stallbuben, der
in der Kammer neben der seinen schläft, hat heut morgen, da sie beim Frühmahl
uuten in der Gesindehalle beisammensaßen, dem Guigo erzählt, daß er in der
Nacht durch die dünne Wand ein heftiges Seufzen und Stöhnen vernommen.
Er habe sich aufgerichtet, in der Meinung, dem Nrunet sei ein plötzliches
Unwohlsein zugestoßen. Da habe er deutlich gehört, wie dieser Euren Namen
genannt, mit Anrufungen und winselnden Klagen, wie ein Liebender nach
seiner Geliebten seufzt. Da ist der Narr iu ein überlautes Lachen aus-
gebrochen, hat seine Kappe vom Kopf genommen uud sie über die Tafel dem
Buben hingereicht, sprechend: Dieser Hauptschmuck gezienit Euch, Gevatter. Wer
sich einfallen läßt, von der Gunst der Vizgräfin zu träumen, den soll man in ein
Narrenkleid stecken. Der Bursch aber, glühend übers ganze Gesicht wie ein
Feuerbrand, sei aufgefahren und habe den Krug, der vor ihm staud, gegen den
Spötter geschleudert, daß dieser heulend mit blutendem Schädel zu mir gelaufen kam,
mir die Gewaltthat zu klagen. Ich habe sofort den Buben zu mir bcschieden, und
da er auf mein ernstes Vermahnen, mir zu gestehen, ob er je den Blick zu Euch
erhoben, nur ein verstocktes Schweigen hatte, ihn von mir gewiesen, nachdem ich
die Hetzpeitsche, die ich gerade in der Hand hielt, da ich im Begriff war, ans die
Jagd zu gehen, ihm über den ungebeugten Nacken habe schwirren lassen.
Sie stand todtenbleich vor ihm, immer noch den Blick starr auf sein
Gesicht geheftet. Das verzeih' Euch Gott! flüsterte sie toulos.
Also doch! fuhr er mit Zähneknirschen fort. Also ist er Euch doch
th eurer, als Eure Ehre. Wohl! Es hat mir geahnt, da ich seine Miene sah,
daß er nicht so tollkühne Gedanken genährt hätte, wenn er nicht dazu ermuntert
worden wäre. Er fuhr mit der Faust nach dem Waidmesser, das er am
Gürtel trug, und aus seinen Augen schoß ein Blitz, als ob er sich ans mich
werfen nnd mich niederstoßen wollte. Sein guter Geist hat ihm die Hand
noch zurückgezogen. Nun aber wisset, daß meine Langmuth zu Ende ist. Bei
dem ersten Zeichen neuen geheimen Einverständnisses wird dafür gesorgt werden,
daß dieser Wahnsinn nicht um sich greife, wie ein fressendes Feuer. Der Forst
ist weit und dicht, und der Bolzen eines guten Schützen findet leicht sein
Ziel, so daß kein Hahn danach kräht, wenn ein frecher Mund für immer
verstummt. Das wollt' ich Euch angezeigt haben, Beatrix. Und nun gehabt
Euch wohl nnd hütet Eure eigenen Trimme!

Damit wandte er sich und schritt hinaus. Gleich darauf hörte man
ihn. von seinem Jäger begleitet, aus dem Schloßhof sprengen.
In der Kammer neben dem Stalle lag Nrnnet. Er hatte, sobald er,
kaum seiner Sinne mächtig, dies armselige Schlupfloch erreicht, den Riegel
vorgestoßen und sich auf sein Lager geworfen, das Gesicht in die Hände
gedrückt, wie um seine Augen davor zu bewahren, daß sie um sich blickten
und die Welt noch sähen wie sonst und ihn noch auf der Welt, in der die
Schmach ihm doch auf Schritt und Tritt nachging. Nachdem das erste ohn-
mächtige Wüthen sich vertobt hatte, lag er starr wie ein Todter, das Gesicht
in das Kissen vergraben. Draußen kamen und gingen allerlei Stimmen, der
Marschall pochte an seine Thür, da er seiner im Stalle bedurfte, er hörte
die anderen Knechte im Hof von ihm sprechen und die Mägde kichern. Aber
selbst die scharfe Stimme des Narren, der ihm schnöde Hohnworte hineinlief,
vermochte nicht ihn aus der ohnmächtigen Betäubung aufzurütteln. Zwei
Gedanken allein standen unverrückt vor feiner Seele: daß er den Schimpf
nicht alsbald mit Blut gerächt, und daß er ihn auch in Zukunft uicht von sich
abwaschen dürfe, wenn er nicht für immer darauf verzichten wolle, das Einzige,
was er auf Erden liebte, wiederzusehen. Und doch, wenn er der gezüchtigte
Knecht blieb, wie konnte er es wagen, die Augen je wieder zu ihr aufzuheben?
Mehr als einmal zuckte ihm die Hand nach dem Messer, das er an
seiner Seite trug und am Morgen zu seiner Qual in der Scheide gelassen
hatte. Wenn man ihn hier in seinem Blüte fände, sie würde die Todes-
wunde mit ihren Thränen waschen, und wer weiß, auch dem Urheber dieses
jammervollen Endes die Ahnung aufdämmern, daß der. den er in den Tod
getrieben, ein adligeres Leben verdient habe, als das Schicksal ihm zugedacht.
Dann hielt ihn Jugend und die Fülle unverbrauchter Lebenstriebe von
dem verzweifelten Entschlüsse zurück. Wenn sie davon hörte, welche Schmach
ihn, geschehen, mußte sie nicht auch erfahren, daß er sie um sie erlitten? Und
gehörte sein Leben nicht ihr? Durfte er es wegwerfen, ohne sie zn fragen?
Er wollte sie fragen. Sie sollte Schiedsspruch thuu zwischen ihm und
ihrem Bruder. Aber würde sie antworten? Hatte sie all diese Tage ihm
das kleinste Zeichen gegeben, ob sie überhaupt auf das höre, was seine gefiederten
Botschafter ihr zuraunten?
So lag er und nagte sich die Lippe wund in seiner rathlosen Noth, und
Scham und Grimm, Liebe und Mordlust stritten sich in seiner Seele. Kein
Bissen kam über seine Lippen, nur aus dem Wasserkrug, der seinem Bett zu
Häupten stand, kühlte er ein paar Mal sein glühendes Fieber. Die Stunden
schlichen dahin, der Abend brach herein, er sah den ersten Stern durch das
schmale Fenster äugeln, bald darauf einen schwachen Mondglanz sich in der
Kammer verbreiten. Nun war es längst still im Burghofe geworden, Niemand
hatte mehr nach ihm gefragt, zuletzt waren ihm vor Erschöpfung durch die
wühlende Qual der Seele die Augen zugefallen. Ein paar Stunden mochte er

so geschlummert haben, noch im Traum mit seinem mächtigen Todfeinde wort- und handgemein, da drang ein behutsames aber deutliches Klopfen an sein Ohr. Er fuhr auf und lauschte. Wieder pochte es an seiner Thür, und nun horte er eine Stimme, die eine, die er über Tag vergebens herbeigesehnt: Mach auf, Ugonet! Ich bin's! — und sprang hin nnd stiesz den Riegel zurück, und über die Schwelle trat, einen dünnen schwarzen Schleier über Haupt und Schulter geworfen, Beatrix.

Du brauchst die Thür nicht wieder zu verschließen, sagte sie leise. Wenn Jemand käme und mich hier fände, was kümmerte mich's? Ich habe die stacht nur abgewartet, weil ich dir was zu sagen habe, und nicht wollte, daß man uns störe. Laß dich anschauen, Kind. Du lebst! Die Heiligen seien gepriesen! Weißt du, daß ich gefürchtet habe, ich käme schon zn spät?

Ich durfte nicht aus der Welt gehn ohne Urlaub von Euch! stammelte er.

Du hast Recht, mein Liebling. Dein Leben gehört mir, daß ich mich noch so lang daran freue, als mir Gott das eigene schenkt. Und darum befehle ich dir, zu leben, obwohl ich an deiner Stirne lese, daß dn nicht zum Besten damit zufrieden bist. Siehst du, Uc, was geschehen und dir das Athmen verleidet, ist doch auch mit Gottes Willen geschehen, und das bittere Kraut soll eine süße Frucht tragen. Heut in aller Frühe wollte ich dich von mir entsenden für immer, weil ich kein Heil für dich und mich erhoffe, wenn wir zusammenblieben. Und der Brief an den Grafen von Foix, der dich nnter seinen Schutz nehmen soll, war schon geschrieben, ein Uriasbrief. — setzte sie mit Lächeln hinzu, — denn du solltest nicht wissen, daß Der, dem dn ihn brächtest, dich bei sich behalten und dir keine Antwort an mich zu bestellen geben würde. Nun ist der Blitz herabgefahren und hat dich gestreift. Liebster, und wie seine Spur dich brennen muß, an mir selbst glaub' ich es zu empfinden. Da bin ich mit mir zu Nathe gegangen, daß ich dich jetzt noch minder bei mir zurückhalten darf, denn ich wäre Schuld an dem Tode, der dir heimlich geschworen ist. Nuu aber sollst du nicht mehr unwissend von mir gehen, sondern die Ehre dieses Hauses, die der Bruder schwer versehrt hat, indem er einen freien und adligen Menschen wie einen Leibeigenen gezüchtigt, soll die Schwester sühnen, so gut sie kann. Ugonet, ich bin gekommen, um dir selbst zu sagen, daß du mir theurer bist, als Alles in der Welt, daß, wenn du gehst, meine ganze Seele mit dir geht, und daß ich in meinem langen Leben nur Ein wahres Glück genossen: als dein junges Herz sich zu mir geneigt, deine Hand mir diese süßen Worte geschrieben, deine Lippen auf meinen geruht haben.

Sie sank auf das Lager, von ihrer eigenen Bewegung überwältigt, und saß eine Weile stumm, während er vergebens nach einem Worte rang. Plötzlich war er ihr zu Füßen gestürzt, hatte ihren Leib umklammert und sein glühendes Gesicht gegen ihre Kniee gedrückt.

Er fühlte, wie sie sich zu ihm niederbeugte und mit ihren Lippen sein Haar berührte.

Mein Wildling, sagte sie, ich liebe dich um dieser thörichten Glut
willen, obwohl ich oftmals lächeln muß, daß sie mir gelten soll, die ich eine
alte Frau bin, die dich gar wohl hätte unterm Heizen tragen tonnen. Bin
doch auch ich selbst um all meine Vorsicht und Besonnenheit gebracht und
Tag und Nacht wie ein kindisches Mägdlein, das ein neues Kleid erhalten,
herumgegangen, mich im Spiegel zu beschauen, wie gut dieser Putz mir stehe,
den ich dir verdanke. So Hab' ich mich in deinen Versen bespiegelt, und
das Herz hat mir laut geklopft zu ihrem Tact, und ich habe mir eingebildet,
dies Alles sei redliche nüchterne Wahrheit, was dein schwärmendes Poeten-
herz ausgeheckt, mich vor mir selbst zu verherrlichen. O llgonet, nun warne
ich dich nicht mehr, diese Künste zu treiben, nun weiß ich, daß du ein
wahrer und großer Dichter bist und daß die Welt es bald inne werden wird.
Und darum sollst du nun mit fröhlichem Herzen fortziehen, und deine
Rache an deinem Ehrenschändcr soll sein, daß dein Name weit und breit
mit Ruhm genannt und du von Grüßeren und Mächtigeren, als er selber
ist, geehrt und als Ihresgleichen gehalten werden wirst. Glanbst du nicht,
daß die Wunde der Schmach, die er dir zugefügt, auf diese Art besser und
glorreicher vernarben wird, als wenn dn ihm ein Schwert in die Brust
stießest, was auch ein Knecht in der Wnth zn thun im Stande wäre?
Sie hielt inne und wartete, was er sagen würde. Er schien aber von
ihrer ganzen Rede nur das Eine verstanden zu haben, daß er fort solle und
sie nie wieder sehen.
Ihr verstoßt mich! brach es aus seiner schwerathmenden Brust.
T Beatrix, in Einer Stunde Himmel und Holle —
Hiire mich aus, sagte sie, indem sie mit sanfter Gewalt sein Haupt an
ihren Knieen festhielt und mit der Hand leise seine Locken streichelte. Siehst
du, mein Frennd, wenn ich jung wäre wie du, leine Macht der Welt sollte
mich zurückhalten, mit dir zu gehen und als dein treues Weib mich an
deinem Ruhm zu freuen, lind wenn sie an den Höfen die Nase rümpften
über die stolze Vizgräfin, die einem fahrenden Sänger nachzöge, so bliebe ich
fern von den Schlössern in einem stillen Hanse und erzöge deine Kinder, und
wenn du des Glanzes müde wärest, kämst du immer nach Haus, und wir
wären glücklich. Nun aber bin ich ein gebrechliches Weib, zweimal so alt als
mein Liebster, und wenn er erst zu seiner vollen Mannesbliite gereift sein
wird, ist von meinem Flor die letzte täuschende Farbe gewichen, und wenn
die Leute auf der Gasse ihm nachrufen, daß aus seinem lahmen Engel ein
hinkender Teufel geworden sei, wird er beschämt die Augen niederschlagen und
ihnen im Herzen Recht geben müssen. Wohl giebt es ein Mittel, die Flucht
der Zeit zu hemmen und einem alternden Leibe noch einmal Iugendkraft und
-Schöne einzuflößen. Aber es ist ein Wagniß auf Leben und Tod. Denn
das Buch, das davon spricht, ist dunkel und zweideutig, und Gifte sind dem
Elixir beigemischt, von denen ein Tropfen mehr, als die Mischung erträgt,
unfehlbaren Tod bringt. Mehr als Einmal habe ich den Trank zu brauen

versucht, aber jedesmal hat eine innere Stimme mich gewarnt, Gott nicht zu
versuchen. So muß diesmal Alter in der Thal vor Thorheit schütze», da
Jugend es nicht vermocht hat. Denn ich war noch sehr jung, als ich mir
einredete, Liebe sei ein Wahn und ein Gaukelspiel, das geringe und einfältige
Menschen bethörc, und nur ein Weib, das sich von ihr frei gehalten, dürfe
sagen, sie sei an Klugheit und Selbstherrlichkeit den Männern gleich, die sich
auch von ihrer Macht nicht unterjochen lassen, sondern nur mit ihr spielen
zum Zeitvertreib. Wie habe ich mich getäuscht! Was hat meine Weisheit,
und daß ich um mein armselig bischen Gelahrtheit gepriesen wurde, zu meinem
Glücke vermocht? Zwei Secundeu an deinem Munde, mein Geliebter, haben mich
mehr Wonne tosten lassen, als zwanzig Jahre tiefer Forschung, und ich habe gesehen,
daß alle Weisheit Tand und Trug ist gegen die selige Thorheit der Liebe, das;
Jugend allein das Glück zur Nlüthe bringen kann und Selbstvergessen seliger
ist als Selbsterkennen. Und das; ich dazu noch gelangen sollte, mein süßer Freund,
das werd' ich bis zu meiner letzten Stunde dir danken, wenn auch der Stachel
der Reue, mein bestes Leben versäumt zu habe», mir ewig im Herzen wühlen wird.
Sie stand auf und zog ihn mit sich empor. Es ist Scheidens Zeit,
sagte sie. Wer weiß, ob mein Bruder uns diese letzte bittre Wonne gönnt;
ich habe Licht in seinem Gemach gesehen, da ich über den Hof schritt. Nun
aber nimm diesen Brief, den du geraden Weges nach Foix bringe» sollst.
Es steht Nichts darin von dem, was geheim bleiben soll zwischen dir und
mir. Aber du wirst nicht ferner freund- und Heimathlos sein, denn Graf
Aimeric ist ein edler Mann und ein großer Gönner der Dichter. Und dies
hier — und fie zog eine Kette aus ihrem Busen — nimm zum Angedenken
an die Frau, die dich heißer und treuer liebt, als je ein Weib dich lieben
wird. Sieh, es ist die Kette, die ich meinem Bräutigam uach Aragon
schickte, mein Bildnis; hängt daran in goldener Kapsel. Er hat mir Beide
wiedergeschickt, wie du weißt, du wirst das Bild bewahren; die Kette, wenn
du je in Noth kommen solltest, wird dich vor Hunger und Entbehrung
schützen. Stecke sie in dein Wamms nebeil dein Herz, sie ist noch warm
von der Wärme des meinen. Und nun laß mich zun; letzten Mal dich
küsse», Liebster, wenn es auch thöricht ist, sich in dem Wein noch einmal zu
berauschen, der ein langes Leben hindurch nie mehr meinen Durst stillen soll.
Sie warf ihre Arme dicht um seinen Nacken und hielt ihn lange
umschlungen, bis ihre Thränen vorbrachen und sich mit ihren Küssen mischten.
Da lös'te sie sich standhaft aus seiner Umarmung.
Es ist genug! flüsterte sie; ach, nur schon zu viel! Aber ich Hab'
es selbst gewollt. Komm! Laß uns eilen, eh ich thue, was mich ewig reuen
wird! Ugonet, zwanzig Jahre früher — der lahme Reiher wäre mit dem ge-
sunden geflogen weit übers Meer — und jetzt — aber still! Ich höre Tritte!
Sie stand und lauschte mit verhaltenem Athem, während sein Mund
noch immer ihre Wange suchte. Es ist nichts! sagte sie. Nur mein
Schutzengel flog über den Hof. Ich komm', ich komme!

Damit trat sie aus der Kammer, öffnete sofort die Thür des Marstalls
und schritt durch die Reihen der friedlich schlummernden Thiere auf ihr
weißes Maulthier zu. Auf dem sollst du reisen, flüsterte sie. Ich
würde auf seinem Rücken doch nie wieder einen Ritt machen tonnen ohne
schwere Gedanken. Sattle ihn geschwind und dann steig auf. He, Limofi, mein
Freund, du sollst in die weite Welt. Trage deinen Reiter sanft und erinnere
ihn manchmal an deine alte Herrin, die nie mehr deinen Hals streicheln wird.
Zögernd und widerstrebend war er ihr gefolgt. Zehnmal wollte er ihr
wieder zu Füßen stürzen, sie beschwören, Alles von ihm zu fordern, nur das
Scheiden nicht. Sic aber zwang ihn mit ihrem klaren Willen und der
Gewalt ihres ruhigen Blickes. Nur seine Armbrust und ein langes Schwert
hotte er noch aus der Kammer, dann führte er das Thier sacht aus dem
Stall, sie immer an seiner Seite. Sie klopfte den Thorwart aus dem
Schlaf, der mit bestürzten Augen sie anstarrte, da er glaubte, sie selber wolle
bei nächtlicher Weile aus dem Schlöffe fliehen. Sie muffe Ugonet entsenden
mit einer eiligen Botschaft, beschwichtigte sie den zaudernden Mann.
Da öffnete er das Thor und ließ die Zugbrücke hinab. Der Mond war
hinter den Wald getreten, als Limosi den Huf über die Schwelle setzte.
Brunei zog den Zügel an. Er meinte nicht scheiden zu tonnen, ohne noch
tausend Worte gesagt zu haben, die ihm das Herz bedrückten. Beatrix aber,
als handle sich's nur um einen kurzen Ausritt, gab dem verschlafenen Thier
einen Schlag auf den Hals und rief ihm zu, wie sie sonst zu thun gepflegt:
Nun fliege, mein Schwan! — und das gehorsame Thier setzte sich
willig in Bewegung und trug seinen Reiter, der mit zurückgewendetem Haupt
davonsprengte. in die öde Nacht und die trostlose Verbannung hinaus.
Noch eine kleine Weile stand das einsame Weib an den Brückenpfoften
gelehnt. Lebe wohl, Leben, Glück und Jugend! sagte sie vor sich hin,
Tann lehrte sie ins Schloß zurück. Als sie die Treppen hinaufstieg und
an der Thür ihres Bruders vorübertam, stand dieser an der Schwelle, als
ob er sie erwartet hätte, das Herz voll heftiger Worte. Sie traten ihm
aber nicht über die Lippen. Wie die Schwester an ihm vorbeiging, traf ihn
ein Blick aus ihren weitoffenen Augen, vor dem er trotz seines herrischen
Grimmes die seinigen senken mußte. Gute Nacht, Bruder! sagte sie tonlos.
Dies war das letzte Wort, das sie noch mit ihm redete.
Denn von dieser Nacht an ward ihr Leben und Wesen ein völlig anderes.
Nie mehr verließ sie ihr Thurmgemach, und selbst die Kranken, die ihre
Hülfe anriefen, mußten zu ihr hinaufkommen, oder sie schickte die alte Bernarda,
die sie nach und nach sich zur Gehülfin herangezogen, an die Siechbetten, die
Natur des Leidens zu erforschen, worauf sie ihnen dann die Arznei zukommen
ließ. Mit anderen Menschen verkehrte sie nicht mehr; ihrem Bruder, der sie
endlich um Zutritt bitten ließ, schickte sie den Bescheid: sie ertrage keines
Menschen Stimme mehr, sie sei nur noch fähig, mit ihrem Gott zu reden.

So auch ließ sie sich bei ihrer alten Freundin, der Aebtissin, entschuldigen,
daß sie weder zu ihr kommen, noch ihren Besuch empfangen tonne. Es seien
Dinge geschehen, die ihr andere Gedanken über Vieles gegeben, und sie fürchte
nun, mit der alten Vertrauten sich nicht mehr wie sonst zu verständigen.
Nur mit Bernardll, die um Alles wußte, sprach sie zuweilen von dem
Einen, was sie beschäftigte. Sie hörte durch die Getreue, daß Vrunet der
Liebling des Grafen von Foix geworden sei, daß seine Eanzonen ihn im
ganzen Lande bekannt zu machen anfingen. Noch weigerte sie sich beharrlich,
wenn eine von ihnen sich bis nach Beziers verirrte, dieselbe zu lesen. Es
werden schönere Verse sein, als er sie zu Anfang machen konnte, sagte sie.
Aber sie werden einer anderen Frau gelten und mir darum weniger gefallen.
Mein Leben ist zu Ende, das seine beginnt. Wir haben Nichts mehr mit
einander zu theilcn.
So vernachlässigte sie auch ihre Schönheit fast geflissentlich, trug immer
dasselbe schlichte Kleid und ließ sich von ihrer Pflegerin die Haare flechten,
ohne je einen Blick in den Spiegel zu werfen. Da sie nur wenig frische
Luft genoß und wenig Schlaf, verfiel ihr Aeußeres, das so lange seinen
Iugendreiz bewahrt hatte, sichtbar von Jahr zu Jahr, und als sie noch nicht
die Fünfzig erreicht hatte, glich sie einer Greisin, die frühzeitig hingewelkt ist. Es
kümmerte sie das aber wenig. Vielmehr schien es jeden Stachel der Neue
abzustumpfen, daß sie in jeuer Nacht ihrem sehnsüchtigen Herzen nicht gefolgt
war und das Leben des Jünglings an das ihre gekettet hatte. Nun muß die
alte Weisheit mir helfen, sagte sie lächelnd, die junge Thorheit zu verschmerzen.
Am Ende des neunten Jahres, nachdem Brunet von ihr Abschied
genommen, starb Vizgraf Ademar. Sein ältester Sohn trat die Herrschaft au
und nahm Besitz von dem Schlosse Veziers. Als er ehrfurchtsvoll anfragen
ließ, ob er sich seiner theuren Tante vorstellen dürfe, ließ diese ihm sagen,
sie sei bereits abgeschieden und in der Gruft ihrer Bücherei beigeseht. Er solle
nicht vor dem Anblick der wandelnden Todten erschrecken, die ihm Glück und Segen
wünsche uud nur bitte, daß sie in ihrem Schattendasein ungestört fortwesen dürfe.
Und so blieb Alles beim Alten auch unter dem neuen Herrn.
Da kam auf einmal eine Kunde zu der stillen alten Frau, die ihr das
Herz, das sie längst vermodert glaubte, mit heftigem süßem Schrecken durchglühte.
Der Graf von Foix, den lange Jahre seine Abneigung gegen den alten
Herrn von Neziers ferngehalten, li«ß seinen Besuch ansagen, um den Sohn
und Nachfolger zu begrüßen und die frühere Freundschaft der beiden Häuser
neu aufzurichten. Er werde einen wohlbekannten Gast mitbringen, seineu
theureu Freund uud die Zierde seines Hauses, Uc Brunet, den Troubadour,
von dessen Nuhm die Provence voll sei und der die Stätte wiederzusehen
wünsche, wo er seine dunkle Jugend zugebracht.
Als Benmida diese große Neuigkeit ihrer Herrin mitgetheilt hatte, war
sie sehr betroffen über den seltsamen Ausdruck des Gesichts, mit dem diese,
ohne eiu Wort zu erwidern, in ihrem Sessel ruhte und vor sich hin sah. Sie

war darauf gefaßt, daß die Vizgräfin für die Tage dieses Besuches sich noch
strenger als sonst abschließen würde. Statt dessen fing die wundersame Frau
plötzlich an, von Schmuck und Putz zu reden, und ob das Festkleid, das seit
so langer Zeit im Schrein gehangen, wohl noch nicht von den Motten zernagt
worden sei. Darauf ließ sie sich einen Spiegel bringen und sah fest und ohne
eine Miene zu verziehen ihr Bildniß an, das sie kaum wieder erkennen mochte»
Da müssen wir Abhülfe treffen! sagte sie wie zu sich selbst. So darf er
mich doch nicht sehen, und meinem Ugonet darf ich doch auch die Thüre nicht
verschließen, wenn sein treues Herz ihn treibt, bei seiner alten Liebsten anzuklopfen.
Sie war mm einige Tage sehr geschäftig an ihrem Herde und iiber
ihren Vüchern, ließ ihre schönsten Kleinodien und besten Kleider bringen und
probirte sie der Reihe nach an, bis sie eine Wahl getroffen. Es paßt noch
nicht zum Gesicht und Haar, lächelte sie Bernarda zu; aber das soll schon
noch kommen.
Die alte Dienerin, der die unstäte Geschäftigkeit ihrer Gebieterin auffiel
und die wohl einsah, daß hier mit aller Toilettenkunst nicht viel zu helfen
sei, befragte sie wiederholt, was sie vorhabe, ob sie ein Schönheitswasser brauen
oder eine neue Schminke bereiten wolle. Mehr als das, und weit Besseres!
war Alles, was sie zur Antwort erhielt. Es schien eine große Wandlung
mit der sonst so ruhigen, klarsichtigen Frau vorgegangen zu sein. Mitten in
dem Verfall ihrer leiblichen Gaben und Vorzüge war ihr Geist bisher fest
und hell geblieben, von der Entsagung nur leise umschleiert. Auf einmal
schien ein verspätetes jugendliches Gefühl aus dem Grunde ihrer Seele hervor-
gebrochen zu sein, wie eine verschüttete heiße Quelle, die unerwartet zu Tage
tritt und das bescheidene Ziergärtchen, das um sie her angelegt worden, zer-
rüttet. Hatte sie in jüngeren Jahren auf kleine frauenhafte Künste nur »venig
Werth gelegt, so war ihr nun Nichts wichtiger, als wie sie ihrer Gestalt und
Erscheinung zu einiger Anmuth verhelfen möchte. Die alte Getreue sah dies
Bemühen mit wehmüthigem Kopfschütteln und half ihr, so gut sie tonnte, den
verblichenen Putz auffrischen. Wenn sie dazwischen aber auf die verwelkten
Wangen ihrer Frau einen verstohlenen Blick warf, seufzte sie über das ver-
gebliche Thun. Als Kleid und Schmuck bereit lagen und sie sich entfernen
durfte, hörte sie draußen vor der Kammer die Herrin leise vor sich hin singen
mit einer vom langen Schweigen völlig eingerosteten Stimme. Sie erkannte
die Weise nicht, die seit jenem Tage, wo Brunet auf seiner kleinen Geige sie
dem Troubadour nachgespielt, nicht wieder an ihr Ohr geklungen war. Daß
aber die einsame stille Frau zu singen versuchte, erschien ihr so traurig und
unheimlich, daß sie mit Thränen in den Augen davonlief.
So kam die Zeit des Besuches heran.
Am Abend vor dem bestimmten Tage, wo die Gäste erwartet wurden,
schickte sie Bernarda zeitig zu Bett. Sie habe Viel zu thun bis morgen.
Tann sah man das Licht aus dem Thurmzimmer blinken die ganze Nacht
hindurch, bis es in der ersten Morgenfrühe erlosch. Der Besuch kam zeitig

angesprengt, ein großes Gefolge begleitete den Grafen, unter all den Rittern
und Knappen zog Keiner die Augen mehr auf sich, als ein schlanker hoher
Mann in der Vlüthe der Schönheit, mit einem ernsthaften Gesicht von dunkler
Farbe, der zur Linken seines hohen Gönners ritt und dicht hinter ihm die
Stufen zu der Empfangshalle hinaufschritt. Als die ersten Begrüßungen ge-
tauscht und ein Frühtrunk eingenommen war, wandte er sich an den jungen
Herrn des Hauses mit der Bitte, seiner edlen Verwandten, der Vizgräsin
Beatrix, seine Huldigung darbringen zu dürfen, da sie die Wohlthäterin und
Pflegerin seiner armen Jugend gewesen sei.
Er trug eine goldene Kette um den Hals, an dem ihr Bildnih hing,
das der Neffe, der sie nur in früher Zeit gesehen, sofort erkannte. Doch sei
sie inzwischen sehr verändert, wie ihre Dienerin sage, und wolle Niemand
mehr empfangen. Er selbst aber werde den Gast zu seiner Muhme hinauf-
geleiteu und vielleicht bei diesem Anlaß auch gewürdigt werden, der edlen Frau
ius Angesicht zu sehen und die Hand zu küssen, die so viel Wohlthaten
gespendet und Leiden gelindert habe.
Also brach, da auch der Graf von Foix um die Vergünstigung bat, seine
alte Freundin begrüßen zu dürfen, fast die ganze Gesellschaft auf und stieg die
Stufen zu dem Thurmgemach hinan. Sie waren aber noch nicht auf dem obersten
Absatz angelangt, als ihnen die alte Bernarda mit tief verstörtem Gesicht und
der Gcberde höchsten Schreckens entgegenstürzte. Sie deutete, da die Sprache
ihr versagte, durch Zeichen an, daß sie fern bleiben möchten; Brunet aber, von
schauerlicher Ahnung getrieben, drängte sie sanft beiseite und stürmte die Stufen
vollends hinauf. Als er die Schwelle droben betrat, blieb er selbst, vom
Schrecken übermannt, keines Wortes mächtig stehen. Er sah seine alte Geliebte
am Herde sitzen, in höchstem Putz, mit Ringen und Geschmeide geziert, das
Haupt aber, von schneeweißem Haar umflosfen, gegen die hohe Lehne des
Sessels zurückgesunken, die Züge still und starr und die gebrochenen Augen
mit einem feierlich drohenden Ausdruck gegen die niedere Wölbung gekehrt.
Als er uäher zu treten über sich gewann, sah er, daß ihre linke Hand noch
einen Becher umkrampst hielt, aus dem fic kurz vor dem Eude getrunken haben
mußte. Mancherlei Tiegel, Pfannen und Gläser standen neben den erloschenen
Kohlen; auf einem Tischchen lag ein großer Pergamentbaud, und die
Seite war aufgeschlagen, auf welcher von dem Elixir gehandelt war, das ent-
flohene Jugend zurückholen und entfärbten Locken neuen Goldglanz verleihen
sollte. Der Mnnd der Todtcn aber lächelte, wie von einer seligen Hoffnung
oder Erinnerung verklärt.

Moltke und seine Kriegführung.

von

Fetwr van ltüuuen.

— leipzig. —

wo zeigt sich des Geiste« lebendige Macht,
Auf dem ssiicdhof oder in Ilüemenbel Gchlcicht! —

as letzte, gewaltsame Mittel der Völker llnd Stallten zur Durch-
führung des eigenen oder zur Abwehr des fremden Willens ist
der Krieg. Er ist — um mit dem großen Meister der Kriegs-
kunst, dem Generalfeldmarschall Grafen von Moltte, zu reden —
„die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln". Der Entschluß, zu diesem
Mittel zu greifen, setzt bei der Nation oder mindestens bei dem Oberhauvte
und den Führern derselben das klare sittliche Bewußtsein von der Gerechtigkeit
der Sache, für welche sie eintreten, sowie die Ueberzeugung voraus, daß es
eben kein anderes Mittel mehr gicbt, um sich Recht zu schaffen. Mit diesem
Bewußtsein hängt dann aber auch der feste Wille zusammen, den einmal
begonnenen Kampf bis zur Erreichung jenes Zieles — das ist bis zur Durch-
setzung des eigenen und zur Brechung des gegnerischen Willens — aus-
zukämpfen. Dies kann nur geschehen durch die völlige Niederwerfung oder
Vernichtung der feindlichen Streitkräfte. Dlls find Sätze, die sich so ungefähr
in jedem Lehrbuche der Taktik finden und deren Wahrheit wohl von Niemandem
bestritten werden kann. Die Art der Anwendung der Mittel aber, um zu
jenem Ziele — der Niederwerfung oder Vernichtung der feinblichen Streit-
kräfte — zu gelangen, das ist die Kriegskunst, ist zu allen Zeiten eine
verschiedene gewesen nnd von allen Feldherren verschieden geübt worden. Nur
einige allgemeine Regeln der Kriegskunst behalten ihre Giltigteit für alle
Zeiten; insbesondere aber gilt vom Feldherrn —- in diesem Sinne einem ächten
Künstler — das Wort: „Der Feldherr macht die Regel".

Man hat auch die Kriegskunst des großen Strategen unserer Zeit, des
Gencilllfeldmarschllls Grafen Hellmuth von Moltte, auf gewisse allgemeine
Regeln und Lehrsätze zurückzuführen gesucht uud unter anderen den Satz:

„ Getrennt marschireu, vereint schlagen!" als einen Hauptgrundsatz der Multte'schen Strategie hingestellt. Wie viel Richtiges indessen auch in diesem, sowie in manchen anderen Sätzen der Art enthalten sein mag, so würde doch eine solche Beurtheilung der Moltke'schen Kriegführung weder erschöpfend, noch bezeichnend sein. Das Eigenthümliche von Moltke's Feldherrnkuust beruht vielmehr in seinem durch Kenntnisse und Erfahrungen geschärften, praktischen Blicke, mit dem er die gesummte Kriegslage an sich, sowie in ihrem Zusammenhange mit den allgemeinen geschichtlichen und politischen Verhältnissen überschaut, und i» einer — so zu sagen — divinatorischen Eingebung, welche ihn in jedem besonderen Falle die dem allgemeinen Kriegszwecke angemessensten Entschlüsse fassen läßt. Seine Pläne sind überraschend einfach und frei von jeder Künstelei, weil sie nur auf gesunder, klarer Einsicht beruhen; sie sind oft gewagt, aber immer ausführbar, weil sie sich unmittelbar an die wirtlichen Verhältnisse anschließen, auf eine richtige Schätzung der feindlichen, wie der eigenen Mittel und Kräfte begründet sind.

Hellmuth von Ntoltke vereinigt schon nach seiner natürlichen Veanlagung in seinem Charakter diejenigen Eigenschaften, welche zum Wesen des Fcldherrn gehören. Er besitzt die Gabe, von allen beengenden und zerstreuenden Einwirkungen der Außenwelt, auch der persönlichen Verhältnisse, vollständig abschen und alle seine intellectuellen Kräfte nach einem bestimmten Ziele concentrircn zu können; zugleich aber auch die Energie, um einen auf diese Weise, «uter objectiver Prüfung und Wägung aller einschlagenden Verhältnisse „aufrichtig und vorsichtig" — „canäido ot cnute", wie die Devise seines Wappens sagt — gefaßten Entschluß und entworfenen Plan trotz aller entgegenstehenden Hindernisse kühn, ohne Zügern uud Zweifeln durchzuführen; daher die bewundernswürdige Klarheit und Sicherheit in allen seinen Maßnahmen, das unbedingte Vertrauen in den Erfolg, die unerschütterliche Seelenruhe in allen Kämpfen, — plötzlich eintretende Ereignisse, welche Andere überraschen und verwirren könnten, scheinen von,ihm im voraus längst in Berechnung gezogen und seine Pläne nicht mehr zu stören, deren Hauptgedanken er festhält, wenn er auch die Wege zu seinem Ziele nach den veränderten Umständen zu wechseln Veranlassung nimmt. „Erst wägen, dann wagen!" so lautet sein Wahlspruch, den er auf diese Weise ins Lehen überträgt. Mit dieser Großartigkeit der Reflexion und der genialen Kühnheit seiner Entwürfe verbindet Moltte jene antike Einfachheit uud edle Bescheidenheit. die ihn mit seiner eigenen Person hinter der Sache oder auch hinter der Person, der er dient, vollständig zurücktreten und ihn mit objectiver Ruhe der Ausführung seiner Ideen und Pläne durch die dazu berufenen Wertzeuge — die Unterbefehlshaber und Truppen — harren läßt.

Wie aber der Geist des Feldherrn, seine Sicherheit. Klarheit und Siegeszuversicht, sich auf die Untergebenen und auf die Truppen überträgt und sich unwillkürlich in ihrer Action spiegelt, das werden wir im Fortgänge dieser Tarstellung noch öfter wahrzunehmen Gelegenheit haben.

Während Moltte in den Pausen der eigentlichen Kriegsaction, an den

Marsch- und Ruhetagen der Truppe»,, in dem schnell eingerichteten Gencralstabs-
Purecm des Hauptquartiers über seinen Karten und Plänen sinnt, die ein-
gegangenen Meldungen prüft und vergleicht, Directiue für die höhereu Führer
ausarbeitet, Dispositionen für Marsch und Gefecht der Truppen entwirft, die
Gegenstände für den Vortrag beim Könige ordnet, Dienstschreiben aller Art
empfängt und abfertigt, sehen wir ihn am Tage der Schlacht mit seiner Person
kaum hervortreten. Alles ist vorbereitet und eingeleitet. Tic Rollen sind
ucrtheilt: hier Angriff, dort Verteidigung, hier zähes Festhalten, dort
stürmisches Vorwärts und Trauf! alle Bewegungen vollziehen sich sicher und
planvoll, wie nach einem Gesetze der Nothwendigkeit, ohne daß ein persönliches
Eingreifen des Feldherr« an irgend einer Stelle bemerkbar oder auch nur
wünschenswerth erscheint. Und Derjenige, dessen Entwürfe, soeben ausgeführt,
zu weltgeschichtlichen Thaten weiden, hält ernst und schweigsam an der Seite
seines Königs und Herrn auf einer Höhe des Schlachtfeldes mit dem klaren,
ruhig blickenden Auge, den festgeschlossencn Lippen, und keine Miene verräth
es, welchen Antheil er selbst hat und nimmt an den Ereignissen, die sich hier
unter seinen Augen zutragen.

In einer ernsten, fast freudlosen Jugend herangereift, hat Hellmuth
von Moltle schon im Anfange seiner Mannesjahre*) während eines mehr-
jährigen Aufenthalts in der Türkei (1835—1839) als „Müsteschar". das ist als
militärischer Rathgeber. bei dem Seraslier, das ist dem Oberbefehlshaber der
türkischen Truppen, Hafiz-Pascha, im Kriege gegen Aegyptcn am oberen Euphrat
und Tigris eine praktische Schule für seinen späteren Beruf durchgemacht.
Tort in der Vereinsamung, fern dem Vaterlcmde, unter ihm völlig fremd-
artigen Verhältnissen, als Berather eines Generals, der ihn nie ganz verstand
und der seine Unwissenheit und Schwachmüthigkeit durch einen noch höheren
Grad von Starrtöpfigkeit zu verdecken suchte, sammelte der Hauptmann von Moltle
manche praktischen Kenntnisse und Erfahrungen, die er später als Ehef des
Generalstllbs der preußischen Armee (seit 1858) an der Seite eines Fürsten,
dem als erster militärischer Rathgeber mit hingebender Treue zu dienen, ihm
für die höchste Ehre und Freude seines Lebens galt, zu Heil und Nutzen
seines Vaterlandes verwerthete.

Da wir uns hier nicht die Aufgabe gestellt haben, eine Lebensbeschreibung
des Generalfeldmarschalls von Moltke zu geben oder eine Geschichte derjenigen
Kriege zu schreiben, in welchen seine strategische Leitung sich glänzend bewährte,
so beschränken wir uns darauf, Moltkes kriegerische Thätigteit nur in einzelnen
hervorragenden Momenten der letzten Kriege zu betrachten, wo seine Entschlüsse
eine entscheidende Wendung der Kriegslage herbeiführten und von wesentlichen!
Einflüsse auf die Geschicke der kriegführenden Nationen wurden.

Es ist die Nacht vom 2. zum 3. Juli 1866. Tic drei Armeen des
Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl «on Preußen und des Generals

') H. v. Molltc ist geboren am 26. Octobcr 1800 zu Pnrchim in Mecklenburg.

Herwarrh von Bittenfeld haben sich durch siegreiche Gefechte aus Schlesien
und Sachsen den Einmarsch nach Böhmen geöffnet. Die Spitzen der einzelnen
Corps stehen jedoch noch auf einer fünf Meilen langen Linie (von Hoch-Wesely bis
über Kuniginhof) von einander entfernt, und die getrennten Heertheile können ihre
Vereinigung zu dem bevorstehenden Hauptschlage gegen die nach den letzten Nach-
richten noch auf dem rechten Ufer der oberen Elbe concentrirte Hauptarmee Benedets
erst durch eine Marschbewegung bewerkstelligen. Das Königliche Hauptquartier ist
am Nachmittag des 2. Juli in Gitschin angekommen, und Konig Wilhelm
hat den gemeinschaftlichen Oberbefehl über die drei Armeen übernommen.
Nach den äußerst anstrengenden Märschen und Gefechten der letzten Tage ist
für die sämmtlichen Truppen für den nächstfolgenden Tag Ruhe befohlen.
In dem Städtchen Gitschin, wo den Tag über die Durchzüge der
Truppen und der Gefangenentransporte, der Proviant- und Munitions-Colonnen,
der Lazarethe und Verwundeten ohne Unterbrechung fortdauerten, ist mit dem
Duntelwerden Stille eingetreten. Der weite Markt ist fast ganz verödet, dem
wilden Getümmel des Tages die tiefste Ruhe gefolgt. Von dem Fenster eines
Hauses am Markte, des Gasthofes „zum Löwen", fällt noch ein Lichtschein
auf den Platz hinaus. Hier liegt das Arbeitszimmer des Königs. Wer
hineinzuschauen vermöchte, der sähe den greise» Herrn noch am Schreibtische
arbeiten. Auf einem Tische in der Mitte des Zimmers liegen Karten und
Pläne ausgebreitet, auf welchen die Stellungen der beiden Heere und der
einzelnen Corps durch Nadeln mit bunten Köpfen bezeichnet sind; denn bis
vor Kurzem waren die Generale des Hauptquartiers beim Könige zum Kriegs-
rath versammelt. Nun erlischt auch der Lichtschein am Fenster des Königs,
und der greise Herr sucht, ermüdet von den Anstrengungen und Eindrücken
des Tages, eine kurze Ruhe auf dem Feldbette. Der königliche Wagen ist für
den folgenden Morgen erst um neun Uhr bestellt, um welche Zeit der König
sich nach Miletin, halbwegs nach Königinhof, dem Hauptquartiere der
Zweiten Armee, begeben will, um mit dem Kronprinzen zusammenzutreffen.
Um 11 Uhr Nachts hört man Hufschläge auf dem Marktplätze. Ein
Reiter hält vor dem Hause, wo der Chef des Generalstabs der Armee, von
Moltke, sein Quartier hat, giebt die Zügel des Pferdes der ihn begleitenden
Ordonnanz und begiebt sich in dessen Wohnung hinauf. Es ist der General-
stabschef der Ersten Armee, General von Voigts-Rheh, wecher aus dem
Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl zn Kamenitz kommt, um dem
Könige über die im Laufe des Tages bei dem Obercommando der Zweiten
Armee eingegangenen wichtigen Nachrichten Bericht zu erstatten und die auf
Grund derselben voraussichtlich geänderten Dispositionen für den folgenden
Tag zu erfahren. Wenige Minuten darauf sehen wir beide Generale, Moltke
und Voigts-Rhetz, sich zum Vortrage beim Könige begeben. Dieser erhebt
sich sogleich vom Lager und läßt auch die übrigen Generale des Hauptquartiers,
v. Roon, v, Alvensleben, v. Treskow, zu sich bescheiden.

Dies war die große Stunde, in welcher die wichtigste Entscheidung des Krieges vorbereitet ward.
Nach den bei der Eisten Armee eingegangenen zuverlässigen Meldungen stand die feindliche Hauptmacht am Nachmittage des 2. Juli nicht mehr — wie bisher angenommen — concentrirt auf deni rechten, sondern bereits mit mindestens 3^/2 Armeecorps auf dem linken Ufer der oberen Elbe, nord-westlich Königgiätz, hinter dem Abschnitte der Vi st ritz. Er schien danach Willens, mit seiner Hauptmacht die Offensive gegen die Erste Armee zu ergreifen, um durch einen Vorstoß mit überlegenen Kräften gegen dieselbe noch jetzt nachzuholen, was er bei dem Einmarsch der Preußen in Böhmen gegen die noch getrennten Heertheile zu thun versäumt hatte. Tic Frage war, ob es dem Prinzen Friedrich Karl überlassen bleiben solle, sich in einer Tefensiustellung allein mit seinen eigenen Kräften dieses Angriffs zu erwehren, oder ob man der beabsichtigten Offensive des Feindes durch eine noch viel kühnere eigene Offensive zuvorkommen solle.
Um für die Letztere auch die Mitwirkung der Zweiten Armee zu gewinnen, war die Vereinigung mit derselben vorwärts zu suchen und konnte wahrscheinlich erst auf dem Schlachtfelde selbst erreicht werden. Dabei kam es in Frage, ob die Armee des Prinzen Friedrich Karl im Stande sein würde, dem überlegenen Andränge des Feindes bis zur Ankunft des Kron-prinzen mit der Zweiten Armee Widerstand zu leisten, und ob der Kronprinz mit seinen durch die Märsche und Gefechte der vergangenen Tage ermüdeten Truppen den Anschluß an die Erste Armee noch rechtzeitig erreichen würde, um entscheidend in die Schlacht eingreifen zu können. Jedenfalls war es ein Wagniß, die Vereinigung der beiden Armeen, welche durch ein Aneinander-schieben der Heertheile in der Frontlinie oder durch eine Eoncentration rück-wärts in den nächsten Tagen ohne Kampf zu bewerkstelligen gewesen wäre, nun von der Entscheidung der Waffen abhängig zu macheu; aber es war ein Wagniß. welches dem Geiste der Führer und der Truppen entsprach, die den Kampf herbeisehnten und an dem Siege nicht zweifelten; ein Wagniß, welches in der llltpreußischen Tradition begründet war, wonach das Kühnste auch allemal das Sicherste ist; das alte Blücher'sche „Vorwärts" hatte im preußischen Heere noch seinen vollen Metallklang, und die Leistungsfähigkeit der Truppen wuchs, je höhere Anforderungen an sie gestellt wurden. Das mochte auch der große Stratege im preußischen Hauptquartier erwogen haben, ehe er »ch zu wagen entschloß; denn sein Entschluß war in dem Augenblicke bereits gefaßt, als er sich zum Vortrage beim Könige begab. Was in jenem mitter-nächtigen Kriegsrathe beim Könige im Einzelnen vorgebracht und verhandelt wurde, ist das Geheimniß der Theilnehmer geblieben; aber aus Dem, was thlltsächlich folgte, läßt sich auf die Verathungen und Entscheidungen des Kriegsraths mit Sicherheit zuriickschließen.
Bald nach Mitternacht sehen wir den General von Voigts-Rhetz in Gitschin wieder sein Pferd besteigen und sich auf den Rückweg nach Kamenitz

begeben. Gleichzeitig sprengt ein anderer Officier, der Flügeladjutant Oberst Graf von Fintenstein, in anderer Richtung von bannen, um dem Oberbefehls Haber der Zweiten Armee direct über Miletin ein vom Konige sanctionirtcs Schreiben des Generals von Multte zn überbringen, dessen später bekannt gewordener Inhalt in der Hauptstelle lautete:
„Ew, Königliche Hoheit wollen sogleich die nüthigeu Anordnungen „treffen, um mit allen Kräften zur Unterstützung der Ersten Armee gegen „die rechte Flanke des voraussichtlichen feindlichen Anmarsches vorrücken zu „tonnen und dabei sobald als möglich eingreifen. Tie heut Nachmittag „unter anderen Verhältnissen gegebenen diesseitigen Anordnungen find nun „nicht mehr maßgebend. gez. v. Moltke."
In diesen wenigen Worten lag also der Keim zu der wichtigsten Entscheidung des Fcldzugcs. Um 2 Uhr war wieder Alles still im Königlichen Hauptquartier. Der König und sein Generalstabschef suchten »och für einige Stunden die Ruhe der Nacht. Um dieselbe Zeit brachen die Truppen der Ersten und der Elbarmee bereits nach den ihnen angewiesenen Versammlungsplätzcn auf; denn der Prinz Friedrich Karl hatte in Erwartung der Zustimmung des Königs die nüthigen Anordnungen schon vor Rückkehr seines Generalstabschefs erlassen.
Mit der Morgenfrühe sollten die Truppen der Ersten und der Elbarmee den Angriff gegen die Front nnd linke Flanke der feindlichen Stellungen hinter der Nistritz eröffnen. Wann Graf Finkenstein mit dem Schreiben Molttes beim Kronprinzen eintreffen würde, war bei dem Ritte durch feindliches Land, bei der Unsicherheit und schlechten Beschaffenheit der Wege schwer zn berechnen. Von Gitschin bis Königinhof betrug die directe Entfernung fünf Meilen. Er tonnte also auch mit dem besten Pferde kaum vor 4 Uhr Morgens das Schreiben übergeben. Wann nun vom Kronprinzen auch sofort die Anordnungen zum schleunigsten Aufbruche der Truppen getroffen wurden, so war das Eintreffen der Zweiten Armee auf dem Schlachtfelde und das Eingreifen derselben in die Schlacht, auch wenn der Marsch ohne Aufenthalt und Störung vor fich ging, erst im Laufe des Nachmittags zu erwarten. Ob die Erste und Elbarmee bis dahin den Kampf mit der überlegenen feindlichen Hauptmacht allein würden bestehen tonnen, davon hing das Schicksal der Schlacht ab, welche die entscheidende des Krieges werden sollte.
Um 8 Uhr Morgens kam der König mit seinein Chef des Generalstabs und zahlreichem Gefolge auf der Höhe von Sadowa (1^ Meilen nordwestlich von Königgrätz) an und gab alsbald den Befehl, mit der Ersten Armee zum Angriff zu schreiten, um sich in Besitz der Nistrih-Linie zu setzen. An der Hartnäckigkeit der österreichischen Vertheidigung und der Heftigkeit der Gegenstöße erkannten die preußischen Heerführer, daß fie es nicht — wie Tags zuvor angekommen — mit einem beträchtlichen Theile, sondern mit der ganzen österreichischen Nordarmee Benedeks zu thun hatten.
^

Schon waren die Reihen des preußischen Fußvolks durch das österreichische
Geschützfeuer stark gelichtet, schon hatte Frcmsecki, der „Fanatiker für Pflicht
und Ehre", im Walde von Bcnatet (Swicpwald) sein historisches «Hier
bleiben wir!" den Seinigen zugerufen, schon waren die Reserven der Ersten
Armee, das brandenburgische Eorps mit den „Tüppelstürmern", unter den
Augen des Königs vorüber zur Unterstützung des stark bedrängten preußischen
Centrums vorgezogen, und wie einst Wellington auf dem Schlachtfeld« von
Wllterloo die Hilfe Blüchers herbeisehnte, so richteten sich von der Höhe von
Sadowa her immer wieder die Blicke nach der Gegend, aus der man den
Anmarsch der kronprinzlichen Armee erwartete.
Es ist zwischen 1 und 2 Uhr Mittags, die entscheidende Stunde der
Schlacht. Mit unveränderter Seelenruhe, als handelte es sich nur darum,
das Ergebniß eines Rechenexempels abzuwarten, zuweilen das Fernglas vor
das Auge haltend und nach den Hügeltuppcn lichtend, zwischen denen die
Törfer Horenowes, Maslowed, Rosberitz und Ehlum, die Hauptstützpunkte des
österreichischen Eentrums und rechten Flügels, hervorschauen, harrt Moltte an
der Seite des Königs des Eintreffens der Spitzen der Zweiten Armee. Und
sie kommen. Tie österreichischen Angriffe gegen den linken Flügel der Ersten
Armee werden matter und matter, und die Linien der kronprinzlichen Armee
rücken unter dem Tonner der Kanonen gegen die rechte Flanke der österreichischen
Stellung vor.
Mottle gewahrte dies auf der Höhe von Sadowa an der Seite des
Königs. „Jetzt ist Ew. Majestät der Sieg nicht mehr zu nehmen", sagte
er. zu diesem gewandt, mit leuchtendem Antlitz, und gleichsam zur Bestätigung
seiner Worte, traf die Meldung ein von der Erstürmung der Höhen von
Lipa und Ehlum, im Rücken des österreichischen Centruins, durch die preußischen
Garden. Tu verließ der König seinen bisherigen Platz und sprengte mit
seinem Gefolge nach den eroberten Höhen, empfangen und umwogt von dem
Siegesjubel der Krieger. Ter König befahl das Vorrücken auf der ganzen
Linie. Ter Nebel, der bis jetzt über dem Schlachtfelde gelagert hatte, zerriß
die Sonne warf einen goldenen Schein über das Feld, und man sah, in
weitem Bogen die beiden Flügel der österreichischen Schlachtfront umspannend
das ganze preußische Heer, Bataillon neben Bataillon, Brigade neben Brigade,
unter klingendem Spiele in stetigem siegreichen Vormärsche. Unaufhaltsam
wich der Feind vor diesem gewaltsamen Andränge der preußischen Heersäulen.
Turch die Schlacht bei Küniggratz und die unmittelbar an dieselbe sich
anschließenden Kriegsthaten hatte Preußen sich das Recht erkämpft, die An-
gelegenheiten Teutschlands nach seinem Sinn und Willen zu ordnen. Nicht
Oesterreich war es fortan, welches den preußisch-deutschen Einheitsbestrebungen
hindernd in den Weg trat, aber der alte Feind, unter dessen Raub- und
Eroberungsgelüsten Teutschland seit Jahrhunderten zu leidm hatte, wollte auch
jetzt das friedliche Einigungswerk der Deutschen nicht zu Stande kommen lassen,
und das Oberhaupt der Franzosen, Kaiser Napoleon III., wählte einen nichtigen

Vorwand, um — im Einverständnis; mit der öffentlichen Meinung in
Frankreich — Preußen den Krieg zu erklären.
Wir nehmen zwei für sich abgeschlossene Perioden dieses Krieges, um
Betrachtungen über die Weise der Moltte'schen Kriegführung daran zu knüpfen.
Schon in der Zeit, als der Krieg mit Frankreich noch nicht unmittelbar
bevorstand und die französischen sogenannten „Comvensationsansvrüche" von dem

Kanzler des norddeutschen Bundes, Grafen Nismarck, noch „dilatorisch" behandelt wurden, im Winter von 1868 auf 1869, hatte Wollte in seinem Berufe als Ehef des Generalstabs der Armee dem Könige Wilhelm eine Denkschrift überreicht, in welcher er die Hauptgesichtspuntte für den Fall eines Krieges mit Frankreich darlegte. Als nächstes Operationsziel wird in derselben bezeichnet, „die Hauptmacht des Feindes aufzusuchen und, wo man sie findet, anzugreifen". Bei diesem einfachen Plane wird jedoch auf die Schwierigkeit hingewiesen, welche aus der Handhabung der dafür erforderlichen „sehr großen Massen" erwächst, und als leitender Gedanke schon uon den ersten Bewegungen an läßt sich unschwer das Bestreben erkennen, die feindliche Hauptmacht in nördlicher Richtung von ihren Verbindungen mit Paris abzudrängen.

Wir werden sehen, wie dieser Gedanke von der deutschen Heerführung unter allen Wandlungen des Krieges festgehalten und durchgeführt wurde. Tic nächste Aufgabe des deutschen Heeres war der Marsch nach Paris und die Ueberwältigung oder Vernichtung aller feindlichen Heere, welche sich ihm auf diesem Wege entgegenstellen würden; denn sowohl im deutschen Volke, als in der obersten Heeresleitung war die Ueberzeugung vorherrschend, daß dieser Kriegsbrand nur an seinem eigentlichen Herde, nur i» der Hauptstadt Frankreichs zu löschen und daß erst nach der Einnahme von Paris auf einen Friedensschluß zu rechnen sei.

Im Gegensätze zu der Sicherheit und Klarheit in den Entschließungen der deutschen Heeresleitung sehen wir auf französischer Seite ein fortwährendes Zögern und Schwanken, welches durch den Eindruck der ersten deutschen Siege hervorgerufen -und durch die verschiedenen politischen Strömungen in den Regierungstreisen noch gesteigert wurde, eiu Schwanken zwischen Offensive und Defensive, zwischen Annahme der Schlacht und Ausweichen vor derselben, zwischen Stehenbleiben und Zurückgehen u. s. w. Nach dem Verluste der beiden Schlachten von Würth und Spichern-Saarbrücken (6. August) schien es für die französische Heeresleitung das natürlich Gebotene, mit der Hauptmacht iu einer festen Stellung zwischen der französischen Ostgrenze und der Hauptstadt dem Vordringen der deutschen Armeen ein Ziel zu setzen. Ob diese Stellung näher au der Grenze — etwa auf dem rechten Ufer der Mosel mit Anlehnung an den festen Waffenplatz Metz — oder näher an Paris — etwa auf der Ebene von CHZlons, wo das bekannte befestigte Uebungslager des französischen Heeres sich befand, — zu wählen sei, darüber mochte das Obercommando nach den Vortheilen, welche diese oder jene Stellung bot, nach dem Grade der Schlachtbcreitschaft der Truppen und nach der Möglichkeit, Reserven und Verstärkungen aus dem Innen: des Landes heranzuziehen, entscheiden. Anfangs schien der Kaiser Napoleon geneigt, mit der ganzen französischen sogenannten „Rheinarmee" bis nach Chalons zurückzugehen, wohin auch Marschall Mac Mahon nach der Niederlage bei Wörth mit den Trümmern seiner Armee den Rückzug angetreten hatte und wo die

französischen Reserven sich sammelten. Die Erwägung jedoch, daß es einen üblen Eindruck in Paris machen müsse, wenn ein so großer Theil des französischen Gebiets ohne Schwertstreich der deutschen „Invasion" preisgegeben würde, mochte den Kaiser später bestimmen, diesen Entschluß zu ändern und bereits östlich von Metz zwischen der Mosel und Nied mit der Hauptmacht Stellung zu nehmen.

Die Unentschlossenheit und das Zögern auf französischer Seite wurde von der deutschen Heeresleitung benutzt, um die Moselübergäuge oberhalb Metz bei Pont-ü-Moussou, Dieulouard, Marbachc, sonne den Bahnhof von Eourcelles in ihre Gewalt zu bringen, die Dritte Armee (Kronprinz von Preußen) die Mosel überschreite!! zu lassen und in Marsch auf Nancy-Luueville zu setzen. Das stetige Vorrücken der dritten Armee entsprach dem Hauptgedanken des Moltke'schcn Kriegsplans, die französische Hauptarmee in nördlicher Richtung von ihren Verbindungen mit Paris abzudrängen. Durch dasselbe wurde die bei Metz stehende sogenannte „Rhciuarmee" bereits in ihrer rechten Flanke umgangen. Die Erste Armee (von Steinmetz, später von Manteuffel) rückte über St. Avold gegen Metz, die Zweite (Prinz Friedrich Karl) auf Pont-ü-Mousson vor. Das königliche Hauptquartier kam am 13. August nach Herny an der Straße nach Metz.

Am 12. August legte Napoleon deu Oberbefehl über die Armee nieder und ernannte den Marschall Bazaine zum Oberbefehlshaber der „Rhein-armee". Dieser kam alsbald auf deu früheren Plan Napoleons zurück, die Rheinarmee bis nach ClMons zur Vereinigung mit den Truppen Mac Mahons und den Reserven zurückzuführen. Als infolge dieses Entschlusses am 14. August Nachmittags die französischen Corps aus ihren Stellungen östlich Metz ab-ziehen und auf das linke Moselufer übergehen wollten, wurde dies von den Vorposten der Ersten Armee rechtzeitig erkannt. General von der Goltz ging mit der Avantgarde des VII. Corps sogleich gegen die bisherige feindliche Stellung, vor und zwang durch seinen energischen Angriff die bereits im Ab-züge auf das linke Moselufer begriffenen feindlichen Corps de l'Admirault und Frossard wieder Front zu machen und Stand zu halten. Auf diese Weise entwickelte sich die Schlacht von Colombey-Nouilly, an welcher die Mehrzahl der Truppen der Ersten Armee theilnahmen und welche Abends 9 Uhr mit der Zurückwerfung der Franzosen bis hinter die Mauern der Außenforts von Metz endete. Die anbrechende Nacht und die unmittelbare Nähe der Festung machten eine weitere Ausnutzung der errungenen tattischen Vortheile unmöglich. Die eigentliche Bedeutung des auf dem rechten Mosel-ufer erreichten Erfolges muhte aber nun auf dem linken hervortreten. Um sich dieses Erfolges zu sichern, wurden am Morgen des 15. August aus dem Großen Hauptquartier zu Herny Directive für die Zweite Armee gegeben, in welchen es heißt: „Die Verhältnisse, unter welchen das I. und VII. Armee-corps, sowie Theile der 18. Infanterie-Division gestern Abend einen Sieg erfochten, schloffen jede Verfolgung aus. Die Früchte des Sieges sind nur

durch eine kräftige Offensive der Zweiten Armee gegen die Straße von Metz
nach Verdun zu ernten".
Tie nächste Folge der Schlacht von Colombev, - Nouilly war, daß der
Abmarsch des Feindes auf der Straße Metz-Verdun für den 14. August
unmöglich gemacht worden war; er ging auch am 15. nur sehr langsam vor
sich; denn die geschlagenen Corps der französischen Armee bedurften noch
einiger Zeit, um die durch die Schlacht zum Theil gelöste Ordnung in den
Truppenveibänden wieder herzustellen und ihre Munition zu ergänzen, und
konnten ihre Marschziele nicht erreichen.
Dieser Aufenthalt sollte für die Rheinarmee verhängnißvoll weiden;
denn der Oberbefehlshaber der Zweiten Armee, Prinz Friedrich Karl, benutzte
diese Zeit, um einen Theil seiner Armee (das III. Corps, einen Theil des
X. Corps und beinahe die gesammte Cavalleric) bei Pont-u-Moussou und
auf den inzwischen geschlagenen Brücken über die Mosel zu führen, den übrigen
Theil der Armee in sich aufschließen zu lassen und bis nahe an die Mosel
heranzuziehen. Als nun Bazaine am 16. August seinen Abmarsch auf der
Straße Metz-Verdun bewerkstelligen wollte, fiel der Zweiten Armee die Auf-
gabe zu, diese Bewegung durch eine kräftige Offensive gegen die im Abmärsche
befindlichen Corps zum Stillstande zu bringen, — bei der verhältnißmaßig
noch geringen Zahl von Streitkräften, welche am 16. August auf dem linken
Moselufer für diesen Zweck verfügbar waren, allerdings eine überaus schwierige
Aufgabe, welche die großartigsten Anstrengungen und die hingehendste Tapfer-
keit der Truppen erforderte.
Tie Schlacht bei Mars-la-Tour-Vionville, 16. August, in welcher
das Hl. (brandenburgische) Armeecorps in fünfstündigem Kampfe fast allein
einem um mehr als das Doppelte überlegenen Gegner die Spitze bot, bis
durch das Eintreffen des X. Corps, sowie von Abtheilungen des IX. und
VIII. Corps am Abend das Gleichgewicht annähernd wiederhergestellt
wurde, ist daher taktisch die größte Leistung der Truppen während dieses
Krieges. Um sich eines großen strategischen Erfolges für die Zukunft zu
sichern, mußten hier Anforderungen an die Truppen gestellt werden, welche
weit über das Maß des Gewöhnlichen hinausgingen; aber in der Erfüllung
dieser Anforderungen zeigte sich die außerordentliche Tüchtigkeit und der Werth
dieser Truppen. Ehrgeiz und Ruhmbegier sind die Triebfedern zu manchen
großartigen und bewundernswürdigen Thaten; höher aber stellen wir das
schlichte Pflichtgefühl des Mannes, mit welchem dieser auf dem angewiesenen
Platze treu und tapfer ausharrt unter allen Drangsalen und Gefahren, ohne
die Anssicht auf irgend welchen Gewinn oder Vortheil, weil er gelernt hat,
seinen Willen einem höhern zu unterordnen. Von diesem Pflichtgefühle,
welches die Grundlage der militärischen Disciplin bildet, legten die deutschen
Truppen — speciell die Brandenburger — am Tage von Mars la Tour
ein glänzendes Zeugniß ab.
Wir haben uns hier nur mit ,der strategischen Leitung und den Maß-

nahmen des Feldherrn, nicht mit der taktischen Ausführung derselben durch
die Truppen zu beschäftigen. Deshalb müssen »vir es uns zu unserm Be-
dauern versagen, ans die einzelnen Momente der Schlacht und auf die groß»
artigen Leistungen der einzelnen Truppentheile einzugehen, deren Darstellung
eines der ruhmvollsten Blatter der preußischen Kriegsgeschichte füllt. Wir
müssen hier verzichten auf eine Schilderung jenes todeskühnen Ritts der
Cavalleriebrigade von Bredow, des Durchschreitens der Thalschlucht von
Mars-la-Tour durch die 38. (westfälische) Infanterie-Brigade unter dem
mörderischen Feuer der Chassepots und Mitrailleusen vom jenseitigen Höhen-
rande, des ungestümen Reitercorps der Gardedragoner, deren Commandenr,
Oberst von Auerswald, als er die Todeswundc in der Brust fühlte, noch
einmal vor die Front seines Regiments sprengte, ein Hoch auf den König
ausbrachte, darauf die Führung des Regiments in strengen dienstlichen Formen
seinem Nachfolger, dem Rittmeister Prinzen von Hohenzollern, übergab und
dann erst das Schlachtfeld verließ, um zu sterben. Alle Waffengattungen,
alle Truppentheile zeichneten sich aus durch bewundernswürdige Leistungen.
Das III. Corps verlor in dieser Schlacht beinahe den dritten Theil seiner
Mannschaften; die Gesammtverluste auf deutscher, wie auf französischer Seite
betrugen je ca. 16.000 Mann, zusammen etwa so viel als ein Armeecorps.
Im Volke, wo man die Bedeutung eines Sieges gewöhnlich nach dem
unmittelbar in die Augen springenden Erfolge benrtheilt und wo man durch
die Aufführung einer großen Anzahl von Trophäen in den früheren Sieges-
belichten verwöhnt war, wurden die Schlachten von Colombey - Nouilly nnd
von Mars-la-Tour-Bionville anfänglich nicht nach ihrer wahren Bedeutung
gewürdigt. Diese trat erst in den späteren Folgen hervor. Die Aufgabe
der deutschen Heeresleitung war es, für einen dem Einfatze dieser theuer
erkauften Siege entsprechenden Erfolg zn sorgen. Sic durfte sich nicht damit
begnügen, Adler und Fahnen als Siegcstrophäen nach der Heimath zu
senden, um dereinst die ^vaterländische Rnhmeshalle zn schmücken, sondern sie
niußte das Resultat des Sieges für Erreichung des Hauptzweckes des
Krieges — die Vernichtung der feindlichen Streitmacht — verwerthen.
Durch die Schlacht bei Mars-la-Tour war der Feiud genöthigt worden,
seinen Abmarsch von Metz auf der Straße nach Verdun einzustellen. War
Bazaine — wie er behauptete — am 16. August nicht geschlagen, sondern
nur zu einer momentanen Einstellung seiner Bewegungen veranlaßt worden,
so lag für ihn kein Grund vor, um nicht am folgenden Morgen (17. August)
mit seiner gesammten Armee zum Angriff gegen die durch die Schlacht am
16. jedenfalls hart mitgenommenen Corps der Zweiten Armee vorzugehen
und sich den Weg in westlicher Richtung auf Verdun-Chalons zn öffnen,
den ihm die Zweite Armee am Schlachttage bei Mars-la-Tour-Vionville
verlegt hatte. Andererseits stand es ihm noch frei, auf dem etwas weiteren,
nördlichen Wege über St. Privat, Briey, Etain,^ den die deutschen Armeen
noch nicht erreicht hatten, seinen Marsch auf Verdun anzutreten. Die Schlacht

am 16. schien ihm jedoch den Eindruck gemacht zu haben, daß ei es nicht
mit einzelnen Corps, sondern mit einer vereinigten, der seinigen an Iah!
gleichen, wenn nicht überlegenen Armee zu thun gehabt habe. Er entschloß sich
daher, die etwaigen weiteren Angriffe der Deutschen in einer festen Stellung
westlich Metz auf der Hochfläche von Rozerieulles abzuwarten, und hoffte,
daß die deutsche Offensive sich an dieser „Position inoxpussnlldls" brechen
und daß er demnächst am 19. oder 20. August und den folgenden Tagen
seinen Marsch auf Verdun unbehelligt werde bewerkstelligen tonnen.
Die deutsche Heeresleitung war durch die Erfolge des 16. August dem
leitenden Gedanken des Kriegsplans, die französische Hauptmacht von ihren
Verbindungen mit Paris abzudrängen, bedeutend näher getreten, sie durfte
hoffen, die Verbindungen der Rheinarmee mit Paris nun völlig zu unter-
brechen und ihr jede weitere Mitwirkung zur Vertheidigung des Landes und
der Hauptstadt unmöglich zu machen. Dazu bedurfte es freilich neuer An-
strengungen und sogar einer neuen Schlacht. So bilden die Ereignisse des
14. und des 16. August nur Glieder in der Reihe der großen Kämpfe um
Metz, welche zunächst zur Einschließung und schließlich zur Waffenstreckung
der französischen Hauptarmee führten.
Für den 17. August kam es zunächst darauf an, so rasch als möglich
frische Truppen auf das Schlachtfeld heranzuziehen, um einem etwaigen
erneuten Angriffe des Gegners mit genügenden Streitkräften entgegentreten
zu tonnen. Nachdem die Recognoscirungen des 17. August, zu welchen der
König mit Moltke sich schon Morgens früh 6 Uhr nach dem Schlachtfelde
auf die Höhe von Flavigny begeben, dargethan hatten, daß ein Angriff von
feindlicher Seite nicht zu erwarten stand, daß vielmehr Nazaine seine Stellungen
vom 16. geräumt und naher an Metz auf dem Höhenrücken bei St. Privat,
Amanvillers, St. Hubert, Le-Point-du-jour — Rücken gegen
Metz — Stellungen bezogen habe, mußten die Dispositionen der deutschen
Heeresleitung für den 18. August sowohl für den Fall Bedacht nehmen, daß
Bazaine in fester Stellung westlich Metz den Angriff stehenden Fußes
erwarten, als daß er auf der noch offenen nördlichen Straße Metz-Briey-
Etain seinen Abzug bewerkstelligen werde. Nachdem daher am 16. und
17. August die sämmtlichen Corps der Zweiten Armee und von der Ersten
das VN. und VHI. Corps auf das linke Moselufer gezogen waren, wurde
für den 18. August ein Vorrücken der gesmnmten zweiten Armee mit Staffeln
vom linken Flügel, zwischen dem Iron- und Gorze-Bach, Front gegen
Norden — das ist gegen die Straße Metz-Briey — angeordnet, während
von der Ersten Armee das I. Corps (von Manteuffel) auf dem rechten
Ufer der Mosel gegenüber stehen blieb, das VII. und VIII. Corps unter
Steinmetz bei Gravelotte den feindlichen linken Flügel festhalten und die
Bewegungen der Zweiten Armee gegen etwaige Unternehmungen von Metz
her sichern sollten.
Während des Vorrückens der Zweiten Armee am 18. August stellte sich

immer klarer heraus, daß die ganze Armee Bazaincs in starker Stellung auf
den Höhen von St. Privat, Amanvillers, über die Meierhüfe von
Leipzig und Muskau bis St. Hubert und Le-Point-du-jour (gegen-
über Gravelottc) zur Annahme der Schlacht bereit stand. In Folge dessen
ließ der König die ganze Zweite Armee eine Rechtsschwenkung ausführen,
deren Axe bei Gravelottc blieb, während der herumgehende Flügel den weite»
Bogen von Mars-la-Tour über Ville-sür-Iron, Iarny. Giraumont, Batilly,
Ste. Marie-aux-chönes bis St. Privat-la-montagne zu beschreiben hatte.
Niese Rechtsschwenkung, durch welche also die Armee mit der Front
nach Osten, den Rücken gegen Paris, zu stehen kam. war ein eben so
schwieriges als gewagtes Manöver. Schon die Leitung der Marschbewegung
eines Armeecorps, welches auf der Landstraße von der Tete bis zur Queue,
das ist von den vordersten bis zu den letzten Truppen, die Tiefe eines Tagc-
marsches (drei Meilen) einnimmt, hat ihre Schwierigkeiten. Dieselben steigern
sich, wenn mehrere staffelweise nebeneinander marschirende Armeecorvs plötzlich
und — wie es hier geschah — in der Schlacht selbst Angesichts des Feindes
eine veränderte Direction erhalten. Bei dem nun folgenden Angriff mit
umgekehrter Front war die Armee der Gefahr ausgesetzt, — wenigstens zeit-
weise — ihre Verbindungen über Pont-ll-Mousson u. s. w. auf das rechte
Moselufer aufgeben zu müssen; denn für den, wenn auch nicht wahrscheinlichen,
doch immer möglichen Fall eines Mißlingens dieses Angriffs würde die
geschlagene Zweite Armee den Rückzug über die Moseldefileen zwischen
Pont°u-Mousson und Metz schwerlich zu bewerkstelligen vermocht, dieselbe
würde vielmehr wahrscheinlich Befehl erhalten haben, anf die Dritte Armee
auszuweichen, welche während der Schlachttage bei Metz die Gegend von
Nancy - Luneville erreicht hatte. Wir zweifeln nicht, daß es dem Genie
Molttes gelungen wäre, diese Nachtheile wieder auszugleichen und die Ver-
bindung der Zweiten mit der Eisten Armee, sowie mit ihrer natürlichen
Operatiousbasis in Deutschland wieder herzustellen, immerhin wäre sie aber
doch für einige Zeit in eine bedenkliche Lage gekommen. Aber Mottle wußte
auch, was er wagte uud mit wem er es wagte. Was kein französischer
Marschall seinen Truppen hätte zumuthen dürfen, das tonnten König Wilhelm
und Mottle mit dieser Armee im Vertrauen auf ihre Tisciplin und ihre
bewährte Kriegstüchtigkeit, in voller Zuverficht auf den glücklichen Erfolg
getrost wagen. Die Rechtsschwenkung der Armee wurde in der That genau
im Sinne und Geiste der Heerführer ausgeführt, und wenn ein den» Ver-
fasser dieser Darstellung befreundeter Kamerad, welcher in der Schlacht bei
Gravelottc durch einen Schuß in die Brust zwar seine Gesundheit, nicht aber
seinen Humor verlor, scherzend zn erzählen pflegt, es sei ein erhabener
Moment gewesen, als König Wilhelm auf die Höhe von Nezonville gesprengt
sei, den alten Preußendegen hoch in der Rechten erhoben und mit gewaltiger,
weit über das Schlachtfeld hinschauender Stimme commandirt habe: „Ganze
deutsche Armee, mit Armeecorps rechts schwenkt, marsch!" —7 so liegt dieser

allerdings etwas drastisch-hyperbolischen Darstellung doch die Wahrheit zu
Grunde, daß die complicirten Bewegungen der ganzen Armee, uon einem
einheitlichen Willen geleitet, auf dem Schlachtfclde mit der gleichen Pracision
und Sicherheit vor sich gingen, wie die Evolution eines Truppenkörpers —
etwa die Schwenkung einer Brigade um ein bestimmtes Pivot — nach dem
Commando des Führers auf dem Exercirplatze. Die zuerst in der neuen
Frontlinie bei Verneville. Amanvillers ankommenden Corps hatten allerdings
einen schweren Stand, bis die preußischen Garden und die Sachsen auf dem
weit ausholenden linken Flügel ihre Umgehung über Ste. Marie-aux-ch,'ncs
und St. Privat-la-montague beendigt hatten. Als aber diese nach heißem und
blutigen Kampfe das mit seinen Nactsteinmauern einem Eastell ähnlich auf der
Höhe gelegene Dorf St. Privat erstürmt hatten, war die Entscheidung auf dem
linken Flügel der Deutschen gefallen. Der letzte Versuch Bazaines, durch einen
Offensivstoß auf seinem linken Flügel über die Thalschlucht uon Gravelotte
hinaus sich Luft zu schaffen und vielleicht durch Fortsetzung dieses Vorstoßes
am linken Moselufer aufwärts die Deutschen für die Moselübergänge besorgt
zu machen, wurde durch das rechtzeitige Eintreffen und den energischen Gegenstoß des II. (pommerschen) Armcecorps (von Fransccki) vereitelt. Aus allen
Positionen vertrieben, sah der Feind kein Heil mehr, als unter den Kanonen
von Metz.

Das eigentliche Resultat der Kämpfe um Metz tonnte erst zwei Monate
später gezogen werden. Für jetzt kam es darauf an, die nach Metz zurückgeworfene französische Hauptarmee in dieser Festung zu umschließen, sie von
allen ihren Verbindungen und^ilfsquellen nach außen zu isoliren und dadurch
endlich zur Capitulation zu zwingen. Demnächst trat an die deutsche Heeresleitung die neue Aufgabe heran, die bei Ehülons neugebildete Armee Mac
Mahons, zu welcher sich auch der Kaiser Napoleon (seit dem 16. August)
begeben hatte, gleichfalls aus dem Felde zu schlagen und damit den letzten
Widerstand zu brechen, auf welchen die Deutschen bei ihrem Vormaische nach
Paris noch stoßen tonnten.

Wir betrachten in der Kürze noch die Maßnahmen der deutschen Heeresleitung während der nun folgenden zehntägigen Kricgsperiode, welche mit der
Katastrophe von Sedan ihren überraschenden Abschluß fand. —

Alsbald nach den Kämpfen um Metz wurde deutscherseits der Vormarsch
gegen Paris mit allen verfügbaren Kräften wieder aufgenommen. Von der
Zweiten Armee, welche mit ihrem Haupttheile zur Ccrnirung der französischen
N Heinarmee auf dem linken Moselufer bestimmt ward, wurden drei Armcecorps (das IV., XU. und Gcirdecorps) abgezweigt, um eine selbstständige,
vierte Armee — spater die Maas armee genannt — unter dem Oberbefehl
des Kronprinzen Albert von Sachsen zu bilden, welche gleichzeitig mit
der Dritten Armee (Kronprinz von Preußen) den Vormarsch gegen Paris
antrat, und zwar sollte die Dritte Armee, welche auf den südlichen Straßen
marschirte und den linken Flügel des Vormarsches bildete, immer einen Tage-

maisch voraus bleiben und dadurch die Möglichkeit gewähren, den Gegner, wenn er Stand hielt, in der Front und rechten Flanke zugleich anzugreifen uud — dem leitenden Gedanken des Kriegsplans entsprechend — in nördlicher Richtung von Paris abzudrängen. Außer der Zweiten blieb auch die"Erste Armee (von Manteuffel), diese auf dem rechten Moselufer, später verstärkt durch die Landwehrdivision von Kummer, zur Cernirung der Armee Bazaines bei Metz zurück. Sämmtliche Cernirungstruppen wurden unter den Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl gestellt.

Während so die Deutschen mit sämmtlichen an der Mosel entbehrlich gewordenen Heerestheilen, in zwei Armeen gegliedert, auf convergirenden und

ex^tv

t»»»^

parallelen Straßen in breiter Front in der Richtung auf ClMons-Paris vor-rückten, erhielt die im Lager von Chalons versammelte französische Armee plötzlich eine veränderte Bestimmung, für welche weniger militärische Erwägungen, als politische Rücksichten den Ausschlag gaben. Mac Mahon erhielt von der Regentschaft aus Paris die bestimmte Weisung, mit seiner Armee aus dem Lager von ClMons aufzubrechen und zum Entsätze der in Metz eingeschlossenen Armee Bazaines zu operiren. Man hoffte in Paris, daß diese Bewegung der deutschen Heeresleitung vollständig verborgen bleiben und daß es Mac Mahon gelingen werde, die deutsche Cernirungsarmee vor Metz von Norden und Nordwesten her im Rücken anzugreifen.

Die den deutschen Marschcolonnen weit vorausstreifenden Cavallerietrupps
meldeten indessen bereits am 23. August, daß das Lager von ClMons ver-
lassen und die ganze Armee Mac Mahons in der Richtung auf Nheims
llblnarschirt sei. Ueber den Zweck dieser unerwarteten Bewegung konnten
deutscherseits nur Muthmaßungen angestellt weiden. Der Generalquartier-
meifter von Podbielski äußerte bereits in einer Besprechung, welche am
24. August im Königlichen Hauptquartier zu'Ligny-en-Barrois stattfand,
die Vermuthung, daß die Franzosen von Reims zum Entsätze des Marschalls
Vazaine operiren würden. Daß aber ein so erfahrener Heerführer wie Marschall
Mac Mahon so bald von seiner ursprünglichen und eigentlichen Aufgabe, dem
Schuhe und der Deckung der Hauptstadt, abgehen würde, um sich auf ciu so
gewagtes Unternehmen einzulassen, bauchte der deutschen Heeresleitung vor der
Hand noch zu unwahrscheinlich, als daß sie sich schon jetzt zu Aenderungen
in den Marschbispositionen der beiden gegen Paris vorrückenden Armeen
bewogen gefühlt hätte.
Die Schwcchhaftigteit der officiösen französischen Presse und des französischen
Kriegsministers, General Montauban, Grafen von Palikau, sorgte indessen
dafür, daß das große Geheimniß rechtzeitig an den Tag tam. Letzterer ließ
sich in der gewissen Vorfreude eines nahen Triumphes der französischen Waffen
vor dem gesehgebenden Körper schon zu der merkwürdigen Aeußerung fort-
reißen: „Meine Herren, wenn Sie wüßten, was ich weiß, so würden Sie
illuminiren".
Nie schwer es auch für die deutsche Heeresleitung sein mochte, aus dem
Halbdunkel von unverbürgten Nachrichten, Muthmaßungen und geflissentlich zu
ihrer Täuschung ausgesprengten Lügen das Richtige herauszuertenuen, so
gewann doch die Annahme mehr und mehr an Wahrscheinlichkeit, daß die
Forderungen der Politik in Paris alle militairischen Bedenken überwogen und
daß Mac Mahon in der That den gewagten Marsch zur Befreiung Bazaines
angetreten hätte. Da der gerade Weg nach Metz den Franzosen durch den
Anmarsch der Deutschen verlegt war, so konnte Mac Mahon nur auf
dem weiter nördlichen Umwege über Nheims, Rvthel, Vouziers, Stenay,
dann an dem waldigen Bergrücken derArdennen und der belgischen Grenze
entlang marschirend, sich Metz nähern. So befand sich in den Tagen vom
23. bis 25. August in der rechten Flanke des nach Westen vorrückenden
deutschen Heeres und nur etwa zwei Tagemarsche nördlich desselben, nur durch
den waldigen Höhenzug der Argonnen von ihm getrennt, die französische,
im Marsche nach Osten begriffene Armee Mac Mahons, deren Bewegungen
und Absichten der deutschen Heeresleitung bis jetzt noch unbekannt geblieben
waren. Um denselben entgegentreten oder zuvorkommen zu tonnen, hätte
deutscherseits der Marsch auf Paris vorläufig eingestellt und den Armeen
der beiden Kronprinzen von Preußen und von Sachsen die Richtung gegen
Norden quer durch das Bergland der Argonnen hindurch in einen ver-
hältnißmäßig armen Landstrich gegeben werden müssen, wo die Verpflegung

großer Truppenmassen voraussichtlich auf mancherlei Schwierigkeiten stieß. Obgleich nun der Marsch und die Absichten Mae Mahons noch keineswegs aufgeklärt waren, arbeitete Moltke doch, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein, bereits am 25. August Nachmittags im Hauptquartier zu Bar-le-duc einen Entwurf zum theilweisen Rechtsabmarsch des deutscheu Heeres nach Norden aus. Als die im Laufe desselben Tages von der Ccwallerie der Maasarmee eingehenden Meldungen die Vermuthung von dem Anmärsche Mac Mahons, von Reims über Rsthel auf Metz zur Gewißheit machten, begab sich Moltke mit dem Generalquartiermeister von Podbielski zum Vortrage beini Könige, welcher darauf den Rechtsabmarsch der Maasarmee und der beiden bayrischen Corps gemäß dem Moltke'schen Entwürfe befahl. Die Dritte Armee, welche für den 26. noch ihre alte Marschrichtung beibehielt, erhielt an diesem Tage den Befehl, der Maasarmee in der neuen Richtung nach Norden zu folgen. Diese wichtigen Entschließungen der deutschen Heeresleitung erscheinen durchaus einfach, aus der veränderten Kriegslage gewissermaßen von selbst sich ergebend, aber welchen Weg hatten sie durchlaufen, bis ihre Wirkung sich fühlbar machte vom königlichen Hauptquartier aus bis zu den vordersten Reitern der Spitze, welche bereits die Thürme von Nheims vor Augen hatten, und bis zu den Trainsoldaten der letzten Bagagewagen oder zu den Treibern, welche den Truppentheilen die „lebenden Häupter" nachführten, und welche Anstrengungen seitens der Truppen wurden erfordert, um den neuen Entwurf des großen Strategen in Ausführung zu bringen! — Es hat fast etwas Unheimliches, wenn wir die langen Heersäulen mit ihren unabsehbaren Wagenzügen so still und geräuschlos von der bisher befolgten Heerstraße abbiegen und die Wege quer durch das waldige Vergland der Argonnen, die aus der Kriegsgeschichte des vorigen Jahrhunderts in fatalem Andenken stehenden Gebirgspässe von St. Menehould-Grandprö, einschlagen sehen, wobei ganze Heerkörper mit ihren Trains sich vor oder hinter ihre bisherigen Nllchbarcolonnen setzen, ohne daß Marschkreuzungen oder Stockungen entstehen dürfen; aber es ist auch ein beruhigender und erhebender Gedanke, daß alle diese Bewegungen sich streng nach einem bestimmten, einheitlichen Plane vollziehen und daß es ein klarer und energischer Wille ist, der diese großen Massen regiert und nach ihren Zielen leitet. Es war wieder eine Rechtsschwenkung im Großen, nur daß es sich hier nicht um eine Schwenkung niit Armeecorps, wie bei Gravelutte-St. Privat, sondern um eine solche mit ganzen Armeen summt den zu ihnen gehörigen Trains vom Proviant-, Verpflegungs-, Lazarethwesen u. s. w. handelte, — eine Bewegung, wie sie nur von einer vorzüglich disciplinirten Armee ausgeführt werden kann. Die Truppen der Dritten Armee mußten mittelst Eilmärschen herangezogen werden, damit ihre Action mit derjenigen der Maasarmee combinirt werden tonnte; aber obgleich die von Regengüssen durchweichten Gebirgswege ihrem Fortkommen und insbesondere demjenigen des Fuhrwerks große Schwierigkeiten entgegensetzten, erreichten sie doch stets — wenn auch oft erst zu später Nachtstunde — die

ihnen zugewiesenen Ziele. Die Maasarmee aber ließ ihre Reiterei jenseits
der Argonnen vorausstreifen, und bereits am 26. August Nachmittags 5^/2 Uhr
traf von derselben im königlichen Hauptquartier zu Clermont die Meldung
ein: „Die Höhen östlich Vouziers sind mit französischen Lagern aller
Waffen, im Ganzen etwa 140000 Mann bedeckt; Mac Mahon selbst in
Attigny und wird in zwei Tagen hier sein" — was, ins Berlinische
überseht, ungefähr soviel heißt als: „Hat ihm schon".
Als nun die Maasarmee den Argonner Wald durchschritten hatte, ohne
daß Mac Mahon, welcher von der Frontveränderung des deutschen Heeres
noch nichts wußte, den Versuch gemacht hätte, sie durch eine energische Offen-
sive am Debouchiren zu hindern und in das Nergland zurückzuwerfen, als sie
am 27. August der Armee Mac Mahons durch Besitznahme der Maas-
übergänge von Dun bis Stenay zuvorgekommen war und ihr somit den
geraden Weg nach Metz verlegt hatte, da war der so tühn angelegte Plan
zur Befreiung Bazaine's als gescheitert anzusehen. Moltle begnügte sich jetzt
indessen nicht mehr damit, das Unternehmen Mac Mahons vereitelt zu haben,
sondern er entwarf den Plan, auch die zweite französische Feldarmee, von
welcher jetzt die Geschicke Frankreichs abhingen, zur Mitwirkung an der Ver-
teidigung des Landes unfähig zu machen, und traf danach seine Maßnahmen,
während die Maasarmee am linken Ufer der Maas abwärts in nordwestlicher
Richtung auf Busancy und Beaumont vorging, um dem Gegner den
Vormarsch nach Osten zu verlegen, sehte die Dritte Armee ihre Eilmärsche
durch den Argonner Wald gegen Grand Pr6 und Vouziers fort, um ihm den
Rückzug nach Westen abzuschneiden. Die Lücke zwischen dem linken Flügel der
Maasarmee und dem rechten Flügel der Dritten Armee wurde durch die beiden
bayrischen Corps geschlossen. Beide Armeen bildeten gleichsam eine Zange,
welche noch gegen Nordwesten und Norden, d. i. gegen Meziöres und die
belgische Grenze, geöffnet war.
Bei diesen drohenden Stellungen der deutschen Armeen hatte Mac Mahon
noch die Wahl unter drei Möglichkeiten: entweder unterhalb der von den
Deutschen besetzten Maasllbergänge — etwa bei Muuzon — über die
Maas zu gehen und dann, weit ausholend über Carignan und Montmedu,
die rechte Flanke der Maasarmee zu umgehen, um das aussichtslose Unter-
nehmen auf Metz fortzusetzen, oder sich nördlich nach der belgischen Grenze
zu wenden und beim Uebertritt auf das neutrale Gebiet seiner Entwaffnung
gewärtig zu sein, oder endlich nordwestlich über Meziöres auszuweichen und
mittels eines schleunigen Rückzuges auf den nördlichen Straßen nach Paris
seine Armee zur ferneren Theilnahme an der Verteidigung des Landes zu
retten. Die erste Möglichkeit war mit den größten Schwierigkeiten in der
Ausführung verbunden und konnte für Mac Mahon, nachdem er von den
Stellungen der deutschen Armeen unterrichtet war, kaum noch in Betracht
kommen. Er wählte in richtiger Erkenntniß seiner mißlichen Lage die dritte,
den Rückzug nach Mezisres. Damit waren aber die Männer in Paris, von

welchen der Plan zu der Operation Mac Mahons auf Metz ausgegangen
war, nicht einverstanden, daß dieser schöne Plan, auf dessen Gelingen sie so
fest gebaut hatten, sich jetzt wie eine Schaumblase in Nichts auflösen sollte.
Bei ihnen bestätigte sich das alte Wahrwort: „Wen die Götter verderben
wollen, den schlagen sie mit Blindheit". — „Wenn Sie Bazaine in Stich
lassen", telegraphirte Montauban, Graf von Palitao — in diesen Tagen der
böse Genius Frankreichs — an Mac Mahon, „so bricht in Paris die
Revolution aus, und Sie selbst weiden von der ganzen Macht des Feindes
angegriffen weiden. Nach außen hin wird sich Paris zu schützen wissen, die
Befestigungen sind vollendet. Hier fühlt Jedermann die Nothwendigkeit,
Bazaine zu befreien und mit äußerster Spannung folgt man Ihren Be-
wegungen". Mac Mahon mußte seinen früheren Entschluß trotz seiner bessern
Einsicht rückgängig machen und sich wieder in die Zange der beiden deutschen
Armeen hineinbegeben, um bei Mouzon den Uebergang iiber die Maas zu
versuchen und dann nördlich über Carignan auszubiegen.

Unterdessen waren die Dritte und die Maasarmee mit ihren Flügeln
einander nahe genug gekommen, um zur gemeinschaftlichen Offensive vorgehen
zu können. Ein Theil der französischen Armee wurde am 30. August von
Truppen der Maasarmee und einem bayrischen Corps noch westlich der Maas,
beiBeaumont erreicht, geschlagen und in vollständiger Auflösung bis an die
Maas nach Mouzon zurückgeworfen. Von der Unmöglichkeit, sich mit Bazaine
^u vereinigen, überzeugt, faßte nun Mac Mahon den Entschluß, sich mit seiner
ganzen Armee nach Sedan zurückzuziehen, nicht um eine Schlacht dort anzu-
nehmen, sondern um die in den Truppenverbänden immer mehr sich lösende
Ordnung wiederherzustellen und sich mit Lebensmitteln und Munition zu
versorgen. Die bereits bis Carignan vorgegangenen Divisionen erhielten
Befehl umzukehren. Der gegen Abend des 30. August begonnene Rückzug
der gesummten französischen Armee auf Sedau wurde im Lauf der Nacht
auf den mit Fuhrwerk aller Art und Flüchtlingen bedeckten Straßen fort-
gesetzt. Am 31. früh langte Mac Mahon mit seinem Stabe in Sedan an,
wo der Kaiser Napoleon mit seinem Sohne bereits während der Nacht ein-
getroffen war. In Folge der planlosen Hin- und Hermärsche, der vielen
unglücklichen Gefechte und der mangelhaften Verpflegung hatten die Erschöpfung
und die Eutmuthigung in der französischen Armee bereits so überhand
genommen, daß Mac Mahon am 31. den Weitermarsch nach Mezwres noch
nicht anzutreten wagte, — verhängnißvoller Zeitverlust!*)

') Nach dem Berichte des Generals Vinoh, der von Paris mit seinem Corps
der Armee Mac Mahons nachgesandt war und am 30, mit der Spihc desselben in
Meziörcs eintraf, sollen sowohl der Kaiser Napoleon als Mac Mahon gegen einen
Ordonnanzoffizier Vinoys in Sedan die Absicht geäußert haben, mit der Armee nach
Mezisres zurückzugehen. Sie glaubten nicht, hieran gehindert werden zu können, weil
man deutscherseits keinesfalls im Stande sei, bei Donchcry hinreichende Streitkräfte
auf das rechte Ufer der Maas zu werfen. Der Kaifcr legte noch besonderes Gewicht

Deutscherseits wurde die Unthiitigleit des Gegners benutzt, um die Zange
der beiden Armeen, in der er sich befand, mehr und mehr zu schließen. Zu
diesem Zwecke erhielt die Maasarmee die Aufgabe, dem französischen linken
Flügel ein Ausweichen in östlicher Richtung (über Carignan) zu verwehren,
was sie durch die Aufstellung auf beiden Ufern der Ehlers von Mouzon
bis zur belgischen Grenze erreichte. Die Dritte Armee dagegen sollte dem
Feinde den Rückzug nach Westen abschneiden und mittels Einnahme starler
Artillerieaufstellungen auf den Höhen des linken Maasufers die Lager und
Truppenbewegungen in der vorliegenden Thalniederung der Maas beunruhigen.
Auf dem äußersten rechten Flügel der Dritten Armee, die Lücke zwischen
dieser und der Maasarmee schließend, standen die Bayern, welche am
31. August über Nemilly am linken Maasufer (eine Meile südöstlich von
Sedan) vordrangen, den Feind bis Nazeillcs zurückwarfen und zwischen
beiden Orten eine Brücke über die Maas schlugen.
So befanden sich am Abend des 31. August die beiderseitigen Heere
mit ihrer ganzen Front einander nahe gegenüber und mit den Vortruppen
zum Theil in unmittelbarer Berührung; die französische Armee auf einem
gegen Süden, Osten und Norden geschlossenen Bogen um die kleine, bedeutungs-
lose Festung Sedan versammelt, vor der Front die Thalsenkungen der
Givonne im Osten, des Floingbachs im Norden, den Rücken gegen Sedan,
die beiden Flügel ober- und unterhalb Sedan an die Maas gelehnt. Im
Südosten und Osten sperrte der Kronprinz von Sachsen mit der Maasarmee
den schmalen Raum zwischen der Maas und der belgischen Grenze. Im
Südwesten und Westen stand der Kronprinz von Preußen mit der Dritten
Armee bereit, den Franzosen die Wege zu verlegen.
Es scheint, daß die französischen Heerführer noch am Vorabend der
Schlacht sich über die verzweifelte Lage der Armee täuschten und immer noch
den Gedanken der Möglichkeit festhielte», in östlicher Richtung auf Carignan
durchbrechen und die Vereinigung mit Bazaine erreichen zu können. Die
Unthätigteit, mit welcher die Armee den 31. August über in dem engen
Räume zwischen Maas, Givonne und Floingbach verharrte, wäre sonst nicht
zu erklären; denn daß es ihr gelinge» könne, in der — übrigens in taktischer
Beziehung sehr starken — Stellung um Sedan den drohenden umfassenden
Angriff des überlegenen deutschen Heeres zurückzuschlagen, daran war nach
den Porgängen der letzten Tage und bei der im französischen Heere einge-
rissenen Entmuthigung doch nicht zu denken.
aus den Umstand, daß den Deutschen das Vorhandensein der Straße von St. Meng es,
St. Albert und Bring ne aux bois unbekannt sei, daß sie daher einen Abzug der
französischeil Armee auf Meziörcs nicht vermuthen würden. Er zeichnete bei dieser
Gelegenheit in Gegenwart des Ordonnanzoffiziers die erwähnte Straße eigenhändig in
eine vorliegende Karte ein, auf welcher sie bisher nicht eingetragen war. Er war
aber insofern im Irrthum, als sich jene Straße auf den bei der deutschen Armee ans»
gegebenen Karten allerdings eingezeichnet fand.

Auf deutscher Seite nahm man an, daß die Franzosen jetzt endlich im
letzten Augenblicke den Versuch machen würden, unter Preisgebung ihres Gepäcks
und Trains und vielleicht unter Zuiücklassung einer starken Arrieregarde in
den Stellungen bei Sedan, die sich für die übrige Armee zu opfern gehabt
haben würde, sich der drohenden Umzingelung noch bei Nacht durch einen
schleunigen Rückzug auf Mezieres zu entziehen. Um ihr diese letzte
Möglichkeit abzuschneiden, erhielt die Dritte Armee am 31. Abends den
Befehl, noch in der Nacht mit ihrem linken Flügel (XI. und V. Corps)
unterhalb Sedan die Maas zu überschreiten und über Donchery auf
Vrigne aux boisan der Straße Sedan-Mezitzres vorzurücken, während die
württembergische Division in einer Reservestellung bei DomleMesnil
hauptsächlich die Straße von Mezisres beobachten und etwaigen Unter-
nehmungen der Franzosen von dieser Festung aus (Corps Vinoy) ent-
gegentreten sollte. Dem den äußersten rechten Flügel der Dritten Armee
bildenden 1. bayrischen Corps sandte der Kronprinz von Preußen für den
folgenden Morgen Befehl, den ihm gegenüberstehenden Theil des französischen
Heeres festzuhalten und daher auch nötigenfalls vor dem Auftreten der
Maasarmee selbständig zum Angriffe vorzugehen. Die Maasarmee hatte für
den 1. September die doppelte Aufgabe zu erfüllen, einerseits jeden etwaigen
Turchbruchsversuch des Feindes in der Richtung auf Carignan zurückzuweisen,
andererseits, im Falle des Abzuges des Feindes auf Meziöres, ihm denselben
durch einen Angriff auf die Front und rechte Flanke zu erschweren. Da
dieser letzte Fall immer wahrscheinlicher wurde, so ging der Kronprinz von
Sachsen am 1. September Morgens von selbst, ohne die Anordnungen der
deutschen Heeresleitung abzuwarten, aber ganz im Sinne derselben, zum An-
griffe gegen die feindlichen Stellungen vor.
In der Tagesfrühe des 1. September eröffneten die Bayern bei Bazeilles
den Angriff, welchem bald darauf die Heerestheile der Maasarmee, insbesondere
das XII. (sächsische) Corps und die preußischen Garden, je nach ihrem Ein-
treffen auf dem Schlachtfelde, sich anschlösse!!, so daß der Angriff hier an der
Thalsenkung der Givonne hinauf von Bazeilles nördlich über la Moncclle
Daigny bis Givonne sich entwickelte. Nährend dieses zwar langsam, aber
stetig fortschreitenden Angriffs gegen die rechte Flanke und Front der französischen
Stellungen hatten die Heerestheile der Dritten Armee (XI. und V. Corps) die
Maas bei Donchery überschritten, ihren Marsch, da sie die Straße Sedan-
Mezisres frei fanden, in westlicher Richtung fortgesetzt und den Angriff gegen
den französischen linken Flügel bei St. Meng es und Illy eröffnet. Es
handelte sich für sie nun nicht mehr darum, dem Feinde den Rückzug auf
Meziöres zu verlegen, sondern darum, durch ein schnelles Vorrücken in west-
licher Richtung die Vereinigung mit der von Osten sich nähernden Maasarmee
zu bewerkstelligen und dadurch auch dem letzten Thore, das dem Feinde noch
offen geblieben war, nach der belgischen Grenze, den Riegel vorzuschieben.
Mit der Eroberung des herrschenden Vergvorsprungs zwischen Floing und
°

Illy in der Mittagsstunde war die Vereinigimg der Dritten mit der Maas-
armee vollzogen, dem Feinde die letzte Hoffnung auf ein Entkommen über die
belgische Grenze genommen.
Immer enger schloß sich der eiserne Giirtel um die feindliche Armee.
Im Westen und Norden stürmte der Kronprinz von Preußen mit seinen
hessischen, thüringischen, nassauischen, schleichen und posenschcn Regimentern,
im Nordosten der Prinz August von Württemberg mit den preußischen
Garden, im Osten und Südosten der Kronprinz Albert mit seinen Sachsen,
im Süden von der Tann mit den Bayern — Alldeutschland im Sturm
gegen das letzte Bollwerk des französischen Kaiserthums. Ringsum schloffen
die Batterien den Feuerring um die Festung; rund um Sedcm rollte der
Tonner der siegreich fortschreitenden Feldschlacht. Das war die Antwort,
welche die ultima ratio re^is aus fünfhundert Feuerschlünden dem franzosischen
Kaiser entgegendonnerte auf jenes „dru8^usx 1« roi", das er wenige Wochen
früher in frevelhaftem Uebermuthe an seinen Botschafter nach Ems hatte
telegraphiren lassen, um den Zorn des deutschen Königs herauszufordern.
Nnd der Kaiser — ließ schweigend das Gewitter über sich ergehen. Er

hatte auf dem Schlachtfelde gehalten und gleichmüthig mit dem halb erloschenen
Blicke drein geschaut, wie seine prächtigen Reitei-Negimenter in ohnmächtigen
Attacken Muth und Blut vergeudeten, er hatte auch Granaten in seiner Nähe
einschlagen gesehen, möglich, daß ihm selbst in diesen Augenblicken eine Kugel
nicht unerwünscht gekommen wäre! — Aber es sollte ihm nicht vergönnt
sein, das Loos Derer zu theilen, für die der Tod auf dem Schlachtfelde der
Abschluß eines ehrenvollen, pflichtgetreuen Lebens und das Siegel ihrer Treue
für das Vaterland ist.

Mit finsterem Unmuthe ritt der Kaiser von dem Schlachtfelde nach der
Festung zurück. Aber welcher Anblick bot sich ihm hier! In zügelloser
Flucht drängte Alles, Soldaten und Officiere aller Grade, über die nieder-
gelassenen Zugbrücken zu den Thoren hinein oder stieß sich gegenseitig in die
Festungsgräben. Flüche und Schmähworte drangen aus dem wüsten Getümmel
zu seinen Ohren. Auf dem Turenneplatze haltend, empfing der Kaiser durch
einen Capitain des Generalstabs ein Billet vom General von Wimpffen. der
an Stelle des verwundeten Marschalls Mac Mahon den Oberbefehl über-
nommen hatte. Der Inhalt lautete:

„Sire! Ich ertheile dem General Lebrun den Befehl, einen Durch-
bruch in der Richtung nach Earignan zu versuchen, und ich lasse ihm
alle verfügbaren Truppen folgen. Ich schreibe dem General Tucrot
vor, diese Bewegung zu unterstützen, und dem General Douai, den
Rückzug zu decken. Gefalle es Ew. Majestät, Sich in die Mitte
dieser Truppen zu begeben: sie werden eine Ehre darin suchen,
Ihnen einen Ausweg zu offnen. gez. von Wimpffen".

Der Kaiser las und faltete das Billet wieder zusammen, ohne eine
Miene zu verändern. In ihm regte sich nichts von jenem todesmuthigen
Römerthum, von dem stolzen Selbstgefühl, mit dem die alte Napoleonische
Kaisergarde ihre Adler trutzig auf den Boden des Schlachtfeldes von Waterloo
stampfte unter dem Rufe: „Die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht!" —
Wäre der von schweren körperlichen Leiden heimgesuchte Kaiser überhaupt
noch zu einem Entschlüsse fähig gewesen, er hätte vielleicht den Versuch gemacht,
anstatt günstiger Capitnlationsbedingungcn für die Armee von Sedan den
Frieden für sein Land zu erlangen. Er hätte ihn jetzt wahrscheinlich unter
leichteren Bedingungen erhalten als sechs Monate später seine Nachfolger in
der Regierung und er hätte in den ihm noch ergebenen Armeen von Metz
und Sedan die Mittel behalten, um seinem Willen auch gegenüber den ihm
feindseligen Parteien im Lande Geltung zu schaffen. Aber der Kaiser hatte
das Vertrauen zu seinem Lande, zu seiner Armee uud zu sich selbst verloren;
er befahl, die weiße Flagge auf der Citadelle von Sedan aufzuziehen — es
war die Eapitulationsflagge des Kaisertums der Vonaparte. —

Die nun folgenden dramatischen Momente auf der Höhe von Frönois,
vor dem Webeihäuschen von Tisserand zwischen Sedan und Donchery sowie
im Lustschlosse Bellcvue gehören nicht mehr in den Rahmen unserer Dar-

stellung. Wir haben hier insbesondere noch von dem militairischen Resultate zu
reden, welches bekanntlich darin bestand, daß die ganze franzosische Armee, bestehend
aus 1 Kaiser, 1 Marschall, 39 Generalen, 230 Stabsofficieren, 2035 anderen
Officieren und 83,000 Mann, die Waffen streckte. Die Siegesbeute bestand
aus den sammtlichen Adlern und Fahnen, 419 Feldgeschützen und Mitrailleuscn,
139 Feftungsgeschühen, 1072 Fahrzeugen aller Art, 66.000 Gewehren und
6000 noch brauchbaren Pferden, 20,000 Mann waren schon während der
Schlacht in Gefangenschaft gerathen, ebenso 2 Adler und 25 Geschütze erobert
worden. Mehrere tausend Mann mit Artillerie und Fahrzeugen waren auf
belgisches Gebiet geflüchtet und dort entwaffnet worden.
Dieser in der Kriegsgeschichte beispiellose Erfolg war allerdings nicht
durch die Schlacht allein erreicht, sundern er war vorbereitet worden durch die
strategischen Maßnahmen, Truppenbewegungen und Gefechte während des voran-
gegangenen zehntägigen Feldzuges. Die Schlacht bei Sedan war in strategischer
Beziehung für die Deutscher! bereits gewonnen, ehe der erste Kanonenschuß gefallen
war. So erscheint diese Schlacht recht als ein Sieg des überlegenen Geistes
sowohl der deutschen Heeresleitung — welche, den allgemeinen Kriegszweck stets
unverrückbar fest im Auge behaltend, ihre Maßnahmen in jedem Augenblicke
ohne Zogern uud in klarer Erkenntniß der Tragweite ihrer Entschlüsse so zu
treffen verstand, daß die Pläne des Gegners gekreuzt und vereitelt wurden, —
als auch der deutschen Truppen, bei welchen alle Führer gemeinschaftlich für
die Durchführung des Hauptplanes des Feldherrn harmonisch zusammen-
wirkten und jeder Führer geübt und bereit war. wo es nöthig wurde, selbst-
thütig in den Plan und Willen des höheren Führers, dem Sinne des Haupt-
plans, gemäß einzugreifen, während die Truppe« selbst bei Erfüllung der
höchsten Anforderungen an ihre Disciplin und Leistungstraft sich als ein
zuverlässiges, nie versagendes Werkzeug iu der Hand ihrer Führer bewährten.
Ein solcher Geist kann nicht gelernt werden durch eine zwei- oder dreijährige
Dienstzeit, wenn er nicht dem Heere bereits eingeboren, nicht in der Art und
Weise der Volkserziehung begründet ist und sich — wie dies bei dem Kerne
des deutschen Heeres der Fall ist — von einem Geschlechte zum anderen
vererbt hat.
In engem Zusammenhange mit dem militärischen Erfolge, aber ungleich
großartiger als dieser, war der politische und nationale Erfolg der Schlacht
bei Sedan. Das stolze Frankreich, welches seit Jahrhunderten gewöhnt war,
in den deutschen Angelegenheiten ein entscheidendes Machtwort mitzureden,
hatte vor dem in Kraft und Einigkeit sich erhebenden deutschen Volke die Segel
streichen müssen. Fortan war es Deutschland selbst, welches seine Angelegenheiten
ordnen tonnte, ohne die Einsprache einer schcelsüchtigen Nachbarinacht oder
ihres Oberhauptes fürchten zu brauchen. Das deutsche Volk war durch diesen
in der Geschichte einzig dastehenden Waffensieg zum Bewußtsein der Kraft
erwacht, die ihm aus der Einheit stammte, es fühlte sich auf die Höhe seines
Weltberufes gehoben und es hätte sich vor den künstigen Geschlechtern schämen

müssen, wenn nach einer solchen Großthat die Zwietracht und der Sondergeist der einzelnen Stämme und Staaten den Ausbau des nationalen Einigungswerkes nicht hatten zu Stande kommen lassen. Wir haben daher ein volles Recht, den Tag von Sedan als den Geburtstag der nationalen Einheit zu feiern.

Allerdings war mit der Schlacht bei Sedan der Krieg noch nicht beendigt; nur das französische Kaiserthum war zusammengebrochen; die neue, republikanische Regierung Frankreichs setzte den Krieg gegen Deutschland fort. Die Umschließung und Bewältigung einer durch Armeen vertheidigten Großstadt von zwei Millionen Einwohnern, sowie die gleichzeitige Bekämpfung und Vernichtung der Volksheere, welche die Republik zum Entsätze der Hauptstadt in den Provinzen des an Hilfsquellen so reichen Landes aufbot und in Bewegung sehte, dies waren Aufgaben, wie sie bisher noch keiner Heeresleitung gestellt wurden waren. Wir müssen uns hier eines weiteren Eingehens darauf enthalten, wie dieselben von der deutschen Heeresleitung klar und vorsichtig, „«mcU^s et oauts" gelöst wurden. Nur auf ein Moment in der Kriegführung Molttes möchten wir hier noch hinweisen, nämlich, wie Moltke durch die Art seiner Kriegführung selbst darthut, daß wir den Krieg nicht um des Krieges willen führen, sondern um einen dauerhaften und sicheren Frieden zu erlangen und den Krieg für die Zukunft unuöthig, vielleicht unmöglich zu machen. Und hierin liegt zugleich für den Freund der Nildung und des Fortschrittes unter den Stürmen der Zeit etwas Beruhigendes, etwas mit dem Geiste der neueren Kriegführung trotz aller Opfer an Gut und Blut, die sie erfordert, Versöhnendes. „Im Kriege selber ist das Letzte nicht der Krieg!" — dieses Schiller'sche Wort finden wir bestätigt durch den ganzen Charakter der Moltke'schcn Kriegführung. „Welcher verständige Mensch würde es nicht wünschen", sagte Moltke in der Sitzung des norddeutschen Reichstages am 15. Juni 1866, „daß die enormen Ausgaben, welche in ganz Europa für Militärzwecke gemacht werden, für Friedenszwecke verwendet werden tonnten! Auf dem Wege der internationalen Verhandlung wird dies nimmermehr zu Stande kommen. Ich sehe für den Zweck nur eine Möglichkeit, und das ist, daß im Herzen von Europa sich eine Macht bildet, die, ohne selbst eine erobernde zu sein, so stark ist, daß sie ihren Nachbarn den Krieg verbieten kann. Eben deswegen glaube ich, daß, wenn dieses segensreiche Werk jemals zu Stande kommen' soll, es von Deutschland ausgehen wird, aber erst dann, wenn Deutschland stark genug ist, das heißt, wenn es geeinigt sein wird . . . ."

Das also war der letzte Zweck des Krieges, den nicht nur König Wilhelm und sein großer Staatsmann, sondern auch sein großer Stratege im Auge hatten, in der Mitte der europäischen Staaten ein Reich zu gründen, welches zugleich einen starten Hort für den Frieden der Welt in der Zukunft bilden sollte.

Aber wie sehr Moltke auf der einen Seite die Friedensaufgabe des

Reichs betont, ebenso sehr erscheint er auf der anderen als ein beredter Mahner
an den alten Nümerspruch: „81 vis pacsm, pari» bellum!" Darum tritt er
auch mit aller Energie jenen schwachherzigen kosmopolitischen Träumern ent-
gegen, welche schon jetzt die Zeit für eine allgemeine Entwaffnung gekommen
wähnen und als ein vorläufiges Mittel zu diesem Zwecke die Herabsehung
unserer Heciesstärke anstreben. „Ein großes weltgeschichtliches Ercigniß, wie
die Wiedererrichtung des Deutschen Reiches", sagte Mottle bei Gelegenheit der
Gen»llldebatte über das Reichsmilitä'rgeseh im Februar 1874, „vollzieht sich
nicht in einer kurzen Spanne Zeit. Was wir in einem halben Jahre mit
den Waffen errungen haben, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den
Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird".
Möge denn der greise Feldmarschall, der noch vor Kurzein seinen
80. Geburtstag in erfreulicher Rüstigkeit gefeiert hat, noch lange in der Lage
bleiben, seinem Kaiser und Vaterlande mit Nath und That dienen zu tonnen
zur Erhaltung des Friedens oder — wenn es sein soll — zur glücklichen
Führung und siegreichen Beendigung des Krieges, „allezeit treu bereit für des
Reiches Herrlichkeit!"

ötraßburg
nach der Uebergabe an Frankreich ^68< — ^98.
Don
A. SchneeganF.
— Messina. —

!>is vor Kurzein mußte sich die auf die Uebergabe der alten freien
Reichsstadt Straßburg an Ludwig XIV. bezügliche Geschichts-
literatur mit einem sehr dürftigen Documentenmaterial begnügen.
Nie Protocolle der Sitzungen der Straßburgcr 3)lagistiatsherren,
in welchen die der Uebergabe vorangegangenen Verhandlungen, Tiscussionen
und Veschlüsfc niedergeschrieben »varen, fehlen nämlich in dem städtischen
Archiv, sei es, daß, wie von der einen Seite behauptet wird, der Magistrat
»ach den Ereignissen des Jahres 1681, um allen für die dabei Bethciligten
möglicherweise unbequemen oder auch gefährlichen Veröffentlichungen dieser
Sitzungen vorzubeugen, beschlossen hatte, diese Documcntc der Vernichtung
preis zu geben, — sei es, daß, wie man es andererseits annimmt, diese Bände
in einem im November des Jahres 1686 in der Kanzlei entstandenen Brande
zu Grunde gegangen seien. Trotz der eifrigsten Forschungen ist es nicht
gelungen, die Ursachen des Verfchwindcns jener so äußerst wichtigen Tocumente
festzustellen, und muß fich der Geschichtsschreiber darauf beschränken, die Lücke
zu constatiren. Die einzigen officiellen Schriftstücke, die einiges Licht auf
jene Ereignisse werfen, stammen aus deni französischen Staatsarchiv, aus den
Ministerien des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten, sowie aus der in
der Pariser Natioual-Nibliothet angelegten Manuscriptensammlung, und wurden
im Jahre 1841 in dem, für die Geschichte des Uebergangs Strasburgs an
Frankreich sehr werthvollen Buche des Advocaten Coste*) veröffentlicht.

*) lieuiiion cic, 8ti»»l>oui^ il In I'inuos, äoouinontH pour In plupnit ineäits,
piu' 2l. <^c>8t«, nvoont, ^ußs supplr-mt uu tiibuu»! clo ^Viz^emboui^. Ftrnsbc»,!,!^, » I»
libnuris ä« I'iöäliiie-^Iilliloz Usitl. 1841.

Wohl mögen sich noch Andere, hierauf bezügliche Documente in den mit der freien Reichsstadt eng befreundeten größeren Städten Süddeutschlands, sowie in dem Wiener Archiv befinden; bis jetzt aber wurden dieselben, so sie überhaupt exiftiren, nicht bekannt gemacht, und ist es auch jedenfalls zweifelhaft, ob sie neue Thatsachen herbeiführen könnten, da es der Geschichtsforschung viel weniger um die nach auswärts hin gepflogenen Unterhandlungen, um die von dem Straßburger Magistrat an das deutsche Reich gerichteten verzweifelten Hilferufe und anderseits um die dem immer drohender anrückenden Frankreich gegenüber beobachtete Haltung der sich verlassen fühlenden Republik handelt, als darum, ob und in wie weit es noch möglich ist, sich vermittelst authentischer Tocumente in die Gemütsbewegung der bedrängten Bevölkerung Strasburgs hineinzuversetzen, sich die Gedanken, mit denen man sich in dem Magistrat herumtrug, als es der Straßburger Regierung klar wurde, daß die Stadt verloren sei und daß die Uebergabe allein sie retten konnte, wieder zu vergegenwärtigen; in einem Worte: einen Einblick in das innere Leben der freien Reichsstadt vor und nach dem Jahre 1681 zu gewinnen.

Niese Lücke, die bis vor Kurzem in der Geschichtsforschung bestand, ist nun, Dank der durch den Vorsteher der städtischen Bibliothek Straßburgs, Rudolf Reuß, unternommenen Veröffentlichung eines aus damaliger Zeit stammenden Memoirenheftes der im Original auf der kaiserlichen Universität aufbewahrten „Straßburgischen Chronik" des Ammeisteis Neißeißen*) ausgefüllt, und können wir. indem wir dieses Tagebuch eines in der Straßburger Regierung hochstehenden, mit den innern Geschäften, sowie mit den politischen, internationalen Händeln auf's Innigste vertrauten Mannes, durchblättern, den Geist, der die damalige Bürgerschaft durchwehte, wieder vor uns aufleben lassen: der Schlüssel zu dem lange verschlossenen Schrein ist wieder gefunden; der Schrein hat sich eröffnet.

Freilich müssen wir an diesen Geist der damaligen freien Reichsstadt nicht die Ansprüche stellen, die wir heute als selbstverständlich anzunehmen geneigt sein tonnten, die aber in den Rahmen des 17. Jahrhunderts, in die engen, ja kleinlichen und ungemein vartitularistisch verschlossenen Anschauungen jener Zeiten nicht passen. Es weht durch die Memoiren des Ammeisters Reiheißen ein nüchterner Zug, der nicht etwa auf ein rein persönliches Moment zurückzuführen ist, sondern der eben die Charakteristik der Männer der damaligen Zeit bildet. Dieser Ammeister war einer der Ersten unter seinen Mitbürgern-, sechs Mal mit einer der höchsten städtischen Würden betleidet, als Gesandter der freien Reichsstadt zu Kaisern und Königen abgeschickt, in dm schwierigsten Verhältnissen mit diplomatischen Missionen betraut, hatte sich

') Straßburgischc Chronik von 1667—1710. Memorial des Ammeisters Frcmciscus Reißcihen, zum ersten Male nach dem Original herausgegeben mit Anmerkungen und Einleitung, von Rudolf Reuß. Straßbura, C, F, Schmidts Uniucrsitnts-Vuchhandlung, Friedrich Bull, 1877; und in zweiter Auflage, 1879.

Reißeißenmehr als irgend Einer aus der dem Bürgerthum jener seit Jahrhunderten für sich allein lebenden, in ihrer Souveränetät abgeschlossenen Reichsstädte eigenen Kleinherzigkeit zu einer größeren Auffassung der Welthändel herauszuleben Gelegenheit gehabt; sein Biograph und der Herausgeber seiner Chronik, Bibliothekar Rudolf Reuß schildert ihn auch nach einem von Seupel gestochenen Familienportrait als eine durch eine „gewisse Grandezza" ausgezeichnete „wirksame Erscheinung". Nichts desto weniger aber bleibt Neißeißen — und dies ist es ja eben, was uns besonders anziehen muß, was auch seiner Chronik einen ungemeinen Werth verleiht — mit seinem Jahrhundert, mit seinen Mitbürgern, auf's Innigste verwebt, und vermag er es nicht, fich über eine gewisse Grenze der politischen Nüchternheit zu erheben: hinter den Wällen seiner Vaterstadt bleibt er verschanzt; weiter als das Stadtsprengel reicht sein Local- und Kirchthurmplltriotismus nicht; innerhalb dieser Grenzen aber vertheidigt er denselben mit der Zähigkeit eines über sein Comptoir und über sein städtisches und besonders religiöses, streng lutherisches Erbe wachenden Kaufmanns und „freien Neichsbürgers". Es scheint dies auch der vorherrschende Charakter der damaligen Zeit, insoweit von der Straßburger Bügerschaft die Rede ist, gewesen zu sein, und aus verschiedenen Notizen der Chronik des Ammeisters Reißeißen können wir ersehen, daß sich die Gemüther bei Annäherung der von Frankreich her drohenden Gefahr noch viel mehr ob dem Schaden, den die Religion und die „Freiheit" oder besser die Unabhängigkeit der Republik Straßburg durch eine Unterwerfung unter König Ludwig XIV. erleiden könnten, als ob der nach den heutige Anschauungen freilich weit wichtigeren und die Geister in viel größerem Maße bewegenden, rein nationalen Gefahr erhitzten. Es tritt dieser Charakter ganz besonders in den Bemerkungen hervor, mit denen unser Chronist die Erzählung eines im Jahre 1673 von den Franzosen unternommenen Streifzuges gegen die den Straßburgern gehörende Rheinbrücke bei Kehl begleitet. Diese Brücke, die den kaiserlich deutschen Heeren von großem Nutzen war, wurde nämlich von den Franzosen durch Ueberrumpelung zerstört, von den Straßburgern aber wieder hergestellt, worauf der König Ludwig XIV. den Magistrat auffordern ließ, dieselbe sofort in den vorherigen Zustand zu setzen und einige Joche auszubrechen, um den kaiserlichen Heeren den Uebergang des Rheines unmöglich zu machen; der Magistrat lichtete ein „bewegliches" Schreiben an den Kaiser „wegen denwlirung eines Stucks der Rheinbruckcn", erhielt aber innerhalb zehn Wochen leine Antwort, deswegen man auf den Gedanken gerathen, den: König, welcher einen „poiut ä'Iwunem" daraus machte, zu willfahren. Um nun die Unruhe der Bürgerschaft zu beschwichtigen, erzählt unser Chronist, wie der Magistrat sofort alle Zünfte in ihren Stuben zusammenkommen ließ, „und ihnen ... die ursach andeutten, die Meine Herren bewogen, die brück zu brechen, welches beschehen! Weilen aber", setzt der Chronist hinzu, „annoch ein paar joch hinweg müssen, wan, des königs begehren nach, die brück wiederumb in vorigen ruinirten standt solle gesetzt werden, als; halt man etlich Tag hernach alle zünftige lassen auff ihre

ftuben kommen und von ihnen vernommen, ob sie darvor halte», das solches zu
thun oder nicht, mitt representation der gefahr, wann man sich in diesem stuck,
da es weder religion noch freyheit betrifft, dissem so mächtigen lönig
wolte widersehen, die ihnen dann biß auff etlich gar wenige, solches
belieben lassen".
Nach unseren modernen Begriffen wären wir geneigt, in diesem Aufgeben
des Widerstandes gegen einen fremden Fürsten und in dem Niederreißen der
Brücke, die das Elsaß den deutschen Heeren zugänglich machte, einen Verstoß
gegen die nationale Pflicht zu erblicken. Damals aber waren es nur „etlich
gar wenige", die also denken mochten, und wir ersehen aus dieser Stelle der
Straßburger Chronik, sowie aus dem Gesammtinhalte dieses Tagebuches, daß
der Patriotismus im 17. Jahrhundert sich zunächst auf die städtische „Freiheit",
auf die Unabhängigkeit in der ganz fpecifisch straßburgischcn Verfassung beschränkte,
eine Anschauung, die wohl zum Wesentlichsten auch dadurch gefördert wurde, daß
der Kaiser und die Reichsstände das äußerste Bollwerk Teutschlands im Stiche
gelassen und es ganz auf sich selber und eben auf diesen Lokcilpatriotisnms
angewiesen hatten. Wir ersehen daraus aber auch, daß neben und sogar
vor diesem Lotalpatriotismus die „Religion" es war, welche der Magistrat
und die Bürger schirmen und vertheidigen zu müssen als ihre erste und
heiligste Pflicht erachteten, und durch dies ganze Tagebuch des alten Am-
meisters zieht sich dieser rothe Faden, wie ein von Anfang bis zu Ende,
von den ersten Drohungen Frankreichs bis lange Jahre nach der Uebergabe
alle Handlungen, alle Beschlüsse des Magistrats und der Bevölkerung bedingendes
Princip und unantastbares Dogma. Und daß sie, indem sie der Verteidigung
ihrer Religion in allererster Linie gedachten, das Nichtige getroffen, daß,
indem sie auf diese Frage das Hauptgewicht legten, sie sich über den inneren,
neben dem rein politischen herlaufenden, religiösen Beweggrund der französischen
Eroberungsgelüste nicht täuschten und ihre Politik den damaligen Strömungen
des Zeitgeistes gemäß eingerichtet hatten, darüber wird Niemand mehr einen
Zweifel haben können, der die Geschichte dieser Uebergabe, nach der Er-
zählung und den Bemerkungen des Ammeisters Reißeißen, sowie auch nach
den aus dem französischen Staatsarchiv entlehnten Documenten näher ins
Äuge gefaßt haben wird. Will man den damaligen Ereignissen nach
allen Seiten hin gerecht weiden, so muß man auf diesen Punkt sein Augenmerk
lichten und von den in heutiger Zeit maßgebenden nationalen Ansichten und
Begriffen absehen, um sich in eine Vergangenheit zurückzuversetzen, in welcher,
unter dem Drange der Erinnerungen und der Leidenschaften der Religions-
kriege, der Reformation und der darauf folgenden katholischen Neaction, die
Fürsten und die Völker ihre Hauptaufgabe darin fanden, die Reformation zu
vertheidigen oder zu vernichten, die Macht der katholischen Kirche zn bekämpfen
oder sie wieder in ihre alte Herrlichkeit einzusetzen. In Straßburg, in der
durch und durch protestantischen Stadt, die bei der Uebergabe an Frankreich
nur zwei katholische Bürgerfamilien zählte, vermischte sich dies Princip folge-

richtig und vollständig mit dem anderen Princip der städtischen Unabhängig-
keit, und wo die franzosische Herrschaft das erste mit feindlicher Hand an-
tastete, da verletzte sie zugleich auf das Empfindlichste das zweite, so daß erst
mehrere Jahre nach der Uebergabe, bei dem Ryswicker Frieden, die, am An-
fang noch mit dem Gedanken der durch die Capitulation verbürgten Erhaltung
ihrer religiösen und städtischen Freiheit, sich zu trösten versuchende Bevölkerung
sich in ein schrofferes Widerstreben gedrängt fühlte, und daß auch, erst als
die königliche Regierung immer schärfer und systematischer an die Bekehrungs-
arbeit der Protestanten, in der Stadt wie in den Landgemeinden, hintrat,
die bis dahin ruhig in ihrer Vaterstadt verbliebenen Bürger ihr Heil in der
Auswanderung zu suchen begannen.

Diese religiös-municipale Seite der Geschichte der Uebergabe Strasburgs
au Frankreich scheint bis jetzt nicht eingehend genug hervorgehoben worden zu
sein, da man in Deutschland wie in Frankreich zuvörderst mit den auf die
modernen Zustände zutreffenden, mit den damaligen aber sich nicht vollständig
deckenden, specifisch nationalen Vorgebauten und Gefühlen an dies bedeutende
Ereignis; des 17. Jahrhunderts herangetreten ist. Von Interesse aber mag
es sein, die Geschichte der auf 1681 folgenden Jahre an der Hand des
Chronisten und früheren Ammeisters und mit Benutzung der darauf bezüg-
lichen, dem französischen Staatsarchiv entlehnten Documente in kurzen Um-
rissen niederzuschreiben, um in der oben angedeutete« Richtung die Zustände,
wie sie sich in der ehemaligen freien Reichsstadt von 1681 an gestalteten, in
ihr richtiges Licht zu stellen.

Daß die Straßburger mehrere Jahre vor 1681 schon, mit unheiiN'
lichem Bangen auf die Fortschritte der französischen Eroberung im Elsaß und
auf die ihrer Stadt immer näher rückende Gefahr hinblickten, daß sich auch
unter der Bürgerschaft die widerwärtigsten, später oftmals wieder vorgebrachten
Gerüchte von dem „Verrath" des Magistrats, der sich durch die Lage und
durch die Ohnmacht der kaiserlichen Herrschaft gezwungen sah, mit den fran-
zösischen Heerführern und Ministern in Unterhandlungen zu treten, in Umlauf
gesetzt wurden, ist hinlänglich bekannt; weniger bekannt aber mag es sein,
welche Gestalt diese Befürchtungen annahmen, nach welcher Seite hin sie sich
besonders wendeten. Die Reißeißen'sche Chronik und die von dem Heraus-
geber beigefügten Auszüge aus den Protocollen des Magistrats, des soge-
nannten Dreizehner-Collegiums, geben uns in dieser Hinsicht die merkwürdigsten
Aufschlüsse. In den ersten Monaten des Jahres 1679 beschäftigte sich dieser
mit den auswärtigen Angelegenheiten betraute Ausschuß des Magistrats mit
der Frage, wie es möglich sei, die zur Verteidigung der Stadt berufene
Bürgerschaft durch Zuziehung einer von der städtischen Regierung direct.
abhängenden Militärmacht zu ergänzen. „Es kamen damals gerade", so schreibt
erläuternd der Herausgeber der Chronik, Rudolf Reuß, „bedrohliche Nachrichten
in die Stadt: so referirte in einer Sitzung der Dreizehner Kaw über den

Brief eines Meher Eorrespondenten, der berichtete, der Bischof solle wieder
nach Straßburg kommen, das Münster zurückerhalten, drei
Katholiken sollten in den Rath kommen u. s. w. (Protocollc derXIII,
I«). März 1679)". Ter erste Angstschrei, der sich erhob, ist hervorgerufen
durch religiöse Befürchtungen! Wie tiefgehend damals die Befürchtungen
waren, das erhellt aus einem nächstfolgenden Protocolle dieser nämlichen Ver-
sammlung. Es sollte ein Friedensfest gefeiert werden: der Magistrat beschloß
aber, nicht mit allen Glocken zu läuten „da dieser Friede allein ein Interims-
fricden scheine und man sich mit zittern frewen müsse" (Protocolle der XHI,
22. Mai 16?'.»). Immer näher rückt die Gefahr- die französischen Heere
hallen die der Republik Straßbnrg untergebenen Landgemeinden beseht und
weigern sich, abzuziehen: die Republik schickt besondere Eommissare
zu dem Minister Lonvois, nnter Anderen den Ammeister Dietrich und de»
Secretär Günher. der später unter französischer Herrschaft eine bedeutende
Rolle spielte, von dessen Reise in das französische Hauptquartier Reißeißen,
bezeichnend genug, in einer dem Text später hinzugefügten Note sagt: „Bringt
gemeiniglich nicht viel guttes, welches wir in nnnn 1U81 leider erfahren".
Ter französische Resident Frischman erhebt immer größere Ansprüche. Frankreich
verlangt und es bewilligt ihm der Magistrat immer drückendere Gcldzuschüsse,
wegen verschiedener während des Krieges zwischen den königlichen Heeren und
den» Rathe vorgekommenen Reibungen. ‚Mtio: I^o liov I<? vmtt", schreibt
Reißeißen lakonisch hinzu. Endlich geschieht am 2. Mai 1681 die Unter-
werfung der gesummten Ritterschaft des Unter-Elsaßes, „nachdem sie gesehen,
daß sie von dem römischen Reich schlechten Schuh zu erwarten": der straß-
burgische Ammeister erzählt in seiner knapp-ironischen Weise den Vorfall:
„Ten 2. Maii ist das ganhe corpus zu Nidcrchnheim, allwo es sich in das
kiinfftige, nnd nicht mehr zu Straßburg versammeln würd, zusammengekommen
allwo sich HIi-. 1'intenclant I^a OranF« auch eingefunden, da die^ulilicatio
I'rivNeFioruin beschehen und haben die insmdra alle ihre nammen in ein
buch schreiben müssen, nachgehendts ist eine innssnili^ue mahlzeitt gehaltten
worden" : und er seht hinzu: Kic itur a<1 l»«tru, aut voriu8 äs 1il,oi'tato
in 8ervitutom".

Wenige Monate nachher überrumpelten die Franzosen die Straßbnrger
Rheinschanze, und die alte freie Reichsstadt sah sich genüthigt, die ihre Ueber-
gäbe an Frankreich stipulirende Eapitulation zu unterzeichnen.

Mit einer stoischen Ergebung in das längst vorhergesehene, unvermeidliche
Schicksal, fügt sich Ammeister Reißeißen in die Abtrennung vom römischen,
deutschen Reiche. Von dem Kaiser und den Reichsständen verlassen, auf sich
selbst angewiesen, mußte der Straßburgcr Magistrat nur noch daran denken,
wie er in der Eapitulation die municipale Selbständigkeit der Republik nnd
die Religionsfreiheit der einem katholischen Staate angeschlossenen protestantischen
Bevölkerung erretten könne. Tic Eapitulation war auch in diesem Sinne uer-

faßt und von dem französischen Minister Louvois mit einigen Abänderungen
unterzeichnet wurden. Die Stadt erklärte den König von Frankreich als
ihren „souveränen Herrn und Schirmherrn" (8onvoraiu, 8eissllsur sr
pro teoteur) anzuerkennen; derKünig bestätigte alle ihre ehemaligen„Privilegien,
siechte, Statuten und Gewohnheiten"; er beließ sie im Besitze der freien Ausübung
ihrer Religion, ihrer Kirchen, ixit einziger Ausnahme des Münsters, der an
die Katholiken abgegeben werden sollte; nichts sollte an der städtischen Regierung
geändert weiden, nichts an den Einkünften, an dem Steuerwesen u. s. w.,
nur die Waffen, welche der Stadt und den Bürgern gehörten, wurden von
dem Sieger mit Beschlag belegt. „Es verbleibet Alles im alten Stande",
schreibt Neißeißen am Ende seines knrzen Berichtes über die Capitulatioii, „und
»erhoffe ich, wir werden ahne statt der libertat widerumb den flor der
commercien, welche gäntzlichen erliegen, bekommen".
„Es verbleibet Alles im alten Stande"; diese Worte kennzeichnen wohl
am Besten die Gesinnung, mit welcher die, aus dem deutscheu Reichsverbcmde
unter den Schutz des französische» Königs übergegangene Bürgerschaft Straß-
burgs fich in die gegen ihren Willen geschaffene Lage hineinzufinden suchte.
Den Souverän hatten sie zwar gewechselt, aber in diesem Wechsel blieben sie
selbst, was sie bis dahin gewesen; ihre Regierung, ihr Recht, ihre Religion
blieben unangetastet und sie konnten, wie bei einer anderen Gelegenheit, sich
damit trösten, daß die Uebergabe „weder religio«, noch freyheit betreffe".
Daß aber Alles denn doch nicht beim Alten verbleiben sollte, das wurden die
Bürger der ehemaligen freien Reichsstadt gar bald iune, und es währte nicht
lange, daß sie sich, der Cavitulation ungeachtet, auch in ihrer „Freiheit" und
zunächst in ihrer „Religion" gefährdet sahen.
Die Gefahren, welche in dieser letzten Hinsicht der alten freien Reichs-
stadt drohten, traten schon in den ersten Wochen nach der Uebergabe in den
Vordergrund, uud zwar begegnen wir ihnen zuerst in einem Schreiben, welches
der Bischof von Straßburg, Egon von Fürstenberg, am 14. Oclober 1681,
von Trier an den Minister Lonvuis richtete. Der in den Besitz des
Straßburger Münster wieder eingesetzte Kirchenfürst schreibt Folgendes:
„Die Freude, die ich über die glücklichen Erfolge Ihrer Pläne empfunden,
wäre noch eine größere gewesen, wenn Sie mich früher zu benachrichtigen
geruht hatten, um mir zu erlauben, mich an den Ort zu begeben, wo Sie
weilten, um Ihnen den Tank, den ich Ihnen schulde, abzustatten, daß Sie die
Güte hatten, meiner zu gedenken in der Cavitulation, welche der König geruht
hat, der Stadt Straßburg zu bewilligen, und welche, obgleich für meine Kirche
weniger vorteilhaft als für die Stadt, in mir doch Gefühle der wahrhaftesten
Dankbarkeit für Ihre guten Dienste erweckt hat und mir zu hoffen
erlaubt, daß Seine Majestät, indem Sie meinem Bisthum sein Münster
wieder zu vereinigen gewillt ist, diesem Visthnm auch die Einkünfte uud
Alles, was ihm von Seiten der Stadt und der Lutheraner unrechtmäßig

genommen si!5lü^,ö) wurde, wieder verleihen werde". Niese Einkünfte und Rechte waren im Laufe der Zeiten, in Folge der Kriege, welche die Stadt gegen ihre Bischöfe geführt hatte, und endlich in Folge der Reformation, zu welcher sich die ganze Bevölkerung bekannt hatte, dem Bisthume verloren gegangen. Aus dem Schreiben des derzeitigen Bischofs erhellt, das; dieser die Uebergabc Straßburgs an den König von Frankreich als einen, die Folgen dieser Ereignisse beseitigenden Sieg über die rebellische Stadt und die Wiedereinsetzung der katholischen Kirche in den 8ww8 <^uo »nw betrachtete. Tie Theorie der Eontinuität des Rechtes mußte die Kirche zu dieser Schlußfolgerung führen und der Uebergabe der freien Reichsstadt den Charakter der Auswetzung einer Scharte, man würde heutzutage sagen: einer Revanche, aufdrücken. Tie weltliche Gewalt ihrerseits scheint dieser Auffassung nicht widerstrebt zu haben; denn, als ob sie durch ein äußeres Zeichen ihren Standpunkt hätte klarstellen wollen, erlaubte sie dem Bischof die Wiederbesetzung „seines" Münsters mit dem Aufwände eines wahrhaft fürstlichen Einzugs und, was wohl bezeichnend genug ist, vor dem Einzüge des Königs in die Stadt zu vollziehen. In einem zweiten Schreiben an den Marquis de Louvois vom 18. October berichtet der Bischof, er habe die durch den H. von Roswormb ihm überreichten Befehle des Königs erhalten, „die Reconciliation des Münsters vor der Ankunft Sr. Majestät zu vollstrecken", und er beeile sich, diesem Befehle Folge zu leisten; er fügte die Bitte hinzu, es möge der Gouverneur von Straßburg ihn bei seiner Ankunft „mit einem gewissen Glanz" (»veo uu z>«u ä'esulat) empfangen, und daß diesem Wunsche im weitesten Maße willfahren wurde, das beweist die, kurz nachher veröffentlichte, von Eoste in seinem Buche über die „Vereinigung Straßburgs zu Frankreich" abgedruckte „Beschreibung der Ankunft des Bischofs und des Königs"'). Die Prachtentfaltung, mit welcher der Bischof seinen Einzug hielt, ist für die ganze Sachlage zu bezeichnend, als daß wir es unterlassen tonnten, diese in ihrer Art großartige Festlichkeit näher zu besprechen. Der Zug. der von dem etwa dreiviertel Stunden von Straßburg gelegenen Dorfe Oberhausbergen ausging, wurde eröffnet von dem „Oontroleur clo I» Oour" des Bischofs, den ein „Gentilhomme" und acht königliche Küirassiere, mit gezogenem Pallasch begleiteten; es folgten hernach: die Dienerschaft mit den reich aufgeschirrten Pferden der Hofadeligen, der „UnröHal äet, I^oßi»", und eine große Anzahl von teppichbehangenen und mit Federbüschen verzierten Maul-

') Nnti-ee» ä 8tr»8l>ourß äs 1'Nvsaus et äu lioi. Relation Hui p»rut i^ ee »u^et. 1^ mHßuiliausLuties äs 8«u ^Ite88e, 1e?liuee I^ÄUfoi»Aßon, Nvssgue ä« 8tr»8>>ourß, ^ämiuistiAteui äs8 ^bbü^cs <le Amtmsli, I,ui-s et 8wblo, lHuäßl»vs ä'^I«»««, et äe VurLtenberg, «ünmts äs Heilißsubsrß, ^iVertsiibsi-A et I^izsus ete. äzus I» Ville äs stsaLboulß, 1s 20°°«. y^ta!)!-« 1L81. ^U88^ I» Iiseouuilil»tiuu äu l'i^lizs, et 1a <3Ic>!-ieu8s lissssptioi! äs 8» Hlaje^e trs8 <Hre8tieuns pnr Uou8ieui' I'Nvs^^ae lleeompllßus äs 8«n I1lu8trs Oliüpitrs eompo8s äs 24 I^-incss st Pointe» äu 8luut-I'inz,ils etc. Oo8ts, üsunion äs 8tiA8bc>urß ll I» Brunos, puz. 139.

eseln; des Bischofs „NLu^er" und die zwei Leibrosse Seiner Hochwürden: ein „(ientiUiommL 6e 1u <üour" und fünfzehn berittene Diener; die Herren Näthe Sr, Hoheit und des Capitels, umgeben von einer Schwadron königlicher Kürassiere mit drei Hauptleuten, allesammt den blanken Säbel in der Faust, voran die Trompeter, die bei solchen Festlichkeiten herkömmlichen Fanfaren schmetternd; ein Paukenschläger und fünf Trompeter, die wie die vorigen einen „sehr angenehmen Kriegslärm" machten, (uu druit cls Aiierro trs8 »Ki-sadle); der bischöfliche Adel und die bischoflichen Vasallen; „Seine Hoheit HlontüNFneui-, der Bischof und Fürst (?i-ines) von Straßburg, in einer schonen offenen, von sechs prächtigen Pferden gezogenen Ca loche, neben ihm der Fürst von Nassau, Dekan des großen Capitels", und um den Wagen herum die Pagen, von denen der Bericht in naiv-bezeichnender Weise sagt, sie hätten „äußerst sauber" (trtz» propro») ausgesehen; wieder eine Schwadron königlicher Kürassiere; dann eine Compagnie bischöflicher ftaräes du Ooi'pz, und endlich in acht sechsspännigen Galawagen die den Bischof begleitenden Fürstlichkeiten: die Fürsten Wilhelm und Max von Fürstenberg, die Grafen von Löwenstein, von Salm, von Fürstenberg, die Barone von Roswurm, von Lerchenfeld, von Elsenheim, von Wangen und andere elsäßische Adelige.
„Also zog prachtvoll und ruhmvoll ^maßniliszueinont ot Aloi-i6U8Linsnt) der Bischof und Fürst von Straßburg in die Stadt". Die Wachen an dem Thor präsentirten das Gewehr. Auf den Plätzen waren Truppen aufgestellt, zu Fuß und zu Pferd. Vor dem von einem Bataillon Infanterie bewachten Tom erwartete der Gouverneur, Herr von Chamilly, den Bischof. Dort hielt der Zug, und zwanzig Kanonenschüsse verkündigten der Bevölkerung, daß der Bischof wieder von dem Münster Besitz genommen hatte. Am selben Tag erschienen in dem Paläste des Kirchenfürsten die Abgeordneten des Magistrats, um ihn im Namen der Stadt zu begrüßen, und Tags darauf, nachdem der Münster feierlich eingesegnet worden war, ließen sie sich wieder bei dein Bischof anmelden und überbrachten ihm' nach altem Brauche die in Wein und Weizen bestehenden Gescheute; „sie kamen", sagt der Bericht, „ihm neuerdings ihre Unterwerfung darzubringen (1'a88ur«r de Isurn 8numi88ian8) ... Se. Hoheit antwortete ihnen sehr verbindlich und versicherte sie seiner Huld, wenn die Thaten ihren Versprechungen gleichkämen (pourvu ^ue 1s 8 elt'sts 8so()uäl»886nt lslii-8 ^rnnis8868)". So spricht ein Fürst, nicht ein Bischof; wenn aber solche Worte aus dem Munde dieses Bischofs fallen, so beweisen sie uns eben, wie innig die kirchliche Restauration mit dieser politischen Eroberung der alten freien Reichsstadt verwebt war, ja, noch mehr! in wie hohem Grade die Kirche in jenen so bedeutungsvollen Tagen die weltliche Gewalt als den für sie, für ihre Zwecke uxd für ihren Ruhm arbeitenden Arm der Vorsehung zu halten sich berechtigt glaubte. So weit reichte schon am ersten Abende seines Eintritts in Straßburg die Macht des Bischofs, daß, wie er es ausdrücklich iu dem Berichte erwähnt, „der Gouverneur der Stadt, Marquis de Chamilly, Seiner Hoheit die Anfwartnng machte,

und ihm seine Dienste anbot, indem ei von ihm die Parole, das Losungs-
wort abnahm (on tu^ dsumndant lo raot äu ^ust)". Nur Einer steht
aber von nun an über dem Bischof; und dieser Eine ist nicht der. der Con-
stitution und Capitulation nach, regierende Stättmeister, sondern S. Vi. der
Konig allein.
lieber diese Festlichkeiten, die den Stempel eines so hochwichtigen Um-
schwungs der Verhältnisse an der Stirn tragen, berichtete der Ammeister
Reißeißen nur mit kurzen Worten, indem er die Hauvtbetonung auf den
Umzug der protestantischen Münstergemeinde in die Prediger - Kirche (die
während der Belagerung von 1870 abgebrannte, seither wieder erbaute
Neue Kirche) legt. Aber, daß sein Augenmerk schon gleich bei Beginn der
neuen Aera auf den religiösen Charakter der Eroberung gerichtet war, das
ersehen wir aus den nächstfolgenden Seiten seiner Chronik; andererseits tritt
auch dieser Charakter in einem dem französischen Staatsarchiv entlehnten
Schreiben des Gouverneurs, H. von Chamilly, an den Marquis de Louvois,
vom 5. December 1681 zu Tage: in höchst drastischer Weise spricht dieser letztere,
kaum zwei Monate nach der Uebergabe, von den nächtlichen Besuchen, welche
„neun oder zehn Familien" dem Groß-Vicar wegen ihres Vorhabens, zur
katholischen Neligion überzutreten, abstatteten; diese Familien beklagen sich,
daß einige Mitglieder des Magistrats sie wegen ihres bevorstehenden Ueber-
tritts mit Ausweisung bedrohten: in seinem Berichte an den Minister
schreibt nun der Gouverneur, er hätte den Groß-Vicar angewiesen, diese
Familien in seinem Auftrage gegen die Drohungen des Magistrats zu
ermuthigen, sie hätten nichts zu befürchten, der Groß-Vicar solle vor der
Hand noch ohne Lärm vorgehen, der Gouverneur behalte sich vor, ihnen den
Zeitpunkt anzuzeigen, wo es angemessen erschiene, mit „Esclat" vorzugehen
und er schließt diesen merkwürdigen Bericht an den Marquis de Louvois mit
folgendem Satze: „Sie werden mir, Monseigneur, den Befehl ertheilen, was
sie nothweudig erachten werden, da ich gedachte, in dieser Sache nicht zu über-
eilen, so lange unsere Citadelle nicht weiter vorgerückt ist. Nichts ist sicherer,
als daß, wenn eine Familie den Anfang gemacht haben wird, Andere diesem
Beispiele folgen werden; Sie werden mit der Zeit sehen, welche Auszeich-
nungen Sie diesen Familien zukommen lassen werdeil .wollen nnd ob der
König Etwas zu ihren Gunsten zu thun geneigt wäre". — (Coste p. 152)
Wir werden im späteren Verlauf der Dinge sehen, daß die Regierung diesen
Nachschlügen ein williges Ohr lieh, und daß die Maßregeln, welche Herr
von Chamilly in diesem Schreiben anempfahl, im weitesten Sinne des Wortes
und in großartigem Maßstabe getroffen wurden. Durch hies Citat wollten
wir nur gleich von vornherein den Beweis liefern, daß sofort nach der Ueber-
gabe. die religiösen Interessen, als deren Veitheidiger Ludwig XIV. auftrat,
sich in den Vordergrund drängten, und daß hinter dem politischen Momente
der specifisch katholische Charakter der.Eroberung sofort hervorbrach.
Es bewahrt fich in den folgenden Monaten und Jahren dieser Charakter

je mehr und mehr, und in den Bemerkungen, die der Ammeister Reißeißen
über die gegen den Geist und auch gegen den Wortlaut der Capitulations-
urkunde vorgenommenen Veränderungen in sein Tagebuch niederschreibt, nehmen
die Verstöße „ooritra rslissionsin" bei weitem die erste Stelle ein. Aus
den von dem Herausgeber der Straßbnrger Chronik den« Texte beigefügten
Auszügen aus den Protocollen des Magistrats erhellt, daß in dem ländlichen
Gebiete Straßburgs die Verfolgungen gegen die protestantischen Geistlichen
schon im Jahre 1682 angefangen hatten; jene Protocolle führen eine Reibe
von Fällen vor, welche beweisen, daß weder das Elsaß, noch das Straß-
burger Gebiet wie man es in einer gewissen historischen Schule zu behaupten
pflegt, von der Protestantenhctze, die in der Revocation des Edicts von Nantes
gipfelte, befreit blieben. Der Magistrat richtete damals Beschwerde auf
Beschwerde an den Intendanten oder an den König selbst; es war aber Alles
umsonst. Im November 1683 scheint für die französische Regierung die
Stunde geschlagen zu haben, die der Gouverneur, Marquis de Chamilly, dem
Groß-Vikar in Aussicht gestellt hatte, als er denselben bat, noch zn gedulden,
bis die „Citadelle" fertig gebaut sei nnd man mit ‚Me1at" vorgehen tonne.
In diesem Monat ist, wie der Ammeister Reißeißen sich ausdrückt, „eine
beschwerliche aräonnanos dem Magistrat puncto rolißionis insimiirclt
worden", welche den protestantischen Geistlichen unter schweren Strafandrohungen
verbot, einen Katholiken zu bekehren oder einen bekehrten Katholiken in ihre
Gemeinde aufzunehmen, welche aber der katholischen Propaganda freien Spiel-
raum ließ und die Protestanten auch mit keinem Worte gegen die Unter-
nehmen der römischen Proselytenmacher in Schutz nahm. Von diesem Tage
an datirt der Eintritt des neuen Regiments in eine Aera des positiven,
offenen, mit allen Mitteln betriebenen Kampfes gegen die protestantische
Religion, der doch die Bevölkerung bei der Uebergabe nicht nur in ihrer
Majorität, sondern in ihrer Totalität angehört nnd deren Freiheit nicht
anzugreifen, nicht zu behelligen, die Capitulation feierlich versprochen hatte.
Den 27. Juni 168:i erscheint eine königliche „Dcclaration" welche Alle
zwischen Katholiken und Personen anderer Religion geschlossenen Heirathen
verbietet; am 26. August erscheint eine „Ordonnance", die noch viel folgen-
schwerer ist. Der König, so heißt es dort, hat erfahren, daß mehrere seiner
Unterthanen im Elsaß die Absicht 'haben, in den Schooß der katholischen
Kirche zurückzukehren, daß sie aber durch die Furcht zurückgehalten sind, ihre
protestantifchen Lehnsherren, Bürgermeister oder andere Beamte könnten ihnen
deshalb mehr Steuern- nnd Kriegslasten auferlegen; der König fühlt sich
glücklich, diese Unterthanen beschützen zu können, und erklärt feierlich, daß alle
„Protestanten, Calvinisten, Juden oder andere", die sich bekehrt haben oder"
noch bekehren werden, von diesem Tage an und während drei Jahren befreit
sein sollen von allen Kriegslasten und Steuern, so daß sie weder Soldaten
einzuquartieren, noch irgend welche Abgaben zu zahlen hätten, die ihnen aus
irgend einem Vorwande von irgend welcher Behörde auferlegt würden, und

der König setzt ausdrücklich hinzu, daß seine Gerichte befugt sind, alle dieser
Ordonnance widerstrebenden Beschlüsse umzustoßen-, die Ordonnance sollte
von den Kanzeln verlesen werden, und alle „Magistrats, Baillifs, Mnircs,
Provas und andere Officiere sMuuicipalbeamte) der Städte, Dörfer und Flecken"
der Provinz wurden angewiesen, streng auf die Durchführung des königlichen
Willens zu sehen. ' Wer denkt nicht, bei dieser dreijährigen Freiheit der Ein-
quartierung, an jene schauerlichen Dragonercinguartierungen, die dieselbe Regierung
im Innern Frankreichs den Protestanten auferlegte, um sie zum Ucbertritt
zum Katholicismus zu bewegen? lind man braucht nur die Geschichte des
Elsaßes von damals in den noch geretteten Kirchenbüchern der protestantischen
Gemeinden nachzulesen, um zu seheu, daß diese Provinz gerade in derselben
Weise die Aera der Kirchenverfolgnng durchgemacht hat, wie die anderen
Provinzen Frankreichs, und das; nichts unrichtiger ist als die Behauptung, die
Revocation des Edicts von Nantes hätte das Elsaß nicht berührt. Es wnrde
im Gegentheil und besonders vor der Nebergabe Strasburgs und von dem
Jahre 1683 au, eiu systematisch organisirter Netehrungskreuzzug iuscenirt,
der auch zur Folge hatte, daß der ganze elsäßische, damals fast ausschließlich
protestantische Adel mit wenigen Ausnahmen zum Katholicismus übertrat,
daß ganze Städte und Dörfer sich unter dem Terrorismns, deu die Heere
Ludwigs XIV. auf dem Lande verbreiteten, bekehrten, und daß im Elsaß, das
im 16. Jahrhundert der Hort der Reformation gewesen war, nach einer Reihe
von Jahren die Protestanten nur noch eine, bis in die letzten Zeiten immer
schwacher in sich zusammeusiuteude, auf die je uach den Negierungsströmuugen
mehr oder minder liberale Toleranz der Majorität angewiesene, Minorität
bildeten. Seltsame Schickung! Als die Lutherischen iu Straßburg die Herrschaft
führten, da ließen sie die damaligen Minoritäten, die Ealvinisten und
Reformirten, ihre Macht schwer fühlen- mit einer Unduldsamkeit, die mit der
römischen Hand in Hand geht, bedrückten sie diese Andersglanbcnden: — und
wenige Jahre nachher kam an sie die Reihe, von einem noch Mächtigeren
verdrängt zu werden. So scheint in der Weltgeschichte eine Intoleranz die
andere abzulösen und jede Verfolgung den Keim der Wiedervergeltung in
sich selber zu tragen.

Kehren wir nun zu den Ereignissen des Jahres 1683 in Straßburg
zurück, so sehen wir, wie die römische Kirche durch alle Mittel versucht, einen
Keil zwischen die Fugen der protestantischen Bevölkerung zu stoßen: Der
Bischof öffnet die Stadt dem Jesuitenorden, und der berüchtigte, durch seinen
Bctehrungseifer seltsamst berühmte Pater Dez stellt sich, mit einigen College«,
an die Spitze eines „Collegiums" oder Gymnasiums, das den Zweck hatte,
die straßburgische Jugend zum Katholicismus zu führen. Dieser Pater
Jean Dez war der Verfasser eines mit „H.z,i-ol>2tic>n st privitüFs äu
No^" gedruckten, heute ziemlich seltenen Buches: I^a Ü6rininn cts8
?i-ots8tantk> äs 8tra8dourF u 1'NFÜ8e romaius, ßßalsmsiit
iltzas85airs paui- Isur 8»1ut, st lasils 8 slo n 1eur3 prineipss, in

welchem er die systematische Bekehrung der nicht-römischen Christen im Elsaß und speciell in Straßburg, als den Hauptzweck, den man im Auge haben müsse, hinstellt. Das im Jahre 1687 geschriebene Buch laßt schon in seiner an den König gerichteten Vorrede auch nicht den leisesten Iweifel über das Vorhaben der Jesuiten in Straßburg obwalten, da Pater Dez dem Konig, den er mit David vergleicht, eröffnet: „Gott habe ihn vor der Welt so groß gemacht, einzig und allein um ihu zu veranlassen, große Thaten zur Ehre Gottes zu verrichten, indem er das Heidenthum zerstöre, ... die umgestürzten Altare und Tempel wieder errichte, die aufkeimenden Ketzereien ersticke, die schon mächtigen und- sich in ihrem Siege sicher Fühlenden vernichte . . . In den Triumphen Ihrer Majestät hat man immer die Triumphe der wahren Religion gesehen", ruft der Pater Dez aus und er seht ausdrücklich hinzu: „Ew. Majestät möge meinen Eifer verzeihen, wenn ich mich zu einer heiligen Ungeduld hinreißen lasse, diese große Stadt Straßburg, die dem ganzen Elsaß und ganz Deutschland zum Muster dienen kann, vollständig katholisch zu sehen!" — So sprach einer Derjenigen, welchem der Bischof die Führung der nen errichteten Schule und Academie anvertraut hatte. An diesen Worten kann man erkennen, welches der Geist war, der das neue Regiment beseelte. Lange dauerte es- übrigens nicht, bis dieser, mit vieler Feinheit durch die weltliche Gewalt begünstigte Vekehrungscifcr seinen ersten Sieg feierte. Einer der ausgezeichnetsten jüngeren Rechts- und Geschichtsprofessoren Straßburgs, Ulrich abrecht, Verfasser des H,l8a,tieoruiu i-srum prockromu» machte den Anfang; während einer Reise, die er, dem Rufe Louvois folgend, im Jahre 1684 nach Versailles unternahm, legte er in die Hände des Bischofs, Bossuet seinen Widerruf nieder, was ihm auch von Seiten des großen Kanzelredners das Epitheton: Vpitoino oinniuni zeisutiarium, und eine schmeichelnde Erwähnung von Seiten des Memoirenschreibers Saint-Simon zuzog. Als die Kunde dieses Uebertritts nach Straßburg drang, begleitete der Ammeister Neißeißen deren Aufzeichnung in seiner Chronik mit den Worten: — „Es hat derselbige, pioll cloloi! die Religion changirt". Wenige Monate später folgte seinem Beispiel der Syndicus Güntzer, einer der Rathsherren, welcher am eifrigsten bei den die Uebergabe betreffenden Unterhandlungen thätig gewesen war und den die öffentliche Meinung in Straßburg als den eigentlichen Urheber dieser Uebergabe betrachtete. —„0 yuasnam tLmpnra!" ruft unser Ehronist aus, „Herr Syndicus Güntzer ist auch katholisch worden!" — Wie die Frauen dieser beiden Rathsherren sich nicht beeilten, ihrerseits lihren Uebertritt zu erklären, schrieb Louvois an den Intendanten des Elsaß, Herrn von La Orange:" — Da die Franen der Herren Obrecht uud Güntzer sich nicht bekehren und da ihr Beispiel die Bekehrung mehrerer Anderer verhindert, ist es gut, daß, um ille Männer dazu zu bringen, sie ohne Verzug zu dem Schritte zu bewegen, S' ^ ihnen, als käme es von Ihnen, zu verstehen geben, daß, wenn sie noch eine Weile in ihrer Religion verharrten, sie befürchten müßten, daß, da der König Anlaß habe, an der Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung zu zweifeln, Se. Majestät ihneu

die Pensionen, die er ihnen zu bewilligen geruhte, nicht mehr so pünktlich
auszahlen lassen wurde, wie bisher; daß Sie ihneu also rathen möchten, ihre
Frauen dazu zu bewegen, sobald als möglich das zu thu», was Se. Majestät
von ihnen verlangt. Ich bitte Sie, mir zu berichten, welchen Eindruck diese
Eröffnung auf sie gemacht haben wird')". — Dies waren die Argumente,
mit welchen der Hof den Mahnungen des Iesuitenpaters Dez nachzukommen
suchte. Viel krasser noch und unverschämter tritt diese Handlungsweise hervor
in einem Briefe des Ministers Louvois an den Intendanten, als der Syudicus
des unter-elsäßischen Adels sich betehrt hat. „Der König", heißt es da, „hat
mit Freuden erfahren, daß Herr Kempfen, Syudicus des unter-elsäßischen
Adels sich endlich entschlossen hat, die Religion zu wechseln. Se. Majestät
hat ihm dessentwegen tausend Thalcr (6eu») als Gratification zugeschrieben
und wünscht, daß Sie den elsäßischen Adel bewegen, sein Gehalt um
1500 Liores zu erhöhen, auf daß er mit der Summe, die er jetzt schon er-
hält, und mit der Pension Sr. Majestät zusammen 2000 Thaler erhalte". —
Trotz aller dieser Mittel scheint aber die Bekehrung der Straßburger
Bürgerschaft denn doch noch nicht schnell genug vorangegangen zu sein; denn
im Jahre 1686 entschließt sich der König mehrere, tief in alle Verhältnisse
eingreifende Ordonnanzen oder Edictc zu veröffentlichen.
Es geschah dies tnrz nach der Widerrufung des Edicts von Nantes, und
es mögen somit diese Maßregeln als die Ausdehnung jener Revocation auf das
Elsaß und auf Straßburg betrachtet werdeu. Iuuächst läßt der König den
Magistrat durch den Marquis de Louvois auffordern, die Abgaben, welche
die fremden, in Straßburg sich niederlassenden Familien an die Stadt zu
zahlen hatten, um ein Dritttheil herunterzusetzen, und Louvois fügt hinzu,
daß, wenn der Magistrat nicht einwilligen sollte, der König die Abgaben
vollständig aufheben würde. Es hatte diese Verordnung den Zweck, den sie
auch erreichte, eine Menge neuer Familien, aus Frankreich und auch aus Italien,
ollesammt katholischer Religion, in die Stadt hereinzuführen und allmählich
diesen Elementen die Thore der Bürgerschaft, der Zünfte und des Magistrats
zu eröffnen. Ferner weiden die protestantischen Stadtbeamten in den ländlichen
Gemeinden entfernt und überall durch katholische Beamte ersetzt. Louvois
erklärt ausdrücklich in einem an den Syndikus Güntzer gerichteten Brief,
man dürfe den Lutherischen keinerlei „ki-i^-ilessnim" zuerkennen, so lange sie
die Religion nicht ncchseltcn. Ein drittes Schreiben des Marqnis de
Louvois, das kürzeste, aber auch bei Weitem das bedenklichste von allen,
berichtet an Güntzer: „S. M. der König wünsche, daß. ohne die
Ordonnanz zu veröffentliche» und ohne irgend Etwas in dieser
Hinsicht schriftlich niederzulegen der Syndicus es verhindere, daß in
den Gemeinden, in welchen die Katholiken die zwei Drittel der Einwohnerschaft

') I^ettr« <ls I^ouvoi« » Hl. ä« I^K Lr«mßy, V««niIIe8, 15 ÜL!c>br«, 1686.
c«5to, p. 166.

bilden, die lutherische Religion nusgeiibt werde". — Endlich, im Anfange des folgenden Jahres, April 1687, hält die Regierung den Zeitpunkt für gekommen, um die ihr gewogenen, katholischen Elemente in den Magistrat der alten freien Reichsstadt" einzuführen. Hören wir die bedeutsamen Worte, mit denen Ammeister Neißeißen dieser Gewaltthätigkeit Erwähnung thut: „Den . . . Aprilis hat allhiesiger Magistrat einen lottis äs Solist vom Ihrer Majestät empfangen, worinnen befohlen wordten, daß man in das künfftige auch catholische nach Proportion solle in das regiment erwehlen, deßwegen alß den 10 Mail Monscigneur de Louvois allhie gewesen, hatt man zwar demselbigen ein memoria! praesentirt, aber nichts erhalten, sondern hat er des künigs nllergnädigsten willen dahin erläutert, daß nach Proportion der lutherischen burgcr und Hintersassen, so dann die catholischcn burger und Hintersassen solle das regiment, wenn ein fall sich begibt, oder durch alternation vacirend würd, ersehen, welches sowohl wider inzriumonta inci», alß unsscre fiimlamon-tl>l6« I6FS8!" —

In demselben Jahre, ja in demselben Monat schon, öffnet sich auch das „Regiment" dem ersten Katholiken. Ob es gegen die Capitulation gehandelt war, ob es der Constitution der Stadt zuwiderlief, daran kehrte sich der Marquis de Louvois nicht; er kümmert sich nicht mehr um die verbrieften Rechte der Stadt und der Bürgerschaft; er will so schnell als möglich die alte Burg des Protestantismus am Rhein dem Katholicismus in die Arme führen, und um zu diesem Zwecke zu gelangen, schreckt er vor keinem Mittel zurück. Man lese folgende, aus demselben Jahre 1687 datirte Bemerkung Ncißeißens: „Dieses Jahr seiud 4 katholische schocffen bei den ehrsamen zünfften erwchlet wordten und hat Mr. de Louvois geschrieben daß weilen die ordnung hiebevor mittgebracht daß einer 10 jähre hatt müssen burger sein, eh und zuvor er zu einem schössen tonne gebracht werden, daß solches hin-führo sollte aufgehoben sein, alles in Iinnc? 8«)puin den weg desto geschwinder den catholiauen zum regiment zu bahnen".

Von nun an geht die Regierung mit Gewalt und im Sturmschritt vor. Einen seltsam betrübenden Eindruck machen auf den lLeser die bei Beginn jeden Jahres in Reißeißcns Chronik angemerkten, die Fortschritte der katholischen Invasion in den Magistrat betreffenden Notizen- Im Jahre 1688 trit schon ein katholischer Stättmeister, und zwei katholische Rathshcrren auf: in den Zünften sehe» wir schon sieben katholische Schöffen „ohnangcsehn nicht dreißig katholische Bürger" in der Stadt waren! Im Jahre 1689 finden wir fünf katholische Nathsherren, einen Stättmeister und einen „Constoffler"; 1690: ein katholischer Ammeister (an Stelle des wegen seiner Weigerung, die Religion zu wechseln, verbannten und seiner Ehren und Würden entblößten Dieterichs) uud vier neue katholische Mathsherren, folglich neun Rathsherren; 1694 sitzen fünfzehn Katholiken im Magistrat; die Regierung beobachtet selbst nicht mehr das von ,ihr selbst der Stadt octroyirte Gesetz der alternirenden Wahl eines Protestanten nnd eines Katholiken; wo ihr die

Wahl der Protestanten nicht paßt, stößt sie dieselbe um und zwingt die Bürger „Katholische zu bringen" - in den Zünften springt sie mit den Gesehen und Gewohnheiten auf eine noch tollere Weise um. „Iuuge. einfältige Menschen" werden in eine Zunft eingeschrieben, müssen angenommen werden, stellen sich anderen Tags als Candidaten ans, um Schliffen zu werden, und man ernennt sie „welches ohuerhört!" Die der Regierung angenehmen Beamten werden, gegen das Gesetz, Jahre lang über die rechtmäßige Dauer in ihrem Amte belassen — „und daß heißt ob ordnnng gehalten!" — Der Magistrat rafft sich zuweilen bis zu einer Klage bei dem Intendanten auf; es trifft sich aber, daß derselbe regelmäßig verreist oder abwesend ist. Schreibt der Magistrat an den Marquis de Louvois, so weiß er zum Voraus schon, daß er keiue Antwort erhalte» wird, wie es Rcißcißcu trübseligen Zinnes gewissenhaft in sein Dagebnch einträgt. Zuweilen schrickt der ehrwürdige Ammeister auf, wenn er in die Zukunft blickt uud wenn er sich die riesigen Fortschritte des Natholicismus seit 1681 vor Augen führt, oder auch wenn er zurückschaut auf die früheren Freiheiten der Stadt, auf die durch die Capitulatio» anscheinend verbrieften, in der Praris aber leider von Jahr zu Jahr sich verringernden und, wie von einem reißende» Strom allmählich fortgcspültcn Rechte der freien Reichsstadt, lind wahrlich! es war die 3agc dazu augethan, einen alten, energisch an seiner Religio» Und an seiner bürgerlichen Souveränetät hängenden Straßburger damals mit tiefem Schmerze zu erfüllen; scho» im Jahre 16U2, eilf Jahre nach der Ucbcrgabc, constatirte Reißeißen, daß ein Füuftheil der Bevölkerung katholisch war, und aus einem Berichte des Intendanten, im Jahre 1097, ersehen wir, daß man damals 100 katholische Familien in Straßburg zählte, — während es im Jahre 1081 deren zwei waren*).

Was die Souveräuetätsrechte der damaligen freien Reichsstadt anbetrifft, w waren fie in diesen neun Jahre» zn einem gar geringen, kleinen Häuflein zusammengeschmolzen. Der Magistrat bestand zwar noch, wie früher, — der König hatte aber einen „I^ri'tour roval" ernannt, der allen Sitzunge» beizuwohnen und darauf zu wachen hatte, daß nichts gegen den Willen Seiner Majestät geschehe; die regierenden Körper wurden noch wie vormals von den zuständigen Bürgern erwählt, — der König aber und seine Vertreter modelten die alten Gesetze uud Gebräuche in einem solchen Sinne um oder setzten sich auch ganz einfach so vollständig darüber hinweg, daß nur Diejenigen in das Regiment gewählt wurden, die Seiner Majestät eben angenehm waren; die Capitulatio» blieb zwar dem Wortlaute nach bestehen, — aber die Bestrebungen des Iesuitenpaters Dez auf der einen Seite, uud die

') lieber diese Conocrütcn äußerte sich der Intendant wie folgt: „Die meisten Katholiken sind neu Belehrte, welche, nur um in die Ncmicr der Stadt eintreten zu tonnen, übergegangen sind, seit der König verfügt hat, dcch die von den Lutheranern freigelassenen Plätze den Katholiken abgegeben werden sollten".

diplomatischen Kunstgriffe des Marquis de Louvois auf der anderen, hatten
es binnen Kurzem dahin gebracht, daß diese Capitulationsnrtunde nur noch
wie ein unnützes, die Nichtigkeit der in diesen Clause!» verbürgten Souveränetät
vor den Augen der Welt zu verbergen bestimmtes Pergament dalag! Man
versetze sich in die Endjahre des 18. Jahrhunderts, in die Tage der
franzosischen Revolution, und man wird ermessen, wie wenig Lebenskraft in
dieser alten Straßburger Verfassung geblieben war; man wird sehen, mit
welch geringer Muhe der Hauch der neuen Zeit diese „Souveränetät", die
längst nur noch ein Schatten war, weggeblasen!

Während langer Jahre klammerte sich der alte reichsstädtische Geist an
den Glauben, daß durch die Uebergabe „Alles beim Alten geblieben wäre",
wie es Ammeister Reißeißeu im Jahre 1681 geschrieben, daß nur der
Schirmer, der oberste Schuhherr ein Anderer geworden, daß Straßburg,
unter der französischen Herrschaft die alte freie Reichsstadt, die sie bis dahin
gewesen war, bleiben und in ihren inneren Angelegenheiten wie vorher
nach eigenem Ermessen und in dem Geiste der seit der Befreiung von dem
bischöflichen Regiment und besonders seit der Reformation die Bürgerschaft
und den Magistrat beseelte, schalten und walten könne. Daß Reißeißcn
und dessen Freunde, wie ganz besonders der Stättmeister Dietrich, dieser
Ansicht gehuldigt hatten, liest sich leicht aus der Chronik unseres Ammeisters
heraus; daß die große Mehrzahl der Bevölkerung in demselben Glauben
lebte, das beweist die Ruhe, ja fast die Gleichgiltigkeit, mit welcher diese
von dem deutschen Reiche im Stiche gelassene Bevölkerung der Uebergabe und
dem Einrücken der französischen Regimenter beiwohnte; das beweist auch noch
der Umstand, daß in jenen ersten Jahren nach der Uebergabe nirgends davon
die Rede ist, daß man in der Straßburger Bürgerschaft an Auswanderung
gedacht habe. Nie Leute blieben im Gegentheil ganz ruhig in ihrem Haufe, —
und erst als Schlag auf Schlag die königlichen Ordonnanzen auf die Per-
fassung, auf die Religionsfreiheit, auf die alten städtischen Rechte fielen und
Trümmer ans Trümmer sich häuften, erst dann erwachte die Opposition gegen
das neue Regiment, — aber zu spät war es schon, um den Kampf gegen den
Absolutismus Ludwigs XIV., gegen die Intendantenwirthschaft und' gegen die
Iesuitenbewcgung zu unternehmen. Als im Jahre 1697 der Friede von
Ruswick geschlossen wurde, da übermannte die Bürgerschaft das Gefühl, daß
jetzt, aber auch erst jetzt, die alte freie Reichsstadt endgiltig in Frankreich ein-
verleibt sei, und zwar, ohne daß sie in dem französischen Reiche eine ihrer
Vergangenheit und der Capitulation von 1681 entsprechende Sonderstellung
beanspruchen könne. „Die Stadt Straßbnrg", so schreibt sehr bezeichnend der
Ammeister Reißeißen, „ist der cron Frankreich cedirt, und ohne einige
reservat überlassen". Da, als die seit etwa zwanzig Jahren von Be-
drängnissen zu Bedrängnissen sich bequemenden Bürger einsahen, daß es
nu» ans sei mit ihrer früheren municipalen Souveränetät, da sie auch in
diesen achtzehn Jahren gesehen hatten, wie es die französische Regierung mit

der „Freiheit und mit der Religion" hielt, da wurden in ihrem Schöße
Stimmen l»nt, welche die Auswanderung als das einzige Rettnngsmittcl
vorschlugen. Die „vurnembsten familien" , sagt Rcißcißen, ..machten miue
sich von hier hinweg zu begeben", da der Ryswicker Friede den Einwohner»
wahrend des ersten Jahres den freien Abzug gewährt hatte. Es darf ange
nommen weiden, daß die Wallung in den Gemüthern eine mächtige war,
denn, hätte die Bewegung nicht eine große Ausdehnung gewonnen, so würde
sich auch die französische Regierung nicht bewogen gefühlt haben, zur Be-
schwichtigung an den Magistrat die Versicherung abgehen zu lassen, es solle
an der Capitulution nichts verändert werden, die „Docnmente" bleiben in Kraft,
und der König habe auch nicht die Abficht, die Religionsfreiheit anzugreifen.
Schöne Worte und glatte Versprechungen, von denen die Straßburger seit
1681 wissen tonnten, was sich hinter ihnen versteckte! Tic Auswanderung
wurde durch diese Versicherungen zwar augenblicklich aufgehalten; wir sehen
aber, daß der Magistrat in diesem Jahre lange Unterhandlungen mit der
Regierung pflegt, um zu einer Verständigung über die Auslegung gewisser,
die Ansprüche des Staats den Auswandernden gegenüber betreffenden Artikel
den Friedensvertrags zu kommen, was den besten Beweis liefert, daß die
Bürgerschaft von dem Rechte des „frehen Abzugs" Gebrauch machte.
Es ist eine allbekannte, von keiner Seite bestrittene Thatsache, daß die Straß-
burger und überhaupt die elsähische Bevölkerung erst nach den Umwälzungen der
Jahre 1789—18N0,aus dem Gefühle noch eine nur lose an Frankreich geknüpfte,
im Grunde aber deutsche Provinz zu sein, in ein engeres, sympathisches nnd all-
mählich sich nach allen Seiten hin verdichtendes Zusammenleben und Zusammcn-
fühlen mit Frankreich getreten. Daß aber die Revolution sich gegen das königliche
System, gegen die Intendanten, gegen das Haus Bonrbon, von welchem Straßbnrg
insbesondere so viel zu leiden gehabt hatte, richtete, dies ist ein Moment, das
nicht zum Wenigsten dazu beitrug, in den damaligen Straßburgern dies Gefühl
der Annäherung an Frankreich zu erwecken nnd zu schüren. Man erzählt in
den Alt-Straßburger Familien und in den Chroniken der achtziger Jahre von
der Begeisterung, mit welcher die Straßburger Bevölkerung, den Bürgermeister
Dietrich, Abkömmling des Stallmeisters von 1681, an ihrer Spitze, mit
Schaufeln und Hacken und unter klingendem Spiele, die beiden Bollwerke,
die Vauban gegen die Stadt aufgerichtet hatte, dem Boden gleich machte.
Es war dies das erste Mal. daß die Straßburgcr und die eingewanderten
Franzosen sich in demselben Gefühle zusammenfanden. Ten Einen galten diese
Vollwerke als das Sinnbild der „politischen Bastille", für die Anderen waren
sie die Erinnerung an die Knechtung uuter Ludwig XIV., und als diese Boll-
werke unter den gemeinsamen Streichen der bis dahin getrennt gebliebenen
Elemente fielen, da war auch das Band geknüpft, das Straßburg und den
Elsaß bis in das Jahr 1871 an Frankreich kettete.
Indem er diese verschiedenen Thatsachen, Taten und Tocumente zusammen-
stellte, hatte der Verfasser einzig und allein die Absicht, ohne irgend welchen

Seitenblick auf die Jetztzeit, dem größeren Publikum die Thüren einer bis heute wohl wenig bekannten und nur spärlich erleuchteten Periode der Geschichte Deutschlands und Strasburgs vor Augen zu führen und auch an der Hand der damaligen Chroniken und archivalischen Documente den eigentlichen, mehr religiösen und particularisch-reichsstädtischen, als politischen und nationalen Grundcharaktcr jener Ereignisse herauszuschälen. Fern liegt ihm der Gedanke von den damaligen Zeiten auf die heutigen folgern oder gar, wie es andrerseits schon versucht wurde, zwischen der katholischen Reaction und der jesuitischen Bekehrungsbcwegung des achtzehnten und dem Culturkampfe des neunzehnten Jahrhunderts eine Parallele ziehen zu wollen; und gerade um solchen oder ähnlichen Deutungen vorzubeugen, soll diese rein historische, sachliche und objective Arbeit mit dieser Erklärung schließen.

Die Muschel.

von

Otto ttoyuette.

— Darmstadt. —

lamon.

Ruhig im sand nun hafte das Voot, vor der spülenden Welle
sicher bewahrt, und der wind trockne das Fischergeräth,
segel und Netze, gespannt auf stanzen und ragenden Pflocken.
Mögen die Alten für sich zählen die Veute des Tags!
laß auch uns nun der Ruhe genießen, nach Mühen der Meerfahrtl
weich wie Flaum ist der sand, rein und erquickend die tust.
Denn ich setzte mir vor, Dich reden zu machen, und heut noch,
was bei der Meerarbeit Ruder und Angel verbot.
Allzudeutlich im Aug' und im Schweigen verräth sich der Trübsinn,
Der Dich beschwert. Zu jung bist Du für dauerndes leid.
Rede Dir weg vom Herzen den Druck! Ls plaudert am Abend
Manches sich leicht, was schwer deuchte den stunden des Tags.

Venzo.

Müde nun bin ich. Du weißt, wir hatten mit Wellen und wind heut
Härteren Kampf zu besteh», kamen beschwerlich zu land.
vürfng auch brachten wir nur die erwartete Veute des Fischfangs,
Und die «Lrmattelen sah'» manches eutiäuschle Gesicht,
Zwar, ob groß ob klein wir liefern die Tracht in die Aörbe,
Uns bleibt karg nur der lohn, dürftig das leben beschränkt!

lamon.

wie wir's nehmen! Du warst sonst nicht so gesonnen auf vortheil,
Fröhlich stand Dir der sinn auch bei geringerem lohn.
Aber Du weichst mir nur aus, Du verschlossener! lange vermulh' ich
schon, was geheimnisvoll Vir die Gedanken berückt,
schienst Du verträumt, so flog zuweilen doch über Dein Antlitz
Olötzlich ein Glanz, doch heut schatiet's Dir über den Tag!

Venzo.
Heut? Nun ja doch! vielleicht! Ein Traum war's, welcher z» Nacht mich
Heftig ergriff, und dem Tag wieder und wieder erschien,
willst Du ihn hören? wohlan! In der Dämmrungsfrühe, so träumt' ich.
F«hr' ich allein auf's Meer, legte den Angel zurecht.
Zuckend bewegt' er sich, schwer zog es von unten, ich mußte
Rückwärts beugen mich selbst, ziehend die mächtige last.
Endlich gelang's. Ei» Fang war mein, ein gewaltiger Seefisch,
Glitzernde Schuppen von Gold deckten den strahlenden leib.
Aber z» bänd'gen nicht leicht, aufbäumt' er sich, um aus dem Voote
wieder zu springen in's Meer. Zweimal glitt er mir aus,
Doch ich erfaßt' ihn noch recht, fast ringend mit dem Gewalt'gen,
Vis ich erschreckt abstand zwischen Entzücken und Furcht.
Denn von dem prächtigen Panzer gelöst, in den Händen behielt ich
Goldene Schuppen! Es klang rasselnd im Vorde des Aahns.
wie sich der Fisch aufbäumte, da fiel es, und streut' es, und funkelt's,
Hunderte schüttelt er ab, Münzen aus Golde geprägt!
Freudig gebraucht' ich die Hände, vom Haupte mir riß ich die Aappc,
Füllte mit Golde sie ganz, daß sie sich senkte der last.
Doch noch einmal hob sich das Thier, und mit Augen — ich weiß nicht,
Vlickten sie schmerzliches weh, sprühten sie dräuenden Zorn,
Starrt' es mich an. Da faßt ein Entsetzen mich. Einen» Verbrecher
Muß so schaudern das Herz, wird er der That sich bewußt!
Flugs mich beugend ergriff ich den Fisch, und er sträubte sich nicht mehr,
Gab ihn hastigen Schwungs wieder den Fluthen zurück.
Hochaufstrcbend empfing ihn die Welle, durchleuchtet von Goldglanz,
Und mit geschmeidigem Satz fuhr er hinab in den Grund.
Aber die woge, gethllrmt, schlug über das Voot mir. Newnßtsein,
leben war hin, ich sank — sank, und der Traum auch versank.
Dein Ruf fchnellte vom lag« mich auf. Und so fuhr in der Vämm'rung
wieder in's Meer ich hinaus, dem ich nur eben entrann.
lamon.
wahrlich, ein Traum, an den man denkt! Du hast doch die Kappe
Morgens geschüttelt, ob nicht drin sich gerettet ein Stück?
war ich wie Du, hör' an, auch im Traum nicht hätt' ich den Goldfisch,
Solch ein Göttergeschenk, wieder in's Wasser gesetzt!
Aber so treibt's nun Mancher: Im Schlaf empfängt er das Glückspfand,
wirft es in Aengsten dahin, seufzend doch, daß es geschehn.
Eines bekenne mir nun, Traumwandlei I Gesetzt, in der Aappe
Hättest Du Morgens entdeckt greifbar das goldne Gefchupp,
Sag, was begönnst Du damit? Ich — wüßte ja wohl, was ich thäte!
Froh bald saß' ich am Herd, und Mariana mit mir!
Venzo.
Ueber die Meerstuth zog' ich mit weithin' segelndem Schiffe
Sehnsuchtsdurstig hinweg, fremdeste länder zu sehn!

weht normannisches Wimpel doch hundertfach an den Mafien!
Neue Veherrscher des lands, herrschen sie auch auf dem Meer.
Tief durchschneiden die Fluth saracenische Kiele. Mit schätzen
laufen im Hafen sie ein, führen sie Maaren hinaus,
Gäbs' mit dem Normannsegler, und gäb's mit arabischem Kaufschiff
Abenteuernde Fahrt, Veides gefiele mir gleich!
wahrlich, arm wie ich bin, wär's besser das klägliche Tagwerk
Hier zu verlassen und fern andre Gefahren besteh»!
Andre, die nicht mir das Gleiche, die Heimkehr stets nur gefährden,
Heimkehr, ach, zu dein Ltrand, der mir fo lange verhaßt!
lamon.
Unrecht wär's, Dein Geld aus dem lande zu tragen! Und Thorheit
Vhne des Fisches Geschenk, arm, aus dem lande zu gehnl
Drum, Du Thor, bleib immer! Und merke, da ist auch noch 5temma,
Ztenima, das liebliche Kind, das sich des Vleibens verlohnt!
Lieh doch! Ich nenne sie nur, und dein Antlitz färbt sich mit vurpur!
Mancher Wendungen braucht's, vir zu entlocken ein wort.
Vift Du verstockt im Gemiith, aufrichtiger sprudelt das Vlut Dir.
Antwort sagt es genug, laß es den Mund auch gestehn!
Venzo.
2temma? was mußt Du des Mädchens erwähnen? Der Tochter des reichen
Fischers, dem Haus und Gut besser als vielen gedieh!
Ich auch dient' ihm, doch blieb ich nicht lange. Der Unechte sind mehr da,
willig, für ihn auf der 2ee täglich zu mehren das Gut.
Meinst Du, lamon, ich könnte mit wünschen erheben das Auge
Zu des begüterten Mannes hochmuthblickendem 5tolz?
Da gilt's anders erscheinen, als Freier ihn willig zu finden!
5temma selber auch denkt nicht des entlassenen Knechts!
lamon.
wer weiß das so gewiß? wer liest die verborgnen Gedanken?
wem sagst Du, was die Vrust schwer Vir und schmerzlich erfüllt?
Vist Du nur arm, was thut's? Du hast, was viele nicht haben,
Hast ein frisches Gesicht, hast klauslockiges Haar;
Grad ist und schlank Dein wuchs. Mit solcherlei Gaben erhofft man
Nichts umsonst, und das Glück kommt dem Veherzten zuvor.
Hast Du mit 5temma schon, so wie sich's gebührt, und von Herzen
Vffen die Rede getauscht? wies sie Dich spottend zurück?
Venzo.
Niemals spottete sie, noch ist sie mit stolz mir begegnet.
Gütig gab sie mir stets wieder den täglichen Gruß!
Wohl auch rief sie mich an vom Garten her, unter dem Velbaum,
wenn mit der Hausarbeit sie auf dem Mäuerchen saß;
Fragt' auch Dieses und Das, vom Fischfang, lächelte freundlich;

Mir durchzuckt' es das Herz, daß ich die Worte nicht fand!
Nicht entgelten doch ließ die Verwirrung sie den Veschämten,
Ach, und den kleinsten Dienst lohnte der holdeste Vlick!
Aber auch immer nicht weit, mit behaglich höhnischem lächeln
Sah ich des Alten Gesicht, das mich Erschreckten vertrieb.
Nicht mehr trug ich die CZual! war's doch unmöglich, zu hoffen!
Meiden wollt' ich sie ganz, die mir die Seele berückt!
Und so ließ ich den Dienst. Zwar wollte der Alte mich halten,
Redete lange, doch mir brannt' auf der Schwelle der Fuß.
Alles warf ich dahin, was schön ist! würfe das leben
Auch, das verödete, gern, ja das verhaßte, dahin!
tamon.
Halt! was warfst Du zugleich da von Dir? Jogst aus dem Vuse»
Du nicht ein schillerndes Ding? spieltest damit in der Hand?
Vbacht gab ich darauf, doch tonnt' ich's genau nicht betrachten.
Dorthin zielte der Wurf! Richtig, da find' ich es noch!
Venzo.
lache mich aus, auch Du! Nur ein dürftiges Muschelchen ist es,
Illglein drinnen gereiht. Spielzeug nur für ein Uind.
lang schon trug ich es bei mir. Im Netz «inst fand ich es hängen.
weil es fo schimmerte, legt' ich das Gefundene beiseit.
Damals schien es mir werth, zum Scherz es dem Mädchen zu bringen.
Aber ich schämte mich bald. Vald auch verging mir der Scherz,
lamon.
Solch ein Geschenk! Das wirfst Du hinweg? Heilloser Verschwender
Hörtest von Verlen Du nie? perlen von köstlichem werth?
Unschätzbar ist der Fund und ersetzt Vir reichlich den Goldfisch,
Den Du im Traum nur gehabt! Aber die Perlen sind wahr!
wahr und ein Schatz, so groß, als in Träumen Du nimmer gesehn!
Dafür kaufst Du Dir Haus, Garten und Alles dazu!
Morgen schon gehn wir zur Stadt, wo die Händler, hispanische Mohren,
Kostbar blinkenden Schmuck halten in laden zur Schau;
Doch ich begleite Dich, daß nicht Muselmann oder Hebräer
Dir abdinge den Fund listig um billigen Preis!
Ja, nun siehst Du mich an mit Erstaunen! Es lähmt Dir die Zunge,
wie dem Erkorenen oft, Schrecken des plötzlichen Glücks,
Venzo,
lamon! Täusche mich nicht! Ist die winzige Muschel so werthvoll?
Dann, o dann! Es erfaßt mich wie ein Schwindel und Traum,
Nochmals, wie ich ihn träumt'! Doch wäre das wirklich, o Hoffnung!
Hoffnung! wieder erwachst selig Du mir in der Vrust!
Eines versprich mir, Freund! Du lehrtest den Schatz mich erkennen,
Dir auch gebührt ein Theil. Dein sei die Hälfte davon!

lamon,
Großmuth weißt Du zu üben, zum König bist Du geboren!
Aber da? lassen wir klug, bis Vir in Händen der Preis.
Jetzt ein Vefseres giebt's mit Eifer und Ernst zu betreiben,
Da es entgegen uns komm», nehmen geschickt wir es wahr!
wende Dich! Siehst Du die Zwei? Mariana, mein liebchen, und stemma
Schwesterlich komme» sie her. Li, so erröthe vor Schreck!
Aber ich sage Dir, Junge, sei kühn! Mit der Meinen spazier' ich
Eigene Wege, Du bleibst jetzt mit der Deinen allein. —
Fröhlichen Abend, Ihr Kinder! Das heiß' ich, luftig sich finden!
Hell ist die tust, und die See kühlt mit erquicke,»dem Hauch.
Sich, Mariana! Du Fleißige spinnst am Rocken auch wandelnd?
Nun so wandeln wir denn spinnend und plaudernd dahin!
Stemma.
Venzo, sieht man Dich auch einmal? Uns hast Du vergessen!
Aber wir sinnen umsonst, was wir Dir Vöses gethan?
Ich nicht trage die Schuld, nicht wissend trag' ich sie, daß Du
Ganz vermeidest das Haus, das vir nicht übel gesinnt!
Ganz auch meidest den weg, der die Schwelle berührt, und den Umweg
lieber vir machst! Ich hab's oft von der Mauer erspäht!
Ja, dann wendest Vu gar noch zur Seite das Haupt, um nur gar nichts
von uns zu sehen! warum trägst Vu heftigen Groll?
Frag' ich den Vater, so weiß auch er kein wörtchen zu sagen,
Der für so manches Geschäft ungern nur vich entbehrt.
Endlich gesteh'? einmal! Und geziemt mir's nicht, Dir das Reden
Abzubringen, ich wag's, denn es bedrückt mir das Herz!
Venzo.
Stemma! was sag' ich Vir? Ach, Vu erlösest von härterem Vruck mich!
lösest die tippe» mir auch, lösest den innerste» Schmerz!
weil ich Vich liebe, vermied ich Vich! weil zu dem Stolze der Armuth
Nicht sich die Zuversicht eigenen werthes gesellt.
Vu zwar botest das wort mir freundlich, aber nicht wagt' ich
Deutung, wie sie doch längst wünsche mir heimlich genährt.
Heut nicht halt' ich sie mehr, und bekenn's: vich mir zu gewinnen,
Stemma, strebt mein Gemüth, hofft das ermuthigte Herz!
Stemma.
Reden ja kannst Vu, wie nie man vermuthet in dem verstockten!
Ach, und ich hör' es so gern, daß sich die Zunge Vir löst!
Aber Vu warst ein Thor! Auch dem Thörichten freilich (vernimm's nur!)
war ich gut, doch noch mehr will ich's dem Klügeren sein!
Nicht auch furcht' ich, es fei fehr feindlich der Wille des Vaters
Uns entgegen. Ich weiß, was er im Stillen gedacht!
Venzo.
Komm' ich doch als ein Freier, nicht mehr so kahl und besitzlos!
Siehe die Muschel Vir an, köstlicher perlen Gehäus!

Mir ein Geschenk des Meeres! Die trag' ich zur stadt, und der Händler
Giebt mir Goldes genug, Garten zu kaufen und Haus.
Hab ich es dann, so tret' ich zum Vater, begehre zum Weib Dich!
weigern wird er sein llind nicht dem begüterten Mann.
^ t e m m a.
Steht in so hohem Vreis dies Muschelchen? Ei, so gelang Dir
wahrlich ein Fang! Doch glaub, nöthig nicht ist er für uns!
Denke nicht so von dem Vater! Am besten, wir sagen noch heut ihm,
Daß wir uns lieben! Er kommt eben herunter zum strand.
Gehen wir gleich ihm entgegen! Er sieht uns, nähert sich. Komm nur!
Vater! Ich, bringe Dir was! Rache, was ich Dir gewann?
Tommaso.
Den Abtrünnigen bringst Du zurück? Nichts Kleines gelang Dir!
Mehr noch, brächtest Du gar mir ihn zurück in das Haus!
Doch was steht er denn da, so verwirrt, mit geröthetem Antlitz?
Ist es Reue? wohlan, Vefserung käme zurecht I
Venzo.
sag mir, Tommaso — verzeih! wie hoch wohl schätzest Du diese
Muschel? Ich hörte, sie bringt reichlich dem Finder Gewinn.
Tommaso.
Diese? Gering ist der werth. Hast Du sie gefischt aus dem seetang?
Mir auch kam es schon vor, ist's auch ein seltener Fang.
Nicht erwarte Dir schätze von dieser! Nur Nein sind die Perlen,
wie sie ein anderes Meer tausendfältig erzeugt.
Machst Du zu Gelde das Ding, ein Etwas bringt es Dir immer.
vortheil nehme man wahr! Geh und versuche den Markt!
Zolltest Du einmal freien, ein Ringleinpaar zu erstehen
Reicht's wohl aus. Und das ist für den Vescheidnen genug.
Venzo.
werthlos wäre der schätz? so bin ich nun ärmer als jemals!
lamonl schändlicher Du, der mich so höhnisch betrog!
stemma! versunken das Glück für immer! was sag ich? Tommaso,
Reichthum wünscht' ich mir, ja! Eins zu gewinne», nur Eins!
Nicht als Vettler, ich weiß, als Unecht nicht darf sich Dir nahen,
wer um der Tochter Hand vir als ein werbender kommt!
Tommaso.
lamon war's, der so reich Dich gemacht? so kennt er der Muschel
werth wohl ziemlich genau, besser noch kennt' er Dich selbst!
Danke dem schalt dafür, wenn Du Hochzeit feierst mit stemma!
Denn fo, seh ich voraus, wird es wohl kommen zuletzt.
Träume von schätzen nicht mehr, noch fürchte bei mir sie zu reichlich!
Aber mein Haus hat doch Raum für uns drei und noch mehr,
solcherlei wollen daheim wir besprechen. Da nähert sich tamon,
Der heimtückische Knecht! wart, wir gedenken'? Dir noch!

Die älteste Literatur des indischen Volkes.

, von
Wilhelm Feiger.
— Erlangen. —

!u grauer Vorzeit, vor wohl vier Jahrtausenden, wanderte das Volt der Inder, vom Nordwesten herkommend, über die Gebirgspässe des Kabulthales in die Tiefebenen des Indus ei». Im Rücken der Einwanderer liegt das rauhe Hochplateau Irans, wo sie lange Zeit hindurch mit ihren nächst verwandten Stammesbrüdern, den Iraniern, zusammengewohnt haben; vor ihnen eröffnet sich eine völlig neue Welt, die Welt der Tropen. Dort hatten sie gelebt unter einem unwirthlichen, an schroffen Gegensätzen reichen Himmelsstrich, der karge Buden des schluchten-reichen, afghanischen Äerglandes hatte kaum genügende Wcidetrift geboten für ihre Heerden uud jedem inteusivereu Anbau gespottet. Hier breitet sich vor ihren Angen weites, flaches Land aus und grasreiche Fluren, durchströmt von den mächtigen Iluthen des Indus, der in seinem unteren Laufe so gewaltige Timensionen annimmt, daß das Auge von einem Ufer aus das andere nicht mehr zu erreichen vermag. Jenseits desselben, gegen Osten, dehnen sich leicht geschwungene Hügelketten hin und unabsehbare, von wasserreichen Flüssen durch-strömte Fruchtebenen — das Pendschab oder Fünfstromland — und locken zu weiterem Vordringen. Im Norden erhebt sich der Niesenwall des Himlllaya, dessen weißschimmernde Schneekette mit ihren himmeltragenden, in ewigem Eise starrenden Gipfeln weit hinein sichtbar ist in die grüne Ebene zu ihren Füßen, während im Süden öde Steppen und Sandwüsten das Vorrücken größerer Vülkermassen nach dieser Richtung hin unmöglich machen. Hier, an den Gestaden des Indus und im Pendschab, nicht etwa im eigentlichen Hindnstan, ist der Ausgangspunkt der indischen Geschichte; hier durchlebte jener östlichste Zweig der großen arischen Völterfamilie seine Jugend-zeit; hier war es auch, wo er unter dem Eindruck der ihm völlig neuen

Erscheinungen, die ihn rings umgaben, und angeregt durch heftige Kämpfe
mit den Ureinwohnern des Landes, seine eisten Lieder sang, die helligen
Hymnen des Nig-Veda.
Im Nig-Veda besitzen die Inder ein Literaturdenkmal von so ehr-
würdigem Alter, wie es nur wenige Völker des Erdkreises aufzuweisen haben.
Er besteht aus einer Sammlung von etwas mehr als tausend Liedern meist
religiösen Inhalts, deren Umfang im Ganzen etwa dem der Ilias und
Odyssee zusammengenommen gleich gestellt werden kann. Die Verabfassung
der Hymnen geht in die Zeit zwischen 2000 und 1500, ihre Zusammen-
stellung und schriftliche Fixirung ungefähr in die Jahre um 800 vor Christus
zurück. Eingeteilt ist der ganze Nig-Veda in zehn Bücher, von denen das
zweite bis siebente je einer Sängerfamilie zugeschrieben wird, während die
übrigen Lieder von verschiedenen Autoren enthalten. Die Dichter sind Priester.
NrZhmana, und zwar scheint die Sangeskunst in gewissen Geschlechtern von
Generation zu Generation fortgeerbt und weiter gepflegt worden zu sein.
Durch besondere dichterische Begabung zeichnet sich ohne Zweifel die Familie
der Vasishtha aus, unter deren Werken sich manche Erzeugnisse wahrer und
tief empfindender Poesie finden. Im Ganzen aber wird man gut thun, den
ästhetischen Werth der vedischen Hymnen nicht zu hoch zu stellen; denn es ist
nicht zu leugnen, daß dieselben eine beträchtliche Zahl „unbedeutender, lang-
weiliger und überladener Gedichte" aufweisen, was schon aus dem Grunde
hinlänglich begreifbar ist, daß der Nig-Veda nicht etwa eine Auslese vor-
trefflicher Leistungen, sondern die Erzeugnisse der verschiedensten Dichter eines
ganzen Volkes aus einem Zeiträume von mehreren Jahrhunderten enthält.
„Auch die Producte der Blüthezeit vedischer Lyrik leiden, da sie zum weitaus
größten Theil einfache Anrufungen und Verherrlichungen der Gottheiten sind,
an Eintönigkeit und vielfachen Wiederholungen; aber es weht in ihnen allen
ein frischer Hauch urkräftiger, naturwüchsiger Poesie: wer immer sich die
Mühe gibt, sich hineinzuversetzen in das religiöse und sittliche Denken uud
Handeln, das Dichten und Schaffen eines Volkes und Zeitalters, welches die
erste Geistesentwickelung unseres Stammes uns am besten vor Augen stellt,
der wird sich durch viele dieser Lieder, hier durch die kindliche Einfalt, dort
durch die Frische oder Zartheit der Empfindung, dort durch die Kühnheit der
Bilder, durch den Schwung der Phantasie mannigfach angezogen fühlen.
Freilich wird auch diese ganz einzig dastehende literarische Reliquie längst
entschwundener Zeiten verschlossen bleiben für Diejenigen, welche sich jene Mühe
nicht geben, welche das allgemein Menschliche, das an sich Schöne nur da
zu sehen und anzuerkennen gewohnt sind, wo es in die modernsten Ausdrucks-
sormen gekleidet ist; verschlossen für alle Diejenigen, welche niemals den Neiz
empfunden haben, jenen mächtigen Strom menschlichen Denkens, auf welchem
wir selbst der Zukunft entgegeneilen, zn seinen fernen Gebirgsquellen zurück
zu verfolgen; welche kein Herz mehr haben für das, was je die Gemüther
von Millionen menschlicher Wesen mit ihren edelsten Hoffnungen, Befürchtungen

und Bestrebungen erfüllte; welchen der Sinn fehlt für die Geschichte der Menschheit". (Kägi: Der Rig°Veda.)
Wenn ein Volt von Hirten — und ein solches waren im Wesentlichen die Inder zu der Zeit, da sie in die Tiefebene am Indus herniederstiegen — in neue, zuvor unbekannte Wohnsitze einwandert, so wird es vor Allem die Ufer größerer Flüsse aufsuchen und an ihnen seine eisten Niederlassungen gründen. Hier darf es sicher sein, genügende Weiden zu finden für das Vieh und anbaufähigen Boden zur Erzeugung des für den Lebensunterhalt nothigen Getreides; hier kann es sich leichter schützen und vertheidigen gegen feindliche Ueberfälle und Verkehr unterhalten mit befreundeten Stämmen.
So treten denn auch in den Hymnen des Rig-Veda, soweit dieselben das nunmehr von den Indern in Besitz genommene Land schildern, die Ströme bedeutend in den Vordergrund. Es giebt sogar ein eigenes Lied, welches die verschiedenen dem vedischen Arier bekannten Flüsse besingt. Da werden die Nebenflüsse des Indus vom Westen, der Kabul, Gomal und Kurum erwähnt, die aus den Gebirgen Afghanistans und Balutschiftans hervorbrechen, sowie die Ströme des Pendschab; die Gang« aber und Jamuna, an deren Ufern sich die im großen Nationalepos der Inder, dem Mahabharata, geschilderte spätere Geschichte dieses Volkes abspielt, werden nur eben mit Namen genannt, ein Beweis, daß die Wohnsitze der vedischen Inder noch um ein gutes Stück weiter westwärts lagen und man erst anfing, das eigentliche Hindustan kennen zu lernen.
Vor Allem aber ist es der Indus — Sindhu, d. h. der „Strom", oder auch Sarasvati, „die fluthenreiche", genannt — welcher die Aufmerksamkeit der Einwanderer auf sich zieht. Breit und mit mächtigem Wogenschwalle fließt er dahin und spendet Leben und Gedeihen dem Volle, das an seinem Gestade wohnt. Seine Wasser netzen die Fluren und Weidetriften an seinen Ufern und befruchten sie; wüste wäre ohne ihn und öde ringsum alles Land, und weder Thiere noch Menschen fänden Tran! und Speise.
Darum wird auch die zur Gottheit erhobene Sarasvati, welche mit gewaltiger Strömung den Felsenwall des Himalaya durchbricht, und mit stürmischem Laufe Segen verbreitend dem Meere zueilt, von den vedischen Dichtern vielfach gepriesen. Vasishtha besingt sie mit folgendem Liede:

Mit Wogenschwall, mit Fluthen strömt sie vorwärls,
Sarasvati, gleich einer ehernen Feste;
Wie cm Gespann, vom Lenker angetrieben,
So überholt die Sindhu alle Ströme.

Sarasvati allein von allen Flüssen
Eilt strahlend von den Bergen bis zum Meere;
Ruf Reichthum sinnend für die Wesen alle,
Verleiht sie Milch dem Voll an ihrem Ufer.

Slliasvllii, an uns Gefallen findend.
Die selige, soll hören unser Rufen!
Gebeugten Kniecs verehren wir sie betend;
Die hehre schenke Reichthum ihren Freunden!
Eine weit untergeordnetere Rolle als die Flüsse spielen die Berge und
das Meer. Zwar werden die „schneebedeckten Berge" erwähnt und auch
einige Gipfel namhaft gemacht, welche in dem, von der Natur mit paradiesischer
Pracht ausgestatteten Alpenthal Kaschmir gelegen sein mögen; aber es scheint
doch, daß die eisige hehre Schönheit des Himalaya dem vedischen Sänger
zu ferne, zu unnahbar dünkte, zu »venig eingriff in sein Leben, als daß er
sie zum Gegenstand seiner Dichtung hätte machen können. Ja, es ist auch
an sich nicht unmöglich, daß dem Menschen der damaligen Zeit der Sinn für
diese Art von Naturschönheit, der Sinn für das Gewaltige, Wilde und
Romantische der Hochgebirgswelt, des ewigen Eises und Schnees überhaupt
abging.
Ebenso ist das Meer zwar dem alten Inder bekannt; aber es scheinen doch
bloß vereinzelte Schnuren gewesen zu sein, welche auf verwegenen Streifzügen,
etwa in ihren leichten Booten dem Laufe des Indus folgend, die Seelüfte
erreichten. Wäre dieselbe wirklich und dauernd besiedelt worden, so hätte
gewiß das Meer niit all seinen Wundern, mit seiner unendlichen Wassermenge,
mit der seltsamen Erscheinung von Ebbe und Fluth, welche noch in viel späterer
Zeit das Erstaunen der Begleiter Alexanders des Großen erregte, auf das
Gemüth des Inders einen ganz anderen Eindruck gemacht, als dies aus seinen
Hymnen hervorgeht.
An den Ufern des Indus also und in den Ebenen des Pendschab war
es, wo die älteste uns bekannte Cultur des indischen Voltes sich entfaltete.
Hier wohnten die „Ansiedler", noch nicht zu einem fest geschlossenen politischen
Ganzen vereinigt, in- offenen Dörfern oder auf vereinzelten Gehöften. In
Friedenszeiten pflegten sie der Viehzucht und des Ackerbaus; Letzteres jedoch
in beschrankterem Maße; denn noch waren sie nicht seßhaft genug, noch wogte
und drängte der große Vülkerstrom weiter und weiter vorwärts, so daß sie
die Bebauung des Bodens nicht in energischer und rationeller Weise betreiben
konnten. Die Heerden sind noch des Ariers hauptsächlichster Besitz, sein liebstes
Gut, um Reichthum an Rindern und Rossen sieht er in mannigfaltigster
Weise die Götter an, verdankt er ja doch der Kuh die wichtigsten Nahrungs-
mittel, und ist doch das Pferd sein getreuer Begleiter zu Kampf und Streit.
Die geläufigsten Bilder werden dem Leben der Hausthiere entnommen,
und wo es zu Fehden und Kriegen kommt, da ist in der Regel der Besitz
der Heerden und Weideplätze ihre Veranlassung, und zwar derart, daß der
Begriff „Schlacht" im Rig-Veda geradezu durch „Verlangen nach Rindern"
ausgedrückt wird.
Für Kriegsfälle — und wir werden sehen, daß die vedische Zeit leine
eben sehr friedliche war — hatte man da und dort im Lande, insbesondere

an Flußufern oder auf Hügeln befestigte Plätze. Castelle, angelegt, die in
Fricdenszeiten unbewohnt und leer standen. Torthin schafften, wenn feind-
licher Ueberfall drohte, die Arier ihre Schätze, dorthin trieben sie ihre Hecrden
und überließen sie wohl der Pflege ihrer Frauen. Nie Männer aber schirrten
die flinken Rosse an den KriegZwagen — denn zu Wagen stritten ganz wie
die Helden Homers, die Vornehmsten des altindischen Voltes — und griffen
zu Lanze und Keule, zu Schwert und Streitaxt, zu Pfeil und Bogen, um
kühn dem Feinde entgegen zu ziehen.

Die staatliche Organisation war eine einfache, patriarchalische und er-
wachsen ans der Familie. Wie der Hausvater im Kreise der Seinen gebot,
so war das aus der Vereinigung mehrerer Familien entstandene Dorf einem
Aeltesten oder Vorsteher untergeben, so stand über einem ganzen Voltsstamm
als Vater und Oberhaupt der Konig, dessen Hofhaltung wir uns übrigens
kaum mehr allzu pruntlos und primitiv vorstellen dürfen. Seine unmittelbare
Umgebung bildete eine Art kriegerischen Adels, bestehend aus dem Theil der
Bevölkerung, welchem größerer Reichthum an Vieh und Feldern mehr Zeit
zur Hebung im Waffenhandwert gestattete und welcher daher im Felde den
Kern des Heeres ausmachte. Nach und nach befestigte sich die Sitte, den
Junten nur aus der Mitte dieses Kriegsadels zu wählen, weil die bedeutendste
Entfaltung seiner Macht ohne Zweifel gerade im Kriege stattfand; wo der
König den Oberbefehl führte über das Heer und sich deshalb vor Allem in
ritterlicher Tüchtigkeit auszeichnen mußte.

Wenn sich nun auch auf diese Weise schon in vedischer Zeit allmählich
ein Krieg er stand aus der großen Masse des Bauernvoltes abhob, wenn
sich auch diesem gegenüber die Priester, welche die richtige Form der
Anrufungen der Götter und des Opferrituals verstanden oder zu verstehen
behaupteten, zu einem nach außen abgeschlossenen Ganzen zu verbinden
begannen, so tonnen wir uns aus allgemeinen culturgeschichtlichen Erwägungen
gleichwohl nicht zu der Annahme entschließen, daß schon damals das indische
Polt in Kasten getheilt war. Von einer Kaste im eminenten Sinne des
Wortes tann doch wohl nur dann gesprochen werden, wenn eine bestimmte
Classe der Bevölkerung, welche der gleiche», vom Vater auf den Sohn in
ununterbrochener Stetigkeit sich vererbenden Berufsart lebt, von den übrigen,
insbesondere von den tiefer stehenden Schichten des Voltes bis zu dem Grade
sich absondert, daß Individuen aus ihrem Stande mit solchen anderer Stände
keine rechtsgiltige Ehe eingehen können, und somit jede Vermischung des
Blutes principiell ausgeschlossen wird. Dieses aber war im ältesten Indien
sicher nicht der Fall, sondern hat sich erst im Verlaufe der geschichtlichen
Entwicklung nach und nach herausgebildet.

Das Privat« und Familienleben war ein durchaus schlichtes und
einfaches. Vielweiberei ist zwar dem alten Inder nicht völlig unbekannt,
insbesondere scheinen sich die Fürsten und Großen ihr ergeben zu haben;
doch gilt die Monogamie als Regel. Der Verkehr zwischen Mann und Weib

ist ein viel freierer, als es sonst im Orient und auch in Indien in späterer
Zeit üblich ist. Das Mädchen wird nicht etwa an den Mann verhandelt und
vertauft, sondern die Neigung des Herzens und die Sehnsucht der Liebe ist
es, was Beide zusammenführt und den Bund besiegelt. Häufig erscheint auch
die Jungfrau als die, welche in freier Wahl sich den Geliebten zum Gatten
erkürt. Wenn es zwar auch nicht an jenen Ausschreitungen fehlt, die es zu allen
Zeiten gegeben hat und immer aeben wird, so lange die Menschen bleiben,
wie sie sind, so wird doch die Ehe für heilig und unantastbar gehalten, und
Ehebruch ist das schwerste Verbrechen, eine Verletzung der göttlichen Ordnung.
Im Hause nimmt die Gattin eine ganz ähnliche Stellung ein, wie die Haus-
frau des homerischen Zeitalters. Sie ist thatsächlich des Mannes Lebens-
gefährtin, sein „liebstes Heim, die Wonne und der Stolz des Hauses".
Unter dem Gesinde und im Kreise der Familie schaltet und waltet sie als
die Herrin, sie pflegt und wartet und erzieht die Kinder, und sitzt am Web-
stuhl, die Gewänder zu weben für den Gatten und die Sühne. Gemeinsam
mit dem Hausvater bringt sie, wie die Frau altrömischer Zeit, den Göttern
tagtäglich Opfer dar und erwirbt dadurch für sich und die Familie dauernd
Heil und Segen.

Das Gattcnpaar, einträcht'gen Sinns,
Ihr Götter, welches Soma preßt,
Und stc!s nlit Milch ihn mischend spült.
Das kommt zu Reichthum; immerdar
Bereiten sie die Opferst««
lind werden nie an Kräften matt.
Sic weisen nimmer von sich weg,
Verschmähen nie der Götter Huld
Und hohen Ruhm erlangen sie.
Zu hohem Alter kommen sie,
?In Söhnen und an Töchtern reich,
Das goldllcschmiicktc Gottenpaar.

Ein weniger günstiges Licht fällt ohne Zweifel auf das Leben und
Treiben der vedifchen Inder, wenn »vir von ihrer besonderen Vorliebe für
Zechgelage und Würfelspiel huren. „Ueberschwenglich werden zwar die
Wasser gepriesen: in ihnen liegen alle Heilmittel und der allerfreuende Agni,
sie gewähren dadurch dem Körper Gesundheit, Schutz und langes Schauen
der Sonne — den Durst jedoch mit ihnen zu löschen, fiel dem vedifchen
Volte eben so wenig ein wie den alten Germanen". Viel lieber ergaben sich
die Männer dem Genüsse des süßen berauschenden Methes. dessen wunderbare
Wirtungen in mannigfachster Forni gepriesen werden. Nach den geläufigsten
Bildern zu schließen, waren Unmäßigteit und Rausch nichts Ungewöhnliches
und wüster Lärm und Streit die häufige Folge der Gelage. — Noch ver-
derblicher, noch mehr zerrüttend wirkte das Würfelspiel, das mit wahrhaft

unsinniger und maßloser Leidenschaft betrieben wurde. Abgesehen von schnödem Betrug, zu welchem häufig das Spiel verführte, scheinen auch die Fälle gar nicht selten gewesen zu sein, in welchen dasselbe das Glück einer Familie völlig untergrub und zerstörte, und wir besitzen ein ganzes Lied, das einem Spieler in den Mund gelegt wird und dessen Unfähigkeit, sich der bestrickenden Macht seiner Leidenschaft zu entziehen, schildert.

Mein Weib hat nie mich aufgereizt, gescholten,
Sie meint es gut mit mir und meinen Freunden,
Obschon sie treu war, stich ich sie doch von mir,
Dem Würfel, der mir Alles gilt, zu Liebe.
Nun haßt die Schwicger, weist mich ab die Gattin,
Des Spielers Klagen finden lein Eibarmen:
Ich weiß auch nicht, wozu ein Spieler gut war',
So wenig als ein treues Pferd im Alter.
Verlassen grämt des Spielers Weib sich einsam.
Die Mutter, weil der Sohn, wer weih wo, umirrt;
Er selbst, verschuldet, sucht voll Angst Gewinn sich,
Verweilt zur Nachtzeit unter fremdem Dache,
Ein Weh ersaht ihn, wenn er sieht die Gattin
Und lvohlbestclltc Hcimalh eines Andern.
Am frühen Morgen greift er nach den Würfeln,
Erlischt das Feuer, sinkt der Wicht zusammen.
Und sag' ich mir: „ich will nun nicht mehr spielen",
So lassen mich im Stich die Freunde alle;
Doch hör' ich wieder braune Würfel rollen,
So eil' ich wie zum Stelldichein die Buhle.

Ein weit edleres Vergnügen als Iechen und Spielen war das Wagenrennen. Hier konnte der Mann seine Kraft zeigen in der Bändigung und Lenkung der Rosse; hier tonnte er seinen Muth, seine Kraft und Kriegstüchtigteit erweifen; hier konnte er hohen Ruhm fich erwerben. Ein Gebet an Indra um Sieg im Rennen ist gedichtet von dem Sänger Knnva. Wir greifen einige Strophen aus demselben heraus:

Schaff', Indra, unfern Wagen vor,
Wenn er zurückbleibt, Schleuderet,
Laß meinen an der Spitze gchn.
O sprich, was zögerst Du so lang'?
Voran loh unfern Wagen sein
Und bring' uns nah' den hohen Preis!
Dem Wagen hilf, der Sieg erstrebt,
Leicht ist es Dir, was säumst Du noch?
O lah gewinnen uns den Preis.

Als die Inder in die Tiefebenen am Indus und an den „fünf Strömen"
einwanderten und sich mehr und mehr gegen Osten ausbreiteten, traten sie,
wie wir schon beiläufig erwähnten, in völlig neue äußere Verhältnisse ein.
Vordem hatten Sie ein rauhes, unwirkliches Land, ein Land der mittleren
Breiten bewohnt, jetzt sahen sie sich mit einem Male von den noch nie
erschauten Erscheinungen tropischer Zone umgeben. Und weil die Religion,
welche sie aus ihrer früheren Heimath mitbrachten, eine Naturreligion war.
weil sie mit offenem Auge und kindlichem Sinn Alles beobachteten, was um
sie her vorging auf der Erde und am Himmel und im Reiche der Luft, weil
sie in dem stillen, gesetzmäßigen Walten der Natur, von der ihr ganzes Leben
abhing und deren mächtigem Einfluß sie sich nicht zu entziehen vermochten,
die ewige Gottheit erkannten und verehrten, so mußte sich jene geschichtliche
Wandlung vor Allem in einer entsprechenden Umgestaltung der religiösen
Vorstellungen manifestireu.

Gemäß der Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen selbst war die Zahl
der göttlich verehrten Wesen, deren Wirten man in diesen wahrnahm, und
von denen sie verursacht und beherrscht waren, eine unbeschränkt große. Alle
diese Gottheiten erfuhren, je nachdem die Sphäre ihrer Competenz nunmehr
eine mehr oder weniger veränderte war, größere oder geringere Umwandlungen
sie mußten sich den neuen Verhältnissen fügen, ihre Machtbefugnis; wurde diesen
entsprechend bald vermindert, bald erweitert.

In dem Lande, aus welchem die Arier ausgewandert waren, füllt Schnee-
fall und Kälte einen beträchtlichen Theil des Jahres aus. In Qandahar,
auf der Hochfläche südlich des Kabulthales. herrscht ein strenger Winter, nnd
der Schnee bleibt mehrere Monate hindurch liegen. Etwas weiter nördlich
in Khorasan und an den Ufern des Heri-rud, an welchen ohne Zweifel in
uralter Zeit indo-iranische Stämme seßhaft waren, ehe die Inder sich gegen
Südosten wendeten und die Gebirgspässe Valutschistans zu überschreiten
begannen, dauert der Winter sechs, und höher hinauf gegen das afghanische
Bergland noch mehr Monate. Aber auf den kalten Winter folgt hier allent-
halben ein milder, blüthenreicher Frühling und auf diesen ein warmer, oft
freilich auch drückend-heißer Sommer, welcher in den Gegenden, die an Wüsten
grenzen, durch Sandstürme und glühenden Sonnenbrand vielfach unerträglich
gemacht wird.

Daß unter einem solch eigenartigen, an schroffen Gegensähen reichen
Himmelsstrich auch die religiösen Anschauungen in ganz besonderer Weise sich
gestalten mußten, ersieht man deutlich genug ans der in vielen Punkten so
seltsamen und auf den eisten Blick räthselhaften Religion der Immer. Im
Fünfstiomlande aber liegen die klimatischen Verhältnisse ganz anders. Hier
ist das Leben nicht mehr gebunden an den belebenden und erfrischenden Wechsel
von Winter und Frühling, Sommer und Herbst, sondern an die regelmäßig
wiederkehrende Periode tropischer Regengüsse, welche der lange dauernden Zeit
ununterbrochener Bläue des Himmels und tropischer Sonnengluth ein Ende

machen, die lechzenden Menschen, die verschmachtenden Thiere erquicken, die dürre Erde mit ihren Wassern tränken, die versiegenden Ströme und Bache mit frischen Fluthen füllen und die weite Vegetation von Neuem beleben. Aber die Regenzeit tritt ein unter furchtbaren Gewittern mit flammenden Blitzen und betäubenden Donnerschlägen, unter Stürmen und Wultenbrüchen, welche das Land überfluthen und Leben und Eigenthum der Menschen bedrohen. So nimmt denn das Gewitter mit all seinen Erscheinungen und der in ihm zu Tage tretende Kampf zwischen den Dämonen der Hitze und Dürre, den bösen Geistern des Woltendunkels und den segnenden, Regen und Kühlung verleihenden Gottheiten in der vedischen Religion einen sehr breiten Raum ein. Da weiden alte Gewittergottheiten, die sonst keine bedeutsame Rolle gespielt hatten, in den Vordergrund gestellt und mit besonderer Kraft und Herrlichkeit ausgestattet; uralte, ernste und erhabene Gestalten werben verdunkelt durch die ungestümen, trotzigen Streiter in Sturm und Unwetter; neue Genien, neue Dämonen, neue Bilder und Sage» werden erfunden, und Blitz und Donner, Sturm und Regen, Sonnengluth und Gewitternacht zum Mittelpunkt zahlreicher Dichtungen gemacht.

Es kam aber noch ein anderer bedeutsamer Umstand hinzu, welcher den religiösen Vorstellungen der Inder nach und nach mehr das Gepräge des Großartigen, Wilden und Gewaltigen, als des Milden und Ernsten geben mußte. Der Einzug in das Industhal geschah nämlich keineswegs in Frieden und Ruhe; sondern die neue Heimath mußte den früheren Bewohnern des Landes, die als „schwarze Haut" bezeichnet werden, also nicht der arischen Rasse angehörten, erst so zu sagen Schritt für Schritt abgerungen werden. Von einem Snome zum andern dringen die Eroberer vorwärts, einer nach dem andern muß dem Feinde unter steter Lebensgefahr und blutigen Kämpfen entrissen weiden, mit jedem verliert dieser aber wieder eine Schuhwehr, wieder ein Bollwerk. Und waren die gehaßten Feinde niedergeworfen und in die unzugänglichen Thäler und Schluchten des Himolaya oder des Vindhyagebirges verdrängt, so entstanden unter den Einwanderern selbst Fehden und Kriege. Neue Stämme rückten nach und schoben die an der Spitze des gewaltigen Völterstromes marschirenden Haufen weiter vorwärts in das unbekannte, feindliche Land des Ostens. Wo kein friedlicher Ausgleich bei Besitznahme des eroberten Landes zu Stande kam, da mußte das Schwert entscheiden, und Arier erhob sich wieder Arier.

So führten die Inder der ältesten Zeit ein jruheloses Leben ununterbrochener Fehden. Ein streitbares, kriegslustiges Volk aber, wie sie waren, bedurften sie auch streitbarer, im Streit und in der Schlacht gewaltiger Götter, und wo konnten sie Gottheiten finden, welche besser hineinpaßten in ihre wild bewegte Zeit, als eben jene Kämpfer am Himmel, als die Träger des zerschmetternden Blitzstrahles, als die im brausenden Sturmwind oder auf dem rollenden Wagen des Donners einherfahrenden Helden der Gewitterschlacht?

Wir wollen nun im Folgenden darzustellen versuchen, in wie weit die

Veränderung der äußeren, vor Allem der klimatischen Verhältnisse, sowie die kriegsgeschichtlichen Begebenheiten der vedischen Zeit ein Rig-Veda selbst, sowie in der Religion des altindischen Voltes zum Ausdruck kommen.

Ich greife ein einziges Lied an den Gott der befruchtenden Feuchtigkeit, Paidschanyll, heraus. Pardschanya ist eine alte, aus der indogermanischen Urzeit stammende Gottheit, von der uns Spuren auch in der litauischen, wie in der nordischen Mythologie begegnen; aber der Hymnus, den wir anführen wollen, ist so recht charakteristisch für die neue Anschauungsweise der Inder. Es ist kein Zweifel: der Sänger lebt schon ganz unter südlichem Himmel, er besingt ein tropisches Gewitter mit all seiner segnenden und vernichtenden Gewalt, ein Gewitter, bei dessen Ausbruch er zittert und bangt, und das er doch nach langer, regenloser Zeit mit heißen Gebeten herbeigewünscht hat:

Mit diesen Liedern rufe an den starten,
Pardschanya preise, durch Gebet gewinn' ihn-
Laut donnernd gießt der Held in reichem Strome
Die Wasser aus, Keim legend in die Pflanzen.
Die Nciume trifft er und die Unholdschaaren,
Vor seiner mncht'gen Waffe zittern Alle:
Wer schuldlos selbst, flicht vor dem Regenspender,
Wenn er, Pardschanya, donnernd schlägt die Freulcr,
Wie das Gespann des Lenters Peitsche antreibt,
So sendet er uns seine Regenbotcn;
Von ferne schon erschallt des Löwen Vrüllcn,
Wenn wafscrjchwer Pardschanya macht die Wolken.
Die Nlihesflammcn fliegen, und der Sturmwind braust,
Die Pflanzen sprießen auf, es schwillt des Himmels Fluth,
Erquickung wird den Wesen allen rings zu Thcil,
Wenn des Pardschanya Nah hcrabströmt auf das Land.
Vor dessen Allgewalt sich neigt die Erde,
Vor dessen Macht die Hccrden zitternd fliehen,
In dessen Macht die Pflanzen alle stehen.
Du, o Pardschanya, schenke starten Schutz uns!
Auf! tose, donnere, laß Wasser strömen!
Umstiege «ns mit regcnschwcrem Wagen!
Den Schlauch thu' auf und halte ihn nach unten,
Daß gleich die Höhen weiden und die Tiefen!

Die Zahl der Gewittergottheiteu im Rig-Veda ist, wie schon angedeutet eine überreiche. Da ist Rudra, der Gott des mit unwiderstehlicher Gewalt heranbrausenden Sturmwindes, zugleich der Heilung und Gesundheit spendende Arzt, weil mit Beginn der Regenzeit der Gewitterwind die schädlichen Dünste vertreibt, welche die Lüfte erfüllten. Er ist auch der Bogenschütze. Von seiner Sehne entsendet er den raschen Pfeil, den unter Sturmestosen aus der

Wetterwolke niedeizuclenden Blitz, mit» die Menschen flehen ihn an, mit dem tödtenden Strahl sie zu verschonen.

Durch Deine allerbesten Arzeneicn
Vtöcht' ich es wohl auf hundert Winter bringen-
Hinweg von uns verscheuche weit die Feindschaft,
Hinweg nach allen Seiten Noth und Siechthum.
Du bist an Schönheit der Gcbor'ncn schönster.
Du trägst den Nlih, der Starken stärkster, Rudra;
Führ' uns zu Heil hindurch durch die Gefahren
lind wehre ab den Anlauf jeder Krankheit!
Erfreut hat mich der Held im Sturmgcfolge
Durch frische Kraft, d» ich um Hilfe flehte:
Wie Schatten vor der Sonnenglulh, so möge
Des Rudi» Huld ich unversehrt erreichen!
Sing' ihm, dem hochberühmtcn, jungen Helden,
Der muthig angreift, wie ein grimmer Löwe:
Sei hold dem Sänger, Rudra, hochgelobter:
Dein Pfeil soll Andere, als uns, vernichten!

In Nudras Gefolge sind die Maruts, die ungestümen Sturmgötter:

Es fürchten sich vor euch die hohen Berge,
Des Himmels Gipfel bebt bei eurem Toben:
Wenn Ihr, Slurmgölter, fchwcrbewaffnet anstürmt,
Dann brauset ihr vereint wie Wasserwegen,

Laut brüllend — der Tonner ist ihre Stimme — kommen sie auf ihrem leichten, von flüchtigen Gazellen gezogenen Wagen dahergefahren, goldenes Geschmeide auf der Brust; denn das an der finstern Wollenwand aufflammende Wetterleuchten funkelt wie lichter Goldschmuck.

Aber die Hauvtgestalt unter den Genien des Gewitters, ja der Mittelpunkt der größten Zahl der Hymnen des Rig-Veda, der Gott, der nach und nach die andern Götter verdunkelt und verdrängt, — das ist Indra.

Indra ist so recht ein Product der vedischen Periode, und man wird die Bedeutung und das Wesen dieser Guttergestalt nur dann völlig verstehen und würdigen tonnen, wenn man sie in Zusammenhang bringt mit dem Geiste jener Zeit, der in ihr gewissermaßen verkörpert erscheint; — jener Zeit, wo angesichts der gewaltigen Naturerscheinungen, durch welche ein tropisches Klima das Gemüth der erstaunten Einwanderer erschütterte, angesichts der zahlreichen Kriege mit fremden und stammverwandten Feinden die alten Götter nicht mehr genügten und an ihre Stelle Wesen gesetzt wurden, welche in jenen vor Allem ihre Wirksamkeit offenbarten und in diesen als schützende Vorkämpfer angerufen werden konnten.

Das Wirten Indra's im Gewitter wird in der mannigfaltigsten Weise mit kühnen, phllntasiereichen Bildern geschildert. Seine Feinde sind die Dämonen der Woltenncicht und des Gewitteidunkels, der Glnthhitze und der

Dürre, Vritra und Vala und Sushna und Ahi, der Drache. Gekämpft
wird bald um das leuchtende Rad der Sonne, das die Unholde hinter den
Wolken versteckt haben, bald um die von Menschen und Thieren ersehnte
Regenfluth, welche sie im Innern des schwarzen Woltenberges zurückhalten;
oftmals sind auch himmlische Rinder, welche von den Dämonen geraubt wurden,
der Gegenstand der Schlacht, wie hier unten auf der Erde die Helden streiten
um den Besitz der Heerden. Indra'Z Waffe ist der Blitz. Ihn in der Hand
tragend, fährt er, von seinem Gefolge, den Sturm- und Gewittergenien, be-
gleitet, auf seinem Wagen, den falbe Rosse ziehen, in den Kampf; mit starkem
Arm schleudert er den Donnerkeil und spaltet den Wolkenfelsen, so daß die
befreiten Wasser befruchtend und erquickend auf die Erde herniederströmen oder
die entführten Kühe, deren angstvolles Brüllen man im Donner vernahm, aus
ihrem dunklen Gefängniß entrinnen können. Oftmals ist der Kampf ein Heister,
erbitterter — d. h. das Gewitter droht lange in der Ferne, bis es zum
Ausbruch kommt, oder es tobt mit angsterregender Gewalt — und die Götter
alle zagen; aber Indras Muth und Kraft erlahmt nicht: immer und immer
wieder greift er die Dämonen an und entsendet Blitz auf Blitz, bis er sie
endlich unter dem Aufruhr der gesummten Natur niederwirft und ihr Haupt
mit dem Wetterstrahl zerschmettert.

Nu, Indra, bist gewaltig: deine Obmacht
Erkannten willig Erde an und Himmel,
Den Vrilra schlugst du kraftvoll, ließest strömen
Die Fluthcn, die der Drache aufgesogen.
Aus Furcht vor dir, vor deinem Zorn erbebten,
Da du geboren wurdest, Erd' und Himmel;
Es zitterten die mächtigen Gebirge,
Das Festland wantte, und die Wasser wogten.
Den Fels zerbrach er kraftvoll mit dem Blitze,
Der Nlächt'ge, offenbarend seine Stärke:
Kampslustcnlbrannt traf Vritra mit dem Strahl er;
Von ihm befreit, entströmten flugs die Wasser.

Es wäre übrigens ein Irrthum, wenn wir annehmen wollten, Indra sei
eine völlig neue Erfindung der rcligiöfen Einbildungskraft des indischen Volkes
in der vedischen Zeit. Nein, wenn auch sein Name nicht sehr alt sein mag,
so hat es doch immerdar und bei allen indogermanischen Stämmen Götter seiner
Art gegeben; ein Beweis, daß Gewittermythen schon zu der Zeit sich bildeten,
als die Inder und Iranier, die Griechen und Italer, die Germanen, Slaven
und Kelten noch ein einziges, ungetrenntes Volt.

Wenn Indra der Träger des Blitzes und des Donnerkeiles ist, so tan»
man ihn in dieser Beziehung zu dem Zeus des Homer stellen, der hoch
droben thront auf dem Gipfel des Ida, die Wolken um sich versammelt und
den Blitz in der Hand führt. Die Schilderung von der Erlegung des Vritra

oder Vllla läßt sich vergleichen mit dem Kampfe des Jeus wider das
flammen speiende Nngetüm Typhon oder mit der Schlacht zwischen den Giganten
und den Göttern des Olymps, die mit ähnlichen Zügen ausgestattet sind, wie
jene. Allenthalben sind der Aufruhr in der Natur, das Zucken der Blitze.
Flammen und Wollennacht, das Rollen des Donners und das Beben der
Erde die hauptsächlichsten Merkmale. Der Mythus von dem Raube der
himmlischen Heerde gemahnt an die bei Virgil in phantastischen, großartigen
Zügen erzählte italische Sage von dem Riesen Eacus, welcher des Hercules
lichtfarbene Rinder in seine finstere Höhle entführt und zur Strafe durch die
Keule des Heroen (Indras Donnerkeil!) den Tod findet. Ebenso kehrt auch
speciell der Kampf mit dem „Drachen", dem Symbol der feindlichen Mächte
des Gewitters, in verschiedenen Religionen wieder. Ich erinnere an die
Erlegung des Drachen Python durch den griechischen Sonnengott Apollo, und
an den Sigurd der Edda, den Siegfried des Nibelungenliedes, welcher den
Lindwurm schlägt und die im „hohlen Berg" verborgenen Schätze raubt.
Das specifisch Indische liegt in dem hohen Grade der Hervorhebung,
in der besonderen Ausprägung gerade dieser Seite von Indra's Wesen, sowie
in dem allmählichen Uebergreifen der Functionen dieses Gottes auf andere,
ursprünglich ihm fremde Gebiete.
Nach und nach begnügte man sich nämlich nicht mehr, in ihm nur den
Gewittcrgott zu sehen, sondern übertrug ihm immer mehr Macht und Ehre,
bis er zuletzt nicht nur der stärkste und streitbarste ist unter den Göttern,
sondern die erste und höchste Stelle überhaupt einnimmt im ganzen vedischen
Pantheon. „Man gewöhnt sich, in ihm den Schöpfer und Erhalter der
Welt, den Führer der göttlichen und menschlichen Geschlechter, den gewaltigen
unumschränkten Herrn und Gebieter, den grausamen Bestrafer der Gottlosen
und den Hort der Frommen zu sehen". Er wird der Gott,

Ter Alles schuf, was sich bewegt, Mieden.
Nes Himmels Weile trägt ei ohne Stütze,
Er füllte beide Welten und den Lüftraum,
Er gründete und dehnte aus die Erde:
Vom Somlltrcml begeistert that dies Indra,

Und zuletzt wird es „zur allgemeinen Losung":

Preist den vreisensmerthcn Indra,
Ter die Welt beherrscht, mit Liedern,
Ihn, den reichsten Mann, den Sieger.
Ihn verehre, was da lebet,
Ihn mit Thoten, ihn mit Werten:
Indra ist's, der Freiheit schaffet.
Alle Menschen, alle Völler
Preisen Indra mit Gefangen,
Ihn mit Liedern, ihn mit Weisen,

Der zu bestem Gut geleitet, ,
Glanz und Glück verschafft im Kampfe,
In der Schlacht besiegt die Feinde.
Hilf, o Indra, uns in Gnade,
Schaff' uns Bahn durch deine Güte
lind geleite uns zum Wohlsein".

Indra, der Held im Streit der Elemente, zugleich auch der Vorkämpfer und Helfer der Menschen in den Schlachten hier unten auf der Erde. Zu ihm schallen die Lieder der Sänger empor, welche das ins Feld ziehende Heer begleiten, seinen Beistand rufen sie mit ihren Gebeten an, ihm bringen sie Opfer dar und keltern ihm ans dem berauschenden Safte der Somapflanze den lieben, süßen Mcth, der seinen Muth erhöhen, seine Kräfte steigern soll

Wir rufen, Indra, dich herbei
Zur Stärke, die den Dämon schlug,
Zum Lieg im Kampfe mit dem Feind.
Tic Veter mögen deinen Sinn,
Dein Auge führen nah' herbei,
O Indra, hundertträftigcr!
Wir rufen deinen Namen an
Mit jedem Lied um Sieg im Streit,
O Indra, hundertkrn'ügcr!
Ten oielgepries'nen rufe ich,
Den Indra zu der Feinde Word,
Zu Guterbeutung in der Schlacht.
3ei Sieger du in jedem Kampf;
Den Femd zu schlagen, flehen wir,
O Indra, hundertträftigcr!

Die Männer schreien zu ihm um die Nette,
In Todeswagnis; stürzend, sie zu schützen,
Wenn Freund und Feind das Gut des Lebens hinwirft,
Um Haus und Hof den Frieden zu erkämpfen.
Zu Herrschaft rüsten, Mächtiger, sich die Völler,
Znm Kampf und Streit sich gegenseitig reizend:
Und stets» die Tchaaren feindlich gegenüber,
Zo möchte man den Indra für sich haben.
Indes,, der Gott hilft Dem zum Sieg, der wirklich
Den Trank, nach dem ihn lüftet, gerne keltert
Von ganzem Herzeu, ohne dah ihm's leid ist,
Zu Dem gesell! er sich im Schlnchlgelümmel.

Wenn wir den Inhalt des Nig-Veda unter diesem Gesichtspunkt betrachten, «erlassen wir den rein mythologischen Boden und werden mehr in den Kreis der geschichtlichen Begebenheiten hineingeführt. Freilich dürfen wir leine in's

Einzelne gehenden Berichte erwalten; denn die uedischen Hymnen haben nicht
den Zweck, der Nachwelt die Ereignisse ihrer Zeit zu überliefern. Sie sind
lediglich gesungen für die Gegenwart, und was sie besingen, ist dem Hörer
wohlbekannt; was also für uns gerade das Wichtigste und Bedeutsamste ist,
da- erfahren wir nur so nebenbei als gelegentliche Andeutung. Indes; ist
^ uns doch möglich, wenigstens in großen Zügen und allgemeinen Umrissen
uns ein Bild zu entwerfen von dem kriegerischen, bewegten Charakter der
»edischen Zeit, und hin und wieder gelingt es sogar, durch Zusammentragen
verstreuter Notizeil und vereinzelter Bemerkungen Kenntnis; zu gewinnen von
cincm bestimmten geschichtlichen Vorgange, von einer einzelnen Kriegsoperation
und deren Verlauf und Ende.
Auch mit der historischen Treue und Zuverlässigkeit des Berichteten
dürfe» wir es nicht gar zu streng nehmen. Die Inder haben niemals Anlage
und Neigung zur Geschichtsschreibung gehabt: die Hymnen des Rig-Veda
»bei vollends sind Werte von Dichtern und wollen als solche gelten nnd
beurtheilt weiden. Jedes Ereigniß also, das erwähnt oder besungen wird,
ist betrachtet und geschildert vom Standpunkt eines Dichters: da wird Alles
ins Große. Gewaltige uud Uebermenfchliche gezogen, da sind es die Götter
und Dämonen selbst, welche thätig eingreifen im Getümmel der Schlacht, da
mischen sich die Kämpfe, welche überirdische Mächte im Luftraum und am
Himmel kämpfen, mit denen der Sterblichen auf Erden.
Als die hauptsächlichsten Feinde der einwandernden Arier treten, wie
wir schon kurz erwähnten, die schwarzhäutigen Urbcwohner des Landes ans.
3er blutige Rassentampf zwischen Diesen und Jenen zieht sich durch den ganzen
Nig-Vedll hindurch und bildet somit gewissermaßen den großartigen Hinter-
grund, auf dem das vedifche Leben sich abspielt. Nicht immer mag es wohl
gelungen sein, über die Feinde Herr zu »Verden, und »venu ein Sänger sich
mi Indra mit der Bitte wendet, er möge doch einen Unterschied machen
Wischen Ariern und Barbaren, so liegt darin gewiß ein stilles Zugeständnis;,
daß der Gott kurz vorher seine Augen abgewendet hatte von den Seinigen.
Ja, Indra erscheint sogar in vereinzelten Fällen als der Bundesgenosse von
nichtarischen Fürsten: man mag wohl eine Niederlage lieber der Ungunst eines
Gottes, als der eigenen Feigheit und dem größeren Muthe des Gegners zuge-
schrieben haben. Im Ganzen jedoch bleiben die Inder die Sieger, welche
immer weiter gegen Osten vorrücken und die schwarzen Stämme allmählich
aus den Ebenen in die Gebirge verdrängen, wo sie noch heute Hausen, an
»üiperbildung. Hautfarbe und geistiger Begabung wohl zu unterscheiden von
den arischen Hindus.
Die Barbaren sind der Gegenstand des erbittertsten Hasses und der
tiefsten Verachtung. Sie gelten als häßlich und plattnasig, als Gottlose und
Verruchte, welche den Göttern die ihnen gebührende Ehre nicht erweisen, als
Tiener dämonischer Mächte, deren irdisches Abbild sie selber sind, ja es heißt,
daß sie unsittlicher Eulte pflegten. Darum wenden des Ariers Gebete sich
?'

an Indra, welcher im Vunde mit Agni, dem Feuergott, die „Feinde"
(Das« oder Dasyu) besiegt und vernichtet.

In Schlachten half dem Arier, der Opfer bringt,
In allen Kämpfen Indro, schützend hundertfach,
Im Kampfe um des Lebens Gut.
Die Frevler gab er strafend preis,
Die fchwarze Haut dein Menschenvolt,

Aus Furcht vor dir cntfloh'n die schwarzen Stämme
In wilder Flucht, preisgebend ihre Habe,
Als strahlend Du, der Männer Fürst, dem Volke
Ausflammtest, Agni, ihre Vurgcn brechend.

Nebem dem Kampf der beiden feindlichen Nassen weiden auch Fehden
unter den indischen Stämmen selbst mehrfach im Rig-Veda erwähnt. Theils
wird nur in allgemeinen Wendungen von „arischen Feinden" gesprochen, theils
auch einzelne Fürsten und Völker namhaft gemacht, welche unter einander
Krieg führen.

Wir greifen eine Episode heraus, den Kriegszug der Nharata wider
die Tritsu, und versuchen dieselbe etwas genauer zu schildern, einerseits weil
die Nachrichten über dieses Ereignis; besonders reichliche sind, andererseits weil
dasselbe sich an die spätere indische Geschichte anschließt und mit ihr in Ver-
bindung gebracht werden kann.

Zehn Voltsstämme des Pendschab, unter ihnen vor Allem die Bharata
oder Puru, verbünden sich und ziehen in's Feld wider die Tritsu, welche
in den östlichen Theilen des Fünfstromlandes wohnen, beherrscht von ihrem
frommen König Sudas, an dessen Hos Vasishtha als Priester und Sänger
wirkt. Stolz und siegesgewiß schallen die Lieder des Visvamitra, welcher
die verbündeten Fürsten in's Feld geleitet; aber auf der andern Seite ruft
Vasishtha, von höchster Noth bedrängt, den Indra um Beistand an für sich
und seinen König:

Den Indra rufen vor der Schlacht die Mannen,
Daß ihr Gebet er mit Gewährung segne;
Der Kampfgewalt'ge, seiner Kraft vertrauend,
Mit Rindern mög' er füllen unsrc Hürden.

In diesen Tagen sei uns gnädig, Indra!
Feindliche Stämme zieh'n heran im Glänze:
Welch Unrecht an uns schaut der Wunderthätcr,
Der heil'gc Varunn, das nehm' er von uns.

Wenn unter deinem Verstand, starker Indra,
Die Heere gleichen Muthes sich begegnen,
Dan» soll dein Ann, o Held, den Nütz entsenden;
Nicht wende sich dein Sinn zur andern Seite!

Durchbohre, Indra, in der Roth die Feinde,
Die Völker, die sich wider uns erheben!
Wend' ab von uns des Neiderfüllten Flüche.
Und führ' uns zu der Beule reiche Menge!

Dem Sudas weit« hundertfache Hilfe
Und tausendfache Huld zu Thcil, o Starler:
Entsende Deine Nasse aus die Gegner,
Uns aber fchcnlc Sicgesglcmz und Reichthum!

Tic Verbündeten rücken heran, Sie versuchen es eben, den Fluß Parushni in ein anderes Bette zu leiten, um denselben trockenen Fußes überschreiten zu tonnen, da gerathcn sie mit den Tritsti zusammen. Der Kampf entbrennt — die „Zchntönigsschlacht" nennt ihn Vasishtha stolzen Sinnes in seinen Hymnen -— Indra erhört seines Lieblings Gebete, und mit des Gottes Hilfe besiegt Sudas die übermächtigen Feinde. Er sagt sie in den Strom, in dessen Fluthen Viele umkommen; die liebellebenden, welche ihr Heil in der Flucht suchen, verfolgt er noch weit hinein in ihr Land, gewinnt reiche Beute und zerstört ihre Burgen. Seinen Sänger aber, dessen Lieder sich so wirksam erwiesen haben, beschenkt er mit königlicher Freigebigkeit, und dieser besingt in jubelnden Hymnen den glänzenden Sieg:

Ls leiteten die urwcrstnnd'ge» Thoren
In andre Bahn die fluchende Parushni:
Da faßte sie mit Macht der Herr der Erde,
Und Hirt und Hccrde stürzten hin voll Schrecken.

Ihr Ziel, der Strom, ward ihnen zum Verderben,
Ter Schnellste selbst fand dort die Ruhestätte:
Die flücht'gen Feinde gab zur Vcute Indra
Dem Sudas hin, dem Mann die weibischen Prahler.

Geführt von Indra strömten da die ?ri!su
Hernieder gleich ergossenen Gewässern:
Die schlimmen Feinde, die wie Krämer Mafien,
Verloren alle Habe an den Sudas.

Wie Dürstende sah'n flehend sie zum Himmel,
In der Zchnlönigsschlachl umringt vom Feinde,
Da hörte Indra des Vasishtha Rufen,
Und weite Bahn schuf er dem Volt der Tritfu.

Gleich einem fchwachen Hirtcnstabe wurde
Das Voll der winz'gen Vharata zertrümmert,
Vasishtha war's, Vasishtha, der sie führte:
Da dehnten weit sich aus der Tritsu Gauen.

Gehen wir um etliche Jahrhunderte weiter herab, so hat sich die Zituation völlig verändert. Im indischen Epos ist selbst der Name der Tritsu, der im Nig-Veda vom Glänze des Sieges bestrahlt ist, verschwunden; ihr Stamm ging offenbar im Verlauf der Zeit in anderen, größeren Völkern unter und verlor seine Sonderexistenz. Die Bharata hingegen nehmen die erste Stelle ein auf dem Schauplätze der indischen Geschichte; aber freilich, ihre Wohnsitze sind nicht mehr im Fünfstromlande, sondern an den Ufern des Ganges im Mittelpunkte Hindustans, also ein beträchtliches Stück ostwärts von dem Lande, das ihre alten Feinde bewohnten.

^(X) Wilhelm Geiger in Erlangen.
Der Cultus des Indra als des mächtigen Gewittergottes, als des Helfers
und Siegers in der Schlacht, als des großen Beherrschers der Welt, ist
also ein Erzeugniß der vedischen Zeit; und weil die vedischen Hymnen tein
abgeschlossenes, einheitliches Ganze sind, sondern eben jene ganze Periode
umfassen, so tonnen wir diesen geschichtlichen Vorgang im Rig-Veda selbst
verfolgen, »vir sehen die Umgestaltung sich gleichsam vor unseren Augen voll-
ziehen, wir tonnen es beobachten, wie der neue Gott immer mehr an Ehre und
Ansehen zunimmt und anderer Gottheiten Glanz und Herrlichkeit erbleichen macht.
Vor Indra und noch in der frühesten Zeit der Einwanderung in das
Iudusthal war ohne Zweifel Varuna der meistverehrte, der höchste Gott,
hatte Varuna den Rang, den Zeus einnimmt bei den Hellenen, Jupiter bei
den Italern, Odhin bei den Germanen; er war der König der gesummten
Welt, der Vater der Götter und Menschen. Es muthct uns seltsam an,
wenn wir wahrnehmen, wie diese mächtige Gestalt, die so ganz eigenartig sich
heraushebt aus der Masse der vedischen Gottheiten, nach und nach zurück-
gedrängt wird und verblaßt, nur weil der Geist der Zeit nicht mehr fähig
ist, die feierliche Erhabenheit ihres Wesens zu verstehen; und es tlingt fast
wie Wehmuth, wenn ein Vasishtha an Indra die Worte richtet:
Der alten Götter Glanz selbst muß erbleichen
Vor deines Geistes Kraft und deiner Starte.
Es ist zweifellos: das allmähliche Obsiegen des Cultus des Indra über
den des Varuna vollzieht sich nicht etwa den Indern unbewußt; sie fühlen
es selber, wie nach lind nach ihre religiöse Vorstellung sich umgestaltet, und
kennen recht wohl die Gründe dieser Umgestaltung und deren Naturnoth-
wendigteit. Der Rig-Veda enthält sogar einen Hymnus, in welchem der
Dichter den Rangstreit der beiden rivalisirenden Götter in einem Wechsel-
gespräch derselben darstellt, dabei aber zugleich, wie uns scheinen will, bereits
Partei ergreift für Indra.
Mein ist das Reich, fürwahr ich bin der Herrscher,
Der Allbclcbcr, dem die Ew'gen dienen;
Die Götter folgen Noruna's Geboten,
Ich thron' im höchste» Zufluchtsort der Menschen,
Ich bin der König Varuna; es lagen
In meiner Hand zuerst die Himmclsträftc:
Die Götter folgen Varuna's Geboten,
Ich thron' im höchsten Zufluchtsort der Menschen,
Ich bin, o Indra, Varuna: die großen,
Die weiten, tiefen, wohlgesügtcn Welten
Schuf ich, ein weiser Vildncr, alle Wesen,
Die Erde und den Himmel, und erhielt sie.
Mich aber rufen hoch zu Roß die Helden,
Es flehn zu mir in Kampfesnoth die Streiter;
Ich, Indra, rege Schlacht an, ich, der Starte,
Und wirble Staub auf, ich, der llcbcrmöcht'gc.

„Das Alles that ich, und mich hemmen nimm?!.
Den Unerreichten, göttliche Gewalten,
Wenn Somatriinl, wenn Lieder mich berauschten,
Tann beben beide unbegrenzte Welten".

In einem späten Hymnus des letzten Buches gilt — charakteristisch genug — der Nettstreit als beendigt, Indra hat gesiegt, und der Dichter nimmt von Parnnll Abschied mit den Worten:

Verlebt Hab' ich bei Dir der Jahre uicle, » .
Den Indra wählend gcb' ich auf den Vater; : . : 5 -..- »^ / :>
Es weichen Agni, Varunn und Soma,
Gar wohl deiner!' ich's, wie die Macht 'ich wandet.' ' ^"' - ," -

Wenn nun zwar auch die Zahl der dein Varuna gewidmeten Lieder keine sehr bedeutende ist, so findet sich doch gerade unter ihnen manche köstliche Perle der vcdischcn Poesie, Das Beste, was des alten Inders Geist ersann, weihte er der ehrwürdigsten, größten seiner Gottheiten. Warme Begeisterung, tiefe religiöse Empfindung weht durch die Worte der Sänger, wo sie den alten, von den Vorfahren schon angebeteten Himmelsgott verehren, und die Sprache nimmt vielfach solch erhabenen Schwung, solch feierlich ernsten Ton an, daß sich einzelne Partien aus den Varunahymnen wohl auch den schönsten Stellen der hebräischen Psalmen vergleichen lassen.

Ta wird der Gott gepriesen als der, welcher des Himmel» Weite erschuf und seine Wölbung stützte, welcher die Erde ausbreitete und mit lebenden Wesen füllte das Festland, die Gewässer und den Luftraum, dessen Odem man wahrnimmt im Rauschen des Windes, welcher der Sonne und den Gestirnen ihre Bahn ebnete und den Tagen ihren Pfad, der noch heute von feinem goldenen Stuhl aus, auf dem er mit Mitra, dem Genossen seiner Macht, thront in den Räumen des lichten Himmels, die ganze Welt leitet nnd regiert.

Ein hehres Lied, ein ernstes, sing' dem Herrscher,
Dem Varun» ein liebes, dem gelobten,
Der ausgebreitet, wie das Fell der Schlächter,
Die Erd' als einen Teppich für die Sonne.

Im Walde goß er aus die kühlen Lüfte,
Schuf Mull) den Rossen, Milch den rothen Kühe»,
Verstand im Herzen, Blitze in den Wollen,
Die Sonn' am Himmel, Soma auf den Bergen.

Voll hoher Weisheit sind doch seine Werke,
Daß er gestützt die großen, Erd' und Himmel,
Das hoch erhabne Firmament bewegte,
Daß Sterne er und Welt erschuf für ewig.

Ter Sonne machte Varuna die Pfade,
Die fluchenden Gewässer ließ er strömen.
Er schuf den Tagen ihre weiten Bahnen
Und lenkt sie, wie der Reisige die Rosse.

Es kann hier unsere Aufgabe nicht sein, auf die vielfache, oft beinahe wörtliche Uebereinstimmung zwischen Varunaliedern und Psalmstellen hinzu-

weisen: die Bemerkung mag genügen, daß zu keiner Zeit die Religion des indischen Voltes eine so vertiefte und vergeistigte war, als damals, wo Varuna noch als höchste und unvergleichliche Gottheit verehrt wurde. Gerade an ihn knüpfen sich die tiefsten, sittlichen Ideen an, zu denen je die Inder gelangten, an ihn die im eigenen Heizen wurzelnden, aus unverfälschtem, kindlichem Gemüthe erwachsenen Vorstellungen von der Sünde, selbst der unbewußten Sünde Schuld, von der Strafe der Gerechtigkeit, von dem Zorne der Gott- .cheit, und von.dem verlangen des sündhaften Menschen nach Versöhnung mit 'öe'rMben. «itc enöluh'' von der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit. Denn .Va.nl««.-ist..l«cht; etwa'klotze Verkörperung der schaffenden und belebenden - 'Nnfukkäft' '«' ist'- eill» wirtlich persönlicher Gott, ein Gott, der dem vedischen Volte gewiß eben so nahe stand, wie Iehovah dem israelitischen, der unter ihm und in seiner Mitte lebte und vor dessen Geist nichts verborgen war, Varuna ist der allwissende. Mit seinem lichten Auge, der Sonne, schaut er vom Himmelszelt hernieder auf der Menschen Geschlechter und nimmt Alles wahr, was vorgeht auf Erden, selbst die geheimsten Gedanken des Herzens; oder um mit den Worten des 33. Psalms zu rede«: „Der Herr schauet vom Himmel und sieht aller Menschen Kinder; von seinem festen Thron stehet er auf Alle, die auf Erden wohnen; er lenket ihnen Allen das Herz und merket auf alle ihre Werte". Darum wendet sich auch der Dichter, wenn sein Gewissen von Schuld belastet ist, an Varuna mit der Bitte um Vergebung und Befreiung aus den Banden des Unrechts; und wenn Noth und Leid und Unglück ihn verfolgen, so weiß er, daß es Varunas Gebote waren, die er wissentlich oder unwissentlich verletzt hat und deren Uebertretung er büßen muß.

Und mit mir selber sprech' ich diese Worte:
Wann werde ich bei Varuna verweilen?
Wann freut er ohne Groll sich meines Opfers,
Wann darf ich fröhlich seine Gnade schauen?
Ich suche meine Sünde zu erspähen.
Ich gehe hin, die Kundigen zu fragen.
Und insgesammt antworten mir die Weisen:
„Fürwahr, es zürnt dir Varuna, der König",
Was, Varuna, war meine schwerste Sünde,
Daß du den Dichter, deinen Freund, so schlügest?
Das tiinde mir, untrüglicher Gebieter,
Mit diesem Flehen laß mich zu dir dringen!
Nimm weg von mir die Sünden meiner Väter,
lind weg den Frevel, den ich selbst begangen.
Wie einen Hieb, dcn's nach der Hcerdc lüftet,
Lös' wie ein Kalb vom Stricke den Vasishtha!
Nicht eigner Wille war's, es war Verblendung,
Im Rausch geschah's, im Zorn, im Spiel, im Irrthum;
Ein Nclt'rcr auch geräth in Iugendjchle,
Und selbst der Schlummer wird der Sünde Anlaß.

Gleichwie ein Knecht, will ich dem Guiid'ae» dienen,
Von Tchuld befreit dem eifervolle» wotte,
Ter treue Herr belehrte uns, die Tlwren,
^um Zegen führt der Weisere die jl lugen.

Es tonnte von Anfang a» nicht unsere Absicht sein, den Inhalt der gesammten altinbischcn Literatur zu erschöpfen, und eben so wenig, die uedische Religion in umfassender Weise darzustellen und zu beurtheilen: beides würde uns zu weit geführt haben. Wir gingen vielmehr von dem Gesichtspunkte ans, das historische Element im Rig-Vcda hervorzuheben, indem wir einerseits dessen culturgeschichtlichen Gehalt zu schildern versuchten, andrerseits ans die Wichtigstelt Symptome der Enttoickelung und Fortbildung der religiösen Ideen in den vedischcn Hymnen hinwiesen, wie dieselbe bedingt war durch die äußeren Verhältnisse des Landes nnd des Klimas und durch die geschichtliche» Erlebnisse der einwandernden Stämme. In den Ebenen des Fünfstromlandes und in der vedischen Zeit geschah es ja, daß das Volt der Arier an der Schwelle seiner neuen Heimath sich nach und nach zu einem indischen Volke umgestaltete, daß es allmählich den Typus anzunehmen begann, der es in späterer Zeit freilich in noch viel ausgeprägterer Weise kennzeichnet.

Indessen mag es wohl von Interesse nnd Werth sein, hier noch Einiges beizufügen über die wichtigsten der noch nicht besprochenen Gottheiten der alt-indischen Religion, um gewissermaßen unser Bild abzurunden und zu vervoll-ständigen; und wir werden uns hiebei einer trefflichen Abhandlung Kägis (der Rig-Veda, die älteste Literatur der Inder) anschließen, der wir schon oben hin und wieder, ergänzend und ausführend, gefolgt sind.

Alle Gottheiten, welche der Inder verehrte, werden schon in vedischen Liedern in solche der Erde, des Luftraumes nnd des Himmels cin-getheilt. Unter den eisten steht Agni, der Gott des Feuers, obenan. Seine ursprüngliche Wohnstätte ist in den Räumen des Himmels, wo er noch jetzt wahrgenommen wird in der Gluth der Sonne, und als „Sohn der Gewässer" in dem durch die Wolken flammenden Blitz. Aber in der Urzeit trugen gnädige Götter ihn vom Himmel auf die Erde herab und setzten ihn in Manus, des ersten Menschen, Haus ein. Alle menschliche Eultur ist durch das Feuer bedingt, das Feuer ist Mittelpunkt jeder staatlichen Vereinigung, und darum heißt Agni der „liebe Freund", der „Hausvater". Verborgen schlummert der Gott in den Hölzern, durch Reiben wird er am frühen Morgen bei des Tages Anbruch erweckt, und seine hell auflodernden, rauschenden Flammen tragen der Opfernden Gebete und Preislieder zu den gnädigen Genien des Lichtes empor. So wird Agni der Opferpriester, der Bote, der Vermittler zwischen der Erde und dem Himmel, zwischen Menschen und Göttern; als der Lichte, Strahlende verleiht er irdischen Neichthum, Macht und Glanz, als der mit gewaltiger Flammengluth Vernichtende steht er auch dem Arier im Kampfe mit den Feinden bei.

Dein Mittelreich der Lüfte gehören vor Allem die zahlreichen
Geister des Sturmes und Gewitters an, die wir bereits näher in's Auge
gefaßt haben; außer ihnen noch Vayu oder Vata — dieser vielleicht dem
Wuotan der Germanen entsprechend — der Gott des Windes. Vor Aufgang
der Sonne macht er sich auf und wandelt auf den Pfaden der Lüfte. Nie-
mand weiß, woher er kommt, noch wohin er fährt; Niemand vermag ihn zu
schauen, aber man nimmt ihn wahr am Rauschen und am Wehen der
Oftferflllmmen.

Wenn er dahin eilt auf dem Pfad der Lüfte,
Dann schlummert nimmer er, an keinem Tage;
Ter hcil'ge, erstgeborene Freund der Wasser,
Wo ist geboren er? Von wannen kam er?
Der Geist der Götter und des Weltalls Sprosse,
So wandelt dieser Gott, wie ihn gelüstet;
Sein Rauschen nimmt man wahr, doch nicht sein Aussch'tu
Laszt uns dem Wind mit Opferspendc dienen!

Von den Genien des lichten Himmels kennen wir bereits Varuna.
Ihm zunächst an Macht und Ehre, gleich ihm Hüter und Wahrer des Rechtes,
steht Mitra, bei den stammverwandten Iraniern einer der meist verehrten
Gotter. Außer ihnen genießt hauptsächlich die Sonne und ihr Licht, der
anbrechende Tag und die Morgenröthe unter verschiedenster Form göttliche Ehre.
Dem Tage vorauf ziehen die beiden Rosselenker, die Asuin, die Geister des
ersten Morgengrauens, die indischen Dioskureu. Als schöne, strahlende Helden,
prangend in ewiger Jugend, schirren sie, die „Söhne des Himmels", am frühen
Morgen ihren Wagen an, der weit sich ausdehnt über des Himmels Gewölbe.
Tag und Nacht scheidend, nahen sie dem Menschen und führen mit dem
freundlichen Lichte auch die gnädigen Götter wieder zurück, verleihen Gnade
und Segen, Reichthum und Gesundheit, und verscheuchen Nacht und Dunkel,
Noth und Leid.

Ihre Begleiterin und Freundin ist Ushas, Eos, die Morgenröthe.
Weiße, glänzende Rosse oder Rinder ziehen der Göttin Wagen; sie selbst, die
Reiche, Strahlende, erscheint in der Pracht goldgeschmückter Gewänder, wie
eine zum Hochzeitsfest geputzte Braut am Leibe von Schönheit prangend, wie
eine holde Jungfrau, welche willig den Gürtel löst und dem Geliebteil ihre Reize
enthüllt. Tag für Tag leuchtet sie auf, die Ewige, Unwandelbare; wie fie
heute erscheint dem Auge des Dichters, so ist sie auch erschienen den Sängern
der Vorzeit, so wird sie bis in die fernste Zeit erscheinen den künftigen
Geschlechtern.

Dem Pfade der Asvin und der Ushas folgt Surya, die Sonne selbst,
der Gott mit dem goldenen Haupthaar, den die Iubellieder der Menschen
begrüßen, dessen schnelle Rosse den Umlauf über des Himmels weite Räume
in einem Tage vollenden.

Es ist übrigens begreiflich, daß die Sonne gemäß der Mannigfaltigkeit
ihrer Wirkungen unter verschiedenen Namen gepriesen wurde. Als der, welcher
den Aether durchmißt, trägt der Sonnengott den Namen Vishnu, „der
Weitschreitende"; als der, welcher mit seinem Lichte Alles nährt und erquickt,
heißt er Pushan. Er ist's, der Neichthum und Gedeihen spendet, er ist der
Hirt der Welt, der von des Himmels Mitte das All überschaut. Unter
seinem besonderen Schutze stehen die Heerden, die er auf der Weide und im
Getlufte der Gebirge unter seine Obhut nimmt und unverletzt in die Hürde»
führt. Als der rastlos wandernde wird Pushan zum Schirmherrn der Pfade
und Straßen, wie Heimes bei den Griechen- und weil er selber hinabsteigt
in das nächtige Dunkel, so ist er es zugleich, der dem Menschen auf dem
Todesweg, auf dem Pfad ins Jenseits, vorübergeht. — Wie endlich Savitar,
„der Antreiber, Beleber" die Sonne repräsentirt, sofern fie durch ihren
Wandel, durch Aufgang und Untergang das Leben der Menschen bestimmt,
das mag am besten hervorgehen aus einem stimmungsvollen Abendlied des
Nig-Veda, dessen Uebersetzung mir zum Schlüsse hier anzuführen gestattet sei:

Gott Savitar erhob sich zur Belebung,
Der nimmer ruht in seinem heil'gen Werte:
Denn er vertheilt auch jetzt der Götter Neichthum,
Und schenk! Gedeihen dem, der ihn bewirthet.
Ter Gott erhebt sich, breitet seine Arme
Und Hände aus, und Alles lauscht gehorsam.
Es fügen sich die Nasser seinem Willen,
Und selbst der Wind ruht aus in seiner Umfahrt.
Mit Rossen fahrend, löst der Gott sie wieder,
Den Wandrer heißt er rasten von der Reise:
Ter flüchtigen Vögel schnellen Flug bezähmt er.
Die Ruhe kommt, wenn Savitar gebietet.
Zusammen rollt die Weberin den Auszug,
3er Werlmann hält in seiner Arbeit iiiue:
Der Gott hat sich erhoben, und erscheinend
Schied er die Zeiten, er, der nimmer rastet.
Wo Menschen wohnen, da und dort verbreitet,
Erglänzt mit Hellem Uicht des Hcerdcs Flamme,
Das beste Stück legt vor dem Sohn die Mutter,
Weil ihm der Gott des Essens Lust erregte.
Es sucht der Fisch, wo auf dem Grund der Wasser
Er Abends raste, er, der ruhlos zappelt,
Der Vogel sucht sein Nest, den Stall die Heerde:
Nach ihrer Stätte schied der Gott die Thierc,
Es kehrt zurück, wer zu erwerben ausging,
Und aller Wandrer Sehnen strebt zur Heimalh:
Ein Jeder läßt sein Wert und geht nach Hause:
So will's des himmlichen Bewegers Ordnung.

Hir Isaac Newton.

von

Moritz Kantor.

— kjeidelberg. —

I.

cnn inan die Landkarte von Großbritannien aufschlagt und an der Ostküste der englisch-schottischen Hauptinscl etwa den vierten Thcil hinauffahrt, dann, wo der Wash genannte Busen in das Land dringt, noch etwas weiter von der Küste einwärts die Graf» schaft Lincoln aufsucht, so findet man in derselben leicht den Eisenbahntnotcn« Punkt Grantham, Unweit davon liegt ein unbedeutendes Dörfchen Wools- thorpe. Noch heute zeigt man dort westlich von dein Withamflusse ein Land- haus und in demselben! ein einfaches Zimmer, geschmückt durch eine Marmor« tafel. Sie trägt in englischen Reimzeilen*) eine Inschrift, welche deutsch etwa so lautet:

Natur und ihr Gcseh barg nächtiges Dunkel dicht:
Goit sprach: „Es werde Ncwtun", und alsbald ward es Licht!

Wir befinden uns an der Geburtsstätte des großen Forschers, dessen Lebensbild zu entwerfen wir uus zur Aufgabe gestellt haben. Es umfaßt eine lauge Zeit voll der spaunendsten allgemein geschichtlichen Ereignisse, welche, wenn auch Newton keineswegs zu den leitenden Persönlichkeiten des englischen Staatswesens gehörte, doch nicht ohne Einfluß auf seine privaten Verhältnisse waren und deßhalb nicht unbeachtet bleiben dürfen. Die Noth« wcndigkeit solcher Abschweifungen verbunden mit dem Wunsche, die wissen- schaftlichen Ergebnisse Newtons wenigstens theilwcise mehr als nur in trockener Aufzählung, nur dem verständlich, der den Gegenstand schon kennt, zu schildern, giebt dem Lebensbilde, das in möglich kleinen Rahmen gefaßt weiden soll, einen solchen Umfang, daß es kaum einer Entschuldignng bedürfen wird, wenn wir

^) I5»turs »u<1 uaturs'z la^8 1»^ nid in uißüt, üoci süiä ,,^,st Newton b«^, llllä kll wl>8 lißut.

den Zwischenraum zwischen Nahmen und Bild auf das Notdürftigste beschränken und ohne weitere Einleitung zum Gegenstande selbst uns wenden.

Isaac Newton ist am 25. December 1642 geboren, also in eben dem Jahre, in welchem der Bürgerkrieg zwischen den Truppen des Parlamentes und denen des leichtfertigen und unglücklichen Stuart, welcher auf dem Schaffet verbluten sollte, entbrannte. Ter Vater war nach kurzdauernder Ehe mit Harriet Nyscough gestorben, noch bevor das Kind das Licht der Welt erblickte. Die abgehärmte Wittwe gebar es in schwächlichem Zustande, so außergewöhnlich klein, daß es in einem Quarttruge*) Platz hätte finden können, wie Newton selbst in späten Jahren seiner Mutter nachzuerzählen liebte. Man schickte zu einer Gutsnachlmrin nach Stärkungsmitteln, und die holenden Frauen waren erstaunt bei ihrer Rückkehr das elende Geschöpfchen noch athmend zu finden. So war die Geburt des Mannes, der 84 Jahre lang ein nur selten durch Krankheit getrübtes Leben führen sollte, so groß auch die Anstrengungen waren, welche der zu Zeiten unermüdliche Geist dem Körper auferlegte. Wie rasch Newton sich kräftigte, beweist ein kleines Geschichtchen aus seiner Kinderzeit. Er war, nachdem er in zwei Dorfschulen die nothdürftigsten Elementarkenntnisse sich angeeignet hatte, von seiner Mutter, die inzwischen eine zweite Ehe mit einem Geistlichen eingegangen war, auf die Schule in Grnntham geschickt worden, wo er, zwölf Jahre alt, unter den Letzten seiner Klasse zu sitzen Pflegte. Von einem älteren Schulgenossen verhöhnt und geschlagen, forderte er denselben zum Faustkampfe und zwang ihn, nach heftiger Gegenwehr, sich als besiegt zu erklären. So wegen seiner Geschicklichkeit im Boxen unter seinen Gefährten zu Ehren gelangt, habe er, wird weiter belichtet, sich vorgenommen, auch in anderen Dingen es den Uebrigen zuvorzuthun, und sei bald in allen Fachen: der Erste geworden und geblieben.

Ter fleißig gewordene Schüler verleugnete sich auch nicht in seinen Spielen, Nur selten nahm er noch an den wilden Vergnügungen der anderen Knaben Theil. Er zog es vor, aus allerlei einfachsten Gegenständen kleine mechanische Wunderwerke sich zu verfertigen, welche das allgemeine Erstaunen auf sich zogen. Eine kleine Mühle bewegte sich scheinbar von selbst, indem er eine Maus hineingesperrt hatte, welche das Rad trat, so oft sie versuchte, zu dem oberhalb des Rades angebrachten Futter zu gelangen. Einen alten Kasten richtete er durch eine Querwand zu einer Wasseruhr her, die er Morgens mit Wasser füllte, worauf den ganzen Tag über heraustropfende Flüssigkeit einen an der Außenseite sichtbaren Zeiger mit hinlänglicher Regelmäßigkeit in Drehung hielt, daß die Vorrichtung schon länger, nachdem der Erfinder Grantham verlassen hatte, der Familie, bei welcher er dort gewohnt hatte, noch als Hausuhr dienen konnte.

Diese Abreise erfolgte 1656, als Newtons Mutter, auf's Neue Wittwe geworden, mit drei Kindern zweiter Ehe «ach Woolsthorpe zurückkehrte.

') Eine englische Quart ist etwas größer als ein Liter.

Isaac sollte jetzt Landmann weiden, sollte dns Gut bewirthschaften, sollte
zum Perkaufe der Erzeugnisse des Gutes allsamstaglich noch Grantho.ni fahren
und den dortigen Markt besuchen. Das Alles war keineswegs nach seinen:
Geschmack. Die Schaafe, welche seiner Obhut anvertraut waren, verliefen sich,
während er in einem Busche liegend mathematische Aufgaben zu lösen suchte;
die Marktgefchäfte besorgte ein alter Diener, dieweil er selbst unter den
Büchern seines früheren Hausherrn, des Apothekers Clarke wühlte, und fo
wurde die Mutter durch die Erfahrung einiger Jahre überzeugt, daß es
unmöglich fei, auf ihren Plänen zu beharren. Isaac bezog vielmehr nach
mehrmonatlicher Vorbereitung die Universität Cambridge. Er wurde am
5. Juni 1660 in das dortige Trinity-Cullege aufgenommen, wieder ein denk-
würdiges Jahr in der englischen Geschichte, da in ihm die Wiedereinsetzung
des Königthums durch General Monk sich vollzogen hatte.
Im gleichen Jahre kam Isaac Narrow, der 1630 geborene Sohn
eines Londoner Leinenhändlers, als Professor der griechischen Sprache an
die genannte Anstalt, eine Stellung, welche er 1663 mit der Professur der
Mathematik vertauschte, um 1669 auch diese aufzugeben und sich der
Theologie zuzuwenden. Narrow starb 1679 bei einem vorübergehenden
Besuche in London. Narrow, der eine Optik, der ein geometrisches Werk
von nicht untergeordnetem Werthe veröffentlicht hat, den König Karl N. als Vor-
stand des Trinity-College's mit dem Bemerken, er fei der gelehrteste Mann
von England, eingefetzt hatte, vielleicht freilich unter einiger Nückfichtsnahme
auf die entschieden kunigstreue Gesinnung, durch welche derselbe seit der
Restauration sich auszeichnete, Barrow ist in fast allen Beziehungen als
einflußreich auf die geistige Entwickelung Newtons anzusehen. Wie Barrow
hat Newton sich mathematischen, wie er sich optischen Untersuchungen zuge-
wandt, wie er ist er fein Leben lang ein eifriger Tory gewefen, dessen
munarchifche Ueberzeugung nur durch die Anhänglichkeit an die Episkopat-
kirche besiegt weiden tonnte, wenn jemals zwischen dem Träger der Krone
und den Bischöfen eine Zwiespalt entstand.
Barrow bemerkte nicht sogleich, welchen Schüler er sich heranbildete, und
da wir hier vor Thatsachen stehen, welche eine wesentliche Seite von Ncwton's
Charakter und Geistesart betreffen, so muß das an sich wenig Erhebliche
betont werden. Newtons Geist war von einer Tiefe, welche nur von Wenigen
erreicht, wohl von Keinem je Übertrossen worden ist, aber es scheint lein zu
jeder Stunde und bei jedem Anlaß bereiter Geist gewesen zu sein. Von
Newton werden keine treffenden Antworten, keine augenblicklicher Eingebung
entsprungene Geistesblitze berichtet. Es ist offenbar Wahrheit darin, wenn
gesagt wurde, er habe seine große Entdeckung der Schwerkraft gemacht, indem
er immer darüber dachte; ganz allmälig kam bei ihm eine wissenschaftliche
Auffassung zu Stande, als Schlußergebniß langsamen, am liebsten mathematischen
Verfahrens, nicht als Ausgangspunkt von Rechnungen, welche nur Vorher»
geahntes bestätigen sollten. Ein Geist mit den Eigenschaften, wie wir sie

eben geschildert haben, wird sich aber durch mancherlei Eigcnthünilichkeiten, die fast als Schwäche» erscheinen müssen, offenbaren. Wir könnten einer anekdotisch bekannten Zerstreutheit Newton's hier erwähnten, wie z. B. jenes Grschichtchen von dem Freunde, der, während Newton arbeitete, dessen aus einem gebratenen Huhn bestehende Mahlzeit verzehrte und die Knochen wieder in die zugedeckte Schüssel legte, worauf Newton, als er sich endlich zu Tische setzte und den Teckel aufhob, beim Anblick der Ucberreste ausrief: „Wie zerstreit ich doch bin! Ich hatte ganz aus dem Gedächtnis; verloren, daß ich schon gcgefscn habe!" Der so Geartete wird nicht immer bei mit Anderen gleichzeitig zu bestehenden Prüfungen als der Begabtere erscheinen. Newton zog um 1665, bei einer Wettbewerbuug um eine Stelle den Kürzeren gegen eine uns sonst ganz unbekannte Persönlichkeit Robert Uvedale, indem Narrow, der die Prüfung vornahm, beide in Kenntnissen ganz gleich fand und das Alter der Vewerber entscheiden ließ. Drei Jahre spater, 1668, erwirbt Newton den Titel als Magister der freien Künste. Sein Name ist der 23. unter einer Liste von 148. Was man Geistesgegenwart zu nennen pflegt, fehlt einem solchem Manne; er kann nicht rasch die Mängel eines geinachten Vorschlages entdecken, er scheut Bemängelung der eigenen Aussprüche, so lange sie nicht rein mathematisch nachgewiesen, ganz unwiderlegbar geworden sind. Auch davon giebt Newtons Leben Ieugniß. Wir werden ihn als Mitglied politischer Versammlungen kennen lernen; nicht ein einziges Mal hat er i» solchen das Wort ergriffen. Wir werden ihn in wissenschaftlichen Streitigkeiten verwickelt finden; nur mit Widerstreben läßt er sich öffentlich in solche hineinziehen; nicht als ob er seine Gegner nicht gern vernichtet wissen wollte, aber er mied lieber den Kampf mit offenem Visir, er zog es vor, nur die Waffen zuzubercitcu, deren womöglich Andere statt seiner sich bedienen sollten. Ja seine Scheu vor etwaigen Angriffen artet aus in eine Scheu vor jeglicher Veröffentlichung der ihm gelungenen Entdeckungen. Das sind Schwächen unzweifelhaft, allein wir dürfen sie nicht verheimlichen. Wir wollen nicht eine Lobrede zu Ehren Newtons halten, wir wollen den Mann, wie er war, kennen lernen. Wir wollen ganz besonders die Verdienste kennen lernen, um deren Willen auch der scheelsüchtigste Kritiker ihm seine Schwächen gewiß nachsehen wird.

Die ersten selbständigen Arbeiten Newtons, von welchen wir wissen, sind rein mathematische. Sie greifen noch bis vor das Jahr 1666 zurück, allein weil sie erst spät zur allgemeinen Kenntniß gelangten, ziehen wir es vor, gleich Allen, die mit der Lebensbeschreibung Newton's sich beschäftigt haben, vorher von den thatfächlich später angestellten Untersuchungen zu reden, durch welche die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt wurde, von den optischen und von den mechanischen Arbeiten.

Tic Lehre vom Lichte hat im 17. Jahrhundert außerordentliche Erweiterungen gefunden. Ohne auf eine geschichtliche Erörterung derselben einzugehen, glauben wir doch Einzelnes erwähnen zu müssen. Am Anfange des

Jahrhunderts war es unser Kepler, der neben mancherlei mangelhaften Ideen, die er über die Brechung des Lichtes aussprach, sich wahre Verdienste durch sein astronomisches Fernrohr erwarb, welches aus zwei Linsen, d. h. linsenartig nach beiden Seiten gewölbten Gläsern am Anfang und am Ende eines Rohres, welches selbst dem Auge des Beobachters entsprechend verlängert, oder wie man zu sagen pflegt, eingestellt werden konnte, bestand. Dieses Fernrohr, bei welchem allerdings alle Gegenstände verkehrt gesehen wurden, ein Nachtheil, der aber nur für irdische Gegenstände, nicht für am Sternenhimmel befindliche Zielpunkte, in die Waagschale fiel, genügte lange für die Beobachtungen der Astronomen. Ein Holländer, Willebrord Snell, entdeckte um 1620 das von Descartes 1637 veröffentlichte Lichtbrechungsgesetz.
Den Begriff der Brechung erläutert wohl am besten ein sehr einfacher Versuch. Auf den Boden eines undurchsichtigen Gefäßes, etwa eines Bechers aus Metall, legt man ein Geldstückchen und entfernt sich so weit von dem Gefäße, daß man die durch den Rand dem Auge verdeckte Münze eben nicht mehr sieht. Gießt man nun Wasser in das Gefäß, fo wird die Münze wieder sichtbar. Das Licht hat nämlich im Wasser ein anderes Mittel als in der früher im Gefäße vorhandenen Luft gefunden, in welchem feine Einwirkung entsprechend verändert ist. Der Lichtstrahl ist gebrochen. Das wußte man freilich schon lange. Man wußte auch, daß es Brechungen verschiedener Wirkung gab, je nachdem das Licht verschiedene Mittel, wie z. B. Lust und Wasser, oder Luft und Glas, oder Luft und Oel und dergleichen zu durchdringen hat. Aber das Gesetz, nach welchem ein in einem Mittel verlaufener Lichtstrahl feine Richtung ändert, wenn er in ein anderes dichteres oder dünneres Mittel gelangt, war noch nicht bekannt. Ein Italiener, Grimaldi, ging auf dem Wege versuchsweiser Forschung um einen bedeutenden Schritt weiter. Er suchte Erscheinungen sich zu verschaffen, welche nicht beeinträchtigt wären durch das allerwärts verbreitete Tageslicht. Er verdunkelte deßhalb das Veobachtungszimmer durch fest schließende Läden, in deren einem er nur eine ziemlich kleine Oeffnnng herstellte. Er ließ alsdann durch die Oeffnung Sonnenlicht auf ein Glasprisma, dergleichen man fchon damals um die Mitte des 17, Jahrhunderts zu fchleisen wußte, fallen und fing das Bild auf einer weißen Tafel auf, ein Bild, welches er nicht, wie zunächst zu erwarten stand, an Größe und Form der Ladenöffnnug völlig gleich, sondern beträchtlich in die Länge gezogen und an den Rädern gefärbt fand. Diese Beobachtung nebst vielen anderen, welche wir übergehen, ist in einem Buche*) beschrieben, welches 1665, zwei Jahre nach Grimaldis Tode, erschien. Hat Newton dieses Werk bald darauf gekannt? Wir wissen es nicht. Allzu rasch dürfen wir uns aber den buchhändlerischen Verkehr in jener Zeit überhaupt nicht denken, und so gewinnt es an Wahrscheinlichkeit, daß Newton zu seinen ähnlichen Versuchen eine andere Veranlassung hatte,

') Ui-imMi, I'KMoO'Uatdeziz cts luniius, »oloiibuz et iiiäe, Loloßu», 1665,

als nur Grimaldi's Beobachtung zu bestätigen oder zu widerlegen. Wir
bringen in Erinnerung, daß Narrow 1669 eine Optik*) herausgab, welche,
wie der Verfasser in der Vorrede ausdrücklich hervorhebt, durch Newton,
.einen Mann von vortrefflichen Anlagen und ausgezeichneter Erfahrung",
handschriftlich durchgesehen und in manchen Punkten verbessert worden ist.
Narrow hat in diesem Buche gezeigt, daß Strahlen, welche von einer unendlich
entfernten Lichtquelle herlomnien, mithin als gleichlaufende in die Linse ein?
dringen, sich nach vollzogenen Brechungen erst innerhalb der Linse und dann
wieder beim Austritt aus derselben in die Luft in einem durch geometrifche
Construction zu findenden Punkte, dem fogennnnten Brennpunkte, vereinigen;
er hat alsdann die gleiche Aufgabe der Vereinigung der austretenden Licht-
strahlen für den Fall behandelt daß die Lichtquelle in endlicher Entfernung
von der Linse sich befindet, die Strahlen somit nicht als gleichlaufende an
der der Lichtquelle zugelehrten Oberfläche der Linse anlangen; er hat weiter
Ansichten über das Wesen der Farben ausgesprochen, welche wir, so unrichtig
sie nach späterer allgemeiner Annahme sind, um so nothwendiger hier zu wieder-
holen haben, weil daraus einmal der große Fortschritt erhellt, den die Wissen-
schaft Newton zu verdanken hat, und zweitens die Sicherheit erwächst, daß
Newton, als er diese Capitel ungerügt dem Drucke übergeben ließ, mit seinen
eigenen Arbeiten unbedingt noch nicht abgeschlossen haben konnte. Weiß ist
nach Narrow Dasjenige, was eine Menge Licht gleich klar in jeder Richtung
entläßt, schwarz Dasjenige, was gar leine Lichtstrahlen oder sehr spärlich
entläßt; roth ist. was ein mehr als gewöhnlich klares Licht entläßt, aber
von schattigen Zwischenräumen unterbrochen; blau, was ein verdünntes Licht
entläßt, wie in Körpern, die aus weißen und schwarzen Theilen bestehen;
grün ist zunächst mit dem blau verbunden; gelb ist eineMischung von vielem weiß
und ein wenig roth, und purpur besteht aus viel blau mit wenig roth gemischt**).
Newton mag nuu auf den Gedanken gekommen sein, die Brechung des Licht-
strahls in einem durch ebene Flächen begrenzten Prisma und den Weg desselben
Strahles nach dem Austritte aus dem Prisma zu studiren, und zu diesem
Zwecke stellte er eben den Versuch an, welchen Grimaldi vorher erdacht hatte.
Ein Prisma hatte er seit April 1666 etwa in seinem Besitze und hatte sich
gewiß gleich Jedem, der durch ein solches hindnrchschaut, an dem wunder-
baren Spiele der Farben ergötzt. Jetzt verdunkelte er sein Zimmer und
brachte nur in einem Laden ein kreisrundes Loch von 1/4 Zoll Durchmesser
an, hinter welchem das Prisma aufgestellt wurde; 22 Fuß davon entfernt
befand sich die Wand zur Aufsaugung des Bildes, des Spectrum. wie
Newton mit bald allgemein angenommenem Namen es nannte. Dieses
Spectrum war ein 131/4 Zoll langes Farbenbild. Mag nun Newton's

') Laii'cnv, I>«cti«n«3 optiere, I.onäoa 1669.

") Nrewstci, Sir Isanc Newton's Leben, überseht von N. M, Goldberg, mit
Anmerkungen von H. W. Vicmdcs. Leipzig 1833. Z. 12—13.

Verdienst an diesem eisten Versuch hoch oder niedrig angeschlagen werden, die folgenden Versuche sind sein unbestrittenes Eigenthum und von weit bedeutsamerer Natur, da es sich bei ihnen nicht um einen glücklichen Zufall, sondern, seiner vorher geschilderten Geisteseigenthümlichteit entsprechend, um wohl erwogene Experimente zu bestimmtem Zwecke handelte. Freilich spielte gleich bei dem nächsten Versuche ein glücklicher Zufall wieder mit. Das Spcctrum war ungemein auseinandergezogen, oder mit anderen Worten: während der auf einen Puntt des Prismas auffallende, von der Sonne aus-gehende Stiahlenbündel, wenn nicht aus parallelen Strahlen, doch aus solchen bestand, deren äußerste nur einen sehr kleinen Winkel von 31' (den sogenannten scheinbaren Durchmesser der Sonne) mit einander bildeten, gingen die aus-tretenden Strahlen so weit auseinander, daß die äußersten derselben einen Winkel von 2» 49' bildeten, dieser Strahlenwinkel war demnach nach der Brechung auf mehr als fünffache Größe angewachsen. Das tonnte nach der damals vorhandenen besten, durch Descartes erörterten Theorie des Lichtes nicht erklärt weiden, die Muthmaßung Newton's ging also dahin, es möchten wohl Eigenthümlichkeiten des Prismas mitwirken, welche theils regelmäßige, theils unregelmäßige Wirkungen hervorbrächten. Jene aufzuheben, diefe dagegen zu ver-größern und somit reiucr zur Wahrnehmung zu bringen, vereinigte Newton mit dem ersten Prisma ein zweites, welches erin umgekehrter Lage dahinter brachte. Wie sollen wir sein Erstaunen schildern, als jetzt plötzlich das lange Spectrum einem vollkommen runden an Größe mit der Oeffnung des Fensterladens übereinstimmenden farblosen Sonnenbilde wich! So waren also gar keine unregelmäßigen Wirtungen des Prismas vorhanden, so war es Regel. Gesetz, daß der durch ein Prisma hindurchgehende Sonnenstrahl sich in ein Spectrum ausbreitete. Worin lag der Grund? Er tonnte in mancherlei gesucht werden. Die äußersten Strahlen, welche auf einen Punkt des Prismas auffielen, bildeten, wie wir schon gesagt haben, mit einander einen Winkel von 31'. Dadurch ergab sich eine Verschiedenheit ihres Eintrittswinkels in das Prisma, und diese konnte die Erscheinung verschulden: dann mußte aber, wenn man das Prisma drehte, so daß dessen auffangende Fläche nicht mehr dem Fensterladen parallel war, bei gleich bleibendem Unterschiede der betreffenden Eintrittswinkel eine »och größere Abweichung eines jeden derselben von einem rechten Winkel entstehen, und der Erfolg mußte mit großer Wahrscheinlichkeit in dem immer wachsenden Spectrum erkennbar weiden. Newton drehte und drehte das Prisma, das Spectrum änderte sich nur unmerklich; die zweite Vermuthung war also gleich der ersten, die auf Unregelmäßigkeiten fahndete, abgewiesen. Wieder eine Möglichkeit bestand in Folgendem: Daß die Lichtstrahlen in der Luft gradlinig zu verlaufen Pflegen, konnte als ausgemacht gelten; aber vielleicht übte die Brechung im Prisma eine solche Wirkung auf sie, daß sie seit dem Austritte eine krummlinige Bahn annahmen; dadurch ließ sich ja auch eine Ausbreitung des aufgefangenen Bildes erklären. Wieder erkannte Newton, daß diese Möglichkeit durch einen Versuch geprüft weiden tonnte. Die auf-

fangende Wand brauchte nur näher an das Prisma herangebracht und die Ausdehnung des jedesmaligen Spectrums gemessen zu werden. Newton stellte den Versuch an und fand, daß das Spectrum zwar an Ausdehnung sich änderte, aber nur in dem Verhältnisse der Annäherung an das Prisma und nicht stärker, daß, anders ausgedrückt, der Winkel, welchen die austretenden Strahlen zu bilden schienen, stets derselbe blieb, die Strahlen also nothwendig auch nach dem Austritte aus dem Prisma gradlinig sein mußten. Alle Vermuthungen, welche nur in geiingeni Grade an den landläufigen physikalischen Meinungen zu rütteln nöthigten, waren jetzt erschöpft, und Newton wagte es, folgende an sich wenigst wahrscheinliche Meinung auszusprechen: Das weiße Licht ist nichts Einfaches, wie man geglaubt hat; es setzt sich vielmehr zusammen aus verschiedenfarbigen Strahlen, welche nur in ihrer Vereinigung weiß aussehen, und welche mittels eines Prismas von einander getrennt werden, weil jeder einzelne derselben eine andere Brechbarteit besitzt, der violette die stärkste, der rothe die schwächste. Diese Annahme erklärte allerdings das Auftreten des Spectrums bei Anwendung eines Prismas, erklärte auch die Vernichtung des Spectrums, wenn die Farben durch ein zweites entgegengesetzt brechendes Prisma wieder vereinigt wurden. Gleichwohl war Newton nicht nachsichtiger gegen die neue Vermuthung als gegen die früheren, er wollte sie bestätigt oder beseitigt wissen. Folgender Versuch mußte ihm dienen: Hinter das erste Prisma stellte er ein Brett mit einem kleinen Loch, 12 Fuß davon entfernt ein Vrett mit einem ähnlichen Loche, dahinter ein zweites Prisma, und dann folgte in der alten Entfernung vom Fensterladen die auffangende Wand. Die Löcher in dm beiden Brettern ließen nun als Anfangs- und Endöffnung einer engen Röhre sich betrachten, durch welche ein farbiger, kein weißer Lichtstrahl auf das zweite Prisma geworfen wurde. Drehung des ersten Prismas tonnte leicht hervorbringen, daß bald ein violetter, bald ein blauer, ein gelber, ein rother Strahl durch jene gedachte Röhre auf das zweite Prisma fiel; die gedachte Röhre gab die Richtung des auf das zweite Prisma einfallenden Strahles, die auf der Auffangewllnd erscheinende farbige Stelle ließ die Richtung des aus demselben Prisma austretenden Strahles erkennen; war nun in der That die Brechbarteit der farbigen Strahlen je nach der Farbe eine verschiedene, so mußte die Auffangewand ein Wandern der erleuchteten Stelle mit Farbenveränderung zeigen, während das erste Prisma in Drehung versetzt wurde, und genau dieses fand statt. Wir wollen nicht die weiteren Versuche schildern, welche Newton noch zur vollen Bekräftigung seiner von ihm selbst bereits zur Gewißheit erhobenen Vermuthung anstellte, wir haben uns schon zu lange bei dem Gegenstände verweilt; allein wir verfolgten dabei eine mehrfache Absicht. Wir wollten an einem Beispiele Newton's geniale und sichere Forschungsmethode schildern, welche keine Schwierigkeit übersieht, keiner aus dem Wege geht, welche nicht ruht, bis der vollgiltige Beweis dessen geliefert ist, was nunmehr ein fast mathematischer Lehrsah geworden ist. Wir wollten auch die andere Seite von Newton's Persönlichkeit kennen lehren, seine oben schon zum Voraus erwähnte

Scheu v»r der Oeffentlichkeit. Frage Jeder seine Erinnerung, ob in alter oder neuer Zeit irgend ein Naturforscher so wunderbare Erscheinungen wie das Bilden eines Spectrums durch ein Prisma, das Vernichten desselben durch ein zweites wahrgenommen Hütte, ohne sofort in irgend einer Weise Lärm zu schlagen. Ganz anders Newton. Durch Jahre ziehen sich seine Versuche hin, und erst 1672 reicht er sie der in London seit 1662 bestehenden toniglichen Societcit ein. Allerdings hatte Newton, welcher seit 1669 eine Professur in Cambridge bekleidete, daselbst wiederholt, 1669, 1670. 1671 ofttische Vorlesungen gehalten, allerdings trug er hier seine neuen Entdeckungen vor, allein sie verbreiteten sich dadurch keineswegs. Newton war ein Gelehrter, kein Lehrer. Ihm fehlte, auch das haben wir schon erwähnt, die mündliche Darstellungsgabe, und überdies war, was er lehrte, für die Bildungsstufe seiner Schüler zu fein. Wir wissen, daß kaum drei oder vier Zuhörer ihm zu folgen im Stande waren, daß er leeren Wänden die Geisteskölner zuwarf, welche meistens erst über ein halbes Jahrhundert später Boden fanden, in dem sie keimen konnten. Verfolgen wir die Geschichte seiner optischen Versuche weiter. Die verschiedene Brechbarkeit der einfarbigen Lichtstrahlen innerhalb des weißen Lichtes muß. sagte sich Newton, auch bei der Brechung durch eine Linse zum Vorschein kommen; die rothen Strahlen weiden sich zunächst der Linse in einem Brenn Punkt vereinigen, die gelben etwas weiter, die violetten am weitesten. Stellt man also ein Fernrohr etwa so ein, daß mittels des Augenglases, des Oculars, der Brennpunkt des violetten Lichtes deutlich erkannt wird, so sieht man weder die rothen, noch die gelben Strahlen und ähnlich unter anderen Voraussetzungen. Das Abprallen der Lichtstrahlen dagegen, die Reflexion, erfolgt, wie Newton fand, für verschiedenfarbige Strahlen nach dem gleichen Gesetze und in gleicher Weise. Konnte mithin in einem Fernrohr das Bild eines entfernten Gegenstandes durch Spiegelung erzeugt werden, so niußte dasselbe deutlicher sein als ein durch Brechung hervorgebrachtes Bild. Ein solches Spiegelteleskop war seit 1661 durch einen Schotten, James Gregory, erfunden, welcher dasselbe in einem 1663 erschienenen, von Newton gelesenen Buche*) beschrieb. Newtons Verdienst war also nicht, daß er zuerst eine Spiegelteleskop herstellte, sondern daß er mit klarem' Bewußtsein der Vorzüge eines solchen, welches dem Erfinder selbst fehlte, an die Verbesserung des bereits vorhandenen Instrumentes heranging. So entstand das Newton'sche Fernrohr, welches im Februar 1669 vollendet wurde und bei 6 Zoll Länge etwa 40 Mal vergrößerte. Er sah damit deutlich den Planeten Jupiter nebst seinen Trabanten und die sichelartic, gekrümmte Gestalt des Planeten Venus. Er verfertigte nun ein zweites, besseres Spiegelteleskop, und einer seiner Collegen am Trinity-College brachte ein noch vollkommneres zu Stande. Aber noch immer hielt Newton zurück, bis am Ende des Jahres 1671 die königliche Societcit von London ihn durch ihren Schriftführer Oldenburg auffordern ließ, sein Instrument zur Prüfung ein«

') (irszoi-)-, Optio» promow, I,cm<iun 1663.

zuschicken, ein Verlangen, dem er im Tecember entsprach. Noch am 23. des-
selben Monats wurde Newton zum Mitglied« der königlichen Societat vor-
geschlagen, am 11. Januar 1672 ernannt, nachdem das Teleskop von fach»
kundigen Männern, unter welchen Christoph Wren und Robert Hooke sich
befanden, geprüft, auch dem Könige vorgezeigt worden war. Ter ungesuchte
äußere Erfolg ermuthigte Newton, auch mit seinen Theorien, deren Wcrth er
keineswegs verkannte, hervorzutreten. Bereits am 18. Januar schrieb er
Oldenburg, er wolle der Societat eine Entdeckung unterbreiten, welche ihn
auf die Anfertigung seines Tcleskopes gebracht habe. „Ich zweifle nicht", fugte
er stolzbewußt, „daß diefes als ein noch werthvollerer Gegenstand erscheinen
wird als die Mittheilung des Instrumentes, da es nach meiner Meinung die
fonderbarste, wenn nicht die ansehnlichste Entdeckung ist, welche bis jetzt in
den Werken der Natur gemacht worden". Am 6. Februar reichte er seine
Abhandlung über die Ieilegbarkeit des Weißen Lichtes in sieben Farben ein,
deren Hauptinhalt wir geschildert haben.

Wir haben weiter oben Newton's Zögcrung, an die Oeffentlichkeit zu
treten, mit einer gewissen Scheu vor Angriffen erklärt. Ter Erfolg fchien
ihm Recht zu geben. Es fehlte nicht an Gegnern der neuen Ansichten.
Franzosen und Belgier, Pardies, Linus, Lucas, Männer von untergeordneter
Bedeutung, wurde« mit ihren die Thatsachen selbst anzweifelnden Gegen'
schriften leicht, wenn auch nicht schnell, zum Schweigen gebracht, da die Schriften
und Gegenfchriften bis 1676 wechselten. Gefährlicher war der Widerspruch
von Robert Hoole und von Huigens. Hooke, geboren 1635, gestorben 1703,
seit 1663 Mitglied der königlichen Societat. seit 1664 von derselben mit
einem Gehalte von 20 Lstrl. angestellt, um die in den Sitzungen der Gesell-
schaft nothwendigen Versuche auszusühren, gehört zu den geschicktesten Experimen-
tatoren seiner Zeit. Es fehlte ihm nur der mathematifche Geist und mit
demselben die Fähigkeit, sich anhaltend einem und demselben Gegenstände
zuzuwenden und nicht abzulassen, bevor er ihn in's Reine gebracht. Um dieses
Mangels willen sehen wir ihn sich zersplittern, scheu wir ihn aller Orten in
die Entwicklung der Raturlehre eingreifen, sehen wir ihn an Entdeckungen
anstreifen, die ihm endgiltig doch nicht zugesprochen werden können, weil
er sie nicht durchführte, sondern mit einem geistreichen aber bewcislos aus»
gesprochenen Satze sich zu begnügen liebte, sagen wir es geradeheraus, sich
begnügen muhte, weil er zu den Beweisen nicht fähig war. Hooke hat auch
mit optischen Tingen sich beschäftigt und zu Anfang 1672 der königlichen
Societat Versuche vorgeführt, welche wunderbare Farbenerfcheinungen zum
Vorschein brachten, so die Farben der Seifenblasen, die von Glimmerblättchen,
auch die, welche bei dem Zusammendrücken zweier Prismen, von denen das
eine etwas gekrümmt war. entstanden. Zugleich erklärte er, Licht pflanze
sich mittels Wellenbewegungen fort, welche zur Richtung des Strahles senkrecht
seien. Das waren die Anfänge der heutigen Lichtwellenlehre im Gegenfahe
zu der Lehre von gradlinig fich verbreitenden Lichttheilchen, mochten sie ein-

fach oder zusammengesetzt sein. Hoole steht mit Grimaldi, der ihm selbst
zuvorkam, an der Wiege der sogenannten Undulationstheorie; Newton war
der bedeutendste Vertreter der Emissionstheorie. Die Genialität von Houte's
Gedanke wird heute Niemand in Abrede stellen, ebensowenig aber, daß er
eine Geburt des Zufalls war, daß Hoole so wenig wie Grimaldi zu einer
wissenschaftlich begründeten Ueberzeugung, fondern nur zu einer rechthaberifch
festgehaltenen Behauptung gelangt war. Sei dem aber, wie da wolle, die
beiden Theorien standen einander nun einmal gegenüber, und war Hoote im
Rechte, fo mußte Newton im Unrecht fein, fowohl mit der Erklärung feiner
ersten Verfuche, als mit der anderer, die aus dem Jahre 1675 stammen.
Letztere betreffen die erwähnten, von Hoole 1672 hervorgebrachten Farben-
erfcheinungen dnrch das Zufammenpressen von Prismen. Newton veränderte
diesen Versuch so, daß er zu messen im Stande war, wo es sich um bis
dahin unmeßbar kleine Entfernungen handelte. Er nahm eine kugelförmig
nach beiden Seiten gewölbte Glaslinfe und die Hälfte einer solchen, welche
demnach eine ebene und eine kugelförmig gewölbte Flache besaß und drückte
die ganze Linse auf die ebene Seite der halben; da erschienen um den Mittel-
punkt Ringe von abwechselnd sich wiederholenden Farben, die jetzt sogenannten
Newton'schen Farbenringe. Weil aber der 50füßige Halbmesser der Kugel-
wölbung, welche die Linfe befaß, bekannt war, konnte mau auch die Entfernung
der beiden Gläser, die dem Auftreten irgend einer Farbe entsprach, berechnen
und fand z. B. die hellste Stelle des ersten Ringes bei einer gegenfeitigen
Glasentfernung von i/?«oo Millimeter. Newton verglich die Farben der
Ringe mit denen einer Seifenblafe und fand fo die Dicke der Letzteren,
wo sie in einem gewissen Roth (das Roth dritter Ordnung) schillert, zu
i/i8?z Millimeter.

Diese Thatsachen nebst den soweit erwähnten Schlußfolgerungen, in welchen
man Newton, den Mathematiker, zu erkennen Gelegenheit hat, zweifelte Hoote
keineswegs an, nur deren Erklärung. Newton war es natürlich nicht ent-
gangen, daß die Voraussetzungen, welche genügt hatten, die Zerlegung des
weißen Lichtes durch ein Prisma in die sieben Farben, die sogenannte Dispersion
des Lichtes, zu erklären, mithin die Zusammengesetztheit des weißen Lichtes
und die verschiedene Brechbarleit der einzelnen Bestandtheile desselben, nicht
ausreichten, um die Entstehung der fogenannten Farben dünner Blättchen zu
begründen. Er erdachte sich dazu eine zweite Eigenschaft der einzelnen Licht-
thcllchen, welche er üw nannte, was man deutfch durch Anwandlungen wieder-
gegeben hat. Die Anwandlungen bestehen darin, daß die einzelnen farbigen
Lichttheilchen in regelmäßig wiederkehrenden Zeiten bald die Neigung haben,
in einen durchsichtigen Körper einzutreten und durch ihn gebrochen hindurch-
zugehen, bald von ihm als einer spiegelnden Flache zurückgeworfen zu werden.
Den Grund der Anwandlungen felbst hat Newton nicht angegeben. Diese
heute nicht mehr haltbare Meinung erklärt freilich in einer Weise, auf
welche, eben weil der Standpunkt ein überwundener ist, hier nicht genauer

einzugehen ist. die Ringe, aber jene hielt noch mehr als die Dispersionslehre
an dem Bestehen einzelner Lichttheilchen fest und mußte daher von Hooke
verworfen werden. So entspann sich zwischen Newton und Hoote im Schooße
der königlichen Societät selbst ein Streit, der bald mit einem zweiten sich
vermengen sollte und Newton veraulaßte, bis zu Hoote's Tod leine optischen
Arbeiten mehr zu veröffentlichen. Erst 1704 erschien dann die englisch
geschriebene Optik, welche von Clarte ins Lateinische überseht wurde und
in beiderlei Sprachen einer außergewöhnlichen Verbreitung sich erfreute.
Der andere gefährliche Gegner der Newton'schen Emissionstheorie war
Christian Huygens. Huygens war der Ebenbürtigsten einer, mit welche» Newton
zusammenstieß. Er lebte 1629 bis 1695, war Mitglied der Pariser Akademie
der Wissenschaften und als solches von deren Stiftung 1666 an in Paris
ansässig, bis die Aufhebung des Edicts von Nantes ihn, den Protestanten,
nöthigte, Frankreich wieder zu verlassen, und in seine Vaterstadt, den Haag,
zurückzukehren. Astronom, Physiker und Mathematiker gleichen Ranges hat
Huygens den Ring des Saturns entdeckt, die Lehre vom Pendel zur Entwicklung
geführt und die Pendeluhren erfunden, hat er in feinem Iraits äs 1a lumiör«
von 1691 die Undulationstheorie des Lichtes besser als seine Vorgänger zu
stützen gewußt. Das Bedeutsamste in dieser Beziehung war die Erklärung der
seit 1669 durch einen Dänen Bartholinus bekannt gemachten Doppelbrechung
des isländischen Kaltspaths. Diese merkwürdige Erscheinung besteht darin, daß,
wenn man einen schwarzen Punkt, auf Papier etwa, mit einem durchsichtigen
Kallspathtiystall bedeckt, statt eines Punktes deren zwei gesehen weiden.
Huygens wußte dieses Auftreten zweier Bilder geradezu zu beweisen, während
Newton, nicht im Stande, seine Theorie eben dazu zu gebrauchen, den Versuch
selbst leugnete, oder wenigstens ihn so umdeutete, daß er zu einem Gesetze
gelangte, welches mit den wirtlichen Beobachtungen geradezu unverträglich war.
Auch diese Antwort auf die durch Huygens mittelbar an ihn gestellte Frage
ertheilte erst die Newton'sche Optik von 1704, neun Jahre nach dem Tode
von Huygens.

Das deutsch-österreichische präventivbündniß.

von

U henll,1 ll §.

nscr heutiges Menschengeschlecht ist ein schnell lebendes, aber auch ein eben so schnell vergessendes. Begebenheiten, welche vor einem Jahre die Aufmerksamkeit von ganz Europa in Anspruch nahmen, gehören schon zur alten Geschichte. Kaum vermögen die Ereignisse des Tages das allgemeine Interesse zu fesseln; rastlos stürmen die Geister vorwärts, um das undurchdringliche Dunkel der Zukunft zu durchschauen. Und doch läßt sich dieses nur aus einer genauen Kenntnis; der Vergangenheit errathen; nur deren Verständnis; ermöglicht uns eine richtige Beurtheilung der Gegenwart. Neues giebt es überhaupt in der Politik nichts, denn dieselbe wird durch seit Jahrhunderten gegebene Verhältnisse bestimmt, welche ihren logischen Verlauf nehmen, auch wenn das beschränkte Menschenaugc nicht immer die Logik in den Tagesbegebenheitcn zu erkennen vermag. Derjenige, ist der größte Staatsmann, welcher den Geist der Geschichte zu erfassen, welcher ihre Lehren zu benutzen und anzuwenden weiß.

Einen solchen Mann haben wir in unserem Kanzler vor Augen, welcher aus dem Studium der Geschichte die wahre Intuition schöpfte, um stets den richtigen Weg zu erkennen, auf dem er unser Vaterland mitten durch die jede neue Schöpfung umgebenden Gefahren mit Sicherheit zu leiten hat. Nach Abschluß jeder neuen, stets Stauuen erregenden Epoche fühlt die Nation zwar, daß ihr großer Mentor wieder 'das Nichtige getroffen hat, ohne sich aber immer das Wie und Warum seiner Handlungsweise zum klaren Bewußtsein zu bringen. Dieses muß aber gewonnen werden, soll der Nutzen für uus ein dauernder und uns ganz zu eigen werden. Augenblicklich bei einem Richt-punkte in unserer auswärtigen Politik angelangt, dürfte eine Betrachtung der jüngsten Vergangenheit zur Erreichung dieses wllnschenswerthen Resultates bei-

tragen und nicht wenig zur Beruhigung der Geister und zur Erhöhung des eigenen Selbstvertrauens dienen.

Ende September 1879 erschien Fürst Nismarck in Wien, angeblich zur Erwiderung des Besuches, welchen ihm Graf Andrassy kurz vorher in softem abgestattet halte. Ter Empfang des deutschen Kanzlers von Seiten des großen Publikums war ein enthusiastischer, und vom Kaiser und Hofe wurde er mit einer Auszeichnung behandelt, wie solche gewöhnlich einem fremden Minister nicht zu Theil wird. Fast den ganzen Tag waren Nismarck und Andrassy zu Besprechungen vereinigt, die Kanzleien in angestrengtester Thätigkcit. Auch den Uneingeweihten mußte es klar werden, daß es sich hier um etwas Ernsteres als nur um einen Höflichkeitsbesuch handelte. Tas politische Ahnungsvcrmögen der Massen fühlte es schnell genug heraus, daß fich in der kurzen Spanne Zeit, welche Nismnrcks Anwesenheit in Wien dauerte, ein Stück Weltgeschichte abspielte, bestimmt, für Deutschland «nd Oesterreich-Ungnrn, ja, für ganz Europa von den segensreichsten Folgen zu werden. Die große staatsmännische Weisheit und Mäßigung, welche den Kanzler 18L6 beim Friedensschluß mit Oesterreich leitete, sollte nun ihre Rechtfertigung finden, indem er seine politische und diplomatische Arbeit der letzten dreizehn Jahre durch den von ihm erstrebten Bund mit Oesterreich krönen konnte. In beiden Reichen wurde dessen Zustandekommen mit unendlichem Jubel begrüßt.

In der Öffentlichkeit ließen sich die betreffenden Eabinette über ihr Thun nicht vernehmen, und man blieb darüber im Dunkeln, in welcher Form die Allianz geschlossen worden sei: ob als allgemeines Offensiv- oder Defensivbiindniß, oder ob dieses vielleicht nur bei einem bestimmten, in Aussicht genommenen casus belli in Wirksamkeit treten sollte, und was dergleichen Eventualitäten mehr sind, welche in der Diplomatie in Betracht kommen. Der Speculation ist also ein freier Spielraum gelassen, und Jeder kann das Kindlein bei dem Namen nennen, welcher ihm der treffendste zu sein scheint. Wir nennen die neue Allianz ciu Präventivbündniß.

Diese Bezeichnung ist allerdings in dem diplomatischen Wörterbuchc noch leine recipirtc; der Ausdruck scheint nns aber gerade das zu sagen, was durch das Bündniß erreicht werden sollte — nämlich die Schaffung einer Ligue, stark genug, dem Friedensbruche durch einen oder mehrere Staaten vorbeugen zu können und dadurch eine Verschiebung des Gleichgewichtes zu verhindern. Ob dem Bündniß nur mündliche Abmachungen, oder ob demselben schriftliche Stipulationen vorausgegangen sind, ist noch eine offene Frage, obwohl Grund zu der Annahme vorhanden ist, daß zwischen den leitenden Größen über ihr neues Verhältniß mehr als nur gesprochen wurde. Dem sei aber wie da wolle: den Völkern braucht das Cabinctsgeheimniß nicht enthüllt zu werden, um ihnen die Ueberzeugung zu geben, daß die Allianz zwischen Teutschland und Oesterreich-Ungarn auf die dauerhafteste Basis gestellt ist, auf welche überhaupt jene nur gestellt werden kann — auf die der Interessengemeinschaft — und zwar einer Interessengemeinschaft, nicht durch die augenblickliche

Lage nur hervorgerufen, sondern einer auf den Grundbedingungen ihrer politischen uud socialen Existenz beruhenden und dem Wechsel durch den Lauf der Z«it nicht unterworfenen. Zwei großen politischen Organisationen, wie das deutsche und das österreichisch-ungarische Reich, ist zwar jeder ihre besondere Aufgabe gestellt. Jede hat ihre selbständigen, verschiedenartigen Interessen, welche nur durch Gruppirung um ein eigenes, unabhängiges Centrum wahrgenommen werden tonnen. Zwischen Deutschland und Oesterreich kreuzen sich aber so viele gemeinschaftliche wirtschaftliche und politische Interessen, welche nicht getrennt gehalten werden tonnen, daß beide Reiche auf diese Weise in den nächsten, man tonnte sagen, in verwandtschaftlichen Beziehungen zu einander stehen, welche verschieden von denen sind, welche sie zu irgend einem anderen Staate haben tonnen.

Diese Thatsache besteht durch die unwiderstehliche Logik, welche in dem Gange der Weltgeschichte liegt. Keine diplomatische Geschicklichkeit, und selbst die eines Bismarck nicht, hätte vermocht, dieselbe künstlich hervorzurufen. Sein geniales staatsmännisches Auge erkannte aber, was den Anderen verborgen geblieben war. Diese Erkenntniß von dem Vorhandensein der gleichen Interessen, die Ueberzeugung von deren vereinigender Macht theilte er durch den in Wien geschlossenen Bund der ganzen Bevölkerung mit. Dieses so vielen Politikern unerwartete Freundschaftsverhältnis;, nachdem noch vor wenigen Jahren blutige Feindschaft an dessen Stelle geherrscht hatte, in seiner vollen Tragweite zu verstehen und zu würdigen, ist es nöthig, einen flüchtigen Blick in die Geschichte unseres Vaterlandes zurückzuwerfen. Derselbe wird uns die Notwendigkeit der Lösung der staatlichen Gemeinschaft zeigen, welche einstens in dem alten Reiche zwischen Deutschland und dem Habsburgischen Oesterreich bestanden hat, und wie aus diesem Zerfalle zwei neue politische Größen entstehen mußten, das heutige Oesterreich-Ungarn und das deutsche Reich unter Preußens Führung. Dieser historische Vorgang brachte die Auseinandersetzung, die Scheidung der beiden Gruppen eigenartiger Interessen mit sich, wodurch die Pflege der gemeinschaftlichen Interessen überhaupt erst ermöglicht wurde. Es wurde zwischen Deutschland und Oesterreich eine klare Stellung geschaffen, welche in dem Leben der Staaten nicht minder wünschenswerth ist, als im Leben der Individuen.

Nach der furchtbaren Prüfung, welche der dreißigjährige Krieg in materieller und politischer Beziehung über Deutschland verhängt hatte, begann in unserem Vaterlande ein dunkles Gefühl von der Unzulässigteit der Rcichsverfllssung und von der Nothwendigteit ihrer anderweitigen Gestaltung zu erwachen. Das große, in der Mitte Europas gelegene Reich, bestimmt, ein entscheidendes Wort in allen Weltfragen mitzusprechen, war in Ohnmacht ver stinken, eine Beute des Auslandes, ein Spielball der inneren Parteiungen.

Zu damaliger Zeit wurde auch das deutsche Reich als sterbender Mann betrachtet, von welchem Jeder ein möglichst großes Stück für sich zu gewinnen suchte. Nicht am wenigsten trugen zu diesem politischen Elende die religiösen

Iwiftigleiten bei, welche Teutschland selbst nach dem WestplMschen Frieden noch in zwei feindliche Lager trennten. In Wim herrschte der jesuitische Kathulicismus, Mittel- und Norddeutschland nebst einem Theile des Süd-westen waren der Reformation zugethan. Zwischen diesen beiden Richtungen war eine Versöhnung, ein harmonisches Zusammenwirken unmöglich. Der Kaiser selbst hatte aufgehört, sich als Deutscher zu fühlen, und die dem Hause Habsburg übertragene Kaiserwürde wurde von diesem nicht für deutsche Zwecke gebraucht, sondern im Familieninteresse mißbraucht. Fast bei jedem Friedens-schluß opferte man Reichsgebiet, um "das eigene Territorium zu retten oder gar um eine Vergrößerung der Hausmacht durch solchen Länderschacher zu erlangen. Diesem, von der obersten Stelle gegebenen Beispiele folgend, dachten die deutschen Landesherren auch mehr an sich als an das Gemeinwohl und waren eifrig bemüht, auf Kosten der Reichsgewalt ihre landesherrliche Macht-vollkommenheit auszudehnen. Der deutsche Particularismus, welcher sich als rother Faden durch unsere ganze Geschichte zieht, fing an goldene Tage zu feiern, bis er seinen Gipfelpunkt in dem Souveriinitätsschwindel erreichte, welcher die deutschen Landesherren in unserem Jahrhundert während der taiserlosen Zeit erfaßt hatte.

Ter große Kurfürst von Brandenburg war in jener Zeit des politischen Verfalles der erste und einzige unserer Landesherren, welcher auch die nationale Seite seiner Regentenpflichten zum Ausdruck brachte, indem er die deutschen Interessen nicht nur gegen das Ausland, sondern auch gegen das Haus Habsburg zu vertheidigen sich bemühte. Viel tonnte er natürlich nicht erreichen, dazu fehlte ihm noch die Macht, aber es war doch ein Anfang zur Umkehr; die Morgenröthe einer besseren Zukunft begann sich am Horizonte zu zeigen. In jedes Patrioten Brust, und deren gab es selbst damals schon nicht Wenige, fand des großen Kurfürsten Bestreben lebhaften Anklang, wenn auch dieser kaum Gelegenheit hatte, sich öffentlich luud zu thun. Diejenigen, denen das Wohl des Vaterlandes am Herzen lag, sagten sich innerlich von der habsburgischen Heerfolge los und setzten von nun an ihre nationalen Hoffnungen auf Brandenburgs ausstiebende Macht. Ganz im Stillen, ihm selbst noch unbewußt, machte es seine moralischen Eroberungen in Deutschland, indem es, bald der bestregierte und mächtigste Theil von Deutschland, dessen Namen unter preußischer Fahne nach innen und außen wieder zu Ehren und Ansehen brachte. In Wien ahnte man wohl die heranziehende Gefahr, zu spät aber, um die von den Vor-fahren begangenen Fehler wieder gut macheil zu können und sich dieselben von der Nation verzeihen zu lassen. Das Kurfürstenthum Brandenburg war zum Königreich Preußen geworden, welches während des siebenjährigen Krieges mit dem Schwerte in der Hand seine Selbständigkeit zu erobern und zu behaupte» wußte. Warum ward Friedrich der Große plötzlich der populäre Held von ganz Deutschland, trotz seiner ausgesprochenen Liebhaberei für die französische Sprache und in seiner Jugend selbst für französisches Wesen, trotzdem er nur an sein Preußen zu denken, er nur für dieses zu kämpfen schien? — Nicht

durch die Gründung des Fürstenbundes, mit welchem Preußen zum ersten Male offen an die Spitze der deutfchen Opposition gegen das Habsburgische Kaiserthum trat, hatte der alte Fritz seine Stelle in den Herzen der Nation gesunden: sondern weil das deutsche Volk in ihm das eigene Fleisch und Blut erkannte, weil es sich durch die Großthaten des Preußentönigs moralisch gehoben fühlte, weil es mit seinem oft so richtigen politischen Instincte erschaute, daß Preußens Macht auf dcutfchem Untergründe erbaut sei,' daß nur aus diesem die Wurzeln des jungen Staates die nöthige Kraft hatten saugen können, um sich gegen ganz Europa seiner Existenz zu wehren und dieselbe zur Anerkennung zu bringen.

Als die Fluth der französischen Revolution sich unter des ersten Napoleon Führung über Europa ergoß, war das in allen seinen Fugen morsch gewordene deutsche Reich außer Stande, diesem wuchtigen Anprall zu widerstehen. Es fiel in seine Bestandtheile aus einander, und wie der Wind eine schadhaft gewordene Frucht vom Baume rüttelt, so brachte auch der gewaltige Völkersturm die Kaiserkrone vom Haupte der Habsburger zu Fall, unbetrauert und unbcweint. In der nun unter dem gallischen Joche folgenden Zeit der tiefsten Erniedrigung war es wieder Preußen, von dem Deutschland seine Rettung erwartete. Und nicht umsonst hatte es gehofft. Als die Stunde der Erlösung nach dem vernichtenden Nückznge der Franzosen ans Nußland schlug, gab Preußen das Beispiel zur Erhebung der Nation, mit welcher vereint es dann in wenigen Monaten den heimischen Boden von dem fremden Eroberer zu befreien vermochte. Damals entstand die Solidarität zwischen Preußen nnd Deutschland, an der Beide während vieler trüber Tage, welche auf die Zeit des begeisterten Kampfes folgten, unverbrüchlich festhielten, Beiden znm Heile. In Deutschlands Interessen erkannte Preußen seine eigenen. Diese Gemeinsamkeit stets im Auge behaltend, that es vor einem Deccnnium, was die Besten der Nation so lange von ihm erwartet und erhofft hatten, that es den entscheidenden Schritt zur Lösung seiner geschichtlichen Aufgabe, nachdem es zum zweiten Male in diefem Jahrhundert der Erretter des Vaterlandes von französischen Eroberungsgelüsten geworden war. Preußen stellte auf nationaler Grundlage das deutsche Reich wieder her, als dessen äußeres Wahrzeichen die Hohenzollern aus den Handelt der dankbaren Nation die deutfche Kaiserkrone empfingen. Militärisch und. politisch unter Preußens mächtiger Führung geeinigt, steht das neue Gemeinwesen fortan mit klar erkennbaren Zielen und in sich abgeschlossenen Interessen auf eigenen Füßen da, eine friedliche Großmacht im eminenten Sinne des Wortes.

Dieses glückliche Resultat war aber nicht zu erreichen ohne eine heftige Opposition von Seiten Oesterreichs hervorzurufen, welche erst nach vieljährigem. schließlich in blutigen Kampf ausartenden Ringen überwunden werden konnte. Es war nicht zu erwarten, daß Oesterreich sich leichten Kaufes aus Deutschland würde herausdrängen lassen, das so lange von ihm als sein Paragium betrachtet und behandelt wurde. Das alte Reich war gut genug gewesen, um als Folie der stetig wachsenden österreichischen Hausmacht zu dienen: es sollte helfen, die

disparaten Elemente, aus denen der Habsburger Familienbesitz bestand, zusammen
zu halten. Anstatt aber die Hausmacht zum Wohle des ihrem Horte und
ihrer Leitung anvertrauten Teutschlands zu gebrauchen, bemchten sie dieses, um
auf dessen Kosten jene zu vergrößern. Darin lag die Verkennung der ursprüng-
lichen geschichtlichen Bestimmung des Hauses Habsburg — und damit war
der Keim zum Untergange seiner Herrschaft in Deutschland gelegt. In con-
se.menter Verfolgung dieser Politik sehen wir den letzten dentschen Kaiser aus
habsburgischem Stamme sich ohne Bedauern der deutschen Krone, als eines
unnöthig gewordenen Möbels, in dem Augenblicke entledigen, wo er in deren
Besitz kein Element der Starte mehr, wohl aber eine Gefährdung des öster-
reichischen Länderbestandes erkannte. Diesen zu retten, wurde Deutschland im
Momente der höchsten Gefahr sich selbst überlassen, wurde es rücksichtslos
geopfert.

Trotzdem war die Macht der Gewohnheit und der Tradition so groß,
daß sich auf dem Wiener Eongresse, welcher an der Neconstruction der nach
den Nevolutionstriegen übrig gebliebenen Staatentrümmer arbeitete, einfluß-
reiche Stimmen erhoben, um die deutsche Krone abermals Oesterreich zu über-
tragen. Ob ein solches Beginnen nach dem damaligen Stande der europäischen
Machtverhältnisse möglich gewesen wäre, soll hier unerörtert bleiben; eine solche
Betrachtung würde zu weit abführen. Jedenfalls glaubten aber Kaiser Franz und
Fürst Metternich der deutschen Krone zur Erhöhung des österreichischen Glanzes
nicht mehr zu bedürfen, da sie deren Angebot energisch zurückwiesen. Statt
dessen wurde die deutsche Bundesverfassung erfunden, mit deren Hilfe Oesterreich
auf sicherere Art denselben Zweck zu erlangen hoffte, wie einstmals mit der
deutschen Kaiserwürde. Ohne die mit derselben verbundenen Gefahren zu
theilen, sollte auch Deutschland fernerhin als österreichisches Hinterland benutzt
werden, aus welchem die nene österreichische Monarchie für ihre inneren Bedürfnisse
und für ihre europäische Stellnng Kraft nnd Ansehen schöpfen wollte. Ver-
möge der Oesterreich vorbehaltenen Präsidentschaft des Bundestages und des in
demselben ersonnenen künstlichen Stimmenverhältnisses hoffte man Preußens
Aspirationen zu neutralisiren und Deutschland in der gewünschten Abhängigkeit
zu erhalten.

Ter Gedanke, welcher dieser Organisation zu Grunde lag, mag ein schlauer
gewesen sein, aber er war lein politisch richtiger, auf welchem sich ein neues
Stlllltengebäude errichten ließ. Deutschland, selbst in seiner Vielköpfigteit, und
Oesterreich waren zwei zu verschiedene politische Größen geworden, als daß sich
deren Interessen in der Art mit einander hatten verschmelzen lassen, wie man
dies in Wien in selbstsüchtiger Weise beabsichtigte. Dem österreichischen Bau-
meister war freilich das Ziel nicht verborgen, welchem Deutschland zusteuerte —
er verkannte aber die Macht des unwiderstehlichen inneren Impulses, mit
welchem es jenem Ziele zugetrieben wurde; er glaubte zur Erreichung eigen-
nütziger Zwecke mit diplomatischen Kniffen und Polizeimaßregeln hemmend in
den Gang der Geschichte eingreifen zu können. In Italien verfolgte Oesterreich

genau dieselbe Politik, welche es trotz mehrfacher Warnungen, die ihm in dem Zeitraum von 1815—1866 durch die Ereignisse ertheilt wurden, mit Consequenz durchzusetzen stiebte. Vermöge eines diplomatischen Schaukelsyftemes welches von 1815 an die Grundlage der österreichischen Politik bildete, sollten Deutschland und Italien zur Begründung der Großmachtstellung des aus dem Zusammenbruche des deutschen Reiches hervorgegangenen Oesterreichs dienen. Als Kaiser Franz die deutsche Krone mit der österreichischen vertauschte, scheint er der Ansicht gewesen zu sein, daß die Proclamirung der österreichischen Monarchie hinreichend sei, um durch diesen Act schon einen neuen Staat in das Leben zu rufen. Die politische Schöpfung, welche unter dem Namen des österreichischen Kaiseistaates in Europa Stellung nahm, war aber kein Staat in dem Sinne, welchen wir diesem Worte beilegen, sondem nur eine Mosaik verschiedener Nationalitäten, durch Personalunion mit den Habsburgern verbunden. Der Kaiser, Wien, als Hauptstadt, und die kaiserliche Armee waren die einzigen Repräsentanten der Einheit des Reiches, die Bindeglieder zwischen den meistens auseinander strebenden Elementen. Es wäre also vor Allem Erfordernis; gewesen, an der wirtlichen Eonstituirung des neuen Staates zu arbeiten und die Harmonisirung der in demselben sich bekämpfenden Kräfte anzubahnen. Statt mit aller Energie auf diesem Wege vorwärts zu schreiten, versuchte es Fürst Metternich mit Palliativmitteln, den überkommenen Zustand zu erhalten, dessen Dauer einem einsichtigen Politiker als unmöglich erscheinen mußte. Metternich war eben lein Politiker, obwohl ein ausgezeichneter Diplomat. Dieses Urtheil hat die Geschichte bereits über ihn gefällt. Sein Haß gegen die französische Revolution und gegen die durch dieselbe zur Geltung gebrachten politischen Ansichten machte ihn blind gegen das Wahre und das Berechtigte, welches in denselben lag. Um jeden Preis sollten sie bekämpft, unterdrückt, vernichtet werden. In Folge dessen ging die kostbare Zeit jener langen Friedensepoche, welche von 1815—1848 währte, nutzlos für den Assimilirungsproceß in Oesterreich verloren, mit welchem dann in der Sturm- und Drangperiode der achtundvierziger Revolution begonnen weiden mußte. Jetzt erst traten die eigentlichen Geburtswehen des österreichischen Staates ein, in welchen er mehr als einmal dem Tode verfallen zu sein schien. Sein 3od war aber nicht von der Vorsehung geschrieben, denn dem neuen Oesterreich hatte sie noch eine große Rolle in dem europäischen Völterspiele zugedacht.

Außer durch die inneren Befehdungen wurde damals Oesterreichs Stellung in Deutschland und Italien von den erwachenden Nationalitäten angegriffen. Mit Aufbietung aller Kräfte vermochte indessen der Kaiserstaat sich noch einmal für eine kurze Spanne Zeit zu behaupten. Aber kein wirklicher Frieden gebot in jenen Jahren dem Kampfe Einhalt. Nur ein Waffenstillstand wurde zwischen den Völkern geschlossen mit der stillschweigenden Absicht, bei der ersten günstigen Conjunctur den Kampf wieder aufzunehmen. Der Stein war in's Rollen gerathen, und keine Macht der Erde konnte ihn in seinem 3c>»fe hemmen. Freiwillig wollte eben Oesterreich das ihm überkommene Habslmrgische

Erbtheil in den zwei Nachbarländern nicht aufgeben: beide Nationen mußten
mit Waffengewalt die Berechtigung zu ihrer politischen Selbständigkeit
erkämpfen. Teutschland vollbrachte allein in einer siebentägigen Campagne,
was Italien nur in zwei Etappen mit Hilfe des Auslandes erreichen konnte.
Das Jahr 1866 schien das verhängnißvollste für Oesterreich seit dem
Regierungsantritte des Kaisers Franz Joseph sein zu sollen, denn zu gleicher
Zeit seiner italienischen Provinzen verluftig und gewaltsam aus Deutschland
herausgedrängt, stand es vor der ungelösten Frage seiner inneren Constituirung.
Feindselig bekämpften sich noch immer die verschiedenen unter dem österreichischen
Scepter vereinigten Nationalitäten und besonders war es Ungarn, welches drohend
verlangte, daß ihm endlich sein Recht widerfahre. Ter Moment war entscheidend.
Die Regierung hatte jede Widerstandskraft verloren. Nach dem Frieden mit
dem Ausländе mußte auch der Friede im Innern geschlossen werden, oder
sicherer Untergang war das Loos der Monarchie. Ter Friede zwischen dem
Kaiser und seinen Vollem ward aber geschlossen. Tic seit dem Jahre 1848,
anfänglich sogar mit den Waffen geführten Kämpfe fanden in der dualistischen
Verfassung ihren Abschluß, auf deren Grundlage sich fernerhin der Assimilirungs-
procetz in friedlicher Weise vollziehen wird. — Einem vorurtheilsfreien
Neurtheiler jener welthistorischen Ereignisse kann nicht verborgen bleiben, daß
gerade durch die militärisch unglücklichen Kriege von 1806 die österreichische
Monarchie ihre eigentliche politische Begründung gefunden hat, daß erst von
diesem Zeitpunkte an ein wirklich österreichisches Kaiserreich bestand. Seines
illegitimen Einflusses in Italien und Teutschland beraubt, der mehr eine ein-
gebildete als eine tatsächliche Macht verlieh, uud als fortan in sich abgeschlossenes
Ganzes, schöpft Oesterreich nur aus sich selbst die Kraft zur Behauptung seiner
europäischen Großmachtstellung. Diese ist so groß und jetzt so viel reeller als
in den früheren Jahren, daß Oesterreich keine Ursache hat, irgend Etwas von dem
Verlorenen zu bedauern. Neben der Wahruug seiner speciellen staatlichen
Interessen kann Oesterreich mit ungeteilten Kräften nun der Erfüllung seiner
europäischen Pflichten nachleben, welche in seinem Namen schon angedeutet liegen:
es ist das Reich des Ostens, bestimmt, germanische (Zivilisation nach Osten zu
tragen und dieselbe zugleich gegen von dorther drohende Gefahren zu schützen.
Tiefer hohe und wichtige Beruf Oesterreichs ist nicht durch Bismarck erfunden
worden, wie manche seiner politischen Widersacher unsinniger Weise behaupteten,
denn in der Politik kann überhaupt kein Mensch etwas Terartiges erfinden; auch
war er nicht einmal der Erste, welcher jenen Gedanken in der Oeffentlichkeit zum
Ausdruck, brachte. Wohl aber war er der erste deutsche Staatsmann, welcher
neben der klaren Erkenntnis; der Teutschland und Österreich gesteckten Ziele den
festen und energischen Willen hatte, diese zn erreichen — und er erreichte sie.
Teutschland durch sciue Siege, Oesterreich durch seine Niederlagen. Aber die
Wege der Vorsehung sind wunderbar! Bismarcks politisches Genie hatte
Österreichs Prädestination erkannt, ehe sie dessen eigenen Staatsmännern klar
geworden war, und als durch den Sieg der Waffen die Entscheidung in Preußens

Hände gelegt wurde, ließ ei sich durch den Siegestaumel der ihn Umgebenden
von der Ausführung des als richtig Erkannten nicht abbringen. Trutz des eben
vollführten Waffenganges war Oesterreich nicht Deutschlands Feind, und es wurde
demgemäß bei dem Friedensschlüsse auch nicht als unterworfener Feind behandelt.
Es wurde ihm nur der Pfad gewiesen, welchen es in seinem eigenen Staats-
interesse sowohl, wie auch zum Besten Europas von nun an zu wandeln hatte, und
damit der Grund zn dem gelegt, was der Zukunft borbehalten werden mußte
zu vollbringen.

Der Prager Friede tonnte nicht mit dessen Unterzeichnung alle Wunden
schließen, aus denen Oesterreich blutete. Im Innern mußte durch die nene Ver-
fassung der Weg der Versöhnung mit Ungarn gefunden werden, nach Außen
schien seine Stellung erschüttert: man empfand tief die der Waffenehre bereitete
Niederlage. Zur Selbsterkenntnis; brauchen auch Volker eine gewisse Zeit. Man
kann von ihnen nicht verlangen, daß sie nach einer so verhängnißvollen Katastrophe
wie die von 1866 sofort den Strich unter die Rechnung machen, ans dieser
das richtige Facit ziehen uud das so gewonnene Resultat zur Basis ihrer
zukünftigen Handlungsweise nehmen. So etwas thut vielleicht der Sieger, der
Besiegte nur in den seltensten Fällen. Völker wenden sich nicht von einem Tage
zum anderen von einer Jahrhunderte alten Tradition ab: dazu ist sie zu sehr
in das Blut, in die Anschauungsweise eines jeden Einzelnen übergegangen: es
ist zu natürlich, dem Verlorenen eine Zeit lang nachzutrauern und der Hoffnung
zu leben, dasselbe wieder gewinnen zu können. Besonders denDcutsch-Oesterreichern
wurde es anfänglich schwer, sich in die neue Lage hineinzufinden; es wnrde ihnen
bange bei dem Gedanken einer staatlichen Trennung von dem übrigen Deutschland.
Sie hielten sich gegenüber den numerisch überlegenen Czechen und Magyaren
für verloren, denn sie hatten noch nicht gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen
und sich der dem Germanismus innewohnenden Macht bewußt zu werden.

Zn allen diesen Momenten, welche die Zeit nach dem Kriege zu einer
unstäten, unklaren und angstvollen machten, kam noch der nicht zu unterschätzende
Umstand, daß Beust, der personificirte Antagonismus gegen Preußen, an die
Spitze des Ministeriums berufen und diesem damit seine Signatur aufgedrückt
worden war. Beusts früheres politisches Leben war von Haß gegen Preußen
erfüllt, der ihn beständig zn unglücklichen Unternehmungen verleitete, dieses zn
Fall zu bringen, bis er und seine Anhänger selbst in die dem Nachbaren
gegrabene Grnbe fielen. Nachdem er auf so unerwartete Weise der leitende
Staatsmann einer Großmacht geworden war, welche in seinen Allgen der
natürliche Erbfeind des neuen Deutschland zu sein schien, konnte er seinen
alten Gewohnheiten nicht untreu werden. Eine höhere, geschichtliche Auffassung
der Situation war ihm nicht gegeben. Seine abenteuerlichen, selbstmörderischen
Pläne sofort zur Ausführung zu bringen, dazu war Oesterreichs materielle
Erschöpfung und die Desorganisation seiner Armee zu groß. Es war Zeit
nothwendig, beide Schäden auszuheilen. Besonders aber ließ sich eine Armee
wie die österreichische, aus vielen verschiedenen Völkerschaften recrntirt, nicht in

einem Tage improvisiren. Tie preußischen Institutionen, welche sich in der
Feuerprobe bewährt hatten, waren die Repräsentanten fünfzigjähriger Arbeit,
fünfzigjährigen Studiums. Mit deren einfacher Nachahmung, wäre diefelbe
in einem anderen Staate unter gänzlich verfchiedenen Bedingungen überhaupt
möglich gewesen, ließen sich nicht sofort dieselben Resultate erzielen. Das sah
auchBeust wohlnothgedrungen ein. Ersuchte daher vorläufig auf die ihm gewohnte
Weise sein zukünftiges Kampfterrain zweckentsprechend vorzubereiten. Erst
späteren Generationen wird es vorbehalten bleiben, Kenntniß von seinen
Machinationen zu erhalten, wenn dieselbe,» dann noch geschichtliches Interesse hervor-
rufen können. Tie Zeitgenossen hatten nur eine Ahnung jener unterirdischen
Arbeiten, welchen sich Veust mit so großer Vorliebe hingab. In Verlin
waren dieselben aber wohl bekannt. Aufmerksamen Auges beobachtete unser
Altmeister das doppelzüngige Spiel, welches an der Donau getrieben wurde,
um stets bereit zu sein, daraus entstehendes Unheil im Keime ersticken zu
tonnen.

Als im Jahre 1870 die französische Kriegserklärung wie ein plötzliches
Unwetter über Teutschland hereinbrach, mochte wohl Veust die Zeit zur Aus-
führung seiner Nachepläne für gekommen erachten. Die Stimmung der höchsten
Negierungstreise in Wien war eine nichts weniger als wohlwollende für
Teutschland. Ehe sie sich noch in Thaten äußern konnte, übten auf dieselbe
die großen, entscheidenden Schlachten zu Anfang der Campagne alsbald eine
wohlthätige Dämpfung aus. Als nun gar unsere Heere ihren ungehemmten
Siegeslauf bis Paris und westwärts darüber hinaus fortsehten, beharrte
Oesterreich wohlweislich in seiner neutralen Stellung und stellte schleunigst die
anfänglich begonnenen Rüstungen wieder ein. Mit dem Sturze des napoleonischen
Bundesgenossen waren auch die Beust'schen Zukunftsträume zu Grabe getragen.
Seine Zeit war erfüllt; lange konnte seines Bleibens auf dem bisher inne-
gehabten Posten nicht mehr fein. Frankreichs Niederlage und die Eonstituirung
des deutschen Reiches hatten die europäischen Machtverhältnisse so wesentlich
verschoben, daß in Oesterreich die Einsicht zu dämmern begann, man müsse
Vergangenes vergangen sein lassen und sich mit seinen deutschen Nachbaren
auf einen leidlich guten Fuß setzen. Man fügte sich, wenn auch mit inner-
lichem Widerstreben, in das Unvermeidliche. Der Besuch des Kaisers von
Oesterreich in Verlin war eine Andeutung des in den gegenseitigen Beziehungen
eingetretenen Umschwunges. Zur Anbahnung eines freundnachbarlichen Ver-
hältnisses gehörte aber unbedingt die Möglichkeit, Vertrauen in den Leiter der
österreichischen Politik haben zu können. Man mußte von dessen gutem Willen
überzeugt sein, wie auch von dessen Fähigkeit, den Staatswagen in der neu
eingeschlagenen Bahn zu erhalten und ihn mit Beharrlichkeit in derselben weiter
zu führen. Alle diese Vorbedingungen für ein gutes Einvernehmen fanden auf
Beust keine Anwendung. Er fühlte unter den gänzlich veränderten Umständen
selbst die Unhaltbarteit seiner Stellung und räumte seinen Platz dem Grafen
Andrassy ein, welcher als ungarischer Ministerpräsident und als poi-Lona ^rata

bei dem Kaiser bereits einen namhafte» Einfluß in den Geschäften ausübte, der oft den Neust'schen Ideen entgegen arbeitete,

Ändrasfy war kein Fachdiplomat Uon der alten Schnle: glücklicherweise für ihn nnd für Oesterrcich. Seine ersten Lehrjahre bestand er im Dienste der ungarischen Revolntionsrcgierung. Er war ein Kind seiner Zeit und ihrer Ideen, deren Berechtigung im Staatslcbcn er durch seine Parteinahme öffentlich anerkannte. Damit war seinerseits der Bruch mit dem Metternich'schen Systeme nnd dessen Vcrurtheilung ausgesprochen. Auf dieses konnte Andrassy, als er später zur höchsten Stellung im Staate berufen ward, nicht mehr zurückgreifen. Er muhte einen anderen, seinen eigenen Weg gehen. Vor der Hand hatte es allerdings keinen Anschein, als ob Andrassy je berufen weiden könnte, seine Kräfte dem österreichischen Staatsdienste zu weihen. In dem großen Strafgerichte, welches nach der Bezwingung der Revolution über Ungarn erging, wurde der Graf als Nebell zum Tode durch den Strang verurtheilt. Glücklich wußte er sich indessen diesem zu entziehen, um nun seine Wanderjahre in der Verbannung zu absolviren.

Mit äußerer Roth, dem gewöhnlichen Erbtheile der Verbannten, hatte er freilich nicht zu kämpfen, vielmehr führte er in Paris, wo er seinen Wohnsitz aufschlug, ein gesellschaftlich glänzendes Leben. Deswegen war aber doch für den Patrioten die gewaltsame Entfernung von seinem Vaterlande, mit dessen Wohl und Wehe er sich innig verwachsen fühlte, nicht weniger schwer zu ertragen. Nur im Geiste tonnte er mit seinen Landsleuten die schwere Zeit durchleben, welche sie von 1850 an zu erleiden hatten. Aber gerade die räumliche Entrückung aus den heimischen Verhältnissen erleichterte wesentlich seine Vorbereitung zu dem hohen Berufe, welcher seiner in der Zukunft harrte. Er bewegte sich während zehn Jahren in dem damaligen Mittelpunkte der europäischen Politik, deren Leiter er alle persönlich kannte: er lernte das Leben der Völker im Großen, in ihren wechselseitigen Beziehungen zu einander kennen: er erweiterte seinen Gesichtstreis und erwarb die Fähigkeit, die Verhältnisse in ihrer Gesammtheit zu bcurtheilen, ohne sich durch die Details beirren zu lassen, ohne in denselben unterzugehen. Der glückliche Umstand, daß er die Wandlungen, welche Ocsterreich in seiner zehnjährigen Periode von 1850 bis 1360 durchmachte, von dem fernen Paris, wie von einem politischen Waitthuim aus, beobachten konnte, hielt ihn frei von den in solchen Zeiten verbitternden persönlichen Nancünen. Sein Geist war durch eigene unliebsame Erlebnisse nicht voreingenommen, er schleppte keine Vergangenheit hinter sich her, die hindernd in seine Zutuuft hätte hinüber greifen können. Er war Ungar geblieben nnd hatte gelernt, Oesterreicher zu werden. Die Ncberzeugnng von der europäischen Nothwcndigteit des Bestehens eines österreichischen Gesamnustlllltes war ihm zu eigen geworden. Alls dieser 186? auf der Basis des Dualismus reorganisirt ward, war Andrassn, da Denk jedes Staatsamt ausschlug, der gegebene Ministerpräsident für Ungarn, um dieses Land an sei» neues staatliches Verhältniß zu gewöhnen und manche noch widerstrebende

Elemente mit der veränderten Ordnung der Tinge auszusöhnen. Aber nicht weniger war er mich der gegebene Mann, als es nach etlichen Jahren darauf ankam, für den Grafen Neust einen Nachfolger in dem Palais anf dem Ball platze zu finden.

Mit frifchen Kräften ging Andrassy an das Wert, Oesterreich-Ungarn feinen neuen Zielen entgegen zu führe». Tic Vergangenheit des Metternich'fchcn Oesterreich war für ihn nur mehr ein historischer Begriff; durch keine Bande fühlte er sich an jenes gefesselt: hatte er doch selbst die Waffen zur Zerstörung der alten Tradition geführt. Andrassy's genialer Verstand, sein für das Erfassen der neuen Verhältnisse geschultes Auge sah deutlich den Weg für die Politik Oestcrrcich-Ungarus vorgezcichilet. Unbeirrt durch das in Ocsterreich gegen Bismarck noch vielfach herrschende Mißtrauen, welches in ihm den grüßten Feind des Reiches erkennen wollte, der nur desfcn Untergang im Schilde führe, setzte er sein ganzes Spiel ans eine Karte; und die hieß: Freundschaft mit Teutschland. Er erkannte in dieser das Heil der Monarchie, «nd wo Andere Mißtrauen hegten, da hatte er Vertrauen. Ter Erfolg hat ihm Recht gegeben. Zum ersten Male sah sich dort Bismarck in seinen Ansichten verstanden. Anf halbem Wege begegnete er sich mit dem österreichischen Minister, und die persönliche Freundschaft der leitenden Staatsmänner erleichterte das gemeinsame Werk. Nachdem man in Oesterreich den Blick von der Vergangenheit abgewendet und das Bestreben aufgegeben hatte, Unmögliches wieder herstellen zu »vollen, nachdem persönliche Gefühle, welche ihre Berechtigung haben, und mit welchen auch in der Politik gerechnet »Verden muß, im Laufe der Jahre überwnnden worden waren, erfaßte man endlich mit staatsmännischem Geiste die Verhältnisse in ihrer Totalität, wie sich dieselben nach den Umwälzungen der letzten Decennien gestaltet haben. Nicht den geringsten Theil an diesem Umschwünge hatte die plötzlich auf der Tagesordnung wieder erscheinende orientalische Frage. Sie lenkte gebieterisch Oesterreichs Auge nach Osten und zwang es, der Wahrung seiner dortigen Interessen die volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. So lange die Türkei durch ein stillschweigendes Uebcreinkommen der Großmächte gleichsam als ein neutrales Gebiet betrachtet wurde, auf welchem keine derselben einen dominirenden Einfluß ausüben follte, hatte fich Oesterreich mit der Erhaltung des »wtu» <iuo begnügen dürfen. Als aber der Bestand des türkischen Reiches dnrch Rußlands gewaltsames Vorgehen ernstlich in Frage gestellt, und dessen Macht dort eine vorwiegende wurde, tonnte sich Oesterreich nicht länger vor den Gefahren verfchließen, welche ihm von diefer Seite her »um in nächster Nähe drohten. Es mußte die Lösung der ihm im Orient gestellten Aufgabe in Angriff nehmen. Noch bestand zwar der Treikaiserbund. Aber schon damals fehlten nicht die Anzeichen dafür, daß sich in gewissen Momenten das persönliche gute Einvernehmen der Monarchen unter einander als nicht ausreichend zu einer friedlichen Vermittlung antagonistischer Staatszwecke erweisen könnte. Vor dem Beginne des türkischen Krieges hatte Andrassy dem Fürsten Gortschatoff keinen Zweifel über das Maß der Zugeständnisse gelassen, welche

er bei dem Friedensschluß Rußland würde macheu können. Dem ungeachtet
wurde in Sau Stefano diese Grenze um ein Bedeutendes überschritten. Oesterrcich
war ebenso entschlossen, seine Zustimmung den der Türkei auferlegten Bedingungen
zu versagen, wie Rußland entschlosseil zu sein schien, deren Anerkennung zu
ertrotzen. Das russische Eabiuet bemühte sich zwar, deu Dreitaiserbnnd,
wenigstens äußerlich, uoch aufrecht zu erhalten, da es mit dessen Hilfe seine
eigenen Zwecke zu erlangen hoffte-, trotzdem war die Spannung unter den
Großmächten auf das Aeußerste gediehen und das drohende Gespenst eines
allgemeinen europäischen Krieges in Sicht gekommen.
Vom Aufauge dieser Eomplicationen an hatte sich Teutschland in der
reservirtcsten Stellung verhalten, Direct war es ja in der orientalischen Frage
gar nicht intercssirt. „Dieselbe ist uns", wie sich der Reichskanzler drastisch aus-
drückte, „auch uicht die Knochen eines einzigen pommerischen Grenadiers werth".
Sie berührte uns nur iu soweit als durch dieselbe unsere AllianzverhNltnisse
in Mitleidenschaft gezogen »ucrden konnten. Mit Rußland und Oesterrcich stcmden
wir politisch iu gleich guten Beziehungen. Unserem Interesse war es ent-
sprechend, dieselben iu der bisherigen Weise aufrecht zu erhalte«, denn nur
dadurch befanden »vir uns in der Lage, unseren nach allen Seiten mäßigenden
und besänftigenden Einfluß zur Geltung bringen zu können. Das Zustande-
kommen des Berliner Congresses und die Erhaltung des Friedens waren die
Folgen dieser Politik. In Rußland ernteten wir aber wenig Taut für dieselbe.
Man verzieh uns nicht, daß wir eine rücksichtslose Parteinahme verweigert
hatten, und man wußte wohl, daß Oesterreichs Opposition nur durch die
diplomatische Unterstützung möglich geworden war, welche es bei Deutschland
gefunden hatte. Durch diese, und auf die Gefahr hin, uns mit Rußland zu
entzweien, lieferten wir deu thatsächlichen Beweis unserer Ncbcrzeugung von
der Unentbehrlichkeit eines starken österreichisch-uugarischen Reiches zur Ver-
teidigung der europäischen Interessen im Osten, Wer in Wien Augen hatte
mit denen er sehen wollte, konnte sich dieser Beweisführung und deren
Folgerungen nicht verschließen. Zum ersten Male empfand Oesterreich die
Macht des neuen Reiches, welches aus Deutschland gebildet worden war.
Dessen wirksame Unterstützung, mit derjenigen verglichen, welche Oesterrcich früher
bei dem ohnmächtigen deutschen Bunde so oft vergeblich gesucht hatte, tonnte
unmöglich die politische Nagschale zu des Letzteren Gunsten niederdrücken.
Oesterreich mußte den Vortheil erkennen, welchen es aus der Existenz des deutschen
Reiches für seiue eigenen Interessen zog.
Eine solche durch Deutschland gebotene mächtige Rücken- und Flanken-
deckung mußte aber Oesterreich mehr wie erwünscht sein wegen der von Rußland
auch nach dem Eongreß fortgesetzten ngressiven Politik. Dieselbe wirkte um
so beuuruhigeuder und mußte das lebhafte Mißtrauen der enropäischen Cabinetc
erregen, als sie nicht mit offenem Visire geführt wurde. In Rußland
schien damals eine Art von Doppelregierung zn herrschen: die officielle, welche
dem in Berlin gefällten Verbiete Europas ihre Zustimmung ertheilt hatte, und

die durch panflavistifche Eomit^s geleitete, welche behauptete, Rußland wäre durch seine Freunde um deu Preis für so viele gebrachten blutigen Orfer betrogen und daran verhindert worden, feinen flavifchen Beruf im Orient zn vollenden. Tiefe Agitation ward aber überhaupt nur möglich, indem die Regierung fie gewähren lies;, denn hätte jene ernstlich gewollt, fie würde mit Leichtigkeit diefcm Treiben ein Ende gemacht haben. Tie von Seiten einer autotratischen Regierung gegenüber den Aeußerungen einer sogenannten öffentlichen Meinung ungewohnte Nachficht erschien äußerst bedenklich und erlaubte nicht, an der Konnivenz Beider zu zweifeln,

Tie durch die Panflavisten vertretenen Tendenzen find übrigens nichts Neues in der russischen Politik. Dieselben bringen die dem russischen Volks charalter und Staatswesen stets noch innewohnenden Eigenschaften der afiatifcheu Böller, befouders deren Expansionsbedürfniß uur wieder zu erneutem Aus drucke. Tiefer Trang nach Eroberungen, nach einer in allen Richtungen fortgesetzten Verschiebung der Reichsgrenzen war den Russen durch die viele Menschenalter andauernde Herrschaft der Mongolen tief eingeprägt worden. Rußland ist und bleibt ein Eonglomerat des Orientes und des Occidentcs, Jener vertritt das Princip, welches im Mittelalter die verheerenden Böller züge zur Folge hatte, dieser ist der Repräsentant der europäischen Ciuilisation, Kaum anderthalb Jahrhunderte sind verflossen, seitdem diese durch Peter den Großen in Rußland auf die feinem gewaltsam reformatorifchen Eharaktcr entsprechende Art Eingang gefunden hatte. Plötzlich, ohne Vorbereitung, nur weil der Ezar es fo befahl, follte in wenigen Jahren erreicht »Verden, wozu andere Nationen ihre ganze Lebzeit bedurft hatten. Eine allmähliche Absorption der importirten europäischen Elemente und eine naturgemäße Umwandlung der nationalen Zustände war bei solchem Borgchcn nicht zn erwarten. Tie auf gedrungene Eultur verursachte Rußland eine politische und sociale Indigestion, an welcher es noch bis auf den heutigen Tag leidet. Unverföhnt, fast feindlich stehen sich das asiatische und das europäische Priucip gegenüber. Als dessen Incarnation erscheint den Russen der Deutsche, da er, in der Armee und in der Berwaltung zahlreich vertreten, vermöge seiner höheren Bildung und allgemeinen Brauchbarkeit viele einflußreiche und lncrative Stellen befetzt. Taher die gegen den Teutfchen herrfchende Antipathie, welche noch vermehrt wurde, als er aus seinem eigenen Vaterlande ein der russischen Großmacht ebenbürtiges Reich schuf.

Trotz dieses inneren Widerstreites konnten sich die Russen dem civilisatorischen Einfluß der westlichen Eultur nicht entziehen, befonders als diese gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in Katharina H. einen mächtigen Protector gefunden hatte. Sie und Alexander I. machten die Bewunderung Voltaires und der franzöfifchen Encytlopädisten zur Modcfache in den höheren Kreisen der Gesellschaft. Dann kamen die napoleonischen Kriege, in deren Verlaus rufsifche Armeen felbst nach Italien nnd der Schweiz drangen und fchließlich der große Kliegszng von Moskau nach Paris, an welchem die Blüthe

aller Stände, die ganze Nation Theil nahm. Dieses volksthümliche Heer lebte
während drei Jahren in den schönsten und reichsten Gegenden Europas, im
innigsten Verkehre mit der Bevölkerung, dessen Vorzüge es auf diese Art
eigentlich erst kennen und würdigen lernte. Besonders ansprechend war den
Nüssen der Umgang mit den leichtsinnigen und lcichtlebenden Franzosen, welche
nicht verfehlten, durch ihre volltönenden Phrasen von Constitution, von Freiheit
nnd Gleichheit eine mächtige Propaganda nnter den Söhnen des Ostens zu
machen. Dieselbe würde wohl schon früher sichtbare Früchte gezeitigt haben,
wenn nicht Nußland wenige Jahre nach wieder hergestelltem Frieden in dem
Kaiser Nicolaus einen Autokraten in dem vollsten Sinne des Wortes erhalten
hätte. Mit starker Faust schwang er das Scepter der Ncgierung: eisern und
gewaltsam hielt er jede selbständige Negung des Volksgcistes nieder: nur nach
seiner Manier sollte Rußland selig werden. Unterdrücken konnte er wohl,
aber nicht den Keim vernichten, der nun im Verborgenen wuchs und erst unter
seinem Nachfolger wieder an das Tageslicht trat. Während die Ncgierungs-
Partei aus den europäischen Institutionen nur immer das entnahm, was zur
Stärkung der autokratischcn Gewalt dienlich erschien, erstrebte die junge Generation
Reformen im freiheitlichen Sinne. Bei diesem Erwachen aus der anscheinenden
Lethargie, in welcher Nußland über dreißig Jahre lang geschlummert hatte,
richteten die gebildeten Kreise ihren Blick nicht weniger auf die hcimathlichen
Zustände des Reiches als ans dessen äußere Politik. Im Innern verlangten
sie an der Entscheidung über die Maßregeln, welche zur Wohlfahrt des Vater-
landes dienen sollten, mit Theil zu nehmen, nach Außen brachte das ihnen
innewohnende Expansionsbedürfniß den asiatischen Ebaraktcrzug zur Geltung.
Zur Beschönigung der alten Eroberungsgelüstc wurde die Zusammengehörigkeit
aller Slavenstämme, das slavische Nationalitätsprincip, gepredigt. Während
die unter türkischer und österreichischer Herrschaft lebenden Slavenstämme ihre
eigene Unabhängigkeit anstreben, will der Nnssc sie unter sein Scepter ver-
einigen^ das nennt er Befreiung der Brüder! Für die Vertreter dieser Ansicht
wurde der Name der Panslavisten erfunden.

Es wäre ein Irrthum, zu glauben, daß die Panslavisten in dieser
Beziehung ein anderes Ziel erreichen wollen, als ihre eigene Regierung dies
will: daher die relative Freiheit, welche diese ihrem Gcbahren gegenüber dem
Auslande angedeihen ließ. In dem wünschenswerthen Endresultate stimmen
Beide überein und arbeiten selbst in Momenten gemeinschaftlich, wo sie
anscheinend auf verschiedenen Wegen wandeln. Das Eabinet muß diplomatische
Sitte beobachten und darf völkerrechtliche Verträge nicht allzu sehr außer
Acht lassen, über welche sich Individuen oder freie Eomitös, die von ihrem
Thun Niemand Rechenschaft schuldig sind, keck hinwegsetzen können. Ter
aus dieser Situation zu ziehende Nutzen blieb dem russischen Kanzler
nicht verborgen. In officiellcn Noten mißbilligte er, was er im Geheimen
beförderte, und am Ende nahm er den Anschein an, dem offen ausgesprochenen
Volkswillcu nicht entgegen handeln zu können. So ließ er den letzten

''crbischcn Nrieg zu Stande kommen, Ivclcher in dem nicht officiellen Rußland
icine activc Unterstützung fand - so lieh er sich von Schritt zn Schritt drängen,
bis der Nrieg mit der Türkei unvermeidlich geworden war. Glücklicherweise
halte Bismarck schon längst dieses Spiel durchschallt. Als er noch preußischer
lHesandter in Petersburg war, machte er sich keine Illusion darüber, das; die
alte Allianz Preußens nnd Rußlands von diesem ohne Anstand geopfert
werden würde, »venu es vermeinte, aus dieser teiueu weiteren Nutzen ziehe»
zu können. Au die Spitze des Ministeriums berufen, säumte er nicht, seine
Maßregeln zu treffen, nm von einer möglichen Wendung der Dinge in der
russischeil Politik nicht überrascht zu werden, sich aber vorsichtig hütend,
unsererseits die Veranlassung zu ciuer solchen zu bieten. Was er so richtig
uorausgesehen, trat früher ein, als er es vielleicht selbst geglaubt hatte. Durch
die diplomatischen Vorgänge während nnd nach dem letzten Kriege sah sich
Rußland in seinen Erwartungen über das Maß der Unterstützung getäuscht,
welche es ein vermeintliches Recht zu haben glaubte, von Teutschland in
Anspruch nehmen zn dürfen. Tem früher vielgetheilten, in russischer Abhängig
keit stehenden Teutschland hätte man ein solches Benehmen noch verzeihen
tonnen. Aber das geeinte Teutschland, stark genng zur Vertretung und Ver-
theidigung seiner eigenen Interessen, welches Anderen nicht mehr die Kastanien
aus dem Feuer holen wollte, wurde geradezu hassenswerth. Je kühler das
Verhältnis; zu Rußland wurde, desto mehr schloffen sich Teutschland und
iDesterreich an einander an. Die Panslauisten sahen wohl ein, daß diese
Annähcrnng bestimmt sei, einen Tamm gegen ihre Bestrebungen zn errichten;
deßhalb schrieen sie über den unsererseits erfolgten Verrnth, und die Phrase
von unserem Undante wurde iu der russischen Presse eine stehende und
beliebte und soll selbst in officiellen Actenstücken einen leisen Nachklang
gefunden haben.

Fürst Gortschatoff dachte durch einen großen Conp seine politische Lauf-
bahn beschließen zn tonnen. Er wollte trotz des Congresses Rußland verschaffen.
waS jener ihm vorenthalten hatte: er wollte Teutschland und Oesterrcich, wenn
erforderlich mit Waffengewalt, in eine Stellung zurückdrängen, in welcher sie
fernerhin Rußlands Plauen nicht mehr hindernd in den Weg treten tonnten.
Zur ÄuSführuug dicfer ehrgeizigen Ideen hielt der russische Kanzler den Augenblick
für gekommen-, auch durfte er bei feinem hohen Alter mit dieser Ausführung
nicht zögern, wollte er noch der Ereeutor sein. Während die Hetzereien in den
russischen Zeitungen von Tag zu Tag au Gehässigkeit zunahmen, nnd die
Beziehungen der Cabinette zn einander fich stets unfreundlicher gestalteten, arbeitete
Gortschatoff im Geheimen daran, eine Allianz mit Frankreich und Italien zn
Stande zn bringen, nm zn gleicher Zeit von allen Seiten offensiv gegen Teutschland
nnd Oesteireich auftreten zu tonnen. Frankreich sollte durch die Wiedergewinnung
von Elsaß-Lothringen geködert werden, Italien durch die Aussicht auf das
Tridentinifche nnd Trieft. Die Idee war nicht schlecht, wäre sie nur aus-
führbar gewescu. Die iu Aussicht genommenen Bundesgenossen gingen nämlich

auf die russischen Vorschläge nicht ein, da ihnen das Wagnis; zu gros; und
der Erfolg zu wenig sicher war. Indem Gortschakoffs nnzeitiger Plan Schiffbruch
erlitt, brachte er gerade das Gegentheil von dem hervor, was er bezweckt hatte i
anstatt die deutsch-österreichische Allianz in der Geburt tödten zu können, beeilte
er deren Abschluß, gerade wie Frankreich durch seinen frevelhaften Krieg im
Jahre 1870 die Herstellung des deutschen Reiches wesentlich beschleunigen half,
welche es nm jeden Preis zu verhindern beabsichtigte.

Als Bismarck die Beweise des russischen Intriguenspieles in Händen hatte,
war er nicht der Mann, eine so überaus günstige Constellation ungenützt vorüber
gehen zu lasse». Eine Coalition hatte gegründet werden sollen, um Oesterreich-
Ungarn und Teutschland in ihren Lebensinteressen zn gefährden: jenes im Osten,
dieses im Westen. Was heute nicht gelungen war, konnte ein anderes Mal
gelingen. Nie Wiederkehr solcher Eventualitäten mußte verhütet werden. Jetzt
oder nie war der Zeitpunkt gekommen, wo Bismarck für Deutschland den Lohn
der weisen nnd voraussehenden Politik ernten mußte, welche er seit dem
Nikolsburger Vertrage gegen Oesterreich befolgt hatte. In Oesterreich-Ungarn
waren die nuthigen Prämissen zum Gelingen des Werkes nun vorhanden —
und in wenigeil Tagen tonnte Bismarck, Dank dem entgegen kommenden Ver-
ständnis; Nndrassys, vollenden, was so Vielen unter uns ein Mcnschenalter
lang als ein zu erreichendes Ideal vorgeschwebt hatte.

Ungeheuer war der Erfolg, welchen der plötzliche Abschluß der Allianz
l)eivorricf. Das Präventivbündniß war im richtigen Momente abgeschlossen
worden und documentirte sofort die von ihm erwartete Wirkung. Wie ein
Alp hatten neue Kriegsbefürchtungen auf Europa gelastet, die lähmend auf
die Geister und die Geschäfte einwirkten. Ulisicherheit und Unbeständigkeit
waren das Losungswort der Situation. Mit einem Iauberschlage änderte sich
die Lage, und die unruhigen panslavistischen Geister, im Begriffe, so viel
Unheil anzurichten, so viel neues Blutvergießen zu veranlassen, mußten sich
in ihre Steppen zurückziehen, wohin wir nie Lust bekommen werden ihnen
nachzufolgen: das mögen sie uns glauben. Rußland fing an, die Nothwendig-
teit eines langsameren Tempos in seiner Politik zu begreifen und Oesterreich
als ihm gleichberechtigte Macht im Osten zu betrachten, welche dort Interessen
zu vertreten hat, mit denen gerechnet werden muß. Aber auch Frankreich
verstand den Wink, welcher ihm durch das Präventivbündniß ertheilt wurde.
Die Revanchegedanken traten in den Hintergrund, und es mußte die Hoffnung
aufgeben, Deutschland in politischer Isolirung anzutreffen. Bei einer solchen
dürfte es wohl der Versuchung nicht widerstanden haben, eine Vergeltung für
die Niederlage des Jahres 1870 zn versuchen. Jetzt aber ward Frankreich
friedliebend — sahen wir doch in der neuesten Zeit, daß es sich in seiner
orientalischen Politik lieber an Deutschland-Oesterreich als an England-Rußland
anlehnte, da ihm auf diese Art die Erhaltung des Friedens gesicherter zu sein
schien. Einen größeren Triumph als durch diesen doppelten Erfolg seiner
Politik tonnte der deutsche Kanzler kaum erleben. Er lieferte damit der Welt

den Beweis, daß sein einziges Streben dahin geht, seinem Vaterlande einen
dauerhaften Frieden zn wahren. Durch das Präucntivbündniß sichern sich
Teutschland nnd Oestcrreich Ungarn im Westen nnd Osten gegenseitig ihre
Interessen, ohne dadurch in die Machtsphäre irgend eines anderen Staates
gefährdend überzugreifen. Gegen keinen bestimmten Staat lehrt cS seine Soihc.
Nur der Friedensstörer, wer dieser auch immer sein mag, soll dieselbe gegen
sich gerichtet finden und sie zu seinem Nachtheile empfinden. Teutschland und
Oesterreich-Ungarn vereint bilden den roolim-cw w-once, aufweichen die Hoffnungen
einer friedlichen Zukunft getrost gebaut werden können, und wenn nicht Menfchcn
in eitler Selbstverblendung wieder zn trennen fich bemühen, was Natur nnd
Geschichte znr Vereinigung bestimmt hat, so werden noch uicle Generationen
mit Lob und Tank die Wohlthaten genießen, deren sie durch Bismarcks und
Andrassys Fricdenswerk theilhastig geworden sind.

Illustrirte Bibliographie.

indem wir mit der heutigen Nnmmcr eine stehende Rubrik für „illustrirte NißliograpNe" eröffnen, glauben wir unseren Lesern Mittheilung V der Erwägungen schuldig zu sein, die für uns bei dieser Einrichtung maßgebend gewesen sind.

Ter bibliographische Theil unserer Zeitschrift kann überhaupt nicht darauf Anspruch machen, dem Publikum ein Urtheil über den Inhalt nnd den Werth seines an dieser Stelle genannten Buches zu «ermitteln. Das «erbietet schon die Beschränktheit des für diesen Zweck verfügbaren Raumes. Jene literarischen Notizen haben daher einzig die Absicht, eine möglichst gedrungene nnd deshalb möglichst wohlwollende Charakteristik desjenigen zu geben, dessen Veröffent- lichung wir anzeigen — eine Charakteristik, der sich im günstigsten Falle ein Citat anschließt.

Nim gewinnt heutigen Tages die Publikation der sogenannten „Pracht- werte" immer mehr an Umfang nnd Bedeutung. Mit dem Zunehmen des Wohlstandes, mit dem Wachsen des Behagens am Besitz, an Glanz und Schmuck des Daseins haben sich gleichzeitig alle jene Künste nnd Gewerbe, die im Buch- handel ihren Mittelpunkt nnd ihre Berwerthnng finden, zn einer Alüthe entfaltet, wie wir sie in Teutschland bisher noch nicht gekannt haben. Wir haben diese Erscheinung von vornherein freudig begrüßt und fühlen uns verpflichtet, derselben auch fernerhin unsere wärmste Sympathie, ihrer Förderung unsere besten Kräfte zn widmen.

Und weil wir es mit diesem Programm ehrlich nnd ernst meinen, ist es uns zum Bewußtsein gekommen, daß die bisherige, oben gekennzeichnete Methode unserer Bibliographie jenen Prachtwcrken nicht hat gerecht werden können. Das Individuelle dieser Literatnrgattung liegt ja weniger im Text der Bücher, als in ihrer Ausstattung; in den Illustrationen, bei deren Her- stellung die gefeiertsten Maler, die tüchtigsten Kupferstecher und Holzschneider thätig sind, in dem gefälligen Trnck, dem schönen Papier, wie es nnserc großen Officium jetzt zu liefern im Stande sind, in den prachtvollen und

dabei gediegenen Eiubüildeu, auf deren Anfertigung unsere Technik stolz
sein darf.
In dem Gefühl, das; auch die beste Beschreibung gerade von diese»
besonderen Eigenschaften unserer Prachtlitcratnr keine Verstellung gewähre» kann,
liabcu wir die Neuerung getroffen, unsere Besprechungen durch Illustration?
probe» — bildliche Eitate gleichsam — anschaulicher zu mache», Tic be-
treffenden Verlagshandlungen, mit denen nur darauf hin iu Verbindung getreten
sind, habe» uno in bereitwilligster und dantenswerthcster Weise »»terstütU.
Wir haben uns bemüht, unter den Illustrationen eines jeden Buches das
Eharaktcristischste zur Neproductiou auszusuchen. Tcmebcu hat nur die Rück
licht ans das Format unserer Zeitschrift unsere Wahl beeinflußt. Tenn es ist
allerdings möglich und sogar — Tank der Zinkophototypic — ziemlich ein-
fach, ein großes Bild auf einen kleineren Maßstab zurückzuführen; allein bis
jettt ist diese Technik noch nicht so weit entwickelt, das; eine solche Neprodnction
das Urbild wirklich nntadclhaft wiedergäbe.
Wir haben daher geglaubt, ciustwcileu auf jede» derartigen Ausweg
verzichten zu muffen; eincrscits, weil einem Werte mit Verschlechte» Neproductio»
eines guten Bildes wenig gedient wäre, — andererseits, weil wir unseren
Lesern in uuscrm eigenen Interesfe nur ganz Gelungenes vorlegen wolle».
Ten» diese Illnstrationsprobcn sollen nicht allein dem oder jenem Buche
zur wirksamere» Empfehlung gereiche»: sie solle» unserer Zeitschrift eine Zugabe
echt künstlerischen Schmuckes, unseren Lesern, auch über jene» vergänglichen
Zweck hinaus, eine Quelle dauernden, »nahrhaften Genusses sein, nnd ihnen
durch Schaffung einer Art Galerie eine ununterbrochene Ucbcrsicht über den
jeweiligen Stand der graphischen Künste gewähre».
Vo» diese» Gesichtspunkte» geleitet, glaube» wir für unsere Neuerung
auf die Thcilnahmc nnd den Beifall des Publikums rechne» zu dürfen.
" Eine Ausgabe, wie sie ein zweites Mal in der ganzen deutschen Lileratur kaum
,u finden isl, ist die vonKleist's „Zerbrochen em Ken g" (Berlin,?! Hosmann
und Eomp.). Darüber, daß der „Zerbrochene Krug" unser bestes Lustspiel in Versen
ist, brauchen wir kein Wort zu verliere»: wenn wir erwähnen, d»s> Tingelstedt die
Einleitung geschrieben hat, so wird Niemand daran zweifeln, daß dieselbe vorzüglich
ist, und wenn wir die Ausstattung, Einband, innere Decke, Trncl u. f. w. als ebenso
geschmackvoll wie vornehm einfach bezeichnen, so wird uns das wohl jeder auf's Wort
glauben. Für Alles das haben wir das eine Wort: unvergleichlich! — Aber die
Illustrationen! So ist nie ein Dichter illustrirt worden, wie Menzel es hier voll-
bracht bat: nicht nur der gemüthliche brcitlächelnde Humor Kleist's wird auf das
Trcucstc und Schönste zur Darstellung gebracht — gerade da, wo der Maler fich ganz
dem freien Spiele der eigenen Phantasie überlassen darf, ist er so originell nnd reich
nn lustigen Erfindungen, die der eigentlichen Dichtung als anmulhiger Nahmen dienen,
daß man ganz starr' steht vor dieser genialen Nachfchöpfnng. Die Probe, die wir geben —
der Eintritt des Vüttrls Hansricd — kann freilich nicht Anspruch darauf machen.

unscr» Lesern eine Ar! Vorstellung von diesem herrlichen Nerle zu vermitteln — indes,
wir sind stolz unsere Bibliographie durch eine Probe aus einer Tchopsung des Meisters
schmücken zu tonnen, wie sie wohl selbst ihm nur in seltenen Augenblicken gelingt.
per Zlüllel H«nfrlel>, Zeichnung von Adolf Menzel,
Hu5 AI»is!'5 lustsfiel „Der zerbrochene Krug". <r>erll>g uon A. hofnian,! K I»n,s,, Berlin,!
^ Im nämliche» Verlage erscheint mich die uon Vautier illustrirte Prachtausgabe
von I mm ermann's „Lberliof". Gegenwärtig lieg» schon die vierte Auflage vor, ein
Beweis, das, dieses Buch — mag nun das Tichtwert oder die künstlerische Beisteuer

Paulirr'c» den grösseren Anthcii an diescui Erfolge haben — sich eine bleibende Stätv' in dem Herzen der deutschen Lesewclt gegründet bat. lind eine verdiente! Denn mag man es auch beklagen, das, Inmiernmnn's herrliches Weit, dasjenige, worauf sich sein
Per Ziger K»»»l> un> sein Mit», Zeichnung von V, »>>«!>»>,
Ilu» Immer!»»,,,« „Vbeihof'. <veill,g v°n A. hofmann ^ «loniv,, Veilin,!
Anspruch auf ewiges Fortleben in nuscrer Literatur gründet, ucrstiimmelt werden uiußtc, sollte es in der Thcilnahme des Publikums lebendig sortezistiren, sollte der

bedcnlendsie ValtsromaÂ», dm Â«vir besitzen, derselben wirklich erhallen bleibeÂ», io hal
es sich unzweidenlia, berausgeslell!, daÃŸ dieser liefe Schnitt leider unvermeidlich gewesen
Zaull im Hlxdiriimmer, Zeichnung uÂ»n :>, v, Â«reling.

ist. Und das, was übrig bleibt, «st ja immer noch eins der kostbaren Kleinodien
unserer Literatur, — Vauticrs Theilnahnic an dem Buche könnte auch den grinimigsten
Imnrcrmann-Schwärmer mit dieser Kürzung aussöhnen. Er hat die Fülle seines
Talentes nicht in Versuchen von Charalterisii-ung zersplittert, sondern dasselbe ganz aus
stimmungsvolle Schilderung der Situationen conccnlrirt, und wir wisse» ihm Tant
dafür — bat doch Jeder schon die Erfahrung gemacht, wie selten das Nnchschaffen des
Illustrators mit dem Bilde übereinstimmt, das man von einer licbgewordenen Figur
im Innersten trägt. — Das Werl, obwohl seiner Anlage nach, wie gesagt schon vor
Längerem entstanden, reiht sich in seiner Ausstattung dem Besten, was wir an Einzel
ausgaben klassischer Dichtungen besitzen, würdig an.

' Nie hoch auch der Einzelne diese oder jene Dichtung Goethes schätzen mag — das
Hauptweit des Dichters, das große Vermächtnis; seines Lebens an das deutsche Volt bleibt
der «Fällst", Nicht nur die Amcisenthätigleit der Commcntawren wird er in alle Ewigkeit
beschäftigen: nnch die eigentliche Kunst wird in ihm stets eine ihrer größten Aufgaben
sehen. Dem Schauspieler, dem Musiker, dem bildenden Künstler wird dieser Stoff ein
unversicglich frischer bleiben. Kaum war der Faust erschienen, so begann auch schon,
erst vereinzelt, d.mn immer häufiger der Eiser der Illustratoren sich ihm zuzuwenden,
und I»eutc tonnte man die illustrirten Ausgaben desselben säst nach Dutzenden zählen. Zu
denjenigen, die in neuerer Zeit den lebhaftesten Beifall gesunden, zählt nebe» jener von
Liezcn-Meuer entschieden die Krcling's, Schon als die Eartons ausgestellt und durch
Photographien in weite Kreise verbreitet wurden, erregten sie Aufsehen — heute, wo
Vruckmann in München dieselben erworben und die Zeichnungen sür eine Buch-
ausgabe verweNhct hat, übersieht man erst die ganze Fülle von Schönheit, die wir
daran besitzen. Krcling war eine vornehme, gedankenreiche Natur, und seine Bilder
Wirten edel und groß — das wird Jeder zugeben, der die hier mitgethcilte Probe
betrachtet, Außer diesen längst bekannten Bildern bietet indeß die Bruckmann'sche
Ausgabe auch eine Reihe schön erfundener Vignetten und Initialen. Tic Reuroduction
der Illustrationen ist thcils durch Lichtdruck, thcils durch Holzschnitt hergestellt und
durchweg untadelhaft: der Einband aus imitirtcm weißem Leder ist einer der gcschmack
»ollsten, die übcrhailpt in letzter Zeit ausgeführt worden sind.

" Unsere Zeit tennt leinen beliebteren und wohl auch kaum einen talentvollere,:
Illustrator, als Gustau Tore, Unerschöpflich sprudelnde Fülle der Phantasie, eine
gewisse geistige Elasticität, die sich in überraschender Weise einem jeden Nichtungs'
charaller anzuschmiegen weiß, eine, so zu sagen, uirtuose Flotthcit des Entwurfs, getragen
durch eine unschlbar cffectuolle Ausführung: das sind die Hauutzügc dieses beneiden?
iverthen Talentes, Freilich auch eine glückliche Sorglosigkeit in Betreff des Akademische»,
l?b da ein Glied zu lang, oder zu kurz ist, ob es sich vielleicht einer Selbständigkeit
erfreut, die sich nicht vollständig mit de» Gesetzen der Anatomie in Ucbercinstimmu»g
bringen läßt — darauf kommt es Dur« wenig an. Die Hauptfache ist: ob das Ganze
gut aussieht und poetisch wirkt. Und das thut es ja immer. Was er allerdings schon
an Illustrationen geschaffen hat, das läßt sich gar nicht mit unfcren gewöhnliche»
Borstellungen von Productioilnt vereinigen — und wohlgemcrlt! er ist außerdem auch
Maler und Bildhauer, Zu seiner neuesten Schöpfuug auf jenem Gebiete hat ihn der
„0r1ari<to tnrioz^ Ludouico Ariosto's begeistert, jenes herrliche Werl voll Grazie und
Olulh, dem viele Kenner den Preis unter allen Epen Italiens zuweisen wollen. Er
hatte keine bessere Walil treffen, keinen Stoff finden können, der seinem eigenen Naturell
angemessener, seines Stiftes würdiger gewesen wäre. — Es war natürlich, daß man
sich beeilte, eine deutsche Ausgabe dieses Prachtwcrkes zu veranstalten! ist doch Tor,
ein Künstler, dessen Schaffen nachgerade ein internationales geworden ist, und sind
doch wir Deutschen so glücklich, eine Nachdichtung des Orlando zu besitzen, wie sie
leine andere Literatur auszuweisen hat. Das Wert, das im Verlage von 3. Schott-

Inender in Breslau erscheint, ist denn auch als ein nach allen Teilen hin gelungenes, als ein Litcraturerzeugnih von seltener Vollkommenheit zu bezeichnen. Paul Heuse, der berufenste Uebersetzcr aus dem Italienischen, dessen Natur der Arioslo's so wahl-vcrwandt ist, hat es übernommen, den „Uoscnden Rsland" seines verstorbenen Freundes Hermann Kurz einer sorgfältigen Revision zu unterwerfen, alles unserm heutigen Fühlen Anstößige auszumcrze» und ihn mit einer Einleitung aus seiner eigenen Feder den Dorü'schen Illustrationen zu Grunde zu legen. Wir unterbreiten unseren Lesern von diesen selbst zwei Proben, worin sich das Talent des Zeichners in all seiner Originalität documentirt.

Das erste ist ein Bild aus der Liebesidhllc des neunzehnten Gesanges (Tlr. 35.»

„War sie im Haus, verlieh sie feine Schwelle,
Ter Jüngling war bei Tag und Nacht um sie.
Nun ging's zu dieser, nun zu jener Quelle,
Ging's auf bcgrimlc Niesen spät und früh.

Aus Iliiost's „Rasendem Aoland", Zeichnung von Gustav Koro,

Mittags war ihre kühle Lagcrstelle
In einer Grolle, so bequem, wie die,
Die einst zur Zeugin ihrer Heimlichkeiten
Nein! Regen Dido und Acncas weihten".

Tic andere bezieht sich auf die 55. Strophe des elften Gesanges:

„Olhmpia, die Arme, die geschändet
Von Amor ist, auch noch des Glückes Schlag
Empscmd, das die Korsarcu ihr gesendet,
Und sie entführen lieh am hellen Tag:
Ten Freund erkennt sie, der sich zu ihr wendet.
Doch da sie sich zu decken nicht vermag,
Senkt sie den Vlick und kann sich nicht entblöden,
Ihn anzuschn, geschwcig' ihn anzureden".

Ludlich machen wir hier noch auf die virtuose Technik der Holzschnitte aufinert' sm». Dieselben sind selbstverständlich französischen Ursprungs) doch wollen wir nicht

^lllustrirte Vibüograpliic.
N'
Iluz Aiiost'i, „Rasende,» Roland", Zeichnung i'on «nstai, vor«,
>I?eilag von ö. ^choülarndei, Kie5l,,u,1
Älord und Lud, XVI, «, 1U

unterlassen, hervorzuheben, daß der deutsche Verleger das Seinigc gethan lmt, um den Schöpfungen seiner Mitarbeiter von Ariost bis auf Heuse den größtmöglichen Glanz äußerlichen Erscheinens zu verleihen, und so ihren großen Namen den seinin.cn würdig anzureihen.

* Es begegnet häusig genug, das, man Prachtwerte findet, deren Tezt nichts taugt, Vücher, die bloß zum Ansehen und Prunken geschaffen werden — wo man es denn

Ver »eilosttl» Nitl«. Zeichnung oon VIga o, Fialta.

billigerweisc mit jenem nicht genau nehmen kann. Seltener, wenn nicht unerhört ist es, daß ein Fall vorkommt, wo eine Dichtung, die sich eines gewissen Erfolges zu erfreuen hat, nachträglich illustrirl wird und zwar so illustrirl, daß der Zeichner den Dichter überragt. Vci der Prachtausgabe von Richard Leanders „Träumereien «n frc»»z«s>ichen ilaminel!", die Vreittopf und Härtel in Leipzig veröffentlicht lmben, liegt dieser seltene Fall vor. Diese „Träumereien" haben bei dem deutschen Publikum großen Beisall gesunden, dessen Berechtigung zu discutiren ults fern liegt. Möge ihr dichterischer Wcrth sein, welcher er welle, er reicht nicht an das. was

Olga von Finita dnrch ihre Zeichnungen zu denselben künstlerisch geleistet hat. Wir bekennen, daß uns der Name dieser Künstlerin bisher vollkommen fremd gewesen — um so größer war aber auch «nsrc Freude, hier aus einmal ein großes, ursprüngliches Talent zu finden, welches eine formelle Durchbildung verräth, wie sie nur die Frucht langjähriger, ernstester Arbeit sein kann- Besonders bewundert haben wir die anscheinend unerschöpfliche Erfindungskraft Fräulein von Fialtas auf dem Gebiete der Ornamentik und haben uns der Anmuty gefreut, womit sie die eigentliche Illustration mit dem Ornament zu,verweben weif,, beider muhte auf unscrcmVi» die ornamentale Umrahmung weggeschnitten werden. Wir hosten Frnulciu von Fialla noch öfter zu begegnen und empfehlen einstweilen ihr Talent und die wirklich ausgezeichnet schöne Publication des Vreitlopf - Härtel'schen Verlages der Aufmerksamkeit des Publikums.

^««^^._>^V

z»«« tobte Moriechn». Zeichnung von ludroig Richter.
Au« bem Märchenbuch» „Die schwarze Tante",
(Verlag von »reitlopf K yärtel, leipzig.)

* Eine andere Publieation des cbcngennnnten Verlages begrüßen »vir mit besonderer Freude, und der Umstand, daß dieselbe schon in vierter Auflage vorliegt, beweist, daß das Publikum diese Empfindung »heilt. „Tic schwarze Tante", nennt sich das kleine Buch, es enthalt schlicht und einfach erzählte Märchen und Geschichten für Kinder. Verhältnißmäßig schlicht, wenngleich durchaus würdig, ist verglichen mit allen den anderen hier genannten Prachtwertcn, auch die Ausstattung, und doch verdient die „schwarze Tante" entschieden einen Platz in unserer Bibliographie und unsere wärmste Empfehlung, Was ihr diefen Anspruch sichert, ist die Mitarbeit Ludwig Richters, dessen unübertroffene Meisterschaft in den hier vorliegenden Illustrationen wieder einmal klar an den Tag tritt. Wie rührend ist das Bild zu der Geschichte die von der Pflegemutter zum Spähnen I" den Wald getrieben ist: „Als man sie anderen Tages suchte, fand man sie todt, von blühenden Schneeglöckchen umgeben, die hatten sie im

3»i ?r«s,ss»r. Mnricchcns.
Zeichnung ron ludroig Richter,
2lü» d. Märchenbuch« „Die «chwarze Tante".
(Verlag o°n Vreütovf 6i Partei, leixzlg.)

Tod noch zugedeckt mit ihren grünen Blättern". — Herrlich gradezu ist das
Bild des schlafenden Professors, über dessen Titel in dein Anfang des Märchens
die erschöpfende Erklärung erthcilt wird. „Ein Professor, liebe Kinder, ist ein.
Mann, zu dem große Leute in die Schule gehen, wie die Kinder zum Schul-
meister; ein Mann, der sehr uiel gelernt hat, so viel, daß er manchmal gar nicht
weiß, was er mit all' den Sachen, die er in seinem Kopf hat, machen soll".
Kchw»rly«m»»r, Zrichnung von Paul Ihumann.
' Wenn wir von der bei Alphons Dürr in Leipzig erscheinenden Zeitschrift
»Tentfche IunenV" den Titel nennen, fo sagen wir damit eigentlich schon genug.
Tic Vorzüge dieses Unternehmens sind ja so bekannt, und jenes selbst schon so lange

«ingebürgert. Und wer es nicht
kennen sollte, dem weiden die
Namen der beiden Leiter delielben,
Julius Lohmehcr's, und des
künstlerischen, Vstar Pletsch's,
hinreichende Garantie dajür
gewähren, daß wir nicht über-
treiben, wen» wir behaupten, es
ist das beste seiner Art, Nuch
nennen wir es hier nur, um
Gelegenheit zu nehmen unsere
Bibliographie mit zwei von
seinen Illustrationen zu bereichern.
Nie eine vcrdanlen wir dem feinen
Stift Paul Thumanns, des
allgemeinen Lieblings, dessen
reiches Talent sich hier zwar von
keiner neuen Seite, von der alten
aber in liebenswürdigster Weise
zeigt. Das zweite ist von Eugen
Klinisch gezeichnet: zum vollen
Verständnis; der drolligen
Situation dieser reizenden
Mädchenfigürchen, bemerken wir,
daß es die Illustration einer

Kchman, llel' »n! Zeichnung von Lugen Klinisch,
Prinzessin Mfgl^ne sieh! den s»n»schen Zug n.chen.
Molsch« <Lie>». Zeichnung i'on A, n, Bamberg,

Kindcrlomödie Lohmcycrs bildet und den Moment darstellt, wo die Prinzessin, die
nicht lachen kann, den ganzen Hofstaat ihres Vaters ancinandcrgcllcbt gewahrt
und, durch die unwiderstehliche Komit dieses Anblicks bcmeistert, von ihrem ent-
setzlichen Leiden befreit wird. — Aus den „Telltschen-Volksliedern", die von
Georg Schcrer in demselben Verlag herausgegeben sind — einer Sammlung,
die sich durch sinnige Auswahl des schönsten, was unsere Voltspocsie hervor-
gebracht hat, noch mehr auszeichnet, als durch ihre windige Ausstattung —
greifen wir ein Vild A. v. Romberg's heraus, „falsche Liebe", nennt es sich. Und
das andere? Wer erkennt nicht Ludwig Nichters Teckel, wer erkennt nicht in der
frischen Erfindung, in der gracioscn Ausführung Meister Ludwigs Hand?

Hl»ll»«ne «Li»»«müh, Zeichnung von ludwig Nichte r.

A«5 „Schönste deutsche voüÄiedee" gesammelt u, heiauzg, p. Georg ?«bel?r. l»rlag <>, A Dürr, teipjig).

„Was bntt mich mein Klopfen?
Tu machst mir nicht auf;
Du lhust mich vexircn
Und lachst mich aus.

* Wer ein Großstädter ist und dem Genuh des Flanirens — man verzeihe das
Fremdwort, dessen volle Bedeutung leine Ucbertrogung wiedcrgiebt — mindestens hin
und wieder ein Stündchen opsert, kennt ans den Auslagen der Kunsthändler das
reizende AV<f von P. Meherhcim und I, Trojan. Das Vuch ist ein Triumph der
deutschen Literatur und nur einer Vereinigung ganz besonders glücklicher Zufälle durften
wir seine Entstehung verdanken. Noch nie hat ein solcher Künstler und ein solcher
Dichter sich zur Herstellung eines Kinderbuches verbunden. Und der Verleger, Georg

Ttillc in Berlin, Hut das Buch in einer Weife ausgestattet, die solcher Mitarbeiter
würdig ist. Wir bedauern, bei nnscrcr Illuslrationsprobe nicht den Farbendruck an
:>Ui „Al'c" <zezeich„c! Ion p. Mrs»r>cin,, Irr! pon ^, Tl°,»n, (!,'cr>,!g l'0„ c?c»^ s,i>i>', l7c,!!n !

wenden zu können, um zu beweisen, was die Holzschnitttcchnit in diesem Erzeugnis; des Ateliers von Knsebcrgund Oertcl in Leipzig der Vorlage gerecht geworden ist, Eo tonnen wir unseren Lesern nur die einfache Zeichnung Meycrhcims vorführen und müssen nuf die getreue Wiedergabe seines Aquarells verzichten. Wer die geniale Feder des Vleislers bewundert, der vergesse auch nicht, der reichen Phantasie desselben seinen Respcct zu bezeugen, welche hier eine solche Uebrrfülle von Gestalten, deren Bezeichnung mit Z ansängt, zusammen gruppirt, das, selbst ein Verslünstler, wie Trojan, sie nicht alle in acht Zeilen unterzubringen vermag.

Auf zartem Grase das Zebu ruht,
Da kam der Zauberer im Zuckcrhut:
Und plötzlich auf feiner einen Hand
Ein Zoucwe mit Iang und Zirkel stand
I« der andern — denkt nicht, ich lüge! —
Hielt einen Zopf er und eine Ziege
Mit einem Zweig, und es saf; — paß! auf! —
Ein Zaunkönig und ein Zeisig drauf.

* Die Kunst des Cilhouettircns wird jetzt eifrig gepflegt, und man tnun mit diesem Eifer nur zufrieden sein. Denn die Beschäftigung damit verlangt die Ausbildung eines scharfe» Blicks für die Eoutour und Sinn für Grazie. Unter den vielen Unberufenen, die sich mit „schwarzer Kunst" befassen, ist Hanna Böhm eine glänzende Ausnahme; ihre Blätter erinnern durch mannigfache Vorzüge, vor Allem durch ebenfo finnige wie gefchmackvolle Verwendung des Blattornaments an die besten Vorbilder. Im Verlage von A. Dunckcr in Berlin ist unter den Titel „Tnnllc VilVer" in gefälliger Ausstattung eine Eammlung von 24 ihrer Eompositionen erschienen — allelammt Illustrationen von Dichtwerken. Wir greifen das Bild zu dem Liede aus I. Wolf's „Rattenfänger" heraus:

„Au meiner Thüre du blühender Zweig
Frühe beim Morgcnrothe,
Bist mir ein lieblicher Fingerzeig,
Tehncnder Freundin Bote".

Das Blatt — und es ist noch nicht einmal eins von den besien — ist vor! restlich, treu und lebendig im Ausdruck, wahr in Erfindung und Ausführung. Wir glauben der hübschen Sammlung leine bessere Empfehlung mitgeben zu tonnen als diese Probe

Z»tr V««n>säng« »«» Homcln,
l)anna Vöbrn. Verlag i>on Alexander Dunckrr, Vcrlm,)

' Unter den Prachtwcrten, d!e sich die Beschreibung oon Land und Leute zur Auf
gäbe gesetzt haben, ist das bei I, Engelhorn in Stuttgart erscheinende „Italien"
ßingong zu» Kh«l<», Zeichnung i'on Gustav >lloß, Uns »»,» prxchiwerle „^mlirn",
eines der ältesten und auch der besten. Mehrere Auflagen sind schon «ölhig geworden,
was beweist, das; die Verdienste dieses Buches gebührende Anerkennung gefunden haben.

2,7 ord und ^ü!>.
Es hat sich aber auch taum eines von uornherein durch die Namen seiner Mitarbeiter, die
unnüllkiirlich Achtung nbnothigen, so gut eingeführt, wie dieses, Karl Stiel er,
Ed. Paulus, N. Kaden, als Verfasser des Textes, haben bei diesem Weile ihren
»»»!« <i«ll !. »on «sNgln»» n«l »er H»nl!
RufsMlich «»» ?!iüngr „ach t>rn, e^cmüll'c i>nn ?v<f'9 in, loui'ir, ü„z <?r'ch,ch!r !>« ^«'oliition in
England' »on I>i. Alfred ^lcrn<„A»g Kr,ch, in Einzr!t>ais!cllungcn" »'«auiaracl'cn l'»» lllncken, 28, :»>,!',)

allen Ruf bestätigt. Die Illustration ist ganz herrlich — Italien ist nun einmal das Land, dessen Darstellung den deutschen Maler ewig lockt. Und die berufenen Meister, die sich der ebenso schwierigen, als reizvollen Aufgabe unterzogen haben, jene so oft verherrlichten Reize neu darzustellen, haben sich derselben mit wirklich bewundcrns-werthem Geschick entledigt. Unter ihrem Griffel sind die unsäglich oft geschilderten Gegenstände völlig frisch geworden. Wem es nicht so gut geworden ist, einmal das vielbesungene, vielgemalte Land zu sehen, dahin es jeden Deutschen der Tradition nach zaubermächlig ziehen soll, wer leine Aussicht darauf hat, es jemals zu sichen: dem bietet das Engelhorn'schc Prochtwcrt zwar leinen Ersah — aber doch einen Abglanz ,ener unvergänglichen Herrlichkeiten. — Das Vuch ist, wie gesagt, innerlich und äußerlich vollkommen. Die Illustration, die wir zur Ansicht vorlegen, den Eingang in's Ghetto darstellend, rührt von Georg Cloh her. Sic ist zugleich ein Beweis der wunder-vollen xylographijchcn Aussiihrung, welche die Zeichnungen in dem Atelier von A. Eloß gesunden haben. Papier, Druck und Einband wetteifern mit einander in Eleganz und Gediegenheit.

' Wir haben schon des festeren Gelegenheit gehabt, unsere Leser ans das verdienst-liche Sammeln«! t Onckens „Allg. beschichte in <fin;eldarftellu«i»en" (G, Groie, Berlin) hinzuweisen. Heute sind wir in der Lage, auch eine Probe der Ausstattung geben zu können. Dieselbe ist reich und gediegen, wie man sie bei wirklich wissen-schastlichcn Geschichten»rlen, gleich diesem, leider fast nie findet. Wir entnehmen das Vild dem soeben erscheinenden ersten Bande der „beschichte der Revolution i» ßnglano" von Dr. Alfred Stern (28. Abtheilung des ganzen Werke?). Eine Reihe Porlrails. ausgezeichnete Rcproductionen nach Stichen der Bilder von van Duck, Lei», und wie die Meister der damaligen Zeit alle heißen — Faesimiles und Karten statten den Vand »uf das Würdigste aus. Das von uns abgedruckte Portrait Karls I. ist eine Nach-bildung des Tlrange'schen Kupferstichs nach dem Gemälde van Di'ck's im Louvre, In dem Verfasser hat das Thema der englischen Revolution — und es gicbt tauin ein interessanteres in der neuen Geschichte — einen Bearbeiter gefunden, der es verdient, seinen NnMiN neben dem des unvergeßlichen Dahlmann genannt zu sehen, — Dieses große Wert hat den Anspruch aus unsere wärmste Thcilnnhme-, so gefällig geschriebene, allgemein verständliche und dabei doch gründliche Historien thun uns «oih, um das Publikum, von dem viel zu einseitig gepflegten Interesse für die Naturwissenschaften auf das hinzuwenden, was unter allem Wechsel das einzig Bleibende und ewig Frische ist: die Geschichte des Menschen,

" «Deutsche hansinnsil mit Vilocrn" heißt eine Publication des Verlages von E. Schlömp in Leipzig, die insofern, als hier zum ersten Male auch auf Musikalien das Princip der Prachtwerte angewendet wird, bis jetzt — höchstens die schöne Hallbcrger'sche Ausgabe der „Müllcrliedcr" ausgenommen — ganz einzig-artig ist, aber jedenfalls, da diese Idee eine wirtlich sympathische ist, bald reichliche Nachfolge finden wird. Bis jetzt ist ein Band erschienen: „Ausgewählte Lieder von Nach bis auf die Gegenwart". Carl Rcineckc, also eine Autorität ersten Ranges, hat die sechszehn Lieder ausgewählt, bei der Illuftrirnug (eine Vignette über jedem Stück und außerdem reich wechselnde Leisten) find unsere geschätztesten Zeichner thätig gewesen und haben dem Werte viele anmutdige, sogar einige herrliche Worte zur Aussteuer mitgegeben. Die Ausführung in Lichtdruck durch Naumann K Schröder in Leipzig ist tadellos, die Herstellung des Bandes, der aus der Brciltops-öärtcl'schcn Qfficin in Leipzig hervorgegangen ist, verdient sowohl bezüglich des Papiers, wie des Notendrucks das höchste Lob. Ein eigenthümlicher Schmuck ist der Einband, der eine Elfenbein-Intarsia imitirt. Dem Vernehmen nach bereitet die Vcrlagshandlung noch zwei wiitcrc Bände vor. Das Wert wird jedenfalls in den Kreisen, wo Licbe zur Musit sich mit einigem Wohlstande vereinigt, vielen Antlang finden.

* In deniselben Verlage sind „Kaffeellecksbilder" erschienen, humoristische Zeich-
nungen von Kllulbach, Muhr und Echter, uo» W. Frisch in Leipzig nach den
Originalen in der Nationalgalcric in Lichtdruck wiedergegeben. Ueber die Entstehung der
originellen/Sammlung theilt ein Vorwort mit, daß Koulbach und seine beiden
genannten Schüler zur Zeit, als sie die Fresken im Museum ausführten, bei dein
damaligen Dir«Ior des Museums, Olfcrs, Kaffee zu trinken pflegten. Zum Do.nl
dafür hatten sie sich verpflichtet, das Album ihres Wirthes mit Zeichnungen zu schmücken.
Da es aber bei diesen Zusammenkünften häufig an Zcichenmaterial gefehlt, hätten sie
den Kaffee als Pigment benutzt «nd wären endlich auf den Einfall gcrathcn, einige
Tropfen davon blind auf das Papier zu schütten und in oder um diese Kleckse eine
Skizze zu zeichnen. Drollig und phantastisch wie dieser Einfall, sind auch die Skizzen,
und dieses Album ist ein ziemlich merkwürdiges Denkmal übermüthigen Künstlcrhumors,
Jene Publication des Schlömp'schcn Verlages ist wohl geeignet, Einem jene Künstler
mcnfchlich näher zu rücken, und wird jedenfalls bei allen Denen, die das Berlin der
fünfziger Jahre und besonders !,cin intimeres Kunstleben kennen, reges Interesse
erwecken. — Den Umschlag der Sammlung ziert eine hübsche Zeichnung, lästig ist
nur, daß die Blätter sparsamer Weise auf beiden Seiten beklebt sind.

" Die Hand» und Schulausgabe des encyllopädischeu frauzüsisch-»rutschen
und »entsch-französischen WsrterbuchK «on Sachs «»» Vilatte (l ^ausgegeben von
Professur Karl Sachs, Berlin, Lnngcnschcidt'sche Vcrlagshandlung) liegt
gegenwärtig schon in vierter Auslage vor. Ein Beweis, daß die Vorzüge des Buches,
die Vollständigkeit desselben und das beim Druck angewandte System sich nicht nur
eines ungelheiltcn Beifalls der Kritik zu erfreuen hatten, sondern daß dieselben sich
auch praktisch bewährt haben- — Das ist eine sehr erfreuliche Wahrnehmung, denn
das „Encyklopiidische Wörterbuch" ist ein Besitz, ans den die deutsche Literatur mit
Recht stolz ist, ein Riesenwerk, wie es keine andere aufzuweisen hat. Für Jeden, der
sich mit dem Studium französischer Sprache oder Literatur eingehender beschäftigt, ist
die große Ausgabe geradezu unentbehrlich. Für geringere Ansprüche, wie sie die
Schule oder der tägliche Gebrauch des Laien stellt, genügt die kleinere vollkommen, ja
dieselbe ist immer noch weit vollständiger in dem, was den Wortsah anbelangt, als
manches jener „großen" Wörterbücher, die bis vor wenigen Jahre» dem Deutschen
einen so kläglichen Inhalt geboten haben. Die vierte Auflage, die auf Grund des
Eander'fchen Wörterbuches und der neuesten Auflage (von 1878) des Nietionuau«
6ß l'.4.«u(lt!miu revidirt warben ist, bietet den Wortschatz des täglichen Lebens und
schlicht von dem Inhalt der cncytlupädischeu Ausgabe nur die rein technischen, seltenen
wissenschaftlichen und ungebräuchlichen Wörter aus. Da sie jedoch, wie aus den oben
angeführten Quellen hervorgeht, den Wurtfchatz der Schriftsprache fo vollkommen ent-
hält, als dies eben bei Wörterbüchern lebender Sprachen, in denen ein stetes Fließen,
Verschwinden und Auftauchen herrscht, möglich ist, so läßt sie Dcujcnigen, der sich auf
die Ausdrücke der Schriflfprache befchräntt, niemals im Stich. Ein unerreichter Vor-
zug des Buches ist die genaue und ganz ausnahmslos durchgeführte Bezeichnung der
Aussprache nach dem Toussaint-Langcnscheidt'schen System, das bekanntlich in diesem
Genre das vollkommenste ist und, so weit dies überhaupt möglich, die Erlernung der
Aussprache auch ohne mündliche Ucberlieferung sehr zweckmäßig erstrebt. Von Wcrth
sind auch die grammatitalifchcn Beilagen des Buches. — Blättert man in diesem
Lexiken, so ist man vor Allem erstaunt über die ans Fabelhafte streifende typographische
Leistung: Man kann sich leine Vorstellung machen, wie ein so complicirter Druck
eines Wertes von solchem Umfange fehlerlos zu Stande gebracht werden lunntc. Die
Drucktosten müssen Hunderttausende verschlungen haben.

' Mit ancrtenncnswcrlher Rührigkeit werden gegeilwältig die neuesten Forlfchrille
der Lichtdrucklechnit dazu benutzt, die Hintcrlnsfenfchaft der allen Meister an Hand-
Zeichnungen, Radierungen, Holzschnitten und Stichen, in Facsimiledruckeu zu verbreiten.

So sind gegenwärtig bei Max Kellerei in München „NembrandtS söinmtliche Nadicrunnen" nach den Originalen des Miinchener Labinets erschienen (70 Lieferungen 5 4 Marl». I. B. Oberncttcr in München hat die Lichtdrucke hergestellt. Sein Atelier erfreut sich eines festgcgründctcn Ansehens auf jenem Gebiete; allein dieses jüngste Erzeugniß desselben stellt einen entschiedenen Fortschritt dar. Eine so treue Rcproduction des Originals, die nicht nur jeden Strich der Radiernadel, sondern auch ganz genau die Größe des Blattes, die alterthümlichc Farbe des Papiers und jede kleine Spur von den Unbilden der Zeit wiedcrgiebt, ist bisher mit dieser Technik noch nicht erreicht worden. Die Blätter machen vollständig den Eindruck von Originalien Hans E. u. Berlepsch hat den Tezt zu der Ausgabe geschrieben. Derselbe besteht aus einem kurzen Vorwort nebst Lebensbild des Meisters und aus gedrängten Notizen über jedes Blatt, enthaltend eine Beschreibung und Angaben über die Geschichte desselben, endlich die Bezeichnung der Stellen, wo es in den Handbüchern zu finden ist. — Diese unvergleichlich schöne Ausgabe braucht der Thcilnahmc der Kunstkenner nicht erst empfohlen zu werden, denn sie darf auf den wärmsten Beifall derselben von vornherein sicher rechnen. Allein auch die weiteren Kreise des tunstliebenden Publicums sollten ihre Aufmerksamkeit einer Publikation zuwenden, die wegen ihrer tadellosen Ausführung wohl als ein Triumph der modernen Technik bezeichnet werden darf, und welche, indem sie wirklich vollkommen schöne Kunstwerte popularisirt, eine stete Quelle edelsten Genusses ist. Der Preis ist im Vergleich zu den Herstellungskosten und der vornehmen Schönheit der Ausstattung einerseits, anderseits zu den Preisen von Originalabdrückei: (die in guten Ezemplarcn ja kaum mehr in den Handel kommen) ein äußerst geringer. „Echte" Werke alter Meister heutzutage noch sammeln zu wollen, ist überhaupt eine Thorhcit: man unterstützt damit nur die Fälschung und entzieht der modernen Kunst oder Technik die Förderung, die derselben zukommt.

^mil slüüMllNN, illustrirtc Musikgeschichte. Die Entwicklung der Tonkunst aus frühesten Ansängen bis auf die Gegenwart. Mit vielen Holzfchnitten, Tafeln und Musitbeilagen. Lexicon-Format. «. Lieserung oder S. 105—128. Stuttgart 1880, W. Spcmann.

Dieses neueste Heft des verdienstvollen Wertes bringt den Schluß des Cnpilcls üb« die Musik der Iameüts, sowie den Anfang des größeren Abschnittes: „Die Musik in Hellas und Rom", welcher wiederum mit der Darstellung der „Musik bei den Griechen" beginnt. Der Verfasser sagt in de» einleitenden Worten dieser Abschnitte: Ein Volt (die Griechen), dessen beide größte Philosophen in ernsten Abhandlungen und Gesprächen über den Staat der Musik eine der wichtigsten Stellungen bei der Erziehung einräumten und die Einsührung einer neuen, verweichlichenden Tonart für staatsgefährlich und fürcin nationales Unglück erklärten, ein Volt endlich, bei dessen Nalionnlfesten Homer's Gesänge öffentlich vorgetragen wurden und das durch alle seine Stände hindurch fähig war, den Tragödien eines Ncschylos und Sophokles mit wirtlichem Verständnis« und Genuß zu folgen, ist uns in der Gegenwart kaum mehr denkbar. Ein solches Voll mußte in Ausnahmezuständen leben, wie sie in der Weltgeschichic vielleicht überhaupt nur ein einziges Mal möglich werden konnten. Die Aufgabe des Verfassers in diesem Abschnitte besteht sonach darin, die Entwicklung der Musik dieses wunderbaren Volkes von seinen frühesten Anfängen bis zu feiner höchsten Ausbildung darzustellen, und er ist seiner Ausgabe gerecht geworden, — Wie in den früheren Heften, kommen auch hier viele bildliche Darstellungen dem Vcrständniß des Lesers entgegen.

Uussüft Hartman», Vollsschauspiclc. In Bayern und Ocstcrrcich-Ungarn gesammelt. Mit vielen Melodien noch dem Volksmund aufgezeichnet von Hyacinth Abele. Lexikon-Format. XVI und 60?« S. Leipzig 1380, Nreitlopf und Härtel.

Der eng bemessene Raum und die Zwecke dieser Bibliographie gestalten eine nuch nur annähernd eingehende Würdigung dieses bedeutenden und aus sorgfältigsten

Studien hervorgegangenen Werks leider nicht. Es mögen daher nur einige Andeutungen über den Inhalt der Sammlung hier ihre Stelle finden. Es handelt sich hier weder um Voltsstücte unserer städtischen Bühnen, noch auch, wenigstens zunächst, uni das sogenannte Vauerntheatcr in Oberbaycrn und Tirol. Jene Voltsstücke linden das Volksleben zum Gegenstand, sind aber auf ein Stadtpublikum berechnet. Das „Naucrnlheater" bildet schon selbst eine interessante Erscheinung des ländlichen Volkslebens, Die Spieler sind Leute aus dem Volk, ebenso das hauptsächlich in Aussicht genommene Publikum. Hingegen die Stücke werden oft der Stadt entlehnt, und die in Manchem eigenthümliche Bühne sucht es doch der städtischen nachzuthun, soweit die Mittel reichen. Verschieden vom Spielvorrath auch dieser Doifbiihncn ist eine dritte Gruppe höchst anspruchsloser kleiner Komödien, die man auf dem Lande und in Landstädten, ausnahmsweise wohl auch in der Vorstadt eines Wcltortes antrifft. Sie gehen meist nicht einmal auf einer Bühne vor sich, sondern werden durch eine umherziehende ländliche Dilcttantcnschaar, wohl in Lostümcn, aber ohne Tecorntioncn in einer beliebigen Stube oder unter freiem Himmel aufgeführt. Dies, wie manches Andere in der Spielsitte, erinnert mehr an das alldeutsche, wie an das moderne Drama. Der Text solcher wahrer Vollsschauspiele flicht theils aus mündlicher Ueberlicserung, theils aus Handschriften, welche, immer auf's Neue abgeschrieben^ oft schon sehr lange im Volte sich fortgepflanzt haben. Die Dichter find meistens nur bei Stücken bekannt, deren Abfassung in ucrlMnißmähig jüngere Zeit fällt. Sie waren entweder ganz einfache, unstudirte Leute oder lebten wenigstens im Volt, liebten es und waren mit seinem Denken und Fühlen auf's Innigste vertraut. Die älteren Stücke vcrrathen mehr gelehrte, aber ebenfalls uolksfreuudlich gesinnte Verfasser. Die Spiele knüpfen sich säst fämmtlich an Fcstzeiten des Jahres. Fünfzig derselben bietet die Sammlung aus Bayern, Salzburg, Tirol «nd Ungarn, viele davon von köstlicher Naivelät. Auch die beigebrachten Melodien sind vielfach von urfprünglichcr Frische und erfreulicher Einfalt. Das beigegeben! sprachliche Glossar leistet die besten Dienste. Die Ausstattung des Bandes ist einfach, musterhaft — sie steht auf der Höhe der Leistungen der Vcrlllgsfirma.

Feme Küche. Anweisung zur Bereitung der vorzüglichsten Gerichte für die Gescllschllftstafel. Enthält 1003 Recepte und 156 Abbildungen auf 12 Tafeln. 8. 292 S. mit 12 lithographirten Tafeln. Hannover 1880, Klindworth.

Nachdem das vor etwa einem Jahre erschieucne Buch: „Das Mcnu, von Ernst von Malortie" überall auf's Günstigste bcurthcilt wurde, gelangten an den Verfasser, den Obcrhofmarschllll von Malortie, von vielen Seiten Aufforderungen, um auch eine „Anweisung zur Herstellung der sür die feine Tafel empfehlenswcrthen Gerichte" herauszugeben. Derselbe entsprach diesen Aufforderungen durch die Herausgabe des seht unter dein Titel: „Feine Küche" erschienenen Buches, welches alle Recepte zur Herstellung einer exquisiten Tafel enthält, somit eines Buches, welches für herrschaftliche Häuser und elegante Restaurants unentbehrlich ist. Die Benennung der Speisen ist französisch, fu dafz nach diesem Buche fchon ein Mcnu corrcct aufgestellt werden tann. Die Bereitung der Speisen aber ist in deutscher Sprache, und zwar auf die deutlichste und einfachste Weise vorgcschr,cben und dürste sich des allgemeinsten Beifalls und Verständnisses crlrcuen. Sowohl die verschiedenen Ingredienzen, als auch Maße und Gewichte sind genau präcisirt; die Recepte oder Anweisungen sür die Herstellung eines Diners von 12 bis 15 Personen berechnet, wo noch die Modifikationen für ein Mehr oder Weniger leicht zu ermitteln sind. Die Ausstattung des Buches ist geschmackvoll. Der grohen Anzahl Recepte si»d 156 Abbildungen beigefügt, welche dein Buche noch ganz besonderen Wcrth verleihen.

Margaret LouöVale, Schwester Dora, Auturisirte und von der Verfasserin rcvidirtc Ausgabe von Auguste Daniel. 8, VI und 249 S. Gotha 183, F. A. Perthes. Gebunden.

Tiefes mit Wärme in England aufgenommene Lebensbild ses erschienen in Jahres-
frist 18 Auflagen) wird auch im deutschen Gewände feine Wirkung nicht verfehlen,
Dorothea Pattifon <,,2chwcster Dorn"! war eine wahrhaft große Krankenpflegerin. Unser
Buch wird diesem ungewöhnlichen Eharattcr und feinen ungewöhnlichen Thaten durch
die Treue und den Geist seiner Schilderung, die auch in aller bewundernden Liebe
das Irilische Unheil nicht vergißt, überall gerecht. Es verfolgt in elf Capitcln das
merkwürdige und anziehende Leben von ihrer Geburt 1832 durch die Stationen ihres
Wirkens in Noolflon, lZhaiham, Walsall und Lichfirld bis zu ihrem schmerzenrcichen
Lcbcnsschluß 1878, Eine unverwüstliche Frische, ein stets gleiches Kraftgefühl, die
seltenste Gabe zugleich der leiblichen Krankenpflege und geschicktesten Seelsorge und
über dem allem die Liebe, welche die Spuren der Selbstverleugnung verwischt hat,
so daß auch die härteste Arbeit wie lauter Lust und Freude erscheint, — dies sind
Züge zu dem Vilde, das man in der That ein Vorbild nennen tcmn.

AltennlischeS Theater. Herausgegeben von Robert Pro Iß, 2 Bände 8.
45« und 273 S, Leipzig 1880, Bibliographisches Institut.

Es ist ei» verdienstliches llntcinebmcn, neben Shakespeare auch auf die Gruppe
seiner bedeutenden Zeitgenossen hinzuweisen, aus denen er allerdings als der größte
und gewaltigste hervorragt. Ticck, Naudiffin und Vodenstedt haben bereits durch
Ilcbersctzungen einer Anzahl dramatischer Stücke jene Zeitgenossen in den Kreis der
deutschen Literatur eingeführt. Das vorliegende Altcnglischc Theater führt diese
Aufgabe in vorzüglicher Weife noch weiter aus. Die zwei geschmackvoll ausgestatteten
Bände enthalten: Kyds „Spanische Tragödie", überseht von Koppel; Marlowes
„Eduard II.", Nebstcrs „Vittorin Accorombona", Fords „Pcrkin Warbeck" und
Massiugers „Großherzog von Florenz", die letzten vier Dramen in gewandter Ucber-
schung von R. Prölß. Den Schluß der Sammlung bildet Massingers „Herzog von
Florenz", ein Lustspiel, äußerlich durch seinen feinen Ton dem modernen Eonvcrsations-
stück ähnlich seinem innern N»fen nach aber nur eine lustige Farce, die sich ganz
gut liest und bei gehöriger Einrichtung auch auf unserer Bühne noch gefallen
tonnte. — Die kurze Inhaltsübersicht wird genügen, über die Mannigfaltigkeit des
Inhalts der Sammlung zu orientircn. Die beiden Bände schließen sich in Format
und Ausstattung der im Bibliographischen Institut früher crfchienencn Shakespeare-
Ausgabe an und werden besonders den Besitzen, der Letzteren sowie überhaupt jeder
andern Shatefpeare-Ausgabe eine willkommene Gabe sein.

Taumel Lmilcs, Selbst ist der Mann. Eharakterstizzeu und Lebensbilder. Dritte
forgfällig durchgesehene Auflage von Smiles „Hilf dir selbst". Von dem Verfasser
autorifirte Ucbcrsetzung. 8. VI und 478 S.' Eolberg 1881, E. F. Post.

In diesem Buche, das in seiner Heimath mit dem größten Beifall aufge-
nommen Worten ist, wird der deutschen Jugend eine Bildungsschrist dargeboten,
die es sich zur besonderen Ausgabe stellt, das ethische Element im Leben des Einzelnen,
wie in dem eines ganzen Volkes als das erstrebenswertheste und höchste Ziel
allen menschlichen Ringens und Wirkens hinzustellen, ein Voltsbuch im besten Sinne.
Eindringlich schildert dasselbe in gefchmackvoller und interessanter Darstellung bewährte
Charaktere und das Wirten von Männern, die oft unter den schwierigsten Verhältnissen
und unter harten Kämpfe» durch eigene Kraft und Beharrlichkeit sich auf allen
Gebiete» des Wissens, der Kunst und der Industrie in solchem Grade auszeichneten,
daß sie Mehrcr und Förderer der Vollswohlfahrt für alle Zeiten wurden. Die
Schilderungen sind Bilder aus dem Leben von Helden der Arbeit,- sie charattcrisiren
in trefflicher Weise und schöner Form, wie durch Selbstbeherrschung und edles Streben
wahres Glück gesunden wird; sie mahnen zur Eelbstthäligteit und zur Ausdauer, die
allein im Stande sind, Großes zu leisten und die eigentliche Lebensaufgabe zu
erfüllen, sich der Welt und seinen Mitmenschen nützlich zu machen. Die Ucbersctzung
ist fließend.

P. P. G. Ben Sirach Militnns. Abgebrochene Sätze für A-B-E-Kinder aus dem Orient gesnmnielt. 8, 200 S. Stuttgart, 1880, I.V. Metzlersche Buchhandlg.

Der Autor greift mit streitträstigcr Hand mitten in die. die Denker der Gegenwart beschäftigenden Fragen, Auf der einen Seite wendet er sich gegen den Aberglauben (religiösen und politischen), ans der anderen ebenso schroff gegen den Unglauben, wobei er Personen und Ereignisse der Gegenwart wie absichtslos und in oft amüsanter Weise hineinbringt. Ganz „militans" wird er aber erst in dem Schlußstückc seiner Schrift, dem „Traum des Rabbi Phincas", in welchem die „neue orientalische Frage" vcntilirt wird. — In diesem Stücke kämpft der Autor pro ckomo; der Stil ist entschieden originell und markig und trotz der wissenschaftlichen Forschung, die sich dann unuer-tcnnbar zeigt, allgemein verständlich. — Das Ganze ist von gesundem Humor durchweht, so daß man weniger eine Streitschrift als eine Humoreske zu lesen glaubt.

Raphael-Wcrl. Herausgegeben von A. Gutbicr, mit Text von W, Lübte. Dresden 1880. 4.

Die Hof-Kunsthandlung E. Arnold in Dresden, (A. Gutbier) veranstaltete im vorjährigen Sommer zu Dresden eine Rnphoel-Ausstellung, in welche neben Original-Gemälden und Zeichnungen des großen Meisters aus Urbino alle zur Ver-fügung stehenden Nachbildungen (Kupferstiche und Photographien) nach seinen Werte» aufgenommen wurden, so daß man leicht einen Ucberblick über die stauncnswerlh reiche Thätigteit desselben gewinnen tonnlc. Erstaunlich ist es immerhin, das; ein Mann, dem der unerbittliche Tod im schönsten Alter, da er kaum das dreiunddreißigste Lebens-jahr erreicht hatte, Ruhe gebot, nicht allein so Vieles schaffen konnte, sondern auch in einer Form, die nie veraltet, so dah man seine Kunstsprache noch heutigen Tages, so sehr auch die materialistische Richtung sich vordrängt, versteht und als die clossischc anerkennt. Eine Ausstellung ist aber immer nur eine ephemere Erscheinung, und der Wunsch ganz natürlich, durch irgend ein Mittel sie irgendwie festzuhalten unv den Genuß, den fic geboten, zu verlängern, ihr erziehendes Moment in die Familie hineinzutragen. Diesem naiürlichen und berechtigten Wunsche soll das oben genannte Wert entgegenkommen. Die Originalgcmälde und Handzcichnungcn Raphaels sind in der Welt zerstreut, die Kupferstiche, die nach seinen Compositioncn ausgeführt wurden, nur schwer, oft mit großen Gcldupfcrn zusammenzubringen. Nicht jeder Kunstfreund verfügt über Mittel, um die besten Stiche sammeln zu könne», und selbst die bereits vorhandenen Photographien sind so ungleich in Größe und Schönheit, daß sie nicht recht handlich sind und oft das Urthcil mehr verwirren als kläre». Wie übrigens Photographien sich mit der Zeit ändern, oft nichts als verblaßte Spuren eines Bildes hinterlassen, weiß jeder Sammler. Diesem Ucbclstande dürste jetzt der Lichtdruck, der nicht auf chemischem Wege, sondern vermittelst Drucker-schwärze sich den« Papier mitthcilt, abgeholfen haben. Dieses Verfahren ist denn auch bei diesem Werte angewandt und die Vilder aus der bewährten Anstalt von M. Nommcl in Stuttgart lassen nichts zu wünschen übrig. Ter Inhalt des Werkes, der aus 190 Tafeln berechnet ist, wird alle vollendeten Arbeiten des Künstlers umfassen, also seine Cabinctsbilder, Altarwerke und Fresken, mit Ausschluß der Zeichnungen, welche eigentlich vorbereitende Arbeiten sind und mehr den Fachmann oder Special-forscher interessircn. Wenn diese Tafeln chronologisch neben einander gestellt sind und man sie unter einander vergleichen kann, so wi>d auch dem Laienauqe der Umstand nicht entgehen, daß selbst ein Genius wie Raphael eine Zeit der Schule, des Ringens und Strebens durchzumachen hatte, bis das Genie den adäquaten Alisdruck, die vollendete Form sür seine Ideen fand. Um diesen höchst i»slruc!ivc» Umstand würdigen und damit das Kunstgefühl bilden und vervollkommnen zu tonnen, ist ein Führer bei einem solchen Werte unentbehrlich, welcher mit dem belehrenden Worte, mit Thotsachen der Kunstgeschichte den Blick und den Sinn leitet und aus das Nicbügsie aufmcrtsam macht. Der Herausgeber hat für diese Führerschaft

eine belvtthrte Kraft an Professor W. Lüble gewonnen Wir begrüßen darum freudig
das Wert und sind überzeug», daß es sich des allgemeinsten Zuspruchs erfreuen
wird, um so mehr, als für das in gediegenster Form Gebotene ein sehr mäßiger
Preis verlangt wird. Wer Wahres, Gutes und Schönes zugleich in einem sllr das
Höchste schlagenden Herzen schenken will, dessen Blicke wollen wir auf das „Raphael-
Wert" gewendet haben.

V. K, Nasengels ausgewählte Schriften. Erscheint in 60 zehntägigen Lieferungen.
Wien, Pest und Leipzig, Hartlcbcn. »Lieferung °K—.50

P. K. Rofeggcr ist der Dichter des Volkslebens in den Alpen. Weder an
Erfolgen, noch an künstlerischer Bedeutung und an Tiefe tomint ihm auf diesem Gebiete
keiner der Zeitgenossen gleich. Selbst ein Kind des Voltes, dessen Schilderung
P. K. Roseggcr seine Feder widmet, weiß unser Dichter seine Erzählungen, Novellen
und Romane aus dem Bauernthum und Waldleben der Alpen voller Nnturtrcue und
poetisch vertieft zu gestalten, und trotz des beengten Stofftrcises birgt jede einzelne
derselben doch einen eigenartigen Charattcrzug, der aus dem Leben des Voltes
heraus gedichtet ist. Reiche Formengewandthcit und Mannigfaltigkeit, tiefes
Gemüth und echter Humor, sowie eine ursprüngliche Weltanschauung und sittliche
Kraft vcrrathen die Schriften P. K. Rofegger's, welche in ihrer vorliegenden
Ausgabe einer freundlichen Aufnahme empfohlen feien.

Hu Hie IleH«rtion von „Aoi^ »>><! 8U>l" inr Ilegprecbnnss einroznn^eno Nllcner.

M«,onr»Ht, Iieinw,IH, UermlmulrieH, Her letzte
Xoniß Hei lullringer. Line IrnzuHi» in
5 Holen. Lerlin 1881, H, N^ioll,
8<>!«>»!»»»i«, 8, von, ^, I, von ür««2e»»Ili in
InzenH nnH «ein ümporiinmm«,!, z. L»nH,
<ii. Nctnder I?95> Kl« 8, November I?!»8i
lls»«!>, <^»rl. Nie In»ssVHien H«z He»cnv!u«,
In Hen Vei«ml>,««ell Hei vr^enriftiu» Nsutücn«
iinei^ewt, üre«I»n 18»!, N, ziur^enLtern,,
H»»<»on - »v»n»e!!»!!>»!! >!«»!>«!>«>»!! in
ief^dr, Rwe liecut«- UI,H (^llitnrsl»ze,
Hipliss 1880, Uttu Wi^unH.
" ' ii»!', vi-, Hlbert, I'rieHrioti IlUcliert «I»
>iruütor,7c>n<mue« FounlW, ü, vn!I,t, umzellrb.
Vnll>5, Wi«»d»(!«n 188«, Hnün« IfioHner.
NUT,,«?, K,, 8cniIIer« Irenen, ilit »utnentizonen
»nstriltionen: 4« Unl^cnnitte nnH 5 Lei-
»ß«ulsn^imiürteHnw«rnpdien), I^sinuiz 1881,
'"«««'« Ver!»^.
O»ut->en!»nH, Illw vo!l!«virtn8on»ftiie>>e üe-
Hentunß nn<I Hie ^utl, venHi^Iieit inrer ss««eti-
ücden Ile?e!nn<s. Hen» 1880, N»8t2v ^l»n!ie.
rr«>d», llr, Hibert. Woinnücnten in Heut«ener
I>ientnn^, I^nipli^ I88I,H (,'. Hinricbz^cKe
IlnennlmHInnss,
»«siülml»«!,« Zu,»!«! . l«!t>»>«; Ililwtrirtn
Wocdenzoiilitt sllr IneenH nnH II»U8, Ueltl.
U»n>!<l, Iloz» v,, IÄne HerwtmKrt nnod 8p»nien.
Ken Iteize^elüniten ?.ur Lrinnorunz. 2. Hui!,
Wien 188!, Onil «eruIH'« 8uun.
««»«nien»,!»»!»»!!, I»ss«!>uoll Hei <i«»cnie!>t« nnH
Lio<rr»i>nie, 8npn!«ment in Aover'« ^!<>nvei>
5ati«,N5>I«xioell, z. Nett. Berlin n»H »iM^
Nord un» Füd. XVI, «.
l>«»»^s, I>isHrien. Dieter nnH WoIneiH«, Nu»
<>e«enic!>te nn» »iter 2eit, I>»ur 1881.
ziori!?. 8cd»nendurlc,
N»»«!», ?»nzt, Mt Dinisiwn^ nnH sortwnsenHer
LrlcillKin« Kerau^ezroden von ü, I, 8onrüer,
Lrzter Lneü, Üeüdrnnn 1881, UedrüHer
l!s»!!»r, L<HHnin, ^un^e» Wut, «««oliienten.
I^ei^iß I88U, IÄ, Worti^'5 Verl»?.
«»««!>»!«,!»!«!, !»«!, Hu'zxK» ^ ni>H U. U-lnnover,
»o>l»!>«», Lnniwi,! - I^i«u!öniu>t von, lloutzc!!«»
?!utlenduck oHer i!»» neu» iilu^tiiilu 8»«-
w-umüduon. I»nNen uuH ^Konteuel uni
8ee in Tließ unH I^rioHen, Ul>« VVizzen»-
»u« Hem 8ee!odeu, 2, uiussellb, .VnulUF».
^!it 115 lexi-^ddUHunssen, vier lunwiHorn,
einer i'I»l.'!.'l>!>I>»rte un>! einem LiteiKüH».
I>«inmz n, linriin 188!, dtw 8nlun«r.
7»!>r»«-L»!'!»!>< Her I^e- nnH K«,!en»i!e »n Her
tr. Ii, teonni««nnn Ilncb^clinie nn Wien.
VIII, Vereiu^»nr I879/80. Wien I8»U.
X»»»«!>, LuHvi^, ?»rignr lieben. LüHur unH
8IIi2Wn. ilnini 188«, Victor?, 2»dern.
X!»!l»», IH», Die I"r»n in Her Nezoniobte, I^eoen
Heren Linün«? »ul Hie ^»iturssezonicntn Hes
lilenzenenFezcnIeontl,, >Iit^»be sllr t'r»u»n
unH 'rilcnter Her gedilHeten 8UlnHe. Äit
75 lext - HbdilHun^en nnH einein liwIKüHe.
I^eipxiz u, Lerlin 1881, Utw 8p»iner.
!.»!!>»>!»<»!», I>»NÜ unH 0, Äienae!, Wie N>!U»'»
treibt, »<> ssent^», Drei KriHnwn^en nng Hem
virliüenen I«den, Äit Xnnllei»!«», Initialen
u, einem I^tei!>iIHo, I,einÄ^,inH üorlin 1881,
!.<>v»»n!>«!'o, I,, llezcüicnto Her MNIl»p!!i«cnell
Äit über l«0 lext-HdbilHirnMn nnH Ixl>rwn,

einem liteldüH« nnH 5 ^rüüzeren Xllrten.
I»ip2i3 nri<I Ilerün 1881, Ott« 8n»mnr.
11

Vuüioi, ttvmn»8i»!- unä nlsontücno Vnr-
X»um«N!>, Ilniil, lÜüLti-iito >Iuz>!<^<>!>o>!ioI>to,
5tu«8»it 1880, VV, 8i>«m»nn,
I^iwllltur uni Xuu«t, 2. I^«f«rm>F, I^öipiiß,
l. venu, u, verb. Hüll, llit ??> 'loxi-X!!-
L«l!iu 1881. Ott« 8n»in«i,
!'»!'<e»!l d»t»i»»», 5, U, u, ?, Holt, Norlin 1880,
^iluIKilHo. »,p^8 un<> L«illu »881, 0Uo
N»in!>e»i»!t» etlmmtliob» IlnHimusson n»od ä?n
Uit «lülulolυäom Loxt« von Ü, I), v. Loi>
iou«ed, llstt 1, ziüucnsu, Ü21 tlolwwr,
N<>»»m»»t!!«e, D, X U«r V,'»!H, Don I^«ull6»u
'WUIlioiuiu, Qtz. 1. I^ipiiz 188», (!, I.
8o!>»»c-Li!>!!o!!!»!l. N«lt 3i Nso^mpdiLou« Kl>-
Illnsr (2V«its Hbin«ilunss>, Ilslr 3: n«itorn
si«««uiout«i>, I>«in2ig IS8I, ?r, 1ui«>.
188«, Ouristi^u lüwu,
illuztr, von X, Vl>Fii«l. 13—Iß, IH?, Nsrli»,
Igelit <i >!«v»r,
V,!<l», lll. Hlsi-oH v, u,, 2u rriti ««uwr! riÄl.'.
„vl min» 8rromU>1", I,«ii«iß 1881, (.', X.
V»t»> l< llsut««!,«« 'Wulterdnoü nien Her nouou
</., X. v, Xu äor V»!ä?<:lin. Diu« Unznlnn?.
I^«ipÄ^ 1881, ^, <^. IIinricll«'»ons LurnnÄI^,
LrüHsinl>uz«8 ^u Xsiuzloät. I_,«inliss 1881,
«,!<!mill!»r, iludsi-t (üäu»iH Unboc), N!» 8»n>a-
Is!«», LlutlMrl 1881, I^v;- <^ zlüUsi,
!>ur^Sl ii L, ItumbolH, Ilu6»us«t 1880,
^l>!»«n»!m»e, >V«n6»Iin, !I«i«wi U»itin uuu
l^, Lüi»I.
Vi/isn«!' ><>NUM»!>I»i-L»Ul»N I, nz. I. lH«l»IUU8.
Redlgi« unter verantroartlichlei! «e» yeraulgeberz.
Druck unl! Verlag >°n 5. schottlaend« in Vreslau.

^«t^^^^i^^^F^^^^^^^^tt^^^A^
1
1^
1'
Verl»^ ÄSL Nidlio^iHplii-clieu Institut» in I>eip2iI.
Xaninetts Lidliotnolc llei- antiken l.ittes2tu>-.
8 Lliuäs, zinrk 23,
2lHKIv> yßzouionw 6or untilcen I,ittsrutur. 2 loilo in 1 La, A, 4,50
llüinei« Hi»«, von Z?li'e«Ol<il - 4,—
Itoinsl« Oäv83«o, von Nsent/ial - 3,—
X^cn/Io^' I)l»Nüu, von Olclenderss - 2,—
LopKoKIe«' IiÄßöäieu, von V«e/»t>/?' - 4,—
Tulipi6«5' ^U3ßew2n1to Iln^üäion, von ^>/n/«l// . . . , - 2.—
QiiecKiscne I^xiilcer, von Hlü/»lu - 1.75
Itömiscde I^>ii!cel, von M»/ll<, ^ 1.75
„^»buisttL-LidliotnoK", no>c!>° äurcnsins
l!e»c!>!r!><<' >!<>r »»»!>?» I,l!tol»»,>r »u^^or
bist ^u vsiLcuülssn, volj,uf in «noicdou
Nlluelaig' „Lar^antua unö pantagruel"
»U8 6oN ?il>u/ö8!8ol!on von I?. ^, Qelbclie.
2 Liinäo. «so, A»^ <i,5N.
Xis dllt ein LaüliKoi <!i« Nelzzo! >!««
Lpotts« liülinsr nncl suicbUoLsi x«>
fülL^Ilsit äs» ?l»Fsutnm5. His Kecutz-
/^ltenglizenez InLatsr
von liod. I>lä!«3. 2 Länäo, Olli), HI, 6.
Ni!»>o n<>on«t !ü!eiS5«!>Nw 82MM>I!„l,'
Vorrätig in allen LuonkÄNÜlunß'Ln,
M^WD^WG^! >! ^WW^^
^WWWW^ZD^Z^W

liatürliob 8oblell82ure8 Mneral - U»88er
^pollin2!-i8 Lsunnen, Hlistlial, Nl,sinp!'eu88en.
tlon. 8tHli8»i2t L. Hniv.I'l«f. Dr. von ^U88l)2MN, Niinensn:
Nin für 8elir viel« Xranlce vll88enäe8, »U88er8t ercznielceuäoz nnä anc?K
nnt2lione8 Oetriinli, ^ve8lnlll) ieli e8 068teu8 enivlenlen Ii»nn.
Koll. Uoli.Latll lrok. Dl. Vil(;N(1W, Lorllu: 8ein HNssoneuinc?r
öeseninaelc nncl 8ein liolier 6elnllt an reiner Rolileu8linre ^eiednen «8
vur den anäern ännlieuen 2nin Ver8nnclt Iconnnenclen Uinsral-Vil886rn
vortneildM au8. 24. ve^einder 1878.
Dl'. Oselll I^iftl)rvil;n, lrol. ä«r IIoUmitt«II«ur« ». a. Univ.
Ilerlin: len nade Oele^enlieit ^eliadt, äie HnoIlin3ri8'<Hne1le dei l^eueu^
nlir F6unne8ter ?rülnnF 2n nnterxielien nncl ^özere äenmaen nient, rnsiil
Urtlieil äanin an82N8vreeuen, c!a88 cll»8 natiirlione ^vollinnri8'Va88ei-,
^vis L8 äein ?ndlilinin geboten ^virä, ein nn88erorclentlick an^eneninoL
nncl LeliätxdareZ IKtel^va^er i8t, äk88en eneuii8eüer (Üdarallter S8 in
Iivssiänl8euor nncl äiüteti8enerHiu8iedt zau? de8onäer8 einpnelilt nnä 6e88en
Autor Le8onmaelc dei län^erein Oedranen 8ieli devvänrt. 5. ^annar 1879.
Noli. 8:m. It»tu Vi'. <x. V»1I LN^1llt)p, krnnllturt ». 3l. ^N88«r-
oräentliene» Altßlle«! 6«8 Ilni8. <leut8<;!lon tle8unälloit8»mte8:
^in 8eur «nFenenme8, ertri8ollonc!c8, eden8» ^ern ^eno88ene8 al8 vor-
2liz;Uen Fnt vertrazene8 betränke nnverini8elit ocler ancli lnit Nilcli,
1^r>ient8lilteu, ^Vein etc. In XrimKneit82li8tü,näen, ^vo leielit alea1ini8ene
8ünerlin^o an^e^oizt zincl, i8t ßeracie äor ^vollinariz-Lrunnen ßanii
do8on6ei8 2n emnlelilen. 4. Närx 1879.
X. Nniv.l'rof. Dl. HI. es. Oßl'^vl, llimeken: Von äer vortreFlielien
^VirKnnF 8eit vielen ^»liren clie nder^euFenäzten Leodlloutunßsn ^eniaent;
bei lweliFiAcliFen Vrnälilun^88türui^eu, in cler I^nußen8eli^inä8nelit, in
Iteeonvllleseen^ «eklerer Idnulvneiten, nneli IIivnlinF,I^nn^enent^nnäunjf,
6elonKrnenm!ltl8inn8 nncl Dionlneria, 6»mit innner clie de8wn Lrlnlsso
erhielt, ebenso liei clen ver8cnieclen8ten anäern Xranlilieiten, ^vo 08
ssnlt, unre^enä aut clen Zinsen nncl die ürnülnnnF ein^n^virlleu, ünlet^t
i««t »ll88clili.L83lieli clavon 6el)raneli ßeinaelit. ^l8 ecki8ellenäe8 LerränXe
rein ocler init ^Vein ^emizcnt, niinint e8 nnter äen Illineral^vli88eru
«icliorlieliclen eisten I^lMS ein. 16. 21»r2 1879.
Kell. 3I«ll.üntIl. 1'rot. Vi'. I'. >V. LoiIOcIio, Nnrlmi'?: Nn8 clei^
erfi^elienclsten 6etriinlce nncl «ein <3edraucli, in8un6erneit uei Zclnvllel»?
cler Zllizenverclanun^, 8elir einnfelilens^vertli. 23. Närü 1879.
Läullieb bei allen Nlillergl-^gzzer-llälläleru, Hootuellern bto
1)10 ^M1iuai'i8-L0MMl^ (I^imitoä)

"^^i'Â»'I

Februar l.88!,.

>

Inhalt.

Mit Illustrationen nach einem Vasrelief von lnca della Robbia,
und Zeichnungen von IaqueZ Lallot, lv. Diez, Knille, F, Keller lenzinger,
IN. v. schwind u. s. w.

hierzu ein Porträt Franz von Holhendorffs, Radiruug von U). Krauzkopf
in lNiinlben.

.Nord und 5üd" erfcheln» am Anfang jede» Mona» in Heften mit je »!»«r «unstdellage.
— preis pro «Luarta! l? Heft»! « Mall —.
All» Vuchdandlungen und poflanstaüe» nehmen jederzeit VesteUungen an.
Alle auf den redactionellen Inhal, von „?«r!> «nb Küd" bezügliche Sendungen sind »n die
Vedocll»» nacb ^lellin «,, »an der Hefdtstrasze >, ahne Ilngade eln», persanennanienz zu richten,

2Tord und SÃ¼d.
Line deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Laul Lindau.
XVI. Vand. â€” Februar M^. â€” q?. Heft.
>M!< einem ponioit!n Aadliung! Franz non tzoltzendorsi)
-^N-5-
Vre^lau.
Druck und Verlag von 5. Schottlaender.

Februar lM^.

Inhalt.

Mit Illustrationen nach einem Vasrelief von luca della Robbia,
»nd Zeichnungen von Iaques Callot, lv. Diez, Knille, F, Keller-lciizinger,
M, v. schwind u, s. w.

Hierzu ein Porträt Franz von Holtzendorff-, Radirung von lv. Krauskopf
in Müncken.

»Naid »nd 5ud« »ilchein! am Anfang jede» Mona!» in Heften mit >'» «!„»i «unfibeüage,
— Peel« Pl» «yuaetal (3 tz»f!e> b Mall —
All» vuchbandlung»n and postanstaüen nehmen i»dee>ei! Bestellungen an.
Alle auf den redacüanellen Inhal! von ,,?«> «»> Ksd" bezuglich« Sendungen sind an die
V«>»ltl»» »aä> MelNn «,, uan der l,efd!stcatze l, ohne Angalie »in», p»ls»n»nnameni zu schien,

Nord und SÃ¼d.
Eine deutsche Monatsschrift.
herausgegeben
Faul Lindau.
XVI. Vand. â€” Februar M!> â€” 4?. Heft.
-^^
VreMu.
Druck und Verlag von 5. Schottlaender.

Die beiden Schwestern.
Line Novelle,
von
A. ti. V.iNVav6.
— Verlin. —

ln einer dürftigen und finsteren Hütte in Santalbo, einem kleinen Torf
l in den Bergen des neapolitanischen Königreiches lag auf einem ärm-
lichen Lager eine Frau im Sterben. Zu ihren Füßen schlummerten
zwei kleine Mädchen, sich umschlungen haltend. Arme Kinder! Sie
glichen zwei Knospen, die sich neben einer verwelkten Rose entfalteten. Vor dem
Herde stand die alte Großniutter gebückt und wärmte ihre zitternden Hände
über einem Neisigfeuer. Der Rauch entwich aus den Spalten des Strohdaches.
Von Zeit zu Zeit erhob sich die arme Alte, näherte sich zitternd dem Lager, auf
welchem der Tod sein Opfer schon ergriffen hatte, und legte begierig ihr Ohr an
die Kranke, als wollte sie einen letzten Hoffnungsschimmer erflehen. Dann schüttelte
die Greisin ihr weißes Haupt und kehrte trockenen Auges zum Herde zurück,
denn die Quelle ihrer Thränen war versiegt.

Die Sterbende sah noch jugendlich aus. —

Ihre ungewöhnliche Schönheit hatte trotz der kalten Umarmung des Todes,
der schon sein Siegel auf ihre Stirn drückte, keine Einbuße erlitten. Im Gegen-
theil gab die Unbeweglichteit ihrer regelmäßigen Züge, die alabasterne Farbe ihres
Antlitzes ihr den Anschein einer gemeißelten antiken Statue. Ihr Athem, schwer
und keuchend, hob in abgemessenen Zwischenräumen ihren schneeweißen Busen;
die schwarzen Locken ihres Haares fielen nachlässig über ihre Schultern. —
Plötzlich öffnete sie ihre in schwachem Glänze schimmernden Augen, die wie
die Strahlen der zur Rüste gehenden Sonne leuchteten, und bat mit schwacher
Stimme:

„Mutter .... zu trinken!"

Die Alte fuhr auf wie nußer sich bei dem geliebten Klang dieser Stimme,
die sie nicht mehr zu hören gehofft hatte, und ergriff einen mit Medicin gefüllten
Becher.

„Hier, meine geliebte Adeline", sagte sie, „trinke!"
„Nicht das", erwiderte die Kranke, „Wasser!"
„Ich flehe Dich an, mein Kind, nimm das, der Arzt hat es befohlen".
„Der Arzt?" sagte Adeline mit einem leichten Lächeln, „der Arzt wird nicht, mehr zeitig genug kommen, um mir zu zürnen . . .. Wasser, Mutter, Wasser, zum letzten Male".
Die Alte wandte fich schluchzend ab, dann reichte sie ihrer Tochter in einem irdenen Gefäß Wasser. Die Sterbende athmete, nachdem sie getrunken hatte, tief auf und erhob fich mühsam, sich auf ihren Ellenbogen stützend.
„Mutter", fagte sie, „das hat mich erfrischt; ich danke Dir. Weine nicht, Mutter, wir werden uns bald dort wieder vereinen, wo ich hingehe".
„Und Ihr, meine geliebten, theuren Kinder . . ." Sie ergriff die Hände ihrer schlafenden Töchter, führte sie an ihre Lippen und küßte sie mit Innigkeit. Die Kinder erwachten und umschlangen ihren Hals.
„Ich habe Euren Schlummer verscheucht, Ihr Geliebten meines Herzens", fuhr sie fort; „aber Ihr weidet immer noch Zeit haben morgen zu schlafen; ich jedoch werde sie nicht mehr haben, Eure theuren, süßen Züge zu betrachten. Kommt, kommt nahe, ganz nahe zu mir, daß ich Euch sehe. — Gebt mir Eure Lippen, laßt Euch noch einmal küssen. Für Euch hatte ich Glück und Reichthum erträumt. Ach, gnädiger Gott, und ich lasse Euch nun auf dem Straßenpflastcr zurück, ohne Kleidung, ohne Nahrung . . . Mutter, Mutter, sorge für sie, schütze sie. Hier, nimm diesen Ring, das einzige Erbe, welches ich hinterlasse. Gern hätte ich ihn mit in's Grab genommen, aber wer weiß? Vielleicht, daß eines Tages . .. Darum, hüte ihn gut!"
Die Anstrengung, mit welcher die Kranke diese Worte, die eisten seit drei Tagen, hervorgebracht hatte, erschöpfte sie vollends. Sie sank bewußtlos und schwer athmend auf ihr Lager zurück. — Ihre arme Mutter ergriff ihre erstarrte Hand und bedeckte dieselbe mit Küssen. Die Thräncn der unglücklichen Alten flössen unaufhaltsam, während ihre Lippen mechanisch unverständliche Gebete murmelten. Ihr Kopf wankte beständig, als ob die ihn haltenden Muskeln ihre Kraft verloren hätten. —
„Mama, liebste Mama", schrie eines der kleinen Mädchen und preßte ihren Mund auf den der Sterbenden.
„Still, Rosa", sagte ganz leise das andere Kind, „siehst Du nicht, Mama ist ja eingeschlafen, wecke sie nicht".
„Ja, Ninna, laß uns recht still sein", erwiderte Nusa, ebenfalls mit gedämpfter Stimme.
„Wißt Ihr, meinen lieben Kleinen", sagte die Großmuttex, ihr Schluchzen gewaltsam unterdrückend, „Ihr werdet die Nacht bei Eurer Schullehrerin zubringen, damit hier kein Lärm ist und Eure Mama ruhig schlafen kann. Geht also; morgen werde ich Euch wieder holen". —

Die armen Kinder gehorchten, ohne im Geringsten ihr Unglück zu ahnen,
und gingen fort, nachdem sie sachte ihrer Mutter Haud geküßt hatten. Noch beim
Hinausgehen rief Rosa:
„Aber Großmütterchen, kommst Du auch, sobald Mama erwacht sein wird?"
„Ja, ja, meine Geliebten, ich werde kommen", murmelte die Alte.
lind sie gingen. —
Da sunt die unglückliche Alte in die Kniee neben ihrer Tochter. Ihre weißen
Haarsträhne, fegten im Staube, ihre so lange zurückgehaltenen Thränen brachen
wie ein Strom hervor, der letzte Funke ihres Lebens schien in ihrem er-
schütternden Jammer erlöschen zu müssen. —
Unterdessen wurde das Athmen der Sterbenden immer langsamer und
hörte zeitweise ganz auf; dann hielt die Mutter ihren eigenen Athcm au, mit
starren Gliedern, weitgeöffneten Augen und stieren Blickes blieb sie unbeweglich.
Wenn man diese beiden Frauen so betrachtete, stellten sie in der That die
Gruppe vor, wie die Verzweiflung neben dem Tode wacht.
Endlich hörte Adelina, ohne Todeskampf, ohne Seufzer, ohne Schmerz, zu
athmen auf. Zitternd beugte sich ihre Mutter über sie, wie wenn sie ein uner-
wartetes Unglück fürchte. Sie wartete mehrere Secunden, sie wartete eine ganze
Minute —: und als ihr Herz es glauben mußte, was ihre Augen sahen, siel sie
ohnmächtig, wie todt, neben der Leiche ihrer Tochter nieder.
Am anderen Tage ging die Greisin zur Schullehrerin, um die beiden Waisen
heimzuholen.
„Ist unser Mütterchen aufgewacht, ist sie wieder wohl?" fragten die beiden
Kinder wie aus einem Munde, als sie ihre Großmutter erblickten.
„Eure Mutter . . . ." antwortete die Alte, die Thränen, die sie zu ersticken
drohten, verschluckend. „Kommet heim, meine Lieblinge; auf Befehl des Arztes
haben wir sie, um die Luft zu verändern, wo anders hingeführt".
„Wo anders? Wo habt Ihr sie hingeführt?" fragten die kleinen Mädchen,
ihrer Großmutter folgend.
„Weit, weit von hier, hoch oben auf den Berg in das Dorf Paulisi".
Sie hatte nicht den Muth, ihnen die traurige Wahrheit mitzutheilen.
„O und Du hast sie dorthin während der Nacht, in der Dunkelheit hin-
geführt", rief Ninna in erschrecktem Tone.
„Ja! Wir haben sie in der Nacht hingeführt, in die Dunkelheit, in
die tiefste Dunkelheit", erwiderte die Alte mit zitternder Stimme und fast ver-
zweifelnd.
„Aber sie lehrt doch zurück, wenn sie wieder wohl ist?" fragte Rosa.
„Ja. wenn sie wieder wohl ist; aber wer weiß, wann sie wieder wohl ist".
Jedes Wort der unschuldsvollen Waisen war für die arme Mutter ein neuer
Schmerz, der ihr Herz zerriß.
„Wir weiden ihr täglich auf der Landstraße entgegengehen «ud sie erwarten",
sagte Rosa.

Und wirtlich, jeden Morgen, wenn sie aufstanden, jeden Abend, wenn sie sich auf ihr armseliges Lager streckten, fragten die kleinen Mädchen, wann ihre liebe Mutter wiederkäme, um sie auf ihrem Schooß einzuschläfern und sie mit einem Kusse zu erwecken. Am Tage gingen sie Hand in Hand nach den Bergen, sehten sich in die Nähe der Landstraße und warteten, ob sie vielleicht ihre Mutter ankommen sähen. Jedesmal aber kamen sie weinend nach Hause, weil ihre Mutter immer und immer nicht erschien.

Aber auch der Augenblick kam, wo der Kummer, der zerstörender wirkt als die Zahl der Jahre, dem Leben der Großmutter den letzten Stoß «ersetzte. Sie zog beide Kinder zu sich heran und sagte:

„Meine lieben Kleinen, Eure Mutter ist nicht heimgekehrt und wird niemals wieder heimkehren, weil —- weinet nicht; wie Ihr sehet, weine ich selber nicht, weil . . . sie todt ist".

Bei diesen Worten brach sie in Thränen aus; sie umarmte abwechselnd jede der jungen Waisen, die mit ihr weinten. Nach einer langen Pause fuhr sie fort: „Hier, nehmt, sie hat Euch ein Andenken gelassen; sie hatte nicht mehr. Nimm es, Rosa, es ist der goldene Trauring. Hier ist noch für Jede von Euch eine Locke von Eurer Mutter Haar; diese dritte Locke versprecht mir in meinen Sarg zu legen, wenn ich zn meiner Tochter gehen werde".

Die beiden Mädchen küßten die Hand ihrer Großmutter zärtlich und bedeckten sie mit Thränen. Rosa trocknete ihre Augen mit einer Locke ihres langen, schönen Haares und fragte dann:

„Ist denn unser Vater auch gestorben?"

„Euer Vater, meine Kinder, ist auch gestorben", antwortete die Alte. „Ihr bleibt auf dieser Erde verwaist zurück, fremd, wie zwei verlassene Vögel, ohne Nest, um Euch zu erwärmen, selbst ohne einen Zweig, um Euch darauf niederzulassen. Seid trotzdem guten Muthes! Die Verlassensten haben einen Zufluchtsort, die Waisen einen Vater ini Himmel. Ich bin sicher, daß Euer Vater nicht mehr am Leben ist; dennoch soll das, was ich von ihm weiß, nicht mit mir begraben werden; darum hört mir zu.

„Vor zwölf Jahren kamen lustige Jäger durch unser Dorf.

„Ihre Treibjagd, die sie vorhatten, dauerte bis zum späten Abend, und sie übernachteten in Santalbo. Einer von ihnen blieb in unserer Hütte. Eure Mutter war damals sechszehn Jahre alt; nicht allein, daß ihre Schönheit weit und breit nicht ihres Gleichen fand, auch ihr Geist war über ihre Stellung hinaus gebildet. Der alte Pfarrer des Kirchsprengels, der sie zärtlich liebte, hatte sie lesen gelehrt, und wie ihr Körper von der Natur geschmückt war, so war es ihre Seele durch geistige Bildung. Der Fremde verließ uns den andern Tag mit seiner Gesellschaft, aber nach drei Tagen kehrte er, Geschäfte vorschützend, zurück, die ihn, wie er sagte, in die Nähe unseres Dorfes führten, und quartierte sich wieder bei mir ein. Von da an riefen ihn dieselben Geschäfte häufiger und häufiger nach Santalbo, Im nächsten Sommer erschien er wieder und ließ sich, angeblich seiner Gesundheit wegen, in unserem Dorfe nieder. Nach zwei

Monaten hielt ei bei mir um Eure Mutter an. Dieser Antrag lam mir unerwartet, denn der Fremde schien mir weit höheren Standes zu sein als wir. Ich wollte indessen von ihm selbst erfahren, wer er sei und wem ich mein Kind anvertrauen sollte. Er lächelte, und mich bei der Hand nehmend, sagte er, ich könnte unbesorgt sein, und versicherte mir, Adeliua würde glücklich werden. Da er indessen noch gewisse Hindernisse zu überwinden, sowie einige Vorurtheile seiner Familie zu besiegen hätte, bat er uns, ihn einfach unter dem Namen .Ferdinand^ zu lieben und keine anderweitigen Aufklärungen von ihm zu fordern. Eine Woche später heirathete er Eure Mutter und gab ihr diesen Ning, der, wie Ihr seht, die Buchstaben F. — P. und F. eingegraben trägt. Von diesem Tage an blieb er fast immer bei uns; selten und nur auf kurze Zeit verlies; er uns, um leinen Verdacht zu erregen, aus diesem Grunde vermied er auch jeden Schein des Neichthums; doch herrschte der Wohlstand in unserem kleinen Hiittchen. Im folgenden Jahr wurdet Ihr an eiu und demselben Tage geboren, und Euer Vater schien der glücklichste Mensch zu sein, als er seine beiden Zwilliugstöchter in den Armen wiegte. Zwei Monate darauf verließ er uns und schrieb Eurer Mutter zehn Tage später, daß heilige Pflichten ihn zwängen, sich zunächst einige Zeit fern zu halten; daß er jedoch bald heimkehren würde, und es dann seine erste Sorge sein sollte, sie zu der Stellung zu erheben, ans die sie ein Anrecht hätte.

,. Seit dieser Zeit ist er nicht wiedergekehrt, und wir erhielten auch niemals Nachrichten von ihm. Wir wußten auch nicht, wo uud wie wir ihn suchen sollten, da wir ihn nur unter dem Namen Ferdinand kannten. Seit jener Zeit verwandelten sich die Augen Eurer Mutter in zwei Thränenquellen, und diese Thronen, die brennend auf ihr Herz fielen, haben ihr ein frühzeitiges Grab bereitet, wohin Euer Vater ihr ohne Zweifel vorangegangen ist".

Tiefe Erzählung wurde wohl nicht ganz von den kleinen Mädchen verstanden, aber die Ahne fühlte, daß sie nicht mehr lange Ieit hatte, ihr Geheimniß zu bewahren. Und in der That, bald hauchte auch sie ihren letzten Seufzer aus und wurde neben Adelina begraben; in ihrer erstarrten Hand hielt sie die Haarlocke ihres vielgeliebten Kindes. Tie mildthätige Lehrerin nahm sich der beiden Waisen an.

Die Erzählung der Großmutter machte zunächst wenig Eindruck auf den noch wenig entwickelten und ganz von Trauer erfüllten Verstand der beiden Kinder. Aber die Seele des Kindes gleicht einem fruchtbaren Erdreich; jede hineingelegte Ausfallt, schlechte und gute, leimt eines Tages: anch die Worte der Großmutter waren nicht verloren. Je älter die kleinen Mädchen wurden und je mehr ihr Kummer erlosch, desto klarer lebte die Geschichte ihres Vaters in ihrem Gedächtnisse auf; sie war für ihre junge Einbildungskraft ein kostbarer Fund, um Iutunftspläne und Hoffnungen daran zu knüpfen.

Oft, wenn sie allein bei einander waren, legten sie ihre Arbeit oder ihr Buch bei Seite, um vertraulich über ihr künftiges Schicksal zu plaudern, wie sie sich dasselbe in ihrer Phantasie ausmalten. „Unser Vater war adlig uud reich", sagte

Rosa. „Großmutter behauptet zwar, er sei gestorben; aber eigentlich wußte es
Großmutter doch nicht genau".
„ Sicherlich wußte sie nichts Genaues darüber, antwortete Ninna, und vielleicht
lehrt unser Vater eines Tages zurück".
„Und wenn er zurückkommt", entgegnete Rosa, „wird er uns Neide mit sich in
die Stadt nehmen; wir werden dann keine Bäuerinnen mehr, sondern Damen sein".
„Und wir werden schöne, seidene Kleider haben. Ich, ich werde ein großes
Haus mit vielen Stuben, sowie einen großen Garten besitzen, in welchem ich die
schönsten Blumen ziehen werde". —
„Und viele Diener werden mir zu Diensten sein, und mein Haar werde ich
mit Diamanten und Federn schmücken".
„Und ein Wagen mit zwei Pferden wird mich überall hinführen, wohin
ich will".
„Dann nehmen wir uns auch ganz vornehme Männer; ich werde eine Gräsin
und Du eine Fürstin".
Einmal dem Spiel ihrer Träume überlassen, verharrten sie auch bei dem-
selben und wendeten das lachende Kaleidoskop, welches ihnen die verschiedensten
und verführerischsten Bilder hervorzauberte, nach allen Seiten.
Diese Phantasiegebilde hatten aber auch ihre schlimme Seite. Ohne es selbst
zu wissen, schufen sich die jungen Mädchen nebeil der Welt, in der sie zu leben
berufen waren, eine andere, nach der ihre Herzen trachteten. Alle Vergleiche fielen
zu Ungunsten ihres wirklichen Lebens aus und erzeugten eine Unzufriedenheit
mit ihren gegenwärtigen Verhältnissen, was stets als eine bedeutsame Quelle des
Unglücks zu betrachten ist.
Ihr junger Ehrgeiz hatte jedoch auch einen guten Erfolg. Bei dem Gedanken
daran, daß ihre Mutter, wie man ihnen erzählt hatte, dnrch ihren Fleiß und durch
ihre geistige Ausbildung die Aufmerksamkeit eines jungen Edelmannes ans sich
gelenkt habe, wetteiferten sie in fleißigem Arbeiten. Die Schullehrerin, welche
nichts von den kindlichen Ideen der Kleinen ahnte, bewunderte ihre Fortschritte
und war stolz auf ihre Schülerinnen.
Als die beiden Mädchen ihr sechszehntes Jahr erreicht hatten, war ihr Körper
und Geist harmonisch entwickelt. Man konnte sie mit zwei schönen Gartenblumen
vergleichen, die mitten ans einem Felde erblühten.
Aber ihre beständigen Träume verwirklichten sich nicht und mußte» der schon
reiferen Ueberlegung zum Opfer fallen, wenngleich ihr Herz noch daran fest hielt.
Ihr einförmiges Leben glich dem aller Landbewohner, jedoch mit dem Unterschiede,
daß nach der ländlichen Beschäftigung des Tages der Abend zur Lectüre benutzt
wurde und daß alle ihre Handarbeiten von Geistesarbeit begleitet waren. Ihre
Vergnügungen waren diejenigen, welche die Jugend mit sich bringt und die auch
der Frühling den Vögeln gewährt: Gesang und innere Heiterkeit der Seele. Voller
Leben, ergriffen sie freudig jeden Augenblick, der ihnen zu einem kleinen außer-
gewöhnlichen Vergnügen Anlaß gab.

Daher umarmte Rosa ihre Lehrerin mit Entzücken, als diese eines Abends zu ihr sagte:

„Entsinnst Du Dich, Rosa, welch' ein Tag morgen ist? Es ist Euer Geburtstag, meine Lieben. Da dürfen wir Eure Pathe nicht vergessen, nicht wahr? Gehe also morgen nach Paulisi und bringe ihr ein Vouquet von mir, sowie Eure letzte Arbeit; Du kannst drei Tage bei ihr bleiben".

Paulisi war drei Meilen von Santalbo entfernt.

II.

Am andern Morgen erhob sich Rosa noch vor Sonnenaufgang; sie zog ihr schönstes Kleid an, ordnete so gut wie möglich ihre Locken, küßte ihre noch schlafende Schwester, verließ die Hütte und, wie der Vogel im Busch, begrüßte sie die aufgehende Sonne mit einem Iubelgesang.

Ter Weg, den sie einschlagen muhte, führte sie zuerst auf einem rauhen und steinigen Fußpfad nach dem Gipfel des Berges. Nachdem sie denselben erstiegen hatte, kam sie durch einige Thäler, von denen einige bebaut, andere mit Waldungen bedeckt waren, die sich von der Spitze der Berge seitwärts herabzogen. Der Weg war sehr einsam, da es ein Feiertag war, und Rosa freute sich, in dieser so schönen Natur, die sie liebte, allein zu sein und dem Gesänge der Nachtigallen, den sie nachahmte, zu lauschen.

Sie hatte kaum den ersten Abhang überschritten und wanderte an den schattigen Ufern eines Baches entlang, als sie plötzlich ein Geräusch von Tritten in dem Walde zu hören glaubte.

In der Meinung, es seien Holzschläger aus der Umgegend, schritt sie furchtlos weiter. Plötzlich aber sah sie zwischen den Bäumen vor sich Männer heraustreten; sie waren spärlich bekleidet, trugen Waffen in den Händen und sahen wild ans. Da wurde sie von Furcht überfallen und mäßigte ihre Schritte.

Indessen kamen die Männer auf sie zu, und ihre Blicke waren unheilverkündend.

Erschreckt wandte sie sich zurück, um die Flucht zu ergreifen, aber auch der Weg hinter ihr war gesperrt. Angsterfüllt blickte sie rings im Walde umher, als wollte sie seinen Schatten um Schutz anflehen, und suchte sich hastig im dicksten Gesträuch zu verbergen.

„Holla, schönes Kind, wohin so eilig?" riefen ihr mehrere der Räuber zu; denn als solche waren sie leicht an ihrem Gesichtsausdruck zu erkennen. „Hofft das Rebhühnchen den Krallen der Geier zu entkommen?"

Und sie brachen in ein wildes Lachen aus. Zugleich begannen sie das arme Kind zu verfolgen, das zwischen dem Gesträuch wie ein erschrecktes Reh umherirrte.

Einer von ihnen erreichte sie bald und ergriff ihren Arm.

„Hilfe! zu Hilfe!" schrie Rosa, sich mit der Kraft der Verzweiflung losringend.

Ihre Kräfte, welche durch ihre ländliche Beschäftigung wohl entwickelt

waren, spannte sie bis auf's Aeußerste an, so daß es ihr gelungen wäre zu entfliehen,
wenn nicht die anderen Räuber, die hinzugekommen waren, sich rings im Kreise
um sie gestellt hätten.
Einen Augenblick dachte sie daran, einem der Banditen seinen Dolch zu
entreißen, um sich denselben, wenn er nicht zu ihrer Verteidigung dienen tonnte,
in die Brust zu stoßen.
„Hilfe, zu Hilfe!" rief Rosa mit weithin schallender Stimme, dieses Mal
aber von neuer Hoffnung belebt; denn als sie einen verlorenen, angsterfüllten
Blick umherschweifen ließ, hatte sie einen jungen Mann aus dem Walde hervor-
treten sehen. Der sorgfältige Anzug und der anmuthige Ausdruck des Unbekannten
flößten ihr Vertrauen ein.
„Wenn Sie das Herz eines Mannes haben", fuhr sie zu ihm gewandt fort,
„wenn Sie den Muth eines Mannes besitzen, helfen Sie mir, retten Sie mich!"
„Was geschieht hier", fragte der junge Mann, mit Festigkeit auf die Räuber
zuschreitend. „Was habt Ihr mit diesem jungen Mädchen zu thun".
„Wir haben sie aufgegriffen", als sie durch den Wald ging, erwiderte einer
von ihnen.
„Schande über Euch!" entgegnete der Unbekannte mit barschem Ton.
„Mangelt es Euch denn so an Herzoginnen und Prinzessinnen, daß Ihr Euch an
diesem armen Kinde vergreift. . . Laßt sie in Frieden ziehend"
„Sie gehurt mir", antwortete der Erste, der sie ergriffen hatte und noch
festhielt; „sie gehört mir und soll meinen Händen nicht entkommen".
»Zu Hilfe!" wiederholte Rosa, und ihr feuchter Blick sprach noch beredter
als ihr Ruf.
„Lasse sie sofort los, oder nimm Dich in Acht, daß man Dir Deine Hände
nicht losreißt", sagte der jnnge Mann mit vor Zorn blitzenden Augen zu dem
Räuber. „Laß sie gehen!"
„Ich werde sie nicht loslassen", schrie der Bandit, indem er die Lippen wie
ein Tiger aufriß, und zog Rosa gewaltsam zu sich heran. „Wer sie mir nehmen
will, soll es bereuen".
„Ha, frecher Hund! Dudrohst", rief der junge Mann, dessen Stimme
wie Tonner grollte. Und sich auf den Uebelthäter stürzend, ergriff er ihn an der
Kehle. Dann zog er aus seinem Gürtel eine Pistole, setzte sie dem Banditen an
die Brust, gab Feuer, . . . und der Räuber fiel mit ausgebreiteten Armen rücklings
zu Boden, in Blutstromen seine verbrecherische Seele aushauchend.
Der Unbekannte zog indessen eine zweite Pistole aus seinem Gürtel und
wandte sich gegen die vor Schreck erstarrte übrige Bande:
„Wenn noch ein Einziger von Euch hier ist, nachdem ich den Hahn meiner
Pistole gespannt habe, tüdte ich ihn, bei meiner Ehre, wie diese» Elenden hier".
Er stieß mit den, Fuß den Leichnam des Banditen fort".
Die kühnen Worte und das feste Auftreten des Unbekannten machten einen
gewaltigen Eindruck auf diese verworfenen Herzen, in denen sich Grausamkeit mit
Feigheit paarte.
Zitternd und nur scheu aufblickend, zogen sie sich in das Dickicht zurück.

II,

Rosa tonnte kein Wort hervorbringen. Der Schreck über den Tod des Räubers, dessen Leichnam noch zu ihren Füßen zuckte, und die heftige Erregung über ihre laum noch gehoffte Befreiung ließen sie vollständig verstummen.

Sie fiel ihrem Erretter zu Füßen, erhob ihre schönen blauen Augen zu ihm und betrachtete ihn lange mit Bewunderung, als wollte sie ihn wie einen vom Himmel herabgestiegenen Schutzengel anbeten. Ihr Schweigen sprach beredter für sie als die längsten Reden.

Der junge Mann bückte sich, durchschnitt mit seinem Dolch die Bande, durch welche des jungen Mädchens Hände gefesselt waren, und hob sie auf.

Da er jedoch bemerkte, daß sie sich noch nicht auf ihren Füßen halten tonnte, nahm er sie in seine Arme, und fragte sie nach dem Ziel ihrer Reise, wann sie von jenem Elenden getroffen wurden wäre, und ob sie ihren Weg fortzusetzen wünschte.

„Vor Allem will ich diesen Ort des Schreckens fliehen", sagte sie, sobald sie ein Wort hervorbringen tonnte. „Ich tann diesen entsetzlichen Anblick nicht länger ertragen".

Und sie bedeckte ihre Augen mit ihrer kleinen Hand. —

„Ich wollte geni nach Paulisi". Aber, fügte sie zögernd hinzu, „ich gestehe, ich fürchte mich. Ich tonnte ihnen weiterhin nochmals begegnen".

„Fürchtet nichts", sagte der Unbekannte, indem er seine Stimme, welche, durch die wilde Scene hart und rauh geworden war, zu dämpfen suchte.

Er sann einen Augenblick nach. —

„Sei es", fuhr er fort, „ich werde Euch einen Theil des Weges begleiten; das ist sicherer.

Und er ging neben ihr her, häufig gezwungen sie zu stützen, weil ihre Füste sie kaum trugen.

So durchkreuzten sie drei bis vier tiefe Thäler, die vielleicht verdächtig sein tonnten. Als sie eine Anhöhe erreicht hatten, vor welcher sich eine freie Ebene ausbreitete und bebaute Felder sich ihren Blicken zeigten, wies der junge Mann mit der Hand nach dem Fuß des Hügels.

„Dort ist Paulisi", sagte er; „meine Pflicht ruft mich fort, ich tann Euch nicht weiter begleiten. Aber Ihr tonnt Euren Weg ohne Furcht vollenden, es ist teine Gefahr mehr vorhanden".

„Wie kann ich Euch nur danken", sagte Rosa und ergriff seine Hand. „Ich verdanke Euch meine Rettung, ich verdanke Euch noch mehr als mein Üeben. Vielleicht wohnt Ihr auch weit von hier und seid durch mich von Eurem Weg abgelenkt wnrden".

„Allerdings wohne ich entfernt von hier", entgegnete der junge Mann, „aber bisweilen kreuze ich diesen Weg, und es ist möglich, daß wir uns nochmals wiedertreffen'.

Er nahm von ihren Wange» als Lohn seines Dienstes einen Kuß, den ihm

das junge Mädchen erröthend gewährte, und kehrte auf demselben Wege zurück, den er mit ihr gekommen war. —
Rosa sehte inzwischen den ihr bezeichneten Weg fort. —
Das Abenteuer des jungen Mädchens versehte ganz Paulisi in Unruhe. An demselben Tag waren bereits von anderer Seite Nachrichten eingetroffen, daß der berüchtigte Bandit Caprera sich wieder in diesen Gegenden gezeigt habe und daß zu seiner Verfolgung schon die öffentliche Kriegsmacht entboten worden wäre. Rosa, deren Eigenliebe durch den geringen Grad von Beflissenheit ihres Befreiers, sie weiter zu begleiten, sich ein wenig verletzt fühlte. erklärte sich sein Benehmen jetzt damit, daß der Unbekannte sich nur darum so beeilt hatte, sie zu verlassen, um so rasch wie möglich die Behörden von der Gegenwart der Banditen zu benachrichtigen.
Drei Tage später schlug sie den Heimweg nach Santalbo ein. Die Räuber waren vollständig vertrieben, die bewaffnete Macht hatte die ganze Umgegend gesäubert, und die Wege waren so sicher wie möglich. Die auf den Feldern verstreuten Landarbeiter bebauten dieselben ohne Furcht, und das kleine Thal, der Schauplatz des eben erzählten Dramas, zeigte keine Spur des blutigen Vorganges mehr, seit die Leiche des Banditen fortgeschafft war. Ruhe und Friede waren wieder eingekehrt, und nur der Gesang der Nachtigall und das Murmeln des Baches unterbrach die Stille.
Als Rosa diesen für sie so verhängnißvollen Platz betrat, verlangsamte sie ihre Schritte und blieb endlich ganz stehen, dem tiefen Eindruck nachgebend, den der Anblick dieses Ortes in ihr hervorrief. Sie ließ ihre Blicke aufmerksam umher schweifen, als erwarte sie Jemanden. Augenscheinlich dachte sie an Denjenigen, der ihr gesagt hatte, daß er diesen Weg bisweilen kreuze, trotzdem er weit wohne.
Bei Rosas Rückkehr nach Santalbo herrschte im ganzen Dorfe einstimmige Freude, sie einer solchen Gefahr entronnen zu sehen. Die gute Lehrerin machte sich Vorwürfe, sie derselben ausgesetzt zu haben, nnd Nimm, ihre beiden Arme um ihren Hals schlingend, küßte sie heiß und innig.
Die Freude machte jedoch bald der Neugierde Platz, und unzählige Fragen wurden gestellt. Ninna lieh nicht ab zu fragen, und Rosa war eben so unermüdlich im Erzählen; während die Eine sich nach den Räubern erkundigte, sprach die Andere immer von dem Manne, der sie vertrieben hatte. Sie rühmte unaufhörlich seine Schönheit, seine feinen Manieren, seine Anmuth, die Zartheit seiner Reden ' und seine Tapferkeit. Ninna neckte sie sogar ein klein Wenig mit ihrer Beharrlichkeit, ohne sie jedoch zu bessern. Oftmals, wenn Ninna nicht in der Stimmung war, diese schon hundertmal wiederholte Lobrede anzuhören, wurde Rosa nachdenklich; ihr Geist schien sich in Träumereien zu verlieren, und so oft es sich ereignete, daß sie allein ihr Häuschen verließ, betrat sie, fast ohne sich selber Rechenschaft darüber zu geben, den Fußsteig, der nach der Bergeshöhe führte.
Am sechsten oder siebenten Tage seit ihrer Rückkehr in das Dorf verfolgte sie diesen Pfad einstmals gegen Abend. Sie war nicht von Ninna begleitet, welche die Lehrerin mit einer kleinen Botschaft anderswohin entsandt hatte. In

Gedanken vertieft, ging sie dahin und kam unbewußt in jenes Thal, welches sie
immer von Neuem anzog und dessen Anblick, weit entfernt ihr Furcht einzuflößen,
in ihrem Herzen weit süßere Gefühle erweckte. Ihr Blick, voll Hoffnung und
Ungeduld, haftete prüfend auf dem beweglichen Schatten der großen Bäume-, ihr
gespanntes Ohr befragte den geringsten Lufthauch, das leiseste Rauschen des
fallenden Laubes.
Tann, nach langem Warten sich eines Anderen besinnend, rief sie ans: „O,
was kann ich Thörin denn erwarten! Er ist verschwunden wie eine goldige Wolle,
die vorüberzieht und nimmer wiederkehrt, wie ein Traum, den wir einmal sehen
und der dann für ewig entflieht! Er glänzt in einer höheren Sphäre, von Ruhm
und Glanz umgeben; wie kann ich, ein armes niederes Landmädchen, hoffen, daß
sich unsere Schritte je begegnen werden! O ihr Träume meiner Kindheit! In
der glänzenden Welt, welche ich mir vorzauberte, versprach ich mir Paläste und
Tillmanten. Damals wußte ich noch nicht, welche andere Quelle des Glückes diese
Welt, in welche Du, o Mutter, uns einzuführen hofftest, in sich barg, deren Zugang
uns aber für immer verschlossen ist. In den Sphären, in denen Du wohnst",
fügte sie hinzu, den überreizten Gefühlen ihrer Seele Worte gebend, „in jener,
über dem azurblauen Himmel gelegenen Welt blüht allein das unzerstörbare
Glück; dort giebt es keinen Unterschied zwischen Armen und Reichen! Alle
Herzen, die dort schlagen, sind gleich vor Gctt; Diejenigen, die sich lieben, weiden sich
dort treffen und wiedererkennen. Nenn ich mich dort mit Dir vereinigen werde
und Du mich in Deine Arme schließen wirst, dann werde ich auch ihn wieder-
finden, ihn, lächelnd neben Dir oder vielleicht unter den Engeln".
Derartigen Träumereien gab sich ihr armes Herz hin, und es war ein
rührender Anblick, wenn sich ihr Auge in den Himmel versenkte und dessen Klar-
heit sich in ihm wiederspiegelte.
Plötzlich hörte sie neben sich das Geräusch von nahenden Schritten. Sie
zitterte und erblickte beim Umwenden in geringer Entfernung einen Mann vor
sich. Ter Fremde schien sie mit Vergnügen zu betrachten, aber sie erkannte beim
ersten Blick, daß es nicht Derjenige war, den sie immer erwartete. Sie wollte
sich entfernen, als sich der Unbekannte ihr näherte.
„Schönes Kind", sagte er zu ihr, „können Sie mir den Weg nach dem
Dorfe Santalbo zeigen?"
Sie sah ihn näher an; es war ein Mann reiferen Alters, von edler Haltung
und Vertrauen erweckendem Aeußeren; dies beruhigte sie.
„Ja, mein Herr", erwiderte sie, „ich gehe selber dorthin und werde Sie
führen".
Sie schlugen zusammen den Weg nach dem Dorfe ein.
„Ich fürchtete von der Nacht überrascht zu weiden", sagte der Fremde,
»und habe beschlossen, in Santalbo zu verweilen, weil ich weiß, daß es nicht weit
von hier ist; aber ich fürchtete, mich verirrt zu haben. Als ich Sie erblickte,
waren Sie in so tiefe Gedanken versunken, daß ich mich einige Augenblicke fern
hielt, um Sie nicht zu stören"/

„Ich war in der That ganz in Gedanken vertieft", sagte Rosa, von Neuem erröthend, „weil ich an eben dieser Stelle vor einer Woche in größter Gefahr schwebte. Ich war in Räubeihcinde gefallen, und ohne die Hilfe eines edlen Mannes, der einen der Räuber tödtete und die anderen vertrieb, hätten sie mich fortgeführt. Was wollten sie nur von mir", fügte sie mit unschuldiger Einfachheit hinzu; „ich bin doch nur eine arme Waise".
Diese Unbefangenheit rührte den Fremden. Er nahm ihre Hand.
„Vielleicht", sagte er lächelnd und ganz verwundert, eine so weiße und zarte Hand bei einem Nauernmädchen zu finden, „vielleicht wollten sie Ihnen diesen hübschen Ring entwenden".
„O, da hätten sie mir erst mein Leben nehmen müssen", sagte Rosa lebhaft.
„In der That, er ist schon", entgegnete der Fremde, „aber darum doch nicht kostbarer als Ihr Leben".
„Es ist das einzige Erinnerungszeichen meiner Mutter!"
„Und diese Buchstaben", fragte der Unbekannte, seine Augen dem Ringe und der Hand, die ihn trug, nähernd, „sind wohl die Anfangsbuchstaben des Namens Ihrer Mutter?"
„Nein, des Namens meines Vaters; meine Mutter hieß Adelina!"
„Adelina! Das ist ein schöner Name ... Ich kannte auch eine Adelina. — Und wo ist Ihre Mutter jetzt?"
„Meine Mutter ist dort", sagte Rosa, nach dem Himmel weisend; „meine Mutter ist todt".
„Sie ist todt . . . Aber Verzeihung .... Sie gehen so schnell. Seien Sie nachsichtig, wenn ich Ihnen nicht folgen kann. Ich bin heute so viel gegangen. Erlauben Sie mir, mich einen Augenblick auf dem Uferrand des Baches aus-zuruhen".
Und er setzte sich. Es befiel ihn ein solcher Grad von Mattigkeit, daß er völlig bleich wurde. Rosa schöpfte mit der hohlen Hand Wasser, und befeuchtete damit die Stirne des Reisenden, um eine Ohnmacht zu verhüten.
„Ich danke Ihnen, mein liebes Kind", sagte der Reisende, „es ist nichts; es war nur ein Schwindel. Es ist vorüber; wir können unseren Weg fortsetzen. Also Ihre Mutter ist gestorben? Und Ihr Vater?"
„Mein Vater .. . ." antwortete Rosa zögernd, „ist auch gestorben".
„Arme Kleine . . ." rief mitleidig der Unbekannte. „So sind Sie also eine Waise, völlig verwaist! Und Sie haben keine anderen Verwandten?"
„Ich hatte meine Großmutter", sagte sie, während sich ihre Augen mit Thränen füllten, „aber auch sie ist gestorben. Es blieb mir nur eine Schwester, mit mir an demselben Tage geboren".
„Und wo wohnen Sie denn? Wer hat Euch aufgenommen?"
„Die Lehrerin des Dorfes".
Sie gingen in diesem Augenblick an einem von Trauerweiden umzäunten Platz vorüber, der am Eingang des Dorfes lag.
„Ist das nicht der .Kirchhof?" fragte der Fremde.

„Ja, mein Herr", sagte Rosa.
»Und ist Ihre Mutter dort begraben".
„Ja!" murmelte Rosa traurig, mit gesenktem Haupte.
»Zürnen Sie nicht, mein Kind, wenn ich noch eine Frage an Sie richte.
Wenn Sie hier vorüber gehen, treten Sie nicht öfters ein. um an dem Grabe
Ihrer Mutter zu beten?"
„Wenn ich allein in das Torf zurückkehre, gehe ich jedes Mal dorthin",
antwortete Rosa mit leiser Stimme.
„Meine Gegenwart soll Sie nicht hindern, diese fromme Pflicht zu erfüllen.
In dem Schooß der Erde ruhen auch mir sehr theure Wesen. Treten Sie ein
und gestatten Sie es auch mir".
Rosa trat in die geheiligte Umfriedigung ein, und lnieete am Grabhügel
ihrer Mutter nieder, der Reisende lnieete gleichfalls an ihrer Seite hin. Das
demüthige und schlichte Gebet des jungen Mädchens riß in dem Herzen des
Fremden zweifellos noch blutende Wunden auf, denn in seinen Augen glänzten
Thränen.
Als sie hinausgingen, bat er Rosa, ihm ein Gasthaus anzugeben.
Auf die Erwiderung, daß ein solches in dem Dorf gar nicht vorhanden
wäre, sprach er die Hoffnung aus, für diese Nacht bei der Lehrerin ein Unter-
kommen zu finden. Rosa antwortete, daß sie daran nicht im geringsten zweifle,
und wandte sich fogleich dem Schulhause zu, wo Ninna bei ihrem Erscheinen
zuerst glaubte, den berühmten Befreier zu sehen. Sie fand indessen sein Haar
schon zu sehr in's Graue spielend. Als aber alle Einzelheiten des Zusammen-
treffens erklärt waren, wetteiferte sie mit der Lehrerin, dem Fremden alle mögliche
Gastfreundschaft zu erzeigen. Die fetteste Henne wurde geschlachtet und ihm das
weichste Lager bereitet. Am meisten wurde jedoch der Fremde von der Unter-
haltung der beiden jungen Mädchen angezogen.
Es sprach aus ihnen eine solche Herzensreinheit, und sie legten unbewußt
so mannigfaltige Kenntnisse an den Tag, daß er erstaunte, bei Mädchen ihres
Standes so viel Fesselndes zu finden.
Bei seiner Abreise am nächsten Tag unterließ er nicht, der Schullehrerin
seine Dankbarkeit durch Ueberreichung einiger Geschenke auszudrücken, und zu
versichern, daß er glücklich sein würde, die von ihr empfangene Gastfreundschaft
erwidern zu können.
Zugleich bat er sie, an dem in drei Tagen stattfindenden Geburtstag seiner
Tochter, die auch Ninna heiße, den beiden Mädchen zu erlauben, ihn zu besuchen
und sie zu begleiten, wenn sie an einem kleinen ländlichen Feste Theil nehmen
wollte, welches er seiner Familie gäbe. Der Vorschlag war in verbindlicher
Weise gemacht; Derjenige, von dem er ausging, erschien so vertrauenswerth, die
beiden Mädchen sahen die Lehrerin mit so beredten Mienen an, daß diese ihre
Einwilligung nicht versagen tonnte. Der Fremde fügte hinzu, daß er in der
Villa Frapoli wohne, daß dorthin täglich eine Landkutsche käme, die nicht weit
von dem Thal vorüberfahre, in dem er Rosa getroffen habe. In dem Landhause

selber sollten sie, um ihn zu treffen, sich nur an den Pförtner wenden und nach
Herrn Matthieu fragen. Er wiederholte seine Einladung nochmals und entfernte
sich dann.
Selbst wenn die Lehrerin ihr Versprechen hatte vergessen »vollen, so würde
sie doch durch die jungen Mädchen daran erinnert worden sein.
Die drei Tage verflossen in lebhafter Ungeduld und wurden durch Pläne
und Vorbereitungen ausgefüllt. Die Schullehrerin konnte die jungen Mädchen
nicht begleiten, denn sie wurde durch ihre Pflichten in Scmtnlbo zurückgehalten.
Jede der Schwestern band am Abend des dritten Tages einen schönen Strauß.
Am andern Morgen zogen sie ihre Sonntagskleider an und anmuthiger
noch als die Blumen, die sie trugen, schlugen sie den Thalweg ein.
Je mehr sie sich dem Thal näherten, desto heftiger schlug Rosas Herz; das
junge Mädchen warf unruhige Blicke um sich, ihre Wangen glühten im Purpur,
sie drückte den Arm der Schwester, die sie lächelnd beobachtete. Aber sie durch-
schritten das Thal, ohne Jemand zu treffen, und Rosa wurde wieder bleich. Ihre
Hand sunt wie kraftlos herunter, und ein Schleier der Melancholie breitete sich
über ihre Augen.
„Rosa", sagte die Schwester, sie zärtlich umarmend, „wir gehen in das
Haus eines Edelmannes; was sagst Du dazu? Könnten wir dort nicht vielleicht
Jemand aus unserer Bekanntschaft treffen?"
Diese Idee, die Nimm scherzend hervorplauderte, schien Rosas Herz mit
neuer Hoffnung zu beleben. In ihrem Antlitz prägte sich von Neuem Freude
aus, und sie setzte mit leichterem Schritte den Weg bis zur Landstraße fort; dort
machten sie Halt, um zu warten.
Eine halbe Stunde später kam der Wagen; sie nahmen Platz und bezeich-
neten dem Führer die Villa Frapoli. Die Fahrt währte vier Stunden.
Die Post hielt endlich vor einer großen Gitterthür, durch welche hindurch
man in eine schone Baumallee und ein Lustwäldchen blicken tonnte. Unmittelbar
beim Eingang stand ein kleines Häuschen, dessen Wände mit Rosen umrankt
waren. Augenscheinlich war dieses die Portierwohnung. Die jungen Mädchen
stiegen aus, klopften an und sahen bald darauf einen älteren Mann heraustreten,
der sie durch das Gitter fragte, wen sie zu sprechen wünschten.
„Herrn Matthieu", erwiderte Rosa.
„Ah, Herrn Matthieu", sagte der alte Pförtner lächelnd, „bitte, treten Sie
näher".
Er ließ die beiden Schwestern eintreten und bat sie, zu warten, bis er
Herrn Matthieu benachrichtigt hätte.
Bald darauf erschien derselbe.
Sowie er die jungen Mädchen von Weitem sah, breitete er seine Arme
gegen sie aus, dann nahm er mit sichtbarem Vergnügen ihre Blumensträuße und
reichte ihnen die Arme, um sie zu geleiten. Staunend schritten die armen Land-
kinder durch die prachtvollen Alleen, die sich bald hoch und gerade, wie ein Laub-
wall hinstreckten, bald künstlich in ihren Wipfeln gestutzt, sich bogenförmig wölbten.

Kunst und Luxus vereinigten sich hier mit der verschwenderischen Fülle der Natur. Hier strahlten im Sonnenlicht die schönsten Rasenplätze mit den seltensten Blumen, dort sprudelte in den verschiedensten Formen das Quellwasser aus Maimoigruppen, weiterhin sah man Wasserfälle, künstliche Grotten, Lauben; ganz von Schlingpflanzen überwuchert.

„Und wem gehört dieses Paradies?" fragten die jungen Mädchen, kaum ihren Äugen trauend. In ihrem heimathlichen Dorf hatten sie ähnliche Wunder nicht einmal im Traum gesehen,

„Es gehört dem Fürsten Frapoli", erwiderte ihr Führer. „Hier ist seine Wohnung".

In diesem Augenblick traten sie aus dem Schatten der Bäume und befanden sich einem prachtvollen Palast gegenüber, glänzender selbst, als sie sich den Aufenthalt eines Königs vorstellten. Sie gingen durch ein großes, mit Sculpturen geschmücktes Portal hinein.

„Ihre Kinder wohnen also wohl bei dem Fürsten", fragte Ninna fast erschrocken.

„Nein", sagte lachend Herr Matthieu, „ich führe Sie nur in ein Zimmer, in welchem Sie sich etwas ausruhen und Ihre Toilette ein wenig in Ordnung bringen können. Ich werde Ihnen eine Dienerin zu Hilfe schicken und Sie dann abholen, damit Sie meine Töchter kennen leinen".

Er öffnete eine Thüre, führte sie hinein ui<t> ließ sie allein.

Als die beiden Schwestern Hand in Hand eingetreten waren, blieben sie vor Bewunderung unbeweglich und stumm stehen, den Bildern vergleichbar, die das Gemach schmückten. Wohin ihr Blick siel, sahen sie seidene Gewebe, persische Teppiche, köstliche Holzarbeit, Silber und Alabaster. Erst durch die Ankunft eines Kammermädchens, die, wie sie sagte, zu ihrer Hilfe beim Wechseln der Kleider geschickt war, wurden sie in die Wirklichkeit zurückgerufen.

„Die Kleider zu wechseln!" sagte Rosa, dunlelroth vor Verlegenheit. „Aber... wir haben leine anderen mitgebracht".

„Sie brauchten auch gewiß keine mitzubringen", entgegnete die Kammerzofe, einen großen Schrank öffnend; „hier finden Sie Toiletten zum Wechseln".

Rosa warf einen fragenden Blick auf Ninna.

„Es scheint", flüsterte sie ihr zu, „nicht passend, wenn wir in diesen Kleibern bleiben".

Innerlich über die Einfachheit ihres Landlebens seufzend, überließen sie sich den Händen der Kammerzofe, die sie mit wohlriechendem Wasser wusch, ihr Haar parfümirte und ihre groben Kleider, deren Berührung ihre zarten Glieder zu verletzen schien, durch weichere, feinere ersetzte, deren eleganter, wenn auch einfacher Schnitt die ganze Schönheit ihrer Figur zur Geltung brachte. Durch ihre Haare wurden Peilenschnüre gezogen, deren von ihnen ungeahnter Werth viele tausend Lire betragen mochte.

Als sie sich nach Beendigung ihrer Toilette gegenseitig betrachteten und in die großen Spiegel mit Goldrahmen blickten, welche die Pfeiler schmückten, waren

sie Von ihrer eigenen Schönheit überrascht. Ebenso erstaunt war ihr Freund, als er kam um sie abzuholen. Er blieb einige Augenblicke stehen, ließ schweigend seine Blicke auf ihnen ruhen und tonnte sich nicht satt an ihnen sehen. Die beiden jungen Mädchen, errothend und verlegen in den ungewohnten stattlichen Kleidern, hatten kaum den Muth, zu ihm zu gehen.

Endlich kam er auf sie zu, küßte sie auf die Stirn, nahm sie bei der Hand und führte sie aus dem Gemach.

IV.

Nachdem die jungen Mädchen mit ihrem Führer eine prachtvolle Marmor-treppe erstiegen und mehrere Prunkgemächer durchschritten hatten, kamen sie zu einer Thüre, an welcher zwei Männer in goldbetreßter Kleidung Wache hielten. Nach der Idee der beiden Schwestern waren dies Generale oder wenigstens hochgestellte Offiziere, in Wahrheit aber barg diese reiche Uniform nur zwei Lakaien. —

Sie öffneten geräuschvoll beide Thürflügel und zur großen Bestürzung der beiden jungen Mädchen meldeten sie mit lauter Stimme:

„Der Fürst Frapoli!"

Der Saal, in welchen sie hineingeführt waren, strahlte von Gold, und zahl-reiche, elegant gekleidete Herren und Damen belebten ihn. — Dem als Fürst Frapoli angekündigten Herrn eilte bei seinem Erscheinen Alles entgegen. Er selber, inmitten der edlen Versammluug, hielt die jungen Damen an der Hand und sprach:

„Meine theuren Freunde, ich habe heute Sie alle zu einem Familienfeste ein-geladen und danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir erzeigen, indem Sie einer Einladung folgten, die Sie nicht verstehen konnten. Und Euch, theure Kinder, habe ich versprochen, meine Töchter zu zeigen. — Ich erfülle meine Versprechungen. Dies sind meine Töchter," fügte er hinzu, indem er die beiden jungen Landmädchcn in seine Arme schloß. „Ihr seid meine Töchter, Ihr seid die Prinzessinnen Frapoli!"

Nach dieser, von dem Fürsten so unerwartet abgegebenen Erklärung beeilten sich die Anwesenden, ihre Glückwünsche darzubringen. Die beiden Schwestern, vor innerer Bewegung stumm, wagten nicht, sich ihrem Vater in die Arme zu werfen, den sie auf so unerwartete Weise gefunden hatten und der ihnen noch fremd war — sie umarmten einander und brachen in Thränen aus.

Der Fürst nahm den Ring von Rosas Finger:

„Hier", fuhr er fort, „der Trauring, den meine heißgeliebte Gattin meiner Tochter gegeben hat; der Reif trägt meinen Namen: ,?e«liiian<l, xrinoip« I^pol^. <H^ ^^ ^^ gewesen ist, wäre überflüssig zu fragen, denn sie weilt nicht mehr unter den Lebenden. Ist es mir nicht gelungen, sie glücklich zu machen, sie, die ich nie vergessen und die ich bis zu meinem Tode lieben werde, so will ich wenigstens, daß sie beseligt aus der Höhe auf das Glück ihrer Kinder herabblicke".

Darauf zog er sich mit seinen Töchtern in eine Ecke des Saales zurück und
erzählte ihnen seine Lebensgeschichte.
Als Napoleon die Geschicke der Völler in seinen Händen hielt, bestimmte
den Fürsten Frapoli die geheime Hoffnung, daß die Unabhängigkeit Italiens aus
seiner Herrschaft hervorgehen würde, sich schleunigst in geheimer Mission zu dem
Sieger zu begeben, und zwar gerade damals, als er den letzten Brief an seine
Frau schrieb. Von diesem Augenblick an mußte er den Schlitten Vonapartes
folgen und denselben auf dem russischen Feldzug begleiten. Dort gerieth er in
Gefangenschaft, wurde viele Jahre an den äußersten Enden der Erde zurück-
gehalten und erhielt nicht die Erlaubniß, in irgend welchem Verkehr, selbst nicht
durch Briefwechsel, mit seinem Vaterlande zu stehen. Als er endlich seiner Fesseln
ledig, sich in die Arme seiner Gattin, die ihm theurer war als selbst sein Leben
und seine Freiheit, stürzen wollte, fand er sie todt, in dem Augenblicke, wo auch
alle anderen Hindernisse gehoben waren, die ihn früher zwangen, diese Ehe geheim
zu halten. >
Nach dieser kurzen Erzählung seiner Erlebnisse stellte er seinen Töchtern
jedes Mitglied der Gesellschaft einzeln vor; alle waren in näherem oder ent-
fernterem Grade mit der Familie verwandt, in welche die jungen Mädchen jetzt
eintraten, und der Fürst selbst war glücklich darüber, nach so langer Abwesenheit
die Bekanntschaft mit allen seinen Verwandten zu erneuern.
»Mein theures Kind", sagte er unter Anderem zu Rosa, „ich habe Dich noch
einem meiner Freunde vorzustellen, dem Du eine besondere Dankbarkeit schuldest.
Er hat die elenden Räuber verjagt, die Euch in solchen Schrecken setzten".
Das junge Mädchen erröthete tief bei diesen Worten; ihr Herz schlug zum
Zerspringen, und ihre Blicke schweiften unruhig durch den ganzen Saal.
„Hier ist er, meine liebe Rosa", fuhr der Fürst fort: „Der Graf Philipp
Siccardi".
Rosa richtete schnell ihre Blicke zu dem Herantretenden auf: aber sie wäre
beinahe in Thronen ausgebrochen, als sie einen ihr vollständig fremden Offizier
vor sich sah. Sie grüßte kalt und sprach kein Wort zu ihm, was er ihrer mangel-
haften Weltkenntniß zuschrieb.
Und doch war er, wie ihre Schwester Ninna ihr nachher bemerkte, die Alles
verstohlen beobachtet hatte, ein junger, eleganter Offizier, in reicher, goldbesetzter
Uniform und mit großen blauen Augen.
Als sie sich spater in den Eßsaal begaben, bat der Fürst Frapoli den Grafen
Siccardi, seine Tochter zu Tisch zu führen, womit er augenscheinlich Rosa meinte.
Aber sei es, daß der junge Offizier ihn falsch verstanden, oder daß er in Folge
des unfreundlichen Empfangs des jungen Mädchens sich so stellte, er reichte Ninna
seinen Arm.
Mitten unter dieser großen Zahl Fremder, die Alle höheren Gesellschafts-
kreisen angehörten als denjenigen, in welchen die beiden Schwestern bisher gelebt
hatten, waren dieselben natürlich recht verlegen. Aber sie wurden bald durch
das Wohlwollen und freundliche Entgegenkommen der fürstlichen Gäste ermuthigt,

die sie übrigens durch ihre naive Einfachheit weit mehr für sich einnahmen, als es Andere durch das allergesuchteste Wesen hätten thun können. Sie besaßen auch genug natürlichen Verstand, um bald die feinen Manieren anzunehmen, durch welche sich die höchsten Klassen der Gesellschaft auszeichnen. Auch sorgte der Fürst dafür, daß durch geeignete Lehrer die Lücken ihrer ersten Erziehung ausgefüllt wurden.

Wie wohl anzunehmen war, lehrten sie nicht wieder in das Dorf zurück.

Am Tage nach ihrer Ankunft sandte der Fürst der Lehrerin nach Santalbo eine Geldsumme, welche ausreichte, ihr ein sorgenfreies Alter zu sichern, und schrieb ihr, daß die beiden jungen Mädchen nicht mehr zurückkehren würden, da sie ihren Vater wiedergefunden hätten.

Von diesem Augenblicke an dachte er nur daran, die natürlichen Gaben seiner Töchter zu vervollkommnen und an ihrem Glück zu arbeiten.

Die Villa Frapoli war ein angenehmer Aufenthalt. —

Auf dem lieblichen Abhang eines Berges erbaut, gewährte sie einen weiten Umblick und bot eine sich bis an das Meer erstreckende Aussicht. Von dort her wurde die Luft durch feuchte Winde angenehm gekühlt. Ebenso sicherten geschickt durch Menschenhände geleitete Bäche, Springbrunnen, die mit hohen Bäumen wetteiferten, die man für Krystallbäume halten konnte, eine fortwährend frische Temperatur. Aus dem blühenden Gesträuch ertönte der liebliche Sang zahlloser Vögel, den Blüthen entströmten die mannigfaltigsten Wohlgerüche; diese natürlichen Reize vereinigten sich mit den Genüssen, die ein unermeßlicher Reichthum, dargeboten mit der ganzen Sorgfalt der Väterliche, zu verschaffen vermag.

Eben so wenig fehlte den beiden jungen Mädchen der Umgang; der Umgang, welcher die Ungezwungenheit des Benehmens ausbildet und oft jede andere Erziehung ersetzt. Fortwährend fanden die Besuche zahlreicher Freunde und Verwandten statt, und das fürstliche Haus, durch die Gegenwart der beiden Schwestern neu belebt, hallte wieder von Gesang und Tanz. Der Graf Philipp Siccardi war einer der ständigen Besucher des Schlosses; bisweilen brachte er mehrere Tage daselbst zu, angeblich weil die Lage des Schlosses ihm die Beobachtung der Räuber, deren Verfolgung ihm anvertraut war, sehr erleichterte. Dieses war der Vorwand, den er Anderen, vielleicht auch sich selbst gegenüber brauchte, aber der wahre Beweggrund verrieth sich in seinem Benehmen nur zu deutlich und blieb Niemandem verborgen. Bei den gemeinschaftlichen Spaziergängen suchte er die Gelegenheit, Nimm den Arm anzubieten, bei Tisch traf es sich stets, daß er neben Ninna Platz nahm, die verschiedensten Umstände veranlaßten ihn, auf den Bällen wieder und wieder mit Ninna zu tanzen; mit ihr trieb er Gesangstudien, seine Unterhaltungen mit Ninna waren ohne Ende; es war augenscheinlich, daß er sie liebte. — Mit derselben Sicherheit ließ sich auch annehmen, daß ihrerseits Ninna der junge Offizier nicht gleichgiltig sei. Wenn dem nicht so wäre, warum hätte sie sich sonst den Anschein gegeben, ihn zu vermeiden, und eher mit jedem Anderen als mit ihm gesprochen? Und warum, wenn sie auf sich zu achten vergaß, suchten ihn ihre Blicke? Warum erglänzten ihre Augen vor Freude, sobald

sie ihn sah, warum umspielte ihre Lippen ein Lächeln, wenn sie ihn Anspielungen machen hörte, die für alle Anderen bedeutungslos, für sie aber voller Sinn waren? Sie war eben zu natürlich und einfach, so daß ihr Gefühl, welches sie in der Tiefe ihrer Seele zu bewahren glaubte, gegen ihren Willen hervorbrach und leicht von ihrer Umgebung errathen werden tonnte. Warum aber sollte sie es auch verbergen? Ihr Vater hatte nur einen Wunsch, seinen Töchtern einen Gatten zu geben, des Ranges würdig, zu dem er sie erhoben hatte, und im Stande, sie zu beglücken. Er hatte den Grafen Siccardi liebgewonnen und billigte dessen Bewerbung. Bald erschloß der Graf Ninna sein Herz, die zwar erröthete, ihn ober nicht zurückwies; darauf eilte er zu dem Fürsten, der ihn in seine Arme schloß und als Sohn willkommen hieß.

Einige Tage spater fand die Verlobungsfeierlichteit statt, und von diesem Augenblick an verbrachte er jeden freien Moment auf der Villa, sobald seine Zeit nicht gebieterisch durch die Verfolgung der Räuber beansprucht wurde, deren Schrecken und Geißel er war.

Ninna war überglücklich. —

Nichts desto weniger versicherte sie ihre Schwester, sie innig umarmend, unaufhörlich, daß sie sich nicht verheirathen würde, bevor ihre geliebte Rosa nicht auch ihre Wahl getroffen habe; sie wollte, daß beide Hochzeiten an einem Tage stattfinden sollten.

Bei diesen Worten lächelte Rosa bitter, ohne zu antworten. Ihre Schönheit entfaltete sich jetzt in ihrem ganzen Reiz. Ihre neue Lebensstellung hatte ihre natürliche Anmuth geadelt und verfeinert, und eine sanfte Schwermuth, die über ihrem ganzen Wesen ausgebreitet war, verlieh ihr einen poetischen, unwiderstehlichen Zauber. Daher war sie auch viel umworben, und eine große Zahl der jugendlichen Gäste des Schlosses brachten ihr ihre Huldigungen dar. Sie war höflich, gütig und zuvorkommend gegen Jedermann, ebenso aber auch gleichgiltig gegen Alle.

Eines Tages war Fürst Frapoli nach Neapel gereist. Die beiden Schwestern saßen in einem wohlgepflegten Treibhaus, in dessen kühlem Schatten die seltensten Pflanzen des Nordens dem Südlande acclimatisirt wurden.

Dort verbrachten die jungen Mädchen oft die heißesten Stunden des Tages.

Nimm im vollen Genuß des sorglosen Lebens, wiegte sich in einer Hängematte, die von goldgesticktem Kaschmir war und in zwei an der Wand glänzenden Goldringen hing. Sie überließ sich einer süßen Träumerei, die Rückkehr ihres Bräutigams erwartend. Rosa, zu ihren Füßen sitzend, hatte ihrer Lieblingszerstreuung, der Guitarre sich zugewandt, legte sie aber bald wieder hin; sie versuchte es mit einem Buch, blätterte aber nur darin; denn ihr Geist und ihre Blicke schweiften in anderen Fernen. Inmitten des Glanzes dieses wonnevollen Lebens, welches der Traum ihrer Kindheit war, gedachte sie des armseligen Dorfes; vom Dorfe aus gelangte sie zu dem kleinen Thal, und ihre Einbildungskraft zauberte ihr jene Scene mit den Räubern und alle ihre Schrecken wieder vor ihre Seele, aber auch das Bild des schönen jungen Mannes, der sie gerettet hatte. Die Erinnerung an diesen Unbekannten wurde täglich bei dem jungen Mädchen lebhafter.

Plötzlich hörte man vom Eingang des Gartens her Flintenschüsse und wildes Geschrei.
„Philipp, Philipp wird getüdtet!" rief Ninna mit dem Instinct der Liebe und stürzte aus dem Glashaus. —
Auch Rosa erhob sich, nicht weniger erschrocken, und ohne Verständnis; dessen, was eigentlich vorging. Als sie ihrer Schwester folgen wollte, erblickte sie wild aussehende Gestalten, welche sie an die Banditen von Santalbo erinnerten. Mit gezückten Säbeln liefen sie nach dem Glashaus, dessen Ausgang sie ihr fast ab- schnitten.
Außer sich, zitternd, sah sie sich in derselben fürchterlichen Gefahr, die ihr fchon einmal gedroht hatte. Sie floh in den Pavillon zurück, und durch die prächtige Hängematte verborgen, die sie den Blicken entzog, gelangte sie ungesehen durch eine Glasthür in den inneren Raum des Treibhauses, schloß die Thür und fiel fast leblos inmitten der exotischen Bäume, die man dort pflegte, und deren breite Blätter sie den Augen der Banditen entzogen, nieder. —
In diesem Augenblick stürzten die Räuber in das vordere Gemach des Glas- hauses, in der Verfolgung eines bereits waffenlosen Mannes begriffen, in dem Rosa sofort den Grafen Siccardi erkannte.
Die erste Regung ihres Herzens gebot dem jungen Mädchen, dem Bräutigam ihrer Schwester zu Hilfe zu eilen, oder wenigstens laut um Hilfe zu rufen; aber der Schreck lähmte ihre Junge, auch überkam sie der Gedanke, wie nutzlos jede Bewegung ihrerseits sei und nur sie selber den Händen der Uebelthäter überliefern würde. So blieb sie unbeweglich und stumm, mit ihren Augen, die noch ganz starr vor Schrecken waren, durch das dichte Laubwerk hindurch auf's Aufmerksamste alle Vorgänge beobachtend.
Als Siccardi eingetreten war, wurde es ihm klar, daß an einen Rückzug nicht zu denken sei. Da wandte er sich Plötzlich um, dem Löwen oder dem Eber gleich, den die Jäger umstellt haben.
Er stürzte sich auf einen der Banditen, der ihr Anführer zu sein schien und der auch allein eine Maske trng, um ihm seine Waffen zu entreißen. Aber der Räuber war stark, und es entspann sich ein Kampf, in welchem Siccardi, wüthend über sein Unterliegen, die Maske seines Gegners ergriff und herunterriß.
„Das mußt Du mit dem Tode büßen", rief der Räuber, sein Gesicht ent- setzlich verzerrend, indem er seinen Degen erhob, um ihn zu durchbohren.
Zwei Räuber hatten sich indessen Siccardis bemächtigt und ihm die Hände gefesselt.
„Sei es!" sagte der Anführer und nahm seine Maske wieder vor; „todt ist er allerdings nicht mehr zu fürchten, lebend aber kann er uns von Nutzen sein. „Verwegener!" fügte er hinzu und wandte sich an den Gefangenen, „von dem Augenblicke an, wo Du meine Züge sahst, kann nur der Tod Deine Ketten brechen".
In diesem Augenblick ertönte ein schriller Pfiff, auf den die Banditen beunruhigt antworteten.

„Knebelt ihn und laßt uns fliehen", rief der Mann mit der Maske.
Man knebelte den Grafen in roher Weise, vier Bewaffnete nahmen ihn in
ihre Mitte und Alle stürmten eilig fort, auf geheimen Wegen sich in die Berge
flüchtend.
Gleich darauf trafen die Soldaten Siccardis ein, welche den Räubern auf-
gelauert und sie auch, allerdings zu spät, bemerkt hatten.
Sie fanden daher auch die, welche sie suchten, nicht mehr; aber als sie die
innere Thür des Treibhauses erbrochen hatten, sahen sie Rosa bewußtlos auf dem
Boden hingestreckt.
Sie ließen ihr alle Sorgfalt angedeihen, und es gelang ihnen, sie wieder
zum Leben zurückzurufen.
Darauf begaben sie sich in's Schloß und fanden den Geldschrank erbrochen
und geplündert; alle Dienstboten, mit ihnen Ninna, waren in einen dunklen
Keller eingesperrt, weniger durch Fesseln als durch den lähmenden Schrecken
festgehalten.
„Wo ist der Graf Siccardi? Wo ist Euer Anführer?" rief Nim«, sobald
sie in Freiheit war.
Die Soldaten sahen sich gegenseitig, ohne zu antworten, an.
„Oh, sie haben ihn getödet, ich sehe es, er ist ermordet, sagt es mir, er ist
todt!" rief sie außer sich und schlug die Hände vor das Gesicht.
Rosa stürzte in ihre Arme und sagte, noch unter dem Eindruck der heftigen
Gemütsbewegung heiße Thränen vergießend:
„Fasse Dich, theure Ninna, er ist nicht todt, ich war Zeugin der Vorgänge,
sie haben ihn nur gefangen fortgeführt; aber er lebt, und ich habe es aus der
Räuber eigenem Munde gehört, daß sie ihn nicht tödten wollen".
An demselben Tage kehrte der Fürst von seiner Reise zurück und erfuhr
die Plünderung seines Hauses.
Als er die Verzweiflung seiner Tochter sah, suchte er sie auf alle erdenkliche
Weise zu trösten, er sagte ihr, daß die Räuber Siccardi in der Hoffnung auf ein
Lösegeld mitgeschleppt hätten, daß seine Familie reich sei und ihn sofort frei
taufen würde, daß er übrigens selbst auch bereit wäre, den letzten Heller seines
Vermögens herzugeben, um die Freiheit seines Freundes zu erlangen.
Ninna warf sich ihrem Vater zu Füßen, bedeckte seine Hände mit Küssen und
benetzte sie mit ihren Thränen.
Unglücklicherweise sollte aber ihr Schmerz nicht so bald gestillt werden.
Dieser Handstreich Capreras war wohl der kühnste, den der Bandit während
seiner Verbrecherlaufbahn begangen hatte; er war dazu durch die Notwendigkeit
getrieben, sich seines gefährlichsten Feindes zu entledigen, durch dessen Energie und
Geschicklichkeit die Existenz seiner Bande beständig bedroht wurde. Auch hatte
er darauf gerechnet, daß Siccardi, durch seine Liebesgedanken zerstreut, jetzt
leichter zu überraschen sein würde. Außerdem bildeten die Raubgier nach den Reich-
thümern des Fürsten auch einen Hauptgrund, dieses kühne Unternehmen zu wage»:

und dann vermuthete er, daß Fürst Frapoli, der erst kurze Zeit im Lande wohnte und die Gefahren nicht genügend kannte, sein Schloß nur unvollkommen befestigt habe.

Indessen am hellen Mittag ein bewohntes Haus, das Eigenthum eines der ersten Aristokraten, anzugreifen und zu plündern, einen Offizier gefangen fortzuführen, das waren doch wohl Verbrechen, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden, nicht unbestraft bleiben tonnten.

Caprera konnte sich das nicht verhehlen und traf danach seine Maßregeln.

Von nun an sah und hörte man nichts mehr, weder von ihm, noch von seinen Mitschuldigen. Alle Nachforschungen, alle Anstrengungen, Versprechungen und Drohungen Seitens der Polizei waren resultatlos; bald verbreitete sich auch das Gerücht, baß er bei seiner Flucht über das Meer mit seiner Bande und seinem Gefangenen umgekommen sei. In Folge der entsetzlichen Ereignisse erträntten die beiden jungen Mädchen sehr gefährlich. Die heftigen Gemüthsbewegungen, welche sie erschüttert hatten, wirkten nachtheilig auf ihr Nervensystem, und riefen einen bedenklichen Zustand hervor. Ninna hatte, wie nur zu natürlich, länger zu leiden, da die Ueberzeugung, Siccardi sei gelobtet worden, er würde ihr niemals wiedergegeben werden, er sei den Räubern zum Opfer gefallen, sie in Verzweiflung setzte.

Und dennoch, wie sie ehemals immer ihre Mutter erwartet hatte, so erwartete sie auch ihn wieder und wieder; sie fragte Rosa beständig, ob er noch nicht wiedergekommen sei; und noch ehe ihre Schwester antworten konnte, schwamm sie von Neuem in Thränen, weil sie sich sagte, daß er nicht wiederlehren würde.

So vergingen mehrere Monate. Endlich trug ihre Jugend den Sieg über die Krankheit davon, und die beiden Schwestern schritten zur Genesung.

„Geliebte Ninna", sagte eines Tages ihre Schwester, sie küssend, „ich weiß, ohne daß Du es mir sagst, wie unheilbar die Wunde Deines Herzens, wie unversiegbar die Quelle Deiner Thränen ist. Aber, geliebte Schwester, denke an unseren Vater! Unsere Pflicht ist es, ihm sein Leben zu versüßen, ihn nicht zu betrüben. Wir müssen unsere Thränen in uns verschließen, unser Vater darf nur unser Lächeln sehen".

„Ja, Du hast Recht", erwiderte Ninna; „von nun an will ich immer lächeln". Dieses sagend, brach sie in Thränen aus.

Seit dieser Zeit schwebte, so oft sie mit ihrem Vater redete, stets ein Lächeln auf ihren Lippen. Aber dieses Lächeln war bitterer als die Thränen, und die bleiche Farbe des jungen Mädchens war nicht die einer genesenden Kranken, sie gab viel eher Ieugniß von heftigen inneren Qualen. Ihr Kummer schien auch auf ihre Schwester zurückzuwirken. Und in der That, trotz ihrer anscheinenden Heiterkeit sah man, daß Rosa's Augen nicht mehr in demselben Feuer strahlten, man ahnte, daß die Fassung, die sie zur Schau trug, der Deckmantel der Verzweiflung war. Allein sie verließ Ninna keinen Augenblick und befleißigte sich sogar, sie zu stützen und sie wie eine Kranke zu behandeln; sie weinte mit ihr und

wog durch ihre Schwesterliche allen Zwang auf, den die Tochterliebe von ihr forderte.

Der Fürst, dessen Leben nur den einen Zweck, das Glück seiner Kinder kannte, erschöpfte sich in Gründen, die Ninna trösten sollten, und sehte Alles daran, ihr Herz der Freude wieder zu gewinnen. Er ersann und bereitete ihnen fortwährend neue Zerstreuungen, deren Wirkung wahrscheinlich eine seinen Wünschen entgegengesetzte war. die aber von den jungen Mädchen mit kindlicher Ergebung hingenommen wurden, um ihm keinen Kummer zu bereiten.

So beschloß er, zur Feier seines Geburtstages einen großen Ball in seiner Villa zu geben, und sagte zu seinen Töchtern, er hoffe, daß sie aus Liebe zu ihm für diesen Abend jeden trüben Gedanken verbannen und ihre alte Heiterkeit wieder erlangen würden.

Ninna hörte das beklommenen Herzens und schwieg. Rosa küßte ihren Vater und versprach Alles zu thun, um ihn zufrieden zu stellen.

Es war das erste Fest, welches der Fürst nach seiner Rückkehr aus Neapel gab. Er machte es sich daher zur Ehrensache, allen nur möglichen Glanz zu entfalten, und lud die ganze Aristokratie Neapels ein, mit der er seine alten verwandtschaftlichen Beziehungen erneuern wollte, außerdem auch alle vornehmeren Freunde, welche sich damals in der Hauptstadt aufhielten.

So erglänzte an jenem Abend die Villa im hellsten Kerzenglanz, als loderte sie in Flammen, und Alles in ihr strahlte von Gold und Silber. Von allen Seiten führten Nagen die Gäste herbei; der Fürst empfing die Geladenen mit besonderer Auszeichnung, in Mitten seiner beiden Töchter, deren Schönheit, durch die reiche Umgebung noch gehoben, iu ihrem vollsten Zauber zur Geltung kam.

Ninna schien die letzte Spur des Kummers in ihrem Herzen verwischt zu haben, aber der innerliche Kampf, den sie kämpfte, mußte wohl um so fürchterlicher sein, als sie ihn völlig in ihrer Seele verschloß, ohne daß das geringste Anzeichen ihn verrieth.

Die Gesellschaft war bereits einige Zeit in den Sälen versammelt, die Klange der Musik ertönten, und der Tanz hatte begonnen, als zwei neue Gäste erschienen, die den Fürsten gleich am Eingang begrüßten.

Der Fürst ließ seine Blicke um sich schweifen, winkte Rosa, sobald er sie sah und stellte ihr die beiden ungarischen Edelleute, den Grafen Zagadin und Herrn von Vaimak vor. Der Graf richtete einige verbindliche Worte an das junge Mädchen und folgte dem Fürsten in den Speisesaal.

IV.

Rosa hatte dem Fremden nicht ein Wort erwidert; als Jener sich mit ihrem Vater entfernte, rührte sie sich nicht und blieb gleich einer Salzsäule stehen. Es war, als ob sie ein Medusenhaupt erblickt hätte und durch diesen Anblick zu Stein geworden wäre. Und in der That wurde sie bleich wie Marmor; alles Blut wich aus ihren Wangen und Lippen und strömte dem Herzen zu; hätte sie sich nicht an der Thür stützen tonnen, so wäre sie ohnmächtig niedergesunken.

Dann aber nahm sie alle Kraft zusammen, suchte sich zu fassen und ließ ihre
Blicke umherschweifen, um Ninna zu entdecken. Als sie dieselbe nicht sah, durch-
flog sie eilenden Fußes das erste Zimmer, ebenso auch die anderen Säle, bis sie
im letzten die beiden Ungarn sah, die sich am Spiel betheiligten und im Pharao
Haufen Goldes aussetzten.
Bei diesem Anblick war sie einer neuen Ohnmacht nahe; ein seltsamer Druck
preßte ihr Herz zusammen, eine Art Entsetzen prägte sich auf ihrem Gesicht aus;
sie stürzte aus dem Gemach und fuhr fort, ihre Schwester zu suchen. Da sie die-
selbe nirgends fand, eilte sie, die Wahrheit errathend, in ihr Schlasgemach. Dort
fand sie Ninna, auf ihr Lager hingestreckt. Aus ihrem aufgelösten Haar hatte
sie die Blumen herausgerissen, und ihr Schluchzen war im ganzen Zimmer zu
vernehmen. Ihr so lange zurückgehaltener Schmerz war mit doppelter Heftigkeit
hervorgebrochen. Erschüttert nahte sich ihr Rosa und erfaßte ihre Hand.
„Nein", rief Ninna, „nein, länger kann ich ihre Fröhlichkeit nicht ertragen;
ich kann an ihren Tänzen, an ihrer Freude nicht mehr theilnehmen, während ich
den Tod im Herzen trage. Was sollen mir diese Blnmen, dieser Schmuck,
diese Diamanten. Er, er liegt im Grabe. Bringt auch mir einen Tiauertranz".
„Ninna, meine geliebte Ninna, was bedeuten diese unseligen Worte?" fragte
Rosa weinend.
„Er- der edelste Mann von Allen, der mir Alles opferte, er ist todt, Rosa,
todt, und wir, wir tonnen tanzen und lachen! O, mein Herz ist übervoll; noch
ein Tropfen fehlte, und dieser ist jetzt dazu gekommen. Wir tanzen auf seinem
Grabhügel, wir entehren ihn im Tode".
„Aber, Schwester, Philipp ist nicht todt; er lebt; Du weißt es auch. Er
ist nur von den Räubern gefangen fortgeführt".
„Er lebt!" erwiderte Ninna. „O, das willst Du mich nur glauben machen,
um mich zu trösten. Gefangener der Räuber; sage lieber, er ist mit ihnen
gestorben, oder er seufzt jetzt und für immer in einem dunkeln Kerker, einer Hölle,
in den Fesseln dieser wilden Ungeheuer".
Und von Neuem sich in ihre Kissen zurückwerfend, begann sie mit doppelter
Bitterkeit zu weinen.
„Meine geliebte Schwester", fuhr sie fort, „ich weiß, daß ich Dir schweren
Kummer bereite; aber vergieb mir, denn ich bin nicht mehr im Stande, mich zu
beherrschen. Glücklicherweise wird dieser Zustand nicht mehr lange dauern; —
die Natur ist stärker als mein Wille; — die langen inneren Kämpfe haben meine
Kräfte gebrochen. Weine nicht, Schwester, freue Dich vielmehr, denn bald werden
meine Leiden ihr Ende erreichen. — Das ist meine letzte, meine einzige Rettung".
„Nein, meine Ninna, das wird nicht geschehen, es giebt für Dich eine andere
Rettung, ja, es wird Dir noch Glück beschieden sein, und Du sollst Dich dessen
freuen".
Sie öffnete die Thür, winkte einem Diener und befahl ihm, den Fürsten
zu rufen.

„Warum, geliebte Rosa, willst Du unserem Vater durch meinen Anblick
Kummer bereiten? Laß ihm den Glauben, eine physische Krankheit habe mich
befallen. Du wirst ihm zur Freude und zum Trost zurückbleiben. Versuche Du
seine letzten Lebensjahre zu verschönen und ihm das Glück zu ersetzen, welches
ich ihm nahm.
In diesem Augenblick trat der Fürst in das Gemach.
„Meine thcure Ninna", sagte er schmerzlich bewegt und küßte sie zärtlich,
„Du leidest, mein geliebtes Kind. Ich hoffte, dieses Fest würde Dich erheitern,
aber ich sehe, daß ich mich darin täuschte. Dein Zustand erschreckt mich, mein
armes Kind".
„Vater", sagte Rosa, „Ninnas Befinden beunruhigt Dich mit Recht; aber
tröste Dich; sie ist gerettet. Sage mir, mein Vater, woher keimst Du die beiden
ungarischen Edelleute, die diesen Abend als die Letzten kamen?"
„Ich sah sie in Neapel bei einem meiner Bekannten", erwiderte der Fürst,
über diese Frage verwundert. „Man stellte sie mir als eben aus Deutschland
angekommen vor".
„Vater", sagte Rosa, ihre Kräfte zusammenraffend, „Vater, der, den Du
mir als Grafen vorstelltest ... das ist .. . der Räuber, der Siccardi hinweg-
gefühlt hat".
Sie warf sich bei diesen Worten mit einem Thränenstrom ihrer Schwester
nm den Hals und glitt ohnmächtig zu Boden.
Ter Fürst beeilte sich, ihr alle erdenkliche Sorgfalt zu Theil weiden zu
lasten. Sobald sie wieder zu sich gekommen war, ließ er zwei Kammerfrauen
kommen, ging heraus und kehrte mit festem Schritt und lächelnden Antlitzes in
den Ballsaal zurück. Von dort begab er sich in den Spielsaal, wo er mit ver-
schiedenen Persönlichkeiten eine Unterhaltung begann, unter Anderem mit einem
Herrn in Uniform, dem Präfecten der neapolitanischen Polizei. Er näherte sich
alsdann dem,'Tisch, an welchem die beiden Ungarn spielten, und setzte einige
Goldstücke auf die Karten. Wenige Augenblicke später trat ein Tiener ein und
meldete dem ungarischen Grafen, daß draußen ein Herr sei, der ihn zu sprechen
wünschte.
Ter Graf schien ein wenig verwirrt, indessen sagte er, daß er sofort wieder-
kommen würde, und bat den Fürsten, sein Spiel zu überwachen, worauf er
hinausging.
Derselbe Diener trat gleich darauf wieder ein und meldete dem andern
ungarischen Edel» in derselben Weise, daß der Graf ihn bäte, einen Augenblick
herauszukommen. Herr von Vaimak erhob sich und folgte dem Boten.
Keiner von Beiden lehrte an den Spieltisch zurück.
Der Ball, der durch ein prächtiges Abendessen unterbrochen wurde, währte
bis drei Uhr Morgens.
Alle Gäste waren von dem Glanz des Festes entzückt und bedauerten nur
lebhaft, die Gegenwart der jungen Prinzessinnen zu wenig genossen zu haben, die
jedoch nach der schweren, erst vor wenigen Monaten überstanbenen Krankheit noch

zu schwach waren, um einer so lange andauernden Festlichkeit bis zu Ende beizu-
wohnen, und sich daher zeitig zurückgezogen hatten.
Was die beiden angeblichen ungarischen Edelleute betraf, so waren beide von
der Polizei ergriffen und weggeführt worden, und zwar nicht zusammen, sondern
Jeder für sich. Sie wurden in zwei getrennte, enge Kerkerzellen eingesperrt, und
der Polizeipräfect begab sich sofort zu Demjenigen, der sich Graf Iagadin genannt
hatte, um ihn zu verhören. Dieser empfing ihn mit einer gewissen Keckheit; er
bezeichnete es als ein sehr kühnes Wagniß, an einen ungarischen Grafen Hand zu
legen, wies seinen Paß vor und drohte ihm mit dem ganzen Jörn der
österreichischen Negierung.
Der Präfect suchte alsdann Herrn von Vaimat auf. Feige, wie die meisten
dieser Elenden, lag er in einer Ecke und weinte. Der Polizeidirector näherte
sich ihm und sagte sanft:
„Weinet nicht, es giebt für Euch noch ein Mittel, Euer Leben zu erkaufen;
ich hafte Euch dafür".
Bei diesen Worten erhob sich der Räuber; in seinen Augen erglänzte Freude
und Hoffnung.
^ „Ihr seid in unserer Gewalt", fuhr der Präfect fort; „alle Maßregeln sind
ergriffen, um jede Flucht zu verhindern. Euer Mitschuldiger hat Alles gestanden,
aber er darf nicht auf Gnade hoffen. Helfet der Obrigkeit bei ihren Nach-
forschungen und Ihr sollt gerettet sein. Wollt Ihr?"
„Wenn Caprera geständig ist", erwiderte der Bandit zitternd, „will ich nichts
verbergen. Aber ich bin doch auch sicher, mir mein Leben zu erhalten?"
„Das hängt von der Genauigkeit Eurer Aussagen ab. Der Graf Zagadin
ist also Caprera?"
„Hat er es denn nicht selber eingestanden", fragte zögernd der Näuber?
„Allerdings, und wie Ihr sehet, haben ihn Andere verrathen. Aber Ihr
selber müßt es bestätigen, um Euer Leben zu retten".
„Ja, er ist es", sagte der Näuber, jeden Widerstand aufgebend.
„Und woher hat er den Paß eines ungarischen Grafen?"
„Er hat den Grafen und seinen Reisegefährten, die beide Italien durch-
reisten, getödtet und die Pässe genommen, einen für sich, den anderen für mich".
„Wo ist der Schlupfwinkel seiner Bande?"
„Die Meisten sind augenblicklich zerstreut, Einige halten sich im Kirchenstaat
auf, wohin Caprera seine Schätze gebracht hat, und eine kleine Zahl weilt noch
in den Bergen der Nachbarschaft verborgen; diese Letzteren halten auch Siccardi
gefangen; sie bewahren ihn als Geißel, die ihnen für das Leben ihres Haupt-
mannes bürgen muß".
„Gebt uns Siccardi lebend wieder, und Ihr seid gerettet".
Der Näuber zeigte sich bereit, Alles, was man von ihm verlangte, zu thun
und gab jede gewünschte Auskunft. Wenn der Polizeipräfect sagte, daß es für
Caprera keine Gnade gäbe, so täuschte er damit den anderen Verbrecher nicht.
Es mußte ein abschreckendes Beispiel gegeben werden, und die Behörden hatten

beschlossen, daß, sobald er gefangen wäre, er innerhalb 24 Stunden abgeurtheilt
und hingerichtet werden sollte.
So begann am andern Morgen ganz früh die Untersuchung; gleichzeitig
sandte man der römischen Polizei alle nöthigen Angaben, um die Mitschuldigen
zu ergreifen.
Am Abend desselben Tages erkletterten als Bauern verkleidete Männer, die
aber unter der Kleidung ihre Waffen verbargen, die Berge und durchschritten die
unwegsamsten Schluchten. Es war der Polizeipräfect mit seinen Soldaten und
dem Räuber, dem man vorher eingeschärft hatte, daß bei dem geringsten An-
zeichen eines Veiraths seinerseits zwei Soldaten den Befehl hätten, ihn nieder-
zustechen. Die Nacht war schon hereingebrochen, als sie in ein wildes, bewaldetes
Thal gelangten, fern von jedem betretenen Pfad.
Nachdem sie einige Schritte vorwärts gemacht hatten, hörten sie einen Schrei,
ähnlich dem eines Käuzchens, von den Zweigen eines Baumes herabtönen. Der
Bandit, der mit ihnen war, antwortete auf dieselbe Weise, und dieses eigenthüm-
liche Zwiegespräch wurde von der anderen Seite unter der Form des Miauens
einer Katze aufgenommen.
Ter Polizeipräsident hieß zwei seiner Leute sich im Gebüsch verstecken. Die
Truppe marschirte noch einige Minuten, bis sie eine kleine Hütte an einem Felsen
angelehnt entdeckten, die in dieser Gegend als Köhlerwohnung bekannt war.
Der Räuber näherte sich ihr und pochte dreimal in eigenthümlicher Weise
an die Thür.
„Wer ist da?" fragte aus dem Innern eine weibliche Stimme.
„Köhler", erwiderte der Räuber; „macht auf, Mutter Barbara". —
„Ah, Köhler", sagte die Stimme im knurrenden Tone eines bissigen Hundes.
„Dieses Rothwild der Nacht! Nicht einen Augenblick lassen sie mich in Ruhe. Sie
brüllen die ganze Nacht hindurch". —
Die Thür wurde heftig aufgerissen, und auf der Schwelle erschien eine alte
in Lumpen gehüllte Furie, mit schmutzigem, unordentlichem Haar, finsteren Blickes,
in der Hand ein elendes Stümpchen Licht haltend.
„Ah, Du bist es, Pedruccio! Und wer sind die Andern?" fragte die
Megäre in demselben unfreundlichen rauhen Ton, als sie in der Dunkelheit die
Schatten der Soldaten sah.
„Ruhig, Barbara, belle nicht immer", erwiderte der Räuber. „Das sind
unsere Kameraden, die aus Rom kommen".
Dann trat er mit der ganzen Mannschaft ein.
„Und wo sind die Holzhauer?" fragte er weiter.
„Im Brennofen", entgegnete die Alte.
„Sie müssen die neuen Köhler kennen leinen", erwiderte Pedruccio.
Die Alte ging nach dem Hintergrund, wo sich im innersten Winkel eine Art
Brennofen befand. Sie steckte ihren Kopf in die Oeffnung und rief:
„Der Hirt ist da und will Kohlen haben".
Alsbald erhob sich eine Fallthür, die geschickt hinter dem Brennofen ver-

borgen war, und zwei Banditen traten hervor, die Pedruccio bei Seite nahm, um mit ihnen zu sprechen.

Während sie auf die Worte des Räubers hörten, warfen sich die Soldaten auf sie, bemächtigten sich ihrer, sowie der Alten, und knebelten sie, ehe sie noch den leisesten Schrei ausstoßen konnten. Gleichzeitig streckte Pedruccio seine Hand in den Gürtel des Einen und sagte zu ihm:

„Gieb mir die Schlüssel, Pauletto, Dein Schäumen und Beißen hilft nichts. Du wirst mich doch nicht fressen können, mein Lieber. Das Schicksal, siehst Du, hat es so gewollt".

Er nahm die Schlüssel, zündete eine Fackel an der Lampe an, und machte dem Polizeidirector ein Zeichen, ihm mit einigen Soldaten zu folgen. Sie gingen durch die Fallthür in einen dunkeln, unterirdischen Gang, der sich weithin erstreckte.

In diesem engen Gang stießen sie auf zwei Thüren und öffneten eine nach der andern; endlich gelangten sie an eine dritte, an welcher Pedruccio den Soldaten bedeutete, sich zurückzuziehen und die tiefste Stille zu bewahren. Er löschte die Fackel, und rings umher herrschte die tiefste Finsternis;.

Er ahmte alsdann, wie er es schon auf dem Wege durch den Wald gethan hatte, den Schrei des Kimzchens nach, und hinter der Thür wurde ihm in derselben Weise geantwortet.

Aus dem Inneren ertönte alsdann ein Katzenmiauen, welches Pedruccio seinerseits wiederholte.

Die Thür öffnete sich und ließ das Innere einer Höhle sehen; in einer Ecke drang die frische Luft durch Felsspalten; eine Lampe hing von der Wölbung herab und beleuchtete den Gefangenen, der auf faulem Stroh lag; neben ihm, den Dolch in der Hand, saß ein Räuber, bereit, ihm den Todesstoß zu geben, wenn der Eintretende nicht ein Mitglied der Bande wäre.

„Pedruccio ist es", sagte der Bandit, welcher die Thür öffnete.

Der andere Wächter Siccardis verließ seinen Gefangenen und trat hinzu.

„Ja, ich bin es", entgegnete Pedruccio; „der Graf schickt mich, diesem Manne einige geheime Mittheilungen zn machen; geht einen Augenblick hinaus!"

Die beiden Räuber gehorchten; aber kaum waren sie in den dunkeln Corridor getreten, als sie auch von den Soldaten umringt, entwaffnet und gebunden wurden.

Der Polizeipräfect eilte zu Siccardi, welcher in dem Glauben, daß man ihn jetzt tobten wolle, sich stolz erhoben hatte, um festen Muthes den Tod zu empfangen.

Als der Gefangene die Wahrheit erfuhr, vermochte er kaum an seine Befreiung zu glauben, auf deren Hoffnung er schon für immer verzichtet hatte. Er war halb nackt, mit elenden Lumpen bedeckt; sein Bart wuchs lang und vernachlässigt; sein Haupthaar war in Unordnung; er war nur noch ein Schatten seines früheren Selbst und glich mehr den Räubern, aus deren Händen man ihn soeben gerettet hatte. Endlich warf er sich in die Arme des Beamten, der ihn befreit hatte, dankte ihm überschwenglich, und nachdem er noch für Pedruccio, das

Werkzeug seiner Rettung, ein gutes Wort eingelegt hatte, folgte er den
Soldaten aus der verpesteten Umgebung seines Kerkers. Sobald er in's Freie
kam, und seine Lungen nach so viel Monaten wieder die reine frische Berges-
luft einathmeten, stürzte er auf die Knie und betete inbrünstig.
Wie sah es aber während dieser Zeit auf der Villa Frapoli aus?
Seitdem die Hoffnung in Ninna's Herz eingekehrt war, fand sie weder Ruhe
noch Schlaf; ihre Thronen waren einem nervösen Lächeln gewichen.
IhreAugen waren beständig nach der Thür gerichtet, und bei dem geringsten
Geräusch glaubte sie Philipps Schritte zu erkennen. Rosa hatte nicht dieselben
Gründe, ungeduldig zu sein; dennoch war sie weit entfernt, innere Ruhe zu finden.
Sie sagte nichts, ihr Antlitz war unbewegt, aber ein anderes charakteristisches
Symptom bekundete ihre Aufregung. Tag und Nacht ging sie unaufhörlich
auf und ab, als könnte sie keinen Augenblick still verharren, als ob eine heftige
innere Erregung alle ihre Korperkräfte anspannte.
Am Tage nach den soeben erzählten Ereignissen öffnete sich die Thür
nach dem Zimmer, in welchem sich die Schwestern mit ihrem Vater aufhielten,
und Siccardi stürzte in das Gemach.
Ninna warf sich mit einem lauten Auffchrei in seine Arme, der Fürst und
Rosa gingen ihm freudig bewegt entgegen.
Frapoli nahm Ninnas und Philipps Hände und sagte:
„Jetzt seid Ihr vereinigt, um Euch nicht mehr zu trennen; Du wolltest,
geliebte Ninna, Deine Hochzeit bis zu der Deiner Schwester aufschieben. Bestehst
Du noch auf diesem Beschluß?"
In diesem Augenblick hörte man einen dumpfen Trommelwirbel.
Die Thür öffnete sich von Neuem, und der Polizeipräfect trat in großer
Uniform herein.
„Gnädigster Fürst und meine Damen", sagte er, „ich erlaube mir, Ihnen
mitzutheilen, daß Sie fortan nichts mehr zu fürchten haben. Wir haben Caprera
hergeführt, und der Gerichtshof hat entschieden, daß er vor den Thoren dieser
Villa die Todesstrafe erleiden soll, hier, wo er sein letztes Verbrechen verübte".
Da erhob sich Rosa und ergriff Ninnas Hand.
„Schwester", sagte sie zu dieser, „Du wünschtest, daß Deine und meine
Hochzeit an demselben Tage stattfinden möchte. Ich komme Deinen Wünschen
nach. Du heirathest heute den Grafen Siccardi, ich werde die Braut unseres
Heilandes, ich nehme den Nonnenschleier".
„Rosa, geliebte Rosa, was sagst Du?" rief ihre Schwester vor Erstaunen
zitternd.
„Was sagst Du, meine Tochter?" fragte der Fürst seinerseits.
Plötzlich ertönte eine starke Gewehrfeuersalve und hallte wie dumpf rollender
Donner wieder.
„Der Bandit Caprera war mein Retter im Walde von Santalbo", rief
Rosa aus.
Und sie siel wie todt in die Arme ihres Vaters und ihrer Schwester.

Das Gesetz im seben.

von

Felix Gberty.

— Vreslau. —

nd Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde.

Diese Worte geben viel zu denken; denn wie einleuchtend sie im ersten Augenblicke erscheinen, so gerathen wir doch in ein Labyrinth von Widersprüchen, wenn wir uns den Sinn vollständig klar machen wollen.

Vor allen Dingen dürfen wir den Spruch nicht auf den einzelnen Menschen, sondern auf den Menschen, d. h. auf die Menschheit im Großen und Ganzen beziehen, welche die herrschende Macht auf Erden ist. Allerdings hat sie diesen Planeten nicht geschaffen und kann auch die wesentlichen Eigenschaften desselben nicht ändern. Aber alles Irdische kann und soll sie für ihre Zwecke nützen, umformen, verändern oder vernichten, um aus den Theilen des Zerstörten Neues zu erbauen, — Alles zu dem Ende, um im Laufe der Jahrtausende Einen Stein nach dem andern zu fügen an den Bau des großen Vernunftreiches, welches fördern zu helfen unser menschlicher Beruf ist.

Wenn wir uns die Menschheit an diesem Werte beschäftigt denken — und daß sie es ist, lehrt die Weltgeschichte — so müssen wir anerkennen, daß Gott uns nach seinem Ebenbilde geschaffen hat; denn wie Er das grenzenlos-unermeßliche Weltall mit allen Sonnen und Sternen zu einem großen vernunftgemäßen Ganzen erschaffen hat und erhält, so hat Er dem Menschen diesen kleinen Planeten überwiesen, um auf ihm seine Kräfte zu versuchen und im beschränkten Räume nachzubilden, was der Herr des Alls im Großen vollendet hat.

Erst sehr allmählich und Schritt vor Schritt, auf weiten, oft Jahrhunderte lang dauernden Umwegen ist die Menschheit zur Ertenntniß dieser ihrer Aufgabe gekommen, und mit dieser Ertenntniß zugleich sind auch die Vor-

stcllungen von dem Wesen der Gottheit klarer geworden, welches zum Porbilde
für unsere Thaten dienen soll. Die Gottergeschichte der alten Volker und Zeiten
lehrt das recht augenscheinlich. — Tic Homerischen Griechen z. B. mit ihren
zahlreichen kleinen republikanischen Königreichen hatten sich eine Götterwclt erdacht,
welche der Art und Weise, wie sie ihr Staatswesen eingerichtet, zum Vorbild
dienen tonnte. Eine Gütterrepublik bewohnte den ewig heitren Himmel, und
Zeus, der König der Götter, hatte zu seinen College« ungefähr dasselbe Ver-
hältnis;, wie Agamemnon zu den übrigen Fürsten der Griechen; und gleichwie
die Großen der Erde in beständigen Kämpfen gegeneinander, oder zu Fricdens-
zeiten mit heitren Spielen und Schmausen und mit Liebeshändeln ihre Tage und
Nächte ausfüllten, so sehen wir auch die Götter einander bekämpfen, oder mit
einander zechen und spielen. Negicrungssorgen drückten die Herrscher des Himmels
so wenig wie die der Erde. Von den beherrschten Völkern wird nur beiläufig
zur Unterhaltung gesprochen. Die Hauptsorge der Götter besteht darin, daß
die ewige Heiterkeit ihres Himmels nicht gestört werde, ganz so wie im hallenden
Lllllе der irdischen Könige, wo Vecherklang und CitherNang zu allen Stunden
ertönte und man die Erinnerung an vergangene Mühen und Leiden nur duldete,
um daran wie an einem ergreifenden Trauerspiel sich zu erfreuen und in der
Vcmnc der Thronen eine neue Quelle des Genusses zu suchen.

Wie anders steht diesen ewig heitren Gestalten der stets zürnende Gott
der Juden gegenüber. Er ist wesentlich moralisch und pädagogisch. Eifersüchtig
auf seine Macht, ist ihm nichts so sehr zuwider als die Anbetung anderer
Götter, die er nicht etwa leugnet, sondern nur falsche Götter nennt, und denen
die Herrschaft außerhalb des gelobten Landes allenfalls gestattet werden darf,
doch in Palästina sollen sie sich nicht blicken lassen. Fasten, Veten und Opfer
ohne Zahl müssen den Grimm dieses strengen Gottes versöhnen, aber trotz
^pfer und Gebet straft er die Missethaten der Väter an den Kindern bis in's
dritte Glied.

Auch der Gott der Christen, wie deutlich immer das Evangelium ihn als
liebenden Vater verkündigt, blieb dennoch im Bewußtsein der Völler lange
noch ein zürnender, rächender und strafender Richter, und durch Jahrhunderte
loderten die Scheiterhaufen, auf denen Irrgläubige als wohlgefällige Opfer
verbrannt wurden. Das Haupt der Christenheit ließ Münzen prägen zu Ehren
der Bartholomäusnacht, und die Gesammtbevölterung eines neuentdeckten Welt-
theils hat mit ihrem Blute das Verbrechen sühnen müssen, einem Glauben
nicht anzugehören, der ihnen nicht verkündet war.

Nach diesen Beispielen, die sich leicht vermehren ließen, kommt man
fast auf die Idee, daß man den Spruch, von dem wir ausgingen, umkehren
müßte: Nicht Gott schuf die Menschen nach seinem Ebenbilde, sondern die
Menschen schufen sich die Götter nach ihrem Ebenbilde; — und so ver-
hält es sich in der That. Die Vorstellungen von dem Wesen der Gottheit
wurden im Lauf der Geschichte immer mehr geläutert, je mehr das Bewußtsein
und die Erkenntniß der Menschen selbst sich läuterte, und jeder bedeutende Fort-

schritt des menschlichen Wissens bezeichnet zugleich einen Fortschritt in der
Vorstellung von dem Ueberirdischen, Es wird lein Irrthum sein, wenn man
behauptet, daß die Entdeckung des großen Gesetzes, dem aller Stoff und alle
Himmelskörper unterworfen sind, Veranlassung geworden ist, das Bild der
Gottheit, dem »vir gleichen sollen, wesentlich zu verklären und reiner zu gestalten.
Es ist zwar poetisch schon, wenn Schiller in die Klage ausbricht - „Knechtisch
folgt sie deni Gesetz der Schwere, die entgütterte Natur!" — Aber vom sitt-
lichen Standpunkte aus betrachtet, konnte wohl.keine erhabenere Ueberzeugung
dem Menschen werden, als daß das Universum nicht mehr ein willkürliches
Spiel mit Weltkugeln sei, oder gar ein luftiges Wettrennen der Himmels-
körper, die, von allerlei Göttern gelenkt, dem Oteanos zueilen, um die müden
Rosse zu tränken.

Der Augenblick war gekommen, wo man erkannte, daß die Gesammthcit
der Naturerscheinungen nicht einem willkürlich zufälligen Spiele, sondern festen
Gesetzen unterworfen sei. Mit Einem Worte: Die Welt hatte aufgehört
eine absolute Monarchie zu sein, und, bis dahin unterworfe» dem wandelbaren
augenblicklichen Entschlüsse eines bald eifrigen, bald gütigen Herrschers, war
sie jetzt zu einem Verfassungsstciate geworden, dessen Gesehe die Astronomen
berechnen tonnen und die alle unfehlbar gehalten worden sind und gehalten
werden vom Anbeginn bis an's Ende der Tage. Im Weltenraume herrscht
allein das Gesetz, und sogar die Cometen, die der Herr bis dahin drohend
wie eine Nuthe zum Himmelsfenster herausgesteckt hatte, um uns in unseren,
Klagehause hienieden mit der Strafe für unsere Sünden heimzusuchen, auch
sie sind gehorsame Diener geworden der großen Himmelsverfassung, gegen die
es keine Opposition giebt.

Und nicht blos die Sonne mit ihren Planeten, Monden und Cometen,
sondern auch die Sterne, die seit der Weltschöpfung unbeweglich an ihrer
Stelle zu stehen schienen, sie haben dem forschenden Auge des Menschen ein-
gestehen müssen, daß das gleiche Gesetz der Bewegung sie regiert und Orion
und Sirius, nicht minder als die Billionen schwach schimmernder Lichter,
deren Glanz in dem Bogen der Milchstraße und in den seltsamen Formen
der Nebelflecke zusammenstießt, sie alle bequemen sich den von Kepler und
Newton aufgefundenen Regeln. — So wird das Gesetz im Leben des Welten-
raumes uns klar. —

Aber auch das Leben unserer kleinen Erde wird mit der zunehmenden
Erkenntniß immer gesetzlicher. Diejenigen Naturkrafte, die der Mensch
vollständig begreift, hat er sich unterworfen. Noch ragt zwar das alte
Chaos auch in unser Leben hinein. Die feuerspeienden Berge, die heißen
Quellen, die Meteorsteine, die Inseln, die aus dem Meeresgrunde sich heben
und senken — sie entziehen sich unsrer Berechnung, und der Mensch kann ihnen
sein Joch nicht auflegen; aber schon hat man begonnen, dem Winde abzulauschen,
von wannen er kommt und wohin er saust, und vielleicht ist die Zeit nicht
mehr fern, wo die Wetterkunde zu einer festen Wissenschaft wird. Den Dampf,

die Wärme, die elektromagnetische Kraft haben wir uns dienstbar gemacht, wir
lassen auf den Flügeln derselben das flüchtige Menschenwort den Erdball um-
kreisen und führen lebendige Gespräche mit den Antipoden.
Alle diese Gesetze, die den Menschen, der sie erkennt, zum Herrn unsres
Planeten machen, sie alle müssen ewige Gesetze sein. Wer das leugnen wollte,
der mühte den unsinnigen Gedanken hegen, daß entweder Gott zu besserer
Einsicht gelangt, oder daß die Menschen für die ursprünglichen Gesetze zu gut
und zu klug geworden.
Wie nun aber nach dem bisher Gesagten das Leben des Weltalls und
das Leben unserer Erde diesen ewigen Gesetzen folgt, so werden auch die
Geschicke der Menschheit von ewigen Gesehen beherrscht, und die Geschichte
der Völker ist eine Geschichte der sich offenbarenden Vernunft-. und wenn wir
das Ziel derselben auch nicht mit Augen sehen, weil dessen Erreichung in
ungemessenen Feinen vor uns schwebt, so erkennen wir doch die Richtung,
welche diese Entwicklung nimmt und die dahin führen muß, ein Reich der
Vernunft auf Erden herrschend zu machen.
Allerdings ist nun die ewige Gesetzmäßigkeit, welche im Weltall herrscht,
nur die Eine Seite des göttlichen Vorbildes, dem die Menschen ähnlich werden
sollen, und eine höhere und würdigere Auffassung dieser Gottähnlichteit liegt
auf dem sittlichen und theologischen Gebiete. In diese Untersuchungen wollen
wir aber für jetzt nicht eingehen, sondern uns dieselben für eine spatere Erörterung
vorbehalten, diesmal aber uns nur mit der Betrachtung beschäftigen, wie die
Ertenntniß der Gesetzmäßigkeit, welche über die Welt der Erscheinungen und
über das Geisteileben der Menschen gleichmäßig herrscht, wesentlich und ent-
schieden auf die Art und Weise eingewirkt hat, in welcher sie sich selbst regieren
und regiert sein wollen.
Offenbar nämlich geht das Nestreben der Völker dahin, auch in dem Staats
leben und dessen Einrichtungen die unumschränkte Herrschaft des Gesetzes zur
Geltung zu bringen und alle Willtür auszuschließen, oder mit andern Worten:
Tie Staaten sind in dem Bestreben begriffen, Rechtsstaaten zu werden
und so die gesetzliche Regierung des Weltalls, wie sie dieselbe erkannt haben,
im Kleinen nachzubilden und wiederzuspiegeln. Die Fürsten vor Allen sollen
beweisen, daß sie von Gottes Gnaden regieren, indem sie sich bewußt werden,
daß sie dem nach ewigen Gesetzen regierenden Gotte ähnlich werden müssen
und nicht dem Zeus, der seine Blitze gegen nützliche Staatsbürger und Erfinder,
wie der Prometheus, oder gegen die Störer seiner Liebschaften schleudert, —
auch nicht Abbilder des Iehova sollen sie sein und die Sünden mißliebiger
Väter an Kindern und Kindestindern strafen, sondern sie sollen dem ewig gleichen,
das geordnete Weltall in erhabener Ruhe umfassenden Gotte ähnlich werden,
der seine Sonne scheinen und seinen Regen strömen läßt über Gute und Böse
und vor dem kein Ansehen der Person gilt, sondern nur das Ansehen, welches
der moralische und sittliche Werth verleiht.
Wenn wir das Streben nach dem Nechtsstaate als das Ziel der mensch-

lichen Thätigteit hinstellten, so sollte man auf den ersten Blick glauben, es tonne und dürfe gar leine anderen Staaten geben als Rechtsstaaten, und dennoch scheinen von jeher gar viele Staaten sich ganz andere Ziele gesteckt zu haben, als Rechtsstaaten zu sein. Da gab es und giebt es Handelsstaaten, Priester-staaten , Raubstaaten, Militärstaaten u. s. w., und wenn man die Raubstaate» ausnimmt, so haben die übrigen eine nicht abzuleugnende Berechtigung in dem Sinne, daß gewisse besondere Anlagen eines Volkes, oder gewisse durch Lage und Begrenzung gegebene äußere Verhältnisse Anlaß »Verden, daß von den vielen Zielen und Zwecken, die ein Staat zu verfolgen hat, das eine oder das andere besonders vorherrschend wird.

Ein abgeschlossenes Inselreich, z. B. wie Großbritannien, auf dessen Gebiete es keinen Punkt giebt, der weiter ^als 15 Meilen von der Seelüfte entfernt wäre, ist ganz von selbst auf den Handels- und Seeverkehr hingewiesen, und Alles, was hiemit zusammenhängt, wird vorzügliche Pflege und Berücksichtigung finden. Trutz dessen sehen wir, daß der Handels- und Seestaat!Englanl> deshalb keineswegs etwa die Künste und Wissenschaften vernachläfsigt, wir sehen, daß die Engländer eine Litteratur besitzen, mit der an Ausdehnung und Vor-trefslichteit außer den alten Griechen kein Volk sich messen kann. Der englische Ackerbau steht auf unerreichbarer Höhe der Ausbildung, noch hoher wo möglich ihr Fabritwesen. Die grüßten Redner und Staatsmänner haben sich dort von jeher hervorgethan, die Städte und Gemeinden des Landes verwalten ihre Angelegenheiten in beneidenswerther Freiheit, und Volk und Regierung bewegen sich trotz aller Opposition in aufrichtiger, gegenseitiger Anerkennung und Ein-tracht. — Da mag immerhin England ein Handels- und Seestaat genannt werden; das allgemein Menschliche kommt dabei in keiner Weise zu kurz! — Ebenso verhält es sich mit den anderen, eigenthümliche Richtungen ver-folgenden Staaten, sofern sie nicht einseitig ihre besonderen Zweck verfolgen, sondern dabei auch den anderen Forderungen der Bürger Gerechtigkeit gewähren.

Aber mögen die Staaten auch noch so verschiedene Ziele anstreben und sich in noch so verschiedenen Formen bewegen und bewegt haben, — die Geschichte lehrt uns, daß sie alle mehr oder weniger dahin strebten. Rechts-staaten zu »verden, d. h. dem Gesetze und dem Recht überall die Herrschaft einzuräumen. In Rum und Griechenland war dies Stieben ein vollkommen bewußtes. In der Neuzeit hat England durch seine historisch allmülig ent-standene Verfassung zuerst den Weg gezeigt, auf welchem ein solches Ziel zu erreichen sei. Seitdem ist die in der französischen Revolution von 1789 ent-worsene Constitution mustergiltig für alle anderen Völker geworden, und sämmtliche europäische Staaten, mit Ausnahme Rußlands und der Türkei, haben Verfassungen angenommen, welche in den wesentlichen Punkten mit dieser Eonstitution übereinstimmen, und dadurch den Entschluß zu erkennen gegeben, daß überall Recht und Gesetz und nicht die Willkür Einzelner oder Mehrerer heischen soll.

Vollkommen erreicht ist dieses Ziel allerdings noch nirgends und wie.
wir auf unserem Planeten das Chaos noch in Gestalt der Vulkane und Erd-
beben in die geordnete Gestalt der Erdoberfläche hineinragen sehen, so hat
auch in den bestgeordneten Staaten die Willkür noch nicht vollständig ihre
Macht verloren, sondern es geschieht unter den verschiedensten Formen und
Porwänden noch gar Manches, was dem Begriff von Recht und Gesetzlichkeit
nicht entspricht. Aber vollkommen ist ja in menschlichen Dingen überhaupt
nichts, sondern das Streben 'nach Vollkommenheit bleibt das Höchste, dessen
wir uns rühmen dürfen, und in diesem Streben sind auch die Staaten
bemüht, das Gebiet dessen, was nicht Gesetz und Recht ist, fortwährend ein-
zudämmen und zu beschränken, und in immer weiteren Kreisen bricht sich die
Erkenntniß Bahn, daß jede Herrschaft, welche nicht Herrschaft des Gesetzes ist
oder Herrschaft einer Macht, die sich allein aus dem Gesetze herleitet, des
freien Menschen nicht würdig ist. — Die Romer und Griechen, in ihren
gorreichen Zeiten, waren von dieser Erkenntniß durchdrungen. Brutus opferte
die eigenen Söhne dem Gefetze, und auf das Grab der Dreihundert bei
Thermopylä wurden die Worte geschrieben:

Wandrer kommst Du nach Sparta, verkündige dorten, Tu habest
Uns hier liegen gesehen, wie das Gesch es befahl!" —

Aber nicht bloß das Weltall und die Staaten und Gemeinden werden
vom Gesetz regiert, sondern in gleichem Maße jeder einzelne Mensch. Dasselbe
Gesetz des Herrn, welches die Himmelskörper regiert, heftet unsere Sohlen an
den Boden, und das Blut in unfern Adern kreist nach ewigen statischen Ge-
setzen, und die Gestirne regeln den Lauf unseres Lebens, das Licht der Sonne
weckt uns zum Leben, ihr Untergang winkt uns zur Ruhe. Ter Wechsel der
Jahreszeiten lehrte uns mit schützender Kleidung und Wohnung uns zu
umgeben, und nur wo die ewige Kälte in gleicher Einförmigkeit auf der Erde
lagert, wohnen die Völker seit Jahrtausenden in der ursprünglichen Wildheit
und Unbildung-, denn auch das Geistesleben der Menschen wird durch gleiche
ewige Gesetze geregelt.

Ter Trieb nach Wohlbefinden, welcher alles Beseelte durchdringt, und
sogar die Mücke im Sonnenschein spielen, den Fisch im Wasser plätschern
und den Vogel in der Luft seine Schwingen entfalten läßt, den Schmetter-
ling von Blüthe zu Blüthe lockt; der gleiche Trieb wohnt auch dem Menschen
inne, aber ihn leitet nicht ein unwiderstehlicher Instinct, sondern er muß durch
Gedankenarbeit den Weg zu seinem Glücke suchen und finden, und erst sehr
allmälig gelangte die Menschheit zu der Ueberzeugung, daß wahre Nefriedi-
aung nur zu finden sei im Dienste für das allgemeine Wohl, oder, wie die
Gebote der Religion es ausdrücken, in Betätigung der Nächstenliebe.

Dies Gebot fordert uns auf zu unablässigem Schaffen und Wirken, um
uns selbst, und Alles um uns her zu vervollkommnen, und in diesem Schaffen
innerhalb des Kreises unserer beschränkten Kräfte sollen wir Gott ähnlich werden
und beweisen, daß wir nach seinem Ebenbilde geschaffen sind. Jeder von uns

s oll das Werkzeug werden für das Wohl der Anderen, und jeder Andere für unfer eigenes.

Dieser Zusammenhang der Menschen ist ein so inniger und innerlicher, wie der Zusammenhang unter den Gliedern eines Leibes. Wenn der Finger chmerzt, so fühlt der ganze Mensch sich unbehaglich, und dem entsprechend kann das Glück des großen Organismus der Menschheit nur gedacht werden als eine Folge des größtmöglichen Glückes der einzelnen Menschen. Nie Wechselwirkung derselben auf einander läßt sich recht augenscheinlich da beob-achten, wo ein neues Glied zu dem Ganzen hinzugefügt wird und alsbald organisch in alles Andere eingreift. So hatten seit ungemessenen Jahrtausenden der alte und der neue Continent, hatten Europa und Asien diesseits und Amerika jenseits des großen Oceans neben einander bestanden, ohne Eines von dem Anderen Kunde zu erhalten und gegenseitig auf ihre Geschicke ein-zuwirken. Kaum aber hatte Columbus das erste Fahrzeug an den neu ent-deckten Strand geführt, so war auch wie durch einen elektrischen Strom die Wechselwirkung zwischen zwei Menschenwelten hergestellt und das Wohl und Wehe von Millionen, die vorher von einander nichts gewußt, war sofort durch tausend Beziehungen auf's Engste verknüpt.

Uralte Völker, ganze Menschenracen mit ihrer eigentümlichen Eultur und Gesittung wurden von der Erde vertilgt; dafür aber strömten bisher unbekannte Genüsse und Lebensbedingungen herüber und hinüber. Leiden und Freuden mußten die fernwohnendeu Menschen mit einander theilen, und wie wir von jenseits eins unserer Hauptnahrungsmittel empfingen, welches den uralten Getreidearten fast den Rang streitig macht, so erhielten wir auch neue Krankheiten und Plagen mit in den Kauf. Dafür haben die Bewohner des neu-entdeckten Nelttheils von uns Sitten und Religion empfangen. Zwar wurden ihnen diese Gaben auf grausame blutige Weise dargebracht, aber grausamer und blutiger war doch der mexikanische Gutzencultus mit den Menschenopfern ohne Zahl, und unser Mitleid bei dem Untergänge einer in vieler Beziehung sanften und edlen Nace wird sehr herabgestimmt, wenn wir uns daran erinnern, daß auf der Tafel des Kaisers Montezuma täglich Schüsseln voll gebratenen Kinderfleisches aufgetragen wurden.

Der Vau des Vernunftreichs mußte hier auf blutigem Boden mit blutiger Waffe sich vollziehen, dafür bewegt aber jetzt, nach kaum drei Jahr-hunderten, derselbe Pulsschlag des Lebens und des Verkehrs in so hohem Maße das Leben der beiden Erdhalbtugeln, daß der Bürgerkrieg, der vor nicht gar langer Zeit in Amerika wüthete, von jedem europäischen Arbeiter mit empfunden wurde, der die Stoffe zu seiner Bekleidung, und das Garn aus dem er sie verfertigte, nun theuer bezahlen mußte.

Dies ein Beispiel von dem großen organischen Zusammenhange, der nach festem Gesetze alle Erdbewohner verbindet, so daß die Menschheit ein großes Ganzes bildet, welches einem großen Ziele entgegenzuarbeiten und eine große Aufgabe, die Errichtung des Vernunftreiches auf Erden, zu erfüllen hat.

Daß der Einzelne sich des Gesetzes, dem er auf diese Art unterthan ist,
nur in den seltensten Fällen bewußt wird und meist seinem freien Ermessen
imd dem, was er Zufall nennt, zu folgen glaubt, ändert an der Sache nichts.
Leben doch sogar viele Thiergattungen in einer Gemeinschaft, welche durch ein
ihnen unbekanntes und ihnen vollständig unbegreifliches Gesetz geregelt wird.
Die Bienen mit ihrer Königin, diese kleinen unübertrefflich geschickten Zucker- und
Wachsfabrilanten, die nie ruhenden, unermüdlich arbeitenden Ameisen, die Biber,
die reinlichen Wasserbaumeister, — sie Alle leben unter einer gesetzlichen unver-
brüchlichen Ordnung und Verfassung, die sich von den Staatsverfassungen der
Menschen hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß sie von der Natur für alle
Zeiten unabänderlich gegeben ist, während die Menschen sich ihre Gesetze nach
freier Vernunft selbst vorschreiben. Uebrigens ist der Spielraum, welcher der
menschlichen Willkür bei dieser Arbeit gelassen ist, kein allzu weiter, und trotz
der großen Verschiedenheit der Staatsverfassungen zieht sich mehr als ein
gemeinsames Band sittlicher und politischer Nothwendigteit durch alle hindurch.
Zwar sehen wir die Menschen sich einrichten in Republiken und Monarchien,
nach demokratischer, aristokratischer und oligarchischer Art; sie leben unter
despotischen und weniger despotischen, unter unbeschränkten und sehr beschränkten
Herrschern, — aber diese Unterschiede sind mehr im Großen und Ganzen
als im Einzelnen und Besonder« des fortwährenden Verkehrs und des täglichen
Lebens bemerkbar. Wie könnte sonst Römisches Recht noch heute gelten, ja
wie tonnten die zehn Gebote, die Moses vor Jahrtausenden aus den Wolken
empfing, noch heute über den Altären unserer Kirchen auf den Gesetztafeln
verzeichnet stehen! Aas Strafrecht und die Strafgesetze insbesondere finden
wir bei den verschiedensten Volten« und zu den verschiedensten Zeiten in
wunderbarer Uebereinstimmung. Die verpönten Vergehen und Verbrechen sind
fast überall dieselben, und nur in der Art, wie sie bestraft werden, machen
die Sitten des Landes und der Zeit einen Unterschied, aber auch der ist nicht
allzu bedeutend; denn wenn man z. B. vor Alters die kleinen Diebe aufhängte
und die großen laufen ließ, so hängt man zwar jetzt die kleinen Diebe nicht
mehr auf, die großen aber läßt man noch immer laufen.
Gehen wir nunmehr nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu der Be-
trachtung der Rolle über, welche das Gesetz im Leben der einzelnen Menschen
spielt, und so Jeder von uns von demselben geleitet und regiert wird, so
kann es uns nicht verborgen bleiben, daß die Herrschaft des Gesetzes über uns
schon geraume Zeit vorher anfängt, ehe wir noch das Licht der Welt erblicken,
denn schon dem ungeborenen Kinde gewährt das Gesetz Eigenthums- und
Erbfolgerechte, ja es kann einen solchen erst zukünftigen Menschen zum mächtigen
König eines großen Reiches ernennen, wie das einmal in Ungarn in der That
geschehen ist. Eine Regierung wurde eingesetzt, um dem erwarteten Künigslinde
sein künftiges Erbe zu erhalten, und große Kriegsheere standen in Bereitschaft,
dasselbe zu beschützen. — Und nicht blos für Prinzen und Prinzessinnen trägt
das Gesetz so zarte Vorsorge, sondern es achtet darauf, daß auch jeden andere

künftige Lebensbürger ungestört und ungefährdet dem Tage entgegenreife, an
dem er geboren wird, und mit harten Strafen wird bedroht, wer ihn zn
tränken oder zu schädigen sich eidreiftet. Kaum aber ist das Kind nun endlich
erschienen, so umgeben die Gesetze es noch dichter von allen Seiten mit ihrem
Schutze. Der Staat verzeichnet die Stunde seiner Geburt in die amtlichen
Register und zeigt das grüßte Interesse daran, zu wissen, welche Namen man
ihm beilegt, damit es ja nicht mit einem anderen heranwachsenden Staats-
bürger verwechselt werde, und so genaue Controle führt das Gesetz über jeden
Einzelnen von uns, nicht nur hier im Lande, sondern auf der ganzen bekannten
Erdoberfläche, daß jeder der tausend Millionen Erdbewohner ganz leicht aus
allen herausgefunden werden kann, so leicht, daß der Briefkasten an der nächsten
Straßenecke die Eorrespondenz mit ihm vermittelt, gleichviel ob er in Island
oder am Cav der guten Hoffnung wohnt.

Aber nicht blos das Gesetz als Abstraction nimmt Antheil an der Geburt
des Menschen, sondern, sobald ein Knäblein die Wand beschrieen hat, ist es
der oberste Kriegsherr selbst, welcher sofort in den Kalendern der Zukunft
den Tag verzeichnen läßt, wo der neue Weltbürger unter die Vaterlandsver-
theidiger sich zu stellen hat. Ist dies geschehen, so bleibt er eine Zeit lang
von dem Gesetze scheinbar unbeachtet, ausgenommen etwa, daß der Staat
ihm die Kuhpocken impfen und über diesen Act der Vorsicht Buch führen läßt. —
Kaum aber hat das Kind die Schwelle des siebenten Jahres überschritten, so
meldet das Gesetz sich von Neuem und verlangt zu wissen, wie man den
weidenden Menschen nun auch zu einem wirtlichen Menschen, d. h. zu einem
schreibenden, lesenden und rechnenden Wesen zu erziehen gedenke. — Ein Netz
von Lehranstalten ist zu dem Ende iiber das ganze Land gezogen, mit so engen
Maschen, daß die jungen Vöglcin nicht hindurchschlüpfen tonnen, sobald sie
flügge geworden.

Der junge Mensch ist nun ein Schiller, und das Gesetz unter der Form
des Cultusministeriums tritt an ihn heran und führt ihn: die Feder in der
Orthographiestunde.

Wie das Gesetz den Knaben bei dessen Eintritt in die Schule begrüßt,
so entläßt es ihn auch nicht früher aus derselben, als bis die rechte Zeit
gekommen und er in den Lehren seines Glaubens gehörig unterrichtet und
confirmirt ist. Dann giebt es ihn in Dienst oder in die Lehre und schließt
für ihn den Lehrvertrag mit dem Meister, dem es befiehlt, ihn drei oder vier
Jahre laug zu behalten und auszubilden, bis er sich selbst sein Brot zu erwerben
befähigt ist.

Fühlt aber der Knabe zu etwas Höherem sich berufen und will er dem
Lehrstande, dem Wehrstande oder gar dem Staatsdienste sich zuwenden, so
befleißigt sich das Gesetz, den Geist eines solchen Candidaten mit nothwendigen
und nützlichen Kenntnissen zu versehen, und sperrt ihn in einen durch Examen-
gitter verschlossenen Käfig, aus welchem er von Zeit zu Zeit den Finger
herausstrecken muß, wie in dem bekannten Märchen, um zu zeigen, ob die geistige

Nahrung gehörig angeschlagen hat. Ist er nun schließlich gewogen und nicht zu leicht befunden worden und wird er eingefügt in das Gerüst der Burcautratie, so laßt das Gesetz ihn Treue schwören dem Landesherrn und der Verfassung, und nun mag er zusehen, wie er seinen Eid halt, ohne sich zeitliches oder ewiges Verderben zuzuziehen.

Nun aber lassen wir den jungen Staatsdiener unter den Augen des Gesetzes allein weiter gehen, wozu er jedenfalls vollständig befähigt ist: denn wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand, und so hoffen wir, das; er zu rechter Zeit avancirt, Geheimerrath wird, einen Orden bekommt, und nachdem er sein Jubiläum gefeiert hat. mit Pension in den Ruhestand versetzt wird.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die andern gewöhnlichen Menschen-linder und beobachten, was das Gesetz weiter mit ihnen vornimmt!

T>a fällt es denn auf, daß das Gesetz sich mit besonderer Sorgfalt, ja man tonnte fast sagen, neugieriger Weise in Dinge mischt, die es eigentlich gar nichts anzugehen scheinen. Ich meine in Liebessachen-. denn wenn irgend etwas frei und den Geboten des Gesetzes enthoben sein sollte, so ist es doch gewiß die Liebe.

Aus den Fittichen eines Blickes aus unschuldigem Auge fliegt sie in unser Herz und wandelt den harmlosen Jüngling in einen träumerischen Schwärmer oder in einen feurigen Helden um: und in des unbewußten Mädchens Busen wird plötzlich ein Feuer entzündet, welches oft erst mit dein Leben erlischt.

Das Wie und Warum hat noch kein Mensch ergründet, und die Kunst aller Rechner und Berechner wird hier zu Schanden.

Man sollte glauben, daß diese überirdischen ätherischen Vorgänge sich nicht unter die starren Regeln des abstracten Gesetzes beugen lassen: und dennoch! Kaum ist der Bund der Herzen durch ein Gelübde ewiger Treue besiegelt, und auf den ersten Rausch ist die Sehnsucht gefolgt, den Tag zu wissen, der die auf immer Verbundenen Eines in Besitz des Andern setzen soll, so steht der Befehl des Gesetzes schon zwischen ihnen, Sie müssen auf dem Standesamte erscheinen, Papiere und Tocumcnte beschaffen, den Eonsens der Eltern und Vormünder, das Taufzeugniß, den Erlllubnißschein des Präsidenten oder Regimentscommandeurs, den Con-nrinlltionsschcin, und Gott weiß was sonst noch, vorzeigen, denn das Alles will der Beamte sehen nnd prüfen, bevor er die gewünschte Eintragung in die Listen vollzieht. Ja das Gesetz ist oft so grausam, 36,000 Mark baar, oder doch etwas, was dem gleich kommt, zu verlangen, ehe es auf die Beschwörungen der Liebenden lauscht.

Ist endlich dem Allen genügt, so muß in einer wiederum durch das Gesetz vorgeschriebenen Form das Ja, welches die jungen Leute einander tausend und tausend Mal unter Thronen und Schwüren wiederholt haben, noch einmal ausgesprochen werden, und nun endlich giebt sich das Gesetz zur Ruhe nnd läßt das Paar seine Flitterwochen und Honigmonate genießen, bis ein neuer kleiner Weltbürger sich einfindet, der dann ebenso, wie seine Eltern vor ihm, vom Tage der Gebnrt an dem Gesetze verfallen ist.

200 vas Gesetz im lebe». —
Noch weit ungalanter aber als das weltliche, ist das geistliche Gesetz.
Denn wenn die Liebenden zufällig nicht gleicher Eonfession sind, so ist der
Priester su wenig delicat, daß er schon im Voraus sich bei dem jungen Mädchen
»ach der Erziehung der künftigen Kinder erkundigt und sich nicht eher beruhigt,
als bis seinen Anforderungen Genüge geleistet ist.
Wenn wir nun endlich den Lauf unseres Lebens ohne alle Abweichungen
nach links und rechts ruhig fortsetzen, unsere Steuern pünktlich zahlen und
auch sonst nirgends Anstoß geben, so haben wir fortan Nuhe vor der Ein-
mischung des Gesetzes und können ein hohes Alter erreichen, ohne weiter
behelligt zu werden. Schließen wir aber zuletzt das müde Auge, so stellt sich
sofort das Gesetz »nieder an unsere Bahre und übt bei unserem Heimgang
aus der Welt dieselbe scharfe Controle, die es bei unserer Geburt in An-
wendung brachte.
Auf alle diese verschiedenen Arten macht sich das Gesetz im Leben geltend,
selbst für den, auf dessen Leichenstein die bekannte Inschrift paßt: Er lebte,
nahm ein Weib und starb. Sobald wir aber nur im Geringsten die geebnete
Fahrstraße der Alltäglichkeit verlassen, su kommen wir in noch ganz anderer
Weise mit dem Gesetz in Berührung. —
Was ein Proceß bedeutet, das weiß nur der, der einen gehabt hat; und
wer noch keinen gehabt hat; der bleibe ja in seiner süßen Unwissenheit; und
so lange wir nur mit dem Eivilrichter zu thun haben, geht die Sache noch an.
Vor dem Criminalrichter aber bewahre uns der gütige Himmel, selbst wenn
»vir unschuldig sind, denn einem Angeklagten gegenüber ist leider bei uns
das Gesetz nicht ganz ehrlich, sondern nimmt gegen ihn Partei. Es
behauptet zwar, daß vor ihm Jeder so lange für rechtschaffen gelte, bis ihm
etwas Böses nachgewiesen lvurden. In Wirklichkeit stellt sich jedoch die Sache
so, daß der Richter allen Scharfsinn aufbietet, um Beweise für die Schuld
des Inculpaten aufzufinden oder denselben zum Geständnis; zu bringen.
Mögen auf diesem Gebiete auch bei uns bald die Grundsätze herrschend
»Verden, die in England gelten, wo der Richter jeden Angeklagten mit den
eindringlichsten Worten ermahnt, nichts zu gestehen, weil Niemand verpflichtet
sei, etwas zu seinem Schaden auszusagen, dem Ankläger vielmehr ganz allein
die Pflicht obliege, seine Anklage zu beweisen. —
Doch genug hiervon! —
Wir haben nun hinreichend gesehen, »vie das Gesetz eine Macht ist, die
uns »nie unser Schatten durch's Leben begleitet,, und da »vir von dem Satze
ausgingen, das Gesetzlichkeit das Höchste ist, dem wir bei der Einrichtung unserer
staatlichen und bürgerlichen Zustände nachzustreben haben, so dürfen wir diese
Allgegenwart des Gesetzes in keiner Art bedauern oder beklagen, sondern
müssen wünschen, daß über uns zu allen Zeiten und an allen Orten kein
anderer Herrscher gebiete, als das Gesetz. Denn allein Gott und dem Gesetze
zu gehorchen, ist die Lebensbedingung, welche einzig des Menschen würdig ist.

Hir Isaac Newton.

vc>»

Moritz <lmtor.

— Heidelberg. —

II,

liir haben anderer Streitigkeiten zwischen Newton und Hoote gedacht. Dieselben beziehen sich auf das zweite Gebiet von Forschungen, auf welchem Newton sich unsterbliche Verdienste erworben hat, auf das astronomisch-mechanische. Die alte Annahme, daß den Mittelpunkt der Welt bilde, um welche Sonne, Mond, Planeten und Firsteruhimmel in eigenthümlich verschlungenen Bahnen sich bewegen, war seit dem Werke des Nikolaus Kuvpernigk aus der Mitte des 16. Jahrhunderts nur noch für autoritätsbediirftige Geister vorhanden, denen der Widerspruch gegen mißverstandene, weil buchstäblich aufgefaßte Bibelstelleu höher staub oder gefährlicher däuchtc als die Unerllärbarkeit der sinnlichen Wahrnehmungen durch mathematische Schlüsse. Kepler, ein eifriger Koppernitaner, bereicherte die Astronomie durch rechnende Vergleichuiig von gemachten Beobachtungen um seine drei berühmten Gesetze. Das erste Kepler'sche Gesetz behauptet, daß die Planeten nicht eine Kreisbahn, wie Koppeinigt gemeint hatte, sondern eine Ellipse beschreiben, in deren einem Brennpunkte die Sonne sich befindet. Eine Linie, welche von der Sonne als Punkt gedacht nach dem gleichfalls als Punkt gedachten Planeten führt, heißt Leitstrahl. Zwei Punkten der Planetenbahn, von deren erstem der Planet in einer gewissen Zeit nach dem zweiten gelangt, gehören zwei Leitstrahlen zu, und diese bilden mit dem zwischen ihnen befindlichen Stücke der Planetenbahn ein aus zwei graben und einer krummen Linie bestehendes Dreieck, einen Ellipsenausschnitt oder Scctor. Das zweite Kepler'sche Gesetz behauptet, daß gleichen Zeiten der Bewegung eines Planeten nicht etwa gleiche Langen der durchlaufenen Bahn, sondern gleiche Flächen der gebildeten Sectoren entsprechen. Das dritte Kepler'sche Gesetz endlich vergleicht die Umlaufzciten verschiedener Planeten, welche verschiedene

mittlere Entfernungen von der Sonne besitzen, und behauptet die Quadrate
der Umlllufzeiten verhielten sich wie die Würfel der Entfernungen. Diese
Gesetze waren mit bewundernswerther Feinheit der Erfahrung abgelauscht,
aber ihr Grund blieb verborgen. Viele Gelehrte waren bemüht, den letzteren
zu finden. Robert Hoolc veröffentlichte 1674 ein kleines Schriftchen*), in
welchem er mit gewohntem Scharfsinn, mit eben so gewohntem mangelnden
Beweise folgende Satze aussprach: Alle Himmelskörper sind nicht bloß gegen
ihren eigenen Mittelpunkt schwer, sondern innerhalb ihres Wirkungskreises
auch gegeneinander. Alle Körper, welche eine einfache und gradlinige Bewegung besitzen, fahren so lange fort, sich in dieser graben Linie zu bewegen,
bis eine Kraft sie ablenkt, und dann beschreiben sie einen Kreis oder eine
Ellipse. Je näher die Himmelskörper einander kommen, desto starker ziehen
sie sich an. Nach welchem Gesetze die Kraft mit der Annäherung zunehme,
darüber habe er keine Untersuchungen angestellt, doch könne es sehr nützlich
werden, dies Gesetz zu entdecken.**) Edmund Hallcy, ein damals noch sehr
junger Astronom, der im Allgemeinen durch den Hnlley'schen Kometen am
Bekanntesten zu sein Pflegt, dessen Wiederkehr er berechnete, leitete um 1680
dieses Gesetz aus dem dritten Keplcr'schen Gesetze ab. Damit jenes stattfinde,
müssen die Fliehkräfte der einzelnen Planeten sich umgekehrt wie die Quadrate
ihrer Entfernungen Verhalten. Ein dritter Forscher, Christoph Wren, der
berühmte Erbauer der Paulstirche in London, hatte einen anderen Schritt vorWorts gethan. Er wollte die Bewegungen der Planeten aus einem Fallen
gegen die Sonne und einem seitlichen Stoße ableiten, ohne jedoch die Ergebnisse
dieser Annahme mathematisch bezwingen zu tonnen. Während diese drei
Männer, Jeder für sich, mit der damals schwierigsten Aufgabe der Himmelsmechanik beschäftigt waren. Jeder eine andere Seite derselben erörternd, hatte
Newton die ganze Aufgabe bereits bewältigt. Die Anfänge von Newton's
Untersuchungen reichen bis 1666 hinauf. In jenem Jahre hatte er die Cambridger
Studien unterbrechen müssen, weil eine Seuche die Veranlassung gab, alle
Zöglinge vorübergehend in ihre Heimath zu entlassen. Newton saß in dem
Garten zu Woulsthorpe, wo ein großer Apfelbaum seine fruchtbeladencn Zweige
ausbreitete. Ein Windstoß schüttelte den Baum, und ein Apfel fiel. Warum
fällt eigentlich der Apfel? fragte sich Newton, und mit dieser Frage hatte er
sich das Forschungsgebiet erschlossen, über welches er, wie wir früher schon
bemerkten, von jetzt an immer dachte. So erzählt wenigstens die Ortsüberlieferung,
unterstützt durch das Vorhandensein eines hölzernen Stuhles, welcher aus dem
Stamme des berühmten Apfelbaumes geschnitzt wurde, als der Baum selbst
vor Alter abstarb. Wann und in welcher Reihenfolge Newton die Sätze
aufstellte, welche feine Lehre von der allgemeinen, im umgekehrt quadratischen

') lloolis, H.U atwmpt tc, i'mve tlie inutiou nl tke «artk. I^nnä^ll 1671,

") PolMndorff, Geschichlc dlr Physik. Leipzig 1879. S. 586.

Verhältnisse der Entfernung wirkenden Anziehung bilden, ist nicht genau bekannt. So viel scheint sicher*), daß er nicht schon frühzeitig die wichtigsten Theilc dieser Untersuchung beendigte und deren Wirksamkeit an den Bewegungen des Mondes zu prüfen unternahm, wie man wohl behauptet hat. Erst 1673 dürfte er in dem damals neuen Buche von Huygens über das Pendel die Grundlehren einer wissenschaftlichen Mechanik, wenn auch nur in Gestalt unbewiesener Lehren, kennen gelernt haben. Noch ein Jahr später, 1674, zeigt sich Newton in einem an Collins gerichteten Briefe so wenig unterrichtet in den hierher gehörigen Dingen, daß er die parabolische Bahn einer abgeschossenen Kugel bezweifelt. Ende 1679 hat er, das steht fest, über die Bewegung eines von großer Höhe herabfallenden Gegenstandes nachgedacht, eine Aufgabe, welche Robert Hooke damals gestellt hatte, um an dieser durch die Umdrehung der Erde beeinflußten Bewegung, welche ebensowohl theoretisch erkannt, als empirisch geprüft werden tonnte, einen Beweis für jene Umdrehung zu gewinnen. Newton fand, daß bei sich drehender Erde der Körper in einer Spirale fallen müsse, Hoote fand als Bahn eine Ellipse, und Hooke hatte Recht. Von nun an blieb die Bewcgungsaufgabc für Newton eine brennende. Er bewies, daß ein Planet, auf welchen eine Kraft wirkt, die mit dem Quadrate der Entfernung von dem Sitze der Kraft abnimmt, in einer Ellipse sich bewegen müsse. Damals wird er wohl auch eine Proberechnung angestellt haben, um an dem Beispiele des Mondes seine Theorie zu prüfen. Aber die Größe der Erde, deren er zu dieser Rechnung bedurfte, war damals noch fehl mangelhaft bekannt, und der Einfluß dieser unrichtigen Zahl war so bedeutend, daß eine Umlaufsweise des Mondes herauskam, welche aller Erfahrung widersprach. Newton glaubte den Fehler seinen Theorien zuschreiben zu müssen und legte die so weit gediehene Arbeit wieder zurück. Inzwischen war aber 1679 durch den französischen Astronomen Picard, einem nicht genialen, aber sorgsamen und steißigen Beobachter, zwischen Amiens und Malvuisine im nördlichen Frankreich eine Gradmessung vorgenommen worden, welche die Größe der Erde in anderen Werthen gab, als man bisher annahm. Die Zahlen dieser Messung wurden Newton 1682 bekannt. Mit ihnen als Grundlage wiederholte er die Proberechnung, welche er schon einmal angestellt hatte. Gleich der Anfang zeigte ihm, daß, wenn der Raum, den ein fallender Körper auf der Erdoberfläche in der Zeiteinheit durchläuft, unter Berücksichtigung von Picard's Erddurchmesser zu der Entfernung des Mondes von der Erde in Beziehung gesetzt wurde, für den Mondumlauf ganz andere Zahlen herauskommen mußten, als seine früheren Rechnungen ergeben hatten, und daß der Sinn der zu erwartenden Aenderung der Art war, daß eine größere Uebereinstimmnng mit der Erfahrung zu gewärtigen stand. Die Aufregung übermannte Newton, er tonnte nicht weiter rechnen! Erst einige Zeit später gewann er die dazu nöthige Geistesruhc und Sicherheit, wieder und nun fand sich die genaue Bestätigung seiner

') ^<?5. kertranä. I^?8 5"n^I,teui'8 6ß 1'»8tl«ii0M!e moäeme smf?, 2!12—295.

Erwartung. Das Geheimnis; der wundersamen Bewegungen der Himmelskörper war enthüllt. Was er, was Andere vielleicht vor ihm nur geahnt hatten, es war bewiesene Thatsache.

Wir tonnen den letzten Satz, den wir hier ausgesprochen haben, nicht laut genug betonen. Er leitet uns mit voller Sicherheit iu dem Uitheile, welches wir über das unsterbliche Wert zu fällen haben, welches unter dem Titel der Mathematischen Principien der Naturlehre im Mai 168? die Presse verließ. Nicht blos der Beweis des Satzes, daß alle Körper sich direct wie ihre Massen und umgekehrt wie die Quadrate der Entfernungen anziehen, der weitere Beweis, daß hieraus die drei Kepler'schen Gesehe sich ableiten lassen, bilden den Werth des gewaltigen Buches. Eine Menge von Fragen tauchen dabei gewissermaßen nebensächlich auf und »Verden beantwortet, an> welche vor Newton Niemand dachte, welche seit der Zeit den regelmäßigen Stoff des Nachdenkens aller großen Mechaniker abgaben. Wir können unmöglich auf alle diefe Ninge eingehen, wir nennen nur einige der wichtigsten Ergebnisse. Newton hat gezeigt, daß und wie man die Bahn eines Kometen bestimmen könne, wenn nur drei Beobachtungen angestellt worden sind. Er hat das Problem der drei Körper in die Wissenschaft eingefühlt, d. h. die Aufgabe, die Bewegung dreier Welttörper zu untersuchen, von denen je zwei sich gegenseitig anziehen. Er hat die Gestalt der Erde theoretisch untersucht und ist gleich Hnygens zu der Ueberzeugung gekommen, daß dieselbe teine Kugel, sondern ein apfelartig an den beiden Polen abgeplatteter Körper fei; beide Forfcher haben selbständig und unabhängig von einander die Größe dieser Abplattung berechnet, aber während Huygens 2"^.5 als das Verhältniß des kleinsten Erddurchmessers zum größten fand, gelangte Newton zu dem Werthe '""/^n, welcher dem von Bcssel in unserem Jahrhundert mit allen Hilfsmitteln neuer Thatfachen und verbesserten Methoden errechneten 2U"/2<,>i entschieden näher kommt. Die abgeplattete Kugel ist natürlich nur als theoretische Gestalt der Erde anzusehen, durch einzelne örtliche Erhebungen und Vertiefungen nicht beeinträchtigt. So wenig aber ein, wenn auch bedeutender Berg gegenüber der ganzen Erdmasse in Betracht kommt, ein in der Nahe desselben aufgehängtes Pendel wird feine Einwirkung als anziehender Körper allerdings empfinden, und auch darauf hat Newton aufmertfam gemacht. Endlich wollen wir noch der Erscheinung von Ebbe und Fluth gedenlen, welche zwar Kcppler bereits als Wirkung der Anziehung des Mondes erkannte, für welche aber erst Newton die richtige Erklärungsweise einsah, welche auch für das Steigen des Meeres zur Fluthzeit an der vom Monde abgewandten Seite der Erde Rechenschaft gab, nicht etwa dadurch, daß dort der Mond die flüssigen Theile abstieße, sondern dadurch, daß er den ihm näheren festen Erdkern näher an sich heranzuziehen vermag.

So bewundernd wie wir, stand die Mitwelt Newton's Principien nicht in ihrer Allgemeinheit gegenüber. Schwierigkeiten bedrohten ihr Erscheinen, Zweifel begrüßten das der Öffentlichkeit übergebene Wert.

Wir haben gesehen, daß Hooke, Halley, Wren auf der Spur waren, das Anziehungsgesetz zu finden, daß Hooke es sogar unbewiesen ausgesprochen hat. Hoole nahm daher Anlaß, noch vor dem Drucke der Principien, als Newton erst die Hauptsätze der königlichen Societät mitgetheilt hatte, seine Rechte im Schooße eben dieser Gesellschaft zu wahren. Halley, der die Druckgebung zu überwachen hatte, theilte Newton Hoote's Ansprüche mit; derselbe erwarte, daß Newton in einer Vorrede, welche er vielleicht Veranlassung finden werde voranzuschicken, seiner gedenle. Damit wäre vielleicht die Sache in Ordnung gewesen, wenn nicht ein anderer Freund in einem Briefe den Verlauf so geschildert hätte, als habe Hooke behauptet, daß Newton Alles von ihm hätte, und als habe er dem entsprechend Gerechtigkeit verlangt. Newton, empfindlich gegen Angriffe, wie wir ihn kennen, mit Hoole schon in eine optische Fehde verwickelt, hielt sich an die letztere Darstellung und antwortete Halley mit der Gegenantlage, Hoole werde wohl umgekehrt an ihm sich eines geistigen Diebstahls schuldig gemacht haben. Er habe im Januar 1673 durch Vermittlung von Oldenburg einen Brief an Huygens geschickt, in welchem seine Ansichten dem Kerne nach enthalten gewesen seien; Oldenburg habe von solchen Briefen immer nur Abschriften befördert, die Originalien behalten; Oldenburgs Papiere seien aber in Hoole's Hände gekommen, dieser habe Newtons Handschrift gekannt, werde neugierig in jenen Brief hineingesehen und daraus den Gedanken entnommen haben, die Kräfte, die aus der kreisförmigen Bewegung der Planeten hervorgehen, zu vergleichen. Das war nach jeder Richtung hin ungerecht von Newton, und fogar Halley, sein Bewunderer in allen Dingen, konnte nicht umhin, zu erwidern, Hoole's Art, auf die Entdeckung Anspruch zu erheben, müsse ihm in schwärzeren Farben, als der Wirklichkeit entspräche, dargestellt worden sein. Newton gab nun von seiner Seite nach, und so entstand eine kleine Anmerkung im eisten Buche der Principien: „der Fall des Zusatzes 6 findet bei der Bewegung der Himmelskörper statt, wie Wren, Hooke und Halley urfprünglich gefunden haben*)". Diese Entwicklung scheint uns eine sehr lehrreiche für die Kenntniß von Newton's Charakter. Sie zeigt uns denselben, wie wir ihn vorher schilderten: auf's Aeußerste empfindlich gegen jeden Angriff, geneigt, mit felbst übertriebenen Beschuldigungen sich der Last der Abwehr zu entledigen; sie zeigt ihn uns aber auch verföhnlich, wenn von unbetheiligter Seite zur rechten Zeit das rechte Wort gesprochen wurde. Wir werden noch sehen, wie Hetzerei und politischer Haß die entgegengesetzte Wirkung auf ihn ausübten.

Auch von Zweifeln, welche sich erhoben, haben wir andeutungsweife gesprochen. Als die Principien erschienen, ging es ihnen, wie nicht leicht jemals einem Werke ähnlicher Art. Oft schon haben streng wissenschaftliche Bücher die Bewunderung des Fachmannes erlangt, während die große Menge von dem

') Sil Isaac Newton's Mathematische Principien der Naturlchrc, deutsch von I. PH. Wolscrs. Beilin 1872. S. 6N.

Vorhandensein jener Bücher kaum Kenntniß hatte. Hier haben wir das umgekehrte Beispiel, Die Engländer, zumeist die Laien, begeisterten sich förmlich für das Werk, welches sie nicht verstanden. Der Philosoph Locke z. B. überschlug beim Lesen sämmtliche Beweise, nahm die Sähe als vollgiltige, unbezweifelbare Wahrheit und ward so überzeugter Anhänger der Newton'schen Lehre. Aber zwei Männer gab es auf dem Festland«, welche durch ihren mathematischen Geist vorzugsweise befähigt und verpflichtet waren, die Principien zu studiren: Huygens und Leibnitz, und diefe Beiden verhielten sich ablehnend- Huygens konnte mit dem Gedanken allgemeiner gegenseitiger Anziehung sich so wenig befreunden, daß er ihn absurd nannte. Er begreife nicht, sagte er in einem Briefe an Leibnitz, der wohlverstanden geschrieben ist, nachdem Huygens die Principien gelesen hatte, er begreife nicht, wie Newton sich habe entschließen tonnen, so schwierige und umfassende Rechnungen auf Grundlage einer solchen widersinnigen Voraussetzung zu machen. Mit Leibnitz lag die Sache etwas anders. Dieser große Denker, dem man nicht leicht das Prädicat eines einzelnen Faches beilegen kann, weil er zu viele Fächer bearbeitete, ein Rechtsgelehrter, ein Geschichtsschreiber, ein Philosoph, ein Mathematiker, wie es nur wenige gegeben hat, war seit dem Herbste 1687 bis zum Sommer 1690 von Hannover, wo er Nibliotheksvorstand des Herzogs war, abwesend. Er machte eine Neise durch Italien, von Archiv zu Archiv, um Notizen zu sammeln, welche ans die alten Markgrafen von Este bezüglich waren, und deren er bei Abfassung einer Geschichte des Hauses Braunschweig bedurfte. Daß er auf dieser Reise ein Buch wie die Principien zu lesen keine Gelegenheit hatte, kann doch wohl nur Den in Verwunderung setzen, der von der ganzen Reise Nichts weiß. Nur durch einen, allerdings vortrefflich gemachten Auszug kannte Leibnitz das merkwürdige Werk. In Leipzig erschien seit 1682 eine wissenschaftliche Zeitschrift in lateinischer Sprache, die H^ta N-uckitoi-um. Die Herausgeber, Pfautz und Mencke, waren 1680 in England und Holland gewesen, um im persönlichen Veitehr Mitarbeiter zu werben. Vielleicht war dadurch Newton auf die Zeitschrift aufmerkfam geworden und hatte von seinen: Werke ein Exemplar an die Herausgeber geschickt, um eine Besprechung zu veranlassen. Eine solche kam denn auch Juni 1688 und zwar, wie eine Randnote in Dinte auf dem der Heidelberger Universitätsbibliothek angehörigcn Bande der Zeitschrift angiebt, aus der Feder von Pfautz, Pfautz war aber nicht der Mann dazu, eine derartige Anzeige zu verfertigen. Man kann nur an eine Sclbstcmzeige von Newton denken. Selbstanzeigcn, welche in den ^otil Nrnäitoiiiin keineswegs zu den Seltenheiten gehören, werden zwar sonst der Regel nach als solche ausdrücklich bezeichnet, aber es paßt ganz zu dem Bilde, welches wir uns von Newton entworfen haben, daß er ein derartiges Hervortreten meiden wollte, und Pfautz mag es nicht verweigert haben, als Verfasser eines vortrefflich geschriebenen Aufsatzes zu gelten.*) Auch Leibnitz

') Diese Ansicht haben wir schon in der Historischen Zeitschrift Vd, X S, 136—13? lx',inmdet.

war Mitarbeiter der .^ot«, und sie wurden ihm auf seiner Reise nachgeschickt.
Aus jenem Berichte vom Juni 1688 lernte er also die Principien kennen, und
gegen ihn war der Hauptsache nach ein Aufsah von Leibnitz über die Ursache
der Bewegungen der Himmelskörper gerichtet, der Wohl ziemlich rasch geschrieben
worden sein muß, da er schon im Februarhefte 1689 zum Abdrucke kam.
Leibnitz leitete in diesem Aufsatze ohne Annahme allgemeiner gegenseitiger
Anziehung aus allerlei kühnen Vermuthungen, welche wir der Vergessenheit,
der sie anheimgefallen sind, ruhig überlassen können, das Gesetz von den im
umgekehrten Quadrate der Entfernung wirkenden Newegungskräften ab und
bemerkt dazu: „Ich sehe, daß auch Newton diesen Satz kennt, wenigstens entnehme ich es einem Referate dieser Zeitschrift; allein wie er dazu gekommen,
kann ich nicht beurtheilen". Erst als Leibnitz wieder in Hannover war, also
seit dem Sommer 1690, studirte er die Principien selbst, und nun trat ein,
was bei einem so glänzenden Mathematiker, wie Leibnitz es war, eintreten
mußte: der Widerspruch gegen die Grundlage der Newton'schen Untersuchungen
trat zurück gegen die Bewunderung der Untersuchungen an sich; die Meinung,
welche Leibnih von Newton hegte, wuchs wieder zu der Höhe, auf welche sie
schon 1676 gelangte, zu einer Zeit, als nur Newton, der Entdecker so mancher
meilwürdigen mathematischen Wahrheit, ihm bekannt war.

Wir haben uns mit diesen Worten den Uebergang zur Darstellung der
Entdeckungen Newtons auf dem mathematischen Gebiet gebahnt, eine Darstellung,
für welche wir freilich, den Neigungen und Bedürfnissen unseres Leserkreises
entsprechend, auf fast mehr als lakonische Kürze uns hingewiesen fühlen. Wir
haben am Anfange unserer Würdigung von Newtons Arbeiten schon gesagt,
daß die reinmathematischen die ältesten seien, daß sie unzweifelhaft bis vor das
Jahr 1666 zurückgehen. Die frühste Niederschrift einer Abhandlung, welche
Newton auch für die Augen Anderer bestimmte, kam 1669 durch Narrow, dem
seine persönlichen Beziehungen das erste Anrecht darauf sicherten, Newtons
wissenschaftlicher Vertrauter zu sein, in die Hände von John Collins, dem
Schriftführer der königlichen Societät von Oldenburg. Andere Abhandlungen
folgten nach, blieben aber Jahrzehnte lang in dem Pulte des Verfassers verschlossen. Manche große Entdeckung ist Newton, dem Mathematiker, in selbständiger Weise gelungen, manche Erweiterung und Verbesserung hat er solchen
Capiteln verschafft, die schon früher von anderen Gelehrten bearbeitet worden
waren; man kann es auffallend finden, daß von den letzteren Verdiensten häufiger
als von den elfteren die Rede ist. Daß Newton schon vor 1669 seine Methode
erfand, Zahlengleichungen beliebig hohen Grades durch ein Näherungsverfahren
aufzulösen, daß in eben jener ältesten Abhandlung der Charakter unendlicher
Reihen zur Ausrechnung tauglich oder untauglich zu sein, unterschieden werde,
daß dort der binomische Lehrsatz für gebrochene, wie für ganze Exponenten sich
finde, ist kaum den Mathematikern von Fach bekannt. Auch was Newton in
einer Abhandlung spateren Datums für die Lehre von den Curven dritten
Grades geleistet, so bahnbrechend es war, wird es kaum je außer in Schriften,

Welche mit dem gleichen Gegenstande sich beschäftige», erwähnt. Dagegen Pflegen
die Biographen Newtons das Hauptgewicht auf die Erfindung der Fluxious-
rechnung, auf deren Vergleichung mit Leibnitzens Differential- und Integral-
rechnung, auf den leidigen Prioritcitsstreit, welcher zwischen den beiden Erfindern
sich entspann, zu legen. Wir werden aus mannigfachen Gründen dieser
Gewohnheit nicht folgen. Nicht sowohl, das; wir an und für sich die Furcht
hegten, den Sinn jener Wörter dem Laien nicht klar machen zu tonnen, nur
bedürften wir dazu mehr Naumaufwand als das Ebenmaß unserer Tarstellung
unter alle» Umstünden gestatten würde. Ferner halten wir in der That, was
beide Männer hier leisteten, nicht für so großartig, wie das nieiste Andere, was
man ihnen verdankt. Wir haben uns an einem andere» Orte*) einmal zur
bessere» Ei»sicht i» unsere Meinung des Bildes bedient, welches die Erfindung
der Eisenbahnen an die Hand giebt. Ter Tampf als bewegende Kraft war
bekannt, auch Wagenräder waren schon durch denselben in Drehung versetzt worden,
auch daß man i« Schienen einen schwerbeladenen Wagen mit geringerer Anstrengung,
als ohne dieselben fortzuschieben vermöge, war keineswegs neu, und doch übte die Er-
findung der eigentlichen auf einem Geleise fahrenden Locomotivc einen nicht hoch genug
zu schätzenden Einfluß auf den ganzen Reiseverkehr. Wird man deßhalb Den-
jenigen, der die erste Locomotivc baute, unter die ausnahmsweise gottbegnadeten
Denker zählen, deren das Jahrhundert nur Einen oder höchstens einige Wenige
erzeugt? Wird man nicht richtiger sage», es war eine längst vorbereitete
Erfindung, deren Vervollständigung keineswegs so ungewöhnliche Befähigung
erforderte, daß sie nicht sehr wohl an verschiedenen Orten verschiedenen Männern
gleichzeitig und unabhängig von einander gelingen tonnte? Genau ebenso
verhielt es sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts niit dem Eapitel
der Mathematik, welches man in allgemeinster Benennung als das der
Infinitesimalrechnung bezeichnet. Keppler in Duetschland, Cavalieri in
Italien, Fermat in Frankreich, Ncper in England, Huddc in den Niederlanden,
um nur einen Namen jeder Nationalität zu »enne», hatten die zur Geltung
kommenden Gedanken längst ausgesprochen. Es galt nur, sie zu verallgemeinern,
es galt namentlich eine Bezeichnungsweise zu erfinden, welche entsprechend
wäre und dadurch selbst fruchtbar sich erwiese. Dazu wäre» gewiß auch
Männer im Stande gewesen, welche Newton so wenig als Leibnitz vergleichbar
zu sein brauchten. Um so weniger kann man die Selbständigkeit gerade dieser
Männer anzweifeln. Jeder von Beiden ist von einem ganz verschiedenen
Ausgangspunkte an die Sache herangetreten; jeder von ihnen hat die Arbeiten
des Nebenbuhlers erst kennen gelernt, als er selbst schon weit genug vorgeschritten
war, um einen wissenschaftlichen Diebstahl an Dingen, die dem eigenen Besitzstände
so sehr gleichen, nicht begehen zu können, fondern höchstens Anregung zu kleinen
Verbesserungen zu finden. Der Zeit nach hat aber allerdings Newton früher
die Fluxionsrechnung besessen als Leibnitz die Differential- und Integral-

'» Hiswrischc ^-üschrif! X. N4.

rcchnung. Ter gegenseitigen Einwirkung nach hat Leibnitz aus Newtons Abhandlung von 1669, welche er keinesfalls vor November 1675 in Händen hotte — eine Zeitbestimmung, welche auf der Nnwendung des Integralzeichens in dem von Leibnitz angefertigten Auszuge aus jener Abhandlung beruht — Einiges gelernt, was nicht der Methode, fondern ihrer philosophischen Begründung zu gut kam. Ter Brauchbarkeit nach steht endlich Leibnihens Bezeichnungssyftem und dessen Anwendung so unzweifelhaft über Newtons Schreib- und Rechnungsweise, daß sogar die Engländer seit dem Anfange unseres Jahrhunderts die Letzteren für die Elfteren im Stich gelassen haben. Zu dieser Klärung des Urtheils ist es allerdings nur sehr allmählich gekommen*), nachdem durch Verhetzung und Zuträgereien etwa seit 1695 ein erbitterter Streit über das Erfinderrecht entbrannte und von beiden Seiten, namentlich aber von der Newtons in häßlicher Weise geführt wurde. Newton wußte nämlich, wie es seinem Wesen entsprach, bei diesem Streite fortwährend hinter den Coulissen zu bleiben. Er schob nur immer andere Persönlichkeiten auf die Bühne, denen er sich begnügte, die Rollen einzusagen. Insbesondere hat aus dem handschriftlichen Nachlasse Newton's nachgewiesen werden können, daß zwei der gehässigsten Actcnstücke, welche 1725, volle neun Jahre nach Leibnihens Tode, im Drucke erschienen und dem Verstorbenen den Vorwurf wissenschaftlichen Tiebstahls unverblümt machten, von Newton felbst aufgesetzt, von Anderen nur unterschrieben waren **). Wir wünschen nicht den ganzen schmutzigen Handel durchzusprechen. Wir wenden uns nur zu zwei Aeußerungen aus dem Jahre 1713, welche ein gewisses Licht auf die Verhältnisse werfen und uns zeigen, daß nicht bloß Verhetzungen, wie wir schon sagten, das Ihrige gethan haben, sondern daß hier noch ganz andere Dinge spielten, an welche man am wenigsten denken sollte.

Johann Bernoulli, ein warmer Anhänger von Leibnitz, schrieb diesem am 7. Juni 1713: „Sie theilen das Loos Ihres Fürsten, welchen unbillig denkende Engländer in gleicher Weise von der Thronfolge ausschließen möchten, wie Sie selbst von dem Besitze der Differentialrechnung?" Darauf antwortete Leibnitz am 19. August, es sei in der That so. Ein befreundeter Engländer habe ihm gefchrieben, in diefem Falle seien nicht etwa Mathematiker und Mitglieder der königlichen Sucietät gegen ein anderes Mitglied aufgetreten, sondern Tories gegen Whigs. Wir müssen hier auf Newtons Lebenslauf zurückgreifen, dessen Schilderung wir ohnedies kurz abgebrochen haben, da seine wissenschaftliche Thätigkeit uns die Pflicht auferlegte, bei ihr am längsten zu verweilen. Wir müssen sehen, ob Newton als Mann des öffentlichen Lebens in der That eine Parteistellung einnahm, welche Leibnitzens Wort begründet erscheinen läßt.

') Vera!, unseren Aufsah: „War Leibnitz ein Plagiator?" in der Historischen Zeitschrift X, 97—159.

") ^«Mmeroiiun epizwlieuin ere, i^imprims st puoli« Ml .1, 2, Not ot ?. I.slort. ?2ri5. 1856. i»ag. X.

m.

Das erste Erscheinen Newtons in einer politisch-religiösen Streitfrage
i st aus dem Frühjahr 168? bekannt, demselben Jahre, in dessen Sommer-
monaten die mathematischen Principien die Presse verließen. Vieles hatte in
England sich geändert, seit Jacob II. im Februar 1685 seinem Bruder Karl H.
auf dem Thron gefolgt war. Jacob II. bekannte sich zum Katholicismus,
wahrend der allen Stcmtsdienern auferlegte Eid die Katholiken ausschloß; das
war ein Widerspruch. Er stand als König von England verfassungsmäßig
an der Spitze der englischen Epistopalkirche, der er selbst gar nicht angehörte;
das war ein zweiter Widerspruch. Man war nicht blindlings in diese Lage
gerathen. Viele hatten von vornherein das Erbfolgerecht Jacobs eben um
dieser Gründe willen angefochten; die Mehrheit ging von der Ansicht aus.
es komme vor allen Dingen darauf an, die Sicherheit in der Thronfolge
wieder hergestellt zu sehen; das Zwischenspiel von der Enthauptung Karls I.
bis zur Wiederlehr seines Sohnes war noch in allzu blutiger Erinnerung.
Damit ist gesagt, wer die zahlreiche Partei König Jacobs II. bei seiner Thron-
besteigung bildete. Es waren die conservativcn Elemente, welche wir fortwährend
mit dem englischen Parteinamen der Tories bezeichnen wollen, conservatiu
ini Staate, conservativ zugleich in der Kirche; es waren daneben die offenen
und heimlichen Katholiken, welche auf ihren Glaubensgenossen Hoffnung setzten;
es waren endlich die Nonconformiften, so weit sie nicht republikanischen
Gesinnungen huldigten, d. h. diejenigen Protestanten, welche der bischöflichen
Kirche nicht angehörten und, gleich den Katholiken in ihren Rechten geschmälert,
von jeder Aenderung nur Gutes zu erwarten hatten. Allmählich aber verzehrte
sich diese Mehrheit. Nach englischem Rechte konnte der König von der Befolgung
einzelner Verordnungen Dispens ertheilen. Er übte dieses Dispensationsrecht zu
Gunsten katholischer Unterthanen, welchen er den Diensteid erließ, und das oberste
Gericht, dessen Persönlichkeiten einer zweckentsprechenden Aenderung unterworfen
worden waren, erkannte das Recht des Königs an. Von diesem Augenblick an
zögerte der König nicht mehr, weiter und weiter in seinen Dispenserthciluugcn
zugehen, von diesem Augenblicke an gingen aber auch die Tories mehr und mehr in die
Opposition über. Eine Dispenshandlung namentlich war von lärmendem Wider-
halle. Jacob H. befahl im Februar 1687 der Universität Cambridge, einen»
Benedictinermönche die Magisterwürde zu verleihen. Wahr ist es, daß die gleiche
Universität vorher dem maroccanischen Gesandtschaftsfecretare von freien Stücken
den Ehrentitel Magister bewilligt hatte, aber da war doch ein doppelter Unter-
schied. Es war der Gegensatz freiwilliger Entschließung gegenüber einer
Einmischung, die an sich den Universitätsprivilegien Abbruch that; es gewährte
aber auch der Ehrentitel leine weiteren Rechte, während jetzt ein Katholik
thatsächlicher Magister zu weiden verlangte. Gab man einmal nach, so konnte
auf der gegebenen Grundlage schließlich eine römisch-katholische Mehrheit in
der Universitätsbehörde selbst erzielt weiden. Das königliche Begehren

wurde abgewiesen. Jacob N. war schon verschiedentlich auf Unbotmäßigteit
bei hochgestellten Kirchendienern gestoßen und hatte zur Ahndung solcher
Vergehen eine sogenannte geistliche Commission eingesetzt. Vor diese wurde
der Vicetanzler der Universität Cambridge geladen und seines Amtes entseht.
Neun Abgeordnete waren erwählt worden, den Angeklagten, dessen Gesinnungen
sie theilten, vor der Commission zu verthcidigen. Unter ihnen befand sich
Newton; das Wort hat er nicht ergriffen. Ter Widerstand gegen Jacob
wuchs. Die Mehrheit des Parlamentes, die Bischöfe, ein großer, wenn auch
vermuthlich nicht der größte Theil des Volkes, erklärten sich gegen ihn; das
Heer selbst war nicht mehr zuverlässig. Jacob dachte daran, ein neues
gefügigeres Parlament wählen zu lassen, indem er allen seither vom Wahl-
recht und von der Wählbarkeit Ausgeschlossenen diese Rechte zuertheilte.
Damit war dem Fasse der Boden ausgeschlagen, Wilhelm von Oranien, der
Schwiegersohn des Königs, als Protestant wie als Gegner der franzosen-
freundlichen Politik der Stuarts gleich beliebt, wurde nach England berufen
und folgte dem Rufe im November 1688. Die Königin mit ihrem noch
zarten Knaben floh zu Anfang December nach Frankreich; wenige Tage
später folgte der König selbst. „Die Zeit drängt mich, ich kann nicht mehr",
waren die Schlußworte der Proclamation. mit der er von seinen Unterthanen
Abschied nahm. Wilhelm war nun in London eingezogen, aber in welcher
Eigenschaft, mit welchen gesetzlichen Befugnissen? Streng genommen mit
leiner, nicht einmal mit der, ein Parlament zu berufen, und England war
damals wie heute das Land des vorzugsweisen Buchstabenrechtes, auch in den
ungewöhnlichsten Staatsverhältnissen nach einer Regel suchend, und bestehe
sie nur in einem einmaligen Vorkommnisse, So erinnerte man sich jetzt,
daß der Begriff der Convention vorhanden war, d. h. einer ohne königliche
Einberufung zusammentretenden parlamentarischen Versammlung, Eine solche
hatte die Restauration Karl's II. eingeleitet, eine solche sollte jetzt dessen Bruder
«ndgiltig beseitigen, einen anderen Fürsten an dessen Stelle setzen. Die
Convention bildete sich zunächst aus de» Lords, welche erblich den Parlamenten
angehörten, und zu ihnen traten die Männer, welche zu Karls II. Zeiten als
Parlamentsmitglieder gewählt worden waren, zu ihnen einige neu ernannte
Vertreter von Körperschaften. Die Universität Cambridge schickte als einen
ihrer Abgeordneten Newton. Er gehörte der Convention ein ^volles Jahr
bis zu ihrer Auflösung im Februar 1690 an. Das Wort hat er auch hier
nie ergriffen. Ueber seine Abstimmungen wissen wir nichts, nur daß er bei
der Neuwahl am 21. Februar 1690 selbst für die Ernennung von Sir
Robert Sawyer wirkte, einen eingefleischten Tory und nahen Freund der Bischöfe,
welche in seinem Hause die Erklärung abgegeben hatten, daß dein Parlamente
das Recht nicht zustehe, der Geistlichkeit einen Eid vorzuschreiben, läßt an seiner
Partcistellung nicht zweifeln. Durch Conventionsbeschluß war bekanntlich
Nilhelm III. zum Könige von England ernannt worden, aber unter
Bedingungen, welche seine Macht auf ein Geringstes einschränkten und dafür

die des Parlamentes fester als je begründeten. Freilich war dazu ein Erfordernis; unentbehrlich, daß das Parlament unter sich einig sei und nicht bei fast gleich starken Parteien herüber und hinüber schwanke. Ein solches Schwanken trat Ende 1694 ein,' als die Königin Maria starb und Wilhelm die bisher Beiden gemeinsame Königswürde allein übernahm. Für die Tories war doch eigentlich Maria, die Tochter Jacobs II., die Entschuldigung gewesen, mit der sie ihrem Gewissen schmeichelten, dafür daß sie es über sich vermocht hatten, den rechtmäßigen König seines Thrones verlustig zu erklären. Marias Tod trieb sie in die Opposition. Sie setzten dieselbe an einem in der That wunden Punkte in's Wert, sie brachten die Münzfrage zur Sprache. Königin Elisabeth hatte eine Doppelwährung eingeführt, unter deren Geltung etwa für fünf und eine halbe Million Pfund Sterling Silbergeld geprägt wurde. Diefes Silber« geld war aber inzwischen zur Unkenntlichkeit abgefeilt und beschnitten worden. Das Gewicht einzelner Stücke betrug gerade noch die Hälfte dessen, was es betragen sollte. Der Gesammtverlust wurde auf 1,200,000 Pfund veranschlagt. Wer noch unbeschnittene Münzen besaß, hielt sie versteckt; die Guinec mußte, trotzdem das Silbergeld gesetzliches Zahlungsmittel war, mit 30 Schilling bezahlt weiden; die Bank von Amsterdam nahm überhaupt englisches Silbergeld nicht mehr an. Ter Zustand war ein unleidlicher geworden, und die Thronrede, mit welcher Ende 1695 das ncugewählte, in feiner Mehrheit whigistisch gefärbte Parlament eröffnet wurde, gab die Angelegenheit der Erwägung der beiden Häuser anHeim. Das Oberhaus in seiner Mehrheit forderte, es solle von einem in Gemeinschaft mit dem Unterhaufe zu bestimmenden Tage an keine beschnittene Münze mehr in Zahlung angenommen worden. Das hieß den Verlust auf die einzelnen Besitzer von Silbermünzen weisen, und in höherem Maße auf Diejenigen, welche nur Silber bcfaßen, als auf die, welche neben dem Silber Gold zur Verfügung hatten. Die Aufregung in London wuchs zu einem Grade, daß, als am 6. Decembcr das U nterhllus sich auf den folgenden Morgen vertagen wollte, ohne einen Beschluß gefaßt zu haben, ein Mitglied ausrief: „Wir laufen Gefahr, daß die Menge sich an uns vergreift, wenn wir auseinandergehen, ohne in diefer Sache eine Entscheidung gegeben zu haben*)". Man blieb zusammen und beschloß, was die königliche Thronrede als erwünscht angedeutet hatte, daß der Staat den Verlust tragen sollte, daß die öffentlichen Kasfen die befchnittenen Münzen gegen vollwichtige nach altem Schrot und Korn neu ausgeprägte Stücke umzutauschen hätten. Kanzler der Schatzkammer war seit 1694 Karl Montague, später Lord Halifax genannt. Er war ein Führer der Whigs, aber er war in Cambridge erzogen, wo er am 8. November 1679 in das Trinity-Collcge eintrat**), er kannte Newton, dessen Schüler er war, von dieser Zeit und

') Rank, Englische Geschichte VI, 315.

*') DälyZioii, (^oirszpouäenes ot 8ir l8»»e Ilswtou auä I'roteZzor (^otez. I^>u-äon 1k50. p»ß. XXVIII.

lam auf den glücklichen Gedanken, diesem die unter den gegebenen Verhältnissen keineswegs untergeordnete Stellung eines Aufsehers der Münze anzubieten. „Tiefes Amt", so schreibt Montague am 19. März 1696, „ist für Sie sehr geeignet; es ist das Hauptamt bei der Münze, trägt fünf- oder sechshundert Pfund jährlich ein und hat nicht zu viel Geschäfte, um mehr Zeit-Aufwand, als Sie erübrigen können, zu erfordern". Die letzten Worte müssen wir nicht eben buchstäblich nehmen; sie hatten wohl zumeist die Absicht, Newton zur Annahme zu bestimmen. Tatsächlich ist es, daß Newton von dieser Zeit an für die Wissenschaft nichts mehr geleistet hat, so daß wir um dieser willen die Anstellung beklagen müssen, so gut Newton persönlich sich dabei stand, insbesondere als er 1699 zum Münzmeister befördert wurde, ein Amt, welches 12 — 1500 Pfund jährlich eintrug. Montague stand übrigens, wie man behauptet hat, zu Newton in verwandtschaftlichem Verhältnisse. Er soll mit ilatharina Barton, Newtons Nichte, insgeheim vermählt gewesen sein. Sicher ist es, daß er 1715 bei seinem Tode eben dieser damals 35 Jahre alten schönen und muntern Tame den größten Theil seines Vermögens hinterließ. Sie zog alsdann mit ihrem Ontel zusammen, den sie erst wieder verließ, als sie John Couduit heirathete.

Als Newton 1696 in die Münzverwaltung eintrat, stand die Sache so, daß die Verwirrung statt abzunehmen nur gesteigert war. Das Verfälschen der Münzen durch Abfeilen dauerte fort. Die frisch geprägten Stücke verschwanden. Das festgesetzte Verhältniß zwischen Gold und Silber konnte nicht aufrecht erhalten werden. Eine Maßregel, in welcher wir vielleicht Newtons Eistlingsaibeit auf dem neuen Felde zu erkennen haben, half den Uebelstcinden ab. Man bestimmte im Spätherbste 1696, daß nunmehr das Gewicht der Münze für ihren Preis maßgebend sein sollte; wer aber alte beschnittene Stücke der Schatzkammer einliefere, solle 10«/y mehr dafür erhalten als im gewöhnlichen Verkehre. Jetzt floß das Silber niit kaum geahnter Geschwindigkeit nach der Sammelstelle, und jetzt erst tonnte das Geschäft der Umprägung mit so viel Nachdruck vorgenommen werden, daß der Verkehr befriedigt wurde. Kein Wunder, wenn zugleich gegen Münzfälfcher die härtesten Strafen verhängt wurden, und wir möchten, namentlich unter Berücksichtigung von Zeit und Ort, keinen Stein ans Newton dafür werfen, daß er, wie aus einem erhaltenen Briefe hervorgeht, noch 1726 die Anwendung der Todesstrafe gegen einen überwiesenen Münzfälscher verlangte.

Newtons Stellung an der Münze hielt ihn weder davon ab, mehrere Jahre weiter die Cambridger Professur dem Namen nach zu verwalten, noch, als er 1701 die Professur niederlegte, für jene Universität als Abgeordneter zu candidiren. Er gehörte dem Parlamente an, welches am 30. December 1701 zusammentrat, während dessen Sitzungsdauer Wilhelni III. am 8. März 1702 starb.

Seine Nachfolgerin war bekanntlich Königin Anna, die Schwester seiner ihm vorangegangenen Gattin Maria. Das Parlament von 1701 hatte für

die Thronfolge Sorge getragen, hatte weislich sogar schon an den kinderlosen
Tod von Königin Anna vorgebucht und für diesen Fall das Haus Hannover
als erbberechtigt anerkannt. Man weiß, daß Elisabeth, eine englische Prinzessin.
Friedrich von der Pfalz geheirathet hat, daß das Elifabethenthor in dem
Heidelberger Schloßgalten an diese Ehe erinnert. Das zwölfte und letzte
Kind derselben, Sophie, war seit 1658 die Gemahlin von Ernst August, dem
nachmaligen Kurfürsten von Lüneburg. Kräftige Söhne und Enkel ließen die
Erbfolge dieses Familicnzweiges gesicherter erscheinen, als es seit mehreren
Regierungen der Fall gewesen war, und diese Hoffnung leitete insbesondere die
Tories, die erwähnte Bestimmung zu treffen. Zunächst aber gewann grade diese
Partei an Königin Anna eine Fürstin, welche ihnen auf's beste gewogen war, und
welche als erste Regierungshandlung das Ministerium im toristischen Sinn zu
reinigen begann. Montague, Newtons Freund, war unter den Ausgeschiedenen.
Newton, dessen Gesinnungen sich nie verändert hatten, dessen Stellung aber
leine solche war, die ihn genöthigt hätte, als Parteimann aufzutreten, blieb
jetzt eine Zeit lang dem Parlamente fern, in welchem ohnedies feine Gesinnungs«
genossen überwogen. Am 30. November 1703 traf ihn die Wahl zum Vor-
sitzenden der königlichen Societät, eine Wahl, welche sich, so lange er noch lebte,
alljährlich wiederholte und ihm mancherlei neue Arbeit auferlegte. Im April 1705
wurde er von Königin Anna in den Ritterstand erhoben, und Sir Isaac Newton
ist von nun an sein Name. Einen Monat später unterlag er bei der Parlaments-
wllhl in Canibrigde, wiewohl er persönlich hingereist war, seine Candidatnr
aufzustellen. Es war eine Wahl von scharf ausgefprochenem Charakter*).
Königin Anna, haben wir gesehen, war den Tories geneigt; ihr Ministerium
bestand aus solchen, wenigstens galt Marlborough, der an der Spitze stand,
damals gleich den Uebrigen als Tory; im Unterhause hatten die Tories die
unbestrittene Mehrheit. So schien ein Zeiwürfniß unmöglich. Die kirchlichen
Ultras im Unterhause brachten dasselbe zu Stande. Die Fernhaltung aller
der bischöflichen Kirche nicht ungehörigen Persönlichkeiten von öffentlichen
Stellen beruhte noch immer auf dem Zwang, die Formen eben dieser Kirche
auszuführen, ein Zwang, der sich darin äußerte, daß der Anzustellende das Abend-
mahl nach anglikanischem Ritus zu nehmen hatte. Katholiken konnten sich
dazu allerdings niemals verstehen, aber die protestantischen Nonconformisten
konnten fehr wohl das kleine Opfer bringen, ihre Abcndmahlformen nach denen
der herrschenden Kirche umzumodeln, während sie sonst auf ihrem Sectenwefen
beharrten, und sie thaten es, so dem Wortlaute des Gesetzes gehorchend.
Gelegentliche Conformität nannten Solches die äußersten Tories und beschlossen
einen Sturmlauf dagegen: wer nicht ganz und gar der Kirche, d. h. eben der
bischöflichen Kirche, angehöre, sei von den öffentlichen Aemtern auszuschließen.
Der Erfolg diefes Gesetzes, wenn es durchging, mußte nicht bloß bei der
Besetzung jener Stellen selbst, er mußte auch für die Zusammensetzung des

") Vcrgl. Nälszicm. Lorroponäenoo c»l 8ir l8»»c Xe^tou unä I'roloszor Outs»,
M8. I>XXIV mit Nantc, Englische Geschichte Vll, 11—13 und 23.

Parlamentes den Ausschlag geben. Nur in Städten, wo »onconformistische Magistrate vorhanden waren, pflegten Whigs gewählt zu werden. Beseitigte man jene städtischen Verwaltungen, so konnte man hoffen, ein rein toristischcs Parlament zu erhalten. In diesem aber wären muthmaßlich die Weitgehendsten die Führer gewesen, und die Minister mußten befürchten, von rechtsstehenden Gesinnungsgenossen verdrängt zu werden. So hängen vielfach verkettet im Staatsleben die Dinge zusammen, und so kam es, daß, wiewohl jener Vorschlag in zwei aufeinanderfolgenden Jahren vom Unterhaufe angenommen wurde, er beide Male an dem von der Regierung unterstützten Widerstände des Oberhauses scheiterte. Marlborough wurde den Hochtories mehr und mehr verhaßt, sein Sturz war beschlossene Sache. Die Schlacht bei Höchstädt am 13. August 1704, in welcher Marlborough vereint mit Prinz Eugen die Franzosen auf's Haupt schlug, vernichtete auch die Pläne seiner politische» Gegner. Der siegreiche Held war der Liebling der Nation geworden, und der allgemeine Zug riß die gemäßigteren Tones neben den Whigs in sein Geleite. Unter diesen Verhältnissen vollzogen sich die Wahlen vom April 1705. Newton war der Candidat der äußersten Partei. Die Kirche fei in Gefahr, war das Stichwort derselben*), und die Verhandlungen, welche bei der nun folgenden Parlamentssession im Oderhause stattfanden, haben klar gestellt, daß bei der Cambridger Wahl ein Studentenauflauf stattfand, daß man Hundertstimmig schrie: Kein Fanatiker, nichts von gelegentlicher Eonformität! So unterlag damals Sir Isciac Newton. Die parlamentarischen Wellen gaben sich in England noch immer nicht zur Ruhe, und wenn die Bewegung nachlassen zu wollen schien, gaben äußere Ereignisse ihr einen neuen Anstoß. So würden wir, wenn es unsere Aufgabe wäre, die Regierung der Königin Anna genau zu fchildern, zwar nicht die Märchen zu erzählen haben, welche Seribe in seinem reizenden, nur keineswegs historischen Lustspiele „Ein Glas Wasser" dem gläubigen Zuschauer aufzubinden sich gestattet hat, aber dennoch von überraschend schnellem Wechsel zwischen Tory- und Whig-Ministerien berichten müssen. Die Whigs waren in der auswärtigen Politik die entschiedenen Feinde Frankreichs, die Tories wollten den Frieden wieder hergestellt wissen, sei es auch, ohne daß Ludwig XIV. von allen den Plänen abstehe, welche den spanischen Erbfolgetrieg hervorgerufen hatten. So mußten die Umschlage, welche im Kriege oder in den Friedensunterhandlungen stattfanden, in der englischen Staatsverwaltung sich bemerkbar macheu' so kam es auch, daß in einer Hauptfrage die Gesinnungen der beiden großen englischen Parteien plötzlich wechselten. Die Tories waren es, wie wir uns erinnern, welche unter Wilhelm III. die hannoverische Erbfolge durchgesetzt hatten; jetzt plötzlich klammerten die Whigs sich an die Hoffnung dieser Erbfolge*'). Hatte doch Ehurfürst Georg Ludwig von Hannover felbst an dem Kriege theilgenummen, als ihm dnrch Marlboroughs Vermittlung 1707 ein Commando am Rhein übertragen wurde; hatte er sich doch so laut und bestimmt gegen die Friedens-

') IKs lorv slLLtion LI-)' M18 „tt><? Otiurcl» in ännFN'". Tä!«8wu I. l^.

") Ranle, englische Geschichte VII, 44.

bedingungen, welche von den Tories als annehmbar erklärt waren, ausgesprochen, daß er nicht zurücktonnte, selbst wenn er es gewollt hätte. Und die Whigs bedurften eines Anhaltes für die Zukunft, während die Gegenwart ihnen entschlüpfte. Las Friedenbebürsiiiß des englischen Handels wie der Landbevölkerung hatte den Tories im Unterhause die Mehrheit wiedergegeben, ein Pairsschub von zwölf neuen Lords hatte auch im Oberhaus eine Mehrheit für den Frieden zu Stande gebracht, die Regierung war in den Händen von Tories, die Königin selbst athmetc erleichtert auf, nicht mehr gezwungen Rathgebern zu folgen, welche ihr zuwider waren. Bei Ludwig XIV. tonnten die Whigs sich bedanken, daß ihre Lage nicht noch gedrückter wurde. Der König von Frankreich, sich über die Sicherheit englischer Nachgiebigkeit vielleicht in übertriebenen Meinungen wiegend, zögerte mit der Schleifung von Dünlirchen, einer Friedensbedingung, über deren Unerläßlichteit es keine Verschiedenheit der politischen Ansichten gab. Unter dem Eindrucke dieser Zögerung gewannen die Whigs bei den Wahlen des Jahres 1713 wieder Boden, wenn sie auch noch in der Minderheit blieben. Man hat gesagt, die Toryregierung habe damals daran gedacht, das hannoverische Erbfolgerecht wieder aufzuheben und» auf den jüngeren Bruder der Königinnen Maria und Anna zurückzukommen, auf jenen Sohn Iacob's II., den feine Mutter, wie wir gesehen haben, mit sich nach Frankreich geflüchtet hatte, und der als Prätendent auf den Thron Englands schon den Namen Jacob III. führte. Ob die Negierung daran wirklich dachte, bleibe dahingestellt, genug, man hat es geglaubt und einen Gegenschachzug für nothwendig gehalten. Man forderte die wirkliche Einberufung des Churfürsten zum Parlament, in welchem ihm vormals von den Tories, so lange sie hannöverifch gesinnt waren, der Sitz als Herzog von Cambridge zuertheilt worden war, aber ohne daß ihm jemals die notwendige Aufforderung geworden wäre, an den Sitzungen teilzunehmen. Die Tories widerfehtcn sich jetzt dem whigiftischen Verlangen, und dieses ist der Zeitpunkt, in welchem jene beiden Briefe von Johann Bernoulli und Leibnitz geschrieben sind, welche uns zu dieser eingehenderen Schilderung von Newton's Parteileben an dem Leitfaden der englischen Staatsgcschichte den Anlaß boten.

Wir erkennen die Wahrheit der beiden erwähnten Aeußerungen in so fern, als hier wirtlich zwei ausgesprochene politifche Gegner einander gegenüber standen: Newton, der fanatische Tory, Leibnitz, der Verathcr des Throncandidaten der Whigs, welcher ihm sogar in einem erhaltenen Briefe die Warnung zurief, man organisire, oder vielmehr man desorganisire in England die Armee für die Zwecke des Prätendenten*). Freilich hatte der wissenschaftliche Streit als solcher mit Politik nichts zu thun, aber es war doch immerhin ein persönlich gefärbter Streit, und wer politisch erregte Zeiten selbst mit durchgelcbt hat, weiß, wie geneigt man auf beiden Seiten zu sein pflegt in dem Benehmen eines Gegners, der politischer und persönlicher Widersacher zugleich ist, Alles gehässiger aufzunehmen, als es vielleicht ursprünglich gemeint war.

') Ranlc, Lnglische Geschichte VII, Utt.

und so oftmals eine Neine Schramme zur unheilbaren Wunde gemacht hat.
Wir möchten uns beinahe darüber freuen, so einen Grund gefunden zu haben, welcher die Art, in der Newton und Leibnih, besonders Newton, in dem Verlauf des Piioritätsstrcitcs um die Erfindung der Differentialrechnung sich benahmen, wenn nicht entschuldigt, doch erklärt.

Wir können über das spätere Leben Newtons, wie über den Verlauf der englischen Geschichte rasch hinwegeilen. Im Sommer 1714 starb Königin Anna, und der Churfürst von Hannover folgte ihr als Georg I. auf dem Throne. Wie er die Tones zurückstieß, zogen manche derselben sich freiwillig zurück, verschmähend, unter einem Whigministcrium zu dienen. Newton verblieb in seiner Stellung an der Münze. Es kann wohl sein, daß das persönliche Verhältnis; zu Montague, dem jetzigen Minister, ihn hielt. Lebend in seinem Amte und in der königlichen Societät, sogar bei Hofe gern gesehen, wo die Prinzessin von Wales es liebte, seine Belehrungen entgegenzunehmen, verbrachte Newton ein sorgenloses Alter. Er starb am 20. März 1727.

Wir haben nicht alle wissenschaftlichen Leistungen Newtons erschöpfend geschildert. Mißlungene chronologische Versuche, mystische Erklärungen biblischer Stellen durften wir übergehen, ohne seinen Geistcsruhm zu schmälern. Chemische und optische Arbeiten aus dem Jahre 1692 mußten wir übergehen, weil sie leider durch einen unglücklichen Zufall im Feuer vernichtet wurden, ein Mißgeschick, welches Newton so sehr angriff, daß er in eine, Monate dauernde, an Geisteskrankheit angrenzende Verwirrung gerieth. Auch eines Briefwechsels mit Flamsteed aus den Jahren 1694 und 1695 haben wir nicht gedacht, in welchem Spuren einer letzten großartigen Entdeckung aufgefunden worden sind, ein Lehrsatz über die sogenannte atmosphärische Refraction, d, h. über den Weg, den ein Lichtstrahl in unserer Atmosphäre zurücklegt, deren Dichtigkeit je nach der Temperatur und zugleich je nach dem Drucke der darüber lastenden Luftschicht eine sich stetig ändernde ist und also eine stetige Reihenfolge von Brechungen des Lichtstrahls hervorbringt. Die Erkennung der Zusammcngesetztheit des weißen Lichtes, die Gravitationslehre mit Allem, was darum und daran hängt, die mathematischen Erfindungen Newtons bilden für uns nach wie vor die drei Unterstützuugsvunkte, auf welchen sein Ruhm gesichert sich aufbaut. Mag sein Charakter nicht immer und nicht Jedermann gegenüber diejenige Milde und Liebenswürdigkeit besessen haben, welche Freunde und Verwandte ihm nachzurühmen wußten; mag er dem wahrheitsliebenden Biographen die Aufgabe in dem Sinne erschwert haben, daß man vor die Toppelwahl sich gestellt fühlt, seinem Helden Ungünstiges berichten oder Wesentliches verschweigen zu müssen, diese Doppelwahl hört auf, wo von seinen großen wissenschaftlichen Leistungen die Rede ist. Newton, der Mensch, vermag uns vermuthlich nicht allzu sehr zu erwärmen; Newton, der Gelehrte, erzwingt unsere volle Bewunderung. Ein Geist wie der seinige, der in die Geheimnisse der Welten einzudringen wußte, nähert sich mehr als ein Anderer der Vollkommenheit der Schöpfung selbst.

^M
"MKWKWf^^
^^^
«.<^^)
3,M^5K^^A'
>^s5

Die Ahnen.

Ein Roman von Gustav Freytag*).

von

Paul Lindau.

— Verlin. —

uader um Quader werden herangewälzt und zusammengefügt. Die Leute bleiben kopfschüttelnd am Wege stehen und sehen der Arbeit zu. Wer an der Straße baut, hat bekanntlich viele Meister.

Nach einiger Zeit steht etwas Imposantes da. Ist das schon etwas Fertiges, oder soll daraus erst noch etwas werden? fragt man sich. Ist es ein kolossaler Unterbau, wie es den Anschein hat? Was aber soll dann daraus werden? — Der Bauherr hüllt sich in Schweigen und will von seinem Plane nichts verrathen. Er deutet nur an, daß er noch viel Material bereit halte und dasselbe auch zur Verwendung zu bringen gedenke.

Der Winter kommt. Der Vau stockt. Die leidige Neugier plagt die Leute mehr denn je. Am Ende wird es doch so bleiben, wie es ist. sagt Dieser und Jener; und auch in diesem Falle wäre ja das, was vor unfern Augen steht, immerhin mächtig genug. — Mit dem Wiedereintreten der günstigen Jahreszeit beginnt jedoch die Arbeit auf's Neue. Der Vau steigt auf, in seinen Verhältnissen sich immer mehr verjüngend. Und nach acht Jahren, während deren die erstaunten Vlicke der Vorübergehenden darauf gehaftet, und während diese selbst kopfschüttelnd ihre Bemerkungen darüber ausgetauscht haben, steht das Ganze vollendet da. Das oberste Stockwert scheint zu einer einfachen, behaglichen, gemüthlichcn bürgerlichen Wohnung bestimmt zu sein, und demgemäß ist auch schlichtes Material dazu verwandt worden.

») I. Ingo und Ingrabmi, 1872; II, Das Nest der Zaunkönig!!, 1873; III. Die Brüder vom deutschen Hause, 1874; IV. Marlus König, 1876; V. Die Geschwister 1878; VI. Ans einer tleinen Vladt, 1880. Verlag von S- Hirzel in Leipzig.

Die Ahnen. 21.9
Da ist es denn natürlich, daß sich im eisten Augenblicke eine gewisse
Ucberraschung einstellt, die für manchen sogar eine Enttäuschung sein mag.
Darauf also hat der Bauherr hinausgewollt? Ist es ihm vor Allem darum
zu thun gewesen, einem emeritirten Pfarrer, einem Arzte und jungen Schrift-
steller anspruchslose Heimstätte» zu bereiten? Wer hätte das vorhersehen
können! Als die ungeheueren Steinblücke beim Beginn des Wertes heran-
geschleppt wurden, da meinte man nicht anders, als daß sich da eine Königs-
burg erheben sollte. Und nun wird das Haus bewohnt von braven Leuten,
die eine Neine Miethe zahlen. Hätte man uns das nicht früher sagen können?
Ja! auch ich bin der Ansicht, das hätte man thun sollen. Gustav
Freytag hat, wie ich glaube, einen taktischen Fehler begangen. In der dem
ersten Roman dieses Werkes vorangehenden Widmung an die Frau Kron-
prinzessin hat Freytag sich über das Werk, das er unternommen, in folgender
Weise ausgesprochen: „Dies Wert soll eine Reihe frei erfundener Geschichten
enthalten, in welchen die Schicksale eines einzelnen Geschlechtes erzählt
werden. Es beginnt mit Ahnen aus früher Zeit und wird, wenn dem Ver-
fasser die Kraft und die Freude an der Arbeit dauern, allmählich bis zu dem
letzten Enkel fortgeführt werden, einem frischen Gesellen, der noch jetzt unter
der deutschen Sonne dahinwandelt, ohne viel um Thaten und Leiden seiner
Vorfahren zu sorgen . . . Wie die einzelnen Geschichten zu einem Ganzen
verbunden werden, möchte der Verfasser gern ini Anfange verschweigen".
Dadurch nun, daß der Dichter sich das ihm unzweifelhaft zustehende Recht
vorbehalten hat, sein Geheimniß nicht zu verrathen, hat er der Phantasie
seiner Leser freien Lauf gelassen; und daß diese nach den Anfängen des
Freytag'schen Romans einen viel zu hohen Flug genommen hat, ist erklärlich.
Weltweiser wäre es wohl gewesen, gleich beim Beginn das Ziel, das zu
erreichen der Dichter sich vorgenommen hatte, klar und deutlich aufzustellen
und die Andeutung auf jenen „frischen Gesellen, der noch jetzt unter der
deutschen Sonne dahinwandelt, ohne viel um Thaten und Leiden seiner Vor-
fahren zu sorgen", allgemein-verständlicher zu machen. Man hätte von vorn
herein fühlen sollen, daß durch das Ganze ein wehmüthig-satirischer Zug der
Weltgeschichte geht. Es ist ja vielleicht ganz richtig, daß das schlichte stille
Daheim des Bürgerlichen sich über Quadern erhebt, die zu einer Königs-
burg gedient, und in denen dereinst Könige geboten haben mögen. Dieses Bürger-
lind, das jetzt einen gewöhnlichen Namen trägt, mit dem Du auf Du und
Du stehst, und von dem Du nichts Anderes weißt, als daß es aus einem
guten, festen Hause stammt, dieser einfache und tüchtige Mann hat in sich
vielleicht noch einen Tropfen desselben Blutes, das dereinst, ein Jahrtausend
und früher, in den Adern eines jener trotzigen Helden gerollt hat, die mit
dem Schwerte in der Faust sich ihr Heim gegründet, ihr Weib geworben,
ihre Habe vertheidigt, ihre Mannen beschützt und gezwungen haben: einen
Tropfen königlichen Blutes.
Nun, den Dichter mag wohl die Aufgabe reizen, in seiner Art nach-

zuweisen, d. h. in frei erfundenen Dichtungen zu erzählen, wie sich von jenem Helden aus früher Vergangenheit, der feine Abstammung auf die Göttlichen selbst zurückführt, im Wandel der Jahrhunderte das Geschlecht fortpflanzt, wie es durch die eigenen Geschicke der Enlel und durch die Geschicke des Volkes sich selbst wandelt, gewisse Eigenarten indessen trotz des gewaltigen Transmutationsprocesses, der sich an dem Geschlechte vollzieht, erblich bewahrt, und wie nun schließlich der junge, kaum bekannte Nedacteur einer soeben begründeten Wochenschrift, der Sohn des Doctors aus einer schleichen Kreisstadt, ohne es selbst zu wissen, noch immer durch die Bande des Blutes zusammenhangt mit seinem Stammvater, mit einem grimmen Helden und Könige des vierten Jahrhunderts.

Eine solche Aufgabe mag, wie gesagt, den Dichter locken; und es wird ihn nicht kümmern, daß sich da der Natur der Sache nach ein Mißverhältnis; zwischen dem gewaltigen Anfang und dem bescheidenen Ende herausstellt. Das mag ja fogar noch feinen besonderen Reiz haben! Wie die Helden und Könige zu Rittern und schlichten Bürgern werden, zum Kaufmann, Pastor, Soldaten, Arzt und Zeitungsschreiber — liegt darin eine gewisse Traurigkeit, so ist dieser Wandlung andrerseits auch ein gewisser frischer Humor nicht abzusprechen. Und hätte man ahnen tonnen, daß der Held des letzten Romans der liberale Nedacteur Dr. Victor König sein würde, so würde man den Vandalentönig Ingo mit andern Blicken betrachtet haben, und es hatte, ohne der Größe der Alten zu schaden, dem Jüngsten die Unannehmlichkeit erspart, ohne sein eigenes Verschulden durch sein Erscheinen eine gewisse Enttäuschung zu bereiten.

Aber Gustav Freytag hat das Geheimniß seiner Composition für sich behalten. Er hat ein Räthsel aufgegeben; und das ist immer etwas Bedenkliches. Er, unserer tüchtigsten Dramatiker Einer, der Verfasser der besten Technik des Dramas, die wir überhaupt besitzen, weiß doch so gut wie irgendwer, daß das Publikum immer so viel wissen soll wie der Dichter selbst. Die dichterischen Gestalten mögen in vollster Unkenntniß der Verhältnisse bleiben und mögen sich dadurch Schwierigkeiten ohne Ende schaffen — die einzige Person, die um Alles Bescheid wissen soll und wissen muß, ist das Publikum. Die Erregung der Neugier uud der Spannung dadurch, daß der Dichter nicht uur vor den von ihm erfundenen Gestalten, fondein auch vor den wirklichen Personen, an die er sich wendet: vor Zuschauern und Lesern, die Fäden der Handlung verborgen hält und den Ausgang im Unklaren läßt, nimmt in der Dichtkunst eine so untergeordnete Stelle ein, daß man einem Manne wie Gustav Freytag nicht zutrauen darf, den Erfolg auf eine so wohlfeile Weise anzustreben.

Bei diefem großen Romane aber ist die Verschweigung ganz besonders mißlich. Ein Räthsel, auf dessen Lösung der Leser acht Jahre warten muß, ist ein Unding; denn eine Lösung, welche da der Wichtigkeit «nd Breite, mit der das Räthsel vorgetragen wird, und der Spannung, die durch acht Jahre andauern soll, entspricht, — eine solche Lösung giebt es nicht. Abgesehen

davon tritt aber noch ein anderer Uebelstand ein; nämlich der, das, der Leser
durch die Frage, wie der in geheimnißvolles Dunkel gehüllte Ausgang wohl
beschaffen sein möge, beständig präoccupirt, daß seine andächtige Stimmung
durch die zwar frivole, aber nicht unberechtigte Neugier beeinträchtigt wird.
Die Probe darauf hat man während der letzten acht Jahre ohne Mühe
machen tonnen. Sobald ein Gefpräch über einen dieser „Ahnen"-Romane
geführt wurde, drängte fich auch alsbald die Frage keck hervor: worauf will
denn Freytag eigentlich hinaus? — Und die Tiscufswn über diese relative
Geringfügigkeit nahm bald einen breiteren Raum ein als die Würdigung der
Dichtung selbst. Da wurden alle erdenklichen Vermuthungen ausgesprochen,
bestritten und verlheidigt. Es geht auf den Herzog von Koburg-Gotha
hinaus, fagte man ziemlich allgemein. Als aber Ivo als fchlichter Burg
mann zu Thorn fich niederläßt, wurde man irre. Und wie gewöhnlich
machte der Verirrte feinen Führer dafür verantwortlich: Gustav Freytag
hat die Fährte verloren, hieß es jetzt; wird er sie wiederfinden? Ein gekröntes
Haupt fcheint alfo der Letzte des Geschlechts nicht sein zu sollen. Nun, so
wird es also der erste Staatsmann oder der erste Krieger unseres Landes
fein — Nismarck oder Mottle! — Denn daß der lebende Nachkomme der
Ahnen der Größten Einer fein müsse, davon wollte das durch acht Jahre
in seinem Irrthum befestigte Publikum nun einmal nicht lassen.
Freytag hat, wie sich nun endlich herausstellt, es anders beschlossen.
Er hat die breite Handlung immer mehr zusammengedrängt und schließlich,
als auf den letzten der Helden, auf eine Persönlichkeit gelenkt, die in ihren
äußeren Lebensverhältnissen und wohl auch in ihren Gesinnungen und ihrem
Ehaiatier mit dem Dichter selbst so starte Analogien aufweist, daß man als
das jüngste Reis, das der Stamm des Ingo getrieben, Gustav Freytag hat
bezeichnen wollen. Aber nicht den Gustav Freytag von heute! Nicht den
Mann, dessen Name mit Liebe und Achtung genannt wird, fo weit die
deutsche Zunge klingt, und auf dessen Werke die Nation mii Stolz blickt,
fondern den noch unbekannten, vielversprechenden Anfänger, der mit einem
gleichgesinnten Freunde eine freisinnige Wochenschrift in's Leben ruft. Das
ist allerdings ein fehr bescheidenes, vielleicht ein gar zu bescheidenes Ende,
das, weil es ganz unvorbereitet kommt, ein Gefühl des Befremdens hat hervor-
rufen dürfen.
Da man das Wert in feiner langsamen, allmählichen Fortführung von
unten auf hat entstehen fchen, ohne zu wissen, welchen Abschluß es finden
würde, fo überkommt nun Manchen das Gefühl, als ob er hier einem aller-
dings monumentalen Werte gegenüberstände, dessen Grundlage aber zu breit
und dessen Krönung zu winzig sei. Es wirkt wie ein Kegel, dessen
breite Basis mit Kolosfalstatueu in der Factur Michel Angelos geziert ist,
mit gewaltigen, muslulöfen Gestalten in kecken und trotzige» Stellungen,
ähnlich den Figuren auf den Medicccr-Gräbern. Ueber diesen stehen bescheidener
und weniger imposant auf beschränkterem Felde andere Gruppen: und so ver«

jungt sich der Bau immer mehr, und in demselben Maße verringern sich
nuch die Gestalten, bis schließlich auf der Spitze eine zwar immer noch recht
dauerhafte und wohlvroportionirte Figur sichtbar wird, der aber die eigene
Bescheidenheit des Dichters die denkbar kleinsten Proportionen hat geben wollen.
Das ganze Werk ist in sechs Bänden erschienen, und zwischen dem
Erscheinen der einzelnen Abtheilungen liegt ein Zeitraum von einem Jahre
oder von zwei Jahren. So hat sich ein jeder Theil als ein Ganzes an sich
deni Leser dargeboten, und so ist er auch betrachtet und demgemäß auch
beurtheilt worden.
Eine solche Beurtheilung, die jedem einzelnen Theile unmittelbar nach
dessen Erscheinen auf dem Fuße gefolgt ist, hat durch diese Ungunst der
Darbietung eine richtige nie sein können. Selbst der befähigte und wohl-
meinende Kritiker hatte eben nichts als
„Die Theile in seiner Hund —
Fehlt leider nur das geistige Band";
und fehlte dasselbe auch nicht dem Werte, so war es in diesem doch so verborgen,
daß es selbst für ein geübtes und aufmerksam prüfendes Auge nahezu unerkennbar
blieb. Denn Gustav Freytag hat es verschmäht, den Zusammenhang zwischen den
einzelnen Th eilen auffällig zu machen. Die Nachkommen des Ingo haben
keine bei den verschiedeneu Geschlechtern wiederkehrenden besonderen Kennzeichen,
keine ingenerirten Familienmale, wie die Warze der Bonrbonen, den queren Blick
der Montmorency, die weiße Stirnlocke, die in gewissen Geschlechtern immer
wieder zum Vorschein kommt. Freilich zeigt einmal der kleine Romulus
Konig seinem Großvater Markus einen Fleck am Arme, der eine Eigenthümlich-
leit des Geschlechts sein soll; aber davon ist, so viel ich weiß, nur an dieser einen
Stelle die Rede. Im Allgemeinen hat Freytag. wie gesagt, die atavistischen
Züge sehr discret gezeichnet und mit so starken Deckfarben überzogen, daß
sie nicht mühelos wahrzunehmen sind.
Daß sie im Allgemeinen gar nicht mehr wahrgenommen werden, ist
eine Folge der Erscheinungsweise des Romans. „Ingo" ist im Jahre 1872.
„Ans einer kleinen Stadt" im Jahre 1880 veröffentlicht worden. Wie viel
andre Bände hat man dazwischen lesen müssen, wenn man sich auch nur mit
dem Bedeutendsten, was die zeitgenössische Literatur hervorbringt, vertraut
machen will! Da ist es denn unausbleiblich, daß für den Leser die Ver-
bindung zwischen den Theilen gestört, ja aufgehoben wird, daß Anspielungen
in dem einen Bande auf Vorgänge in einem früheren, der zwei, drei, ja
vier Jahre vorher erschienen ist, unverstanden bleiben, das; man sogar frappante
Analogien übersieht, weil die Erinnerung an das früher Gelesene verblichen
ist. Zu einer Auffrischung des Gedächtnisses durch jedesmaliges Wiederlesen
des früher Erschienenen aber fehlt es in unserer so begehrlichen und unruhig
bewegten Zeit, die täglich unfrei Aufmerksamkeit und Beobachtung Neuheiten
aufdrängt, an der erforderlichen Muße.
Wir alle also, die wir die verschiedenen Theile einzeln in dcnlangenZwischen-

räumen je nach ihrem Erscheinen gelesen und beurtheilt, haben den Ueberblick
über das Ganze mehr oder minder eingebüßt; und zwar so vollkommen,
daß wir überhaupt nicht mehr an ein Ganzes glauben wollten, daß wir die
Zusammengehörigkeit der sechs Theile, deren jeder uns als eine selbstständige
Ganzheit erschien, geradezu in Abrede stellten, und den Collectivtitel: „Die
Ahnen" nur noch als eine Art von Nothdach betrachteten, unter dem die
sechs Romane, die im Uebrigen wenig mit einander gemeinsam hatten,
untergebracht waren, so gut es eben gehen mochte.
Wir legten uns schließlich die Frage vor: Besteht denn wirklich ein
Verhältnis; der einzelnen Theile zu einander? Und ergiebt sich dasselbe als
etwas Organisches aus dem Wesen der Dichtung heraus, oder ist es, wenn
überhaupt vorhanden, nur eine entbehrliche Zuthat, die anstatt von Innen
zu treiben, von Außen aufgesetzt ist? Gewinnen die einzelnen Theile durch
das Verhiillniß, in das sie — sei es nun fest oder lose — zu einander ge»
seht sind? Kann der Zusammenhang zwischen den einzelnen Theilen ohne
Schädigung derselben gelöst weiden? In diesen» Falle wäre der Zusammen-
hang doch nur eine schriftstellerische Caprice und eine nicht ungefährliche
Spielerei; denn in demselben Grade, in dem sich die Helden der später«
Theile von den eisten der Ahnen entfernen und sich den lebenden Geschlechtern
nähern, weiden sie durch den Zusammenhang mit ihren Vorfahren geschädigt.
Die Enkel parodiren ja gewissermaßen die Thaten der Väter.
Die vorschnellen Antworten auf diese Fragen werden aber sehr bald
berichtigt, und unsere Anschauungen weiden andere, wenn wir das Gesammte
in's Auge fassen. Es fei mir gestattet, hier eine persönliche Wahrnehmung
einzuschalten. Bevor ich diese größere Arbeit über das Gesammtwerl in
Angriff genommen, habe ich meine im Laufe der Jahre erschienenen Kritiken
über die einzelnen Bande durchgelesen und zu meiner Ueberraschung bemerkt,
wie sich allmählich und ohne mein Wissen der Widerspruch gegen das Ein-
zelne und Ganze immer mehr gemildert hat. Imnier freudiger spricht sich
das Vcrftändniß für die großen Schönheiten aus, und die Hervorhebung
der Absonderlichkeiten, die mich zunächst unangenehm berührt, ja abgestoßen
haben, wird immer discreter. Ich glaube, daß das wärmere Lob und die
vorsichtigere Rüge nicht eine Folge der Thatsache ist, daß mit dem Alter
die Zähne stumpf werden, oder freundlicher gesagt: daß mit der Reife der
Jahre die Milde des Urtheils zunimmt; ich erkläre es mir vielmehr fo: je
mehr das Wert seiner Vollendung zugeschritten ist, desto mehr hat es auch
den Blick des Beschauers auf das Ganze gezogen, desto bedeutungsloser sind
die eigenartigen Schnörkel erschienen, auf denen der Blick zunächst gehaftet
hatte. Deswegen ist das Urtheil bei den ersten Bünden auf das Kleine
sorgfältiger eingegangen und dadurch ein ungünstigeres geworden als bei
den spateren, obwohl der Weith der ersten Theile keineswegs hinter dem der
späteren zurückbleibt. Je weiter die Arbeit vorangeschritten, desto mehr ist
auch das Absonderliche im Einzelnen gegenüber den großen Verhältnissen

des Ganzen zurückgetreten. Ter Zweifel: ob es denn wirtlich ein einheitlich
gedachtes Ganze sei, der sich bei der Betrachtung jedes einzelnen Theiles
geregt hatte, hat angesichts des Fertigen verstummen müssen. Wer jetzt, nach
der Vollendung des Werkes, die „Ahnen" durchliest, beantwortet die Frage:
ist es ein Ganzes? — ohne Zaudern und unbedingt mit: Ja.
Wenn Freytag seinen Helden äußerlich auch nur geringe Gemeinsamkeiten
gegeben hat, — wir finden bei vielen die hohe Figur, die krausen Haaren, s.w. —
so ist dies doch so wenig charakteristisch, daß daraus die Stammeinheit unmöglich
hergeleitet werden tonnte. Diese ist vielmehr vor allem in der Uebereinstimmung
der Chailllter-Eigenthümlichteiten zu finden.
Eine starke innere Verwandtschaft besteht zwischen allen Sprossen des
Ingo-Stammes. Die Erinnerung an den Urahn selbst ist freilich nur dem
Dichter geblieben. Ingraban weiß zwar noch, daß fein Ahn Ingo war,
von dessen Vater, Ingbert, weiß er nichts mehr. Immo hat schon den Namen
Ingo vergessen. Die ältesten Überlieferungen feiner Familie fprechen nur
noch vom Helden Ingraban. Markus Konig weiß, daß einer feiner Ahnen
von Thüringen nach Thorn gezogen ist; aber den Namen dieses Allvaters
hat er verloren. Auch der Name des alten Markus König selbst wird von
feinen Enkeln vergessen. Die noch lebende» Mitglieder der Familie erfahren
durch die von Dr. Martin Luther in die Familienbibel eingetragene Widmung
nur, daß einer ihrer Vorfahren, ein Zeitgenosse des Reformators, Georg König
geheißen hat; das ist der Sohn des Markus.
Wenn aber auch in diesen Helden das Gedenken an die Voreltern über
eine gewisse Zeit nicht hinausreicht, selten über drei Jahrhunderte, so ist in
ihnen doch das geheimnißvolle Wirken jenes ganz besonderen Saftes, den
man Blut nennt, darum nicht minder mächtig und auch durch äußere Erscheinungen
wahrnehmbar. Das Blut wirkt weiter, von Kind auf Kindeslind, vom IV.
bis auf das XIX. Jahrhundert, von Ingo bis auf Dr. Victor König.
Die Unterfuchung dieser Frage, die Ausmessung des Zufammenhangs
der durch die Bande des Blutes geschlossenen Gemeinsamkeit aller Mitglieder
diefer felben Familie bildet den mühfamsten, aber auch reizvollsten Theil der
Arbeit, der ich mich unterziehen will: die Beobachtung der Wirkung des
bekannten Naturgesetzes der Vererbung von Vater auf Sohn und der atavistischen
Vererbung, der Wirkung auch des Zufalls, der felbst vielleicht nichts Anderes
ist als die sichtbare Erscheinung noch unaufgeklärter Gesehe.
Bevor wir an diese Frage herantreten, müssen wir uns die Lebens-
geschicke der Helden dieses Geschlechts, das seit anderthalb Jahrtausenden in
Deutschland lebt, zu vergegenwärtigen suchen.
Es sind zehn Helden, die uns Freytag in den sechs Bänden und acht
Romanen vorführt: Ingo IV. Jahrhundert; Ingraban VIII. Jahrhundert;
Immo XI. Jahrhundert; Ivo XIII. Jahrhundert; Markus und Georg
König XVI. Jahrhundert; Bernhard König XVII. Jahrhundert; Friedrich
König XVIII. Jahrhundert und Ernst und Victor König XIX. Jahrhundert.

Alle diese Nachkommen desselben Stammvaters sind berufen, an den
großen Ereignissen, welche ihr Volt, welche Staat und Reich bewegen, mehr
oder minder hervorragenden Äntheil zu nehmen. Es ist ein Geschlecht von
Kämpfern, deren jeder sein Blut und Gut einzusehen bereit ist für das Wohl
der Seinen, seiner Stammes- und Glaubensgenossen. Sie haben gekämpft
mit den rohen Waffen der Barbarei, mit Wurfspieß und Speer, mit dem
Schwerte des Ritters, mit dem erworbenen Gute, mit dem Wort Gottes;
sie kämpfen noch mit der Feder. Sie haben gekämpft zunächst für ihre Sippe,
dann für ihr Volk, für ihren Glauben, für die Unabhängigkeit ihres Vater-
landes ; sie kämpfen noch für die Freiheit des Geistes und für das Gemeinwohl.
Das Individuum, das zu Beginn in der vordersten Reihe steht, dessen
eignes Wohl und Wehe verhäugnißvoll wird für das Wohl des ganzen
Geschlechtes, tritt im Lauf der Jahrhunderte immer mehr und mehr zurück;
es geht schließlich ganz auf in der Allgemeinheit, in der Nation. Es ist da
ein Factor unter taufenden, der an seinem bescheidenen Theile, ganz in der
Stille oder nur im engeren Kreise bemerkt, dennoch mitthätig ist an der
gewaltigen Arbeit, welche die gesummte Nation zu erledigen hat.

Dadurch wird auch der Charakter der einzelnen Theile dieser großen
dichterischen Erfindung bestimmt. Die Geschichte der Ahnen ist die Geschichte
aus Teutschlands tiefer Vergangenheit bis an die Schwelle der Gegenwart;
die Geschichte des großen Vaterlandes, wie sie bestimmend einwirkt auf die
Geschicke einer Familie, wie sie von dieser mitempfunden wird, und auch wie
sie in gewissem Sinne sich bildet aus der Geschichte dieser Familie in Ver-
bindung mit der Geschichte vieler andern Familien. Demgemäß ist der
große culturgeschichtliche und historische Stoff, um in geziemender und not-
wendiger Reduction in den von Freytag gewählten Rahmen der freien
dichterischen Erfindung eingefügt zu weiden, von dem Dichter so vertheilt worden:

I. Patriarchalische Einfachheit und Rauheit; das Heidcnthum. Kampf
der Stamme gegeneinander. Gründung fester Niederlassungen und freier
Herrfchaften. Vorboten der Völkerwanderung: Ingo.

II. Kampf des Christenthums gegen das Heidcnthum, gleichzeitig Kampf
der Germanen gegen die Slcwen. Allmählicher Sieg der christlichen Lehre.
Behauptung der deutschen Art gegen das Fremdenthum: Ingraban. st. Band.)

HI. Ausdehnung und Macht des Mönchswesens. Kampf zwischen der
geistlichen und weltlichen Macht. Herausbildung des Königs- und Vasallenthums.
Verfall der Freiherrlichleit: Immo. („Das Nest der Zaunkönige". II. Band.)

IV. Ritterthum und Minne. Kreuzzüge. Verschiebung der Stämme
durch die lange Abwesenheit von der Heimat. Deutscher Orden: Ivo. („Die
Brüder vom deutschen Hause". HI. Band.)

V. Verfall des deutfchen Ordens. Verlotterung der Klerisei. Kampf
gegen die Slaven: Markus König.

VI. Landsknechtswesen. Reformation: Georg König, („Markus König«.
IV. Band.)

VII. Das Ende des dreißigjährigen Krieges. Macht und Uebermuth

des Soldaten, Deutschland durch den Krieg zerstört, verwundet und verwildert: Bernhard König. „Der Rittmeister von Altrosen".

VIII. Begründung des Militairstaates Preußen. Kriegerische. Vorbereitungen. Werber. Stramme Zucht: Friedlich und August König. „Der Freicorporal bei Marlgraf Albiecht". („Die Geschwister". V. Band.)

IX. Die Fremdherrschaft. Allgemeine Volkserhebung. Freiheitskriege: Ernst König.

X. Auflehnung gegen den Absolutismus. Erste freiheitliche Regungen im Innern. Märzrevolution. Verfassung mit Aufhebung der Censur: Victor König. („Aus einer kleinen Stadt". VI. Band.)

In diesen verschiedenen Theilen ist den großen historischen Figuren auch eine verschiedene Rolle zugewiesen. Wahrend dieselben zunächst unmittelbar neben dem Helden und in erster Linie stehen, mit ihm zusammen wirken und fallen, werden sie wie für den von Freytag verfolgten Zweck ganz schicklich, bald in die zweite Reihe gedrängt und rücken, je mehr wir uns der Gegenwart nähern, und je bedeutungsvoller in Wahrheit ihr Wirken für die Zeit wird, in der Dichtung immer mehr in den Hintergrund, so daß sie zum Schluß, bei der Schilderung des Lebens Victor Königs, des jüngsten der Ahnen, aus der Dichtung ganz verschwinden.

Bonifacius, Bischof Winfried, steht ganz vorn neben Ingraban, und der Dichter hat hier der historischen Gestalt dieselbe helle Beleuchtung gegeben wie seinem dichterischen Helden, Kaiser Heinrich II. muß sich schon mit einer bescheidneren Rolle zufrieden geben, gleichwie Kaifer Friedrich II, und noch weniger günstig sind der Landgraf von Thüringen, und der berüchtigte Kehermeister Konrad von Marburg, der Beichtvater der Landgräfin Elisabeth, bedacht. Auch dem letzten Hochmeister der deutschen Ritter, Albrecht von Preußen, ist in der Dichtung nur eine verhältnismäßig karge Wirksamkeit gegönnt, und der gewaltige Reformator Luther ist auf die bescheidensten Verhältnisse zurückgeführt. Ernestus, der fromme Herzog von Sachfen-Gotha, und der schwedische Feldmarschall Graf von Königsmart sind nur noch Episoden. Nicht freundlicher ist das Loos, das der Dichter dem Soldatentönige Friedrich Wilhelm I. beschieden hat. Friedrich der Große wird einmal als Kind, einmal als königlicher Sieger in unfern Gesichtskreis gerückt, — beidemal nur ganz flüchtig. Von den populären Helden der Freiheitslrige tritt kein einziger auf, Napoleon fahrt unerkannt und ungenannt bei Nacht und Nebel an uns vorüber; und auf die bedeutenden Peinlichkeiten der Neuzeit ist sogar jede Anspielung vermieden.

Nachdem wir somit die einzelnen Romane in großen Zügen zu charalterisiren versucht und die Stellung der historischen Persönlichkeiten zur dichterischen Erfindung angedeutet haben, wenden wir uns nunmehr der Aufgabe zu, den Inhalt dieser zehn Romane — der erste, vierte, fünfte und sechste - Band enthalten deren je zwei — möglichst gedrängt und einstweilen ohne Berücksichtigung des zwischen ihnen bestehenden Zusammenhangs hier anzugeben.

I. Ingo und Ingraban.

l.. Ingo.

Der junge Held Ingo vom Stamme der Vandalen an der Oder, der
vom Throne seiner Väter durch Gewalt verdrängt worden ist, ist mit einem
Häuflein getreuer Vandalen zu den Alemannen gestoßen und bat mit diesen
die Römer bekämpft. Die Alemannen werden gänzlich auf das Haupt geschlagen.
Ingo aber hat, bevor er flüchten muß, noch eine Heldenthat vollbracht.
Nachdem er die Schicksalsverlünderinnen, die „heiligen Mütter", und den
Sänger auf Kähnen gerettet und ihre Abfahrt mit seinem Leibe und seinen
Waffen gedeckt hat, stürzt er durch die Wachen der Römer bis hart an den
Kaiser, entreißt dem Bannerträger den rothen Drache», den Siegeszauber der
Römer, stürzt den Bannerträger in's Wasser und springt selbst in die Fluth,
das erhobene Banner in der Faust. Er rettet sich an das andere Ufer,
wird dort von einer weisen Frau gepflegt, und diese weiht das Drachenbild,
dem sie die verderbliche Zauberkraft des römischen Feindes zu nehmen sucht.
Das Häuflein der wenigen übrig gebliebenen Vandalen ist gesprengt. Ingo
streift wie ein Bettler ohne Gesinde durch das Land und kommt endlich an
Herrn Answalds Hof, um von diesem mächtigen Häuptling der Thüringe
Gastfreundschaft zu erstehen. Ingos hohe Herkunft wird bald erkannt.
Herr Answald hat einige Bedenken, diesen entschiedenen Röinerfeind in seinem
Hause zu bergen. Er überwindet dieselben jedoch und gönnt dem Vandalen
an seinem Herde eine gastliche Stelle. Ingo findet bald Wohlgefallen an
der schönen und anmuthigen Tochter seines Wirthes, an Irmgard, die in-
dessen von Herrn Answald schon dem edlen Theodulf, einem Verwandten
des Hauses, zur Hausfrau gelobt ist. Herr Theodulf sieht denn auch den
Fremdling ungünstigen Auges an. »Bald wird Ingos Stellung im Hause
des Herrn Answald unhaltbar. Die zersprengten Vandalen haben sich wieder
gesammelt und die Spur ihres Herrn gefunden. Sie werden von Answald
aufgenommen. Aber zwischen ihnen und den Thüringen entstehen allerhand
MißHelligkeiten, die nicht immer gütlich beglichen werden. Das Verhältniß
zwischen Theodnlf und den Thüringen einerseits und Ingo mit den
Vandalen andererseits wird immer gespannter, und auf einer Jagd kommt
es um den Ehrenpreis des Tages zu einem heftigen Streite zwischen den
beiden Nebenbuhlern, der damit endigt, daß der Thüring Theodulf den
Vandalen Ingo tödtlich beleidigt. Ingo fordert seinen Gegner zum „nächt-
lichen Nothlllinpf auf der Aue, den die Sonne nicht schauen darf" und ver-
wundet ihn schwer. Er wird in Folge dessen von Herrn Answald des
Hauses und Hofes verwiesen.

Ingo zieht mit seinen Getreuen zum König Bisino, der über das ganze
Volt der Thüringe gebietet. Dieser hatte schon längst Kunde davon erhalten,
daß bei einem der Häuptlinge, bei Herrn Answald, ein mächtiger Held ein-
gezogen sei, und beunruhigt um seine Herrschaft, hatte er Ingo befohlen, dem
Königshofe zu nahen. Unter einem schicklichen Vorwande hatte sich Ingo

diesem Befehl bisher entziehen können. Nunmehr lommt es ihm ganz gelegen, denifelben Folge zu leisten, und König Visino, der nun nach dem Zerwürfniß zwischen Ingo und Ausmalt» den Fremden nicht mehr zu fürchten hat, nimmt ihn nicht ungünstig auf. Die Königin Gisela, eine Verwandte Ingos, die an der Seite ihres königlichen Gemahls ein ödes und trauriges Dasein fristet, verliebt sich in den jungen glänzenden Helden, und ihr hat Ingo seine Rettung zu danken, als die Römer heranziehen und den Kopf des gefährlichen Römerfeindes fordern. Ingo zieht mit seineu Leuten von bannen, bis an die Grenzmark von Thüringen. Da bebauen sie das Land und begründen sich Heimstätten, dem Könige aber auf dem Berge, der allein aus der Ebene aufragt, eine Burg, welche nach dem in der Ebene fließenden Wasser die Idisburg genannt wird — Koburg an der Jh. Ingo ist ihr König.

Durch einen fahrenden Mann erfährt Ingo, daß Theodulf Irmgard als Gattin heimführen soll. Da wirft er sich mit seineu Getreuen auf's Pferd, und in einer wilden Sturmnacht entführt er Herrn Answalds Tochter in Graus und Braus. Nach Vandalensitte wird sie ihm als Gemahlin ange-traut uud Königin des Landes.

Die Zeit verfließt in Glück und Gedeihen, nnd der Bund wird durch einen Sohn gesegnet. Inzwischen hat Gisela, die den kühnen Vandalenhelden nicht vergessen kann, sich ihres Gatten gewaltsam entledigt nnd begehrt Ingo zum Gemahl. Dieser, treu seiuem Schwur, verschmäht die Hand der hohen Frau, Nun rückt das Unwetter gegen die kleine Ansiedlung von allen Seiten an. Die rachsüchtige Königin kommt mit ihren Schnüren, der beleidigte Vater Answald kommt mit den Thüringen, Verstärkung erwächst den Feinden noch aus den Römern. So von allen Seiten angegriffen, wird das kleine Häuflein der Vandalen auf der Idisburg zusammengetrieben und umzingelt. Durch flammende Pfeile wird der Brand in die Burg getragen. In der höchsten Noth hängt Irmgard ihrem Sohn das in Otterfell eingenähte Zauber-zeichen der Römer, den Drachen, um den Hals und übergiebt das Nnd der treusten ihrer Gespielinnen und Freundinnen, Frida. Die Burg brennt lichter-loh von allen Seiten. Ingo, von Theodulf tödtlich verwundet, stürzt zu Boden. Irmgard will nicht von seiner Seite weichen.

„Drinnen im Haus war es still, Irmgard kniete am Lager des Gatten; ihr Haar deckte seine Wunde, sie hielt ihn fest umschlungen, und lauschte auf seine Athemzüge. Der todtwunde Mann legte den Arm um sie und sah ihr stumm in die Augen. ‚Ich danke Dir, Ingo', sprach sie, ‚sei mir gegrüßt, Geliebter, auf dem letzten Lager liegen wir Beide gesellt'. Näher rollte der Donner. ‚Hörst Du die oben rufen:" murmelte der Sterbende. ‚Halt' mich Ingo!° rief Irmgard. Ein stammender Blitzstrahl erfüllte die Halle, ein Wetterschlag dröhnte, die Balten des Daches brachen zusammen". Die zu-sammenstürzude Burg begräbt Ingo, Irmgard uud die letzten wenigen Getreuen unter ihren Trümmern. Vergeblich sendet die Konigin Späher aus, um das Kind, das sie von einem Weibe durch Rauch und Flammen hat tragen sehen, aufzufinden. Der Sohn Ingos und Irmgards wird gerettet.

2. Ingraban.
Die Handlung spielt in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts.
Ingram (Ingraban) bewahrt noch die Erinnerung an seinen Stammvater
aus der Mitte des vierten Jahrhunderts, Ingo; nicht nur die Erinnerung
sundein auch ein sichtbares Denkzeichen, jenen in Otterfcll eingenähten
seidenen Fetzen des römischen Drachenbanners, den Ingos Gemahlin kurz
vor ihrem Untergang um den Hals ihres einzigen Erben gehängt hat. Dies
alte Familienstück hat sich von Geschlecht auf Geschlecht weiter vererbt. Es
wird ihm die Zauberkraft eines Amulets zugeschrieben; aber das Genauere
darüber weiß man nicht mehr.
Der Ort der Handlung ist derselbe geblieben: Thüringen. Die Franken,
die Bekenner der nenen Lehre, des Christenthums, und die heidnischen
Thüringe haben sich vermischt, in unliebsam naher Nachbarschaft mit den
slauifchen Sorben. Ein Heide und ein Christ sind es auch, die sich hier
gegenüberstehen: der Heide Ingraban, der Christ Herr Winfried, der
„Apostel der Deutschen", Crzbifchof von Mainz, Bonifacius genannt, —
dieser Letztere gefolgt und in feinem Bekehrungswerke unterstützt von dem
jungen Mönch Gottfried, feinem Neffen, für den Winfried eine wahrhaft
väterliche Zärtlichkeit empfindet.
Die Sorben leben mit den Franken und Thüringen in ununterbrochner
Fehde. Bei ihrem jüngsten Ueberfall haben sie das Frantenwcib Walburg
geraubt. Walburg wird von dem Sorbenhäuptling Natiz in unwürdiger
Gefangenschaft gehalten. Um die gefangene Christin auszulösen ziehen Ingraban,
der die fränkische Christin liebt, und Gottfried, der Mönch, mit einem pracht-
vollen Trinkgefäße in das Lager des Räubers, Der Sorbe weist indessen
das Anerbieten Ingrabans zurück; er macht ihn« vielmehr den Vorschlag,
nach Sorbensitte Walburg mit dem Becher auszukämpfen. Darauf geht
Ingraban, wenn auch widerwillig, ein. Becher um Becher weiden mit Meth
gefüllt und geleert, höhnische und aufreizende Reden begleiten den seltsamen
Kampf, schließlich wird auch die gefangene Walburg herbeigeführt, um Zeugin
des Ausgangs zu sein. Empört wendet sich diese von dem widerwärtigen
Schauspiele ab; und als Ingraban die verächtliche Rede der geliebten Jung-
frau hört, schleudert er den Becher von sich und fällt selbst schwer zu Boden.
Wildes Siegesgeheul der Sorben erschüttert die Halle. Ratiz schickt sich an,
die Jungfrau, die er nun doppelt gewonnen hat, in seine Arme zuschließen:
„Mein bist Du, doppelt gewonnen ist die rundliche Wange, und mein sollst
Du bleiben, nicht denke ich mit der Vermählung zu säumen". — „Du
rühmst meine glatte Wange, sieh her, ob sie Dir noch gefällt". Und mit
dem Messer, das ihr Ingraban geschenkt, schneidet sie sich eine klaffende
Wunde in die Wange, daß ihr Blut herunterströmt. Gottfried verhindert
sie daran, den Stahl in ihre Brust zu stoßen. Ratiz stürzt trunken von
Meth und Zorn zu Boden.
Die Selbstverstümmlung Walburgs macht dem Kampf um das Mädchen

noch lein Ende. Ingraban will die Jungfrau um jeden Preis heimführen,
und in der Verzweiflung nimmt er den neuen Vorschlag des Ratiz an, das
Loos Walburgs nun durch den Würfel entscheiden zu lassen. Der Sorbe
fetzt Ingrabans Roß, das er diefem im Becherlampf abgenommen, und das
Weib, Ingraban sich felbst als Wettpreis. Ein Würfel und ein Wurf.
Ingraban verliert. Er wird gebunden und der Knecht des Ratiz. Das
Weib mit der zerrissenen Wange, durch Gottfrieds Fürbitte befreit, zieht mit
diesen! zu den Franken heim.
Durch den getreuen Wolfram, der dem Gefangenen, dem an Hände»
und Beinen gefesselten Ingraban, ein Messer durch eine Ritze zusteckt, —
Ingraban faßt es zwifchen die Zähne und löst damit die Bande — entkommt
der Thüring, während das Sorbendorf in Flammen aufgeht. Die Schilderung
der Entweichung Ingrabans gehurt zu den schönsten Seiten des Romans.
Ingraban erreicht den Hof früher als der Zug der entlassenen Gefange-
nen mit Gottfried und Walburg. Ihn härmt nur der eine Gedanke: daß
er ohne Lösegeld heimgelehrt, und wie ein entlaufener Knecht von den Sorben
mißachtet weiden darf; aber alle Bitternisse fchwinden, als der Zug der
Entlassenen mit Walburg heimkehrt. Er begrüßt die Geliebte in herzlichster
Weise; diese, dem Zuge ihres Herzens folgend, erwidert das liebevolle Will-
kommen. Als sie aber einen Blick auf den Bischof wirft, dem Gottfried
über den Verlauf seiner Sendung bei den Sorben berichtet, wendet
sie sich von Ingraban ab, sinkt dem Bischof Winfried zu Füßen und läßt
sich von ihm segnen. Da drückt der ungeschlachte Heide die kleinen Brüder
Walburgs an sein Herz; aber der Bischof befiehlt ihnen, sich dem Ungläubigen
fern zu halten. In wilder Verzweiflung ruft Ingraban aus: „Von meinen
Göttern scheidet er mich, und die ich liebe, löst er von mir, rächen will ich den
Schaden oder nicht leben", und hebt sein Schwert gegen den Gottesmann.
„Da sah er Plötzlich vor sich nicht das verhaßte Gesicht des Priesters, sondeni
ein Frauenantlitz, marmorbleich, voll Schrecken die Augen, auf der Wange
eine blutigrothe Wunde, und er fuhr zurück, entsetzt über die Verwandlung".
Als Friedensbrecher wird Ingraban ausgestoßen und für vogelfrei erklärt.
Er flüchtet in die Wildniß. Die liebende Walburg aber, von einem Diener
geleitet, zieht ihm nach und findet seine Spur. Tief erschüttert von diesem
Entschluß der Jungfrau wird Gottfried, der Mönch. Während des Zuges
vom Sorbendorf nach der Heimat ist Gottfried Walbnrgs steter Begleiter
gewesen. Der Adel ihrer Gesinnung und ihre Anmuth haben das junge
Herz des Gottgeweihten tief erschüttert. Er aber hat zu Niemandem von
dem unheimlichen Brande, der ihn verzehrt, gesprochen; verbietet ihm doch
sein Gelübde, eines Weibes in Liebe zu gedenken. Nun aber, als er ver-
nimmt, daß Walburg dem Ausgestoßenen in die Wildniß folgt, nun, da er
nicht niehr zweifeln kann, daß Ingraban von der Jungfrau geliebt wird,
empfindet er die bittersten Qualen.
„‚Be!e für Walburg, die Jungfrau', sagt Winfried. ‚Sie hat sich eigen-

willig von uns gelöst und geht zu dem Friedlosen in die Wildnis. Gott-
fried schwieg, aber ein Schauer fuhr ihm über den Leib, und er stützte sich
an die Wand, der Bischof sah erschrocken auf die gebrochene Gestalt. Mott-
fried, mein Sohn', rief er, ,was ist Dir'? Da ging der Mönch leise an
die Truhe, in welcher die heiligen Gewänder lagen, nahm die Stola hervor
und that sie dem Bischof mit flehendem Blick um. Winfried fetzte fich in
den Stuhl, der Mönch kniete, au seiner Seite und faltete die Hände über
den Knien des Bischofs; fast unhörbar waren die Worte, welche er sprach,
aber dem starten Mann drangen sie wie ein Schlachtruf in das Ohr, und
als der Jüngling geendet hatte und mit seinem Haupte auf den Knieen des
Bischofs lag, faß dieser über ihn gebeugt und hielt die heiße Stirn des
Betenden, so voll von Schmerz wie der Jüngling selbst".
Walburg findet Ingrabans Spur. Sie gelobt sich ihm. Bei einem neuen
Ueberfall der Sorben nimmt Ingraban noch als Friedloser an dem Kampfe
Theil. Er trifft mit Ratiz, seinem Todfeinde, zusammen; dieser verwundet
Ingrabans Roß, das seinen Reiter zu Boden wirft. Ratiz fprengt heran,
um ihm den tödtlichen Schlag zu versetzen, als der Mönch Gottfried mit
ausgebreiteten Armen sich zwischen die Beiden wirft und von Ratiz nieder-
gemacht wird. Ingraban rächt alsbald den Tod des opferfreudigen Christen
und erschlägt Ratiz. Als Winfried Kunde von dem Tode des Ratiz erhält,
desselben Mannes, der ihm den liebsten Verwandten gemordet hat, da flammt
zunächst in ihm ungestüme Freude über die endlich vollzogene Rache auf;
aber alsbald erinnert sich der Christ der Lehren des Heilands: liebet eure
Feinde, und die letzte heidnische Regung kämpft er nieder. Als Ingraban
dies beobachtet, wird er tief ergriffen von der Seelengrüße und dem Heroismus
des Christen. „Jetzt erkenne ich, daß Du in Wahrheit dem Gebot eines
großen Gottes folgst . . . Auch ich glaube an den Gott dieses Jünglings,
der aus eigenem Willen für mich gestorben ist, obgleich ich sein Feind war",
und er kniet nieder an der Leiche des Mönchs Gottfried und lllßt das kalte
Antlitz. Der Fluch wird von Ingrabans Haupt genommen, und der belehrte
Christ tritt in die Mitte der Seiuigen zurück. Das letzte äußerliche Zeichen,
das ihn mit dem Heidenthum verbunden hat, jenes abgestoßene Otterfell mit
dem römifchen Drachen, wird vernichtet. Später folgt Ingraban Winfried, der
den heidnischen Friesen die Lehre des Herrn predigen will; die Christen werden
von den Friesen überfallen und getödtct. Ingraban» Kinder aus der Ehe
mit Walburg erhalten das Geschlecht.

II. Was Uest der Zaunkönige.

3. ^Zmmo.

Die Handlung spielt zu Beginn des elften Jahrhunderts. Immö, der
älteste der sieben Söhne des verstorbenen Herrn Irmsried und der noch lebenden
Fran Edith, ist von seinen Eltern den Heiligen geweiht. Irmsried hat damit eine

blutige Thai gegen seinen Bruder sühnen wollen. Immo weilt als
Scholasticus in dem Kloster Herolfsfeld, das der heilige Wigbert begründet
hat. Ter Präpositus des Klosters ist der Dekan Tutilo. der mit
dem Abt Vernheri, welcher sich außerhalb der eigentlichen Klostergebäude
seinen eigenen Wohnsitz begründet hat, nicht in gutem Einvcrständuiß lebt.
Ter Dekan Tutilo ist ein Widersacher des Königs und hält zum Vabcnberger
Hezilo, während der Abt ein treuer Anhänger des Königs Heinrich ist. Tem
jungen Immo ist es in den Klostermauern zu eng. Er hat in sich das
kriegerische Blut seiner Ahnen. Gerade deshalb macht er sich durch sein
störrisches Wesen und seine übermülhigen Streiche dem Dekan Tutilo verhaßt.
Zwischen deu Klosterleuten von Herolfsfeld und dem Grafen Gerhard,
cinem Verwandten des Immo, besteht ein sehr gespanntes Verhültniß, da
Gerhards Vater das Erbe durch reiche Schenkungen an das Kloster von
Herolfsfeld erheblich geschmälert hat. Graf Gerhard findet einen allerdings
ziemlich schwächlichen Vurwand, um den Mönchen die Schenkung wieder streitig
zu machen und abzunehmen. An einem Erntetage läßt er von seinen Leuten
die Mouche überfallen, und dabei geräth der junge Immo in seine Gefangenschaft,
Der Scholasticus benimmt sich zuversichtlich uud keck in der Burg des Grafen.
Beim Mahl fetzt er sich auf die Ehrenbank und weigert hartnäckig, auf der
Bank des Gesindes, die ihm angewiesen, Platz zu nehmen. Der Graf ist
ob dieser Keckheit zunächst sehr verdrossen; als Immo aber sich zu erkennen
giebt als der Sohn des Helden Irmfried, und als dem Grafen von seinen
Leuten bestätigt wird, daß der Jüngling wie ein Mann gekämpft, duldet er ihn
am Tische neben seiner Tochter Hildegard.

Das Zusammentreffen des jungen Immo mit der Tochter des Grafen
ist in den lieblichsten Farben geschildert. Hildegard ist eben aus dem Kloster
gekommen. Die Beiden haben also manche Berührungspunkte; da wird also
Lateinisch geschwatzt, da werden Verse aus der Aeneide citirt, Schulgeschichten
erzählt, die jungen Leute necken sich und werden immer vertrauter. „Du
bist ein sinnvolles Weib", ruft Immo schließlich aus, „wenn Du mich auch
verhöhnst".*) Die freundliche Zutraulichkeit festigt sich immer mehr und erstarkt
zu wahrer Liebe.

Der Graf entsendet Immo, den die Klosteileute aus der Gefangenschaft
auslösen, an den Abt Vernheri; diesem soll er die Beschwerden und Wünsche
des Grafen mittheilen.

Durch Immo erfährt der Abt Vernheri, daß der Dekan Tutilo dem

') In der „Gustau Frcytag-Galerie" (Leipzig, Edwin Schlocmp) ist diese
reizende Tcene, Immo am Familientische des Grafen Gerhard mit Hildegard plaudernd,
in anmuthigcr Weise von H. Kaulbach dargestellt worden. Der nebenstehende Holzschnitt
reproducirt die Kaulbach'sche Zeichnung in verkleinertem Maßstäbe. Außer diesem haben
noch andere hervorragende Künstler, namentlich Liezcn-Mayer, Karl Vcckcr, Otto Knille,
Noldcmar Friedrich, Werner Schuch, L. E. Doepler, aus den „Ahnen" die Anregung
zu bildlichen Kompositionen geschöpft, die in der „Frchtag-Galcrie" vereinigt sind.

Babenbergcr günstig gesinnt ist. und der Abt sieht sich in Folge dessen veranlaßt, in das Kloster hinabzusteigen, um die Mönche zu maßregeln. Diese aber halten zu ihrem Dekan Tutilo und empfangen den obersten Herrn, den Abt, sehr ungünstig. Diese üble Laune artet schließlich zu offener Widersetzlichkeit aus. Die aufrührerische Stimmung der Mönche theilt sich den jungen Scholastikern mit; sie treiben wilden Unfug, und der wildeste unter ihnen ist Immo: er springt über den Rücken des Dekans Tntilo Vock. Als der Abt endlich die Ruhe wieder hergestellt hat, liegt ihm die Pflicht ob, den mlffäfsigen Jüngling zu strafen, da er sich gegen der Herrn Dekan schnöde vergangen hat. Aber es thut dem Abt leid, daß er Immo in strengen Gewahrsam bringen muß; denn er ist dem Jüngling wohlgesinnt und hat in ihm einen treuen Bundesgenossen gegen den Deccm Tutilo gefunden. Der

Abt befreit ihn denn auch bald aus der Gefangenschaft und fendet ihn mit
wichtiger Votschaft zu Frau Edith, Immos Mutter, und zu seinem obersten
Herrn, dem Könige.
Immo findet in der Heimat nicht die Freude, die er erwartet hatte.
Die Brüder sind dem Gottgeweihten nicht hold gesinnt; nur der jüngste,
Gottfried, hängt mit Zärtlichkeit an ihm. Seines Verweilens am heimat-
lichen Herde ist nicht lange; denn er hat dem Könige die Botschaft des
Abtes zu überbringen. Mit feinem Iugendgespielen Brunico zieht er dem
Frankenwalde zu, wo König Heinrich weilt. Auf dem Wege trifft er noch
einmal mit dein Grafen Gerhard, der sich dem Babenberger anschließen
will, und mit Hildegard zusammen. Die zweite Begegnung der jungen
Leute ist weun möglich noch inniger und poetischer, als die frühere.
„Auf der höchste» Stelle im Burgwald stand eine Sommerlinde, welche
ihre großen Blätter als ein dichtes Laubdach fast bis zum Boden breitete.
Es war ein wonniger Platz, wilde Glockenblumen blühten in dem lichten
Schatte» und kleine Schmetterlinge fuhren hin und her, die Vögel lockten
ihre Jungen in den Aesten des Baumes zusammen, und die Grillen schwirrten
den Chorgesang zu dem Ruf der Gefiederten. Dort faß Hildegard, das
Grafenkind". Sie gedenkt des Jünglings und fpricht dieselben Worte, die
sie dereinst am Tische des Vaters ihm gesagt. Und da kommt aus der
Linde eine Antwort herab. „Sie saß unbeweglich, ein Lächeln flog um
ihrcu Mund und eine hohe Röthe ergoß sich über ihr Antlitz; aber sie wagte
nicht aufzufehen, damit der lustige Traum nicht entschwinde. .Bist Du es.
Geselle?' frug sie leise .... In demselben Augenblick neigte Immo das
Haupt behend abwärts, umschlang von der Höhe mit einer Hand ihren Hals und
küßte sie auf den Mund. ‚Guten Tag, Gesellt, sprach er, ‚so hatte ich mir's
ausgesonnen, und so ist es vollbracht". Die Beiden geloben sich Herz und Hand.
Immo gelangt zum Lager des Königs und gewinnt dort durch seine
Tüchtigkeit bald großes Ansehen. Der Kampf bricht aus zwischen dem Könige
und deni Babenberger Hezilo. Graf Gerhard kämpft an der Seite des
Letzteren. Der Babenberger wird geschlagen; nach hartem Kampfe fällt
Hczilos Beste. Immo erfährt, daß in der brennenden Stadt Hildegard
weilt. Wie ein Rasender dringt er ein und errettet das geliebte Wesen.
Der König hält strenges Gericht. Graf Gerhard wird gefangen genommen
und z» einer fchimpfliche» Strafe verurtheilt. Da Immo für den unglück-
lichen Gefangenen einen Auftrag übernimmt, fallt er bei dem Könige in
Ungnade. Graf Gerhard wird zwar die Freiheit gefchenlt, Hildegard aber
foll de» Schleier nehmen. Die Ungnade des Königs dauert a», und bei
der Veitheilung der Siegespreise geht Inimo leer aus. Unwillig wegen
dieser unverdienten Kränkung zieht er von dannen und schließt sich dem
Sachsenherzog Bernhard an, welcher gegen die Seeräuber zu Felde zieht.
Auch hier vollbringt er Heldenthaten.
Immo kehrt heim. Seine Brüder sind inzwischen mit dem Grafen

Gerhard in Kampf gerathen und haben Hildegards Vater gefangen genommen. Immo befreit den Grafen Gerhard gegen Lösegeld und sühnt sich mit seinen Brüdern aus. Denn er ist nicht in die Heimat zurückgekehrt, um diesen das Erbe des Vaters streitig zu machen, er will Hildegard, die nunmehr den Schleier nehmen soll, aus den Banden der Geistlichkeit befreien. Bei Nacht und Nebel wird Hildegard entführt. Die Brüder, die ihn dabei unterstützt haben, kommen auch mit der Jungfrau heiler Haut auf ihre Burg, die Mühlburg, Immo aber wird schwer verwundet und muß sich bei einem befreundeten Bauern Verstecken.

Ter König ist über den Friedensbruch empört und zieht gegen die Mühlburg vor. Der Dekan Tutilo, der reumüthig zum König übergegangen ist, verriith diesem, wo sein alter Widersacher Immo versteckt ist. Der Verwundete wird gefangen genommen. Die Mühlburg selbst wird von den Königlichen umzingelt, und die Brüder müssen den Widerstand aufgeben, da sie wissen, daß das Haupt des Aeltestcn auf den Wink des Königs fallen kann. Als Gefangene kommen sie in das Lager des Königs. Als der König aber vernimmt, daß Hildegard dem Geliebten, Imniu, freiwillig gefolgt ist, läßt er Gnade für Recht ergehen und schenkt die Burg dem Jüngsten, Gottfried, der an dem Raube der Jungfrau nicht teilgenommen hatte. Dieser aber übergibt sie dem Stammhalter, Immo, und der König erklärt sich mit dieser Schenkung unter der Bedingung einverstanden, daß Immo und die Brüder auf Jahr und Tag die Heimat nicht schauen. Sie folgen dem Könige nach Italien, verrichten da große Thaten, und nach der Heimkehr fchließt Immo Hildegard als sein Weib in seine Arme.

III. Pie Hlrüoer vom deutschen .Hause.

4. Iva.

Die Handlung spielt in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts.

Ivo, der Herr von Ingersleben, hat die Erinnerung an einen alten Helden Ingram noch bewahrt. Sein Nesitzthum ist zwar seit der großen Zeit seiner Vorfahren beträchtlich geschmälert, auch die Mühlburg gehört nicht mehr ihm, — dort haust jetzt sein Oheim, Graf Meginhard, — aber Ivo hat sich trotz der kleinen Habe, und obwohl er nur wenige Ritter und Freie sein zählt, das Gefühl der Würde seines Stammes erhalten. Wenn auch inzwischen ein neues Geschlecht aufgekommen und mächtig geworden ist, und dessen Haupt als Landgraf über Thüringen gebietet, so erkennt Ivo doch nur einen Vorgesetzten au: den Kaiser. Den Landgrafen behandelt er wie Seinesgleichen. Er besteht auch auf Wahrung seines alten Rechtes, daß ihm von» Landgrafen im Monat Mai auf dessen Schlosse, der Wartburg, der Vhrentrunk gereicht werde, gleichsam als Anerkennung der Unabhängigkeit und Gleichstellung des Geschlechts, welches seine Ahnen bis auf Ingraban zurückführt.

Nun ist der Mai gekommen, und Ivo rüstet sich mit seinen Getreuen

zur Fahrt nach der Wartburg. An einem herrlichen Frühlingstage reiten
sie davon, und der alten Gewohnheit gemäß machen sie Rast in dem Dürfe
Friemar, wo Ivo mit Fridcrun zusammentrifft, der Gespielin seiner Kind-
heit, der Tochter des freien Bauern und Richters Bernhard, die den vollen
Stolz ihres freien Baucrnthums besitzt. Dann reiten Ivo und seine Leute
zur Wartburg hinauf.
Da weilt als Gast des Landgrafen eine edle Frau, die Gräfin Hedwig
von Meran, eine Nichte des Kaifers. Als Ivo vom Landgrafen den Frauen
vorgestellt wird, entschuldigt er sich, daß er den edlen Damen nicht so dienen
tünne, wie er wohl mochte. Ivo ist nicht nur ein tapferer Krieger, er ist
auch als ein echtes Kind feiner Zeit ein minnender Ritter, uud seine Dame
hat ihm verboten, während seines Verweilens auf der Wartburg das Auge
auf eine der Frauen zu erheben. Gräfin Hedwig spottet wegen dieses Ge-
lübdes und verhöhnt den treuen Liebenden. Als die Landgräfin seine Tapfer-
keit rühmt und sagt, wenn dieser Ivo einem Jeden, den er im Spcertampf
besiegt, nur ein Bild aus dem Gewände schneiden ließe, so könnte er seiner
Herrin einen weiteil Mantel fertigen lassen, der sie vom Kopf bis zu den
Füßen bedecken würde, — da äußert Gräfin Hedwig spöttischen Zweifel.
Sie neckt den Helden und sucht sogar ihn durch List zum Bruch des Ge-
lübdes zu veraulassen; aber Ivo bleibt standhaft. Das Fest verläuft in un-
getrübtem Frohsinn.
Wenige Tage darauf verkünden die Boten Ivos durch ganz Thüringen,
daß ihr Herr alle Edeln und Ritter zum Spcertampf herausfordere. Als
Sicgespreis verlangt er nichts Anderes als das Wappenbild aus dem Gewände
des Besiegten, während er dagegen Roß und Rüstung setzt. Als diese Kunde
auf die Wartburg gelangt, ist die Landgräfin höchst betroffen. Ihr Gespräch
mit Gräfin Hedwig, die Aeußerung über Ivos Tüchtigkeit im Speertampf
und über die Wappenbilder, muß also belauscht worden sein. Vielleicht hat
sich die unbekannte Dame Ivos in der nächsten Nahe befunden. Gräfin Hedwig
tröstet die besorgte Frau, da die Aeußerung ja von vielen Umstehenden hat
vernommen werden können.
Es melden fich gar viele Edle. Ivo besiegt sie Alle und schneidet aus
dem Gewände eines jeden der Besiegten das Wappenbild.
Eines Tages, als die Landgräfin Else und Gräfin Hedwig auf dem
Söller der Wartburg, der oben an die Mauer gefügt ist, auf- und abwandeln
und auf die Landschaft hinabblicken, vernehmen sie leisen Gesang, eine ritterliche
Weise. Hedwig beugt sich über die Brüstung und sieht auf einem Vorsprung,
der kaum dem Stehenden Raum gicbt, einen Mann in ärmlicher Tracht, der
den großen Filzhut, wie um eine Gabe bittend, ihr entgegenhält. »Fang
auf", ruft Jene und wirft ihm etwas in den Hut. Als Gegengabe fliegt
plötzlich ein dunkler Gegenstand den Frauen zu Füßen. Sie blicken wieder
über die Brüstung, der Fremde ist verschwunden. Als sie die Bänder lösen,
entrollt sich ein bunter Mantel, aus vielen Stücken zusammengefügt, mit allerlei

ritterlichen Zeichen, niit Sternen und Fabclthiere». Die Landgräfin ist wiederum
sehr betrübt, weil sie sich bewußt ist, Herrn Jon nicht das Recht gegeben
zu haben, ihr in dieser Weise zu dienen. Erst Hedwig bestimmt die gcängstigte
Frau dazu, die ihr widerfahrene Kränkung dem Gemahl nicht zu verrathen.
Um die besorgte Freundin von dem Mantel zu befreien, ruft sie ihre sarazenische
Dienerin und giebt ihr den Befehl, den Mantel zu verbrennen und die Thiir
zu schließen. Sie fügt aber einige Worte in fremder Sprache hinzu. Bald
darauf sieht man aus dem Schornstein dicken Qualm aufsteigen. Am späten
Abend aber finden wir Ivo in fiißem Liebesgekofe mit seiner unbekannten
Dame. Sie ist auf der Burg, er steht vor derselben in einem Versteck, Die
Dame nimmt von ihrem Ritter herzzerreißenden Abschied.
In allen deutschen Landen erschallt nun der Ruf nach Befreiung des
heiligen Grabes. Begeisterte Mönche fordern das Volt auf, dem Banner
des Kreuzes zu folgen. In Thüringen ist es vor allen Hermann von Salza,
der Meister der Brüderschaft vom deutschen Hause, der durch öffentliche Predigt
und vertraute Zureden die Gläubigen für den Kreuzzug wirbt. Der Landgraf
von Thüringen und viele andere Landsleute Ivos, Große und Geringe, geloben
sich dem heiligen Werke; unter den Geringen auch Bernhard, der Sohn des
Richters, der Bruder Frideruns, der vor nicht langer Zeit zum großen Schmerze
seines blluernstolzen Vaters wegen einer Kränkung, die er von den Leuten
Ivos erlitten, den Bauernhof verlassen hat und zur Mühlburg gegangen ist,
zu den Leuten des Grafen Meginhard, des Oheims Ivos. Ivo felbst erhält
den Besuch des Meisters Hermann von Salza, und dieser redet ihm eindringlich
in das Gewissen, seine Heldenhaftigteit für das Grab des Erlösers zu bewähren.
Der Meister schlägt eine Saite an, die vorher in Ivo noch niemals gerührt
worden ist; er gemahnt den Thüring an seine Pflicht als deutscher Mann.
„.Wenn wir jetzt in edler Schaar über das Meer ziehen-, sagt Hermann von
Salza, ‚so thun wir dies auch, um den Namen der Deutscheu zu Ehren zu
bringen und eine Herrschaft unseres Blutes über die Länder am Südmeere
zu begründen^ . . . Zum ersten Mal, seit er lebte, wurde er gerufen, weil er
ein Deutscher war; und verwundert dachte er nach, welchen Wcrth solche Auft
forderung für ihu haben könne. Aber während er den Grund eines tiefen
Quells erschauen wollte, gewahrte er darin plötzlich sein eigenes Bild. Ihm
stieg das Blut in's Gesicht, als er fühlte, daß eine Kränkung seines Volkes
auch Kränkung seiner eigenen Ehre war".
Nachdem Ivo die sichere Kunde erhalten hat, daß die ungenannte Herrin,
der er dient, sein Vorhaben, nach dem Morgenlande zu ziehen, billigt, gelobt
er sich und die Seinen dem heiligen Werke. Er zieht mit seinen Getreuen
davon und gelangt nach langer und mühseliger Wanderung an den Hof des
Kaisers, der wegen Mihhelligkeiten mit dem Papste seine Abfahrt nach
Palästina noch verzögert. Ivo gewinnt bald die Gunst seines Herrn, und
der Kaiser erkennt an einem seidnen Tuche, das Ivo von seiner Dame
erhalten und um die Schulter geschlungen hat, die Unbekannte, der Ivo in

Zucht und Ehren dient. Es ist leine Geringere als die Gräfin Hedwig vo»
Meran, die Nichte des Kaisers, der dieser selbst das Tuch geschenkt hat.
Bittere Enttäuschungen werden den Thüringen im heiligen Lande bereitet.
Wüste Sittenlosigkeit herrscht in dem Heere der Kreuzfahrer und in der
Geistlichkeit. Abenteuerndes Gesindel aus der ganzen Welt hat sich da
zusammengefunden. Betrug, Raub und Mord gehört zu dem Gewähnlichen.
Den Thüringen, die Zucht halten wollen, ergeht es gar übel. Anstatt der
geträumten Heldenthaten müssen sie die Tage in dumpfer Thatlosigleit ver-
bringen, verzehren das, was sie haben, und sind gezwungen, schließlich Handwerler-
dicnste zu verrichten. Endlich kommt der Kaiser und mit ihm neues Leben.
Durch den Kaiser wird Ivo auch dem Grafen von Meran, Hedwigs Gatten,
vorgestellt, der den Edeln von Ingersleben ungünstigen Blickes betrachtet; denn
der Graf von Meran hat Kunde davon erhalten, daß Ivo seiner Gattin dient.
Die Veiten, der Graf und Ivo, erhalten vom Kaiser wichtige Auf-
träge und reiten mit ihrem Gefolge einige Tage zufammen. Ivo hat einen
Gefangenen, für dessen Leben er haftet, zu den Seinigen zurückzugeleiten.
Der Zwiespalt zwischen dem Grafen und Ivo wird während dieser gemein-
samen Fahrt immer schärfer; er nimmt bald den Charakter der offnen
Feindseligkeit an. Als Ivo, von einem Bruder gewarnt, seinen Begleiter
sragt, wie er sich ihm gegenüber Verhalten werde, falls die Christen die
Leute Ivos überfallen würden, um den Gefangenen zu tüdten, verweigert
der Graf jeden Beistand, Bis an die Grenze bringt Ivo den Gefangenen
unversehrt; da erfolgt der Ueberfall, vor dem er gewarnt worden war. Ver-
mummte Reiter dringen auf den Gefangenen ein, der ihnen eine verzweifelte
Gegenwehr leistet. Ivo springt ihm zu Hilfe. Da bedrängt ihn ein einzelner
Gegner. Die schwarze Kurdenmühe ist ihni abgefallen, und Ivo starrt in
ein Gesicht, das er wohl kennt. Ivo wirft fein Schwert weg. „Nimm
Dein Recht", ruft er, und das Messer des Grafen von Meran bohrt sich
durch die Rüstung in feine Brust. Ivo stürzt zusammen.
Fast Alle glauben an den Tod des Edlen von Ingersleben, nur nicht seine
beiden Vertrauten, der treffliche Marschall Henner und der lebenslustige junge
Herr Lutz. Vergeblich suchen sie ihn. Sie senden ihre Knechte zurück, sie ver-
kaufen ihre Pferde, die Baarschaft geht ihnen aus, sie darben. Marschall Henner
findet auf einem deutschen Schiffe, das nach dem Norden segelt, Gelegenheit
zur Ueberfahrt; der junge Herr Lutz bleibt, um seinen Herrn zu suchen.
Uebcr Thüringen sind schwere Zeiten hereingebrochen. Das lachende
Land ist durch Mitzernien und Sturm verwüstet. Der Landgraf, der strenge
Zucht hielt, ist im Kreuzzuge gefallen, die Landgr^fin ist in ein Kloster
gegangen. Ihr unheimlicher Beichtvater, der fanatische Magister Konrad
von Marburg, übt einen heillosen Einfluß aus. Die kleineren Herren
g<statten sich, da sie die starke Faust des Landgrafen nicht mehr fühlen, alle
erdenklichen Uebergriffe. Das herrenlose Gut Ivos verkümmert und wird
beraubt. Herr Ivo gilt auch in der Heimat als todt.

Tu bringt ein frommer Bruder, der aus dem Morgenlande heimlehrt,
der Tochter des Richters, Friderun, ein Andenken von Ivo, — den untrüglichen
Beweis, daß er noch am Leben ist. Ivos Iugendgespiclin zieht mit der
Erlaubniß des Vaters von bannen, trifft in Augsburg mit Hedwig von Meran
zusammen und dringt, ausgestattet mit einer Empfehlung von der hohen Frau,
bis zum Kaifei, dem sie Kunde giebt, daß der Held Ivo noch am Leben ist.
Aber auch Herr Lutz hat feine Zeit nicht verloren. Er hat festgestellt,
daß Ivo von dem Stamme jenes ermordeten Gefangenen festgehalten wird,
weil er den Namen des Mörders nicht angeben will. Lutz gelobt, daß er
den Frevler noch aussindig machen und an ihm Rache nehmen werde. Das
Messer, das an jenem verhiingnißvollen Tage in Ivos Brust gebohrt und
bei dem tödtlich Verwundeten aufgefunden worden war, wird Herrn Lutz
übergeben, und Ivo wird nun aus feiner Haft befreit. So verlassen denn
die beiden Landsleule das Morgenland. Am Hofe des Kaisers treffen sie
mit Friderun zusammen. Der Kaiser erkennt in dem Messer die Waffe feines
Neffen, des Grafen von Meran, und der Graf, der auch gegen den Kaiser
verrütherische Pläne geschmiedet hatte, wird getödtet. Lutz wird so des
Rächeramtes, das er gelobt hatte, enthoben.
Ivo, Friderun und Lutz ziehen der Heimat zu. Nie kindliche Zuneigung
Frideruns zu Ivo wandelt sich allmählich zu einer uneingestandenen Liebe.
Ivo selbst merkt es nicht; er liebt die Gespielin seiner Jugend nur wie ein
Freund und Bruder.
In seiner Heimat muß der Todtgeglaubte sich seine Rechte wieder-
erkämpfen. Nie Zeiten sind schwer und drückend. Die fanatisirten Mönche,
an ihrer Spitze der unheimliche Magister Konrad von Marburg, verrichten
im Namen des dreieinigen Gottes die eutfetzlichsten Giäuelthaten. An allen
Ecken lohen die Scheiterhaufen auf, welche die Ketzer verbrennen.
Ein lichter Freudentag kommt für Iva in dieser trüben Zeit. Die durch
den Tod des Grafen von Meran freigewordene Hedwig, die Nichte des
Kaisers, kommt mit fürstlichem Gefolge zu ihrem treuen Ritter und Minne-
sänger, um ihm mit ihrer Hand den Lohn zu bringen. Schon winkt das
höchste Glück dem, der in langen Jahren treu, verschwiegen und sittsam
seiner Dame gedient hat: er wird die Nichte des Kaisers, wird Hedwig als
Ehegattin heimführen. Da kommt durch einen Boten aus Friemar die
llnglückstuude, daß die Pfaffen den Richter Bernhard und Friderun ergriffen
haben und als Ketzer auf den Scheiterhaufen binden »vollen — Friderun,
seine freundliche Gespielin, sie, die für ihn vom sichern Herd des Vaters
durch Noth und Gefahr zum Kaifer gegangen ist! Und sie soll er dem
Fanatismus der Mönche preisgeben? — Er läßt die Pferde fatteln, er wirft
das Eifenhemd über, er greift nach dem Schwerte. Hedwig beschwürt ihn:
.,Verlaß mich nicht in dieser Stunde. Nicht Deinen Gast tränkst Du, wenn
Tu jetzt von mir scheidest, sondern ein Weib, welches mit Liebe im Heizen
zu Dir tam^. — ,Auch ihr könntet mich nicht lieben und nicht ehren, wenn

ich treulos handelte gegen meine Freunde'. — Und wieder faßte Hedwig ihn am Arm und rief mit blitzenden Augen: ‚Willst du der Nichte des Kaisers Schimpf anthun in deinem eigenen Hause, um die Bauerndirne zu retten?'"
Ivo reißt sich mit Gewalt von der schönen glänzenden Fürstin und eilt der bedrängten Magd zu Hilfe. Er überfällt die Mönche mit den Seinen und bringt den Richter und Friderun auf sein Schloß. Hedwig ist, ohne Abschied zu nehmen, davongegangen.
Die Vurg wird von den Leuten des Meisters Konrad umringt. Ivos Mannen wagen es nicht, dieselbe zu vertheidigen, da ihnen die Mönche mit ewiger Verdammniß gedroht haben. Getreu bleiben nur der Marschall Henner und der junge Herr Lutz. Da die von den Pfaffen geforderte Uebergllbe verweigert wird, so zünden diese die Burg an allen vier Ecken an.
Da, in der höchsten Noth, sprengt ein Bruder vom deutschen Hause heran und ruft zu Ivo hinüber, daß er dem Verderben entgehen werde, wenn er sich den Brüdern vom deutschen Hause anschließen und mit ihnen gegen die Preußen ziehen wolle. Als Ivo mit seiner Antwort schwankt, wirft sich Friderun im überströmenden Gefühl der Liebe in seine Arme und sagt dem geliebten Manne: „Hast Du den Willen, in den Flammen zu sterben, so will auch ich nicht leben". Ivo umschlingt die Magd und küßt sie auf den Mund.
Darauf ruft er dem Bruder zu: „Ich will mit euch leben".
Mit den Brüdern ziehen Ivo und Friderun nach dem heidnischen Preußen.
Der sterbende Henner hat ihm die Sorge für die „Kummervollen", welche er zurückläßt, anempfohlen. Ivo siedelt sich an der Weichsel an als schlichter Burgmann von Thorn.

IV. Markus Aönig.

5. und 6. Markus und Georg Aönig.

Die Handlung beginnt im Jahre 1519 und endigt im Jahre 1530.
Die gewichtigsten Ereignisse vollziehen sich in Thorn. wohin Ivo sein Geschlecht verpflanzt hat. Zum Schluß führt uns Freytag wieder nach dem alten Stammlande, und fogar auf die alte Stammburg, nach der thüringisch«! Beste Koburg zurück, der alten Idisburg.
Die Nachkommen Ivos haben in ihrer neuen Heimat Rang und Stellung gewonnen. Die Enkel erinnern sich noch, daß ihr Stammherr aus Thüringen gekommen ist; aber an dessen königliche Abstammung haben sie leine Erinnerung bewahrt. Der Beiname, der ihre Würde bezeichnet: der König, ist zum schlichten Familiennamen König geworden; aber die Familie König ist, wie gesagt, hochansehnlich in Thorn. Sie hat auch dem deutschen Orden einen Hochmeister Ludolf König (eine historische Figur, gewählt am 6. Januar 1342, dankte ab 14. September 1345) gegeben.
Den Mitgliedern der Familie König weiden noch bei festlichen Anlässen besondere Auszeichnungen erwiesen: der Bannerträger schwenkt vor ihrem

Hause das Banner; sie weiden in der Marienkirche beigesetzt. Die Königs
sind sammt und sonders entschiedene Vertreter der deutschen Sache gegen die
Polen. Der Vater des Markus König fällt als deren Opfer. Die Polen
verurtheilen ihn zum Tode. Als er das Schaffot besteigt, hebt er den
Knaben Markus auf das Gerüst, küßt ihn und sagt ihm leise in's Ohr:
„Du wirst mich rächen, Markus". Diese Worte haben sich tief, tief in die
Seele des Knaben eingegraben. Der Ruf nach Rache erfüllt das ganze
Dasein von Markus König. Rache zu nehmen an den Polen, die seinen
Vater getödtet haben und sein Vaterland vernichten, — das ist das Ver-
mächtnis;, das Markus angetreten hat und dem er sein ganzes Leben weiht.
Die Rüstung des alten Hochmeisters Ludolf König und .das mit Blut
bedeckte Armesündertleid des Hingerichteten Vaters werden von Markus in
einem geheimnißvollen Schrein aufbewahrt.
Um diesen Rachegedanten zu verwirklichen, arbeitet er Tag und Nacht,
sammelt Gut an, einzig in der Absicht, das Erworbene dem Vernichtungs-
lampfe gegen Polen nutzbar zu machen. Markus ist Wittwer, er hat keine
Geschwister und nur einen Sohn, Georg. Dieser ist in seiner Sinnesart
gänzlich von seinem Vater verschieden. Während Markus ein trübsinniger
strenger Mann ist, der in tiefer Iurückgezogenheit lebt und die Betheiligung
an allen Festlichkeiten von der Hand weist, ist Georg ein echter, lebensfroher,
frischer junger Mann, der alle möglichen muthwilligen Streiche verübt und
dadurch gleich beim Beginn der Geschichte in arge Ungelegenheiten geräth.
Während der Fastnacht beim Mummenschanz hat er den Mönchen einen
Schabernack gespielt und ist mit einem Polen in Conflict gerathen. Bei
diesem Auftritt hat er auch ein junges Mädchen gesehen, die Tochter eines
als Gelehrter geNeideten kleinen Herrn, die ihm sehr gefällt. Von einem
der städtischen Oberen dem Vater verklagt, wird er von diesem mit Haus-
arrest bestraft. Während der Einsamkeit denkt er noch immer an das hübsche
Mädchen. Mit diesem trifft er bald »nieder zusammen. Der gestrenge
Vater Markus findet, daß sein Sohn nicht genügend in der lateinischen
Sprache gebildet ist, und er ersucht daher den gelehrten Magister Fabricius,
Georg lateinische Stunde zu geben; dieser Magister ist der Vater des Mädchens.
Größer als die Sorge um den ausgelassenen Sohn ist die. welche den
alten Markus wegen der Zukunft des Teutschthums bedrückt. Der deutsche
Orden ist durch die Verlotterung, die Unfähigkeit und den Hochmuth der
Brüder allmählich ganz in Verfall gerathen. Selbst in guten deutschen Herzen
birgt sich eine stille Sehnsucht nach Befreiung von dieser widerwärtigen
Wirtschaft, sei es sogar durch die Polen. Nur Markus wankt nicht einen
Augenblick in seiner deutschen Gesinnung. Ter neue Ordensnieister, Mark-
graf Albrecht von Brandenburg, gilt als ein Mann von reinen Sitten, von
festem Charakter und von staatsmännischer und kriegerischer Begabung. Auf
ihn setzt Markus König seine ganze Hoffnung. Der Ordensmeister besucht
Thorn und steigt bei Markus König ab. Markus vertraut dem jungen

Ritter Alles, was ei auf dem Herze» hat. Er öffnet seine Schatzkammer, zeigt ihm eine Truhe voll gemünzten Goldes und sagt zu seinem Gaste: „Das ist gesammelt, uni Eurer fürstlichen Gnade zu dienen; wenn Ihr mir gelobt, zu beharren bei Eurem hohen Vorsatz, dem Orden auf's Neue eine geehrte Herrschaft zu erwerben und eher zu sterben, als ein Vasall der Polen zu werden. Der Kaufmann verpfändet Euch seine Habe, Ihr setzt dagegen Ehre und Leben". Durch Handschlag wird das Bündniß zwischen Ritter und Patrizier abgeschlossen.

Georg hat sich in die Tochter des alten Fabricius bald ganz regelrecht verliebt. Unter dem heuchlerischen Vorwande der Gelehrigkeit nimmt er jede Gelegenheit wahr, um mit Anna zusammenzukommen. Seine Mitschüler veranlassen den Magister und dessen Tochter zu einer lustigen Partie auf ein Gut des alten König, und bei dieser Gelegenheit tritt eine Figur auf den Schauplatz, deren Name uns von einem früheren Roman her bekannt ist: der lange Laudjuuter, Henner von Ingersleben geheißen — einer jener herunter-gekommenen Adligen ohne feste Stätte, die sich als Einlieger bei Andern durch das Leben hindurchabenteuern.

Während sich die harmlose Liebesgeschichte zwischen Georg König und der Magisterstochter Anna Fabricius abspielt, werden die Zeiten für Thorn immer düsterer. Die Pfaffen uud Polen, die in dem in Thorn verweilenden Könige von Polen eine feste Stütze gewonnen haben, üben eine immer un-heimlicher weidende Herrschaft aus; und als von Wittenberg her der Widerhall der gewaltigen Lehre von Martin Luther zwar noch undeutlich, aber doch immerhin schon wahrnehmbar, bis zu den Ufern der Weichsel dringt, gehe» die Pfaffen mit verschärfter Willkür und Grausamkeit vor. Bei einem Buch-händler werden ketzerische Schriften aufgefunden. Der gedruckte Teufels-kram soll auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden. Der Magister Fabricius, der gelehrte und aufgeklärte Mann, compromittirt sich bei dieser Exccution. Derselbe Pole, mit dem Georg zur Fastnachtszeit den ärgerlichen Auftritt gehabt hatte, commandirt die Sicherheitswache, die um den Scheiter-haufe» aufgestellt ist. Er befiehlt die Verhaftung des Magisters. Da stürzt Georg dazwischen und schlägt den Polen zu Boden. Allgemeiner Tumult. Georg weiß ganz gut, was ihm nun bevorsteht. Er will flüchten, wird aber aufgegriffen und in den Kerker geworfen. Aus dem Raum, in dem er in Gewahrsam gehalten wird, führt, wie nur einigen Familien der Rathsherren durch Tradition bekannt ist, ein verborgener Gang in's Freie. Ei» weniger Hochgestellter weiß auch darum: der spitzbübische, aber treu ergebene Hausknecht des alten Markus König, Dobise, der „letzte alte Preuße", wie er sich nennt. Dobise rettet seinen jungen Herrn und bringt ihn außer-halb der Stadt zu Schiff. Dort ist auch schon der bedrängte Magister Fabricius mit seiner Tochter geborgen, und so entkommen sie der Rache der Polen. Das Schiff geht i» der Nähe von Elbing an's La»d. Dort wird es von zwei verschiedenen Landsl»echtshaufen erbeutet, und diese theilen sich in

den Raub. Georg mit Anna lommen zu dem einen, in preußische» Diensten
stehenden, Magister Fabricius zu dem andern Haufen, der den Polen dient.
Die jungfräuliche Sicherheit Annas erscheint unter diesen neuen Ver-
hältnissen leidlich gefährdet. Nur ein Mittel giebt es, die Tochter des Herrn
Fabricius vor der Schande zu retten. Wenn Georg bei den Landsknechten
Dienst nimmt und als Fähnrich dem Haufen vorangeht, so soll es ihn, gestattet
sein, Anna nach Landslnechtsbrauch zu freien, und alsdann foll Anna als
eheliche Gattin respectirt weiden. In dieser Zwangslage kommt die Ehe
zu Stande, die zunächst einen rein platonischen Charakter bewahrt. Junker
Georg merkt nur an der größeren Pflege, die ihm zu Thcil wird, — seine
Kleider werden gestickt und säuberlich gebürstet, und eine warme Morgen-
suppe erwartet ihn, wenn er die Augen aufschlägt — daß er mit Jungfrau
Anna ehelich verbunden ist. Anna selbst übt auf die Landsknechte und deren
wilden Nachwuchs eine heilsam pädagogische Wirkung aus. Sie liest den
bärtigen Männern die heiligen Geschichten vor und erzieht die Kleinen.
„Wie Kletten hingen ihr die Kleinen den ganzen Tag an, auch jetzt lagerte
der Haufe, blauäugig, rothbäckig, mit brauner Haut und hellen Haaren um
sie herum, die jüngsten spielten vor ihren Füßen im Sande und verfertigten
unermüdlich kleine Backöfen, während ihre Väter die großen einschlugen, einige
größere Mädchen saßen dicht bei ihr, eifrig mit der Nadel beschäftigt".
Dem alten Magister ist es bei dem anderen Haufen der Landsknechte
gar trübselig ergangen. Er kommt frei: an dem alten kampfunfähigen
Manne ist den Knechten nichts gelegen. An Anna läßt er die Kunde ge-
langen, daß er nun kommen werde, um sie heim zu holen. Das wird für
Anna entscheidend. Sie bindet sich nun für's Leben an Georg und wird
dessen wirtliche Ehefrau.
Die beiden Haufen der Landsknechte haben sich bisher aller Feindselig-
keit gegeneinander enthalten, da sie Beide von ihren Herren keinen Sold
empfangen haben. Dieser Waffenstillstand nimmt ein Ende, als die Polen
ihren Leuten den rückständigen Sold auszahlen. Die befriedigten Söldner halten
es für eine Pflicht der Anständigkeit, ihren Gesellen mitzutheilen, daß sie
wieder zum Dreinschlagen verpflichtet sind, und fordern die preußischen auf,
den, Kampf entweder aus dem Wege zu gehen, oder sich darauf vorzubereiten.
Der Trupp, bei dem Georg Fähnrich ist, entscheidet sich für das Letztere.
Da nun eine Entscheidungsschlacht bevorsteht, schickt Georg seine Frau und
seinen Schwiegervater fort. Fabricius, der die Anerkennung der Ehe von
Seiten des alten Markus König verlangt, läßt Anna in Elbing, geht nach
Thorn und trifft mit Markus König zusammen. Der stolze katholische
Patrizier, der dem Magister das Unglück seines verwilderten Sohnes zum
Vorwurf macht, verweigert seine Einwilligung zu der Ehe mit der Tochter
des unvermögenden, protestantisch angehauchten Gelehrten.
Die Schlacht zwischen den beiden Haufen der Landsknechte wird geschlagen.
Die in polnischen Diensten stehenden erhalten Succurs durch eine Schaar

polnischer Reiter. Die Deutschen weiden gänzlich auf's Haupt geschlagen und vernichtet. In den» Gemetzel fällt auch der lange Henner von Ingersleben. Georg wird von einem rachsüchtigen Landsmann die Hand abgeschlagen. Er bricht auf deni Schlachtfelde zusammen, wird aufgelesen und kommt in die Dienste des Hochmeisters Nlbrecht, der in Deutschland herumfährt, um Unterstützung der deutschen Fürsten für den Orden gegen die Polen zu gewinnen. Der Hochmeister stößt überall auf verschlossene Thüren. Nlbrecht sieht ein, daß es ihm mit Hülfe der Deutschen nicht gelingen kann, den Orden als Schutzwall gegen das Slaventhum aufrecht zu erhalten. Der weitsehende Politiker erkennt nur einen Weg zur Rettung: er tritt dem neuen Glauben bei und leitet mit dem Könige von Polen Unterhandlungen ein. Diese führen dahin, daß der Orden säcularisirt, daß Friede zwischen Preußen und Polen geschlossen, ein Polen lehnspflichtiges erbliches Herzogthum Preußen errichtet, dessen erster Herzog Markgraf Nlbrecht wird. Albrecht ist somit dem Buchstaben des mit Markus König feierlich abgeschlossenen Tractates untreu geworden, und Markus besitzt lein Verständniß dafür, daß dadurch der Sinn dieses Vertrages zu Ehren kommt. Er erblickt in dem Polen lehnspflichtigen Herzoge einen Treubrüchigen und Verräther, und die letzten Tage seines Lebens will er der Erfüllung jener Aufforderung nach Rache widmen, die sein sterbender Vater ihm ins Ohr geraunt hatte.

Nach geraumer Zeit trifft Georg mit seinem Weibe Anna und seinem Kinde wieder zusammen. Das Wiedersehen ist unbeschreiblich rührend. Magister Fabricius macht aber jetzt einige Schwierigkeiten, die Ehe, die von dem alten Markus König nicht anerkannt ist, seinerseits zu sanctioniren. Kein Geringerer als vi-. Martin Luther soll die Streitfrage entscheiden. Dem alten Markus wird durch die Beredtsamteit des Reformators die Zustimmung zu der Verbindung Georgs mit Anna abgerungen; Markus aber, der fein Heim in Thorn ausgegeben hat, wendet sich finster von den Seinigen ab, um das Gelübde zu erfüllen, das er in einer für Georg verhängnißvollcn Stunde geleistet hat. Er macht eine Wallfahrt nach Compostella. Georg König läßt sich in Frankfurt am Main als Kaufmann nieder.

Uebcr Jahr und Tag lehrt Markus nach Deutschland zurück. Er hat feinen Sohn aufgesucht; die Tröstung, die er von der katholischen Kirche erhofft hatte, hat er nicht gefunden; denn sein Herz ist dem obersten Gebote des christlichen Glaubens, dem Feinde zu vergeben, nicht gefügig. Georg führt den Alten zu demselben edlen Manne, der seine Ehe mit Anna eingesegnet hatte. Diesem soll er sich anvertrauen. Dem vr, Luther beichtet Markus: Herzog Albrecht, der Treubrüchige, der sich den Polen unterworfen hat, ist sein Todfeind. Mit eindringlicher Beredtsamkeit vcrtheidigt Luther das Verhalte« des Herzogs. Er zwingt den grollenden Kaufmann zu der Anerkennung, daß Alles so, wie es geschehen, zum Besten der deutschen Sache geschehen ist. So wird das Ende des Markus König, dessen ganzes Leben durch den Gedanken der Rache an den Polen, der Rache an dem wort-

brüchigen Hochmeister verfinstert worden ist, durch ein mildes versöhnendes Licht verklärt, Angesichts des großen Reformators Luther stirbt er auf der Beste Koburg, die in heidnischen Zeiten die Idisburg genannt wurde.

V. Z>ie Geschwister.

?. Bernhard Rönig. „Ver Rittmeister von Altrosen".

Die Handlung spielt im Jahre 1647 und 48. „Seit fast dreißig Jahren loderte das Kriegsfeuer im Lande, es war zuerst hie und da auf- gebrannt, dann war es zu einer ungeheuren Brunft geworden, welche mit feuriger Lohe über das ganze Land lief, mit heißem Dampf jede Brust beengte und schonungslos Leib und Seele der Lebenden zerstörte. Jetzt war die Flamme Neiner geworden, aber sie flackerte bald hier, bald dort in die Höhe, wo sie unter den Trümmern noch Nahrung fand, «nd Niemand war start genug, ihr zu wehren, ja die Fremden schürten, wahrend sie vom Frieden sprachen, unablässig in der Gluth".

So schildert Freytag selbst die Zeit, in der dieser Theil der „Ahnen" spielt. Die alten Reiterregimenter des Herzogs Bernhard von Weimar, darunter das Regiment Alt-Rosen, haben sich von dem französifchen Befehls- haber Turenne, der wortbrüchig gehandelt hat, losgesagt und sind nordwärts an den Main gezogen. Da die Offiziere bei Turenne geblieben sind, haben die patriotischen Abtrünnigen aus ihrer Mitte ihre Führer gewählt, und der schlichte Bürger Wilhelm Hempel ist jetzt ihr General. Der Marschall selbst entsendet ein Schreiben an die Regimenter, in welchem er sie zur Rückkehr unter die französischen Fahnen auffordert. Der deutsche Offizier Reinbold überbringt dasselbe. Turenne bietet Pardon und zwei Monat Sold, wenn sie auf der Stelle zurückkehren; aber die deutschen Soldaten weisen einstimmig das Anerbieten zurück. Da das Häuflein erkennt, daß es sich einem starten Befehlshaber unterstellen muß, so beschließt es, sich au den Herzog Ernst von Sachsen-Gotha zu wenden, und entsendet den Rittmeister von Alt-Rosen, Bernhard König, zu dem frommen und edeln Herrn.

Bernhard König ist der Sohn eines fräntifchen Kaufmanns, der von Frankfurt nach Nürnberg gezogen ist. Die Familie ist also etwa hundert Jahre, von Georg Königs Niederlassung an, in Frankfurt geblieben. Seine Schwester Regina, ein zartes, kränkliches Mädchen, das im Schlafe fromme Reden hält, und Gottlieb Stange, ein Kriegsmann mit großem Schnauzbart, der schon unter Gustav Adolf als Kanonier gedient hat und jetzt zum Lieutenant erwählt ist, fowie der Troßbube Pieps, ein übermüthiger, aber gewandter und untergebener Junge, begleiten ihn. Auf der Fahrt, die durch mancherlei Beschwerlichkeit unterbrochen wird, trifft Bernhard mit einem selt- samen Mädchen zusammen, der Tochter eines mährischen Pfarrers, Jungfer Judith Müring, die mit Ehrfurcht, aber auch mit einer gewissen Scheu von ihrer Umgebung betrachtet wird, die viel Gutes thut, deren gehcimnißvolles

Wesen aber auch auf die abergläubischen Lcmdleute unheimlich wirkt. Bei dieser finden Bernhard und die Seinigen gastfreie Aufnahme, und ihrem Schutz überläßt Bernhard die Schwester, als er zum Herzog geht. Das eigenthümliche Mädchen hat einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und auch sie wird von dem edlen Wesen und der männlichen Gestalt des Rittmeisters mächtig angezogen.

Der bedächtige Herzog muß aus politischen Gründen die dargebotene Unterstützung der Weimar'schen Regimenter ablehnen. Regina aber wird durch seine Vermittlung bei dem Schlußftrediger untergebracht. Der Licentiatus Hermann wird von ihm zum Hause der Judith entsandt, um die Jungfrau zu dem geistlichen Herrn zu geleiten.

Während nun Schreibereien zwischen den Reitern und dem schwedischen Feldmarschall Königsmark ausgetauscht werden, macht Bernhard der Jung» frau Judith noch einen Besuch. Die keimende Neigung entfaltet sich da zu voller Blüthe. „Während das Abenddunkel in das Gemach drang, öffneten sich zwei Herzen wie zwei volle Knospen, welche die rosigen Blätter gegeneinander entfalten". Um Mitternacht zieht Judith aus — denn es ist eine heilbringende Nacht, — um Wundertriiuter zu pflücken, gefolgt von Bernhard, der während dieser geheimnißvollen Handlung zu schweigen gelobt hat. Ein übelwollender Mann, der Schreiber des Dorfes, der selbst mit begehrlichen Blicken auf Judith geschaut, hat sie dabei beobachtet.

Der schwedische Feldmarschall Königsmark nimmt die Weimar'schen Regimenter, allerdings unter harten und den Stolz Einzelner schwer tränkenden Bedingungen, in seinen Dienst, und Bernhard, der geschworen hat, daß er seine Soldaten nicht verlassen werde, muß sich schweren Heizens von der Jungfrau Judith, die er durch einen K»ß zu seiner Braut gewonnen hat, trennen. Den Troßbuben Pieps, der der Zucht durch ein edles Weib sehr bedürftig erscheint, läßt er unter ihrer Obhut zurück. Regina findet in der Familie des frommen Herzogs selbst liebevolle Aufnahme, und zwischen ihr und dem Licentiaten Hermann erwächst ein immer vertraulicheres Verhällniß.

Bernhard gedenkt der fernen Lieben. Da kommt eines Tages athemlos, keuchend und schnaufend Pieps daher. — graden Weges aus dem Thüringer Walddorf zu dem Lager des Schweden. Er hat ein Pferd zu Schanden geritten, er ist davon gestürmt wie ein Wahnsinniger. Er bringt seinem Herrn, Bernhard, die Nachricht, daß Judith von dem Schreiber der Hexerei angeklagt, vor die Richter gestellt und in ihrem Hause gefangen gehalten wird. Bernhard, sein getreuer Gottlicb Stange und Pieps eilen so schnell, wie menschenmöglich ist, dem Unglücksdorfe zu. Bernhard l,ält noch kurze Ansprache bei seiner Schwester, die ihm vergeblich von dem unvorsichtigen Beginnen abräth; Bernhard, treu bis in den Tod, läßt sich durch nichts Anderes bestimmen als durch die Mahnung seines Gewissens, daß die Freundin seines Herzens in Todesgefahr ist, und daß er sie retten

muß. Die Nachen des Hauses, in dem Judith gefangen gehalten wird,
werden überwältigt, das Haus wird in Brand gesteckt, und in dem allgemeinen
Tumult rettet Bernhard die Geliebte.
Bernhard, der sich einen Urlaub hat bewilligen lassen, hat Judith
heimgeführt, und inzwischen ist auch Regina die Frau des Pfarrers Hermann
geworden. Ein Jahr ist etwa dahingegangen, Bernhard nennt schon einen
lachenden kleinen Erbeil sein; er lehrt nach Ablauf des Urlaubs zu seinen
Getreuen zurück. Er kommt nach Prag in ein fürstliches Quartier und ver-
einigt sich dort mit Weib und Kind. Die Kunde tommt, daß die Schweden
und der Kaiser endlich Frieden gemacht haben. Bernhard übergiebt die
Compagnie der Sorge seines alten Freundes Gottlieb Stange und führt sein
Weib den Bergen zu. Unterwegs werden sie von einem Beritt kaiserlicher
Reiter überfallen, Bernhard und die „Hexe aus Thüringen" werden erschossen.
Ter Meuchelmörder ist jener Reinbold, der die Aufforderung von Turenne
überbrückst hatte und unliebsam von Bernhard behandelt worden war —
derselbe, der einst Judith zu entehren versucht hatte. Den Verräther selbst
streckt eine Kugel aus dem Rohre des kleinen Pieps darnieder. Pieps und
Gottlieb Stange nehmen das Kind und bringen es zu Regina, der Schwester
Bernhards, die mit ihrem Gemahl in einem Kirchdorf bei Gotha lebt. „Der
Rittmeister und sein Weib sind dahin. Ich denke, es war die letzte Kugel
welche sie traf, als der Friede eingeläutet wurde. Das Kind hat der
Fcldprediger getauft, es heißt, wie mein Herr hieß".

8. Friedlich König, „Ver Freikorporal bei Markgraf Albrecht".

Jener Knabe, der in der Wiege seine Eltern verloren hatte und als
Säugling in das Haus seiner Tante Regina gebracht worden war, ist Pfarrer
in Thüringen geworden. Er ist zu Beginn dieses Romans (1721) längst
gestorben, aber sein Sohn, Bernhard Georg König lebt noch als rüstiger
Mann. Auch dieser hat Theologie ftudirt und ist Geistlicher bei einem deutschen
Regiment? gewesen. Er hat die Tochter eines wohlhabenden Leipziger Kaufmanns
geheirathet und lebt nun als glücklicher Vater zweier Kinder im Winter in
einer kursächsischen Stadt, im Sommer aber auf einem benachbarten Rittergute,
ein ordentlicher, vermögender Mann. Der älteste Sohn, Friedrich, sieht dem
Vater ähnlich, er ist blond, sehr groß und kräftig; der jüngere, August, ist
zierlicher von Gliedern und ähnelt der Mutter. Friedrich ist ein stiller, fleißiger
Knabe, der den theologischen Sinn der Vorfahren überkommen hat; August
ist voll muthwilliger Streiche, Beide sind gut geartete Kinder. Im Hause
der Eltern verkehrt eine verwittwete Majorin von Vorsdorf mit ihrer Tochter
Dorothea. Wie natürlich, verlieben sich die beiden unerwachsenen Jungen in
das hübsche Kind. Friedrich ist zurückhaltender, August lecker, und es scheint,
als ob die Neigung Dorchens sich für den Verwegneren und Jüngeren entscheide.
Indessen die Kinder, die heranwachsen, weiden bald von einander getrennt.
Dorchen reist zu einer Verwandten nach Polen. Der alte Herr König, der

in seinen Familienpapieren eine Andeutung darauf gefunden hat, daß seine Vorfahren einst in Thorn gelebt haben, giebt ihr einen Brief an den Consul Rösner von Thorn mit, damit dieser Erkundigungen über die Familie König anstelle und ihm melde, was er etwa in Erfahrung bringe. Für die Jünglinge ist die Zeit gekommen, einen Beruf zu wählen. Friedrich hat die Schule absolvirt und wird Theologie studiren, während August, der Soldatenblut in sich hat, für den Militärstand sich entscheidet und zu strenger Zucht nach Preußen geht, wo der Soldatenlönig Friedrich Wilhelm I. seine ganze Aufmerksamkeit auf die Begründung eines starken, wohldisciplinirten Heeres richtet.
Als Friedrich Abschied von den Seinigen nimmt, wird es ihm gar schwer um's Herz. Jetzt erst gesteht er sich, wie zärtlich er für Torchen empfunden, und wie er die Qualen der Eiferfucht gegen feinen Bruder in sich niedergekämpft hat. Vor der Stadt, in der Nähe von Dorchens Wohnung, macht er Rast und giebt sich seinen bittersüßen Gefühlen willig hin. Da kommt Dorchen des Weges. Sie hat Fritz erblickt und will ihm noch einmal Lebewohl fügen. Die reizende Scene zwischen den Beiden läßt erkennen, wie zärtlich lieb sie sich haben. Sie sagen sich auch, daß sie einander gut sind, aber sie sind eben noch zu jung, um einander zu gestehen, daß sie sich lieben. Beide küssen sich unschuldig wie Kinder zum Abschied, und Dorchen weint an seinem Halse.
August tritt bei dem Regiment Markgraf Albrecht, das in einer kleinen märkischen Stadt in Garnison ist, ein. Es bricht eine harte Lehrzeit für ihn an; er hat schweigsam zu gehorchen, selbst dem Unbilligen. Durch ein Abenteuer tritt er zu einem seiner Vorgesetzten, dem Capitain Spieß, in ein näheres Verhältniß. Er ist Zeuge, wie ein junges Mädchen von einem trunkenen Vorübergehenden insultirt wird. Er schlägt den Missethiiter zu Boden, erhält aber gleich darauf selbst einen Schlag vor die Brust und ist nicht wenig erstaunt, als er vor sich den Capitain Spieß sieht, der ihm in dieser fchroffen Weise den Ritterdienst heimzahlt. August meldet den Vorfall in militärischer Weise. Darauf begütigt sich der Capitain alsbald und giebt ihm die Satisfactiun, daß er ihm die Motive des unerklärlichen Auftritts klarlegt. Capitain Spieß hat sich in feiner Jugend als Fähnrich in ein Bürgermädchen verliebt, an dem er, wie er sich ausdrückt, in seiner Leidenschaft nicht ehrlich gehandelt hat. Das Mädchen ist gestorben und hat ihm ein Kind hinterlassen. Er hat feine Tochter erziehen lassen und liebt sie auf das zärtlichste. Er wartet nur auf den Augenblick, da ihm seine Verhältnisse es gestatten, das Kind anzuerkennen. Keiner der Kameraden weiß darum, und der Capitain läßt sich auch von August Stillschweigen geloben. Er will sein Kind vor jeder Bekanntschaft mit Offizieren und Soldaten bewahren, und Korporal König muß ihm in die Hand versprechen, daß er die Bekanntschaft mit Friederiken nicht suchen wird. August hält sein Wort, und dennoch tritt eine gewisse Communication zwischen den Beiden ein. Beide haben einen gemeinsamen Lehrer, und dieser überbringt einem Jeglichen allerlei Mittheilungen vom Andern. August kann der Jungfrau, für die er sich um so mehr interessirt. als er

ihr fern zu bleiben gelobt hat, eine große Freude bereiten. Und so knüpft
sich ein meilwürdiges Verhältnis; zwischen den Neiden, dos ohne persönliche
Begegnung und ohne brieflichen Austausch doch zu einer gegenseitigen freundlichen
Gesinnung sich festigt. Nach einiger Zeit erhält August einen Urlaub, und
als er sich von seinem Capitain verabschieden will, findet er bei ihm Friederiken
in Thränen aufgelöst. Capitain Spieß hat den Auftrag erhalten, als Werbe-
offizier nach Ostfriesland zu gehen. Friederike bleibt in Sorgen zurück.
Ein tiefer, tiefer Schmerz wird August bei seiner Rücklehr in die
Heimat bereitet. Ter väterliche Hof ist abgebrannt, und der Vater, der
sich bei den Rettungsarbciten übernommen, ist, vom Herzschlage getroffen,
plötzlich verschieden. Fritz lehrt auf Beschluß der Seinigen nach Leipzig zu-
rück, um seine Studien zu beendige«! August soll als Beistand bei der
Mutter bleiben. August kommt um Verlängerung seines Urlaubs ein, wird
aber veranlaßt, in seine Garnison zurückzukehren, um die Erlaubnis; zu längerem
Verweilen bei den Seinigen selbst abzuholen. Er erfährt da, daß sein
früherer Hauptmann Spieß bei dem Werbegeschäft erschossen worden ist,
August übernimmt nun, ohne daß er sich nennt, und ohne daß das junge
Mädchen selbst etwas davon erfährt, die Fürsorge für Friederiken. Mit
feinem jetzigen Capitain steht er auf dem schlechtesten Fuße. Dieser überträgt
ihm ein leidiges Commando, und obwohl August seine Pflicht in jeder Weise
erfüllt, macht ihm der Hauptmann bei der Rückkehr wegen einer Sache, an
der er vollkommen unfchuldig ist — der ihm beigegebene Soldat ist desertirt —
so heftige und unverdiente Vorwürfe, daß August sich hinreißen läßt, den
Angriff auf seine Ehre als ungerecht und unvernünftig zu bezeichnen. Der
Hauptmann haut mit stacher Klinge auf ihn ein, stößt die wüthendsten
Scheltworte aus und läßt den Aufsässigen in Arrest führen. Friederike
kommt vor das Fenster seines Gefängnisses und sagt ihm Lebewohl. Sie hat er-
fahren, daß August sie unterstützt; sie dankt ihm; aber sie darf diese Wohl-
that nicht länger in Anspruch nehmen. Sie hat eine Stellung angenommen.
Das Kriegsgericht hat August zu längerer Haft verurtheilt; er wird aber
nach einiger Zeit begnadigt.
Friedrich hat inzwischen misstudirt, er ist Magister geworden. Von
Dorchen sind gar unerfreuliche Nachrichten bei der Frau Majorin von Bors-
dorf eingelaufen. Sie hat ihre Verwandten, bei denen sie sich unglücklich
und gefährdet gefühlt, verlassen und sich beim Bürgermeister von Thorn,
Herrn Zernicke, eingemiethet. In Thorn selbst herrschen so traurige Zustände,
die Sicherheit der Deutschen wird von den frechen Polen fo bedroht, daß
Dorchen nur einen Wunsch hat: nach der Heimat zurückzukehren. Fritz
entschließt sich auf der Stelle zu der großen Reise. Er kommt gerade am
Tage vor dem großen „Blutbade von Thorn" in der alten Stadt an. Die
Polen haben, weil junge Leute sich bei einer Procession Excesse erlaubt haben,
den Bürgermeister Rösner und neun Bürger und Bürgerlinder zum Tode
verurtheilt. Friedlich findet das Fräulein zufällig in demselben Hanse, das

dereinst seinem Vorfahren Markus König gehört hat. Er ist Zeuge der
schrecklichen Tragödie, und als er das Blutgerüst sieht und vernimmt, wie
einer der zum Tode Verurtheilten den Ruf nach Rache ausstößt, da ist es
ihm, als ob er alles das schon einmal erlebt hätte. Der Vater des Markus
König, der auf demselben Platze hingerichtet ist, — jener Vorfahr, von dessen
Existenz Friedrich nichls mehr weiß, — scheint geheimnißvoll auf die Seele des
jungen Theologen zu Wirten. Wiederum mit großen Gefahren bringt er
Dorchen in die Heimat. Der Hausknecht des Hotels hat sich ihm als Be-
gleiter angeschlossen; es ist derselbe Bursche, der dem Bruder August einst
entlaufen war. Friedrich hat wahrend der kurzen und trüben Zeit seines
Aufenthaltes in Thorn auch eine gefährliche Bekanntschaft gemacht: die eines
höflichen Mannes, der sich für einen Reisenden ausgiebl, aber thatsachlich
ein verkleideter Werbeoffizier ist und den großen Mann — denn Friedrich
nützt über zwölf Zoll — als gute Beute betrachtet. Als Friedrich beim
Könige den Urlaub von seinem Bruder erbitten will, recognoscirt ihn der
Werbeoffizier, und es droht dem Theologen einen Augenblick die Gefahr,
wegen seiner körperlichen Größe in das Potsdamer Regiment eingestellt zu
werden. Die Begeisterung aber, mit welcher er von der Thorner Tragödie
spricht, rettet ihn, und der König bewilligt den erbetenen Urlaub für den Bruder
unter derBedingung, daß August zurfestgeschten Frist zurückkehre. „Kommt ernicht,
so kommst Du und trittst für ihn ein. Willst Du mir das versprechen, so sollst
Du ihn haben", sagt der König. Die beiden Brüder kehren zur Mutter zurück.
August wird beredet, in ein sächsisches Regiment zu treten. Er kommt
also um Entlassung aus dem preußischen Dienst ein. Der Markgraf erkennt
die Berechtigung des Abschiedsgesuches an und verfügt die Entlassung. Der
Entlassungsschein ist bereits ausgefertigt und nach Berlin zur höchsten Kenntniß-
nahme gesandt; es wird ihm dies mit dem Bemerken gemeldet, der Schein
werde dem Bittsteller demnächst zugehen. So schreibt der Major, der August
zur Lösung seines Dienstverhältnisses Glück wünscht. Auf Grund dieses
Briefes wird August in die sächsische Armee eingereiht und kommt nach
Dresden. Auch hier macht August bittre Erfahrungen. Da herrscht frei-
lich ein ganz anderes, aber nicht ein besseres Regiment als in Preußen. Hier
ist Alles Günstlingswirthschaft; die schönen Frauen commandiren, und wer
etwas durchsetzen will, hat sich hinter irgend einen Unterrock zu stecken.
Indessen hat er doch auch eine große Freude, er sieht Friederiken wieder;
und nun findet er, ohne um die entehrende Gunst einer der einflußreichen
Damen buhlen zu müssen, eine mächtige Gönnerin in der Dame, bei der
Friederitc Erzieherin ist. Durch diese wird ihm eine schimpfliche Strafe, die
ungerechterweise über ihn verhängt worden war, erlassen. Er sieht Friederiken
öfter und verliebt sich nun ernstlich in sie. Indessen kommt jener Ent-
lassungsbescheid, dessen Eintreffen ihm angekündigt war, noch immer nicht; es
kommt etwas ganz Anderes: die Mittheilung, daß der König den Abschied
verweigert hat.

August hat also eine schwere Strafe zu gewärtigen. Der treue Bruder
Fritz will ihm dieselbe ersparen und stellt sich, ohne den Bruder davon in
Kenntniß zu setzen, dem Könige. Der Monarch ist zunächst sehr ungnädig und
läßt Friedrich auf der Stelle einkleiden. August aber eilt, sobald er Kunde
von den Vorgängen erhält, nach Berlin, um seinerseits sich dem königlichen
Befehl zu unterstellen. Durch Dorchens Verwendung wird Friedlich frei-
gegeben, und der umgestimmte König bewilligt auch den Abschied, den August
erbeten hat. Friedrich tritt bei Markgraf Albrecht als Feldprediger ein und
heirathet Torchen; August aber vermählt sich mit Friederiken, die von ihrem
Oheim, dem alten Magister Blasius, an Kindesstatt angenommen ist und
dadurch die bürgerlichen Ehrenrechte erhalten hat.

Ein Schlußwort erzählt uns, daß August, von einer sächsischen Kugel
getroffen, bei Kesselsdorf fällt. Friedrich, der Pfarrer in einem großen
märkischen Dorfe geworden ist, nimmt die Wittwe mit den Kindern zu seiner Familie.
Friedlich der Große hält vor dem Dorfe und erkennt den großen Feld-
Prediger, der früher im Regiment Markgraf Albrecht stand.

VI. Aus einer Kleinen Stadt.

9. Ernst Rönig.

Die Handlung des ersten Thcils dieses Romans, welcher uns mit der
Geschichte Ernst Königs bekannt macht, umfaßt etwa ein Jahrzehnt, von
1805 bis 1815. Ernst, der Sohn des Kriegsraths König, der Enkel des
Pfarrers Friedrich und der Dorothea von Borsdorf, hat sich als Arzt in
einer ansehnlichen Kreisstadt im Flachlande der schleichen Oder niedergelassen.
In der Nähe der Stadt ist ein Wall, der allgemein als eine Schweden-
schanze gilt, der ober, wie Archäologen feststellen, ein Ueberreft vom Ring-
wnll der Vandalen ist — vielleicht desselben, den einst Ingbert, Ingos Vater
errichtet hatte. Ernst erwirbt sich bald eine große Praxis. Sein ärztlicher
Beruf führt ihn auf einen nahe dein Wall gelegenen einfamen Pfarrhof.
Dort lernt er die einzige noch ledige Pfarrcrstochter, Henriette, kennen und
verliebt sich in sie. Ehe er dazu kommt, um Iettchen zu werben, ereignet
sich ein Zwischenfall, der ihn auf lange Jahre von dem geliebten Mädchen
scheidet, Ter Krieg ist wieder enlbranut, die Franzosen und die ihnen bot-
mäßig gewordenen deutschen Soldaten sind in Schlesien eingebrochen. Der
Pfarrhof wird verwüstet, und rohe Gesellen wollen dem züchtigen Mädchen
die äußerste Schmach anthun. Da springt ein französischer Capitain dazwischen,
reitet das Mädchen und streckt einen der Uebelthäter nieder. Capitain Tessalle,
dies ist sein Name, schützt Iettchen als seine Braut. Die Ringe werden
gewechselt, und alsbald muß der chevalereske junge Mann, dem Befehl seines
Kaisers folgend, weiterziehen.

Henriette ist durch diese unerwartete Verlobung in tiefen Schmerz ver-
senkt. Sie erachtet sich durch den Ring als gefesselt an den Mann, dem sie

die Rettung ihrer Ehre und ihres Lebens verdankt, und der Doctor wagt
es nicht, die alteren und besseren Rechte seiner Liebe geltend zu machen. Es
kommt noch dazu, daß die Beiden auf längere Zeit durch den Zwang der
trüben Zeilverhältnisse von einander getrennt werden. Dr. Ernst König
begiebt sich zum Gouverneur der Grafschaft Glatz, zu dem warmherzigen
Patrioten, Grafen Götzen, der mit nur noch wenigen Getreuen gegen die
Franzosen fest zur deutschen Sache hält.
Durch den Frieden von Tilsit wird die Schmach des Vaterlandes
besiegelt. Noch einmal treffen Henriette und Dr. Ernst König zusammen,
aber es kommt nicht zu einer Verständigung. Dessalle, der inzwischen von
seinem obersten Kriegsherrn in ferne Lande geschickt und avancirt ist, läßt
durch einen befreundeten Franzosen auf den Pfarrhof die Kunde gelangen,
daß er an der Verlobung festhält.
In aller Stille rüsten die Patrioten, die sich mit dem Gedanken, daß
der schmachvolle Friede Deutschlands Geschick für immer bestimmen solle, nie
und nimmer befreunden können, zu neuem Kampf gegen den Fremden. Das
Werk der Vaterlandsvertheidigung wird in der kleinen Sladt am eifrigsten
betrieben von Dr. Ernst König. Die Franzosen erfahren durch Spione, daß
Ernst einer ihrer gefährlichsten Feinde ist, und ohne Rücksicht auf Frieden
und Völkerrecht wird der Befehl ertheilt, den Agitator aufzuheben und in die
Gefangenschaft abführen zu lassen. Von diesem Vorhaben erhält Henriette
Kenntniß. Das tapfere Mädchen macht sich bei Nacht und Nebel auf.
Ohne der Gefahren, die ihr drohen, zu achten, langt sie in aller Frühe in der
Kreisstadt an und theilt Ernst den Plan der Franzosen mit. Ernst entkommt.
Es vollziehen sich die großen Ereignisse. Der unersättliche Napoleon
wird von dem Verhängniß ereilt; der Zug nach Rußland bereitet sein Verderben vor. Unter den in jämmerlichem Zustande aus dem Reiche des Czaren
heimkommenden Franzosen befindet sich auch ein höherer Offizier, der in der
Kreisstadt rasten muß, um ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Dr. Ernst
König trifft mit Dessalle auf diese Weise wieder zusammen. Ernst Pflegt
seinen Feind und stellt dessen Gesundheit soweit her, daß Dessalle, welcher es
verweigert hat, der in der Noth ihm angelobten Braut den Ring zurückzugeben, nach dein benachbarten Pfarrhof sich begeben kann, wo er während
der Zeit seiner Nachkur verweilt. Dessalle lernt nun Iettchen näher kennen,
und seine Liebe, die bisher etwas stark romantisch unmotivirt war, findet
nun eine feste Unterlage. Das edle und hübsche Mädchen macht einen tiefen
Eindruck auf ihn, und er ist ernsthaft bemüht, ihre Gunst zu gewinnen und
von ihr eine freiwillige Bestätigung jener durch die eigentümlichen Verhältnisse herbeigeführten Zwangsverlobung zu erwirken. Aber die Liebe
Hcnriettens zu Ernst tritt ihm feindselig in den Weg. Inzwischen wird
Dessalle durch die kriegerischen Ereignisse abgerufen. Er scheidet, nicht ohne
die Hoffnung, später zu erreichen, was ihm einstweilen noch versagt geblieben ist.
Die Erhebung Deutschlands wird eine allgemeine; auch der Doctor

tritt als freiwilliger reitender Jäger in die Armee. Die kleine Reiter-
abtheilung, zu der er gehört, beunruhigt die Franzosen, die die Festung Erfurt
besetzt haben. Ein kleines französisches Detachement wird van den Jägern
und Husaren überfallen, und Ernst trifft nun noch ein letztes Mal mit Dessalle
zusammen. Als Ernst seinen Feind niedermachen will, stürzt das Pferd des
Franzosen, und dieser wird verwundet. Dessalle wird gefangen genommen. Er wird,
nachdem er sein Ehrenwort gegeben, daß er in diesem Feldzuge nicht mehr gegen
die Deutschen kämpfen werde, entlassen und zieht südwärts, Niemand weiß,
wohin. Henrietten giebt er frei. Ernst heirathet Iettchen, um die er durch
neun Jahre geworben hat. Capitain Dessalle fällt, wie wir später erfahren,
in der Schlacht bei Waterloo.

l.0. Victor Rönig.

Die Handlung beginnt im Jahre 1827 und schließt im Jahre 1854.

Die Ehe, die Dr. Ernst König mit der Pfarrerstochter Henriette geschlossen
hat, verläuft in Heilerkeit, Ruhe und Glück; derselben entsprießen zwei
Kinder, Victor und Katharine, Beide gut geartet an Leib und Seele. Die
Kindheit Victors ist wie die aller andern Kinder. Er macht einige dumme
Streiche, die nichts auf sich haben, er lernt allerhand, und er verliebt sich
als Kind in ein kleines Schauspielerkind, Tina, das einer Wandertruppe, die
gerade in dem Städtchen Vorstellungen giebt, angehört. Er wächst heran,
macht sein Nbiturientenexamen und lommt auf die Universität. Er springt
bei dem Corps der Wandalen ein und wird schließlich erster Chargirter.
Die Vandalen haben beständige Händel mit einem andern Corps, mit den
Thüringern, deren erster Chargirter Richard von Hcnner ist, „aus dem
Hause Ingersleben", wie er sich mit Stolz nennt. Die Neiden contrahiren,
der Vandale und der Thüringer, wie Ingo und Theodnlf. Henner bekommt
einen Schmiß in's Gesicht, Victor einen Hieb auf die Schulter. Die Mensur
wird ruchbar, und da verschärfte Vorschriften gegen die Studentenduelle von
oben gekommen sind, muß Victor die Universität verlassen. Er seht seine
Studien in der Residenz fort, macht sein Doktorexamen und veröffentlicht
ein ästhetisches Werl, das großes Talent verriith und den Namen des jungen
Gelehrten, wenn auch noch nicht in den weiten Kreisen, doch schon zu den
bekannten macht. In der Residenz trifft Victor mit seiner Jugendliebe
wieder zusammen, mit Tina, die mit der Zeit eine bekannte und bedeutende
Schauspielerin geworden ist. Zwischen den Beiden herrscht ein gemüthliches,
kameradschaftliches Verhältniß, das allmählich einen etwas bedenklicheren
Charakter annimmt. Victor verliebt sich in die hübsche und amüsante Künstlerin,
der Erste aus dem Stamme Ingos, ohne die redliche Absicht, das geliebte
Neib durch die Ehe für das Leben zu binden, der Erste mit einer sinnlichen
Regung, die nicht durch die Ehe sanctionirt wird. Es kommt aber nur zu
einigen Küssen. Tina giebt ihm ein Rendezvous für den Abend, und mit
fliegendem Pulse eilt Victor dem verheißenen Glück entgegen. Er kommt

nicht zum Ziele. Es ist der 18. März 1848: die Revolution. Die Kugeln sausen durch die Luft, Victor steht plötzlich hinter einer Barrikade. Auf welcher Seite ist Vaterland und Freiheit — hüben oder drüben? — Er weih es nicht, aber er nimmt die Flinte, die ihm gereicht wird. Da hört er fremde Laute, er hört polnisch und französisch sprechen. Er zerschlägt die Flinte auf dem Pflaster, springt über die Barrikade und läuft in's Ungewisse. In einer Nebenstraße findet er einen Weinkeller offen und flüchtet dort hinein. Hier trifft er als einzigen Gast den langen Henner. Während oben auf der Straße die Landsleute als Opfer ihrer Pflicht, als Opfer ihrer Ueberzeugung oder ihrer Bethörung fallen, discutiren die beiden jungen Leute akademisch das Für und Wider. Dem jungen Gelehrten erscheint Alles, was er bisher geschrieben hat, klein und verächtlich, und er gelobt, daß er fortan seine Kräfte nur für das Allgemeine, für das Vaterland einsehen werde. Das Geschick hat ihn nicht zum Helden mit dem Schwert bestimmt, er wird ein Held der Feder werden. Fort mit der Aesthetil! Sein Wirken soll fortan der Politik geweiht sein. Der junge von Henner bietet sich ihm als Genosse an; und so kommen die beiden Familien wieder zusammen, wie Ivo und der Marschalt Henner, wie Georg König und der Landjunter Henner von Ingersleben, so auch Victor König und Richard von Henner. Und zwischen ihnen wird noch ein engeres und festeres Band geschlossen: Henner wird Victors leiblicher Schwager, er heirathet die liebenswürdige Katharina. An demselben Tage vermählt sich auch Victor mit Valerie von Vellerwitz, einer Gespielin seiner Jugend, der anmuthigen Freundin seiner Schwester.

Das Blatt, das die beiden jungen Schriftsteller begründet haben, prosperirt. Die beiden jungen Paare und Victors Eltern, der nun ergraute Dr. Ernst König mit seiner würdigen Matrone, treffen auf der Beste Koburg zusammen. Da überreicht Henner seinem Schwiegervater die Bibel aus dem Nachlaß eines Fräuleins Hermann (eines weibliche» Nachkommen der Regina König, verehlichten Hermann), — jene Bibel, die Dr. Martinus Luther im Jahre 1530 deni Kaufmann Georg König, dem Sohn des Markus, persönlich gewidmet hat, und auf deren vorgebundenen freien Seiten eine Art von Familienchronik eingetragen ist. Aus dieser kann der einiger seiner Vorfahren noch kundige alte Tuctor ganz genau feststellen, daß jener Georg König, dem Luther die Bibel geschenkt hat, einer seiner Ahnen gewesen ist. Es geht daraus aber auch hervor, daß jener französische Eapitain Dessalle Victors Vetter ist, der Enkel von August König und Friederiken, der Sohu des Pfarrers desselben Namens August König und einer geborenen von Saht aus dem Dorfe Friemar, die jedenfalls von Frida und Frioerun abstammt. August, genannt Dessalle, hat also den Namen seiner Mutter angenommen, als er in französische Dienste getreten ist, und denselben französisirt. So werden durch diese Bibel die Erinnerungen von dreihundertvierundzwanzig Jahren wieder wachgerufen.

Tic Wiedergabe des Inhaltes dies« Romane, welche den Gesammttitel
„Tic Ahnen" führen, läßt die Gesichtspunkte, die den Dichter bei der
Composition geleitet haben, deutlich erkennen. Schon Kreyßig, der das Ende
des Romans nicht mehr erleben sollte, hat nach dem Erscheinen der eisten
Bände scharfsinnig und richtig darauf hingewiesen, wie Gustav Freytag „nicht
auf den fonnigen Höhen unfrei Geschichte, fondern mit Vorliebe in diimmrigen,
fchweren Ucbergangszeiten den Schicksalen und Wandlungen der Ahnen nach-
zugehen liebt".
Die großen und leuchtenden Ereignisse der Weltgeschichte sind tief in
den Hintergrund gerückt und werfen auf die in den Vordergrund gestellten
Figuren nur einen matten, unbestimmten Schimmer. So steht Ingo noch
in der dunkeln Nacht, und kaum der erste Strahl der heraufdämmernden Völker-
wanderung fällt auf ihn. Der finstre Heide Ingraban erhält erst, als er
fast am Ende feiner Thaten angelangt ist, die Erleuchtung durch das Chriften-
thum, das Bonifacius predigt. Immo erscheint, als die Herrlichkeit der
freien Gebieter zusammenbricht, und der höfische Dienst sich herausbildet; Ivo,
als es mit dem romantischen Ritter- und Minnedienft zu Ende geht. Er
macht zwar die Kreuzzüge mit, aber was wir von diesen zu sehen bekommen,
ist ebenfalls nur ein Bild trauriger Verkümmerung. Markus König ist Zeuge
des Verfalls des deutschen Ordens; die Herrschaft der Fremden und Pfaffen,
die Grauet der mordenden, fengenden, brennenden, plündernden Landsknechte
verwüsten fein Vaterland. Auf all den Jammer fällt nur ein fchwachcr
Strahl der gewaltigen Leuchte, die der fchlichte und erstaunliche frühere
Auguftinermönch Martin Luther entzündet hat. Nachdem fast dreißig Jahre
hindurch deutsches Land durch ewigen Krieg verwüstet worden ist und aus
taufend Wunden blutet, rückt Bernhard König, der Rittmeister von Altrosen,
in unfern Gesichtskreis. Die Glocken des Friedens erklingen so zaghaft und
leise, daß wir das schüchterne Gebimmel über den letzten Schüssen, die
Bernhard und sein Gemahl zu Boden strecken, fast überhören. Zur Zeit
des fchroffen und unerfreulichen, wenn auch nützlichen militärischen Drillsystems
wachsen die Geschwister Friedrich und August König heran; von den erfreu-
lichen Segnungen, von den glorreichen Waffenthaten Friedrichs des Großen
gelangt nur nebenher und ganz flüchtig die Kunde zu uns. Als der Enkel,
Ernst König, als Mann wirkt, jammert Deutschland in der tiefsten Erniedri-
gung der Fremdherrschaft, wir fehen ihn bitter leiden unter der allgemeinen
Schmach. Als diese aber Von uns genommen wird, verschwindet Ernst
unfern Blicken. Keiner der großen Helden der Befreiungskriege greift trost-
reich in die Handlung ein. Nur dem jüngsten Sprossen scheint ein günstigeres
Geschick beschieden zu sein. Er ist im rüstigsten Mannesalter, als die Ver-
fassung eingefetzt wird; wenn wir es aber aus der Widmung an die Frau
Kronprinzessin nicht wüßten, aus der Geschichte dieses Letzten des Geschlechts
König, aus der Geschichte Victors, würden wir nie erfahren, daß er die
größten Tage der modernen Geschichte, die Wiederaufrichtung eines geeinten

deutschen Reiches mit dem Kaiser an der Spitze miterlebt, daß er die sieg-
reichen Feldherren von Wörth, Metz, Seban und Paris, daß er den Kanzler
geschaut hat.
Die Composition der eisten Theile ist von denen der späteren sehr
verschieden. „Ingo und Ingraban" und auch noch „Das Nest der Zaun-
könige" sind in breiten und einfachen Zügen entworfen und durchgeführt;
da ist die Einheit des Ortes fast durchgängig gewahrt. Das Ganze ist ein-
heitlich geschlossen, die Linien sind streng, die gewählten Farben absichtlich
abgeblaßt.
In der dritten Abtheilung, „Die Brüder vom deutschen Hause", wird
die Handlung schon mehr gelockert. Die Einheit des Ortes wird aufgehoben;
die breite Schilderung der Scenen im Morgenlande treibt sich gewichtig in
die Haupthandlung ein.
In „Markus König" sind zwei verschiedene Romane ineinandergefügt:
der eine, ohne Liebe, eine Haupt- und Staatsaction mit dem Helden Markus,
der andere, ein Liebesabenteuer, Georg und Anna. Die beiden Theile haben
nur geringen geistigen Zusammenhang, das Unwesentliche tritt namentlich in
dem letzteren, dem Liebesromane, nicht ohne Anspruch auf. Die Einheitlich-
keit der Composition in Bezug auf Handlung, Ort und Zeit ist völlig gelöst.
In dem fünften Bande, der aus zwei Romanen besteht, hat die Handlung
das breite Bett gänzlich verlassen und zertheilt sich in kleine Arme. Scenen
aus dem dreißigjährigen Kriege, Scenen aus dem Garnisonsleben unter dem
Soldatenlönige sind kunstvoll aneinandergereiht und nur durch eine oft rein
zufällige Netheiligung der Helden miteinander geschlossen. Das historische
Gemälde im großen Stile, wie es zuerst vor uns erschienen war, weicht
dem Genrebilde.
Und dies ist in noch erhöhtem Maße der Fall in dem Schlußbande,
„Aus einer kleinen Stadt". Da haben wir viel anekdotenhaften Kleintram,
der nur durch die künstlerisch feine Ausführung und geistvolle Aneinander-
fügung zu einem schönen Ganzen sich bildet. Auf das Weltgeschichtliche, Große
wird immer nur verwiesen als auf das im Hintergrunde Verborgene. Was
wir sehen, sind Kleinigkeiten, und was wir vernehmen, ist das Geschwätz
braver Kleinstädter bei der Kanne Wein, beim Glase Bier.
Den Veränderungen der Composition entsprechend modificirt sich auch
der Vortrag. Derselbe ist zunächst klangvoll, eigenartig und alterthümelnd ;
die Redewendungen sind abgelegen von unserer heutigen Ausdrucksweise,
die Wortstellungen ungewöhnlich. Der Artikel wird oft ausgestoßen, die
charalterisircnden Priidicate sind seltsam. Bisweilen wird die Prosa auch
rhythmisch bewegt und durch unsere älteste poetische Form, den Stabreim,
geschmückt.
Mit Vorliebe spricht der Dichter da von „ruchbaren", „argen", „hart-

milchigen" Leuten; von „Widerbelligem", „Grannigem", „Langlodigem";
einmal spricht Freytag sogar von einer „reisemüden Jacke". Auffällig oft
lehrt das Wort „Gesell" wieder, das in allen möglichen Verbindungen auf-
tritt, als Herd-, Gut-, Blut-, Spiel», Kampf-, Schwur-, Schwert-, Eid-,
Nachtgesell. Wir begegnen auch den „Knaben", die später „Knappen", und
den „Hegissen", die später „Hexen" werden. In den Augenblicken der Be-
geisterung sprechen der Sänger und Ingo in Versen:

„Doch abwärts trieb
Im wirbelnden Strome
Der rothc Drache,
Der siegreiche Held.
Noch einmal sah ich
Den Arm ihn heben
Und schütteln das Banner.
Dann sah ich ihn nimmer".

An einer andern Stelle:

„Dann band sie die Häupter
Mit biegsamer Weide,
Knüpfte die Knoten,
Raunte das Lied
Und bot mir den Bund".

Wie man sieht, ist hier mit „band" und „biegsam". „Knüpfen"
und „Knoten", „bot" und „Wund" der Stabreim in aller Strenge durch-
geführt. Auch Ratiz höhnt Ingralmn in wohlgebauten Versen:

„Aber enge ist sein Schädel,
Startes kann er nicht vertragen.
Hast Du ihn in Vleth berauscht,
Bind ihm tlug das Bein mit Seilen,
Schecr ihm dann das Haar vom Haupte,
Scß iyn uor die Thür der Halle,
Daß die Weiber seiner lachen
Und die Kinder ihn bewerfen".

Freytag hat sich in diesen ersten Theilen in der Mannigfaltigkeit des
Ausdrucks unzweifelhaft absichtlich eine starke Beschränkung auferlegt. Er
wendet daher mit unverkennbarer Vorliebe eine kleine Anzahl von Wörtern
auf jeder Seite an, wie „mahnen", „erweifen" :c. Ebenso gebraucht er nur
Bilder, die dem Thierreich entnommen sind: auf jeder dritten oder vierten
Seite finden wir eine zoologische Trope,

Eine wesentliche Veränderung zeigt die sprachliche Form im dritten Bande.
Ta spukt allerlei welsches krauses Zeug hinein; die alterthümelnde Form
ist noch immer beibehalten. Namentlich ist die uns jetzt deutschwidng
erscheinende Vorstellung des Eigenschaftswortes vor Zeit- und Hauptwort,
die als ungewöhnliche Wendung von schöner poetischer Wirkung sein kann,
hier auch in der schlichten Darstellung fast durchweg in Anwendung gebracht.

Der fremdländische Aufputz nimmt sich recht lustig aus: „Halte Dich courtois", sagt der Marschall Henner zum jungen Lutz, „sprich wenig und florire Deine Rede zuweilen mit einem neuen Wort. Sage nicht Roß, sondern Pferd, und daß Du mir nicht von Roßdecken sprichst, sondern von Couvertüren". Ein andermal sagt derselbe brave Henner zu demselben Lutz: „Ich sorge um ihn, er ist triste und Penfant. Er sieht müde aus, er hat heimliche Maladey".
Im vierten Bande klingt die Sprache der Reformation an unser Ohr. Wir vernehmen mancherlei von „fürnehmen" Herren, von Leuten, die, „lauersam" stehen bleiben oder „auf dem Bassettel eine Musica anstellen". Besonders ergötzlich ist der Magister Fabricius mit seinen spiitlateinischen Flosleln.
Im fünften Bande überwuchert das fremde, namentlich das französische Unkraut. Da ist man „content", da trifft man „Mesuren", um eine „importante" Sache zu erledigen, über die mancherlei „Opinion" besteht. Da sagt der gebildete Licentiatus: „Durch diese Sorglichleit werden herzogliche Gnaden zuweilen übermäßig occupirt und onerirt, und die Specialitäten werben demselben jeweilig zu einem Embarras"; und Regina versetzt: „Ich bitte dm Herren, nicht so vornehm mit mir zu sprechen, ich bin nur das gemeine Deutsch gewohnt".
Die Unsitte des Vermengens überflüssiger Fremdwörter mit der deutschen Sprache erhält sich auch noch im vergangenen Jahrhundert, spukt sogar auch noch in dieses hinein und ist bis zur Stunde noch nicht ganz ausgerottet; aber gleichwohl tritt das Bestreben, die Sprache rein zu erhalten, in den Gesprächen der Helden des letzten Bandes deutlich hervor.
Eine gewisse Eigentümlichkeit, eine besondere Vorliebe für merkwürdige Umschreibungen, für Vornehmheit und Wichtigkeitdes Ausdrucks bei Gewöhnlichem und Nichtigem geht durch das ganze Wert. Die Distel ist das „wehrhafte Kraut", der Hering „die geehrte Fastenspeise", der Bienenstachel „die Waffe unter dem Pelzrock der Honigträgerin", der Kampf „ein Sonnenblink auf fremdem Eifen", das Prügeln: „mit Leder und mit Holz versuchen", das Barometer: „eine torricellische Röhre, welche mit Quecksilber gefüllt und durch die weife Einrichtung der Vorsehung in den Stand gesetzt ist, dem Menschen bisweilen die kommende Witterung anzuzeigen", Ungeziefer: „Unzähliges, was kriecht und springt", Schinken und Wurst: „Gewöhnliches und Vergängliches aus dem Rauchfang".
An diesen Dingen findet Freytag nun einmal besonders Wohlgefallen, und es wäre, wenn man das Gefammtwerk in's Auge faßt, thöricht, ihm diese kleinen Scherze zu verargen.
Der Stil des Ganzen ist von wunderbarer Reinheit und Klarheit. Er ist geschliffenem leuchtendem Krystall vergleichbar. Er ist durchsichtig und glänzend. Er will ungefärbt fein und kühl wie der frifche Quell.
Meisterhaft sind die Schilderungen. In jedem der Romane findet man Darstellungen von leidenschaftlich bewegten, unruhigen oder stimmungsvollen Scenen, die als Muster der Anschaulichkeit in der Schilderung und als Muster des deutschen Stils gelten können.

Ter aufmerksame Leser der „Ahnen" wird bemerken müssen, wie in
den Geschichten der Einzelnen gewisse starte Gemeinsamleiten hervortreten,
die zufällige nicht sein können.
Viermal im Laufe der Zeiten steht das Geschlecht auf zwei Augen.
Ingo, Markus, Georg und Bernhard Konig hinterlassen nur je einen Leibes-
erben, und zweimal ist das Geschlecht aufs äußerste bedroht; denn zweimal
ist der Ueberlebende ein Säugling. Ingo und sein Gemahl Irmgard sterben
unter den Trümmern der zusammenbrechenden Burg, Bernhard und Judith
werden zusammen von Reinbolds Reitern erschossen. Frida, Irmgards
Gespielin, rettet das Kind Ingos, und der Reiterjunge Pieps rettet den soeben
getauften Sohn Bernhards.
Zweimal wird der Held zwischen zwei Weiber gestellt: zwischen die
Herrin und die Niedere, und beide Male entscheidet er sich gegm die Herrin.
Ingo verschmäht Gisela und bleibt seinem angetrauten Weibe Irmgard
getreu bis in den Tod, Ivo verschmäht die Nichte des Kaisers, die Gräfin
Hedwig von Meran, und führt die Bauernmagd Friderun als Gattin heim.
Ingo entführt Irmgard dem Vater, der sie dem Thüringen Theodulf
vermählen will, Immo entführt Hildegard den Mönchen, die ihr den
himmlischen Bräutigam bestimmt haben. Ivo entreißt Friderun den fanatisirten
Mönchen, die sie als Ketzerin verbrennen wollen, Bernhard entführt Judith,
die als Hexe auf dem Scheiterhaufen enden soll.
Viele sterben eines gewaltsamen Todes. Ingo wird von den Trümmern
der Burg begraben, Ingrabans Großvater wird von den Avaren, sein Vater
von den Wenden erschlagen, Ingrabcm selbst wird von den Friesen getödtet.
Der Vater des Markus König wird enthauptet. Bernhard wird von den Leuten
Reinbolds getödtet. August fällt bei Kesselsdorf.
Nie Drei: Georg, Sohn des Markus, Bernhard und August, haben
noch das gemeinsame Loos, daß sie von ihren Landsleuten selbst Schaden
an ihrem Leibe erleiden. Georg wird von einem rachsüchtigen Landsmann
die Hand abgeschlagen, Bernhard wird von seinem früheren Kameraden
Reinbold überfallen und getödtet, und der sächsische Offizier August von einer
sächsischen Kugel hinterrücks erschossen.
Wollte man die Untersuchung des Wertes auf Ermittelung von solchen
Analogien weiter fortsetzen und auf das Einzelne ausdehnen, so würde man
noch zu überraschenden Resultaten gelangen. Nur noch ein derartiger Fall,
ein gelungener Scherz des Dichters, mag hier angeführt werden. Dieser
Fall veranschaulicht in witziger und satirischer Weise die Veränderungen,
welche die Spütgeborenen durch die Veränderungen der Zeit zu erleiden
haben. Der gewaltige Ernst und das Große, das sich dereinst im Leben
der Altvordern» zugetragen hat, kehrt parodistisch wieder im modernen Leben
der jüngsten Nachkommen als harmloser Scherz. Im vierten Jahrhundert
fordert der in seiner Ehre getränkte Vandalenlönig Ingo den Thüringer-
Häuptling Theodulf zum „Nothlampf auf der Aue, den die Sonne nicht

schauen darf"! im neunzehnten Jahrhundert fordert der 8wcl. pnil. Victor König, erster Chargirter bei dem Corps der Vandalen, den Senior der Thüringer, »wcl. ^ir. Richard von Henner, auf „kleine Mühen".

Ueberblickt man alle diese starken Gemeinsamkeiten im Geschick der Nachkommen desselben Stammes, so weist schon die Wichtigkeit der Uebereinstimmungen und die Häufigkeit der Wiederkehr derselben Thatsachen darauf hin, daß es sich nicht um Zufälligkeiten handeln kann. Es liegt den Wiederholungen vielmehr unzweifelhaft eine starke Absichtlichleit, zu Grunde. Die Frage, ob diese Erscheinung etwa nur auf die ungenügende Erfindungsgabe des Dichters zurückzuführen sei, schließe ich als eine thörichtc von der Tiscussion gänzlich aus.

Freytag muß, wenn er nach Jahrhunderten und Jahrtausenden die Enkel dieselben Geschicke erleben läßt wie deren Urahnen, einen ganz bestimmten Zweck im Auge gehabt habeu. Er selbst spricht denselben zwar nicht bestimmt aus; er deutet ihn indessen an, ganz am Schlüsse des letzten Romanes; er gebraucht dabei die Vorsicht, seine Auffassung nicht als einen Grundsatz aufzustellen, sondern nur als eine Hypothese zu geben.

„Vielleicht", sagt Victor, „vielleicht wirken die Thaten und Leiden der Vorfahren noch in ganz andrer Weise auf unsere Gedanken und Werke ein, als wir Lebenden begreifen. Aber es ist eine weife Fügung der Weltordnung, daß wir nicht wissen, wie weit wir selbst das Leben vergangener Menschen fortsetzen, und daß wir nur zuweilen erstaunt merken, wie wir in unfern Kindern weiterleben. Vielleicht bin ich ein Stück von jenem Manne, welcher einst an dieser Stelle (Koburg) von dem Reformator gesegnet wurde, und vielleicht war ich es selbst in andrer Erscheinung, der schon auf diesem Berge lagerte, lange bevor die ehrwürdige Veste gebaut wurde".

Inwieweit diese Tesccndenztheorie, die mit der Darwinschen nichts gemein hat, naturwissenschaftlich haltbar ist, mag hier ganz uneröitcrt bleiben i ihre dichterische Berechtigung hat sie unzweifelhaft.

Es ist ein großer und poetischer Gedanke, dieses unbewußte Fortleben der längst Geschiedenen in den Lebenden, dieses Wciterwirlen des Blutes auf ungemesfene Zeit, diese Verschwisterung einer Art von Seelenwanderung mit der Vererbung durch das Blut. Dann wäre auch, wenn wir der dichterischen Auffassung weiter folgen, so mancherlei, was wir als eine Schickung des Verhängnisses kopfschüttelnd betrachten, am Ende wirtlich nichts Anderes als eine Vorbestimmung — zwar nicht die unmittelbar göttliche des Theologen, sondern die dichterische: die Vorbestimmung, die der Ahn dem Nachkommen gegeben hat. Der Gehorsam, den das Kind dem Vater schuldet, würde sich gewissermaßen über die Jahrhunderte hinaus erstrecken, ohne daß der zum Gehorsam verpflichtete Jüngere sich dessen bewußt wäre. Unbewußt würde der Enkel die Befehle eines langst Dahingeschiedenen, von dessen Existenz er nicht einmal mehr etwas weiß, vollstrecken. Alles das würde sich natürlich nur auf gewisse starke einzelne Momente im Dasein des Individuums bezichen

lllnnen, dessen Selbstbestimmung im Uebrigen ungeschmälert bliebe, und das durch sein Wesen und Wirken im Großen und Ganzen seines Glückes Schmied bleiben müßte.

Freytag hat für diese Auffassung, sagen wir: für diese Theorie, wie er sie am Ende des Romans durch den Mund des jüngsten Sprossen der Ahnen ausspricht, ein eclatcmtes Beispiel in ,seine Dichtung aufgenommen. Dieser Fall einer ganz auffälligen Wiederkehr desselben bedeutsamen Ereignisses in dem Leben zweier Mitglieder desselben Geschlechts, von denen das eine zu Ende des fünfzehnten, das andere Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts lebt, muß hier in größerer Breite besprochen weiden.

Ein Jeder der sich einigermaßen beobachtet, wird an sich selbst schon mehrfach die Wahrnehmung gemacht haben, wie plötzlich in ihm das dunkle Bewußtsein erwacht, diese oder jene Situation genau so, wie er sie gegen» wältig durchlebt, schon einmal durchlebt zu haben. Wir bilden uns sogar ein, daß wir sagen können: jetzt muß das und das geschehen, und daß es dann wirklich so geschieht. Aber wir mögen uns anstrengen, so viel wie wir wollen, es ist nicht möglich, jene frühere mit der jetzigen Situation identische in unserm Dasein zu ermitteln; und wir gelangen am Ende zu dem Schlüsse, daß wir uns in einer Täuschung befunden haben, daß, wie bisweilen eine optische oder akustische, hier eine mnemonische Täuschung Schabernack mit uns treibt. Die Männer der Wissenschaft, namentlich psychiatrische Specialisten, haben diese Erscheinung, die mitunter Geistesgestörte in einen unerträglichen Zustand von Bangigkeit und Beklommenheit versetzt, — da diese sich einreden, daß in ihrem Dasein sich ganze Reihen von Situationen zum zweiten Male abspielen, und Personen, die sie zum erstenmale sehen, ihnen früher begegnet sind und jetzt dasselbe zu ihnen sagen, was sie früher zu ihnen gesagt haben, — zum Gegenstände einer ernsthafteren Untersuchung gemacht. Bei unfrei noch sehr ungenügenden Kenntnis; von den Functionen des Gehirns hat die Untersuchung dieser Frage beweiskräftige Resultate natürlich nicht liefern können; wohl aber hat die Wissenschaft eine Hypothese aufgestellt, die jedenfalls als eine scharfsinnige bezeichnet werden muß.

Auf der zweiundvierzigsten Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Dresden im September 1868 hat vi. Jensen einen Vortrag über diese Erscheinung gehalten: „Ueber Doppelwirkungen in der gesunden wie in der kranken Psyche")". Er hat constatirt, daß diese Erscheinung fast von einein jeden Menschen an sich beobachtet worden ist. Nur sehr wenige nehmen aber an, daß sie eine derartige Situation wirklich schon erlebt, aber nicht fonderlich beachtet haben, und daß nun die Erinnerung durch Auftreten gleicher Wahrnehmungen wieder aufgefrischt und dadurch das Phänomen herbeigeführt werde. Andre nehmen schon zu den Träumen ihre Zuflucht und meinen die beregten Situationen in ganz ähnlicher Weise irgendwann

') Tiehc: Zeitschrift für Psychiatrie, 25. 2uppl,-Hcst. (Verlin, Hirschwaldt. 18W.)

im Traume erlebt, die entsprechenden Träume aber vergessen zu haben, bis sie jetzt durch die ähnliche Wahrnehmung ebenfalls wieder reproducirt würden. Noch andere, und wohl die meisten, beruhigen sich aber bei diesen beiden Erklärungsversuchen nicht. Ihnen ist jene Erscheinung, zumal jene absolute Congruenz der einzelnen Momente so auffallend, daß sie nach einer andern Erklärung suchen; „und nicht wenige waren", sagt Dr. Jensen weiter, „die bis in die Tiefen der Metaphysik hinabtauchten, um aus dem beregten Phänomen Beweise für ein früheres Leben des Menschen, ja selbst für die Seelenwanderung mit ihren verschiedenen Consequenzen abzuleiten".

Diesen Erklärungsversuchen hat nun Dr. Jensen die folgende Hypothese gegenübergestellt. Unser Gehirn bildet, wie man weiß, in seinen beiden Hemisphären ein paariges Organ, das wahrscheinlich analog unser» in äupla vorhandenen Sinnesorganen, wie Ohren und Augen, gleichzeitig doppelt und einfach wirkt. Wie in den Augen zwei Bilder, fo kommen vielleicht auch in den Hemisphären des Gehirns zwei Wahrnehmungen zu Stande, die aber unter normalen Verhältnissen vollkommen gleichzeitig, fast vollkommen congruent sind, sich daher zum allergrößten Theile decken und so nur als ein Einzelnes wirken und percipirt werden. „Wie aber", fragt Jensen weiter, „wenn die Verhältnisse nicht normal sind, wenn die beiden Hälften des Gehirns nicht congruent functioniren? Wenn, wie im Auge beim Schielen, eine Inkongruenz in der Function der beiden Gehirnhälften eintritt? Beim Auge gibt es dann Doppelbilder, und dem entsprechend konnte es dann beim Gehirn zu Toppelwahrnehmungen kommen. Und was würde aus diesen Doppelwahrnehmungen werden? Die Doppelbilder projiciren wir nebeneinander in den Raum hinaus; wäre es nun nicht möglich, daß wir die Doppelwirkungen des Gehirns nach einander in die Zeit hinausprojicirten— daß wir, wie wir die Doppelbilder des Auges räumlich auseinanderlegen, die Doppelwahrnehmungen des Gehirns zeitlich nacheinanderlegen?" Daraus würde sich dann ergeben, daß wir die Situation zwar nur einmal erlebten, aber in Folge der Störung in dem völlig kongruenten Zusammenwirken der beiden Gehirnhälften doppelt auffaßten: zuerst mit der einen und dann mit der andern Gehirnhälfte; daß wir dann bei der zweiten Wahrnehmung das Gefühl haben würden, als ob wir die erste Wahrnehmung schon früher einmal in einer nicht bestimmbaren Zeit gehabt hätten.

Diese scharfsinnige Hypothese des Wissenschafters braucht sich der Dichter nicht zu eigen zu machen. Es ist sein unzweifelhaftes Recht, die poetischere Hypothese: daß jenes Phänomen der unaufgeklärten Doppelerlebnisse auf einen geheimnißvollen Zusammenhang mit dem Leben der Vorfahren zurückzuführen sei, in seinem Werte zu veranschaulichen.' Und das hat er gethan.

Er schildert uns, wie Friedrich König im Tecember 1724 in Thorn «intrifft, um seine bedrängte Jugendfreundin Dorothea von Borsdorf abzuholen und nach Preußen zu geleiten. Als er die Stadt betritt, fühlt er, der

von nichts weiß, daß da Ungeheuerliches geschehen muß. Es herrscht eine
dumpfe schwüle Stimmung. Er hält bei einem alten Eckhause an und redet
mit dem Manne, der vor der Thür steht. Aus einer Aeußerung desselben
wird ihm sofort klar, daß er vor demselben Hause sich befindet, in dem seine
Vorfahren gelebt haben. Er vernimmt zu feinem Entfetzen, daß die Polen
den Bürgermeister Rüsner und neun Bürger am folgenden Tage enthaupten
weiden. Der grausige Tag bricht an.

„Als Friedrich in der Schreckensstunde den Zug der polnischen Reiter
sah, welcher das Echaffot umringte, das fremde Kriegsvolk an den Ecken des
Marktes, und auf dem traurigen Gerüst die Unglücklichen im Armensünder-
Neide, da wirbelte in seinem Haupt Gegenwärtiges und Ver-
gllnges, was er vor sich sah, und was einst an derselben Stätte geschehen
war, wild durcheinander. Waren es Fremde, die vor seinen Augen geopfert
wurden, war es einer feiner Vorfahren, oder war er es felbst,
der in TodeZnoth stand? Die Schläge der Todtenglocke klangen ihm wie
ein Schreckenston, den er fchon ein Mal in seiner Kindheit gehört.
Und als einer der Verurtheilten, der im Preußischen geboren war, und den
er im Gefängniß besucht hatte, mitten in dem Todtengebet mit heiserer
Stimme murmelte: ‚Unser König wird uns rächen', da wußte Friedrich,
daß er die wilde Rede nicht zum ersten Mal hörte; schon früher
vor langer Zeit, ob im Wachen oder im Traum, war der Ruf nach
Rache in fein Leben gedrungen. Und ihm war, als ob alle Büßer im
Armensünderkittel sich gegen ihn neigten und mit heiserer Stimme von
ihm die Rache heischten*)".

So Friedlich König im Tecember 1724.

Im Jahre 1519 erzählt der alte Markus König seinem Sohne Georg:**)

„Ta ich ein kleiner Knabe war, wurde ich vor ein Gerüst geführt, das dort
vor unserem Hause gezimmert war, und sah, wie die Häupter ansehnlicher
Bürger in den Sand fielen. Zuletzt erkannte ich meinen Vater. Er ließ
mich durch den Mönch, der neben ihm stand, auf das Gerüst heben, küßte
mich, fah mich aus hohlen Augen an und fprach mir leife in das Ohr: ‚Du
wirst mich rächen, Markus/ Seitdem sehe ich zuweilen am Boden das
schwarze Blut, und ich höre, wenn ich allein bin, die heisere Mahnung
in meinem Ohr".

Es bedarf keiner Ausführung der dichterischen Auffassung, welche diesen
beiden Stellen zu Grunde liegt. Die „heisere Stimme", die Friedrich König
im Jahre 1724 vernimmt, der Ruf nach Rache, der „schon früher, vor
langer, langer Zeit in sein Leben gedrungen war", es ist dieselbe „heisere
Mahnung": „Du wirst mich rächen, Markus", die zu Ende des fünfzehnten
Jahrhunderts fein Ahn dem jungen Markus König in's Ohr geraunt hat.

') Nie Geschwister. Seite 350 u. ff.

") Markus König. S. 32,

Markus König hat sein ganzes Leben hindurch diesen Ruf vernommen. „Sechszig Jahre trage ich die Hoffnung auf Rettung und Rache still in mir herum", sagt er zum Großmeister Albrecht, „und mein heißestes Gebet war, daß ich nicht von dieser Erde scheiden möge, bevor die Ordensfahne Mieder über der Burg von Thorn weht".*) Vis an die Schwelle des Grabes begleitet ihn dieser Rachegedante. „Er hat mit sich gerungen, daß es für den Sohn jammervoll anzuhören war, aber immer wieder brennt ihm der Zorn auf, und die Rachegedanken werden übermächtig, so daß er selbst an seinem Heile verzweifelt", berichtet Georg König über den Zustand seines Vaters dem Dr. Martinus Luther**); und erst im letzten Augenblick seines Lebens wird ihm die Gnade der Versöhnung bereitet.

So ist der Ruf nach Rache, den Markus als Kind vernommen, weiter erklungen von Gefchlecht auf Geschlecht; und als derselbe Ruf an das Ohr des Ururenkels schlägt, meint dieser, dieser neue Ruf fei nur der Widerhall eines alten, nie verstummten.

In dem Werke finden sich noch ähnliche Beispiele von derartigen Rückwirkungen starker Empfindungen des Vorfahren auf das Gemüth eines Nachgeborenen.

In den Flammen hat Ingo in der Mitte des vierten Jahrhunderts seinen Tod gefunden. Sein Kind hat als Säugling den furchtbaren Brand gesehen. Seit jenem Augenblicke ist das Feuer für alle Sprossen der Familie der Gegenstand eines geheimen Grauens geworden. Wir werden später sehen, wie vcrhäNgnißvoll das Feuer für viele Abkömmlinge des Inguschen Stammes wird. Hier nur zwei Beispiele fiir das unheimliche Entsetzen, das sich derselben beim Anblick des Brandes bemächtigt.

Als das Sorbendorf mit der Halle des Ratiz, des Todfeindes Ingrabans angesteckt wird, ruft Ingrabans Begleiter mit wilder Freude: „Dort sengt das Räubernest, nicht umsonst hast Du, Herr, beim Eintritt mit den Feuerzungen gedroht". Dann heißt es weiter: „Ingram lachte, aber er blickte scheu auf die Flammen, und kalt fuhr es ihm über den Leib. Seit feiner Kinderzeit war ihm ein Hausbrand gräulich, und oft hatten ihn feine Gesellen darum gehöhnt; jetzt mühte er sich wegzusehen, aber immer zog es ihm die Augen nach der Lohe; erfühlte deutlich, wie Einem zu Muthe war, der hoffnungslos mit beklommenem Athem darin saß"***). Er hat also die Empfindungen seines Ahnen Ingo in der brennenden Burg.

August, der Bruder jenes Friedrich König, dem der Ruf nach Rache wie etwas Bekanntes erklingt, ist ebenfalls für das geheimnißvolle Empfindungserbthcil feiner Ahnen empfänglich. Als er Urlaub erhält und dem harten Militärdienst auf einige Zeit sich entziehen kann, als er der Heimat zueilt, —

") Markus König. S. 134.

") Ebd. S. 434.

"') Ingo und Ingraban, S. 377.

in diesem Augenblicke, da Alles ihn freundlich und heiter stimmen sollte,
umschleicht ihn ein düstres Unbehagen. „Jetzt, wo er sich in größerem
Wohlstand bei seinen Angehörigen zwanglos tummeln wollte, kam ihm vor,
als trenne er sich von Glück und Hoffnung. Vergebens mühte er sich die
Gedanken nach vorwärts zu richten und die Freude des Wiedersehens aus-
zumalen. Die Beklemmung wich nicht von der Brust. . ." Er erfährt,
der Gutshof ist abgebrannt. Also wiederum das Feuer! „Das also war
es, was er ahnend vorauscmpfunden"*).

So verbindet ein geheimnißvollcs Band die Empfindungen der Voreltern
mit denen der Kindeslinder. So pflanzen sich auch andre Gemeinsamleiten
des Charakters, der Anschauung und Gewöhnung durch die Jahrhunderte
fort. Bevor wir diese stark ausgeprägten Züge, die selbst unter dem Druck
der Zeit ihre Vertiefung nicht verloren haben, näher betrachten, wollen wir
die äußerlichen Zeichen dieser Zusammengehörigkeit, die auf die
Einheitlichkeit des Geschlechts und den einen Stammbaum hinweisen, hier angeben.
Diese Äußerlichkeiten, die die Echtheit der Abstammung beurkunden,
sind folgende: Der von Ingo erbeutete Drache des Lasars, der sich
später zur Lindwurmsage in der Familie wandelt und endlich als Sala-
mander in der Fahne der Ordensbrüder von Thorn wiederkehrt; die Rüstung
des Hochmeisters Rudolf König und das Büßergewand des enthaupteten
Vaters von Markus König, die von Markus in geheimem Verwahrsam ge-
halten und im achtzehnten Jahrhundert von Friedrich König noch an Ort
und Stelle vorgefunden werden; und das Neue Testament, das Martin
Luther dem Sohne des Markus König, Georg, schenkt, und das die Lebenden
noch befitzen.

Diese Geringfügigkeiten und die Tradition genügen dem Dichter, um
die Knüpfung zwischen den verschiedenen Geschlechtern vom Stammhalter bis
auf den jüngsten Nachkommen herzustellen.

Ter Sänger verkündet den Mannen des Thüringen Answald, wie das
Alemannenheer in der großen Schlacht von Argentoratum (Straßburg, im
Jahre 357) durch Julian vernichtet wird. Er nennt die Namen der Könige
und Königslinder, welche mit den Alemannen den Römern entgegenziehen;
darauf singt er: „Hinter die zweite Reihe der Römerschaaren ritt gebietend
auf feinem Rosse der Cäsar, über ihm schwebte als Banner das Drachenbild,
der Riesenwurm mit gewundenem Leib, das heilige Schlachtzeichen der Römer,
purpurroth war der Wurm und aus dem aufgesperrten Rachen fuhr die
züngelnde Flamme". Die Alemannen weiden in den Strom geworfen,
„Ter Cäsar trat an den Uferrand und sah lachend hinab in der Männer
Roth. Er rief seinen Bannerträger, der den Drachen trug, das rothe
Scheusal aus Purpur gewirkt, darin ein Gott der Römer gefügt den Sieges,
zauber, den Tod der Feinde: ‚Laß schweben den Drachen über der Fluth,

') Tic Gcschwi'tcr. T. 304.

daß er seine Zähne zeige, und die stammende Zunge dem sterbenden
Volle' . . . Da rächte den Hohn der letzte Held, der mit den Waffen die
Römer bestand, Ingo, Ingberts Sohn von Vandalenland, der Königssohn
aus Güttergeschlecht!" Der Held treibt die Schicksalsverkünderinnen, die
heiligen Mütter, zusammen und drängt sie und den Sänger in den Kahn.
Die Stelle der Abfahrt deckt er mit Waffe und Leib. Die Kähne stoßen
ab, umschwirrt von den Speeren der Römer. „Da schaute der Held auf
dem Steine über seinem Haupt den Drachen des Cäsars, den grimmigen Wurm,
und im Sprunge durchbrach er die Wachen des Römers; er sprang auf
den Stein, mit Bärengriff faßte er den Riesen, der das Banner trug, und warf
ihn vom Felsen". Ingo ergreift das Banner und springt mit dem Drachen in
den Rhein. „Das heilige Zeichen der Römer zu retten, warf Mann und Roß
sich wie toll in den Strom . . . Noch einmal sah ich den Arm ihn heben
und schütteln das Banner, dann sah ich ihn nimmer". Der Cäsar läßt
auf beiden Ufern suchen. Man findet den zerbrochenen Bannerspeer, „den
Drachen des Feindes brachte Keiner zurück".

Ingo selbst berichtet über den weiteren Verlauf Answalds Tochter,
Irmgard, daß er das rothe Banner des Römers um den kraftlosen Arm
geschlungen und erschöpft, dem Tode nahe, am Ufer zusammengebrochen sei. So
findet ihn ein weises Weib, die Vertraute der Götter, die Schicksalsvertünderin
der Alemannen. Sie stärkt ihn durch heilkräftigen Trank und pflegt ihn.
Beim Abschied ergreift sie das Purpurzeichen und spricht: „Wirfst du von
dir den Zauber, den Römer gesponnen, so magst du altern in friedlicher
Stille, verborgen im Volke, geduldig im Leben und schicksalsfrei. Doch
bewahrst du das Purpurbild mit tückischen Augen und feuriger Zunge, dann
singt wohl unter den Kriegern der Sänger dein Lob, gewaltig lebt dein
Gedächtnis; bei Andern, doch fürchte ich, der Drache verbrennt dir dein
Glück und dein Leben. Wähle jetzt Ingo". Ingo verschmäht Behaglichkeit
und ruhmloses Leben und wählt Kampf, Roth, Ruhm. Die weise Frau trennt
die Häupter des Drachens vom gewundenen Leibe und verbrennt das Gewebe
des Leibes. Die Häupter selbst bindet sie und schiebt diesen Theil des
Iauberzeichens in eine lederne Tasche, damit deren Inhalt vor Jedem ver-
borgen bleibe; dann reicht sie ihm das Bündel mit folgendem Spruche: „Es
schützt vor dem Wasser, nicht wahrt's vor dem Feuer". (I 59.) Dieser
Schicksalsspruch soll sich im Lauf der Zeiten buchstäblich erfüllen.

Ingo kennt noch eine alte Familiensage, und das Geheimniß davon ver-
traut er ebenfalls Irmgard an. Er trägt drei Schwungfedern des wilden
Schwans an seiner Kappe, und er erklärt die Bedeutung dieses Schmuckes
also: „Im Federgewande eines Schwans flog einst Schwanhild, die Ahn-
frau meines Geschlechts, über die Männererde; seitdem sind die letzten
Schwungfedern des Schwans das heilige Zeichen, welches die Männer und
Frauen meines Stammes an Helm oder Stirnbinde tragen, wenn sie sich fest-
lich schmücken".

Als Ingo wegen des Zweikampfes mit Theobulf vom Heide des Herrn
Answald weichen muß, giebt Ingo Irmgard, die ihm „die liebste" ist, die
„Fäden, an denen sein Schicksal hängt". „Er bot ihr eine kleine Tasche von
Otterfell, mit starken Riemen daran. Irmgard sah scheu auf die Gabe. ‚Sie
birgt den Drachenzauber', fuhr Ingo leise fort, ‚den Sieg der Römer, wie
unsere Krieger meinen, und auch mein Loos. . . Bewahre du mir den Purpur,
bis ich ihn fordere: wenn aber den Feinden ihr Wert gelingt, dann trage das
Geheimnis; zu dem Todtenhügel, den sie über mich werfen, und senke es dort
rief in die Erde, damit lein Fremder es jemals gewinne". (I. S. 141.)
Irmgard bewahrt das ihr anvertraute Wunderzeichen getreulich. Sie wird
Ingos Gattin, sie schenkt ihm einen Sohn, sie theilt sein Schicksal in der von
allen Seiten umstiinnten Idisburg. Schon lodert das Dach, die Halle kracht,
Asche und brennende Schindeln fallen herab. „‚Der Knabe lach?, rief Irm-
gard und warf sich schluchzend über das Kind, welches fröhlich mit den
Neinchen schlug und die Hände nach den Flammenhaufen am Boden ausstreckte.
Fest hielt Irmgard ihr Kind umschlossen, es war lautlose Stille im Raum.
Tann riß sie die Tasche von Otterfell, die Gabe der Schicksalsfrau, aus ihrem
Gewände, hing dem Knaben die Tasche um den kleinen Leib, hüllte ihn in die
Decke, und das Kind noch einmal küssend, rief sie zu Frida (ihrer treuen Ge-
spielin): ‚Rette ihn und singe ihm von seinen Eltern'". (I 262 u. 263.)
Vor der flammenden Burg hält Königin Gisela, des heißen Verderbens
gewärtig, das den Mann, der sie verschmäht, und ihre Nebenbuhlerin ereilen
soll. Sie blickt unbeweglich in die Lohe. „Nur einmal regte sie sich und
warf die Augen flammend zur Seite, als sie ein Weib merkte, das ein Kind
im Arme, gegen die Männer rang, welche sie festhielten. ‚Es ist nur die
Dienerin', sprach Theodulf halblaut mit fahler Wange, ‚und es ist das Kind'.
Die Königin befahl durch eine heftige Geberde, das Weib zur Seite zu führen".
Die stammende Burg bricht zusammen. „‚Wo ist sein Kind?' frug Gisela,
mit wildem Blick umhersehend. Frida und das Kind waren verschwunden . , .
Von dem Sohne Ingos und Irmgards erhielt die Königin niemals Kunde".
(I 264.)
Fast vier Jahrhunderte gehen dahin. Im Jahre 724 kommt Ingraban,
der sich dem Bischof Winfried als Führer gelobt hat, nach dem Idisthale, wo
der Idisbach dem Maine zurinnt. Sie erklimmen eine Anhöhe, den Idisberg,
dessen baumloser Gipfel mit niedrigem Buschwerk und wilden Blumen bewachsen
ist. Nur eine mächtige Esche erhebt sich in der Mitte: der heilige Baum der
hohen Schicksalsfrauen. Der Fremde hebt dort mit Anstrengung einen Stein
heraus, über den die Wurzel des Baumes gewachsen ist. Ihre Ausläufer
sind in ein Loch des Steines gedrungen und haben ihn gesprengt. Verwundert
betrachtet Winfried das regelmäßig gebohrte Loch. Er verlacht den Aberglauben
des Heiden, der sich vor dem Baum der hohen Schicksalsflauen verneigt.
„Wo haben diese Gewaltigen, die Dil fürchtest, gehaust, als der Baum noch
ein Samenkorn war? Meinst Du, der Baum hat gestanden von Anfang der

Menschenerde? Unter seinen Wurzeln fand ich diesen Stein, gesprengt durch
die Kraft des Baumes. Betrachte den Stein, es ist ein Mühlstein, wie ihn
die Weiber drehen, um das Getreide zu mahlen. Bevor die Esche war, hat
hier ein Hauswesen lebender Menschen gestanden". (I 278.) Ingram findet
auch Reste von Holzkohlen, welche an dem Sandstein haften. „Stand ein Haus
hier, so hat es gebrannt", sprach er leise vor sich hin. „Da ich klein war,
sagten sie niir, daß meine Vorfahren auf dem Berge gesiedelt haben". Ingram
will diese Mittheilung über den Stein nicht aus dem Sinn, und als Winfried
und dessen Begleiter, Gottfried, schlafen, starrt er hinunter in die Tiefe und
murmelt leise: „Meine Vater sind hierher gewandert in schweren Tagen und
haben Hilfe erfleht von den weisen Frauen, und ich habe vernommen, daß
sie die Schutzfrauen meines Geschlechts gewesen sind seit der Urzeit.
Jetzt angstigt mich der Mühlstein. Die Baumwurzel fuhr durch den Stein,
uralt ist der Stein, wie der Fremde sagt, und er ist älter als der Götterbaum.
Und bevor der Baum war, und die Götter walteten, lebten schon meine
Ahnen. Das Haus ist verbrannt, das einst auf sder Höhe stand, und das
Glück meines Geschlechtes ist verbrannt".

So hat also Ingraban an derselben Stelle, an der einst die Idisburg
des Ingo gestanden, ein dunkles Erinnerungszeichen an den Wohnsitz seiner
Ahnen aufgefunden. Er bewahrt auch ein sicheres Vermächtniß von diesen.
Als er mit Gottfried nach dem Sorbendorf zieht, um Walburg auszulösen, macht
er gelegentlich die Bemerkung: „Ich kenne einen Mann, dem eine Gabe für
sein Geschlecht verliehen wurde von den Schicksalsfrauen. Ich kenne die^Stelle,
wo sie verborgen liegt, und ich weiß, daß sie ihren Segen bewahrt hat durch
viele Geschlechter".

Als Ingraban friedlos in die Wildniß flüchten muß, und Walburg ihn
aufsucht, spricht er sich der Geliebten gegenüber aus. Mit wunderbarer
dichterischer Feinheit hat Freytag hier geschildert, wie sich die Sage bildet, wie
durch die Ueberlieferung wahrer Begebenheiten, Verschiebung der einzelnen
Theile von wirklichen Vorgängen, durch Auslösung von anderen der Zusammen-
hang dieser Theile schwindet; wie nun zur Ausfüllung der entstandenen Lücken
und zur Wiederanknupfung des Gelockerten und Gelösten Hinzudichtungen
kommen, und so allmählich jene wunderbare Vcrschlingung von Wahrheit und
Dichtung entsteht, die man eben Legende nennt.

Wir »verden später sehen, wie dieselbe die wahren Bestandtheile immer
mehr einbüßt, und wie das Hinzugedichtete immer breiteren Raum gewinnt.
Ingraban weiß noch mancherlei, was sich wirtlich zugetragen hat. Er
erzählt Walburg: „Ingo ist der Ahn genannt, von dem ich stamme, ein Held
der Thüringe. Er war der Tochter seines Häuptlings lieb, die der Vater
einem Andern gelobt hatte. Und als der Held seinen Feind auf der Kampf-
aue gefällt hatte, machten sie ihn friedlos, und er schweifte als fahrender Necke.
Einst eilte er am Wasser dahin, sie sagen, es war der Idisbach, da sah er
eine wilde Otter, welche gegen einen Schwan kämpfte. Er erlegte die Otter,

und als ei darauf unter dem Eschenbaum saß, auf der Höhe, da erhob sich
aus dem SchwanenNeid die Herrin des Baches, sang über ihm glückbringende
Runen und begabte ihn mit einem Zauber, der ihm Sieg und Unsichtbarkeit
gegen seine Feinde verlieh. Mit dem Zauber drang der Held bei Nacht in
den Hof des Häuptlings und entführte die Jungfrau, welche er liebte. Er
zimmerte sich über dem Bach der Göttin seinen Hof, dort hauste er gewaltig,
die Männer des Thales dienten ihm, und keiner seiner Feinde vermochte ihm
obzusiegen. Einst aber holte der kleine Sohn des Helden den Zauber aus der
Truhe, hing ihn um und wandelte in den Wald. Da wurden die Feinde
meines Ahnen mächtig und verbrannten ihn und die Hausgenossen mit dem
Hof. Nur der Knabe entrann. Von ihm stamme ich". (I 467.)
Wie man sieht, ist hier das Wirkliche mit der Dichtung, das Wahre mit
dem Falschen in wunderbarer Weise gemengt und durcheinander geworfen.
Die Chronologie der Ereignisse ist vollkommen aufgelöst. Richtig ist, was
Ingraban von der Liebe Ingos zur Tochter des Häuptlings der Thüringe
erzählt; nur irrt er sich insofern, als Ingo lein Thüringe ist. Richtig ist
der Zweikampf Ingos mit Theodulf, Ingos Entfernung aus dem Hause
Answalds, die Entführung der Irmgard, die Begründung der Idisburg, die
Besiegung Ingos, die Niederbrennung der Burg, die Errettung des Knaben.
Die sagenhafte vandalische Ahnfrau Schwanhild tritt hier als Zeitgenossin
Ingos auf, und in einer anderen Landschaft. Was er von der Otter erzählt
die Ingo tödtet, ist eine Verwechslung mit dem früheren Kampf Ingos gegen
die Römer. Die Otter ist aus der Umhüllung des Gewebes (Otterfell) ent-
standen. Von dem Inhalt der Tasche, dem Drachen des Cäsar, weiß er nichts
mehr. Das Wasser, an dem sein Ahn Ivo dahinreitet, ist nicht der Idisbach,
sondern der Rhein; die Herrin des Baches, die über ihm glückbringende
Runen singt und ihn mit dem Zauber begabt, ist nicht Schwanhild, sondern
die weissagende Frau der Alemannen. Die Andeutung, daß der Zauber Sieg
und Unsichtbarkeit gegen die Feinde verleiht, läßt darauf schließen, daß die
durch ganz Deutschland verbreitete Siegfriedsage auch in die Geschichte der
Nachkommen Ingos hineinsputt. Da nun Ingo trotzdem besiegt wird, so
muß dafür auch eine Erklärung gefunden werden, und so hilft sich denn die
Legende damit, daß sie den Knaben in Unachtsamkeit das Familienzeichen aus
der Truhe nehmen läßt. Sie kümmert sich eben nicht darum, daß das Kind
noch ein Säugling ist, als ihm die lederne Tasche umgehängt wird.
Walburg vernimmt diese merkwürdige Geschichte nicht ohne Bedenken,
Da ruft Ingram unwillig: „,Wie darfst Du zweifeln? Es ist geheime
Kunde meines Geschlechts, und ich selbst bewahre noch den Zauber, das Erbe
meiner Ahnen!' Er riß das Kleid auf und wies eine kleine Tasche von ab-
gestoßenem Fell, die an seinem Halse hing. ,Dies Zeichen ist so echt und
heilig, als irgend etwas auf Erden. Siehe her, du magst noch erkennen, ob
es in Wahrheit vom Otterfell stammt. Mein Vater trug es zuweilen, meine
Mutter übergab es mir!-" Nachdem Ingraban Walburg zum Weibe erwählt,

und den christlichen Glauben angenommen hat, fühlt Walburg, als sie ihn umarmt, das Lederband, das er noch immer am Halse trägt. .„Ingram, du trägst noch bei dir, was von den Unholden kommt". — ‚Die Gabe meiner Ahnen meinst du', versetzte der Mann betroffen, ‚wie darf ich Sie verachten"'. Auf Walburgs Zureden löst er jedoch den Riemen und giebt ihr die Tasche. Walburg bringt das heidnische Zauberwerl dem Bischof. „Es war eine kleine Tasche aus abgestoßenem wolligem Fell, von vielen verknoteten Fäden umschlungen. Winfried öffnete weit die Fensterladen und die Thür, dann machte er über sein Messer das heilige Zeichen, schnitt kräftig durch Faden und Leder, unl> suchte den Inhalt. Staub und vertrocknete Kräuter fielen ihm in die Hand, dazwischen ein neues Vündel von rother Farbe; er rollte es auseinander und trat zurück. Vor ihm lag von Seibenstoff, dicht wie Filz gewirkt, mit Goldfäden gestickt ein Bild gleich dem Haupt des Wurms, den man Drachen nennt. Von Hellem Gold glänzten die Augen, um den aufgesperrten Rachen standen die goldenen Zähne, aus ihm ragte wie ein Pfeil die rothe Zunge". Das heidnische Zeichen wird verbrannt. Ein dicker Qualm steigt auf. „Ingram lag an der Thür auf den Knieen. ‚Bitter ist mir, von meinen Ahnen zu scheiden', seufzte er". (I 500. 501.)

Es vergehen wiederum drei Jahrhunderte. Immo, der älteste Sohn Irmfrieds, befindet sich im Kloster des heiligen Wigbert. Er weiß, daß er aus einem alten Geschlechte stammt, und die Mönche wissen es auch. Der Dekan Tutilo beklagt sich darüber, daß die Mönche allzu oft an das Verdienst seines Ahnherrn dächten, und der Kellermeister Heriger belehrt einen fremden Mönch: „Er ist aus dem Geschlecht eines seligen Helden, der, wie sie sagen, zugleich mit dem heiligen Vonifacius von den Heiden erschlagen wurde". (II 9). Die Ueberlieferung von dem Tode Ingrabans hat sich also erhalten. Immo selbst sagt einmal: „Meine Ahnen dachten hoch, und ich stamme aus einem Geschlecht von Kriegern". „Ein Geschlecht, welches seit der Urzeit im Lande haust", sagt der Abt. Und als Immo vom Grafen Gerhard gefangen wird, und dieser ihn höhnt: „Zaunkönige nennt ja wohl das Volk die Männer Deines Geschlechts", versetzt Immo stolz: „Weil meine Vorväter als freie Landherren auf freiem Erbe saßen, deshalb haben die Mönche ihnen im Scherz den Namen Reguli, kleine Könige, gegeben". Die Erinnerung an den Drachen der Römer, den Ingraban, bevor das heidnische Zeichen von Winfried verbrannt worden ist, erblickt hat, ist Immo entschwunden. Sie hat sich aber in seltsamer Travestirung erhalten und fortgepflanzt in einem alten Bauerngeschlechte, das mit Ingos Nachkommen stets in enger Verbindung gelebt hat. Zu diesem Bauerngeschlechte gehörte jene Frida, die Gespielin der Irmgard, die Ingos Kind aus den Flammen gerettet hat. Das Geschlecht ist ansässig in einem jetzt noch ungenannten Dorfe, das später den Namen Friemar erhalten wird. Zu Immos Zeiten leben aus diesem Geschlecht der alte Bauer Baldhard, seine Frau und zwei Kinder: Vrunico, ein Gespiele Immos, und Rigbert, der Mönch geworden ist. Als Immo durch das Dorf reitet, hält er bei

dem alten Bauern und vernimmt von diesem die Sage seines Geschlechts.
Wir sehen nun, wie sich der römische Drache allmählich zum deutschen Lindwurm umgewandelt hat.
Der alte Naldhard sagt geheimnißvoll, nachdem er seinen Gast unter eine alte Grenzeiche geführt hat: „Du kennst die Sage, welche verkündet, daß um diese Eiche vor Zeiten ein Lindwurm gehaust hat, welcher Feuer in die Hufe trug und sich die Menschen zum Fraß raubte, bis einmal ein starler Held mit seinem kleinen Sohn des Weges kam. Dieser sehte seinen Sohn auf einen Stein, und als der Arge herankam, das Kind zu holen, erlegte der Held den Wurm, aber ihn selbst verbrannte die flammende Lohe, welche aus dem Rachm des Unthiers kam. Ein Weib aus unserem Dorfe drang muthig zu der Stätte, sie fand den Helden todt, den Knaben unversehrt unter brennendem Holz und versengtem Gras. Unsere Väter meinen, der Knabe sei von Deinem Geschlecht gewesen, und das Weib, welches ihn bewahrte und erzog, von meinem". (II 149, 150.)
Nun ist also aus dem gestickten Drachen der Römer ein leibhaftiges Ungeheuer geworden. Der Name des Helden, die Art und Weise, wie er zu seinem Weibe kam. die Art seines Todes, die Ahnfrau Schwanhild, — alles das ist der Vergessenheit anheimgefallen. Bewahrt ist nur eine dunkle Kunde iiber die Errettung des Sohnes aus dem Feuer durch ein Weib, und der alte Bauer weiß, daß dies Weib aus seinem Geschlecht ist.
Noch an einer entscheidenden Stelle spricht Immo von seinen Vätern.
Als der König, nachdem er die Mühlburg zur Uebergabe gezwungen, dem Besiegten, Immo, gegenübersteht, sagt dieser: „Herr, was ich als freies Erbe von meinen Vätern überkommen habe, das wollte ich in Ehre und Werth unvermindert den Nachkommen überlassen; immer war der Stolz meiner Ahnen, keinem Lehnsherrn zu dienen. . . Kleiner wird alljährlich die Zahl der Freien im Lande, mein Geschlecht aber saß seit der Urzeit auf diesem Grunde. Nicht vom König und nicht von der Kirche stammt unser Recht, sondern von der milden Himmelssonne selbst erbaten meine Ahnen ihr Eigen, bevor König und Kirche im Lande herrschten. Wenig liegt mir am Leben, da ich doch Alles verloren habe, worauf ich hoffte; aber ein Vasall werde ich nicht". Der König verseht darauf ungehalten: „Nicht unwahr reden die Menschen, wenn sie euch die kleinen Könige aus dem Walde nennen".
(II 396 u. f.)
Etwas überraschend tritt der Name Ingrabans, den Immo zu Anfang des elften Jahrhunderts nicht mehr anzugeben wußte, zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts noch einmal auf. Da spricht der Dichter von den Edlen, „welche sich rühmten, Nachkommen eines alten Helden Ingram zu sein". Die Sage vom Lindwurm hat sich erhalten; sie ist sogar in zierliche Reime gebracht, und das Weib, welches den Heldensproß gerettet hat, Frida, hat einen neuen Namen erhalten: Friderun. Nun ist aber auch vergessen worden, daß der

Held einen Sohn hatte; jetzt holt Friderun den Helden selbst, der den Lindwurm erlegt hat, aus den lodernden Flammen. „Der Spielmann begann mit lauter Stimme halb singend, halb sprechend, eine lange Sage von einem Lindwurm, der einst in den Steinen dieses Berges gehaust hatte, und von einem fremden Ritter, der in das Land kam und das Ungeheuer erlegte". „Die Sage kündet etwas von eurem Geschlechte" sagt Friderun. die Tochter des Nichters Bernhard, zu Ivo, „und wir im Dorfe denken gern daran. Hier wo der Baum stand, lag einst euer Ahn im giftigen Dampfe des argen Wurms, und nm ihn loderte die rothc Flamme". „Und ein Weib aus eurem Dorfe verhalf ihm ins Freie", verseht Ivo, „ich habe den Sang der Spielleute oft genug vernommen". Ruprecht, der Spielmann, fällt mit kräftiger Stimme ein: (III 37)

„Eine Magd sprang durch die Flammen mit Namen Friderun,
Sic sah auf dem Leib des Nrachcn den müden Ritter ruh»,
Nie schlang um ihn die Anne, sie hob den jungen Leib,
Sic trug ihn aus der Lohe, das wundcrkiihnc Weib".

Seinen Königstitel hat Ivo beibehalten, aber nur den Titel. Der Untergang seiner Königswürde wird prophezeit. „Ihr wißt", sagt Arnfried, der Neffe des Hermann von Salza, des ersten Meisters des deutschen Ordens, zu diesem, „daß die Spielleute in der Heimat den Edeln von Ingersleben den König nennen. Leidet auch er an dem Fluch, der nach eurer Meinung an der Königswiege hängt?"

„An einem Andern, mein Bruder. Wer den Sinn eines Königs hat ohne die Macht, der vermag schwerlich zu bestehen im Kampf gegen die wilde Welt". (NI 207.)

Und so, wie es Großmeister Hermann gesagt, geschieht es. Ivo vermag wegen der Unzulänglichkeit seiner Kräfte die freie Stellung seines Hauses nicht mehr allein aufrecht zu erhalten. Um aus der höchsten Noth befreit zu werden, muß er das Bündniß eingehen mit den Brüdern vom deutschen Hause, mit deu geistlichen Nittern. Diesen gelobt er sich, nnd mit seinem Weibe, Friderun, zieht er nach Thorn. Er ist der Letzte des freien Herrengeschlcchtes. „Aber immer, wenn er das muthige und hochgesinnte Weib im Arme hielt, Friderun, freute er sich des Tages, wo er ein Mitbruder des deutschen Hauses geworden war und aus einen, thüringischen Edeln der Ivo, den sie den König nannten, ein Burgmann von Thorn". (m 428.)

Nun wird also aus dem Titel, der einst die höchste Macht, die Unabhängigkeit vom Kaiser bezeichnet hatte, ein schlichter bürgerlicher Familienname: König. Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, als Markus König mit seinem Sohne Georg in Thorn lebt, ist auch die Sage vom Lindwurm vergessen; aber ein unverstandenes und ungedeutetes Sinnbild derselben ist übrig geblieben. Bei feierlichen Gelegenheiten trägt der Fähnrich in Thorn ein

Banner von rothem Tuch, worauf ein Salamander in Flammen
gemalt ist, mit der stolzen Umschrift: „Ich werde dauern", und dieses
Banner wird vor dem Hause des Markus König geschwenkt. „Das Fahnen-
schwenken vor seinem Hause dauert nur als eine alte Gewohnheit", erzählt
ein Bürger. „Es geht die Sage, daß sein Haus noch von den Alten her-
stammt, die sich zuerst gegen die Heiden hier anbauten. Auch die Farben der
Fahne sollen von seinem Geschlecht gegeben sein". (IV 8.) So erlangt nach
zwölshundert Jahren das Bannerbild der Römer seine ursprüngliche Bestimmung
wieder. Der gestickte Drache auf der Fahne, den die Sage zum leibhaftigen Lind-
wurm gestaltet hatte, wird wieder ein Fahnenzeichen: ein gemalter Salamander.
Die Nachkommen Ivos haben in Thoni, wenn auch nicht die königliche
Unabhängigkeit und Freiheit ihrer Ahnen in Thüringen, so doch immerhin hoch-
angesehene Stellungen errungen. Das Geschlecht hat dem deutschen Orden
einen Hochmeister gegeben, Ludolf König, einen weisen und triegstüchtigen,
aber unglücklichen Mann. Er verfällt in Trübsinn und entsagt seiner Herrschaft.
„Einst saß unser Geschlecht ehrenvoll in den großen Städten und in der
Landschaft, es sind Wenige davon übrig geblieben, hier in Thoin sind wir
Beide die Letzten", sagt Markus zu seinen« Sohne Georg. (IV 30.) Daß der
Vater des Markus König enthauptet wird, und daß der junge Markus Zeuge
der Hinrichtung ist, wissen wir. Markus bewahrt in dem geheimen Schrank
die Rüstung des Großmeisters und das blutbefleckte Büßergewaud
des Enthaupteten. Der junge Georg hat bis zur Stunde von allen diesen
Dingen keine Kenntniß gehabt. „Der Vater trägt, wie ich merke, seinen Stolz
in der Tasche; ich wollte, er zeigte ihn auf dem Markte. Meine Ahnen haben
als die Vornehmsten dem Adel geboten, jetzt drängen wir uns mit den
Junkern vom Lande". (IV 36.) Von seiner hohen Herkunft weiß Georg
nichts mehr. Der greise Markus rühmt sich noch Dr. Martin Luther gegen-
über seines alten Geschlechts: „Meine Ahnen waren unter den Ersten, welche
das Kreuz in das preußische Heidenland trugen, und das Haupt meines Vaters
fiel auf dem Blutgerüste, weil er gegen die Polen treu zum Orden hielt".
!^IV 436.) Er sagt dies auf derselben Beste Koburg, an derselben Stelle, wo
Ingo einst die Idisburg errichtet hatte, aber auch er weiß nicht, daß sein
Stammbaum einst hier Wurzeln geschlagen hatte. „Er hatte zornig die Hei-
mat an der Weichsel verlassen, um in der Fremde zu sterben, und er schloß
die Augen auf der alten Heimatsstätte seines Geschlechts. Aber nicht er, und
keiner seines Stammes kannte die Heimat". (IV 442.)
Georg hat sich in Frankfurt niedergelassen, er ist dort Kaufmann geworden.
Im Jahre 1530 ist er mit Anna Fabricius durch Martin Luther vermählt
worden, oder richtiger gesagt: die schon neun Jahre vorher geschlossene Ehe
ist durch Luther bestätigt und eingesegnet worden. Wir erfahren sehr viel
später, im sechsten Bande, daß sich zwischen Georg und dem Reformator ein
freundschaftliches Verhältnis; herausgebildet haben muß, denn Dr. Martin Luther

schenkt Georg eine Bibel, und schreibt auf das Vorsatzblatt: „Meinem günstigen Freunde George König, Kaufherrn zu Frankfurt am Main", darauf Verse aus dem Liede: „Eine feste Burg" und als Unterschrift: Martinus Luther aus der Veste Koburg im Reich der Wollen 1530. (VI. 395.)
Markus König hat, als er Thurn verlassen, seinem Gehilfen Bernd Guset, seinem treuen Diener und Procuristen, die Rüstung des Hochmeisters und das Büßergewand des Vaters zur Aufbewahrung übergeben. Nach dem Tode des alten Markus erkundigt sich Georg, was aus den Sachen geworden ist, und der getreue Gusek antwortet ihm im Jahre 1531: „In der Stube über dem Flur des Eckhauses habe ich nach dem Gebot eures seligen Vaters den Inhalt des Schlankes, von dem ihr wissen wollt, menschlicher Neubegierde entzogen" (V 264). Dieser Brief bleibt in der Familie und wird zufällig zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wieder aufgefunden.
Georg König hat einen Sohn, der 1522 geboren sein muß, Romulus.
Die Familie ist wahrscheinlich in Frankfurt seßhaft geworden und hat daselbst Handel getrieben. Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts oder zu Anfang des siebzehnten übersiedelt ein Kaufmann König von Frankfurt nach Nürnberg. Dieser ist der Vater von zwei Kindern: Bernhard, der etwa 1620—1623 geboren sein mag, und Regina. (V 97.) Bernhard wird Rittmeister im Regiment Altrosen (164?) und erwirbt sich die Jungfrau Judith Möring zur Gemahlin. Beide werden getödtet (1648), wenige Wochen nach der Geburt ihres Kindes. Regina heirathet den Licentiatus Hermann und erzieht ihren Neffeu Bernhard. Dieser wird wie sein Oheim Pfarrer in Thüringen.
Sein Sohn ist Bernhard Georg, der Theologie studirt hat und bei einem deutschen Regiment Geistlicher gewesen ist, vermählt mit Susanne, der Tochter eines Leipziger Kaufmanns. Der emeritirte Pfarrer nnd jetzige wohlhäbigc Rentier hat von seiner adeligen Herkunft gar leine Ahnung mehr. Er rühmt sich sogar seines einfachen bürgerlichen Herkommens. „Wir gehören ja nicht dem Adel an, und ich habe niemals den Trieb gehabt, meinen bürgerlichen Stand mit einem andern zu vertauschen, welcher in der Welt für vornehmer gilt. Doch auch wir dürfen uns ansehnlicher bürgerlicher Vorfahren freuen. Mein Vater war Pfarrer, mein Großvater aber war Rittmeister unter den Schweden". (V 263.) Dieser Bernhard Georg hat auch jenen Brief aufgefunden, den Bernd Gusek aus Thorn an den Kaufmann König zu Frankfurt am Main gerichtet hat. Bernhard Georg, dessen Gedenken nicht über die Erinnerung an seinen Großvater hinausreicht, stellt auf Grund des Gusek'schen Briefes die folgenden Hypothesen auf: „Aber in noch früherer Zeit waren Voreltern von uns, wie dieser Brief ausweist, ansehnliche Kaufleute in Frankfurt am Main; ja aus dem Briefe scheint hervorzugehen, daß wir ursprünglich aus Polen stammen . . . Aus dem Brief ist ersichtlich, daß meine Vorfahren zu jener alten Zeit in Thorn wohlbekannt waren". Bernhard Georg hat mm die Gelegenheit, wegen der Andeutungen, die in dem alten

Äriefe enthalten sind, Auskunft in Thorn selbst zu erbitten und zu erlangen.
Der Bürgermeister Nösner, ein gelehrter Mann, an den er sich wendet, findet
die Spur. Das Eckhaus wird ermittelt, in einer Stube ist ein Theil durch
leichtes Fachwerk abgesperrt, die Zwischenwand wird eingeschlagen, und man
findet dahinter einen großen Wandschrank. Der Schrank wird vom Bürgermeister
Nösner geöffnet. „Ich habe aber nichts darin gefunden als eine verrostete
Rüstung und ein modriges Gewand, welches einem Armensünderlittel ähnlich
sah; ich verberge Ew. Ehiwiirden nicht, daß mich einen Augenblick das
Grauen überkam, als ich große dunkle Flecken darauf erkannte. Was
man dort verbergen wollte, war offenbar etwas Ungünstiges aus einer Zeit
städtischen Unfriedens". (V 294.) Nösner wird, wie wir wissen, zum Tode
uerurtheilt; und der abergläubische Besitzer des Hauses führt das Unheil auf
die Berührung mit dem Armensündertittel zurück: „Ich sah, wie er vor den
Blutflecken schauderte", erzählt dieser später.

Bernhard Georg hat zwei Kinder: Friedrich und August. Friedrich wird
Pfarrer, August Soldat. Friedrich selbst kommt nach Thorn in das Zimmer,
wo der Schrank mit dem schaurigen Inhalte steht, aber er unterlaßt es, diese
unheimlichen Andenken an seine Vorfahren für die Familie zu retten. Friedrich
vermählt sich mit Dorothea von Borsdorf, August mit Friederike», der Tochter
des Hauptmanns Spieß.

Die altere und jüngere Linie König verlieren bald die Fühlung. Von
der jüngeren Linie lernen wir nur noch einen Sprossen kennen: den Enkel
August, der in französische Dienste getreten ist und nach seiner Mutter, einer
geborenen von Sah! aus Friemar, sich Dessalle nennt.

Friedrichs Sohn ist der Kriegsrath König, und dessen Sohn Dr. Ernst
König, der Vater des noch lebenden letzten Sprossen Victor König. Dem
inzwischen alt gewordenen Dr. König wird auf der Veste Koburg im Jahre 1854
die Bibel übergeben, die Martin Luther seinem Ahnherrn geschenkt hat. Er
hat von dem Vorhandensein eines solchen Buches schon gewußt: „Ich habe
von meinem Vater gehört, daß irgendwo bei Verwandten ein neues Testament
aufbewahrt wird, in welches der Reformator einem meiner Vorfahren, der
mit ihm bekannt war, auf der Koburg einen Spruch eingeschrieben haben
soll". (VI 29.) Diese Bibel aus dem Nachlaß einer unverehelichten
Hermann, also einer Urenkelin der Regina, kommt nach dem Tode des Fräuleins
wieder zur alteren Linie König zurück.

Somit hat der Dichter durch fünfzehnhundert Jahre die Glieder derselben Familie auch durch äußerlich wahrnehmbare Zeichen zu einer langen
ilclte verbunden. Zur leichteren Veranschaulichung will ich den Stammbaum,
wie er sich aus den Bänden des Nomons ergiebt, hier zusammenstellen:

Stammtafel.
Jahr-
hundert
IV.
VII.
VIII.
XI.
XIII.
XIV.
XV.
XVI.
XVII.
XVIII.
XIX.
Stammhalter: *)
Zng« (357), Sohn Ingberts, kommt nach Thüringen, vermählt mit Irmgard,
Answalds Tochter, sterben auf der Idisburg.
>
Ingos Sohn, durch Frida gerettet.
Ingrabans Großvater, von den Avarcn erschlagen.
Ingrabnns Vater, von den Wenden gctödtet.
>
Zngravnn (724), vermählt mit Walburg, Willihalms Tochter, hinterläßt
eine Schaar blühender Kinder.
Irmfried, vermählt mit Edith, stirb! in fremden Landen.
!
Zmm«, vermählt mit Hildegard, Tochter des Grafen Gerhard.— 5 Brüder.
Zv«, vermählt mit Fridcrun, Tochter des Richters Bernhard, übersiedelt
»ach Thorn, die Nachkommenschaft nimmt den bürgerlichen Namen
„König" an. Einer derselben ist Ludolf König, Großmeister des
Deutschen Ordens (1342—45).
Markus Königs Vater, wird enthauptet (etwa 1470).
!
Marsuz «König, vermählt mit Martha Hutscld, 1' auf der Koburg 153s>.
!
Keorg Honig, Sohn des Markus, vermählt mit Anna, der Tochter des
Magisters Fabricius, wird Kaufmann zu Frankfurt.
!
Romulus «geb. etwa 1522).
Bernhards Vater, Enkel des Romulus, geb. etwa 159D, geht als
Kaufmann von Frankfurt »ach Nürnberg. j
Mernhurd (geb. etwa 1620), Rittmeister, ucrm. Aegin«, ucrm. mit
mit Judith Möring, (1' 1L48>, dem Pfarrer Hermann.
!
Bernhard (geb. 1648), bei seiner Tante Regina erzogen, wird Pfarrer im
Thüringschcn.
>
Mernharo oieorg (geb. etwa 1680), früher Pfarrer, vermählt mit Sufannc
... aus Leipzig, stirbt etwa 1730,
Friedlich (geb. etwa 1710), Pfarrer, venu, mit August, Soldat, venu.
Dorothea v. Borsdorff, mit Friederike Blaß, Tochter
des Hauptmanns Spieß.
! ' >
Kricgsrath König (geb. etwa 1740). August, Pfarrer, vermählt mit Frl.
v. Suhl aus Frirmnr.
> !
ßrnjl (geb. etwa 1775), Arzt, vcrm. 1815 Beate, ?lugust,
mit der Pfarrerstochter Henriette. genannt Tessalle, -f- 1815.
!
Hätye, vermählt
Zchriftstellcr, verm. mit mit R. v. Henncr.
Valerie v. Ncllcrwih.

') Tic in dc„> No»l,nic »i,i!rcicnl>c» divcclc» Ä>>chl^m»ic» Ingo? sind i>tt <<clel>!.

Es sind noch andere Gemeinsamkeiten in der Familie leicht ersichtlich.
Ich habe schon hingewiesen ans die verhängnißvolle Macht des Fcners,
das säst allen Ahnen Verderben bringt, und ans das ingenerirte Granen davor
in den Mitgliedern dieser Familie.
Ingo ist, da er noch ein Knabe war, unter dem Schilde Barthars aus
dem brennenden Hofe, seiner letzten Zufluchtsstätte au der Landcsmart, geführt.
Ter Hof war von den Burgunden angesteckt. (I 105—106) „Es schützt vor
dem Wasser, nicht wahrt's vordem Feuer" sagt die Schicksalsvertünderiu,
als sie dem geretteten Ingo den Drachen des Cäsar übergiebt. Die Idis-
burg geht in Flammen auf und tödtet Ingo und Irmgard. — Das Sorben-
dorf wird von Godes, dem Knecht der Sorben, in Brand gesteckt, und als
Ingraban das Feuer sieht, fährt es ihm talt über den Leib. Die Sorben
brennen Ingrabans Hof nieder. „Dort brennt der Hof meiner Väter" (I 496).
— Immo dringt in die brennende Stadt, durch Qualm und züngelnde Flammen,
und während über ihm der glühende Rauch wirbelt und um ihn die stürzenden
Balten krache», rettet er Hildegard, die seine Gemahlin sein wird (II 248). —>
Ivo rettet Friederun, die auf dem Scheiterhaufen — wiederum das Feuer —
ihr Leben enden soll, in seine Burg. Diese wird von Konrad von Marburg
in Brand gesteckt. Nur der Thurm bleibt noch, nnd da, in der höchsten Noth,
kommt es über ihn wie eine Mahnung aus ferner Zeit; er weiß, daß sein Ge-
schlecht von Alters her mit dem Feuer zu schaffen gehabt hat, und er ruft
mit Heller Stimme: „Aus feuriger Lohe stieg mein Geschlecht hernieder in
dies Land, hier stehe ich unter der letzte» Mauer, die mir vom Erbe meines
Geschlechts geblieben ist; in ihrem Brande will ich vergehen, als ein Freier".
Dadurch, daß er dem Orden beitritt, wird er gerettet, und nun kommt das
segenbringeude feuchte Element. „Aus den Wolken sank friedebringeuder
Regen, und das Himmelswasser rauschte hernieder auf die Mauern des aus-
gebrannten Thurmes" (III 417 u. f.) — Für Georg König wird wiederum das
Feuer verhängnißvoll, und wiederum der Scheiterhaufen. Bei der Verbrennung
der ketzerischen Schriften gerät!) er in Streit mit den Polen, er muß flüchten
(IV 189 u. ff.), nnd dieses Ereigniß wird entscheidend für sein ganzes Leben. —
Bernhard, der Rittmeister, läßt Judiths Haus iu Braut» stecken (V 194). Er
flieht mit Judith und seinen Getreuen. „Hinter ihm stiegen aus dem verlassenen
Hause die Flammen auf, der Wind blies hilfreich in die Gluth". Und wieder wird
der Regen segenbringend: „Durch Regen nnd Sturm entführt sich der wilde
Jäger das Zauberweib". — Der redliche Bernhard Georg verliert in Folge
des Brandes sein Leben. „Der Gutshof ist abgebrannt", erzählt die Wirthin
dem heimkehrenden August, und dieser sieht bald „die Brandstätte, ans welcher
noch weiße Rauchwolken anfstiegen", und als er in's Zimmer stürzt, liegt
sein Vater „ausgestreckt, regungslos und todt". „Das Feuer war bei Nacht
in den Wirtschaftsgebäuden ausgebrochen/ der Hofherr hatte sich übermäßig
angestrengt, das Vieh zu retten, den Tag darauf war er, vom Herzschlage
getroffen, dahin gesunken (V 304).

Noch auf eine andere Gemeinsamkeit sei verwiesen. Wir haben es hier
mit einem Reitergeschlechte zu thun. Ingo führt sich bei Answald schon
durch ein seltenes Kunststück mit Pferden ein. Er besiegt Alle beim Springen,
er springt über sechs Rosse, das heißt, er macht den sogenannten Königssprung,
„der nicht in jedem Menschenalter einem Helden gelingt". (I 39.) — „Ingraban
der Thüring, bin ich", sagt sein Nachkomme stolz, „und dies ist der Nabe,
mein Roß", und „er rührte an den Hals des edlen Thieres, das unter der
Hand des Reiters wiehernd das Haupt erhob". Das Raben-Roh ist
Ingrabans höchster Stolz. Es spielt auch bei der Wette mit Natiz eine
große Rolle. Durch den Naben, den Natiz unvorsichtiger Weise reitet, findet
der Sorbe auch sein Ende. Das treue Thier erkennt den alten Herrn. Nati,z
flieht auf dem Raben, Ingraban verfolgt ihn auf einem anderen Pferde seines
Stalles. „In der wüthenden Jagd zuckte durch die Seele Ingrabans wie
Wetterschein die Freude, daß der Rabe so trefflich lief, und er merkte erstaunt,
daß auch er wieder auf einem guten Roß seines eigenen Stalles saß, welches
von dem Raben nicht lassen wollte, obgleich es ihm näher zu kommen nicht
vermochte. . . Er stieß einen scharfen zischenden Ruf aus, und der Rabe hielt
an und bäumte. Als zum dritten Mal der Rabe sich steil erhob, seinen
Neiter zu weifen, glitt der Sorbe hinab, und schnell wie der Blitz fuhr sein
Stahl in den Leib des Nosses. Laut schrie Ingram, und ein Hühnendes
Lachen antwortete, der Sorbe sprang der steilen Höhe zu. Im nächsten Augen-
blick flog die Keule, und Natiz sank zu Boden". (I 492.) — Imnw, der zum
Mönchsstande bestimmt ist, hat das alte Neiterblut in sich. „Iu Nosse wäre
ich für sie gefahren bis an das Ende der Welt", ruft der junge Scholasticus
aus. Und er erkundigt sich bei dem aus seiner Heimat kommenden Freunde
zunächst nach dem Stall. „Ich hob Gottfried — den jüngsten Bruder —
auf das Noß, das mir gehörte, gab den Zügel in seine Hand und raunte dem
Hengste zu, daß er dem Kleinen zugethan sei. Niemand hat mir gesagt, wie
das Noß ihm dient. Du mußt es gesehen haben, wenn Tu auch ein Mönch
bist. Es ist ein sächsisches Pferd aus der Zucht des Königshofes, die Farbe
ist ganz weiß, und Mähne und Schweif glänzen wie Silber. Sahst Du das
Noß, so sprich". (II 21.) — Auch der minnende Nitter Ivo ist wegen
seiner Neitkunst berühmt. Der Landgraf sagt von ihm: „Der junge Held
ist mit seinen Dienstmannen im ganzen Lande wohlbekannt, weil er ruhelos
sein Noß auf der Nennbahn treibt". (III 42.) — Bernhard ist Nittmeister,
und die Mahnung, die ihm in das Ohr geschrieen wird, heißt: „Deines
Rosses letzter Sprung sei für den Genossen, der um Deinetwillen in Todesnoth
kam". (V 89.) Selbst Dr. Ernst König ist ein guter Neiter und tritt als Frei-
williger bei den reitenden Jägern ein; im Neitergefecht besiegt er seinen Todfeind.
Bedeutsamer als diese Vererbung des durch zahlreiche Familientatastrophen
vercmlaßten Aberglaubens gegen das Feuer und die Geschicklichkeit und Kunst,
die Pferde zu tummeln, ist der psychische Zusammenhang, sind andere
Gemeinsamkeiten, geistige und seelische.

Die edelsten Manuestugenden sind allen Sprossen des Ingo-Stammes
gemeinsam: die keusche Verehrung der Frauen, die Treue, die sie dem angelobten
Weibe halten, Unerschrockenst und Muth in jeder Lage des Lebens, ein
unbezwingliches Gefühl, dem Bedrängten zu Hülfe zu eilen, Treue gegen sich
und gegen den Nächsten. Treue dem Glauben. Treue dem Vaterland.
Seit jenem Tage, da Bischof Winfried dem Heiden Ingraban, den er in
die christliche Gemeinde aufnimmt, zugerufen: „Sei ein treuer Christ", erklingt
dieser Ruf: .Sei getreu" den Nachkommen immer wieder geheimnißvoll in
den Stunden der Entscheidung. Rittmeister Bernhard vernimmt den Ruf, als
er die bedrängte Judith erretten will. „In das eine Ohr schrie es mir: Sei
treu bis in den Tod, und wenn die ganze Welt untreu würde". (V 139.)
Victor erzählt, daß sein Vater, Dr. Ernst, denselben Ruf vernommen hat:
„Ter Vater hat mir erzählt, wie ihm einst in der jammervollen Niederlage,
als der Staat Friedrichs des Großen zerbrach, der Ruf in die Seele drang,
daß auch er sich für das Vaterland hinzugeben habe". (VI. 386.)
Treu dem Vaterland! Das ist das Losungswort der ganzen Familie.
Wir erinneni uns, wie mächtig das Erwecken des deutschen Gedankens auf
Ivo gewirkt hat. „Zum ersten Mal, seit er lebte, wurde er gerufen, weil er
ein Deutscher war ... Er fühlte, daß eine Kränkung seines Volkes anch
Kränkung seiner eigenen Ehre war". (III 175.) Das ganze Dasein des
Markus König wird ausgefüllt von dem einen Gedanken: dem Deutschthum
zum Siege zu verhelfen gegen die Fremden. Um dieses deutschen Gedankens
willen hat er sein Leben lang Schätze angesammelt, und diese stellt er Dem-
jenigen, den er für den Verfechter Deutschlands hält, zn unbeschränkter Ver-
fügung. Er haßt den Großmeister Albrecht nur, weil er glaubt, daß dieser
die deutsche Sache verrathen habe; und als ihm durch Luther die Erkenntnis;
eröffnet wird, daß der Friede des Herzogs mit den Polen das Deutschthum
für die Zukunft rette, erst da versöhnt er sich mit seinem Todfeind. Bernhard
und seine Genossen lösen sich unter dem Schlachtruf: „Hie Deutschland" von
Turenne los. vr. Ernst König ist der Hauvtagitator des deutschen Wider-
standes gegen die Fremden, und Victor ruft, während die Flintenschüsse des
Märzaufstandes durch die Straßen knattern: „O, Tu mein armes Preußen!
Die Vormacht sollten wir sein für andere deutsche Stämme, und jetzt liegen
wir am Boden in einem Siechthum, das uns Anderen verächtlich und den
Feinden zur Beute macht . . . Die Stunde ist da, wo der Preuße die Sorge
um sein eigenes Leben und seines Herzens Gelüst vergessen muß i» der Todes-
not!) seines Vaterlandes". (VI 385.)
Dieser selbe deutsche Gedanke findet auch einen andern, einen negativen
Ausdruck: im Haß gegen die fremden Bedrücker, besonders im Haß
gegen die Leute romanischer und slavischer Nace. - Das fängt schon mit dem
Urahn an. mit Ingo, der gegen die Römer kämpft. Es pflanzt sich fort auf
Ingraban, der den Sorben Ratiz befehdet und tobtet. Es pflanzt sich fort
bis auf Markus König, dessen ganzes Leben ein Kampf gegen das Slaventhum

ist; bis auf Bernhard, der dem französischen Marschall den Gehorsam kündigt
und mit seinen Leuten zu Graf Königsmart übergeht; bis ans Friedrich König,
der Friedrich Wilhelm I. aufruft, die Schmach von uns zu nehmen, die die
Deutschen unter den Polen in Thorn zu erdulden haben; bis auf Ernst König,
dessen schönste Maunesjahre ausgefüllt werden von dem beständigen Kampf
gegen die Franzosen; bis auf den Letzten, den noch lebenden Victor, der, als
er unschlüssig auf der Barrikade steht, vou der Seite einen französischen Anruf
und Befehle in polnifcher Sprache vernimmt. „Da schlug er den Kolben des
Gewehrs gegen die Pflastersteine, daß der Kolben in Stücke sprang . . . .Ich
habe mein Gewehr an den Steinen zerschlagen, weil ein fremder Emisfair es
mir in die Hand drückte".

Es könnte verwunderlich erscheinen, das; Gustav Freytag alle diese Helden
so gleichgeartet in den Charakteren und in der Gesinnung gestaltet hat. Es
ist nicht wahrscheinlich, das; in einer langen Familicntette, die vom vierten
Jahrhundert bis in die Gegenwart reicht, die einzelnen Glieder allesammt aus
demselben dauerhaften Material genommen sind und im Wesentlichen dieselbe
Gestalt erhalten haben. Viel wahrscheinlicher ist vielmehr, daß Einzelne durch
die Legirung mit fremden Elementen: durch das Blut oer Mütter, durch den
verschiedenen Hitzegrad, in dem sie geschmiedet, durch das Temperament, die
Erziehung, die Lebensverhältnisse, von verschiedener Beschaffenheit und verschiedener
Gestaltung sein müssen

Tagegen ließe sich aber einwenden, daß nach allen Beobachtungen der
Erscheinungen des Atavismus gewisse Hauptmerkmale des Geschlechts, seien sie
nun psychischer oder physischer Art, nach Ucberspringung von so und so viel
Generationen immer wieder nahezu unversehrt und ungewandelt zum Borschein
kommen. Man darf also annehmen, daß diejenigen Sprossen Ingos, die von
dem Stammvater verschieden, die unbedeutend oder gar schlecht sind, in jenen
Tagen gelebt haben, die Gustav Freytag unberücksichtigt gelassen hat. Er hat
mir die Art des Geschlechts, nicht dessen Entartung schildern wollen. Deshalb
hat er den Helden, denen er seine Aufmerksamkeit zugewandt hat. dieselben
Eharaktereigenschaften geben dürfen.

Von Temperament sind diese gar verschieden. Ernst nnd finster sind die
Urväter, Ingo uud Iugraban, die ihre Sinnesart vor Allen auf Markus König
vererbt haben. Ein ruhigeres, gemäßigteres Temperament zeigen Ivu, Bernhard,
der Rittmeister, Bernhard Georg, der Pfarrer, sowie dessen ältester Sohn
Friedrich und Di-. Ernst König. Frischer und heiterer ist Immo, dessen Sinnes-
art wir in Georg König und endlich in Victor wiederfinden.

Mit dem Geschlechte Ingos sind noch zwei andre Geschlechter verwickelt:
das Banerngeschlecht aus Friemar und die Familie Henner. Auch
die Geschichte dieser mag genealogisch hier aufgerollt »verde».

In Ingo begegnen wir einem alten Bauern, Bero geheißen. „Um
Mittag kamen sie (die Bandalen mit Ingo) zu dem Torf, das man im

Lande „freies Moor" nannte, wo die Hofstätte Beros stand". (I 143.)
„Am Wächterhaus standen die Landleute im Festtleide, vor ihnen Bero und
feine sechs Söhne, kräftige Jünglinge mit starken Gliedern und großen Händen".
Nero hat ganz den Bauernstolz. Er fühlt sich freier Herr und stellt sich
neben die Edeln- „Der Edle und der Freie, Beide tonnen einander nicht ent-
behren. Ihr Helden vermögt nicht Ruhm zu gewinnen, wenn wir euch nicht
auf die Kampfaue nachziehen".
Beros Tochter ist Frida, die Gespielin der Irmgard, die zwar alle
häuslichen Geschäfte mit verrichtet wie die Tochter des Herrn Answald felbst
und wie die Mägde, die sich aber nicht zu dem Gesinde rechnet. „Ich bin
eine Freie", sagt sie, „dir habe ich mich zur Gespielin gelobt, nicht der
Hausfrau, und um deinetwillen weile ich im Herrnhofe, obgleich der Vater
mich nach Haufe begehrt". (I 99.) Frida errettet, wie wir wissen, den Sohn
Ingos aus den Flammen.
In der Geschichte Ingrabans begegnen wir Bruno. Bernhards
Sohn ll 395), „einem ansehnlichen Mann aus dem freien Moor, dessen
Geschlecht seit alter Zeit mit dem Hofe des Ingram befreundet war".
Die Beziehungen zwifchen den beiden Familien spinnen sich fort. Im
elften Jahrhundert finden wir den alten Naldhard (II 149), der noch
weiß, daß das Weib, welches Ingos Sohn gerettet, ein Weib aus feinem
Geschlechte war. Er hat sich den Stolz des freien Bauern bewahrt und hat
ihn auf seinen Sohn Brunico vererbt. „Ich selber bin meines Vaters
Sohn und sitze an seiner Bank", sagt dieser Brnnico, der sich Immo als
Gefährten gelobt.
Das Torf aus dem „freien Moor" hat mit der Zeit deu Namen
„Friemai" erhalten. Ein Nachkomme jenes Baldhard ist der Nichter
Bernhard, dem wir im dreizehnten Jahrhundert begegnen, der Vater der
Fiiderun und des Bert hold. Nerthold schlägt nach der Auffassung des
bauernstolzen Vaters aus der Art. da er in Folge einer erlittenen Temiithigung
den freien Bauernhof verläßt und als Knappe znm Edelhuf geht. Das
fchmerzt den alten Freibauern und Nichter tödtlich. „In ehrlicher Arbeit hatte
ich mir einen Sohn erzogen und nicht zur Arbeit für euresgleichen. Haben
auch die Kornsäcke lange genug meinen Nacken gedrückt, euch gegenüber ist er
steif, wenn ihr Willkommen von mir begehrt, denn ihr und euresgleichen
habt mir den Sohn genommen, für dessen Ehre ich mich gemüht habe, so
lange ich meine Vauernschuhe trage". (III 98.) Dasselbe stolze Baucrn-
gefühl hat auch Friderun. „Mögeu Andre euer ritterliches Abenteuer preiseu",
sagt sie zu Ivo, „unsre freien Bauern wundem fich. daß ihr, der Edle ans
dem alten Blut der Thüringe, eure Habe und eure Glieder übermüthig
preisgebt dem Speerholz jedes groben Gesellen, dem einmal sein Herr
den weißen Riemen nm seinen imechtsleib geschnallt hat. Geringen Ruhm
finden wir darin, daß ihr Solche wie curesgleichen ehrt, die als lluh-
diebe durch die Nacht reiten, Unfreie, deren Leib und Leben unter dem

Hofrechte eines Herrn steht, die als Knechte Schläge und Fesseln
ertragen müssen und in Wahrheit nur wie Noßknechte gebraucht werden, auch
wenn ihr sie nach eurer höflichen Sitte Herren nennt. Und wir Freien halten
es für einen schlechten Brauch in der Welt, daß der unfreie Knecht, wenn er
den Eisenhelm empfängt, sich unter die Edlen setzt und über die Schulter auf
die Freien im Bundschuh herabsieht". (III 101.) Als Friderun später von
den München gefangen wird, und als Gräfin Hedwig von Meran Ivo von ihr fern
halten will, erinnert sich der edle Thüring, daß einst ein Weib desselben Bauein-
geschlechts seinen Ahn aus den Flammen gerettet hat. „Die Magd sprang
in die Flammen", murmelt er, und er stürzt davon, Friderun zu retten.
(III 401.) Durch die Vermählung Ivos mit Friderun wird das Geschlecht
der freien Bauern mit dem Gefchlcchte der edlen Thüringe vereinigt.
Im neunzehnten Jahrhundert vereinigen sich die beiden Familien noch
einmal. Der Sohn des August König vermählt sich mit einer geborenen
von Suhl aus dem Dorfe Friemar im Gothaischen. „Ich erinnere mich ganz
gut auf sie", sagt der alte Dr. Ernst König. „Sie stammte aus einem reichen
Bauerngeschlecht, von den sogenannten Herren von Friemar. (VI 396.) In
dem Dorfe nämlich bestanden aus alter Zeit freie Familien, welche ein adeliges
Wappenschild führten".
Einfacher ist die Geschichte der Henner.
Der erste Henner, dem wir unter den Lebenden begegnen, ist Ivos
Marschalt, der seine Rede so ergötzlich „floriret", ein treuer, tapferer Mann,
seinem Herrn bis auf den Tod ergeben. Marschalt Henner stammt nicht aus
hohem Hause, die freie Bäuerin Friderun spricht recht verächtlich von ihm.
„Die Alten gedenken noch, wie der Großvater eures Herrn Henner, der jetzt
so ritterlich prangt, im schmucklosen Kleid eines Knechtes die Hammel durch
unsere Dorfgasse trieb". (HI 103.) Der Enkel dieses hammeltreibenden
Knechts ist also schon in die Reihen der Edeln gerückt. Henner opfert sich
für den Richter Bernhard und Friderun; und Friderun klagt, als er sterbend
darniederliegt: ,„Für mich und meinen Vater empfingt ihr die Wunde, und
bitter schmerzt mich, daß ich euch erzürnt'. ,Gehabt ench darum nicht
pleurant, liebe Magd', versetzte Henner rücksichtsvoll. ,ich that Euch Will-
kommenes und eurem Bruder Widerwärtiges, Beides in nieinem Amte'. Und
die Hände Ivos festhaltend, sprach er mit Anstrengung: ,Sorgt für die
Kummervollen, welche ich zurücklasse! Zu den lieben Engeln nehme ich den
Ruhm, daß ich mit dem adeligsten Herrn in Thüringen geritten bin, Keinem
war er untreu und kein Speer hat ihn jemals vom Pferde gestochen, ich aber
war sein Marschalk'. Er sank sterbend zurück". (III 420.)
Ivo sorgt in der That für die Kummervollen, die Henner zurückläßt. Er
n immt sie mit nach Preußen; und dort begegnen wir einem Nachkommen des alten
Marschalls. Aber dieser rühmt sich nicht mehr, „dem adeligsten Herrn zn dienen".
Er ist inzwischen selbst ein Herr von altem Adel geworden, und Ivos Nach-
kommen sind nun schlichte Bürgerliche. Der lange Junker Henner von

Ingersleben*) sieht mit Verachtung auf das Biirgerpack herab, und überlegt sich, ob er Georg König, dieses einfache Nürgerlind, überhaupt als satisfactionsfähig betrachten dürfe, ob er „mit ihm reiten" könne. „Ter lange Henner Ingersleben, der weder Gut noch Geld hat und als Einlieger bei seinen Spießgesellen auf dem Lande haust, weigerte sich höhnisch, mit uns Stadtknaben im Ringelrennen zu reiten und schalt uns Biirgerpack", sagt Georg König unwillig. (IV 34.) „Der hagere, starkknochige Gesell mit schmalem Angesicht, das bleich und verbrannt und trotz der Jugend durch hartes Leben und Ausschweifungen gefurcht war", beunruhigt die Stadtsöhne Georg und dessen Freunde, als sie eine Landpartie machen wollen. Aber zwischen Henner und Georg besteht gleichwohl ein gewisses respectvolles Einvernehmen, das sich von dem hochmüthigen Gebaren des Junkers den anderen Bürgeissöhnen gegenüber wesentlich unterscheidet. Der Dichter hat hier schalkhaft veranschaulicht, wie wunderbare Travestirungen die Geschichte bisweilen beliebt. Henner weiß, daß er aus Thüringen stammt, und er weiß auch, daß seine Vorfahren mit den Vorfahren von Georg König in Beziehungen gestanden haben. Nun macht er, der Adlige, sich das Verhältniß seiner Ahnen zu den Voreltern Georg Königs, des Bürgerlichen, so zurecht, daß er sich einbildet, die Vorfahren des Georg hätten seinen Vorfahren gedient.
Er stellt also die Wahrheit gerade auf den Kopf. „Bei Georg", sagt der Bürgerssuhn Eske, „will der Junker eine Ausnahme machen, weil ihre Vorväter Landsleute gewesen wären aus Thüringen, und er sagt, ein Vorfahr des Georg hätte lange als Knecht gedient bei einem seiner Vorfahren! deshalb habe er ein Recht sich mit Georg zu schmeißen und ihn zu schlagen, so oft es ihm gefiele." (IV 101.) Dieser lange Junker scheint, wenn man nach diesen Anzeichen urtheilen will, leinen Tropfen Blut mehr von dem alten Marschall in sich zu haben. Und doch ist es ein echter Nachkomme des Alten. Die Blutsfreundschaft führt ihn zu Georg, als dieser bei den Landsknechten weilt. Er stirbt wie sein Ahn an der Seite eines Nachkommen des Ingo, er stirbt fast mit denselben Worten. ‚Armer Henner', seufzte Georg. .Gehab Dich nicht weinerlich, Jörge")', antwortete Henner leise, und ein Lächeln flog über sein entstelltes Gesicht. , Jetzt liegen zwei bei einander, die zusammengehören; ich aber habe Dir meine Treue bewiesen als ein deutscher Edelmann'. Er zuckte, dann lag er still". (IV 355.)
Die Fabel von dem älteren Adel der Henner und von der bürgerlichen Herkunft der Familie König befestigt sich durch die Jahrhunderte. Im neunzehnten Jahrhundert kommt noch der schlichte Doctorssohn Victor Konig mit Richard von Henner, der ebenfalls ein „langer, hagerer Gesell" ist, zusammen; und dieser Richard von Henner geräth gerade wegen der stolzen Berufung

') Ingersleben hieß der Hof, »uf dem der alte Marschall dem Edeln Herrn Ivo gedient hat.

") „Gehabt Euch deshalb nicht vleurant". sagt der sterbende Marschall.

auf seine Familientradition, auf den alten Adel, mit dem Nürgerssohn in un-
angenehme Berührung. „Ich stamme aus Westpreußeu", fagt Henner stolz,
„aber meine Familie ist erst dorthin ausgewandert, sie saß in Thüringen,
bevor es ein Preußen gab. Wir sind die Henner aus dem Hause Iugers-
leben". Darauf erfolgt der bewußte „dumme Junge" von Seiten Victors
und die Mensur. (VI Z39.) Wie sich Victor Konig und Richard von Henner-
Ingersleben in der Märznacht versöhnen und zn gemeinsamer Arbeit ver-
binden, und wie sich die Familien durch die Verheirathung Richards mit der
Schwester Victors vereinigen, ist bereits erzählt worden.
Manche der tiefverborgenen und viclvcrschlungenen Fäden, die die Mit-
glieder des Ingo-Stammes nnd seiner Getreuen mit einander verbinden, habe
ich hier klarzulegen und zu entwirren versucht. Niemand wird nach dieser
Aufweisung noch behaupten wollen, daß dieser Zusammenhang ein nebensäch-
licher oder gar ein zufälliger sei. Die Einheitlichkeit in der Composition
unter stetem Hinblick auf die Gemeinsamkeit des Stammes des Ganzen scheint
mir vielmehr mit absoluter Bestimmtheit sich darzustellen.
Diese Idee, welche das Ganze beherrscht, hat der Dichter am Schluß
ausgesprochen. „Unsere Phantasie mag mühelos, auch wo die beglaubigte
Kunde fehlt, noch weiter rückwärts in die Vergangenheit fliegen. Vielleicht
suchte schon fünfhundert und tausend Jahre früher ein anderer Vorfahr hier
an derselben Stelle einen günstigen Freund oder seine Heimat. . . Vielleicht
wirken die Thaten und Leiden der Vorfahren noch in ganz anderer Weise
auf unsere Gedanken und Werke ein, als wir Lebenden begreifen ! . . Was
wir uns selbst gewinnen an Freude und Leid durch eigenes Wagen und eigene
Werke, das ist doch immer der beste Inhalt unseres Lebens, ihn schafft sich
jeder Lebende neu". Und Freytag spricht nun noch den Gedanken aus, daß in
demselben Maße, in dem das Leben der Nationen älter wird, sich der Ein-
fluß der Vorfahren auf die Nachkommen vermindert. Das Individuum wird
nuu nicht mehr bestimmt durch seine Ahnen, es wird bestimmt durch sein
Volk. Es lebt immer weniger in dem Abhängigkeitsverhältnisse von der
Tradition, es kann mehr als je Gebranch machen von der Freiheit der Selbst-
bestimmung.
Die Verauschaulichung dieses großartigen Gedankenganges ist dem Dichter
in der Reihe von Romanen, die'den treffenden Titel „Die Ahnen" führen
in herrlicher Weise gelungen. Es ist ein mächtiges dichterisches Werk, das
noch fest dastehen wird, wenn so manches viel piunkhaftere und für die Augen
der Zeitgenossen blendendere vom Sturm der Zeit verweht sein wird wie Spreu.
Auf die Dichtung selbst mag Gustav Frehtag jene rothe Fahne mit dem Salamander
pflanzen, die Ioo von seiner thüringischen Heimat nach den Ufern der Weichsel
gebracht hat, — die Fahne mit der stolzen Aufschrift: „Ich werde dauern!"

^ocialpolitische Reiseskizzen aus Schottland.

von
Franz von tzalrzendorff.
— München. —

Erste Serie.

Edinburgh, den <>. Vctober 1880.

!ic weiden ein wenig erstaunt sein, daß Jemand, der vor wenigen
Monaten nach langer Abwesenheit von Neapel heimkehrte und
wegen unhäuslichen Lebenswandels mit einem Gichtanfall bestraft
wurde, so unvermuthet in der Schottischen Hauptstadt wiederum
auftaucht. Aufrichtig gestanden, ich bin selbst erstaunt darüber, daß ich meinem
schwer belasteten Schreibtisch schon wieder den Nucken gekehrt habe. Ich weiß
mich ziemlich frei von der Krankheit, die ein neapolitanischer Naturforscher
als eine moderne Epidemie unter dem Titel der Congressitis bezeichnet und
von der, wie er meint, Diplomaten und Schcibenschützen sowie „ewige Friedens-
freunde" am leichtesten ergriffen werden. Dennoch tonnte ich der Versuchung
nicht widerstehen, die in Gestalt einer sehr verführerischen Einladung an mich
herantrat. Ter Vorsitzende des socialwissenschaftlichcn Kongresses nnd der
schottische Lordadvocat hatten mich eingeladen, an dessen Verhandlungen, denen
ich seit dem Jahre 1361 ferngeblieben war, Theil zu nehmen. Soll ich es
in Abrede stellen, daß ich für englisches Leben meine alte Vorliebe festhielt und
des altmodisch gewordenen Glaubens bin, daß man in England, je länger und
aufmerksamer Land und Leute beobachtet werden, desto mehr zu lernen findet
und desto eher begreift, baß nicht Alles, was zu wissen nützlich ist, auf den
Schulbänken, in den Hörsälen oder aus Büchern angeeignet werden kann?

October ist nicht gerade der beste Monat für Schottland. Aber er
bietet auch einige Vortheile dar. Wenn die Natur uns etwas unzugänglicher
wird, so rücken die Menschen uns näher. Als ich heut Morgen um acht Nhr
nach einer mit dem Schnellzuge durchrasten Nacht im Hause meines Wirthcs
eintraf, empfing mich bereits ein behagliches Kaminfcuer. Nicht nur ein
körperliches, auch ein ökonomisches Wohlbefinden überkam mich bei dem tröst-
lichen Gedanken, daß ich in Deutschland bis zum Beginn der Einwinterung

nur noch vier Wochen ungeheizten Daseins versprechen durfte. Aber in der Fremde that es wohl, von einem behaglichen Feuer gleichsam zur Begrüßung umarmt zu werden, und ich behaupte, daß das im Kamin prasselnde Holz oder die schweigend verglimmende Kohle, als Sinnbilder des jugendlichen Muthes, der sich im Alter zur Ruhe begicbt, in unserem Gemüthsleben ebenso dichterische Anklänge erwecken, wie das Rauschen der Tannen oder das Nieseln der Bache. Mir schien es sogar, nachdem ich die ersten Worte mit meinem mir bis dahin unbekannten Gastfreunde gewechselt hatte, als ob schottische Gastfreundschaft im October noch wärmer wäre, als die in südlicheren Gegenden im Sommer gewährte Gastlichkeit. Denn es ist ein Unterschied, ob zwei Menschen, die sich bis dahin auf Erden noch nicht gesehen haben und mit einander befreundet zu werden wünschen, sich zu ihrer eisten Unterredung in die Sophaecken oder vor einem flackernden Kamine niederlassen. Wegen dieser mir durch den Kamin erzeigten Wohlthaten war ich denn auch darüber getröstet, daß mich draußen eine Atmosphäre umgab, die man als gemäßigt liberales Compromißwetter bezeichnen konnte, als gütliches Uebereinlommen zwischen Sonne und Nebel, als Halb und Halb in der Beherrschung des Tageslichtes.

Es war nicht hell genug, um von den Hühenrändern, über welche die vornehmsten Straßen der Stadt laufen, die nordwärts liegenden Ufer des Firth of Forth oder die südlichen Berge von Lammermoor zu erkennen aber eine immerhin ausreichende Beleuchtung, um mit guter Ueberzeuguug das längst rechtskräftig gewordene Urtheil zu unterschreiben, wodurch Edinburgh ebenso sehr im Hinblick auf seine nächste landschaftliche Umgebung, wie nach seiner Anlage und Bauart der Ruhm ungewöhnlicher Schönheit zugesprochen wird. Edinburgh ist weder eine Seestadt noch eine Gebirgsstadt, weder alterthümlich, noch fabrikmäßig modern. Seine Schönheit liegt in der landschaftlichen Verschmelzung von See und Feld, von Hügel und Niese, von grünen Rasenflächen und schroffen Abhängen, vnn nächster Beschränkung eines Plötzlich verschlossenen Ausblicks und sanft verdämmernden Linien. Die Stadt ist gleichsam in steinernen Strophen und kunstvoll verschlungenen Reimen gedichtet.

Sehen Sie, wie sehr das Reisen das geistige Gefüge der Menschen auseinanderbringt? Ich soll socialpolitische Skizzen liefern und begebe mich unmittelbar nach meiner Ankunft in Edinburgh bereits auf ein Gebiet, das Dichter vor mir, Novellisten neben mir und Reiseschiiftsteller jahraus, jahrein besser, genauer und farbenreicher beschrieben haben, als ich es thun könnte. Nicht blos in der Malerei, sondern auch in der Schriftstellelei giebt es eine Coloriftenschule, zu der ich mich nicht rechnen darf.

In Wirklichkeit bin ich von meinem Neiseprogramme weniger weit abgewichen, als — auf dem Papier, während die herrschende Praxis die umgekehrte ist, ohne daß ich mit dieser Behauptung sagen möchte, es werde auf dem Papier überhaupt weniger gesündigt, als im Leben selbst. Die Vormittags- und Mittagsstunden, die mir vor dem Beginn der dem Congreß pflichtschuldigst zu leistenden „Hörigkeit" übrig blieben, verwendete ich auf einen als

hiswiische Ehrenschuld erachteten Besuch vor dem Denkmal Sir Walter Scotts, zur Betrachtung einer von schottischen Malern veranstalteten Ausstellung, die manche recht gute Bildnisse hervorragender Männer enthielt, zu einer Umfahrt um die Stadt auf dem Fahrwege der Königin (tzueen's vrivo), ganz überwiegend aber zu einer genauen Besichtigung des Hypothekenamts im NeFlLtlar't, OMes.

Ich denke, daß dies offene Bekenntniß. mir in der öffentlichen Meinung der Geheimen Räthe innerhalb und außerhalb deutscher Hauptstädte nur nützlich sein kann; denn ich mochte behaupten, selbst unter alten und ausrangirten Hypothekenlichtern eines ehemaligen der nordostdeutschcn Tiefebene angehörig gewesenen Kreisgerichts gebe es wenig Menschen, die einige Stunden nach ihrer Ankunft in einer fremden an Sehenswürdigkeiten reichen Stadt ein Hypothetenamt besichtigen, es sei denn, daß solche unglückliche Reisende in Folge einer beinahe schlaflos durchwachten EilszugZfahrt dazu getrieben würden, eine passende Vorbereitung auf einen Mittagsschlaf zu suchen.

Unter gewöhnlichen Umständen wäre auch ich einer so außergewöhnlichen Leistung nicht fähig gewesen. Ter Lord Advocat, der in liebenswürdigster Weise meine Führung übernahm, bestand aber darauf, daß ich vor allen andern Tingen die Hypothekenregister in Augenschein zu nehmen hätte. Und er hatte vollkommen Recht. Diese Besichtigungsprocedur hatte auf mich einen ähnlichen Einfluß, wie die Nehandlungsweise. der nach den älteren Reglements neueingelieferte Landstreicher und verurtheilte Zeitungsredactenre unterworfen wurden, indem man sie vor der Einsperrung in das Badezimmer der Strafanstalt unter eine Douche fühlte. Ich fühlte mich auch plötzlich unter einer Douche, in der ich mich angenehm und schnell von allen Resten derjenigen Voruitheile befreit suhlte, die einem continentalen Juristen anhaften und deren wir uns erst dann bewußt werden, wenn wir ihrer entledigt sind.

Dreißig Jahre hindurch war ich der Ansicht gewesen, daß ein Grundbuch nebst den dazu gehörigen Grundacten unveräußerlich an die Scholle gebunden sei und unabänderlich bis zu einem die Welt umstürzenden Erdbeben in den Gelichtstempeln desjenigen Bezirkes verbleiben müsse, innerhalb dessen ein Grundstück belegen ist. um daselbst im Wege allmähliger Einstaubung wiederum den Proceß neuer Grundstücksbildung auf den Actendeckeln zu veranschaulichen. Taß irgend etwas anderes möglich sei, würde mir in Deutschland kaum klar geworden sein. Wo bliebe denn unser forum rei 8iw6, der Gerichtsstand der belegenen Sache? Haben nicht unsere politischen, juristischen und socialen Toctrinen auch naturgemäß durch „beständige Wiederholung" der damit verknüpften Anschauungen in uns eine „Immobiliarqualität" angenommen?

Da man sich bei uns daran gewöhnt hat, „Großbritannien und Irland" der Kürze halber im Gespräch „England" zu nennen, so begegnet man nicht selten der Behauptung. England habe keine Grund- und Hypothekenbücher. Nichtig ist daran, daß England mit Ausnahme zweier Grafschaften keine Hypothekenbücher befitzt, Schottland hingegen sich eines wohlgeordneten Hypo-

thetenwesens erfreut. Das Eigeiithiimliche und scheinbar Verkehrte dieser schottischen Einrichtung besteht in der den continentalen Begriffen zuwiderlaufenden Eentralisation des Grundbuchswesens. Alle Grundbücher und Grundacten sind im Registeramte zu Edinburgh centralisirt. Wer ein Haus oder ein Grundstück in den schottischen Hochlanden zu erwerben, zu veräußern oder zu belasten wünscht, begiebt sich zur Feststellung des Thatbestllndes oder zur Erforschung der rechtlich gebotenen Sicherheit in die Landeshauptstadt, oder er betraut einen Nechtsverständigen damit, die erforderlichen Erkundigungen einzuziehen. So besitzt das Land ein einziges großes Hypothetenamt. Nach Allem, was ich hörte, ist man mit dessen Verrichtungen überaus zufrieden. Für ein Gebiet von der Größe und Beschaffenheit Schottlands lassen sich die damit verbundenen Vortheile nicht in Abrede stellen. Die Verbindungen zwischen den einzelnen Theilen der Hochlande sind weitaus weniger bequem als die großen Verkehrswege, die nach Edinburgh führen. Der Typus des schottischen Grundbesitzes ist vorwiegend derjenige der Latifundien. Erstrecken sich die Besitzungen eines und desselben Eigentümers in das Gebiet mehrerer Grafschaften, so läßt sich die umständliche Herbeiziehung von Grundacten aus entlegenen Gegenden vermeiden, wenn alles Material an einer und derselben Stelle vereinigt wird. Dem localen Bedürfniß des Rechtsverkehrs wird durch beglaubigte Abschriften genügt. Mannigfache Hin- und Herschreibereien, Austunftsersuchen an andere Gerichte, Dienstleistungen aller Art sind durch das schottische Verfahren entbehrlich geworden, ganz abgesehen davon, daß sich eine feste und sichere Technik in der Besorgung der Hypothekengeschiifte entwickeln tonnte. Auch ist nicht zu vergessen, daß die Civilrechtspftege zu Edinburgh in höherem Maße centralisirt ist, als auf dem Continent.

Der gewohnheitsmäßig festgehaltene Gegensatz zwischen Centralisation und Decentralisation, der sich überall an eine Vergleichung zwischen den continentalen Ländern und Großbritannien gleichsam von selbst anlehnt, erfährt also gerade an der Stelle eine Durchkreuzung, wo ausnahmsweise in Beziehung auf das Hypothekenwesen bei continenlalen Juristen die Vorstellung von der unvermeidlichen Notwendigkeit der Decentralisation sich eingewurzelt hat.

Diese auffallende Erscheinung des schottischen Grundbuchwesens verliert freilich sehr viel von ihrer Absonderlichkeit, wenn man bedenkt, daß die Centralisation der Hypothtenbücher unter dem natürlichen Schwergewicht der historischen Ueberlieferung sich ausbildete, wonach seit dem Mittelalter die Rechtspflege als von der Person des Königs unmittelbar ausgehend und an seine Nähe gebunden, nicht blos, wie nach den modernen constitutionellen Theorieen fingirt, sondern wirklich angeschaut würde. Dem Vorhandensein von königlichen Reichsgerichten, die in der Landeshauptstadt vereinigt sind und auch in erster Instanz für das ganze Land Recht sprechen, fügt sich naturgemäß das Bestreben an, auch das Hypothekenwesen dem herrschenden Grundgedanken llnzupllsseil.

Wenn Angesichts dieser Verhältnisse an solchen Einrichtungen noch irgend Etwas merkwürdig bleibt, so ist es die Wahrnehmung, wie oft Engländer und

Schotten in zähem Festhalten an bestimmten historischen Ueberlieferungen instinctiv das Nichtige treffen, wo es gilt, eine den modernen Bedürfnissen entsprechende Einrichtung ausfindig zu macheu. In jedem bequem eingerichteten Hausstande der höheren und mittleren Klasse wiederholt sich dieselbe Verschmelzung mit Altem und Neuem: Neben den alten Erbgeräthen, neben Schränken und Bildnissen, die drei oder vier Menschenalter ihren Platz an derselben Wand behauptet haben, die neueste Erfindung, die geeignet ist, die alltägliche Bequemlichkeit des Daseins zu erhöhen; und in der Nähe der Ulmen, Buchen und Linden, die schon den Zeitgenossen Heinrichs VIII. Schatten spendeten, die neuen Coniferen, die aus Neuseeland oder den südamerikanischen Eordilleren durch Handelsgärtner eingeführt worden sind.

In den höheren Stockwerten desselben thurmförmig in einem Eentralban aufgeführten Regifteramtes besindet sich das Land es archiv, so daß die beiden Gattungen von Urkunden, die nicht überall nach begrifflichen Merkmalen geschieden weiden tonnen, die Gattungen der rcchtshistorischen und der den gerichtlichen Neweiszwecken dienenden Schriftwerke gleichfalls in unmittelbarer Nähe vereinigt sind. Für die geschichtlichen Forschungen, die sich auf die Vergangenheit großer Adelsgeschlechter oder die Vertheilung des Grundbesitzes beziehen, läßt sich aus solcher Vereinigung mancher Vortheil ziehen. Ich glaube, daß vi-.Mraser, dem die Geschichte der schottischen Adelsgeschlechter so vielfache Aufklärung verdankt, in dieser Einrichtung nicht unwesentliche Erleichterungen fand. Es ist selbstverständlich, daß in dem Archiv zu Edinburgh sehr werth volle Handschriften geschichtlich hervorragender Personen aufbewahrt werden. Länger als auf anderen Papieren wird der Blick jedes Deutschen wohl auf den Schriftzügen haften bleiben, die ,von Maria Stuart herrühren, während die Augen eines Schotten die vergilbten Erinnerungszeichen an "Knox zu bevorzugen Pflegen. Oft genug habe ich in früheren Zeiten in England behaupten hören, die gründlich verschiedene Denkweise zwischen Briten und Deutschen pflege sich auch darin zu äußern, daß die große Mehrzahl der gebildeten Deutschen in dem Culturlampfe, der zu Zeiten der Elisabeth ausgesuchten wurde, sich auf Seiten der katholischen Schottentünigin zu stellen pflege und daß Schiller mit seiner dramatischen Kraft das politische Urtheil vieler Leute in Verwirrung gebracht habe.

Die Langlebigkeit aller britischen Staatseinrichtungen bewahrt sich auch in den Schlltzungsstaben (taUies), die unter den Merkwürdigkeiten des Archivs in Edinburgh aufbewahrt sind. Es sind Kerbhölzer, die seit der Normannenzeit in England zur Abrechnung zwischen den Steuereinnehmern und den Steuerpflichtigen in Uebnng gekommen waren und noch gelegentlich bis auf Wilhelm IV. gebraucht worden sind: Urkunden von Holz, Nachkommen oder Vorläufer der Runen, die es begreiflich machen, warum die englische Sprache sich nicht den Lateinern mit einer unkündbaren Entleihung des Wortes „»(-ridero" verpflichtete, sondern das alte Einritzen (to -^riw) beibehielt. Man erzählt, daß der Brand, dem das gegenwärtige Parlamentsgebäude in London seine Entstehung verdankt, deswegen so lustig aufloderte, weil er an den tlaftenveise

aufgehäuften Kerbhölzern reichliche Nahrung gefunden hatte. Ist es nicht wunderbar, daß in einem Lande, das man als die Heimath der neuen Volts-wirthschaftslehre und Finanzwissenschaft betrachtet, eine so primitive Berechnungs-weise bis zu einem Zeitpunkte sich erhielt, wo Kreide und Kerbholz in die entlegensten Dorfschenten continentaler Länder als Beurtundungsmittel sich zurückgezogen haben, um dort bis zur weiteren Steigerung anderer Staats-bedürfnisse ein idyllisches, d. h. stempelsteuerfreies Dasein zu fristen?
Doch genug davon! Das Regifteramt, von dem in den Schottischen Reisebeschreibungen selten die Rede ist, sei allen Denjenigen empfohlen, die sich für Alterthümer des Schrift- und Urlundenwesens interessiren.
Ich komme auf den Hauptgegenstand meiner Mittheilungen. Der Nation al-u«rein zur Beförderung der Gesellschaftswissenschaft" (Natianal H,38ociation 5c>r tlis Promotion ol 8o«2l Lcienco) oder kurzweg der „Social-wissenschllftliche Congreß" ist um drei Uhr mit einer Predigt, wie üblich, in der Kathedrale von St. Giles eröffnet worden. Den Inhalt dieser Kanzelrede übergehe ich. Jedenfalls ist es erfreulich, daß die Kirche in den Gebieten des vereinigten Königreichs an den socialpolitischen Fragen einen lebendigen Antheil nimmt, und die Geistlichen es verstehen, ohne bei irgend Jemand Anstoß zu erregen, wichtige Fragen in geschmackvoller Weise zu erörtern.
Lassen Sie mich zuvörderst über die Zweckbestimmungen und die Zusammen-setzung derjenigen Versammlung berichten, an die sich die geistliche Ansprache richtete.
Ter socialpolitische Verein hält seine Wanderversammlungen alljährlich in den Herbstmonatcn oder im Spätsommer nach dem Schluß der Parlaments-sitzungen ab. Neben einem Stamm von Mitgliedern, die einen festen Jahres-beitrag entrichten, zählt er unter seinen Theilnehmern solche Personen, die als locale Hospitanten, gleichsam als seine fliegenden Colonnen, angesehen werden können. Solcher Versammlungen giebt es in Deutschland nicht wenige. Wir haben unseren kathcdersocialistischen Verein, die volkswirthschaftlichen Congresse, den Iuristentag und viele andere Wanderversammlungen. Dennoch ist der englische 8ooia1 Zoisnce eonFies» eine Erscheinung, die ihr eigenes Wesen hat. Der Continent besitzt keinen Verein, der auf den Gang der öffentlichen An-gelegenheiten einen ähnlichen Einfluß auszuüben vermöchte. Ich fühle mich versucht, denselben als ein Vorparlament zu bezeichnen, dessen Aufgabe darin besteht, die öffentliche Meinung zur rechten Zeit anzuregen und aufzuklären. Neben der IK-itizll H,880«»tion die sich vorwiegend mit naturwissenschaftlichen Fragen beschäftigt, erscheint der socialpolitische Congreß als die einflußreichste Vereinsbildung dieser Art.
Ein Vergleich zwischen dem socialwissenschaftlichen Congreß und den ihm am meisten verwandten Vereinsbildungen des Continents ergiebt folgendes Resultat. Erstens. Der socialwissenschaftliche Congreß ist keine rein fachmännische Vereinigung. Der Grundzug der continentalen Vercinsbildungen ist unleugbar ein durchaus berufsmäßiger, beinahe bureaukratischer. Gymnasial- und Elemcntarlehrer berathen bei uns die im Schulwesen wünschenswerthen Ver-besserungen aus rein technischen Gesichtspunkten. Aber von dürftigen Ieitungs-

berichten abgesehen, beschränkt sich die Nachwirkung solcher Versammlungen auf die Mittheilungen der Verhandlungen in Fachzeitschriften, die wiederum im Kreise der Betheiligten bleiben. Wenn diese Versammlungen zu Pfingsten abgehalten werden, wer wäre da nicht froh, wenn er bei solchen Gelegenheiten iuooFnito an Stelle wohl vorbereiteter Reden einmal den Fintenschlag in Buchenwäldern belauschen darf? Der Iuristentag ist gleichfalls eine streng fachmännische Vereinigung, ebenso der Verein deutscher Strafanftaltsbeamten, der Verein für öffentliche Gesundheitspflege. Ob die Mitgliedschaft, wie bei der Mehrzahl solcher Verbindungen, an gewisse äußere Merkmale der vermuthlichen Sachverständigkeit oder an einen höheren Jahresbeitrag geknüpft wird, ist von geringerer Bedeutung. Unbestreitbar ist die Thatsache: Alle diese Vereinigungen sind nicht im Stande, iiber den Kreis ihrer anwesenden oder abwesenden Mitglieder hinaus zu wirken. Es verhält sich damit ähnlich wie mit dem Schwurgericht in früheren Zeiten. Ter sachverständige Richter blickt mit dem Gefühle unfehlbarer Ueberlegenhcit auf den Laien, der Laie fühlt sich unbehaglich unter der Kritik des gelehrten Elements. Welcher Richter kümmerte sich um Fragen der Schulreform? Und wie viele Lehrer nehmen von dem Stande einer wichtigen Gesetzgebungsfrage Kenntniß? Alle diese in Fachinteressen zersplitterten Bemühungen continentaler Vereinsbildungen mögen mancherlei Nutzen bringen, junge Kräfte anregen, alte Freunde zusammenführen, oder als eine Masse betrachtet weiden, in der Jeder seine, zum Austausch angebotene Meinung — für sich selbst behält und sich in seinen mitgebrachten Principien befestigt. Aus den Gang der öffentlichen Angelegenheiten einzuwirken, sind isolirte Fachinteressen viel zu schwach. Ob die Theorie und die Wissenschaft auf diesen Versammlungen etwas gewinnt, kann dahin gestellt bleiben. Vorwiegend bleibt ihnen der gesellschaftliche Werth für die Beziehungen der einzelnen Mitglieder unter sich. Ter englische socialwisscnschoftliche Congreß verdankt seinen unleugbaren Einfluß dem Umstände, das; er weder eine fachmännische Versammlung ist noch seine Wirksamkeit auf ein bestimmtes, einzelnes Gebiet beschränkt. Seine Aufgabe gliedert sich in fünf Abtheilungen: Gesetzgebungsreform, Erziehungswesen, Voltswirthschaft. öffentliche Gesundheitspflege, Kunstpflcge. Tamit hängt zweitens zusammen, daß die Verhandlungsgegenstände, die vor die Jahresversammlungen gebracht werden sollen, nicht nach dem Gesichtspunkte der theoretischen Neuheit oder doctrinären Wichtigkeit, sondern mit Rücksicht auf das allgemeine Interesse der politisch wirtenden Kreise ausgewählt weiden. Tie Tagesordnung bedeutet auf dem englischen Eongreß gleichsam die Bezeichnung derjenigen Gegenstände, welche das Iahresprogramm der inneren Reformfragen für die Presse und die allgemeine Diskussion abzugeben haben. Es handelt sich nicht um abschließende Abstimmungen, mit denen eine Streitfrage wissenschaftlich zu entscheiden wäre, sondern um Bezeichnung derjenigen Bahnen, in denen sich die öffentliche Discussion zu bewegen hat. Nächstes Ziel ist also nicht die Formulirung von Schlußfolgerungen, sondern die Sammlung von Thatsachen, die als erhebliche in Betracht kommen. Der Gesellschaftszweck lautet nach dem Statute dahin:

„Kenntniß der Rechtsgrundsätze zu verbreiten, die öffentliche Meinung auf die besten praktischen Mittel zur Verbesserung des Erziehungswesens, der Verminderung der Verbrechen und Besserung der Gefangenen, der öffentlichen Gesundheitspflege hinzuleiten 'und richtige Anschauungen in allen Fragen der Volkswirtschaft und socialen Politik zu verallgemeinern. Die Gesellschaft strebt danach, die verschiedenen Vereine und Individuen zusammenzuführen, welche zur Beförderung dieser Ziele thtitig sind. Ohne in die Selbstthätigkeit Anderer einzugreifen, trachtet sie danach/ durch," Discussion die Elemente der Wahrheitsermittelung an den Tag zu bringen, zweifelhafte Thatsachen aufzuklären^ auseinandergehende Meinungen in Einklang zu sehen und einen Berührungspunkt zu schaffen für den Austausch zuverlässiger Erfahrungen über den Stand der großen gesellschaftlichen Zeitfragen".

In Wirklichkeit finden sich innerhalb der Gesellschaft alle Klassen der Bevölkerung vertreten. Obenan die Aristokratie. Lord Nrougham präsidirte bei den ersten Jahresversammlungen. Ich lernte den alten Herrn im Jahre 1861 in Dublin kennen und bewunderte gleichmäßig das stannenswerthe Gedächtnis; des Greises, der wörtlich Stellen aus den Parlamentsverhandlungen der zwanziger Jahre anzuführen vermochte und die gelegentliche Unwissenheit des großen Juristen, der vom französischen Recht mehr wußte, als von der irischen Gerichtsverfassung. Ihm folgten nachmals Männer wie Lord John Rüssel, der Graf von Shaftesbury, Lord Dufferin, Graf Carnarvon, der Herzog von Northumberland, Sir John Packington,! Lord Rapier, Lord» Houghton, Lord Aberdale, Carl of Rosebery, der Marquis von Huntley, Lord Norton u. s. w. Richt gering ist die Anzahl von Parlamentsmitgliedern unter den Theilnehmern. G. WoodyatHastings, der in hervorragendster Weise an der Gründung des Vereins betheiligt war, ist Vorsitzender des ständigen Ausschusses. Selbstverständlich fehlt es nicht an Geistlichen aller Bekenntnisse und Secten. Die völlig veränderte Stellung der zahlreichen Kirchengenossenschaften Englands zum öffentlichen Leben offenbart sich bei solchen Gelegenheiten. Zu den thätigsten Mitgliedern des Kongresses gehört ein unitarischer Geistlicher, Herr Steinthal. Fast alle Glaubensbekenntnisse^ gelegentlich auch der Islam und der Brahmanismus, Isind vertreten. Der Bischof von Manchester hielt im vergangenen Jahre vor dem Congreß die Eröffnungsrede, deren Inhalt weniger den geistlichen Würdenträger als den Socialpolititer erkennen ließ. Gentry und Self-Government stellen einen Theil ihrer besten Kräfte.

Auch an Frauen fehlt es natürlich nicht. Etwa ein Viertel der angemeldeten Mitglieder, vielleicht noch einige mehr, mögen dem weiblichen Geschlecht angehören. Darunter befinden sich natürlich etliche junge und schöne Ladies^ die durch das neben den Congreßverhandlungen hergehende Vergnügungsprogramm angelockt sein mögen. Aber kann man ihnen dies verargen? Giebt es nicht auch unter den ergrauten Mitgliedern fachmännischer Wandeiversammlungen unermüdliche Frühstücksgeister, die bei jedem Vortrage, der eine halbe Stunde überdauert, ihre Kaumuskeln standrechtlich niederhalten und die Taschenuhr

in unruhige Bewegung bringen? Weitaus der größere Theil der anwesenden Frauen gehört dem reiferen Lebensalter an und ist bei gemeinnützigen Bestrebungen oder Wohlthiitigleitsvereinen thätig betheiligt, und nicht gering ist die Anzahl solcher, von denen Männer sich gern belehren lassen, weil sie^über einen Schatz von Erfahrungen verfügen. Auf den früheren Congressen spielte bis an ihr Lebensende sMiß Mary Carpenter eine sehr hervorragende Rolle. Ihre, vor nicht zu langer Zeit von einem Verwandten, dem unitarischen Geistlichen, Herrn Efthlin Carpenter herausgegebene Lebensbeschreibung verdient auch in Deutschland von Denjenigen beachtet zu werden, welche den Lebensberuf unverheiratheter Frauen auf Tantenpflichten, Kaffeegesellschaften oder auf verbesserte Pflege von Katzen und Canarienvögeln beschränkt zu sehen wünschen. Abgesehen von denjenigen Frauen, die den höchsten Kreisen der Edinburgher Gesellschaft angehören, fand ich in dem vorläufigen Mitgliederverzeichnisse als allgemein bekannte und vielfach verdiente Persönlichkeiten: Miß Florence Hill, die zu dm Sachverständigen der Besserungsanstalten gehört und über die berühmte, von Demetz zu Mettray bei Tours begründete Zuchtschule werthvolle Mittheilungen gemacht hat, Miß Stephenson, die sich durch ihre Bemühungen um das Erziehungswesen einen Namen gemacht, Miß Lydia Becker, welche eine sehr gute Wochenschrift politisch-socialen Inhalts herausgiebt und darin die Rechte der Frauen vertheidigt. Miß Meredith, das einflußreiche Mitglied der Mine Elms Mission, die eine mustergültige Zufluchtsstätte für entlassene Strafgefangene bei London begründet hat.

II.

LdinburgK,, ?. Vctober (880.

Der Congreß ist gestern, Mittwoch 8 Uhr Abends in der I'rs« ^88siud1>' llllll zur allgemeinen Zufriedenheit eröffnet worden. Unser, den von der Staatskirche getrennten Secessionisten 'gehöriger Versammlungsraum liegt am Schloßberg ((Ä8tls Hill) etwas westlich von der Kathedrale, unterhalb der den Staatstirchlichen verbliebenen Vietoria UM und wird in höchst malerischer Weise von dem dahinter liegenden gothischen Kirchturme überragt, der zu den weithin sichtbaren, den architectonischen Grundcharakter von Edinburgh mitbestimmenden Baudenkmälern der neuesten Zeit gehört. Der Eindruck des zu ?res H^emdl^ UM führenden Vorhofes ist, insbesondere im Mondschein gesehen, früh mittelalterlich und wirkt durch die ins SchwarzgraH gehende Färbung des Baumaterials sehr nachhaltig., Mir schwebte vor, als wenn einige Decorationsmaler sich dieses Motivs für die Schloßhofscene im Lohengrin bedient haben tonnten, ohne dabei Gewissensbisse wegen der schottischen Presbyterianer verspürt zu haben.

Wir begaben uns in ein Vorzimmer, in dem die leitenden Männer des Congresses unter dessen diesjährigem Präsidenten Lord Reay versammelt waren, um ihn auf die Rednerbühne zu geleiten. Wie bei solchen Gelegenheiten in England üblich, und den aristokratischen Gewohnheiten des Landes durchaus entsprechend ist, ließ der Ausschuh eine Reihe von Namen solcher

Personen aufrufen, die die Ehre haben sollen, zunächst hinter dem Präsidenten einherzuschreiten und mit den anderen im Vorzimmer versammelten Notabilitöten auf der Plattform Platz zu nehmen. Auf dem Continent würden solche Auszeichnungen die Überlieferungen dcmolratischer Gleichheit arg verletzen, und jene Empfindungen der Zurücksetzung hervorrufen, die bei der Einräumung der Sophaecke in gewissen Damengesellschaften die Grundlage zu einer Familienfehde bilden tonnen.

Lord Read, ist in Deutschland, insbesondere in den Kreisen der höheren Berliner Gesellschaft nicht unbekannt, sobald er in derjenigen Gestalt seines Namens erscheint, die er vor seiner letzten Metamorphose trug. Als Naron Mackay lebte er, bevor eine schottische Pairie auf ihn überging, meistentheils imHaag oder auf seinen niederländischen Besitzungen. Meine persönliche Betanntschaft mit ihm entstand im Jahre 1869, als er dem holländischen Comitee für die von ihm angeregte Amsterdamer Aibeiterindustrie-Ausstellung priisidirte und nach dem Schlüsse der Ausstellung in Berlin erschien, um der preußischen Kronprinzessin für ihre Wirksamkeit auf dem Gebiete der socialen Reform ein Ehrendiplom zu überbringen, das von der hohen Empfängerin späterhin dem unter ihrem Protectorat stehenden Lette-Verein überwiesen wurde. Seit, einigen Jahren ist der Pairstitel der Renn von seinem Vater auf ihn übergegangen. Wenn ein Geburtsname innerhalb der Pairie von England oder Schottland seinen Träger berühmt macht, so tonnte im vorliegenden Falle vielleicht das Umgekehrte geschehen, wenn der in den Niederlanden hoch angesehene Träger des Namens Mackay wenigstens auf dem Eontinent den von ihm ererbten Namen des Lord Reay verbreitet. Lord Reay ist zwar nicht im Sinne einer für ihre unversorgten Töchter ausschauenden Mutter, wohl aber nach dem Maßstäbe politischer Nangstellung ein junger Mann. Er zählt wenig über vierzig Jahre und gilt als ein Kenner und wohlwollender Freund aller Arbeiterbildungsinteressen. Ihm fehlt durchaus jenc„I!isulaiität" der Lebensgewohnheiten, Anschauungen und Ideen, welche nach der Meinung einiger Beobachter das Grundwesen englischer Staatsmänner ausmachen soll. Seine literarische, ästhetische und politische Nildung erstreckte sich, wie das bei Holländern öfter wahrzunehmen ist, bereits ehe er nach Schottland übersiedelte, auf den weiten Umkreis aller nationalen Culturstaaten und Großbritanniens. Seine politischen Gegner tonnten an ihm nur aussetzen, daß er gar kein nationales Interesse für Hasen und wilde Kaninchen zeigt, seine politischen Freunde nur bedauern, daß ein Mann von seinen Fähigkeiten noch keinen Platz im Ober- oder Unterhause gefunden hat.

Lord Reay ward, als er die Rednerbühne bestieg, von den Anwesenden warm begrüßt/ Wie zahlreich die Versammlung war, vermag ich nicht genau anzugeben. Mir fehlt die wunderbare Begabung des australischen Wilden, der nicht weiter als drei in Worten zu zählen versteht, aber als Hirt einen Ueberblick besitzt, um den ihn der Geistliche auf der Kanzel beneiden tonnte; denn ersieht genau, ohne zu zählen, ob in einer Heerde von Tausenden ein Schaf abhanden gekommen ist. Ohne also die Zuverlässigkeit

einer Lotteriegewinnliste zu beanspruchen, glaube ich, daß es neunhundert Zuhörer waren, die durch die Aussicht auf eine inhaltreiche Eröffnungsrede herbeigezogen worden waren.

Das Thema des Abends lieferten die „völlerrechtlichen Beziehungen". Der Redner führte etwa Folgendes in seinem Vortrage aus: Der Einfluß der gesellschaftlichen Organisationen, wie sie einerseits in England, andererseits auf dem Festlande bestehen, ist in Beziehung auf die Gestaltung der internationalen Verhältnisse ein sehr erheblicher. Ter dabei obwaltende Unterschied zeigt sich vornehmlich darin, daß die englische Gesellschaft drei negative Merkmale an sich tragt. Sie ist nicht militärisch, nicht berufsbeamtcnmiißig, nicht kirchenfeindlich. England wünscht sich keine preußische Heeresverfassung, keinen continentalen Veamtenapparat, leinen Lulturtampf. Mag in England immerhin auf dein Lande oder in den Städten der Neichthum sein Uebergewicht in einer für die Gesellschaft drückenden Weise geltend machen, so fehlt dafür wenigstens die Standesanmaßung der Militärlllste, des Berufsbeamtenthums und des Clerus. Dagegen zeigen sich die Mängel der englischen Gesellschaft hinwiederum in den Grundbesitz-Verhältnissen, in der Unzulänglichkeit der Unterrichtsanstalten, in dem Zustande der Privatrechtgesetzgebung, in der Entbehrung billiger Voltsvergnügungen und einer schnellen Rechtspflege. Was ergiebt sich daraus für die continentale Auffassung der internationalen Beziehungen? Allgemein ist der Glaube der festländischen Regierungen an die Notwendigkeit fortdauernder, schwerer Volksbewaffnung, ohne daß eine nahe Gefahr sichtbar wäre. Der Rechtsstaat des Continents soll auf allgemeiner Wehrpflicht beruhen. Ganz anders denkt der Engländer. In seinen Augen erscheint eine große stehende Landarmer als eine Gefahr für das Kleinod des Freihandels, die EntWickelung des Gewerbefleißes, für Ackerbau und Handwerk oder als Anreiz zur Auswanderung, als Erleichterung einer kriegerischen Politik. Solchen Bedenken pflegt dann auf dem Continent entgegen gehalten zu werden, daß die Aufrechterhaltnng der jetzigen Rüstungen eine einfache Lebens- und Selbfterhaltungsfrage der Nationen ist. Diese Gegensätze der Auffassungen können durch Discussion nicht aus der Welt geschafft werden. Man denkt im Großen und Ganzen überall wie Lord Palmerston. der am 1. März 1848 im Hause der Gemeinen erklärte: „was die romantische Vorstellung anbelangt, wonach Staatsregierungen auf dauernde Weife durch freundschaftliche oder wohlwollende Nachschlage in völkerrechtlichen Angelegenheiten beeinflußt werden sollen, so behaupte ich, daß diejenigen, die eine solche Ansicht hegen und die gesellschaftlichen Beziehungen der Individuen auf die internationalen Verhältnisse übertragen wollen, sich einer eitlen Träumerei hingeben. Es ist einzig und allein die Hoffnung auf bestimmte Vortheile oder die Furcht vor bestimmten Nachtheilen, wodurch eine Stllllts regicrung bestimmt wird, den Nachschlagen einer anderen Regierung Gehör zu geben". Zu großes Vertrauen auf die Haltbarkeit der Staatsverträge ist nur geeignet Verwirrungen anzurichten; denn die Dauer der Staatsverträge

hängt nicht von ihrem Inhalt so sehr ab, wie von dem Fortbestände der thatsächlichen Verhältnisse, aus denen sie hervorgegangen sind. Vertrage, welche veraltet sind und darum den Versteinerungen gleichen, sind für Europa ein Element der Gefahr. Herannahende Gefahren zu erkennen, ist die Aufgabe der Diplomatie, deren Personal gleichsam den Vorpostendienst in der beobachtenden Stellung der Staatsregierungen versieht. I^der fremde Diplomat auf englischem Boden muß nach der Natur der Verhältnisse darnach trachten, die Stimmungen auch der Mittelklasse richtig zu beurtheilen, die in Parlamentwahlen einen Ausdruck gewinnt und die auswärtige Politik beeinflußt. Bismarcks Ueberlegenheit gegenüber dem Kaiser Napoleon beruht darauf, daß jener die Schwächen der alten Diplomatie richtig erkannte und ausnützte. Ganz Europa sucht nunmehr, durch die preußischen Erfolge überrascht, preußische Einrichtungen nachzuahmen. Ob das Deutschland zum Vortheil gereicht, läßt sich bezweifeln, insofern daraus die Gefahr der Selbstüberschätzung entspringen kannte. Die Lehre, die aus den Ereignissen des letzten Jahrzehnts und angesichts der von Deutschland errungenen Ueberlegenheit zu ziehen ist, besteht darin, daß ein Staat sich entweder vom Kampfplatz der auswärtigen Angelegenheit zurückzuziehn oder aber für den Kampf hinreichend vorzubereiten hat. Ein mittleres System würde erfolglos und gefährlich sein. England darf daher auswärtige Politik gegenüber dem Continent nicht mit unzureichenden Mitteln oder mit einem vornehmen Dilettantismus betreiben. Will England nicht zum continentalen Militarismus mit Einsetzung seiner ganzen Kraft übergehen, so bleibt ihm nur strenge Neutralität, wodurch allein England eine Vertrauensstellung bei den Staatsmännern des Continents gewinnen kann. Englands Staatsmänner müssen überall gerade Wege einschlagen. Der Vorwurf der Perfidie, den man Nlbion macht, gehört vergangenen Zeiten an. Abgesehen von strenger Ehrlichkeit, ist der europäische Einfluß Englands außerdem dadurch bedingt, daß keine Störung seines inneren Friedens vorliegt, und die vorhandenen Streitkräfte zu Lande und zur See ausreichend sind, um jeden Angriff auf den colonialen Besitz zurückzuweisen.^ Die kleinen Staaten in Europa müssen bei jeder vorkommenden Gelegenheit von England beschützt weiden, vornehmlich die Niederlande und Belgien, die zu den am besten regierten Staaten Europas zu zählen sind. Der lächerliche Traum des ewigen Friedens müßte je eher desto besser schon um deswillen aufgegeben werden, weil er nur dazu dienen kann, die Ziele, die er herbeiführen möchte, weiter in die Zukunft hinauszurücken.

Dies ist der wesentliche Gedankengang des von den Anwesenden mit großem Beifall aufgenommenen Vortrages. Sein Inhalt ist deswegen nicht bcdeutuugslos, weil Lord Reay den Kreisen des gegenwärtigen englischen Premierministers nahe steht, und seine Auffassung wahrscheinlich derjenigen Denkweise entspricht, die im Whigcabinet die vorherrschende ist. Was Lord Reay über die auswärtige Politik Englands sagte, erscheint gleichzeitig als Abwehr der von den Radicalen und Quäkern empfohlenen Abrüstung und der-

jenigen, mit unzulänglichen Kräften unternommenen Actionspolitit, die den Tories zur Last gelegt wird <ind die Taschen der Steuerzahler empfindlich berührte.
Im Uebrigen verzichte ich natürlich darauf, das eben besprochene Thema weiter zu verfolgen oder kritisch zu beleuchten: obwohl ich meinerseits Lord Neay, neben wohlverdienter Anerkennung nicht verhehlte, daß England auf dem von ihm vorgezeichneten Wege das gegen seine auswärtige Politik auf dem Continent gehegte Mißtrauen und Unbehagen schon deswegen nicht beseitigen könne, weil die angebliche Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit seiner Staatsmänner niemals dafür bürgen können, daß über Nacht, wie im April 1880, in den Parlamentswahlen ganz entgegengesetzte Strömungen die Oberhand gewinnen. Derselbe Glädstone, der zuerst die Gemüther durch feine pathetische Schilderung der bulgarischen Gräuel erheblich erschütterte, bald darauf von der erregten Menge mit Gespött verfolgt und abermals bald darauf zum Premier berufen in Folge eines Stimmungsumschlages, der sich der Voraussage völlig entzogen hatte! Tic Möglichkeit, auf den Gang continentaler Angelegenheiten Einfluß zu gewinnen, hängt daher wahrscheinlich, wie schon Lord Palmeiston bemerkte, nicht von der Weisheit der Rathschläge und von der Aufrichtigkeit der Roth ertheilenden Personen, sondern, was England anbelangt, von dem gesichelten Bestände einer das Ministerium stützenden Majorität und von dem Umstände ab, ob ein Ministerium im Anfange einer Legislaturperiode steht, oder einer Neuwahl entgegensieht.
Einen Punkt, den Lord Reay in seinem Vortrag vorübergehend streifte, weil er mit der Hauptsache nicht in nähcrem Zusammenhange steht, will ich nachträglich berühren, weil ich ihn für den allerwichtigsten halte, wenn es darauf ankommt, die Gesammtheit der socialen Zustände verschiedener Länder mit einander zu vergleichen. Er erwähnte, daß die zunehmende Ausdehnung des Beamtenthums und des Militärwesens immer mehr die tüchtigsten Geisteskräfte der Nationen in sich absorbiren müsse. Und er hat vollkommen Recht. Ter größte Nachtheil, den eine zu weit ausgedehnte Heeresrüstung im Gefolge hat, liegt wahrscheinlich weit weniger darin, daß ein Bauer zwei oder drei Jahre vom Pfluge weggenommen, oder ein Handwerker seiner Werkstatt entzogen wird, da ihm doch während seiner Tienstzeit mancherlei Ausbildung an Leibesübung und Geschicklichkeit zu Theil wird, sondern vorzugsweise darin, daß für militärische Zwecke so viel persönliches Talent in den Offiziercorps lebenslänglich in Anspruch genommen wird.
Es ist viel über die Veitheilung der materiellen Güter und des Besitzes in der gesellschaftlichen Formation der europäischen Staaten geschrieben worden. Ebenso wichtig wäre es, wenn man genauere Untersuchungen über die gesellschaftliche Vertheilung der Talente anstellen wollte. Wenn Amerika gegenwärtig trotz feiner hinter Deutschland weit zurückstehenden Schulen so erstaunenswürdige Fortschritte auf dem Gebiete der Technik macht, und Teutschland trotz seiner zahlreichen Unterrichtsanstalten sich Vergleichungsweise er» findungsarm in neuerer Zeit erwiesen hat. so hängt dies mit der Vertheilung der Talente zusammen. Heer, Marine und Berufsbeamtenthum kommen als

Anziehungspunkte für Amerikaner wenig in Betracht. Im Gegentheil, Stellen-
jägerei und Parteisclaverei wirken auf alle besseren Kräfte abschreckend. Das
Talent der Amerikaner steckt vorwiegend in der Advocatur und in der
technisch-wirthschllftlichen Arbeit. Umgekehrt ist in Deutschland die Anziehungs-
kraft der Armee und des Staatsdienstes eine so große, daß unser wirthschaft-
liches Leben nothwendig eine Beeinträchtigung erfahren muß.
Auf sogenanntem exacten Wege läßt sich in solchen Dingen, die sich einer
Zählung entziehen, ein überzeugender Beweis nicht erbringen. Allein man hört
doch häufig die zweifelnde Frage aufwerfen: „Ist das durchschnittlich an
unseren Gymnasien bethätigte Lehrtalent ebenso stark, wie in der vorangegangenen
Generation? Waren die Richter am Preußischen Kammergericht vor 1848
nicht von einer andereil Qualität als die Richter am Preußischen Obertribunal
nach 1850? Im wirthschaftlichen Leben eines Volkes hängt außerordentlich
viel, nicht blos vom Wissen ab, sondern auch vom Wollen und Können.
Wer in den einander entsprechenden Gesellschaftsschichten der Engländer
und der Deutschen Begleichungen anstellt, kann nicht umhin, anzuerkennen,
daß in Deutschland unter den jungen Leuten der Altersklasse zwischen sechszehn
und zwanzig Jahren das Wissen, in England das Können und Wollen
stärker entwickelt ist. Die Anziehungskraft unseres großen bureautratischen
Apparats liegt weitaus weniger in der Erregung des Ehrgeizes, als in der
wirthschaftlichen Perspective, wonach bei einstiger Anstrengung ein sicherer
Erwerb, ohne die Uebernahme wirtschaftlicher Verantwortlichkeit geboten
wird. Das Staatsbeamtenthum in Deutschland, Oesterreich und Italien zer-
stört wahrscheinlich einen starken Theil des Unternehmungsgeistes, der in Eng-
land und Amerika dem wirthschaftlichen Gebiete erhalten bleibt: Der Grund-
zug, wenn nicht grcidezu der Charakterlosigkeit, so doch jedenfalls einer weich-
lichen Passivität oder auch vorsichtiger Zurückhaltung wird innerhalb der ge-
bildeten Klassen immer allgemeiner. Es giebt junge Leute, deren Lebensideal
darin besteht, sich mit einer möglichst hohen Pension möglichst frühzeitig „zur
Ruhe sehen" zu können. Gewiß kann Deutschland vor allen andern Ländern
auf die Unbestechlichkeit, Tüchtigkeit, Sachuerständigkeit und Genügsamkeit seines
Stciatsbeamtenthums stolz sein. Diese Eigenschaften stehen außer Frage.
Aber ein ganz anderes Thema ist die Einwirkung der von Jahr zu
Jahr anschwellenden Ziffer der Berufsbeaniten auf den öffentlichen Geist und
das wirtschaftliche Gedeihen der Nationen. Was das Staatsbeamtenthum
seiner Natur nach unerläßlich fordert, ist: strenge Disciplin, Unterordnung.
Vcrzichtleistung auf die Geltendmachung einer eigenen Meinung, Hemmung der
persönlichen Initiative. Und die Erfüllung dieser Forderungen steht im
Widerspruch zu den Grundbedingungen wirthschaftlichen Gedeihens.
Aber nicht blos in jugendlichen Personen, welche durch ihre Natur in
den Kreis der Amtsinteressen zeitweilig hineingezogen werden, zeigt sich der
Unterschied gesellschaftlicher Formationen. Auch bei den herangereiften Alters-
klassen tritt er hervor. Es gewährt ein erfreuliches Bild, wenn man in England
bemerkt, wie viele Leute in grauen und weißen Haaren voll lebendigen Eifers

an der Förderung socialer Reformen betheiligt sind. Andererseits sind auf dem Contincnte solche, aus dem Staatsdienst ausgeschiedenen Elemente, die körperlich und geistig sehr Wohl geeignet sein würden, am öffentlichen Leben helfend Theil zu nehmen, durch die Gewohnheit des Staatsdienstes nicht nur der Initiative im staatsbürgerlichen Leben, sondern auch des lebendigen Interesses für alle nichtamtlichen Angelegenheiten der Menschheit beraubt. Die in continentalen Staaten so zahlreiche Klasse der Pensionisten, die trotz wirklicher oder anscheinender Rüstigkeit ihr Leben mit Badereisen, Spaziergängen, Wirthshaussitzungen oder Kartenspielen verbringen, ist vielleicht nicht ohne Einfluß auf die Bildung desjenigen Lebensideals geblieben, das diejenigen beseelt, die sich überall möglichst bald zur Ruhe sehen wollen. Tie Socialdemotratie verallgemeinert dies Ideal, indem sie sich jeden Arbeiter gleichsam als Beamten mit Pensionsberechtigung im Dienste des Staatscapitals vorstellt.

Tiefen durch Lord Neay angeregten Betrachtungen machte gestern Abend der Schlaf ein Ende, der mich an jene bekannte Art von Bettstellen fesselte, deren Umfang in einzelnen continentalen Großstädten dem Flächenraum einer Arbeiteiwohnung oder gar einer Baustelle gleichkommt. Ich kann Ihnen nur wünschen, daß diese Zeilen ton Ihnen in den Morgenstunden gelesen werden, denn ich zweifle, ob Sie, gleich mir, bis gegen zwei Uhr Nachts von Ermüdung verschont bleiben würden.

Ter Held des heutigen Tages war mein Gastfreund, der Lord - Advocat, der gleichsam das Amt eines Staatssekretärs für Schottland, eines Gutachters in allen ministeriellen Anstcllungsangelegenheiten und allen schottischen Gesctzgebungsfragen, eines Oberstaatsanwalts für Criminalsachcn versieht, zwischen London und Edinburgh, Parlament und Landesgerichten im Winter ab- und zureist, außerdem aber neben seiner hohen Amtsstcllung auch seine Privatpraxis als Advocut weiter fortführt. Er hatte als Vorsitzender der eisten Congreßsection die Eröffnungsrede zu halten, die an jedem Vormittage »nährend der Tauer des Congresses den Berathungcn der einzelnen Abtheilungcn vorangeht. Auch diese Einrichtung der Geschäftsvertheilung hat sich bewährt. Plcnarversammlungen, welche die vorangegangenen Verhandlungen von Sektionen auf Wanderversammlungen wiedergeben, sind meistentheils langweilig und finden ein vielfach ermüdetes Publikum vor. Tagegen erscheint es nützlich, in einleitenden Vorträgen allgemeine Fragen zu behandeln, welche das Interesse auch der nicht fachmännischen Theilnehmer fesseln und überall belehrend wirken tonnen. So geschieht es denn hier, daß Kunstkenner, Nationalokonomen, Lehrer, Acrzte und Juristen sich bei solchen Eröffnungsreden gleichsam gegenseitig zu Gaste laden, und eine Concurrenz der verschiedenen Scctionen vermieden wird.

Heute Morgen um neun Uhr war es also die juristische Scction, welche gleichfalls in der Ires H,886nMv Hall das gesammtc Congreßpublitum zur Eröffnungsrede versammelte. Daß der Name eines Mannes, wie Mac Laren eine große Anziehungskraft ausüben würde, war mit Bestimmtheit zu erwarten. Gehört doch Mac Laren, ganz abgesehen von seiner dominirendcn Stellung in der Landesregierung, zu den durch bedeutende schriftstellerische Leistungen

und ausgedehnteste Aduucaturprazis ausgezeichneten Kennern des schottischen Rechts. Niemand konnte in höherem Maße als er befähigt sein, über das Verhältnis^ zwischen englischen und schottischen Gesetzgebungsproblemen zn sprechen und das bisher unerschöpfte Thema einer einheitlichen Gesetzgebung für Großbritannien und Irland auseinanderzusetzen.
Auf dem Festlande würde es höchst anstößig erscheinen, wenn ein Beamter, der an der Spitze der Rechtspflege steht, vor einem gemifchten Publikum die Gesehgebungsbedürfnisse ^des Staates erörtern und die bestehenden Zustände zum Gegenstände seiner Kritik machen wollte. In England findet man die Freiheit der Meinungsäußerung auch in der Person des Staatsbeamten natürlich und selbstverständlich, ohne daß die Achtung vor dem Gesetz darunter Zu leiden hätte.
Der Lord-Advocat entledigte sich seiner Aufgabe mit großem Geschick, unter gelegentlicher Einstreuung humoristischen Gewürzes.
Ich übergehe sin meiner Berichterstattung Alles, was nur die Rechts-verständigen interessiren kann, insbesondere !den Vorschlag, unter Anknüpfung an die in den beiden Grafschaften von Jorkshire und Middle Es sex bestehenden Grundbucheinrichtungen^ stufenweise und allmälig ein System der obligatorischen Besihtitelberechtigung durchzuführen, um jene für uns kaum begreifliche Unsicherheit der Grundstücksverkäufe zu beseitigen, die der Freiherr Ludwig vvn Ompteda im 46. Bande der preußischen Jahrbücher anschau-lich geschildert hat.
Dagegen haben die beiden anderen Hauptpunkte, mit denen sich der Lord-Advocat beschäftigte, zu allen Zeiten die allgemeine Aufmerksamkeit auch conti-nentaler Staatsmänner erregt: Die Rechtseinheit politisch mit einander verbundenen Länder und die Einrichtung der Staatsanwaltschaft.
England und Schottland, die seit Jahrhunderten mit einander durch ein und dasselbe Herrscherhaus vereinigt sind, haben es bisher eben sowenig zur Rechts-einheit bringen können, wie die Schweiz und die nordameritanische Union, während es Deutschland unter den sonst so zerfahrenen Bundeszuständen gelang, wenigstens ein einheitliches Wechsel-, Handels- und Seerecht zu erringen. Seit Anfang dieses Jahrhunderts spielt die Codificationsfrage ihre Rolle in den englischen Parlaments-verhlliidlungen, und erst vor zwei Jahren ist ein Strafgesetz-Entwurf aufgetaucht, der einige Aussicht hat, Gesetzeskraft zu erlangen, obschon er in seinem Ursprünge als eine Privatarbeit eines ausgezeichneten Juristen, SirFitzjames Stephens erscheint. Der Lord-Advocat hält seinerseits, während er die Möglichkeit eines bürgerlichen Gesetzbuchs durchaus bezweifelt, den Augenblick für gekommen, um die Strafrechtseinheit zwischen England, Irland und Schottland praktisch durch-zuführen. Strafdrohungeu und Verbrechensbestimmungen beruhen sowohl in England wie in Schottland auf derselben Ueberlieferung eines alten Gewohnheits-rechts, das, von der Todesstrafe abgesehen, dem Richter den weitesten Spielraum in der Beurtheilung des Strafwürdigen und der Bestimmung der Strcifarten einräumt. Die Verschiedenheiten, die heut zu Tage nördlich und südlich vom Tweed in der Strafrechtspraxis hervortreten, sind willkürlich, zuweilen sogar

in das Komische hinüberstreifend, Ter technische Ausdruck für Diebstahl heißt
in England larcenv und ist somit romanischen Ursprungs, in Schottland tlien
also germanischer Abstammung, Während im täglichen Verkehr auch Engländer
von tlietr sprechen, würde sich ein Advocat, nachdem er die Robe angelegt hat.
durch den Gebrauch desselben Wortes compromittiren. In Schottland heißt
eine strafbare Tödtung. die nicht als Mord verfolgt weiden tann. schuldhaftes
bomioiclium (oul^dlo lwlnieiclo) in England wlmslauFlltor. In Schottland
wird Fahrlässigkeit eines Locomotivführers schlechthin als Lebensgefährdung
bestraft, in England nur dann, wenn Leben oder Leib irgend einer Person
beschädigt sind.

Zweifelhaft bin ich, ob der Lord-Advocat auch gesonnen ist, es darauf
ankommen zu lassen, die Vorzüge des schottischen Strafprocesfes und der
schottischen Anllagebehörden der Majorität einer Parlamentsabstimmung preis-
zugeben. Mit großer Wärme und unter entschiedenster Zustimmung seiner
Zuhörerschaft vertrat er die Einrichtungen der bestehenden Strafprocedur.
Schottland ist in der bcneidenswerthen Lage', eine wirtliche voltsthümliche
Antlagebehörde zu besitzen, die so gleichmäßig und gerecht wirkt, daß von der
gleichfalls gesetzlich zugelassenen Privatantlage — die in England grundsätzlich
die Regel bildet, behauptet werden tonnte, sie sei aus dem wirklichen Leben
eben so sehr verschwunden, wie die Privatfehde des mittelalterlichen Adels.
Die Gründe, weswegen die Einrichtungen der schottischen Strafrechtspflege
sich einer allgemeinen Beliebtheit erfreuen, sind in der Kürze diese. Das
Publikum weiß, daß eine einseitige Unterlassung der Anklagebehörde, wenn
sie vorkäme, durch das staatsbürgerliche Auklagerecht geheilt werden tonnte.
Gegen ein Uebcrmaß des Antlageeifers, der auf dem Festlande häufig in
gehässiger Weise hervortritt, ist man in Schottland durch zwei Einrichtungen
gesichert. Der Lord-Advocat, als Mitglied des Cabinets und des Parlaments,
erscheint für jede zweifelhafte Maßregel personlich verantwortlich, während mau
in manchen continentalen' Ländern niemals genau erfahren tann, welche staats-
anwaltschaftlichen Maßregeln aus der Initiative der Antlagebehörde, welche
andere aus den Bureaux des Justizministeriums abzuleiten sind. Während in
Schottland der Lord-Advocat sich nicht nur offen als Proceßpartei, sondern
auch als politischer Parteimann bekennt, geht die Antlagethätigteit dennoch ihren
ruhigen, durch den Rechtszweck geforderten, von politischen Schwankungen
unabhängigen Gang. Eine merkwürdige Durchkreuzung der Gesichtspunkte im
Vergleich zu der französischen Staatsanwaltschaft, in der nnter dem behauptete«
Deckmantel der staatsanwaltschaftlichen Unparteilichkeit alle politischen Partei-
tendenzen gegen die Presse und die jeweilige Opposition sich abspielen tonnten! Die
untersten Instanzender schottischen Staatsanwaltschaft sind dagegen wiederum völlig
unabhängig in ihrer amtlichen Stellung. Diejenige Behörde, der unsere deutsche
Amtsanwaltschaft und theilweise auch der Competenz der Staatsanwaltschaft
entspricht, führt den Titel der Fiscalprocuratoren, wird mit Genehmigung
des Staatssecretiirs vom Sheriff angestellt, gehört regelmäßig zur Klasse der
Anwälte (8oI1ieit«i-) nnd behält ihr Amt lebenslänglich nach denselben Grnnd-

sitzen, die für die richterliche Stellung gelten. Solche Zustände sind so lange unnachahmlich, als der Grundsatz der parlamentarischen Parteiregierung als ein unausführbarer an den bestehenden Zuständen anderer Staaten scheitert. Es ist nicht einmal völlig gewiß, daß das schottische Institut der Antlagebehörden auf England übertragen werden kann. Vis jetzt ist das nicht versucht worden. Tie Neuschöpfung einer Directo renstelle für amtliche Strafverfolgung (clirsotor ol pudlio pro86ontioii) hat mit den Einrichtungen der schottischen Staatsanwaltschaft nichts gemein. Nach wie vor bleibt für England der Grundsatz der Privatantlage im Vordergrund; das neue englische Directoren-Amt hat nur aushilfsweise einzuschreiten. Wir verfügen somit in Europa über drei Strafverfolgungssysteme: S. g. Anllagemonopolder Staatsanwalt-schaft (mit geringfügigen Supplementen) in Frankreich, Deutschland und Italien, amtliche Anklagepflicht der Staatsanwaltschaft mit rechtlich allgemein zulässiger, (thatsichlich im ordnungsmäßigen Gange der Justiz ungebräuchlicher, aber grundsätzlich höchst wichtiger) Nebenstellung der Privatantlage, wie in Schottland-, Privatantlage mit nebensächlicher Stellung einer ergänzenden Staatsanwaltschaft, wie in England.

Wer sich eine eigene Anschauung von den englischen Rechtszuständen verschafft hat, kann nicht umhin, zu bedauern, daß die allgemeine Zulassung der staatsbürgerlichen Anklage bei der Nerathung unserer Proceßgesetze so wenig Anerkennung fand. Mehr, als man glaubt, hat der alte Inquisitionsproccß zur Zerstörung der politischen Freiheit und des Gemeinsinnes beigetragen. Denn was ist der Grund, aus dem Polizei und Staatsanwaltschaft in England mit so großer Achtung behandelt weiden? Nicht jener nebelhafte Rechtssinn, den Manche gewissen Völkern als Natnrgeschenl beilegen, sondern die einfache Thatsache, daß die Criminalpolizei, wo sie vor Gericht auftritt, nichts Anderes thut, als wozu jeder Staatsbürger berechtigt und verpflichtet ist. Auf dem Eontinent ist das Wort „Deuunciant" zu einem Schimpfnamen für Privatpersonen geworden; aber was für den Privatmann beschimpfend sein soll, das verlangt man getrost von einem Staatsbeamten. Auf diesem Wege bildete sich naturgemäß jener noch heute bei uns fortbestehende, in England völlig unbekannte Gegensatz zwischen allgemein bürgerlicher Ehre und berufsmäßig geschulter Amtsehre, und man gelangte zu jenen feinen Unterscheidungen einer Beleidigung mit Beziehung auf den Beruf, mittelst welcher in gewissen Zeiten eine offene und freimüthige Kritik politischer Angelegenheiten der Presse unmöglich gemacht wurde. Von ihrem natürlichen Gebiete der Kritik durch besondere Stiafbcstimmnngen zum Schutze der Amtsehre verdrängt, mußte die französische Presse mit ihren Abkömmlingen in jenen Zustand scandalsüchtigcr Entartung und gehässiger Parteilcidcnschaft verfallen, den man häufig beklagen hört.

Meine wiederholt dargelegte Auffassung, wonach die allgemeine Zulassung der staatsbürgerlichen Anklage zu den allerwichtigsten politischen Folgerungen des Rechtsstaats gehört und sogar als eine Forderung der öffentlichen Moral

erscheint, hat sich nach Allem, was ich gesehen und gehört habe, nur
befestige,! tonnen.
Uebrigens Nagen nicht wenige Schotten darüber, daß ihren Rechts-Ein-
richtungen, wo sie sich bewährt haben, viel zu wenig Aufmerksamkeit von Seiten
englischer Minister gezollt wird. Ter englische Praktiker hat auch, in der That,
wenig Veranlassung, sich mit dem schottischen Recht zu bemühen, denn die Rechts-
pflege beider Länder ist bis in die höchsten Instanzen hinauf gesondert. Ein
wahres Wunder bleibt es aber für mich, daß das Publikum im Großen und
Ganzen sich bei Ungleichheiten und Widersprüchen beruhigt, die ein Deutscher
versucht wäre haarsträubend zu nennen. Von dem Kriminalrecht mag man
allenfalls absehen. Aber das Eherecht! Zwei Ländergcbiete, die wirthschaft-
lich, gesellschaftlich, politisch und materiell so eng mit einander verbanden sind,
wie England und Schottland, mit einem völlig verschiedenen Eherecht! Dort
ein Ehehinderniß der Schwägerschaft, das hier nicht besteht. Erinnern Sie
sich des Jelveiton-Falles? Noch immer ist heute möglich, was 1812 in
dem denkwürdigen Falle von Lolley geschah. Lolley hatte sich in England
verheirathet. Die Ehe ward auf Antrag der Frau rechtskräftig wegen Ehe-
bruchs in Schottland geschieden, während in England diese Ehe nur durch eine
Privatbill des Parlaments lösbar gewesen wäre. Lolley verheirathete sich
demnächst zum zweiten Male auf englischein Boden. Wegen Bigamie angeklagt,
ward er verurtheilt und für mehrere Jahre auf die Galeeren (lmIK») befördert.
Angesichts solcher Fälle entsteht wiederum die Frage: wie dergleichen bei einem
freien Volle möglich sei? Sicherlich nicht deswegen, weil die öffentliche
Meinung gleichgiltig wäre gegenüber dem Unrecht, das den» Einzelnen wider-
fährt. Ganz im Gegentheil gehört es zu den großen Vorzügen der englischen
Presse, daß sie Rechtsüberschreitungen überall, auch da rügt, wo der gemeine
Mann davon betroffen wird. Aber allerdings muß man bei aufmerksamer
Beobachtung englischer Verhältnisse einen Unterschied machen zwischen den
Arten des Unrechts, die der Einzelne erleiden kann.
Es kommt darauf an, ob es sich um politisches oder juristisches
Unrecht handelt. Engländer sind ungemein'empfindlich gegen politisches Unrecht,
womit ich diejenigen Fälle verstanden wissen möchte, die ihren Ursprung haben in
einer Ueberschreitung der Amtsmacht, in obrigkeitlicher Willkür oder im Miß-
brauch amtlicher Befugnisse; Fälle, die sich meistentheils als Beeinträchtigungen
der staatsbürgerlichen Freiheit darstellen. Gleichgültig aber zeigen sich Eng-
länder vergleichungsweise gegenüber dem juristischen Unrecht, das der
Richter begeht, wenn er Kraft seines Amtes bestehenden Gesetzen eine fehler-
hafte Auslegung giebt oder ein Gesetz auf ungeeignete Fälle bezieht. Die über-
lieferte Achtung der Engländer vor dem richterlichen Amte überwiegt durch-
aus über das Gefühl des Mißbehagens. Dem Satze „der König kann lein
Unrecht thun", steht ein zweiter gleichsam zur Seite: „Der Richter kann
in leinen Irrthum fallen". Ausdruck dieser Empfindung war die bisher durch-
aus mangelhafte EntWickelung des Rechtsmittclsystems.

Und wiederum umgekehrt verhält es sich auf dem Continent. Wir haben seit dem Mittelalter in der Gerichtsverfassung Alles gethan, um im gothischen Stil einen Thurm von Rechtsmitteln über die unteren Instanzen aufzuführen. Da gab es ein (für die Advocaten!) fröhliches Necurriren und Appelliren, Revidiren und Suppliciren, Remonstriren und Protestiren, Provociren und Defendiren, das, nunmehr auf deutschem Boden sich die Haare eines englischen Advocatenzopfes vertikal aufgerichtet haben würden. Die Furcht vor dem juristischen Unrecht schuf jenen babylonischen Zustand des deutschen ehemaligen Reichstammer-Gerichts-processes. Das Mißtrauen, das sich in der Gerichtsverfassung gegen die Erkenntnisse der untersten Instanzen selbst in geringfügigen Streitsachen aus-prägte, blieb bei den Laien definitiv auch gegen rechtskräftige Entscheidungen höchster Gerichtshöfe haften. Andererseits entwickelt sich das Verwaltungs-gebiet völlig unabhängig von den Proceßforen. So ward der nothwendige Rechtsschutz gegen den Mißbrauch der Amtsgewalt nach und nach immer mehr verkümmert und das Publikum gewöhnt sich allmälig an die Souveränität polizeilicher Gesetzesauslegung.

Als dann das politische Parteileben sich auszudehnen begann, befestigte sich der Gegensatz der Interessen innerhalb der einfachen Formel, daß von der einen Seite eine liberale Gefetzesanslegung, von der andern Seite eine conser-vative Interpretation begehrt wurde. Wie sehr die Begriffe von politischem Unrecht in Deutschland abgeschwächt wurden, zeigt am deutlichsten wohl die Thatsllche, daß vor etlichen Monaten von gebildeten Männern die Staats-regierung den bestehenden verfassungsrechtlichen Vorschriften zuwider aufgefordert wurde, die staatsbürgerliche Gleichheit der Juden durch administrative Fern-haltung derselben von autoritativen Amtsstellungen zu verkümmern.

Im Uebrigen ist nicht zu verkennen, daß sich dieser Gegensah zwischen continentalen und englischen Rechtsanschaunngen auszugleichen beginnt. In England geht das Bestreben der neuen Zeit dahin, die Anfechtung gerichtlicher Entscheidungen in »veiterein Umfange zuzulassen.

Aber wohin gerathe ich bei diesen Betrachtungen? Der Lord-Aduocat hatte in seinem Vortrage weder das interessante Thema des schottischen Ehe-rechtes, noch die allgemeine Frage des Rechtsschutzes berührt. Als er geendigt, ward ihm, der bisherigen Gewohnheit! zuwider, ein besonderes Dankvotum ertheilt, was bisher nur bei de» Eröffnungsreden des Präsidenten üblich gewesen war.

Nunmehr begann die Versammlung sich zu zerstreuen und diejenigen Räumlichkeiten aufzusuchen, die zur Abhaltung der Sections- oder Abtheilungs-sitzungen angewiesen worden waren. Meinerseits begab ich mich, um an den Verhandlungen der Juristen Theil zu nehmen, nach dem südlich von St. Giles belegenen Parlamentshause.

?llr1il>Nsut2ou86 ist ander Stelle des alten, im Jahre 1640 aufgeführten Gebäudes im italienischen Renaissance-Stil errichtet worden,''nachdem 'em Brand 1824 dasselbe zerstört hatte, nm die verschiedenen mittleren und höheren

»Gerichtshöfe in sich aufzunehmen. Von dem alten Vau blieb jedoch die große, 122 FuK lange und 49 Fuß breite Halle erhalten, in der ehemals das schottische Parlament, das ein Zweikammersystem nicht kannte, seine Sitzungen hielt und gegenwärtig Advocaten oder Sachwalter mit dem rechtsuchenden Publikum vei-tehren. Da die Gerichtsferien noch nicht beendigt sind, konnte mau diesen herrlichen Raum und die Gemächer der Justizbehörden dem Congreß überlassen, der in der Halle sein Anmeldungsbureau eingerichtet hat.

An der südlichen Schmalwand befindet sich ein aus der Königlichen Münchener Glasmalerei hervorgegangenes Fenster, auf welchem Kaulbach die Begründung des Sessionshofes unter Iatob V. dargestellt hat. An der gegen-überliegenden nördlichen Schmalseite nnd an der östlichen Langseite stehen mehrere Vildsäulen hervorragender schottischer Juristen, theilweise von Ehan-trey gemeißelt. Ueber und zwischen ihnen hängen Porträts bedeutender, der Rechtspflege ungehöriger Männer. In einer solchen Halle erkennt man, daß Recht und Richter in Großbritannien eine tief in das Volksleben eingreifende Äiacht erlangt haben. Die Erinnerung an die Persönlichkeit hervorragender Juristen erhält sich deswegen so lange, weil der Einzelne eine Bedeutung gewinnt, die er nach der collegialischeu Gerichtsverfassung continentaler Länder nicht erlangen kann, wo der lebendige Zusammenhang zwischen Volk und Recht durch Heimlichkeit und Schriftlichkeit des Verfahrens unterbrochen wurde, da die iu den Gerichtshöfen leitenden Männer nicht, wie in England, eine deni öffentlichen Leben angehörige Biographie aus der Advocatur in das Staatsamt mit hinüber nahmen. Die Lebensgeschichte englischer Juristen steht nicht in Personalacten verzeichnet, sondern in Marmor geschrieben. Unter unserem alten Proceßverfahren war der Ruf eines deutschen Richters vergänglicher als der Ruhm des Mimen, dem die Nachwelt leine Hiiinze flicht. Mag auch von den Richtern bei nns gelten, was von den Frauen gesagt wurde, daß Diejenigen die besten seien, von denen man am Wenigsten spricht, und mag auch der höchste Ruhm des Richters darin bestehen, daß er Auszeichnungen nicht suchen darf, so konnte ich mich doch Angesichts dieser Bildnisse des stillen Wunsches nicht erwehren, daß in den Räumen des deutschen Reichsgerichts dereinst der Platz zu finden sein möchte, an dem das Verdienst der durch Ehaiatterfeftigkeit und Weisheit ausgezeichneten Richter seine An-erkennung findet. England besaß keine Rechtslehrer von Savigny's Bedeutung, Tvohl aber zu allen Zeiten zahlreiche Richter von einer Eharakterfestigteit, die in Teutschland, wie die Erinnerungen des letzten Menschenalters vermuthen lassen, nicht dnrch Bildsäulen oder durch Auszeichnungen, sondern durch jenes Martyrium geehrt worden waren, das sich bei uns an die Namen von Waldecl und Twesten knüpfte. Entfernte Zeiten weiden die Ehrenschuld, die Deutschland dem Andenken dieser beiden Nichter abzutragen hat, vielleicht besser wiirdigen können als die Gegenwart, oder jene Epoche, in der das officielle Ideal des norddeutschen Juristen sich in gewissen Männern der Staatsanwaltschaft personificirt zu haben schien.

^llustrirte Bibliographie.
- Von Wilhelm Lüblc's Wefchichte »er Plaftit liegt mm die drille Auflage-
abgeschlossen Uor (Verlag ron E, A. Seemann in Leipzig). Der Verfasser, durch
^nle!<n>< M»d»»n», Thonrclief von luc>> oella Robbio.
dessen Veitrage wir oft genug den Inhalt unseres Blattes zu bereichern das Glück
hallen, ist in seinen Vorzügen als Kunstforfcher sowohl wie als Populärer Darsteller

des Gefundenen unserem Publikum hinreichend bekannt. Findet die reine Wissenschaft in sich selbst Zweck und Befriedigung, so tonnen wir Laien uns doch nicht versagen, das Verdienst höher zu schützen, das Lüble sich erworben, indem er Geschichte und Erkenntnis, der Kunst unseren Kreisen zugänglich machte. Von seinem rastlosen Schassen legt das lange Verzeichnis; seiner populären Schriften, uon dem Erfolge, den er damit davongetragen, die Zahl der Auflagen Zeugnis! ab, worin sie verbreitet sind, Daß seine Geschichte der Plastik — desjenigen Kunstzweigcs, dessen Früchte sicherlich die herbsten sind und nur einen ungewöhnlich ausgebildeten Geschmack anmuthen — es nun schon zur dritten Auflage gebracht hat, ist einer der schönsten Triumphe im Leben des Verfassers, und ein erfreulicher Beweis dafür, daß in unserem Volke die künstlerischen Interessen sich wirklich zu vertiefen anfangen. Die neue Ausgabe des Buches, dessen <5haraktcr im Wesentlichen ja wohl bekannt ist, hat die Ergebnisse der letzten Forschungen, die besonders auf dem Gebiet der Kunst des Alterthums so ergiebig gewesen sind — wir erinnern nur an die Ausgrabungen in Ilios, Ol>»mpia und Pergamon — vollständig verwcrlhen können; daß auch sonst an dem Ausbau des schönen Werkes «ifrig gearbeitet worden ist, das ist selbstverständlich: wir heben nur hervor, daß unter Anderem die Kleinkunst des Mittelalters eine eingehendere Berücksichtigung erfahre» hat. Gleichfalls reich uerinchrt sind die Illustrationen, von denen wir in der Abbildung eines Thonrcliefs von Luca dclla Robbia eine Probe geben.

* Ein anderes Werk, durch dessen Herausgabe die Tecmann'schc Buchhandlung sich gleichfalls ein hohes Verdienst um die Förderung unserer Kunstgeschichte erworben hat, liegt nun endlich mit dem sechsten Baude abgeschlossen vor. Es ist die uon Robert W oh ine icdigirtc Monographiensammlung j»unft U«l> «ünftler des VlittelalterS nnl» l>er Neuzeit. Wir verkennen keineswegs die Nachtheilc, welche die bei der Komposition des Wertes verfolgte Methode mit fich bringt. Wenn man die Biographien und Eharatteristiten der einzelnen Künstler, wie es hier geschieht, jede einzeln von einem anderen Schriftsteller behandeln läßt, so kann eine Vollständigkeit des Mnlerials eine eigentliche Ucbcrsicht der künstlerischen Bewegung, natürlich nicht erzielt werden, eben so wenig wie eine durchgehend« einheitliche Behandlung des Stoffes, mag dieselbe auch in großen Zügen vereinbart worden sein. Allein es wird ja auch Niemand crwarten, in diesem Werte eine eigentliche Kunstgeschichte zu finden: wie man denn auch das Publikum, an welches sich dasselbe wendet, als gebildet genug voraussetze» darf, um sich nicht an Kleinigkeiten, die es selbst corrigircn kann, zu stoßen. Allein faßt man die Publieaüon so auf, wie sie sich giebt: als eine Galerie schön entworfener Künstlerprofilc, deren jede« einzelne für sich betrachtet sein will, so kann man derselben nur den vollsten Beifall spenden. Auch abgesehen Uon jenen Theilen der Sammlung, die wie Anton Springers Rafael und Michelangelo geradezu neue Gesichtspunkte für die wissenschaftliche Betrachtung aufstellen und nebenbei durch die classische Vollendung der Schreibweise Kunstwerke an sich sind, machen diese Monographien insgesammt den berufenen Namen ihrer Verfasser hohe Ehre. Unlcr den Erzeugnissen der letzten Jahre aus dem Gebiete der Kunstwissenschaft nehmen sie schon dadurch einen hervorragenden Platz ein, daß sie sich nicht scheuen, sich mit den erzielten Resultaten an das große Publikum zu wenden, ohne dabei einerseits eine feile Popularisirung, andererseits ein Drapieren in den widerwärtigen Philosophenmantel gelehrter Phrase sür nöthig zu halten. — Wir empfehlen „Kunst und Künstler" mit aufrichtiger Sympathie. Das Buch sollte ein Hausbuch werden, das in keiner Familie, wo mau sich der Kunst wirklich thcilnchmend erfreut, fehlt. Zu einem Schmuck für jede Hausbibliothct mach! es schon seine herrliche Ausstattung, von der wir als Probe die Nachbildung eines Blattes von dem mehr genannten als gekannten Callot geben. Die Holzschnitte — deren das Wert an die 500 enthält — sind durchgehends musterhaft, großcnthcils. wie auch der Vorliegende, Beweise einer beispiellosen Virtuosität in der Faesimilisirung: die Auswahl

der wicdcrgcgebcncn Schöpfungen eines jeden Meisters ist mit großem Tacte getroffen worden. Nur eine Unbequemlichkeit hat das Buch, nämlich die, daß der Grundsatz, jeden Abschnitt als etwas Selbständiges zu behandeln, auch auf die Paginirung ausgedehnt ist. Die Orientirung wird allerdings durch die Ruinerirung der Vogcn und die Durchführung der Kopflitel ermöglicht — immerhin aber mus; man manchmal erst eine Weile blättern, ehe man findet, was man gerade in einem Bande fucht. Wenn indeß das Werk den Anklang und die Verbreitung findet, die wir ihm wünschen und welche csverdicnt, so ist es derVcrlagshaudlung vielleicht möglich, in der zweiten Auflage die Paginirung in jeden, Bande durchgehen zu lafsen.

* Von dem bei Gebr. röncr in Stuttgart veröffentlichten Pillchlwelk «Unser Vaterland" crfchcint der erste Band, der früher den Separattitel „Aus deutschen Vergcn" führte, in zweiter Auflage unter dem Titel »Wandern»».«» im bayerischen Gebirge und Talztaüimernnt". Wir dürfen die Vorzüge des Vuches wohl als bekannt voraussetzen. Von den beiden Herausgebern, arl Sticler und Hermann von Schmid, ist dieser uns leider vor Kurzem dnrch den Tod entrissen worden. Wie sie, war wohl lein Anderer berufen, Land und Leute der deutfchcu Voralpen zu fchildern. Was die Illustration anlangt, so hält das Werk, was die glänzenden Namen der Mitarbeiter versprechen: Landschaftliches wie

Figürliches ist ausgezcichuct, und ausgezeichnet ist auch die Wiedergabe durch Holz-
ichnil!. Wir geben als Probe eine Cchlußvignette von Diez, Dirnen und Burschen in
der ,,Miesbacher Tracht" darstellend. Man lann sich nichts Flotteres und dabei
Stimmungsvolleres denken als die Art und Weise, wie diese beiden Figuren aus das
Papier geworfen sind. Das Werk enthält 38 Vollbilder und im Ganzen nahe an
WO Illustrationen — alle gleich vorzüglich. Wenn man deoenlt, bah es überhaupt
nur ^15 Seiten ziihlt, so wird man uns zustimmen, das, die Ausstattung, zu der noch
ein rolherLeincnband mit Schwarz
und Goldpressung hinzutritt, eine
außergewöhnlich reiche ist.
' AusdemVcrlngvonSpemann
in 3tu t!gart ziehen wir für heute
drei Publieationen in den Kreis
unserer Bibliographie. Das eiste
denelbcn ist „Hellas und A«,»",
von Johannes von Falle. Her
Persasicr ist bekannt als ein Schrift-
steller, der gründliche Kenntnis, des
Alterchums mit feinem Kunstsinn
in seltener Weise vereinigt, als ein
Gelehrter, welcher — ein höheres Lob
wüßten wir ihm nicht zu spenden! —
einen Stil schreibt, wie er schöner
in Teutschland selten gefunden wird.
— Doch wir wollen bei dieser illu-
slrirten Bibliographie aus die Vor-
züge des Textes kein zu großes
Gewicht legen — in diesem Falle
um so weniger, als die Illustrationen
in Hellas und N»m nicht minder
vollwichtige Kunstleistungcn sind.
i?eidcr beschränkt uns bei der Aus
wähl einer Probe einerseits, wie
oben angeführt, das einzuhaltende
Normlllmaß, andererseits finden wir
unter den Bildern, deren llmsang
unfern Anforderungen entsprach, so
schön dieselbe» waren, wenig, was
vollständig losgerissen von dem Text unsere Leser auch stofflich inleressirt haben würde. Was
wir zumeist bedauern, das ist. nicht eine Coinpusition eines der großen, berühmten Meister,
die sich durch ihre Beiträge um das Buch verdient gemacht, vorführen zu können. Dagegen
dürfen wir wohl hosten, daß es manch' Einen inleressirt, zu sehen, was für ein, höchst
merkwürdiges Gesicht Messalina gehabt hat. Ter reine Nuccoco-Typus! Die Mund-
Partie und der Hals erinnern besonders lebhaft an die ihr im Naturell so verwandte
Katharina II. Wir wünschen „Hellas und Rom" die weiteste Verbreitung; seiner Tendenz
wie seiner Ausstattung nach ist es befähigt und verdient es, das Verständnih des
Lulturlcvcns im Alterlhum auch in die Kreise zu tragen, denen es versagt ist, jenes
aus den Quellen zu schöpfen.

Au5 „Wanderungen in, basiilchen «eblrge u. Sal^sa,un,ergui'.
"NN «arl Stiel« und yeiman r>, Schmid,
Verlag °on «ebr. «rönei m siuügari,

?^
Mi«0»<yei tzrochl »in M. Die«.

' Mit der Geschichte unserer eigenen Cullur beschäftigt sich die von demselben Ver-
leger in einer Prachtausgabe und außerdem in einer Volksausgabe veröffentlichte

„Oenilania" von Johannes Scherr. Wir freuen uns, wenigstens bei diesem
Werte beweisen zu können, daß und in welch' hervorragender Weise große Künstler an
seiner Ausschmückung gearbeitet haben. Knille ist es, der die Figur des Narscs,
des energischen Gothcn-Besiegcrs, so charakteristisch entworfen hat: im Kleinen ein
Muster historischen Porträts, Gleich ihm ist eine lange Reihe bedeutender Künstler an
der Herstellung des bildlichen Theilcs thcitig gewesen. Wir nennen hier nur Dicz
und F. Kaulbach, den talentvollen, jungen W. Friedrich — und vor Allem
Wolfgang Menzel, Wer sein Porträt des alten Fritz nicht kennt, wie er ihn in
der „Germania" dargestellt hat, der kann sich weder von Menzel noch vom alten Fritz
eine Vorstellung machen.

" Von da bis zu Keller-
Leu zinger's „Negertopf" ist ein weiter
Schritt — ein gutes Stück Menschen
gcschichte liegt dazwischen. Fr. von
Hcllwald versucht in seiner „Natur«
„«schichte des Menschen" einen Weg
durch diese, immerhin noch ziemlich
pfadloscn Wildnisse der Anthropologie
zu bahnen. Die Verdienste des Ver-
fassers als Popularschriftstcllcr sind
unbestritten: das vorliegendc Wert
gewinnt dadurch noch an Interesse, daß
derselbe die Entdeckungen Darwiu's ge-
schickt für sein Gebiet verwerthct. Auch
sonst hat das Vuch seinen ganz beson-
deren Vorzug, Derselbe beruht in dem
untrennbaren Zusammenarbeiten von
Schriftsteller und Künstler, wobei der
Eine immer den Anderen ergänzt und
woraus ein so inniger Zusammenhang
zwischen Text und Illustration ent-
steht, wie man ihn sonst in Pracht-
werten selten findet. Nicht zum Schaden
des Buches, denn dieser einheitliche
Ton des Ganzen macht einen künstlerisch
wohlthuenden Eindruck.

MtssoNn».

Auz „liellas und Rom" »cm Johannes von Falte,

* Die Verlagshandlung von
Vraunund Schneider in München
crsüllt eine schöne Pflicht der Pietät,
indem sie die in ihrem Besitze be-
findlichen Zeichnungen Moritz von Schwinds zusammenstellt und ucrüffentlichi.
Das „Moritz VON Tchwind Album" enthält aus zweiunddreihig Blättern in
Impcrialformat Alles, was der Meister für die „Münchcner Bilderbogen" und
für die „Fliegenden Blätter" gezeichnet hat. Also lauter Bilder, die der
Betrachtende zum großen Theilc schon kennt, und deren gar manches Erinnerungen
an die Kinderjahre erweckt, da der Bilderbogen vom Herrn Winter oder vom
Mnchondelbllum noch auf dem Weihnachtstische lag, an jene Zeit glücklicher Un-
wissenheit, da man sich wenig darum kümmerte, dnh das Bild, das man mit seinen
ersten ungefügen Malvcrsuchenentstellte, von Einemaus Deutschlands grösiien Künstlern

^ llIIs! l! l te V! I> l! c> Zl >, fl^! t
Au5 â€žHeimania" von IÂ»h. Ã¶cherr, verlog nioi w. ?^r!,,!>,m in 5!u,t>Â»!r!,

erfunden worden >uar. Liebe, alte Bekannte, die mau nach langem Vergessen nachdenklich
nuisterl, nm schließlich zu finden, daß sie noch unverändert schön sind — in unseren
Augen, die schärfer sehen alo damals, sogar schöner, lind auch, was man neben ihnen
Neue? sieht, betrachtet man mit Würde — und mit einem gewissen Rcspecl vor dem
großen Künstler, dessen nun längst erstarrte Hand sich lnngswcrgesscnen Scherzen
anbequemte. Kam», daß Einem über dem «Hedaulen a» ihn recht bewußt wird, was
- - 15
Mtgerüops r°„ 3 ^,!l»i -lluzinger.
der Heransgeber ihm sür ei» schöneo Tentmnl gesetzt hat, daß man die Vollkommenheit
des Holzschnittes, die Schwere der Vlätter, die einfache Vornehmheit der Mappe beachtet.
Tic Teicie zu den Bildern find aus einer Beilage abgedruckt. Das Frontispiz zum
gestiefelten Kater, das wir hier wiedergeben, diesmal ausnahmsweise eine Neduetion,
aber eine niohlgclungene, zeigt Schwind uon seiner charakteristischen Seite: köstlich ist
der Niese mit der stilisirten (Zigarre, der auf dem Schloß sitzt — auch die Kopfleiste
mit den Reliefs ist interessant — wäre es auch nnr darum, das; Schwind schon
llniK) 1^56 den heutige!: Stil geahnt hat.

' Neben jenen Prachtwertcn, die sowohl durch die Nedeutnng ihres Teiles nlo durch dcn besonders hohen künstlerischen Nerth ihrer Illustration von vornherein die Beachtung eines intcniationalen Publikums beanspruchen dürfen und schon deschalb aus dem Büchermarkt jeder Nation sclbstständigc Pcrtrelung finden müssen — neben solchen

Der g<!i!e!tl!e H»<« von IN, », ichw!„d.

Prachtausgaben, wie es beispielsweise einige der Tor^'schen Illnstralion^werte sind, eignen sich zu einer llebertragung in fremde Sprachen am besten entschieden diejenigen, die sich mit der Bcfchrcibung von Land und Leuten, vornehmlich der bekannten Tonristengegendrn befassen. ?osz eine folche llebertragung und damit die

Eröffnung eines neuen Marktes für die Buchhändler etwas sehr WimfchcnswcNhes
ist, begreift sich leicht, wenn man die enormen Kosten erwägt, welche die Herstellung
M»r«»gischer H3»<s«rs«!I,
eines Prachtwerles ver-
schlingt. Aber auch dem
einfachen Nationalgesühl,
das an der Literatur mit
keinerlei persönlichcmInter-
esse bechciligt ist, schmeichelt

es zu erfahren, da« der Italiener beispieltn eise es dlrMiibelrerIIi gefunden hat, Wuldemar Kadcn's „Italien" zu übersehen, und sich 1° die Beschreibung seines eigenen Vater-
landes aus fremder Feder anzueignen, oder daß das Ebers'sche Aegypten gegenwärtig für das französische Publikum bearbeitet wird. Man betrachtet das gern als einen cmgenschein-

lichen Triumph unserer graphischen Kunst!', die noch vor wenigen Jahren es nicht hätten wagen dürfen, den erlesensten Buchhandels-Erzeugnissen weit reicherer Lander auf ihrem eigenen Markte Coneurrenz zu «lachen. Andererseits sind wir vorurtheilsfrci genug, uns offen zu freuen, wenn das Ausland uns Gleiches mit gleichem vergilt, daß dadurch unser Literaturbesch um Schönes bereichert und ein Beweis einträchtigen Iujammenarbeitens auf demselben Felde geliefert wird, — So entstammen zum Beispiel die Illustrationen der bei Hirt und Sohn in Leipzig erscheinenden Uordlaüdsfahrten, von denen unsere Bibliographie eine Probe enthielt, offenbar der Hand ausländischer, wahrscheinlich englischer Künstler. Indessen ist der Text dieses Werkes deutschen Ursprungs; an seiner Abfassung ist eine grössere Anzahl Schriftsteller uon bewährtem Rufe bclheiligt. Dir Nordlandssahrten—von denen zur Zeit nur die ersten Lieferungen vorliegen, werden Schweden und Norwegen, England und Wales, Schottland, endlich auch Irland behandeln. Wie man sieht, ist der Rahmen ungewöhnlich weit gezogen, und das, was er umsaßt, erweckt aus jedem Gesichtspunkte Interesse: wilde Natur und die durch die Beeinflussung des Klimas uns häufig fremdartig gestaltete Cultur und Kunst Scandinauicns, andererseits die Zustände Großbritanniens, das, eines der ältesten Eulturlnudcr Europas, die schroffsten Gegcn-sechc hochentwickelten Lebens uud tiefster Barbarei einträchtig nebeneinander hegt: diese beiden Gebiete umschließen sicherlich des Interessanten viel, und da sie nicht auf der gewöhnlichen Reifestraßc liegen, fo ist der Gedanke, sie den» Publikum wenigstens in Darstellung und Beschreibung zugänglich zu mache», lebhaften Beifalls lverth.

In der Anlage ähnlich ist das im Verlage uon Heinrich Schmidt und Lar! Günther in Leipzig erscheinende „Indien". Ter Text zu demselben stammt zwar aus der Feder eines Deutschen, Emil Schlagintwcit's, dessen Familienname >a in den Kreisen der Geographen sich eines geachteten Klanges erfreut. Dagegen sind die Illustrationen gleichfalls ausländischen, wie es scheint, französischen Ursprungs. Sie sind übrigens gut und machen dem alten Renommee der Franzosen Ehre. Alle bringen sie den Eindruck des nicht Eomponirten, sondern wirklich Erlebten, Gesehenen hervor, und die Vermuthung wird wohl nicht allzu weit von» Ziel schießen, daß sie zun« großen Thei! nach Photographien angefertigt sind. Dieser Eindruck schwächt bisweilen vielleicht den künstlerischen Genuß, aber bei einem Buche, das sich, wie dieses, die Belehrung zur Aufgabe macht, hat das Gefühl, eine iu jedem Detail genaue Illustration vor sich zu haben, doch viel Werlh. Keiner braucht übrigens zu fürchten, hier ein streng und trocken wissenschaftliches Wert zu finden. Die Darstellung ist vielmehr lebhaft und anschaulich und dem Verständnis; des Laien durchaus angepaßt. Es ist eine dankbare Aufgabe, das Land, dessen Natur und Kunst so viel Anziehendes, das Interesse mächtig Fesselndes gewährt und welches dennoch in Deutschland verhältuißmäßig viel zu wenig gekannt ist, in Wort uud Bild zu schildern. Daß das vorliegende Werl seiner Aufgabe gerecht wird, wollen wir ausdrücklich anerkennen. Von den Illustrationen geben wir eine Probe, einen Zweikampf zwischen Rhinocerossen darstellend, eine Volksbelustigung nach Art der antiken V«n»tione8.

Zranz Liszt. Gesammelte Schriften. Herausgegeben uon L, Ramann. 6 Bände, 8. (1. und 2. Bd. erschienen) 1. Bd. Fr. Ehopiu. Frei in'ö Deutsche übertragen von La Main. I. IV und 215 S. ««,. L. 2. Bd. Essays und Rcisebricfc eines Naccnlllnrcus der Tonkunst. In das Deutsche übertragen von L. Ramann, VIII uud 2N1 S. ««, «.

Franz Liszt's geistsprühende Schriften, zumeist in französischen Zeitschriften zerstreut, sind bisher dem deutschen Publikum fast unzugänglich gewesen. L. Ramann, die Verfasserin der großen Liszt-Biogrnphie, hat nunmehr im Auftrage des Verfassers das Material gesammelt und geordnet, sowie die in französischer Sprache niedergeschriebenen

Aufsähe srci iirs Deutsche iibertragcn. Tic Ueberlragung des erste» Bandes „Chopin" eines in seinei Art unvergleichlichen Werkes, stamnit aus der Feder von La Warn, Wer das französische Originalwerk kennt, dessen llcbertragung La Marc» gleichfalls auf Wunsch des Autors übernommen, wird zu beurthcilen vermögen, dah es sich hierbei nicht um eine Uebersetzung im gewöhnlichen Sinne des Wortes bandeln konnte. Die bildreichc, poelisch gesteigerte Ausdruckswcise, der eigenartige Tahbau forderte», dem Wesen unserer Sprache angemessen, eine den Geist des Ganzen vielmehr als den Wortsinn im Einzelnen wiedergebende Behandlung, machten häufig eine Vereinfachung und Umgestaltung, eine knappere Darstellung nothwendig. Wie das Buch selbst aus einem dichterischen Geiste hervorgegangen, war es auch die Aufgabe des Uebersetzcrs, dasselbe mehr nachzudichten, frei nachzuschaffcn, als sclavisch nachzuahmen. Der „Versuch einer Nachdichtung" nennt die Ucbersctzerin ihre Arbeit, wir dürfen ihn als einen überaus gelungenen bezeichnen. In dem zweiten Bande finden sich die folgenden Stücke vereinigt, die aus der Stnrm- und Drangperiode der Jahre 1834—1840 herrühren:

»: Essays: Zur Stellung derKünstler. Sechs Artikel. Ueb er zukünftige Kirchenmusik. (Fragment.) lieber Volksausgaben bedeutender Werte, lieber die „Hugenotten" von Meycrbcer, (Fragment.) Herrn Thalberg's „Grandes Fantasics" Op. 22 und „Cnprices" Op. 15 u. IN. An Herrn Professor Fötis. Compositionen für Elauier von Nobert Schumann, Paganini. (Nekrolog.) b: Briefe: Nr 1—3 an George Sand. Nr. 4 an A. Pictct. Nr. 5 u. U an I.. äs Kouou»ucl. Nr. 7 an M. Schlesinger. ,.IH 8c.»I»". Nr. 8 an Lambert Massalt. Nr. 9 an Heinr. Heine. Nr. IN an M. Schlesinger. „Der Zustand der Musik in Italien". Nr. 11 an ä'Orti!:»?. Die heilige Eäciüe. Nr. 12 an Hector Nerlioz,

Die Uebersehungsarbeit ist von L, Rnmann mit bemertenswcrthem Geschick geleistet. Die Ausstattung der Bände ist von vornehmster Eleganz.

Allgemeine Geschichte in VinzeWarftellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, Ioh. Dümichen, Beruh. Erdmannsdörffer, Theod. Flache, Ludw. «eiger, R. Gosche, Gust. Hertzbcrg. Fcrd. Iusti, Fricdr. Kapp, N. Kugler, S. Lefmann. W. Philippson, S. Kuge, Eberh. Schinder, N. Stade, A. Stern, Otto Woltz, Ed. Ninlelmann, Adam Wolf, herausgegeben von Wilhelm Oncken. 25-27. Halbband, Lexikon-Format. Berlin 1880. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 5 Halbband ««, 3. —

Dieses bedeutende Unternehmen hat in den letzten Monaten interessante Fort fetzungen gebracht. Die 25. Abtheilung führt Dümichens Gcfchichte des alten Aegyptens weiter. Die Leistung dieses Heftes steht hoch ia wissenschaftlicher wie in technischer Beziehung. Der Text, beruhend auf dem vertieftestcn Studium der in zahlreichen hicroglyphischen Inschriften aller Art bestehenden Quellen, setzt die Beschreibung der geographischen Einlheilung des alten Aegyptens bis zum 1V. Gaue fort. Er enthüll auch die Abhandlung über die großartige Tempclstättc Karnat, welche im 4, Gau, im „Gau des Göttersccptcrs Us" liegt. Aus sie bezichen sich die interessantesten und zumeist in's Auge fallenden der beigegcbencn Abbildungen, von denen ein großer Situationsplan der drei Tempelbezirke von Karnat hervorgehoben werden muß. Der große Tempel von Karnat ist nicht in einer Epoche und nicht unter einem König entstanden, sondern eine Reihe von Perioden hindurch haben viele Könige an dem imposanten Werte gebaut. Die entzifferten hicroglyphischen Inschriften liefern das Material zur Naugefchichtc des Karnnttempels und dieselbe ist in dem vor uns liegenden vielfarbigen Plane kartographisch dargestellt, mit wissenschaftlichem Scharssinn und technischer Geschicklichkeit. Schöne Ansichten von einzelnen Theilcn dieses Tempels und von anderen culturhistorifch wichtigen Stätten des alten Aegyptens, die Fortsetzung der in der ersten Nbthcilung begonnenen historischen Karte, eine große Abbildung des merkwürdigen Reliefs „Die Flotte einer ägyptischen Königin", welches sich an einer

51,8
Nord und 5üd.
Wand des Tcriassentempels von vsr-ßl-b.ib.'sri (wcstl. Theben) befindet und aus dem I?. Iahihundert vor Christi herrührt, und ?l. m, ist außerdem in dieser Abtheilung enthalten. Dümichen's altägMischc Geschichte ist von allgemeinem Interesse, ein besonderes dürste sie namentlich für alle Leser von Ebers Romanen haben. Die 26ste Nblheilung hat Prosessor Herhberg's Geschichte des römischen Kaiserreichs forlgesctzt und die 27. Abthcilung hat die Geschichte des Zeitalters Friedrichs des Großen von Prosessor Oncken begonnen.
Dieses erste Heft des vielversprechenden Theilcs behandelt als einleitende Vorgeschichte zu der Regierung des großen Friedrich die französischen, englischen und österreichischen VerlMnisse der ersten Hülste des 18. Jahrhunderts und entwirft in fesselnder Darstellung, unter häufiger Einschiebung der Quellen selbst, ein Bild der Zustände, in die Friedrich II. bei Beginn seiner Regierung eintrat.
Hn 6i« ü«a«ction von „ü»nl «Nil 8!l<" lui Lszplocbunz «in^o^nzuns L!iot>«i.
^n<!«s«»n, il, <^ni,, Huz^o^Wilte >Vei^o, ^o»
8ein unä Ki«l>v>e!n, 5, u, s, L»u<! vio lv^ei
I^iu^ I88U, Ha, Vüili^'» Vorlaz (Lin«t
>Vi<,n 18X0, tno5v ^ I'iioll, Ii, ii. Uok-
s»!»m»!>n, K«!, Illnütlirt« <Äillul80«cnicl!io lül
Kottlwt <wl ?o!l!iUg« 18««, 1870 und 1871.
l>x!<!!>lU'<l, R,, Di» Hlümoni« ä«r I'ü^beu, ^»to-
I)l, <3, Xiobs. 18 I.issnlUllMl mit I<4
I'i>rdont»s«In, »u«8«w!>it in »en Htoüoiz Ho«
liaulicurt ». ». 1880, >VUK«lm Ilommol.
tt»sn»<)!i, Ott», Xn>!<>loon. Nmm»ti5cn«z Loäicnt
t'ollin I„8l, R. ^. Xniov « I.niv»«itM«-
v. 1»>««n, I>d. v. n, !ju!<2 nnä Hnäoien,
Loio. llorlin I88N. >', senuüiäsi «! Oo.
X<»>v«s5»!»>n»'!.»!l><)<!i! IU»»liirl«« »er <3«ß«,!^!lit,
llit «tv» I5NU I«x<Qb!>iIHu»8»n, «»—» H«ln-
>»!!»!', vi, I>»vi>>. Nsscutcnt« <ls» H«!it8od«n
dezoi^t von ?ios. Öl. I^iöänon ^un^i. Ml
^Vo«>«i. Loili» 1881. I^»Nl I^ndlon.
llr«»<i«noi Iloltnsllwr uixl im ^«u» L«in«l
1881 L. I^ersnn« Lucnlüuiiüunß,
Nll»»m»»«z>«>', D. H. Do,- V>'<M. 3. Hullzzo von
?lolo?!>ui I)l. ^luiitl >ViIItumin. I^isleinnz
L, I^inniß 1830, 0. !>'. ^I?w<«i-icno Voil«^«-
8»»»i>», ziiu-oui« äe. ?uil08«pni« Tlllntiqu» äu
^,»tout Up^nuit, ?snt2uomi« ?«>tonumici!i»
?uur «linit« lo«oivö«. ?ll«e!olt «. ü, l8«>.
Ne!>!g!lt un!« vel»ntw«ltl!chllil d» tzeia»»glbel».
Druck und Verla« von 5. Zchottlaend« I» V«!l»u.

lss
^
!!
Zprullßl ^28tlll8N
ü_^.,^l 6>e vil!c32M8tciiN!:8l2ii6ldeil« ^
^-^-;^l^
ALU
,!»M,„»N!!„„ss
—
,!,!I!!ll!!!!!l!l!l»l!!»!!!!!!!!l!!U«»l!l!!!lllUUll
,M,M'„„„„MM M,,,M1MssMMM,7lM,
larlsdasor Mner^288er VersenÄuus
l.üliol LcliuttlaonllLl', ÜÄi'lzliali l/Lölimen
Ved«i2««i2llie 2eV»t2 w äen ei«L2teu Liääteu allerV^elUdeil«.
^

^pnllin2>'!8 Lrunnen, Hlirtlial, Nl,elnpsSU888n.
tlon. 8t»d8»r^t X. Vnlv. ?l«f. Vi', von Nu88l)lMM, «NnollSn:
Nu für 8ebr viele Xranllo na38ende8, äußerst erczniellende8 nnd aueb
intt2licli68 6etrimlc, ^ve8l>ldb ieb ß8 be8teu8 emulelden linnn.
liloll. Uell. Il»tK rrol. Dr. VirelllO», lleilin: 8eiu llNßenebmer
(,k8climack nnd 8ein liolier.^elmlt an reiner Tonlen8äure ^eiebnsu «8
vor den andern lilinlielien ^ninVer8undt Icommendeu Ainer!N-'VVa88eru
vnrllieilbul't i»u8. ii4, llexember 1878.
?)l'. o^till' ^ioi)1Li<;ll, ^rof. <I«1- Ilellnilttellollie ». «I. Ulllv.
^l«ilin: leb linbe Oele^enlieit ^elinbt, die ^neIIinllri8'<Huelle bei treuen-
n!>r Feunue8ter I'riimnF xn iruterxieiien und xö^ere denmaeb niebt, mein
l.Irtbeil dubin au8XU8nreeben, dn88 d»8 mdnrliebo HvoI>innri8-^Va38er,
^vie e8 dem 1'nbli!<nm geboten ^vird, ein an88erordent!ieb unFene!üne3
und 8e!>üt^bHre8 ^afe!«ll88er i8t, ds88en cnemi8eber (!!>araliter e8 in
l!v^iüni8el>er nnddiüteti3eberIIin8iebtAan2 be8onder3 enintieldt undde88en
^nter 6e8ebmuelc bei längerem Oebraueb 8ieb be>vü!>it. 5. ^anunr 1879.
<K< I». 8»n. ItlltK Vi', (s. Vlll't'eilil'll^^), llnnlilui't ». U. ^N88er-
I'NN 8olir lU!ßenebine8, erlri8el>endc8, ebeN3o Fern Aeno886ne3 lll8 vor-
llü^ueli FUt verirn^enW Oeträni<6 unvermi3e!>t oder nucll mit >li!<!>,
1''rnebt8ütten, ^,Vein ete. In Xrlm!cbeit8/!U8tündeu, >vo leiebt nleuli»i8one
8üuerliu^e »n^e^ei^t 8ind, i8t gerade cler ^no!iinuri8-Ijrunnen ^a»/.
be8ondei3 l^u emnteblen, 4. ^Iäi2 1879.
X. Illllv.I'lttl'. Vi'. ^1. «I. Ovl'tvl, ^liinclwn: Von der vortreMieben
^VirilnnF 8eit vielen .Iniiren die überüeuFend8ten LeobnebtunFen ^emuelit;
Iiei Iiueii^rndigen I^rnäbrunF88türuuzen, in der Imngen8elnvind8»e!d, in
Iteeouvnl68eenx «elnverer Xranilileiten, m>eb '!'!>> olni!>, I,>!»^enenti'.i>n<I»»F,
(,iele!lllll>enmnt!3!in!8 und Vinbtberia, damit iinmer die be8ten 1''i^o!>;e
erxielt, eben80 bei den vei8e!>ieden8ten andern Xranii!»eiten, ^vo «8
Flut, anregend auf »len Hingen und die I^rnäbrunF ein?.>nvirlcen, xuletxt
la8t lui88e!dis38lic!i davon <^!ebraue!l ^emaebt. ^,18 erfrisebende» lletränice
rein oder mit >Vein ^einixelrt, nimmt e8 nnter den Hinern!widern
8iel>er!ie!l den ei'8ten l^nu^ ein. 1U. HIäi'2 1879.
(<I<». Neu. lintll. 1'rul. I)l'. I'. ^V. liLNSeliv, ^lnil)»,^: I^in8 <ier
erfri8eliend8ten NetrüuKe und 8ein 6edrilnel>, ii>8onderl>eit bei 8e!nvli< l>e
der ^la^enverdnnunF, sebr emvi'elilen^vertli. !?^!. Älür^ 1879.
läulliob bei «Heu KlinerÄl ^«88er lläullleru, Hootbelleru elo.

März 1^88!.

Inhalt,

hierzu ei» Porträt !U. Lazarus', Radirung von U). Arauskopf in INnuchc,!,

,N»rd und 5üb" iilchci,,! am Kulanz ied«z Mona!» in tzeflen n>!> i» e!„ei !<unstb»il>^ ,
pieiz pil> «LuailaI l3 h»f»! « Mall, —»

All» Buchhandlungen und posianstaüen nehmen i»>«<i>lit Uestellungen an.

I!»>»<!i»» nach Zlolln !V,, von d» hefdlstiatze l. «tine Angabe einez Personennamen« zu schien.

Mn unsere IHuonnenten!

jir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte
der bereits erschienenen Vände von
„Nord und Süd"
ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten
oder fein gebundenen Vänden von uns nachbezogen werden. Preis
pro Vand (— 3 Hefte) brofchirt 6 Mark, gebunden in feinstem
Original-Linband mit reicher Goldpressung und 5chwarzdruck 8 Mark.
Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
. Original-Einbanddecken
im 5til des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung
aus englischer leinwand und stehen solche zu Vand XVI (Januar bis
März 1,88^), wie auch zu den früheren Vänden I—XV stets
zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1, Mark 50 Pf. pro Decke. —

Zu Vestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und
denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige
Vezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen
werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit,
gegen «Linsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das
Gewünschte zu expediren.

Breslau, im März ^88;.

Die Verlagsbuchhandlung von ^>. ^chottlaender.

(Nestellzettel umstehend.)

Bei der Buchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und Süd"
herausgegeben von j?au! lindau
Lxempl. Band I., II.. III., IV.. V.. VI.. VII.. VIII..
IX„ X.. XI., XII., XIII., XIV,. XV. XVI.
elegant broschirt zum streife von °^. 6. —
pro Band (—3 Hefte)
fein gebunden zum streife von -4i. 8. —
pro Band
do, Heft ,,2, 3,4, 2, b, 7, 8, 9, lo, u, l2, 12, 14, ',5, l«, ,7, 18,
,3, 2N, 21, 22, 22, 24, 25, 26, 27. 28, 2Y, 20, 3,, 22, 33,
24, 23, 2K, 27, 38, 3Y, 4«, 4!, H2, 43, 44, 4', 46, 4<, ^8
zum streife von ^ 2. — pro Heft
Linbanddecke zu Band XVI (Januar bis
März ^88^)
do. do. zu Band I., II.. III.. IV., V. VI.. VII..
VIII., IX., X., XI., XII., XIN., XIV. XV.
zum streife von ^ ^50 pro Vecke
wolinung I Name
Uni gefi, recht deutliche Namen«. unl> w>>w>ungsa„gal'e iriit» elfuchi.

Rord und öüd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

siaul tindau.

XVI. Vand. — März M^. — H8. Heft.

<M>! einem ponia!! ln A»l)li»ng: M»rih loz«»»,)

-5-W-5-

Vre^lau.

Druck und Verlag von 5. 3chottlaenöer.

Giulio Valori.

Novelle

von

Sophie JunghanF.
— Kassel. —

in deutscher Feuilletonist hat irgendwo die italienischen Städte
Orvieto und Siena das Herculanum und Pompeji des Mittel-
alters genannt. Der Ausdruck ist treffend und würde jenem
^ Schriftsteller zum Verdienste gereichen, wenn er ihn selber
erfunden und nicht, wie er da ist, einem französischen Buche entlehnt hätte,
dessen er — und das ist nicht hübsch von ihm — dabei mit keinem Worte
gedenkt.

Orvieto kenne ich nicht; Siena ist in der That seiner äußeren Gestalt
nach ein herrliches Stück Mittelalter, welches sich ruhig von der Sonne der
Neuzeit bescheinen läßt. Da ist wenig oder nichts von schwermüthigem Ver-
fall; die ganze Stadt ist so zu sagen aus einem Gusse, und darin unter-
scheidet sie sich gar sehr von Pompeji, und jener Vergleich hinkt, wie alle
Vergleiche: leine Katastrophe hat jemals den Lebensstrom ihren Adern plötz-
lich abgedämmt, so daß er nicht mehr, von innen heraus umbildend, den Körper
neugestalten konnte, und so die uralte Form als unverwesliche Leiche für
unsere staunenden Vlicke bewahrt. Nein, Siena hat immerfort gelebt, aber
am intensivsten während der vier Jahrhunderte etwa des späteren Mittelalters
und der sogenannten Renaissancezeit. Damals verkörperte sich hier der Geist
der Periode, er verkörperte sich in Stein, und es gelang ihm — unter der
Begünstigung besonderer Umstände — so gut, daß etwas Unverwüstliches ent-
standen ist, Formen, in dmen jede Zeit sich heimisch zu fühlen vermag, die
aber auch der kleinlichsten Gegenwart etwas von Adel aufprägen müssen.

Die Leute in Siena sind, im Gegensatze zu ihren ewig kampflustigen
Altvordern, ruhiger, friedlicher Natur. Spießbürger wage ich sie nicht! zu
nennen, die Menschen, welche diese märchenhaft schöne Stadt mit dem ruhigen,

aber deutlichen Gefühle ihrer Vorzüge bewohnen, sonst würde ich sagen, daß die Familie des Signor Alessandro Valori, in der ich mehrere Jahre zugebracht habe, eine spießbürgerliche gewesen sei. Das heißt nur in ihren älteren Gliedern. Der Vater, ein kleiner Beamter beim städtischen Zollwesen, ein hübscher Mann in den Vierzigen mit einem schwarzen Henri hnntrs, kahler Stirn und freundlichem Munde, die Mutter, die Signoia Amalia, ihm gewissermaßen ähnlich an brünetter, stattlicher Wohlgestalt, die beiden Eltern dieser Letzten und ihre verheiratheten Brüder, Alles nach italienisch verträglicher Weise mit einander zusammenhängend, alles in dem engen Kreise häuslichen, täglichen Lebens vollständig befangen.

Aber die Valori'schen Kinder wuchsen, Gott weiß wie es kam, aus dem kleinbürgerlichen Wesen, der ftagnirenden Sinnesweise, nun endlich heraus. Es warm zwei Söhne. Als ich hinkam, standen beide noch im Knabenalter. Das meiste Interesse bei Freunden und Angehörigen nahm gewöhnlich der Jüngste. Alfredo, in Anspruch. Er war ein kluger Schlingel, in dem mannigfache Talente steckten; sozusagen schon von Geburt ein Spaßvogel mit seinem grotesk ernsthaften Gesicht und dem gesträubten Haar über der breiten Stirn. Mit seiner Nachahmungsgabe und seiner drolligen Frechheit schien er immer breit im Vordergründe gestanden zu haben; als sich mit der Zeit ein bedeutendes musikalisches Talent in ihm kundgab, konnte dies die besondere Aufmerksamkeit nur rechtfertigen, die man ihm von jeher gezollt hatte.

Der um vier Jahre ältere Giulio war indessen immer stille seinen Weg gegangen. Daß er sich gegen den etwas anmaßlichen Jüngsten geradezu zurückgesetzt fühlte, verhinderte die echt italienische allgemeine Familienzärtlichkeit im Valori'schen Hause. Man liebte ihn so gut wie seinen Bruder, und beachtete man ihn im Ganzen weniger, so konnte sich dabei seine mehr innerliche Natur um so ungestörter entwickeln.

Ich war von der Universität, der ich seit einigen Jahren als Lehrer angehörte, nach Italien geschickt worden, um in den dortigen Archiven Materialien zu sammeln zu einem auf viele Arbeiter vertheilten großen historischen Werte, < welches der Staat unternommen und dessen Text er so zu sagen mit jedem Worte auf authentische Documente gestützt wissen wollte.

In Siena und im Valori'schen Hause hatte ich nun schon seit zwei Jahren mein festes Quartier aufgeschlagen; von hier aus besuchte ich die Archive der andern toscanischen Städte, hier arbeitete ich in ungestörter Ruhe aus, was ich an gesammeltem Material mit mir brachte.

Während ich einmal wieder auf mehrere Monate entfernt gewesen, war Giulio von einer gefährlichen Krankheit befallen worden. Seine Mutter hatte ihn gepflegt und das junge Leben dem Tode abgerungen. Ob er ihr dadurch besonders an's Herz gewachsen war, oder ob sie doch schon früher eine verborgene Vorliebe für diesen ihren ersten Sohn gehegt hatte, ich weiß es nicht, aber mir wollte es von da an scheinen, als ob sein Name — ein Name, der

an sich schon einen weichen, zärtlichen Klang hat — immer mit einem besonders innigen Ausdruck über ihre Lippen gehe.

Als ich damals zum ersten Male nach meiner Rücklehr wieber mit den Valoris zu Tische saß, hatte ich den Reconvalescenten mir gegenüber. Ich hatte mich während meiner auf einen kleinen Umkreis beschränkten Reise mit seltenem Genüsse in den Kirchen aller jener alten Nester herumgetrieben, in die mein besonderer Zweck mich führte, und dort fast nur die Weile früherer tos- umischer Kunst vor mir gehabt. Vielleicht daß daher mein Blick für gewisse äußere Dinge geschärft war: immer wieder suchten an jenem Tage meine Augen den schmalen dunklen Kopf und ruhten mit einer gewissen Verwunderung auf den Zügen meines Gegenüber.

.Wie alt bist Du eigentlich, Giulio?" fragte ich ihn. Den Jungen pflegte, wenn man ihn unversehens anredete, eine eigene anmuthige Verlegenheit zu befallen. Er senkte jedesmal erst die langbewimperten Lider und schlug sie dann, als habe er inzwischen Muth gefaßt und doch immer noch halb scheu, langsam wieder auf. Seine Augen waren so, wie man sie in Deutschland, und ginge man von einem Ende bis zum anderen, vergebens suchen würde; ich habe sogar die Idee, daß es solche Augen nur in dem mittelalterlichen, weltvergessenen Siena geben tonnte. Dunkel, weich und tief, durchaus nicht feurig und eher Nein als groß, Augen, die man schon kannte, aber nur aus uralten Bildern in dunklen Kirchennischen, wo sie unter der Kutte eines asketischen Mönchsantlitzes hervorblickten, Augen, die gleichsam aus der Gegenwart herausschauten, träumerisch und unsinnlich, und aus den versunkenen Sonnen vergangener Jahrhunderte ihr Licht gesogen zu haben schienen, mit einem Worte, Augen, die hundertmal mehr sagten, als der Junge dazumal in Kopf und Heizen haben konnte.

„Wie alt bist Du?" hatte ich ihn gefragt. „Siebzehn Jahre", antwortete er mit einem halben Lächeln, das unter dem leisen Anflug von dunkelm Flaum über der Oberlippe nur gerade die weißen Jahne zeigte. „Giulio ist recht gewachsen während seiner Krankheit", sagte die Mutter. Wir waren inzwischen vom Tische aufgestanden, ich wendete mich bei diefen Worten um und erstaunte von Neuem: das war wirklich ein junger Mann, der da neben der Mutter stand und in knabenhafter Scheu die Augen niederschlug, da ihre Aeußerung die Blicke Aller auf ihn lenkte.

„Und was wird er nun treiben?" fragte ich, unwillkürlich mit einiger Härte im Ton, welche der Gewohnheit der italienischen Mittelklassen galt, die Söhne nach dem Verlassen der Schule ein paar Jahre herumbummeln zu lassen, bis sich dann irgendwo, bei der Eisenbahn, beim Steuerwesen, im städtischen Dienste, ein Püstchen für sie findet, wie es der inzwischen herrlich entwickelten geistigen Trägheit zusagt.

Hier aber wurde ich eines Andern belehrt. Giulio war, ich Härte das eigentlich zum eisten Male, in der Schule immer so vorzüglich gewesen, daß

die Familie sich zu einem besonderen Entschlüsse aufgeschwungen hatte: «
sollte die Universität seiner Vaterstadt beziehen. Ter Onkel Canonicus,
1o 210 (üanouioo — der Alte, in der vom langen Tragen rostbraunen Soutane,
mit der Schnupftabllksnase, hatte mitgegessen, und zu ihm wendete sich jetzt
die Signora Amalia mit dankbarem Kopfneigen — er interessirte sich dafür;
er hatte die Sache in die Hand genommen.
„Und was wird Giulio ftudiren?" fragte ich den alten Geistlichen.
„Was er will", erwiderte dieser großartig; „Sprachen, Alterthums-
wissenschllften, Jurisprudenz — er kann hier Alles haben".
Ich wendete mich zu dem jungen Manne, ohne mein Befremden ganz
verbergen zu können. Da sah mich dieser an mit einem anmuthigen Lächeln
des Verständnisses. „Glaube nicht, daß ich so confus bin, wie der gute Alte",
das war deutlich auf seinem Gesichte zu lesen. „Ich weiß, was ich will, wenn
es auch die Andern nicht wissen".
Der Junge fing an, mich zu interessiren. Es war etwa eine Stunde
vor Sonnenuntergang; ich pflegte um diese Zeit meinen Spaziergang zu machen.
„Willst Du mich heute einmal begleiten, Giulio?" fragte ich ihn; „aber
nein" — ich besann mich jetzt erst darauf — „Du gehst wohl nach der Lizza
mit Deinen Kameraden?"
Die „Lizza", eine partartige Anlage modernster Entstehung, war allabendlich
der Sammelplatz von ganz Siena. Dort fuhren die prachtvollen Equipagen
der verschiedenen reichen Adelsfamilien der Stadt, mit den tadellosen Gespanne»,
den gepuderten Kutschern und Bedienten, elegant wie in Rom auf dem Pincio
oder in Paris im Voi8 äo LouloMe; dort spazierten die jungen Sieneserinnen,
welche auf diese eine Stunde die Fee „Mode" mit ihrem Zauberstäbchen berührt
zu haben schien, denn sie sahen aus wie Figuren aus eleganten Journalen,
mochten sie auch sonst den ganze« Tag lang in den halb verdunkelten Stuben
ihrer kühlen Häuser im Unterrocke gehen; dort trieben sich natürlich auch die
jungen Leute von Giulios Schlag umher, dastehend, die Wagen musternd, auf
einer Bank sitzend und mit dem Spazierstockchen gedankenlos Figuren in den
Sand zeichnend, oder ähnlich beschäftigt mit der Ausübung eines Müßigganges,
in dem die Italiener wahre Virtuosen sind.
Die wenigen Male, daß ich dort gewesen war, hatte ich die beiden
Valori'schen Söhne auch gesehen; den Kleinen, wie er augenscheinlich eine
Rolle unter seinen Altersgenossen spielte, gesticulirend wie ein Taubstummer,
den Aelteren freundlich theilnahmslos und, wie es mir vorkommen wollte, ein
bloßes Anhängsel lebhafterer Gruppen.
An jenem Abend begleitete er mich, anstatt nach der Lizza zu gehen, und
es wurde dieser Spaziergang der erste von vielen. Wir schritten dann durch
eines der Stadtthore, welche noch allabendlich mit der Dunkelheit verschlossen
werden, hinaus in die ernste Landschaft, die von südländischer Ueppigkeit nichts
an sich trägt. Die Vodengestaltung in der nächsten Umgebung der Stadt hat

etwas Bizarres; ein seltsam zerschnittenes Terrain, schwer verständlich möcht' ich sagen; selbst die Landstraßen machen capriciöse Wendungen.
Der Jüngling wußte gut Bescheid, was mich wunderte, und am liebsten führte er mich so, daß wir einen der schluchtartigen Einschnitte zwischen uns und die Stadt brachten, die dann auf jenseitiger Höhe mit ihrer wundervollen scharfen Silhouette zackig, gothisch, sich gegen den Abendhimmel abzeichnete.
Als wir zum ersten Male so standen, hatte ich in wortloser Bewegung lange hinüber gestarrt; endlich riß sich mein Blick von dem einzigen Bilde los und suchte den jungen Sohn der Wunderstadt. Das schöne Jünglingsantlitz war ruhig, sinnig wie immer, aber in den Augen war ein Licht aufgegangen, wie ich es noch nie gesehen, und ich wußte jetzt, daß diese sanfte und zugleich feurige Seele eine Liebe hegte.
Er fühlte, daß ich ihn ansah, und lächelte halb, während er leise ein paar Verse Dantes sprach von der „trotzigen Stadt, die wie ein Schuppendrache auf Bergeskllmm gelagert sei". — „Ja, Deine Vaterstadt ist schön, Giulio", sagte ich zu ihm. „Hast Du sie bis jetzt niemals verlassen?"
„Ich bin in Certaldo gewesen, dort wohnt eine Schwester des Vaters, sonst nirgends", sagte er.
„Ah, Certaldo ist ein kleiner Flecken. Du kennst leine einzige größere Stadt außer der Deinen?"
„Ich bin in keiner gewesen, und doch ist mir, als kennte ich sie alle. Florenz, unsere stolze Feindin, Pisa, den „Ghibellinenhort", Perugia, Orvieto".
Er nannte sie alle mit dm wunderbar vielsagenden, noch immer zutreffenden Bezeichnungen, die der Dichter der göttlichen Komödie ihnen gegeben hat.
„Du kennst Deinen Dante gut", sagte ich; „aber möchtest Du nicht auch die Wirklichkeit kennen lernen?"
„Die Wirtlichkeit?" Er sah mich an. als sei es ihm nicht sofort deutlich geworden, was ich meinte. „Nun ja", fuhr ich mit etwas ungeduldigem Befremden fort, „zwischen Dante und uns liegt ein halbes Jahrtausend; glaubst Du nicht, daß jene Städte, die er damals mit seinem Dichterwort gestempelt hat, sich seitdem verändert haben?"
Giulio sah aufmerksam vor sich hin. „Freilich. Aber ich habe doch gehört, die Beinamen aus der göttlichen Komödie paßten noch immer auf die meisten".
„Das will ich nicht in Abrede stellen" —
„Nun dann" — und er fand einen Ausweg, auf den ich nicht gefaßt war, „was sich an ihnen geändert hat, interessirt mich nicht, ich liebe das Alte, das Bleibende".
Die Worte würden seltsam, ja ganz unwahrscheinlich und verkehrt geklungen haben von den meisten jugendlichen Lippen, aber sie paßten zu diesem Gesicht, welches bei aller Jugend selber nicht der Gegenwart anzugehören schien. Ich faßte ihn bei der Schulter und wendete ihn zu mir herum.
„Du bist ein Träumer, Giulio", sagte ich; er lächelte, als wisse er das und

habe sich hinein gefunden;, „Du hast am Ende nichts Anderes im Kopfe, als selber ein Dichter zu werden, ein zweiter Dante, wie?"
Alle Heiterkeit wich urplötzlich aus seinen Zügen, und er wendete mir fast flehentlich die Augen zu. Ich verstand ihn Wohl; sein Dante lag ihm außerhalb dem Bereiche des Scherzes, und ihn bewegte die Furcht, daß er mir einen großen Theil des Respectes entziehen müsse, dm er mir bisher gezollt hatte, wenn es bei mir anders wäre. „Ich soll Iura studirm", sagte er dann, wie zur weitern, eigentlich überflüssigen Beantwortung jener Frage von mir. „Mein Vater wünscht, daß ich Advocat werde" — hier begegneten sich unsere Augen von Neuem mit dem Blick raschen Verständnisses, den wir schon einmal getauscht, als von seinem Studium die Rede gewesen. — »Ich werde aber auch die Vorlesungen über historische Wissenschaft des Professors Bronti hören und den Literaturcuisus bei Darghelli Mitmachen. In dm ersten zwei Jahren habe ich ja noch Zeit für das Alles".
„Und für später denkst Du: Kommt Zeit, kommt Math, nicht wahr?"
„Ja", sagte er lachend, „ich werde es wohl nicht bis zum Doctor juris bringen; aber ich denke, der Vater soll sich darüber trösten". — Wir waren indessm auf dem einsamen, neben lebmdigm Gartenzäunen hinlaufenden Wege weiter gegangen. Hier und da ein Thor zwischen verfallenden steinernen Pfostm, auf denen sich Vasen, mit Grün gefüllt, nur durch die umschlingenden Arme der Kletterpflanzen hielten, welche daraus hervorgequollen waren; mittm inne der Blick in ein ländliches Anwesen, das ehemals vielleicht ein vornehmer Villmgarten gewesen, jetzt zur schmutzigen Gärtnerwohnung herabgesunken war, um welche die zerlumpten, stämmigen Kinder spieltm. Dazwischen dann auch, von hohen Mauern eingehegt, Garten und Landhaus einer städtischen Familie. Die Italiener, so wenig sie auch das haben, was wir unter Natursinn verstehen, lieben es, einige Herbstmonate jedes Jahres „llH» earQznssiui", wie sie es nennen, zuzubringen.
Vor einem hohm Gitterthore, dessen Pfeiler ein gewaltiges Wappen trugen, war ich stehen geblieben. Man sah von hier einen Gang hinab, der zwischen Orangenbäumen in großen Kübeln zum Hause führte. Das Ganze, obwohl ziemlich schmucklos, hatte in der Anlage etwas Vornehmes. „Wem mag der Garten gehören?" wendete ich mich zu meinem Begleiter.
Giulio, der, seinm eigenen Gedanken nachhängend, neben mir stehm geblieben war, blickte nach dem Wappen über der Thüre. „Die Lusignolas haben eine Campagne hier draußen", sagte er. „Und dies ist ihr Wappen, der Mohrenkopf mit zwei gekreuzten Sceptern. Ja, dies wird der Garten sein".
„Die Lusignolas? Das ist ja wohl^ die vornehmste Familie von Simh?" fragte ich mit einigem Interesse.
„Ja, und eine der ältesten wenigstens. Sie führen ihrm Stammbaum zurück auf Rugiero, der mit Gottfried von Bouillon in Jerusalem einzog".
„Rugiero, den Freund der schönen und tapfern Nrabamante?" Ich hatte zu besonderen Zwecken erst kürzlich den Rasenden Roland gelesen.

„Ja, den", sagte Giulio lächelnd und vollständig »u l»it. „Beim Ariosto
ist ei, wie Sie wissen, der Ahnherr des Hauses Este. Die Lusignolas sollen
aber behaupten, noch direrter von ihm abzustammen".
„Der Palazzo Lusignola besitzt eine ziemlich bedeutende Bildergalerie,
nicht wahr?" fragte ich nach einer kleinen Pause.
„Ja. Sind Sie noch nicht dort gewesen?" sagte er lebhaft. Und dann,
rasch in seine gewöhnliche Schüchternheit zurückfallend: „Darf ich Sie einmal
hinführen?"
„Gewiß, mein Junge, ich werde Dir sehr dankbar dafür sein. Ist die
Galerie täglich geöffnet?"
„Ja, wenn die Familie abwesend ist; und sie halten sich wenig in
Siena auf".
Hier fiel mir Plötzlich ein, daß der Name der Marchesa Lusignola ein
nur zu wohl bekannter war. Sie hatte am Hofe des zweiten Kaiserreichs
in Paris eine Rolle gespielt, war stets eine Lieblingstochter des heiligen
Vaters gewesen, sollte zwischen dem päpstlichen Hofe und dem Napoleons
vermittelt und mit ihrer Klugheit und ihren Reizen stets der Kirche gedient
haben. „Hast Du die Marchesa je gesehen? — sie soll eine sehr schöne
Frau sein", setzte ich müßiger Weise hinzu.
„Sie ist so alt wie meine Mutter", gab er mir einfach zurück. „Ich
sah sie als kleiner Knabe; I» 21a Agostina, die jüngste Schwester meiner
Mutter, war eine Zeit lang ihre «lmerisr». Ich erinnere mich, daß ich mich
damals vor ihr fürchtete, vor ihren kohlschwarzen Augen und den magern
braunen Händen, mit denen sie mich streichelte".
„Was war das? Hörtest Du nichts. Giulio?"
„Ein Vogel, der in den Zweigen raschelte".
„Nein, mir war, als lachte Jemand".
„Nun, dann sind es des Gärtners kleine Kinder gewesen", gab er gleich-
müthig zurück. „Es wohnt weiter Niemand hier".
Wir entfernten uns. Der Weg hatte dicht vor dem Thore der Villa
eine Biegung gemacht und lief nun in gerader Linie von diesem fort. Nach
einer Weile wendete ich mich um, der anmuthigen Perspective der Orangen-
allee jenseits des Gartenthors mit dem hellen Landhause am Ende noch einen
Blick zu schenken. Da stand — ich legte die Hand auf Giulios Arm und
ließ ihn sehen, was ich sah — mitten im Wege innerhalb des Gartens
stand regungslos eine Gestalt mit einem brennend rothen Tuch oder Shawl
um den obern Theil des Körpers und einem hellen Kleide, eine lange weibliche
Gestalt; mehr konnte man nicht erkennen, nicht einmal, ob sie uns zugewendet
war, oder anders wohin blickte.
„Gehört die auch zu des Gärtners Familie?" fragte ich meinen Begleiter.
„Sie sieht seltsam aus", sagte er nachdenklich, „es muß eine Dame
sein. Da — sie ist verschwunden. Wer kann es nur gewesen sein?"

„Haben Sie vielleicht heute Zeit?" fragte mich einige Tage später Giulio,
als wir gerade vom Frühstück aufstehen wollten.
„Zeit? wozu, mein Junge? gewiß, wenn ich Dir in irgend etwas
behilflich fein kann".
„Sie hatten mir erlaubt, Sie nach der Galerie Lusignola zu begleiten —"
mit dieser Erinnerung an unser neuliches Gespräch schien seine Mhnheit
erschöpft, er hatte fchon wieder die langbewimperten Lider gesenkt und hob sie
auch nicht, wahrend er hinzufügte: „Die Galerie ist heute geöffnet".
„Gut, gehen wir hin! Also ist sie nicht jeden Tag offen?"
„Die Familie ist jetzt hier, und deshalb ist dem Publikum nur am Freitag
der Eintritt in die Räume, wo sich die Bilder befinden, gestattet".
Der Palazzo Lusignola, ein gewaltiges hohes Gebäude aus dem fünf-
zehnten Jahrhundert, steht in einer kleinen Gasse in der Nähe der Hauptstraße
von Siena, und zwar ist seine Front, ausgezeichnet allein durch die edle
Gliederung der Stockwerke und die herrlichen Fenstereinfassungen, dicht von
andern Häufern umschlossen. Wir traten durch die Hausthüre in den lirchen-
hohen, von einem Kreuzgewölbe überspannten Flur. Hier war noch Alles
mittelalterlich, an den Wänden die Sitze aus Eichenholz, in deren geraden
Lehnen das Wappen der Lusignolas in bunter und vergoldeter Schnitzerei
sich zeigte und auf denen einst die bewaffnete Dienerschaft des Feudalbarons
herumgelungert haben mochte; der riesige Feuerplatz, die eisernen Ringe für
die Fackeln zu beiden Seiten, auch die Bärendecken auf den Fliesen des Bodens.
Aber auf einem der massiven, prachtvoll geschnitzten Eichentische stand ein zier-
licher silberner Teller, und darauf lag ein Brief mit modernen Hieroglyphen,
d. h. den Poststempeln seiner verschiedenen Stationen, und mit der bunten
Freimarke, dem Symbol nivellirender Cultur. Auch sah ich daneben die
weißen Handschuhe des Lakaien, der den Brief in den abgeschlossenen Bereich
der Herrschast im oberen Stockwerk bringen follte.
Die Treppe, welche in diese obern Stockwerke hinaufführte, war diejenige
nicht mehr, die der Fuß früherer Geschlechter betreten hatte; sie war breit,
flach und üppig, mit einem dicken Teppich belegt. Auch die Zimmer, in denen
die Bildersammlung veitheilt war, zeigten zum Theil eine moderne Aus-
stattung von fürstlichem Geschmacke.
Es mochten dazumal wenig Fremde in Siena anwesend sein, oder es
war noch nicht bekannt, daß der heutige Tag die Vergünstigung des Eintritts
in diese für Kunststudien nicht unwichtigen Räume bot, genug, wir Beide
bildeten das ganze Publikum und verloren uns nach Belieben in der langen
stillen Reihe von Gemächern. Sie können, das wird mir jeder Tourist bezeugen,
etwas sehr Melancholisches haben, diese Palastgalerien mit den stummen Zeugen
eines erstorbenen, ehemals so heitern Lebens an den Wänden, die hohen Zimmer
mit der Kälte unbewohnter Räume, deren vergoldete Fenster auf stille, gras-
bewachsene Höfe oder in düstere schmutzige Seitengassen blicken. Ja, die Bilder
können Einen ordentlich dauern, die da in trauriger, langweiliger Verbannung

hängen, auf denen nicht mehr täglich und stündlich der belebende Blick ver-
stiindnißvoller Zeitgenossen ruht, sondern die zu dunkler Farblosigleit hinter
verschlossenen Fensterläden verurtheilt sind bis auf wmige Stunden gewisser
Tage, in denen sie dem modernen Tageslichte ausgesetzt werden und zugleich
dm lieblosen kritisch verständigen Augen überkluger Nordländer.
Auch die Galerie Lusignola umfaßte eine Reihe solcher öder Zimmer,
und in diesen hingen verschiedene Meisterwerke, aber allerdings fast nur solche,
die einen düster« Charakter trugen, Bilder aus alten italienischen und
spanischen Schulen, zumeist die Martyrien von Heiligen darstellend. Dann
aber kam man in einen andern Bereich. Der Fuß trat nicht mehr auf den
kalten Marmorboden, sondern auf Teppiche; die Fensterscheiben glänzten hell;
die Vergoldung an den Thürleisten und der Einfassung des Plafond war
frisch und lachend; die Zimmer sahen kleiner aus, weil sie mit allerhand
reizenden Tischchen, Consolen, Etagöres, Tabourets und wie diese Luxus-
möbel alle heißen, angefüllt waren; hundert Kleinigkeiten standen umher, kost-
bare Spielereien, die ich kaum zu nennen wüßte, Dinge, wie sie nur die
üppigste, verwöhnteste Prachtliebe um sich zu verstreuen vermag.
Denn diese Zimmer waren bewohnt, augenscheinlich. Da lag eine perl-
mutterne Schieibmappe aufgeschlagen, das Löschblatt trug den frischen Abdruck
mg und fließend geschriebener Zeilen einer Frauenhand; die Feder mit goldenem
Griffe lag daneben; neugierig und indiscret beugte ich mich nieder; die Tinte
darin schien kaum getrocknet.
Dann aber erschrak der rücksichtsvolle Deutsche in mir. Waren wir etwa
imvennertt auf unerlaubten Grund und Boden übergegangen? Ich blickte
zurück; die Flügelthüren aller Gemächer waren, wie einladend, weit auf-
geschlagen, wir hatten, wie ich mich erinnerte, leine Thüre aufzuklinken
gebraucht. Es war offenbar, auch in diese Wohnräume mit ihren Kunstschätzen
stellte die Courtoisie der Besitzer für heute jedem anständig gekleideten Fremden
dm Eintritt frei.
Die Bilder an den Wänden, denen ich jetzt erst meine etwas zerstreute
Aufmerksamkeit zuzuwenden begann, waren meist Arbeiten neuerer französischer
Meister. Da hingen Delaroche, Decamps, Robert, Horace Vernct, und als
sei es dem Sammler oder der Sammlerin an der echt französischen Manier
nicht genug gewesen, waren auch die Gegenstände der Bilder meist dem
Leben in Frankreich entnommen.
Die von einem leisen Parfüm geschwängerte Luft in diesen Räumen fing
an, mich zu bedrücken; ich sah mich nach Giulio um. Er mußte im nächsten,
dem allerletzten Gemach der langen Reihe sein. Ich schob die schweren,
halb zurückgezogenen Thürvorhänge vollends auseinander; richtig, da stand er,
im träumerischen Anschauen eines Bildes verloren, welchem in einer, ich
möchte sagen koketten Weise, jeder Vortheil des Platzes, der Beleuchtung zuge-
wendet war.
Zunächst sah ich auf der ziemlich dunkeln Leinwand nichts als leuchtend

weiße Frauenglieder, die das ganze etwas gedämpft einfallende Licht auf-
zusaugen schienen. Unwillkürlich wendete ich mich nach den hohen Fenstern
um; ihre untere Hälfte war durch Weiße, vergoldete Holzläden geschlossen,
und die dunkeln seidenen Vorhänge waren gerade so weit geöffnet, daß auch
von oben das Licht nur auf jenes Gemälde fiel.
„Was ist denn das eigentlich?" fragte ich ziemlich trockenen Tones,
indem ich neben den ganz hingenommenen Beschauer trat.
„Ich weiß es nicht . . . doch ... ich denke, es muß die Versuchung
des heiligen Antonius gemeint sein", gab er mit halber Stimme zurück.
„Du hast Recht ... der arme Heilige! I c»U it uutair, würden die
Engländer sagen; es wird ihm arg mitgespielt. Hat er denn die Versuchung
bestanden?"
„Ich weiß es nicht". Die Stimme des Knaben klang beklommen. Das
Bild, das ihn dergestalt fesselte, war in der That mit Meisterschaft gemalt,
aber ich bezweifle, daß er dies deutlich empfand; auch war es nicht der
Gegenstand an sich, nicht die platte Sinnlichkeit desselben, sondern vielmehr
die Empfindungsweise,, möchte ich sagen, des Malers, welche hier ihren
gefährlichen Reiz ausübte.
Dem im asketischen Düfter seiner Höhle dasitzenden hageren Büßer
erscheint urplötzlich die Sünde, die weltliche Lust, in Gestalt eines unverhüllten,
schönen jungen Weibes. Die Legende erzählt, daß sie alle ihre verführerischen
Künste anwandte, ihn umgaukelte, umgirrte und daß der Heilige, vielleicht in
um so größere fromme Wuth gerathend, je mehr er vor ihrem sündhaften
Zauber seine Widerstandskraft ermatten fühlte, ihr mit Flüchen, Verwünschungen
und Exorcismen hart zusehte, so lange, bis sie die lichte Hülle verlassen und
in ihrer eigenen teuflischen Häßlichkeit zu schmählicher Flucht sich bequemen
mußte.
Der moderne Maler hatte die Sache anders aufgefaßt. Zunächst war
hier die Gestalt der Versucherin ohne jeden gröberen sinnlichen Reiz gehalten;
der Zauber, wenn nicht gerade der Keuschheit, so doch völliger Unbewußtheit
war über die nackte Figur ausgegossen.
Sie stand still, ganz still in der dunkeln Höhle und schien sich bis jetzt
nur durch ihre Augen mit dem Insassen derselben in Rapport gesetzt zu
haben. Und die dunkeln Augensterne weilten ruhig auf ihm, nur wenn man
länger hinein sah, entdeckte man darin eine schwermüthige Frage; es war.
als wollten sie sagen: Du und Deines Gleichen, warum verlästert ihr mich
so, warum gebt ihr mir so häßliche Namen?
Und der Heilige? Der Künstler, der sich von moderner Auffassungs-
weise nicht losmachen gekonnt oder gewollt, hatte ihm ein tiefsinniges, gedanlen»
durchfurchtes Angesicht gegeben. Die eingesunkenen, von Nachtwachen getrübten
Augen hafteten in seltsamem Staunen an der Erscheinung vor ihm. Als
ob er dieselbe schon als eine Incarnation des Teufels erkenne, darnach
sah er nicht aus, viel eher wie ein müder und muthloser Forscher, dem

plötzlich eine ganz neue Lebensform in ursprünglicher Schöne überwältigend vor die matten Gelehrtenaugen tritt.
Wohl mochte Giulio auf meine Frage: Hat der heilige Antonius die Versuchung bestanden? vor diesem Bilde antworten: Ich weiß es nicht. Während ein Gemälde dem Beschauer eigentlich leine Räthsel aufgeben soll, hatte hier der Maler mit versteckter Schaltheit die Frage gleichsam offen gelassen. Ich sah das Bild später noch häusig und einmal hörte ich vor demselben die etwas leichfertige Aeußerung: Dieses anmuthige und so wenig zudringliche Wesen mit Flüchen von der Schwelle zu weisen, dazu gehöre lnehr UnHöflichkeit, als dem Heiligen mit dem Faustgesicht zuzutrauen sei.
An jenem Tage, beim ersten Besuch, fühlte ich mich nicht angenehm berührt durch die Absichtlichkeit, mit welchem dem seltsamen Gemälde, der Parodie gewissermaßen eines Heiligenbildes, das ganze Gemach wie ein kleiner Tempel gewidmet war. Auch schien es mir, als habe Giulio nun gerade lange genug die dunkeläugige Versucherin angestarrt; etwas ungeduldig griff ich in den grünseidenen Vorhang und zog ihn gewaltsam zurück, so daß auf einmal blendende Helle das Zimmer erfüllte.
Und nun sah ich mit einem Male, daß wir Beide mit dem Bilde nicht allein waren. Ein paar eben so dunkle Augen, wie die auf dem Bilde begegneten den meinen mit einem halb spöttischen Blicke; nachlässig erhob sich aus dem Fauteuil, in dem sie gelegen hatte, eine schlanke Dame, die zugleich mit der einen Hand die gewaltige Schleppe ihres Kleides zu sich heranzog.
Beim Rauschen des Frauenkleides war Giulio herumgefahren. Er blickte die unerwartete Erscheinung einen Augenblick sprachlos an, dann verbeugte er sich weit weniger linkisch, als man hätte erwarten sollen. „Marchesa", sagte er, und dann ein schlichteres Stocken, welches sehr begreiflich war.
Sie lächelte ruhig. Ich nahm jetzt das Wort und entschuldigte, so gut ich permochte, unser. Eindringen in ihre Privatgemächer, welches geschehen sei, ohne daß wir eine Ahnung von unserer Übertretung gehabt hätten.
„O bitte", sagte sie leichthin; sie schien mich kaum gehört zu haben.
„Woher kennen Sie mich?" wendete sie sich dann zu meinem jungen Begleiter.
„Sie sind doch die Marchesa Lusignola?" gab er ihr statt aller Antwort zurück und fügte dann zur Erklärung hinzu: „Ich erinnere mich Ihrer sehr wohl aus meiner Kindheit".
Die Dame lachte, offenbar amüsirt durch die Naivität dieser Bemerkung.
„Nun, das ist so gar lange noch nicht her", sagte sie und beschaute ihn von oben bis unten. „Sonst, junger Herr, sagt man Dergleichen einer Dame nicht, und wenn sie wirklich so alt wie unsere Mutter wäre".
Er sah sie ernsthaft cm, als sei er bemüht, den Sinn ihrer Worte zu ergründen. Die Marchesa lachte wieder. Ihr Lachen hatte etwas Frappantes, und überhaupt war ihre Erscheinung der Art, daß ich, mit der Nebenrolle,

die sie mich spielen ließ, ganz zufrieden, vollauf zu thun hatte, sie mir zu betrachten.
Im ersten Augenblick hatte ich gedacht, daß, wenn sie in den Jahren der Signora Amalia stehe, sie sich weniger gut conservirt habe, als diese stattliche Matrone; nachher aber fand ich Grund, meine Anficht zu ändern. Das Gesicht, klein und bräunlich, trug freilich deutliche Spuren der Jahre, und das nachtschwarze Haar war hier und da von weißen Fäden durchzogen. Aber wie schwer und voll war es noch, und wie wunderbar biegsam die große, fast überschlante Figur. Etwas Jugendliches war ferner der Mund mit den kleinen scharfen Zähnen, deren anmuthige Unregelmäßigkeiten den Vorzug hatten, darzuthun, daß diese Peilen leine künstlichen seien. ,
Wie sie so dastand, in etwas nachlässiger Haltung, in dem schleppenden dunkeln Gewände, das in schweren Seidenfalten auf dem Teppich lag, an Hals und Armen aber gazeartig ihre bräunliche Haut durchschimmern ließ, da war sie vor Allem in jeder Linie ihrer Gestalt die große Dame, das Wesen einer verfeinerten Sphäre.
Und als solche wendete sie sich jetzt endlich zu mir, mit einer gewissen ruhigen Verbindlichkeit, die mich aber doch für die bisher erfahrene Vernachlässigung sofort zu entschädigen wußte. „Monsieur ist Ausländer — Gelehrter — ein Deutscher sogar — an, o'en e8t prsL^us trop! Die Deutschen sind schon an sich so tiefsinnig. Sie arbeiten hier in den Archiven? Ja, ich hörte davon. Auch der Palast Lusignola besitzt ein interessantes Archiv ... ich zweifle nicht, daß der Marchese Ihnen gern Einsicht in dasselbe gestatten wird. . . er ist gegenwärtig in Venebig. Einstweilen werde ich sorgen, daß Sie dort Eintritt finden, wenn Sie es wünschen sollten" — ich verbeugte mich dankend und hatte schon vom Geiste und der Liberalität der Maichesa eine hohe Meinung gefaßt — „ich bitte — es geschieht gern; ich selber interessire mich natürlich sehr für die frühere Geschichte unseres Hauses; die Herren sollen mir Einiges in's Klare setzen helfen . . . auch Sie . . . sind Sie nicht auch ein angehender Gelehrter, Giulio?"
Er sah sie betroffen an; sie lachte. „Sie sehen, auch ich habe ein gutes Gedächtniß, ich erinnere mich noch, wie man den kleinen Neffen meiner guten Agostina nannte".
„Aber Sie konnten mich doch unmöglich wieder erkennen, Marchesa", entfuhr es dem ehrlichen Jungen.
Glitt nicht eine flüchtige Verlegenheit über das Gesicht der Dame?
Nein, ich mußte mich wohl geirrt haben, denn alsbald heftete sie ihre dunkeln Augen auf ihn und sagte ernsthaft: „Doch, ich würde Sie überall erkannt haben, an der Familienähnlichkeit. Uebrigens", fügte sie in leichterm Tone hinzu, „leben wir in einer kleinen Stadt, und mein Mädchen ist dazu abgerichtet mir beim Kämmen alle Neuigkeiten zu erzählen. Ich weiß, wann die Signora Clelia Nardi (das war eine der Honoratioren-Frauen) zuletzt zur Messe gegangen ist und daß sie dabei das schwarze gestickte Tuch getragen.

an dem sie selber zehn Jahre lang gearbeitet hat; ich weiß, daß sich gestern
der kleine Cesarino Lupi ein Loch in den Kopf gefallen hat. und ich wußte
auch längst, Siena erfreue sich des Besuches eines ausgezeichneten deutschen
Gelehrten, der bei Ser Alessandro Valori Quartier genommen habe. So
tonnte ich denn leicht zwei und zwei zusammen reimen, als ich die Herren
vorhin eintreten sah und Sie, mein junger Freund, erkannte".
Sie war also wirklich schon im Zimmer gewesen, als wir kamen; sonderbar,
daß wir sie nicht bemerkt hatten. Ich ließ meine Blicke aufmerksam durch
das hohe, aber ziemlich kleine Gemach gehen. Der Sessel, aus dem sie sich
vorhin erhoben hatte, war tief und hatte eine sehr hohe Rücklehne; wie zu-
fällig legte ich meine Hand darauf, er bewegte sich leicht und vollständig
unhörbar auf dem teppichbelegten Boden. Er mußte zuerst mit dem Rücken
gegen die Eingangsthüre gestanden haben, so war es erklärlich, daß die
darin sitzende Person von den Eintretenden nicht gesehen worden, besonders
bei der eigenthümlichen Beleuchtung des Gemaches, welche alle darin befindlichen
Gegenstände außer dem Gemälde im Schatten hielt. Nachher hatte die Dame
mit einem Druck ihres Fußes den Sessel herumgeschoben, denn als ich vorhin
den Vorhang zurückgezogen, hatte sie mir völlig zugewandt gesessen. Uebrigens
sah ich jetzt noch etwas, was ich zuvor nicht bemerkt hatte. Hatte sich jetzt
erst an der Wand, in deren Nähe der Sessel gestanden, der Eingangsthüre'
gerade gegenüber, eine andere Thüre unhörbar aufgethan? Auch dort schien
sich wieder eine endlos lange Zimmerreihe zu öffnen, was mich frappirte, da
die Front des Palastes, so stattlich sie auch war, von einer solchen imposanten
Ausdehnung dennoch nicht den Eindruck gab.
Ich schaute hin, ohne mich in der sich dort öffnenden endlosen Perspective
gleich zurechtfinden zu können. Da tauchten ganz in der Ferne, in einem der
ersten Zimmer der langen Reihe, ein paar Gestalten auf; ich sah etwas
wie das unverkennbare Touiistencostüm, einen blauen Damenschleier, ein rothes
Reisehandbuch: also dehnte sich die Galerie so weit aus und war auch von
dort zugänglich. Auch die Marchesa hatte sich indeß umgedreht und die neuen
Gäste bemerkt. „Die guten Leute haben da drüben genug zu sehen", sagte
sie, glitt durch das Zimmer und schloß die Thüre, aber nicht die, durch
welche wir die Herankommenden bemerkt, sondern die gegenüberliegende, welche
uns eingelassen hatte.
Verwirrt blickte ich zurück nach der andern Seite. Auch dort hatte sich
die Thüröffnung geschlossen. Jetzt traf mein Blick auf Giulio, der mich
beobachtet hatte; sein Lächeln machte mich stutzig. Ich trat an die Wand
heran; richtig, ich hatte mich durch das Vexirstückchen fangen lassen, ich hatte
nicht bemerkt, daß die scheinbare Thüröffnung ein Spiegel war.
Aber wie meisterhaft war auch die Sache gemacht, wie genau die
Wirkung berechnet! Zu beiden Seiten des Spiegels befanden sich Portieren.
Die Marchesa mußte sie zugezogen haben, ehe wir eintraten, um auch das

dort reflectirte Licht auszuschließen. Und zuvor hatte sie, bequem in ihrem
Sessel vor der Spiegelwand liegend, uns, die Heranlammenden, beobachtet.
Sie wendete sich jetzt wieder mit anmuthiger Freundlichkeit zu uns.
„Dies Zimmer gehört eigentlich nicht zur Galerie", sagte sie. „Ich habe
dort abgeschlossen und werde die Herren nachher durch meine Wohnräume
führen, damit Sie den weiten Weg nicht zurück zu machen haben. Jetzt aber
bitte ich, noch ein wenig Platz zu nehmen".
Sie begann nun, mich über den Zweck meiner Reise und die Natur
meiner Arbeiten zu befragen, und zwar mit so feinem Verstänbniß, daß es eine
Lust war, ihr zu antworten. Ja, die Marchesa war eine geistvolle Frau, und
sie besaß ein reifes, ruhiges, ich möchte sagen, ein vornehmes Urtheil. Sie
schmeichelte mir unendlich durch den Antheil, den sie an meinen Auseinander-
setzungen zu nehmen schien; ich gerieth in Eifer und war vielleicht schon
etwas weitläufig geworden, als ich noch zur rechten Zeit bemerkte, baß das
verbindliche Lächeln, mit dem sie mir zuhörte, sich gleichsam nur auf die Lippen
zurückgezogen hatte, während die ausdrucksvollen Augen daran keinen Antheil
mehr nahmen: kurz, daß die fchöne Frau zerstreut auszusehen begann.
Es schien mir hiernach Zeit, unseren Besuch abzubrechen, wieder aber
hielt uns die Manches» zurück. „Wollen Sie schon fort? Sie, mein Kind" —
zu Giulio gewendet — „haben mir noch nichts von sich erzählt. Sie
werden die Universität 6s estts donno ville besuchen? und wen werden Sie
hören? Darghelli? natürlich — das ist etwas für die Jugend".
Sie wußte ihn zum Reden zu bringen; er war merkwürdiger Weise
ihr gegenüber weniger scheu, —, als er sich Anfangs im Gespräche mit mir
gezeigt hatte. Sie hatte immer noch etwas zu fragen, obgleich sie bei seinen
Antworten eigentlich nicht aufmerksam aussah; wohl hielt sie die dunkeln Augen
unverwandt auf sein Gesicht geheftet, während er sprach, aber in halb abwesender
Weise.
Endlich ließ sie eine Pause im Gespräch entstehen und erhob sich dann.
Es hatte diese Art, uns die Grenze unseres Besuchs anzudeuten, nichts
Beleidigendes, da sie gemerkt haben mußte, daß wir längst ihres Winks uns
zu entfernen gewärtig gewesen waren. „Ich werde Ihnen nun den Weg zeigen",
sagte sie, „bitte, folgen Sie mir".
Ich sah verwundert, wie sie auf die Wand zuging, die anscheinend keinen
Ausgang hatte. Sie mochte auf eine Feder neben der Einfassung des Spiegels
gedrückt haben, denn dieser wich plötzlich ohne jedes Geräusch seitwärts in die
Wand zurück und ließ den Eingang in ein anderes Zimnzer frei.
Wenn uns Nordländern die Sprache ausgeht, um überwältigende Pracht
und Ueppigleit zu schildern, so nehmen wir unsere Zuflucht zur Erinnerung
an die Märchen der Tausend und Einen Nacht und verweisen die Einbildungs-
traft auf die Wunderpnläste, die da beschrieben werden. Thäte ich das hier,
so wäre es verzeihlich, obwohl der Luxus der Gemächer, durch welche wir jetzt
der Marchesa folgten, vielleicht weniger orientalisch als acht pariserisch war.

Ich sah im flüchtigen Durchschreiten nichts als bunt- und goldgestickte Polster, Teppiche, hohe Spiegel, die das Alles sinnverwirrend vervielfältigten, einmal zur Seite lichte Arcaden, von zierlichen goldincrustirten Pfeilern getragen, Blumen, kleine Springbrunnen, dann wieder, durch schwere Portieren abgeschlossen, halb dunkle Zimmer, in denen nur die vergoldeten Rahmen der Gemälde an den Wänden matt glänzten, endlich ein weites Gemach, dessen purpurseidene Behänge goldene eingestickte Lilien zeigten und über dem Bette, welches in der Mitte stand, unter einer Königskrone hervorflosfen — das Schlafzimmer der aus fürstlichem Stamme entsprossenen Dame des Hauses.

Tas nächste mochte das Ankleidezimmer der Marchesa sein, wie ich, der ich sonst von solchen Tingen nicht viel verstehe, aus dem Vorhandensein eines massiv silbernen Toilettentisches und Spiegels zu schließen mir erlaubte. Hier war Alles hell und freundlich, von heiterer Pracht, und hier blieb die Dame stehen, um uns zu entlassen.

„Ich hoffe also, die Herren nächstens wieder zu sehen", sagte sie huldvoll; „sobald Sic Zeit haben, Herr Toctor, mochte ich Sie in das Archiv führen".

Ich verbeugte mich und sagte, daß sie mich jeden Tag bereit finden werde, sie hatte sich indeß schon zu meinem Begleiter gewandt. „Auch Sie, Giulio, werden mitkommen, hören Sie!"

Er schlug die Augen zu ihr auf und antwortete mit seinem angenehmen Lächeln. „Träumer!" sagte sie freundlich zu ihm. Wie scharfsichtig sie war! Sie hatte wohl bemerkt, daß all die Pracht, durch welche sie uns, vielleicht in besonderer Absicht, geführt, dem in sich gekehrten Jungen nicht zu imponiren vermocht hatte. Und sie schien zufrieden mit dieser Wahrnehmung.

Draußen im Vorzimmer nahm uns ein Lakay in Empfang und geleitete uns bis zur Hausthürc. Als sich diese dröhnend hinter uns schloß, war mir etwa zu Muthe, wie dem Muselmann im Märchen, den eben der zauberische Berg Sesam entlassen, und wie Jener sich herum gedreht haben mag und kopfschüttelnd den schweigsamen Felsenhang angestarrt, der solche Wunder barg und außen so wenig davon verrieth, so betrachtete ich noch einmal, mit innerlichem Kopfschütteln, mochte ich sagen, die dunkle, trotzige, mittelalterliche Front des Palastes Lusignola.

Zu Hause bei Tische sollten wir natürlich von unserem Besuch in der Galerie Lusignola erzählen. Und da fand sich, daß wir Neide geneigt waren, Jeder dem Andern den ausführlichen Bericht zu überlassen, und schließlich theilten wir, wie auf Verabredung, von unserem Abenteuer wenig oder gar nichts mit. Taß wir die Tame des Hauses gesprochen, mußte aber doch erwähnt weiden. Alles horchte auf. „Und erfuhr sie, wer Ihr wäret? Hörte sie den Namen Valori. — Ah, sie interessirt sich für unsere Familie, nicht wahr?" rief Signor Alessandro stolz. „Da, meine Frau — ihre Schwester war die rechte Hand der Marchesa. Tic wußte nicht, was sie beginnen sollte, als Agostina sich verheirathete! Nicht? War es nicht so? Uebertreibe ich etwa?" als seine Frau mit halbem Lächeln und einer Handbewegung ihn unterbrechen zu wollen schien.

„Ah, sie war eine schöne Frau, die Marchesa". Ter Italiener küßte seine Fingerspitzen, während er mich bedeutungsvoll ansah. „Der Kaiser selbst, Napoleon — Sie verstehen mich —" fuhr er mit einem Seitenblick auf die Söhne fort, deren Gegenwart ihn hindere, sich deutlicher zu erklären. Mehr bedurfte es nicht, um den Kleinen, Alfredo, der es überhaupt nicht gewohnt war, lange zu schweigen, zu directer Theilnahme an der Unterhaltung aufzufordern.
„Paolo Spina hat ein Gedicht auf sie gemacht, worin er sie eine Messalina nennt", sagteer: „Ein Sonett; er hat es mir vorgelesen, es ist sehr gut".
Ich konnte mich nicht enthalten, laut aufzulachen; die ernste Kennermiene des kleinen Burschen, der vom Charakter der Kaiserin Messalina jedenfalls nur eine sehr unklare Vorstellung hatte, wirkte außerordentlich komisch. Signor Alesslllndro aber ärgerte sich. „Ihr wißt viel von den Lusignolas, Du und Dein Paolo Spina", sagte er. Auf eine Zurückweisung jenes Ehrentitels der Dame ließ er sich wohlweislich nicht ein, da dessen volle Tragweite ihm auch nicht gerade gegenwärtig sein mochte, was er aber um keinen Preis vor den Söhnen merken lassen durfte. „Republikaner und Atheisten, die ganze Familie Spina", wendete er sich an mich; „der Vater ein heruntergekommener Speculant; ich verbiete Dir, ferner mit dem Burschen zu Verkehren, Alfredo" mit groß-artiger Miene zu dem jüngeren Sohne.
„O Papa" . . . war Alles was der erwiderte, während er mich ansah, als wollte er sagen: „Nicht wahr, was unser Einer Geduld mit seinen Eltern haben muß!" —
Giulio hatte sich nach seiner Art am Gespräche wenig betheiligt; das pflegte den Kleinen zu allerlei Neckereien zu reizen.
„Mein Bruder schweigt wieder ganze Bücher", rief er. „Was ist geschehen, Giulio? Haben sie im Palast Lusignola einen Zauber auf Dich geworfen? Wir wissen es, die Marchesa ist gefährlich!"
„Ua olie", sagte Giulo abwehrend, mit einem bittenden Blick auf den kleinen Quälgeist. Gewöhnlich achtete er auf dergleichen Scherze gar nicht, in diesem Falle mochten sie für seinen reinen Sinn etwas Beängstigendes haben.
Und so war es sicherlich nur seine Gewissenhaftigkeit, die ihn antrieb, mir einige Tage spater die Einladung der Frau Marchesa in ihr Archiv in's Gedächtniß zurückzurufen. „Du hast Recht", sagte ich, „ich werde mich präsentiren, in diesen Tagen, morgen oder übermorgen. Und Du? Hast Du wirklich genug Interesse an alten Papieren, um mich zu begleiten?"
Er wollte eben antworten, als wir unterbrochen wurden. Es war Jemand da, der mich zu sprechen wünschte. Ich trat in das nächste Zimmer; dort stand, in der vollen Pracht seiner Livree, ein äußerst stattlicher Diener aus dem Palaste Lusignola und richtete an mich eine Bestellung seiner Herrin aus: die Dame erwarte am nächsten Vormittage bei sich den Herrn Doctor, sowie Herrn Giulio Valori. —

Tic Bibliothek nebst dem Archive der Lusignolas war zum Theil in einem
Räume des Palastes untergebracht, der früher als Hauskapelle gedient hatte.
Tieser aber hatte nicht genügt; es waren daher zwischen der ehemaligen
Kapelle und einigen Vorräumen die Wände entfernt worden und so ein langer
Enal gewonnen, der an mehreren Stellen von Pfeilern gestützt wurde. Die
Bücher und Tocumente waren in stachen Regalien an den Wänden geordnet,
in der Mitte liefen Tische durch die ganze Länge des Raumes; Umfang und
Einrichtung waren großartig, wie wir sie jetzt an öffentlichen Bibliotheken
gewohnt sind.
Ter Haushofmeister selber, ein würdiger Herr mit weißer Binde, hatte
uns in den Bibliothekssaal eingeführt.
Ich war hier in meinem Elemente und fchoß sofort gierig auf ein ver-
gittertes Regal los, welches die ältesten Schätze zu enthalten schien. Als ich,
nach einer flüchtigen Musterung, die schon ziemlich viel versprach, mich wieder
in den Saal zurückwendete, traf mein Auge auf die Dame des Hauses; sie
stand neben meinem jungen Begleiter und schien mich mit einem eigenthümlicheu
Lächeln beobachtet zu haben.
Ich neigte mich tief, sie glitt einen Schritt heran — anders kann ich
ihre Art, sich zu bewegen, gar nicht bezeichnen — und reichte mir mit einem
gütigen Lächeln die Fingerspitzen.
Sie hatte heute Kopf und Schultern mit einer Art Mantille von schwarzen
Spitzen umhüllt, und in ihren kleinen Ohren blitzten Brillanten; auch war
sie wieder, wie das erste Mal, gleich einer Königin der Nacht in schwarze
schleppende Gewänder gekleidet. Es mag lächerlich klingen, daß der Bücher-
mensch solchen Aeußerlichkeiten Aufmerksamkeit genug schenkte, um sie nach
langer Zeit noch im Gedächtnis; zu tragen, aber das Aussehen dieser Frau
hatte etwas Frappirendes; man gewöhnte sich nicht an ihren Anblick, derselbe
überraschte stets von Neuem.
Eine halbe Stunde später saß ich an einem der Tische, umgeben von
dem Inhalte eines Faches jenes vergitterten Schrankes und hatte darüber
meine Umgebung so ziemlich vergessen. Wie von weit her schlugen zuweilen
die Laute gedämpfter Stimmen an mein Ohr; einmal blickte ich auf und sah
am ferneren Ende des langen Saales den dunklen Kopf Giulios über den
Tisch gebeugt; hinter ihm stand die Marchesa; sie schien mit ihm in ein und
dasselbe Buch zu blicken.
Ich sah dies damals gleichsam durch einen Schleier; meine Gedanken
weilten bei ganz anderen Dingen. Der vergitterte Schrank, dessen ich Erwähnung
gethan. versprach eine überraschend reiche Ausbeute. Einer der Lusignolas
war einst vom Papste in geheimer Mission an den Hof Franz I. von Frank>
reich geschickt worden; unser in Vorbereitung begriffenes Wert sollte dieser
?ransactioueu erwähnen, aber man hatte gefürchtet, daß die darauf bezüg-
lichen Acten sich unzugänglich im Vatican befänden. Jetzt wollte es mir vor-
kommen, als halte ich die wichtigsten davon in Händen. Ich gerieth in

begreifliche Ausregung. Es bedrückte mein Gewissen, daß eine so wichtige
Entdeckung deni Zufall überlassen geblieben war, dem der Forschende nicht
gern etwas verdankt. Ich zog meine Notizen hervor, ich durchlief hastig die
vielen, vielen engbeschriebenen Seiten, da endlich, Gott sei Dank, fand sich eine
Anmerkung betreffend die Archive der Häuser Lusignola und Ceui — die
Marchesa war eine geborene Ceni — entweder in Siena oder in Foligno
befindlich. Diese Schätze wären mir also nicht entgangen, das Zusammentreffen
mit der Marchesa hatte nur ihre Auffindung beschleunigt.
Es folgte nun eine Reihe in emsiger Arbeit hingebrachter Tage,, ja
Wochen, an wissenschaftlicher Ausbeute die reichsten, die mir noch in Italien
beschieden gewesen. Ich hatte meine Arbeiten im städtischen Archiv einstweilen
eingestellt und saß an jedem Vormittage mehrere Stunden in der Bibliothek
des Palastes Lusignola, in welche das Machtwort der Frau vom Hause mir
unbeschränkten Einlaß gewährte.
Giulio begleitete mich jedesmal. Meist kam er mit mir in die Bibliothek,
wo ich mich dann nicht weiter um ihn kümmerte; zuweilen aber verließ er
mich auch an der Thür derselben nnd sagte mir, daß er heute die Nilder-
galerie besuchen werde. Bei meinem Fortgehen fand er sich jedes Mal mit
mir zusammen und kehrte mit mir in das Haus seiner Eltern zurück. Einmal
fragte ich ihn, womit er sich während dieser Stunden beschäftige; er erwiderte
mir, daß die Marchesa ihm ein werthvollcs Manuscript des Petrarca an-
vertraut habe, um ihr gewisse Stellen daraus abzuschreiben. „Das ist eine
interessante Arbeit", bemerkte ich zerstreut. „Ja", sagte er mit nieder-
geschlagenen Augen.
Ich war so in meine diplomatischen Acten des sechszehnten Jahrhunderts
versenkt, daß ich auf das, was nm mich her vorging, wenig oder gar nicht
achtete, nnd so vermochte ei» kleiner Vorfall, welcher sich damals zntrug, auch
nicht weiter meine Aufmerksamkeit zu fesselu, um dann freilich später desto
öfter in meinem Gedächtnis) aufzutauchen.
Um die Bücherreihen auf den allerobersten Regalien, nahe unter der
gewölbten Decke des Saales, zugänglich zu machen, hatte man in ziemlicher
Höhe längs der Wände eine Galerie hergeführt, zu welcher au verschiedenen
Stellen mastirte Treppen führten. Hier oben befand ich mich eines Morgens
und zwar ziemlich weit entfernt von meinem gewöhnlichen Arbeitsplätze am
unten: Ende des Saales, als ich plötzlich in nächster Nähe sprechen hörte.
Ich blickte gleichgiltig über die Brüstung der Galerie in den Saal hinab,
sah aber Niemanden, und schou schaute ich wieder in mein Buch und hatte
die Unterbrechung vergessen, da hob die Stimme unten von Neuem au und
diesmal fesselte sie meine widerstrebende Aufmerksamkeit. „Du sagtest eiumal,
sie seien mager und braun", sagte Jemand, „weißt Du noch?" Eine Pause
und — iu der tiefen Stille des Raumes deutlich vernehmbar — ein cigen-
thümlicher Laut, ob ein Seufzer, ob ein Äuß, touute ich nicht unterscheiden,
dann sprach eine andere Stimme: „Habe ich jemals so gelästert, dann ver-

dien' ich —" Ich hörte nichts weiter, die Sprechenden mußten sich entfernt haben. Noch stand ich, unwillkürlich lauschend, verdutzt, da sprach es wieder, wieder die tiefe, gleichsam verschleierte Stimme, die ich zuerst gehört: „Tu bist ein Kind, und Kindern sieht man Vieles nach . . . laß, laß, Tu thust mir weh, sieh her . . . der Ring hat eine scharfe Kante . . . ah".

Ich stand lange wie angewurzelt auf demselben Fleck, aber nun blieb Alles still, und endlich fanden sich meine Gedanken wieder zu dem Glossar, das ich in Händen hielt, zurück. Während ich jenem Bruchstück eines Gesprächs gelauscht hatte, war eine unklare Erinnerung in mir aufgetaucht wie ein bedrohlicher Schatten. Aber sie verschwand wieder, der Gegenstand meiner Untersuchung nahm mich von Neuem hin, und als ich im Laufe jenes Morgens noch einmal an das Gehörte zurückdachte, lächelte ich. Wer tonnte wisfe», was für ein Pärchen in dem Bibliothekssaale des Palastes Lusignola, der wie die Bildergalerie an gewissen Tagen dem Publikum zugänglich war, sich zu einem raschen heimlichen Austausch von Geständnissen zusammengefunden hatte?

Es mochte» seit jenem Vorfall einige Wochen vergangen sein, als die Marchesa, die ich in der letzten Zeit nur sehr selten gesehen hatte, eines Morgens in der Bibliothek zu mir trat. „Mein Mann ist zurückgekommen", sagte sie zu mir; „ich möchte die Herren mit einander bekannt machen".

Ich fuhr in die Höhe. „Ja, ich muß Sie zu mir herüber bemühen", meinte sie. „Ter Marchese betritt selten den Bibliothekssaal; er sagt, die Luft hier bekomme ihm schlecht".

Dabei lächelte sie auf's Köstlichste. Ich folgte ihr. Am fernen Ende des Saales sah ich Giulio sitzen. Als wir an ihm vorüberlamen, legte sie ihm WN3 Fene die Hand auf die Schulter. „Kommen Sie mit, mein Kind, der Marchese soll Sie kennen lernen".

Ich dachte, sie würde uns durch die große eichene Thüre in der einen Schmalwand des Saales führen, welche allein die Verbindung zwischen der Bibliothek und den Privaträumen der Familie zu vermitteln schien. Statt dessen wendete sie sich plötzlich nach rechts und öffnete eine kleine Thüre in der hölzernen Wandbetleidung, die ich noch nie bemerkt hatte. Einige Schritte in einem ziemlich engen, dunkeln Gange, und dann hatte sie eine schwere Traperie zurückgeschoben, und wir befanden uns in einem Räume, den ich jetzt mit Verwunderung wieder erkannte — dem Gemache mit dem Bilde vom heiligen Antonius.

Dasselbe war leer, aber wenige Augenblicke später trat ein Herr über die Schwelle der gegenüberliegenden Thüre. Mit etwas nachlässiger Grazie wurden wir dem Marchese, ihrem Gemahl, von der Dame vorgestellt.

Der Marchese war in seiner Art eine eben so frappante Erscheinung wie seine Gemahlin. Er war etwas kleiner als die Dame, auch eine geschmeidige, fein gebaute Gestalt; der kurz geschorene kleine Kopf zeigte graues Haar, welches seltsam mit den unruhigen dunkeln Augen und dem schwarzen Schnurrbarte contraftirte. Seine Züge wären an sich nicht unschön gewesen, erhielten

aber durch ein nervöses Zucken, welches sie von Zeit zu Zeit befiel, einen
unangenehmen, fast verzerrten Ausdruck.
Ich hatte mich von seiner Seite eines ausgesucht höflichen Empfanges
zu erfreuen. Mit Emphase hieß er gut, daß seine Frau mir das Archiv zur
Verfügung gestellt habe, und bat mich, aller Hilfsmittel, welche dasselbe oder
seine Bibliothek für meine Forschungen etwa bieten mochte, mit voller Freiheit
mich zu bedienen. Ich erwiderte, was die Gelegenheit erforderte, und wir
kamen in's Gespräch. Es war merkwürdig, mit welcher Sicherheit auch er
den Stoff, den unser Einer nur als Gegenstand schwerfälliger Forschungen
kennt, in seinen allgemeinen Erscheinungen wenigstens beherrschte. Wir waren
auf gewisse geschichtliche Thatsachen, die im Allgemeinen weniger bekannt sind,
zu reden gekommen. Wo ich als Historiker, in schwerer Rüstung gleichsam,
herantrat, da nahte er im Hofkleide des Diplomaten und entwirrte vor mir
mit leichter Hand den Knäuel der leitenden Fäden des Ereignisses.
Dabei hatte er eine eigenthümliche Art zu reden. Er hatte sich nicht
gesetzt, sondern ging, die Hände auf dem Nucken, in unserm und dem anstoßenden
Zimmer umher, bald vor diesem, bald vor jenem Gegenstande stehen bleibend.
Die Nippessachen nahm er auf, drehte sie in den Händen herum und betrachtete
sie anscheinend mit großer Aufmerksamkeit von allen Seiten, während er wie
beiläufig über die Zustände des Kirchenstaates, über den Staatsstreich in
Frankreich, über die Politik Napoleons sehr geistreiche Dinge sagte.
Für diese Letzteren schien die Frau Marchesa heute keine Ohren zu
haben, dagegen beobachtete sie, wie mir scheinen wollte, etwas ungeduldig die
Hände ihres Gemahls, wenn er etwa ein Flacon vom feinsten Goldfiligran
oder ein kostbares Porzellanfigürchen hin und her drehte in seinen schlanken
nervösen Fingern. Einmal fuhr sie sogar aus ihrer nachlässigen Stellung
halb in die Höhe: „Du würdest mich außerordentlich verbinden, Luigi, wenn
Du das Vüchschen hinstellen wolltest. Es ist von sprödem Holze, sehr fein
gearbeitet, wie Du siehst und sehr zerbrechlich".
Der Marchese betrachtete den kleinen Gegenstand, den er in Händen
hielt, noch einmal aufmerksam, ehe er dem Wunsche seiner Gemahlin willfahrte.
Dann trat er hinter ihren Stuhl, nnd immer weiter plaudernd ließ er bald
die Spitzen des Schleiers, den sie auch heute um die Schultern trug, durch
seine Hände laufen, bald nahm er ihr Ohrläppchen zwischen die Finger, oder
er legte ihr auch nur — das Alles, als wisse er kaum davon — die Hand auf
die Schulter. Die Marchesa nahm von dem Allem nicht die mindeste Notiz,
nnd während ihr Gemahl über sie hinüber sein Gespäch mit mir fortsetzte,
hatte sie Giulio, der mit auffallend düsterem Antlitz ihr gegenüber stand, in
eine Sonderunterhaltung hineingezogen. Ich hörte mit halbem Ohr hin; die
Neiden sprachen, wenn ich nicht irre, von den Dramen des Alfieri. „Nein,
mein junger Freund", sagte Plötzlich der Marchese, sich in ihr Gespräch
mischend — es war das erste Mal, daß er das Wort an Giulio richtete —
„nein, die Handlungsweise des Eesare ist nicht hinreichend motivirt. Die

Eifersucht" — und er zuckte mit der ausdrucksvollen Gebeide des echten Italieners
die Achseln, während er die Busenschleife seiner Gemahlin sorgfältig um den
Finger glättete — „die Eifersucht des Ehemannes mußte aus dem Spiele
bleiben; es glaubt kein Mensch daran bei diesen Leuten aus der guten Gesell-
schaft. Das Motiv war schon damals aus der Mode, vollständig; ein Mann,
der auf seine Frau eifersüchtig wäre, lächerlich! Erkläre ihm doch das bei
Gelegenheit, «li-iFFiiul» inia — der junge Tannhäuser scheint es nicht zu
begreifen!"
Damit war er von dem Stuhle seiner Gemahlin fort und vor das
mehr erwähnte Gemälde an der Wand getreten, welches er in der bisherigen
beiläufigen Weise mit einem cynischen Commentar bedachte. Unwillkürlich
suchten meine Blicke die Dame; ich glaubte eine leichte Falte des Unmuths
auf der schönen Stirn zu bemerken. „Sie heißen Valori?" redete der
Marchese wieder den jungen Menschen an. Giulio verbeugte sich, ohne den
dunklen Blick vom Gesicht des Fragenden zu wenden. „Und die Marchesa
will durch Sie den Petrarca neu ediren lassen?"
„Mir war diese Absicht der Frau Marchesa bisher nicht bekannt",
erwiderte Giulio. „Ebenso wie sie auch mir neu ist", fiel die Dame ein,
„Giulio, mein Kind, holen Sie mir doch aus dem Saale drüben die Broschüre
Ihres Professors Darghelli, die Sie gestern mitbrachten; sie wird den Marchese
interessiren!"
Nachdem er das Zimmer verlassen hatte, fielen einige halblaut gesprochene
Worte zwischen den Ehegatten, welche nicht zu verstehen ich mich nach Kräften
bemühte. Die Dame sah dabei sehr sputtisch aus; dem Marchese mit seinen
wunderlich zuckenden Mienen tonnte man nicht ansehen, ob er lachte oder sich
ärgerte oder vielleicht Beides zugleich that.
Ich empfahl mich bald darauf, und auch Giulio kehrte mit mir in die
Bibliothek zurück. Nachdem ich meine Arbeit für den Tag beendigt hatte,
ging ich nach seinem Platze hin, um ihn aufzufordern, mit mir nach Hause
zu kommen. Aber er schien schon fort zu sein; wenigstens erblickte ich, der
ich nicht gerade kurzsichtig bin, aber oft aus Zerstreutheit schlecht sehe, ihn
nicht gleich, bis ein leichtes Geräusch mich aufmerksam auf ihn machte. Er
mußte mich nicht gehört haben; er saß vor dem Tische, die Arme auf sein
Buch und den Kopf auf beide Arme gelegt, regungslos, wie Einer, den der
Schlaf überwältigt hat. Aber als ich leise die Hand ans seine Schulter
legte, fuhr er auf und sah mich an mit Augen, die von Schlaf nichts
wußten, mit einem heißen verstörten Blick, der mir sonderbar an's Herz ging.
„Ist es Zeit? Ich komme mit Ihnen", sagte er hastig. Auf meine
Frage, ob er sich unwohl fühle, antwortete er, daß er nur müde gewesen sei.
Wir legten den grüßten Theil des Heimwegs schweigend zurück. Ich
war vollauf mit meinen Gedanken beschäftigt, und Giulio schien in gleichem
Falle zu sein, wie er denn in letzter Zeit noch schweigsamer als gewöhnlich
gewesen war. Wie ich schon andeutete, hatten gerade damals meine Bernfs-

arbeiten mich in ganz besonderer Weise in Anspruch genommen und gewissermaßen der Wirklichkeit und Gegenwart entrückt; jetzt begannen diese ihre Rechte wieder geltend zu machen, und zwar zunächst im Interesse des Knaben an meiner Seite, der mir unvermerkt eine warme Zuneigung abgewonnen hatte.

„Der Marchese scheint ein sehr belesener Mann zu sein", brach ich endlich das Stillschweigen.

„Sie sagen, er sei so klug wie der Teufel", sagte der junge Mensch, vor sich hin blickend,

„Ein sonderbares Compliment! Wie kam er dazu, Dich Tannhiiuser zu nennen?"

Jetzt wendete mir Giulio das Gesicht zu, welches bleicher war als sonst und bei aller jugendlichen Anmuth den traurigen Ausdruck trug, der ihm nun einmal eigen zu sein schien, wenigstens besser als jeder andere zu diesen Zügen paßte. „Ich kenne die Geschichte vom Tannhäuser nicht genau", sagte er, „ist es nicht eine deutsche Volkssage?"

„Ja, die von dem jungen Ritter, der in den Venusberg gerieth und dort an Leib und Seele verloren ging. Und dieser Venusberg befindet sich in einem deutschen Gau, in Thüringen? Ein christlicher Ritter, Giulio", fuhr ich fort, da er nur halb hinzuhören schien, „und er verliebte sich in die alte heidnische Göttin, sie, die Unheilstifterin, welche also, nach dem Volksglauben, ihren ganzen Olymp überlebt hat. Uebrigens scheint dem Marchese sein Gedächtnis; einen Streich gespielt zu haben; er hat, als er Dich mit jenem Namen beehrte, wohl schwerlich diese Geschichte im Sinne gehabt".

Darauf erwiderte Giulio gar nichts. Erst als wir sein elterliches Haus erreicht hatten, schien er aus seiner Träumerei aufzufahren und murmelte etwas zwischen den Zähnen, was etwa klang wie „ich wußte wohl, daß ich ihn hassen würde".

Hier trat Alfredo zu uns, und wie nach gemeinsamer Uebereinkunft unterblieb jedes weitere Wort über die Erlebnisse im Palaste Lusignola.

Um diese Zeit kam eines Mittags die Signora Amalia in mein Zimmer, wo ich arbeitend am Tische saß, und machte sich, nach eifriger Entschuldigung, daß sie mich unterbreche, am Fenster, dann an der Commode zu schaffen, und zwar so lange, bis ich von meiner Schreiberei in die Höhe blickte und sie fragend ansah.

„Ich habe Sie gestört, Signor Francesco, verzeihen Sie mir", sagte sie. „Ich habe eine Earaffe mit frischem Wasser hingestellt; ich schicke die Cecca nicht gern zu Ihnen in's Zimmer, sie ist so plump . . . und dann, offen gestanden — ich wollte sehen, ob mein Giulio etwa hier bei Ihnen sei..."

„Nein, Signora Amalia, wie Sie sehen. Er ist auch heute Nachmittag nicht hier gewesen", sagte ich etwas verwundert.

Sie seufzte. „Wo mag der Junge stecken? Nicht, daß ich immer jeden
Schritt und Tritt, den er geht, zu wissen verlangte . . . behüte Gott . . .
er war ja stets still für sich, aber nie auf schlechten Wegen ... ich ver-
sichere Sie. er hat mir noch keinen Augenblick Kummer gemacht".
Ich konnte nicht begreifen, wo die gute Frau hinauswollte.
„Giulio ist ein lieber Junge, Signora Ämalia", sagte ich zu ihr, „an
dem Sie hoffentlich noch viel Freude erleben werden. Aber was ist's mit
ihm? Warum seufzen Sie? Fürchten Sie für seine Gesundheit?"
Sie hatte mich bei dem Lobe ihres Sohnes dankbar angesehen, jetzt zuckte
sie die Achseln: „Was ist in den Buben gefahren? Warum läßt er so den
Kopf hangen? Warum geht er umher wie im Traume und ißt und trinkt
kaum noch? Trinken, nein, da sag' ich nicht die Wahrheit; im Gegentheil, er
trinkt wie Einer, der das Fieber hat. Sie haben keine Veränderung an ihm
wahrgenommen? Ach — verzeihen Sie, Signor Francesco, Sie sehen und
hören zuweilen nichts vor Büchern. Giulio konnte es früher auch fo machen,
aber jetzt ... ich sehe wohl, wie er vor einem Buche sitzt, vor sich hinstarrt
und in einer halben Stunde kein Blatt umwendet".
„Er macht vielleicht jetzt selber Verse", schob ich lächelnd ein.
Sie schüttelte den Kopf. „Nein". Dann heftete sie die Augen auf mich
und öffnete die Lippen, aber ohne zu sprechen. Es schien, als müsse sie ein
gewisses Widerstreben überwinden, ehe sie fortfuhr: „Die Frau Marchesa hat
ihm, wie er sagt, eine Arbeit gegeben, die ihn täglich auf mehrere Stunden
in der Bibliothek des Palastes beschäftigt".
„Ja". Es fiel mir in diefcm Augenblicke erst ein, daß von der Zeit zu
schließen, die er darauf zugebracht, Giulios Abschrift des Petrarca zu einem
sehr ansehnlichen Manuscript angewachsen sein mußte, ja, ein Zweifel
befiel mich, ob Petrarca überhaupt so viel gedichtet, daß man so lange daran
abschreiben konnte.
„Giulio ist auch zuweilen des Nachmittags dort?" warf Signora Amalia
in halb fragendem Tone hin.
„Nicht, daß ich wüßte", entgegnete ich befremdet. Die Mutter seufzte
wieder. Sie stand vor sich hinblickend, in einer Bewegung, die ich nicht zu
deuten wußte. Plötzlich griff sie nach meinen beiden Händen und sah mir
flehentlich in die Augen:
„Sie sind gut, Signor Francesco, Sie gehen dort ein und aus ... ich
kann nichts thun . . . wachen Sie über mein Kind!"
Im nächsten Augenblick hatte sie das Zimmer verlassen; Ich blieb in der
äußersten Bestürzung zurück. Ich suchte meine Gedanken zu sammeln, sie von
den Gegenständen, mit denen sie sich in der letzten Zeit vorzugsweise beschäftigt,
gewaltsam ab und auf die Gegenwart zu lenken; ich dachte nach, ich besann
mich, ich combinirte. Aber das Resultat war ein so verwirrendes, ein so
überwältigendes, daß ich endlich halb verzweifelt auffuhr und nach meinem

Hute griff, in der Hoffnung, mich im Freien besser gegen diese miserable Stimmung wehren zu tonnen.

Aber die egoistischen Regungen, der Wunsch, vor allen Dingen die unerquicklichen Gedanken los zu werden, wichen einem anderen Impulse, sobald ich mir, halb unwillkürlich, die Worte und Gebeiden der Signora Amalia wieder vergegenwärtigte. Und unter der Herrschaft einer derartigen Regung, muß es wohl gewesen sein, daß ich meine Schritte nach dem Paläste Lusiguola lenkte.

Ich stieg in den Bibliothetsaal hinauf, zu dem ich, wie schon erwähnt, zu allen Stunden Zutritt hatte. Dabei kam es mir in den Sinn, einen mir auf der Treppe begegnenden Lakaien zu fragen, ob Herr Giulio Valori oben sei. Es fiel mir sonderbar auf's Herz, als ich eine bejahende Antwort erhielt. Im Saale angekommen blieb ich an meinem gewöhnlichen Platze stehen und legte meine Papiere zurecht zum Arbeiten; dann überzeugte ich mich, daß nur ein Buch fehle, welches, wie ich wußte, am oberen Ende des Saales, in der Nähe der dem Eingänge gegenüberliegenden Thür stehen mußte.

Auf meinem Wege dorthin kam ich an dem Platze vorüber, an welchem Ginlio zu sitzen pflegte. Derselbe war leer, wie auch in dem ganzen Räume sich, so weit ich entdecken konnte, Niemand außer mir befand.

Ich blickte noch zweifelnd nach der Galerie in die Höhe, als dem einzigen Orte, an welchem eine Person sich, ohne gleich bemerkt zu werden, etwa aufhalten konnte, da glaubte ich sprechen zu hören. Mir gegenüber befand sich die kleine, durch die hölzerne Wandbekleidung geschickt maskirte Thür, welche ich erst neulich bei der Anwesenheit des Marchese kennen gelernt hatte. Dieselbe wäre mir auch jetzt wahrscheinlich nicht aufgefallen, hätte sie nicht halb offen gestanden.

Wie ich dazu kam, ohne einen Gedanken an die möglichen Folgen meiner Indiscretion, ja sogar ohne jegliches Gefühl derselben durch die Thür und in den dahinter liegenden Gang zu treten, weiß ich noch heute nicht. Auch vor mir mußte Jemand rasch und sorglos hindurch gegangen sein, denn die schweren Vorhänge, welche den Raum von dem Boudoir der Marchesa schieben, waren ebenfalls halb zurückgeschlagen. Ich war so weit und mußte weiter, und schon hatte ich den Fuß auf der Schwelle, als Dasjenige, was ich sah, mich festbannte und lautlos, in einer Art Erstarrung, verharren ließ.

Giulio lehnte in halb tnieender Stellung auf dem Teppich, den Kopf gegen die Hände der Marchesa gedrückt, die ihr im Schooße ruhten. Die Dame saß in ihren niedrigen Sessel zurückgelehnt, wie gewöhnlich, und blickte nicht gerade spöttisch, aber doch mit einem ganz leisen Lächeln um die Lippen auf die an ihren Knieen niedergesunkene Gestalt hinab. Dem jungen Menschen schien nicht gut zu Muthe zu sein; er stöhnte bitterlich, und als sie jetzt, indem sie ihm die Hand auf die Stirne legte, mit sanfter Gewalt sein Antlitz zu sich in die Hohe richtete, hielt er dennoch die Augen niedergeschlagen, nnd ich sah Thränen an den langen Wimpern glänzen.

Sie bog sich tiefer zu ihm nieder — wie weich, wie anmuthig, wie
beherrscht waren alle ihre Bewegungen! Was mich packte bei dem Anblick —
ich weiß es kaum. Ich tappte zurück; in dem großen leeren Büchersaale stand
ich Minuten lang wie betäubt, beide Fauste gegen die Stirne gedrückt. Als
ich die Hände langsam sinken ließ und mich umsah, mit abwesenden Auge»
an den Gegenständen rings «m wieder zu mir selber zu kommen suchte, wie
Einer, der einen Traum abzuschütteln bemüht ist — da fiel mein Blick
plötzlich auf Giulio. Ter Jüngling stand wenige Schritte von mir «nd sah
mich an; auf seinem Gesichte las ich, daß er mein Entsetzen richtig deutete
und sah, daß ich Alles wußte. Nie werde ich den Ausdruck des von Auf-
regung und Leidenschaft entstellten Antlitzes vergessen. Ter Knabe, der vor
Kurzem noch errüthet war, wenn man unverhofft das Wort an ihn richtete,
er starrte mich jetzt an mit den dunkeln Augen voll Qual, seiner selbst kaum
bewußt und völlig unempfindlich gegen meine Mitwissenschaft seines unseligen
Geheimnisses.
Wir hatten wohl noch kein Wort gewechselt, da rauschte etwas
in der Nahe — dies seidene, weiche Knistern, die gleitende Bewegung —
ich erschauderte im Innersten davor! — und die Marchesa stand neben uns.
Sie begrüßte mich wie eine Königin, wie immer, dann legte sie, wieder mit
einer Herrscherbewegung, dem Knaben die Hand auf die Schulter. Diese
braune, geschmeidige Hand — unwillkürlich blieben meine Blicke daran haften,
und es fuhr mir durch den Sinn, ob wohl die ägyptische Cleopatra, dies
Prototyp gefährlicher Frauen, nicht ähnliche Hände gehabt habe. „Unser
junger Freund ist melancholisch", sagte sie jetzt, auf die ungezwungenste Weise
die Unterhaltung beginnend. „Er liest sich in seine alten Dichter hinein und
will nun ihre schöne erträumte Welt in der Wirklichkeit suchen. Und die
Wirklichkeit ist karg im Vergleich mit der Dichtung — aber doch nicht so
sehr, wie ein solcher leidenschaftlicher, unersättlicher Träumer meint. Komm,
Kind, sieh nicht so traurig mls!" — damit neigte sich das scheue Weib zu
ihm mit unnachahmlicher Grazie und küßte ihn auf beide Augen, (^o n'e^t
<^i'un sniÄnt", wandte sie sich dann ruhig lächelnd zu mir, der ich dastand,
als hätte ich einen Schlag erhalten. Auf Giulio schien übrigens ihr eigen-
thümliches Beruhigungsmittel seine Wirkung zu verfehlen — in den sonst so
sanften Augen war ein gefährliches Feuer aufgelodert, und wie fie sich an
der geschmeidigen Gestalt der Marchesa gleichsam ansaugten, erinnerten sie
mich Secunden lang an die eines schönen Raubthiers. Wie das Weib alle
diese Symptome kannte, bewachte, zügelte! Sie reichte ihm mit einer franken
Bewegung beide Hände hin — er ergriff sie und drückte heftig das Autlitz,
die Lippen darauf. Als er sich wieder emporrichtete, schien die leidenschaftliche
Spannung gemildert, sie, ruhig, als habe sie einen gewöhnlichen formellen
Handkuß erhalten, wandte sich zu mir mit einigen verbindlichen Äbschiedsworten.
Sie war verschwunden, die Thüre hatte sich hinter ihr geschlossen. Ich
weiß nicht, ob ich in ihrer Gegenwart auch nur ein Wort hervorgebracht

hatte. Daß sie meine Verstörtheit bemerkt, war mir nicht zweifelhaft i zugleich
hatte ich eine Probe davon gehabt, wie wenig dergleichen sie aus der Fassung
zu bringen vermochte.
An meinem Platze angekommen, räumte ich mechanisch meine Papiere
wieder hinweg. Giulio war mir gefolgt; ehe ich den Saal verließ, wendete
ich mich zu ihm um: „Bist Du auch schon fertig hier, Giulio? — Es thut
mir leid, wenn ich gestört habe".
Mein Hohn rührte ihn wenig. Erst als »vir auf der Straße waren,
sprach er, wie zur Erwiderung auf jene Worte. „Ich bin in den VenuZ-
berg gerathen", sagte er, mehr vor sich hin als zu mir; „er wußte es wohl,
und er hat seine Freude daran". Hätten mir auch nicht Aufregung und
Verwirrung noch immer die Kehle zugeschnürt, so wäre doch auf diese wahn-
sinnigen Worte nichts zu erwidern gewesen. Schweigend erreichten wir
das Elternhaus des jungen Menschen und schweigend stiegen wir die Treppe
hinauf. An der Thüre meines Zimmers wollte er mich verlassen, da nahm
ich ihn ohne Weiteres bei der Schulter, schob ihn hinein und schloß die Thüre
hinter uns beiden zu.
Hatte ich hier dem geständigen Sünder mit der ganzen Würde gerechten
Zornes entgegentreten wollen, so brachte er mich vornherein aus dem Eoncept.
Er, der sonst in all seinem Gebühren von beinahe unbeholfener Schüchternheit
gewesen war, warf jetzt achtlos den Hut bei Seite, ließ sich auf's Sopha
niederfallen, verschränkte die Arme über der Lehne und legte den Kopf darauf,
um meine Gegenwart gänzlich unbekümmert. Ziemlich rathlos stand ich eine
ganze Zeit lang vor ihm. „Was fehlt Dir, Giulio?" fragte ich ihn endlich
in strengem Tone. „Sie wissen es ja", sagte er müde, seine Stellung nur
verändernd, um den Kopf fester in die Arme zu drücken, wie Einer, der am
liebsten Weber sehen noch hören möchte. „Sie wissen ja Alles, was fragen
Sie noch?"
Ich war in meinem Leben in leiner ähnlichen Lage gewesen. Zuvörderst
hielt ich mich jetzt an nieine offenbare Pflicht, dem Jungen in unzweideutigen
Ausdrücken das sinnlose, unheilvolle, verbrecherische seiner Leidenschaft klarzu-
lege», wobei freilich die heimliche Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit meiner
Philippita der überzeugenden Beweiskraft derselben nicht gerade förderlich
gewesen sein mag. Giulio ließ sie auch in vollständiger Passivität über sich
ergehen, er rührte sich nicht, es war mir sehr zweifelhaft, ob er mich überhaupt
hörte, ob ich nicht schon in der physischen Bedeutung tauben Ohren predige.
Endlich kam ich mit Notwendigkeit auf die Marchesa zu sprechen. „Diese
Frau, Giulio, die zu ihrem Zeitvertreib Deinen vermessenen Wahnsinn duldet —
besinne Dich, komm zu Dir — erkenne, wie verächtlich sie ist!"
„Verächtlich?" — Jetzt hob er endlich den Kopf langsam in die Höhe und
wendete mir die müden, blutunterlaufenen Augen zu. „Verächtlich ... für
mich haben diese Worte keinen Sinn ... ich verstehe Eure Sprache kaum
noch, ich weiß nur jetzt, wie arm sie ist, wie unfähig, auch das Geringste von

dem auszudrücken, was diese Frau mich hat empfinden lassen. Ich könnte sagen, ich bin ein Gott gewesen durch sie — ich könnte auch sagen, sie hat mich in die Hölle gestoßen". — Er lachte kurz. „Schmerz, Qual, Seligkeit — es wird Alles Eins in diesen Abgründen des Gefühls — Freude, Leid, Tugend, Schande — Alles Eins, wenn ich bei ihr bin. Ich weiß nur Eins noch — bei ihr ist Leben, ohne sie ist Tod —" ,

Ich glaube, ich lachte auf — in schierer Wuth über das wahnsinnige Gerede. „Daß die Lusignola, die Deine Mutter sein tonnte, das Weib eines Andern ist, kommt natürlich nicht in Betracht; die Gesehe der Sitte, der Moral reichen nicht hinab in die Abgründe Deines Gefühls — Du giebst es ja selbst zu, daß Dir Ehre und Schande Eines ist. Glaubst Du aber, auch der Herr Marchese werde Verständniß haben für eine solche Auffassung der Dinge?"

„Der Marchese ist ein kalter Teufel", sagte Giulio, die Hände in sein Haar vergrabend. „Er durchschaut mich, als wäre ich von Glas; ich habe das Gefühl, als halte er die Fäden eines unsichtbaren Netzes in der Hand, welches er, sobald er wolle, über mir zusammenziehen könne".

„Ueber Dir und seiner Frau?" fragte ich. Giulio schüttelte deu Kopf.

»Sie — sie ist uugreifbar, wie Luft, wie Feuer . . . Manchmal" — hier sah er mich an mit einem stillen Ausdruck, der mich mehr erschütterte als Alles, was vorangegangen war, weil er dem des Wahnsinns glich — „manchmal ist es mir, als wäre sie gar lein irdisches Weib. Ist sie schön? Ich weiß es nicht — gewiß, es giebt schönere Frauen. Aber in ihren Augen brennt die Gluth von uralter Lust, aus schöneren Zeiten her, und ihr Blick macht mich trunken; in ihren Adern fließt Feuer, nicht Blut, deshalb bringt die Berührung ihrer Hände mich von Sinnen. Sie ist nicht eben sparsam mit ihren Küssen, Sie haben es gesehen" — ein irres Lächeln spielte um seine Lippen — „und doch, ehe ich einen mißte, gäbe ich allemal mit Freuden ein Jahr meines Lebens; weiß ich doch erst, was Leben ist, seit sie mich geküßt hat".

Auf so viel Tollheit war nichts zu erwidern. Ich ging eine Weile schweigend im Zimmer auf und ab. „ Wie hat diese unselige Geschichte begonnen?" fragte ich endlich, vor ihm stehen bleibend.

„Begonnen?" sagte er, noch immer mit dem Blicke eines Stillverrückten vor sich hinstarrend; „ich weiß von keinem Anfang. Ich zitterte, wenn ihr Kleid mich streifte, ich wich zurück vor einer zufälligen Berührung ihrer Finger und dabei träumte ich Tag und Nacht vou ihr, wachend und schlafend, und dachte mir Dinge aus — Dinge . . . Aber in ihrer Nähe verließ mich aller Muth". Da habe sie eines Tages seineu Kopf zwischen beide Hände genommen und ihn gefragt, warum er sie immer so anstarre. „Lieber Junge" habe sie ihn genannt und „kleiner Träumer", und ihn lachend geküßt und wieder geküßt wie ein Kind.

Mir fuhr es durch den Sinn, daß die Marchesa vielleicht nicht so schuldig sei, wie ich geglaubt, daß es sich um eine übermüthige, freilich auch grausame

Laune des verwöhnten schönen Weibes handle. Ich weide zu ihr gehen, beschloß ich innerlich und offen mit ihr reden. Hat sie den Jungen verrückt gemacht, so soll sie ihn auch wieder zur Vernunft bringen. — Zu ihm sagte ich: „Es war kein Zufall, Giulio, daß ich heute Mittag in die Bibliothek kam, auf die Vermuthung hin, daß Du dort sein könntest. Dein verändertes Wesen ist nicht unbemerkt geblieben — Deine Mutter ängstigt sich um Dich".

„Meine Mutter" — der Jüngling hing an ihr mit leidenschaftlicher Innigkeit — „meine arme Mutter! Sie hat große Hoffnungen auf mich gesetzt, ich weiß es.. Auch ich dachte, es würde aus mir etwas werden. Aber ich glaube, damit ist es aus".

„Hm, wirtlich? Du bist siebzehn oder achtzehn Jahre alt. . . Du glaubst was Dich jetzt erfüllt, werde für Dein ganzes übriges Leben anhalten?"

„Nein. Aber mir ist, als werde diese Gluth, wenn sie einmal erloschen, von mir nichts als Asche zurücklassen".

„Darauf wollen wir es ankommen lassen. Zunächst wirst Du die Marchesa nicht mehr ohne mein Dabeisein sehen".

Der Jüngling fuhr in die Höhe und sah mich an, als ob er mich zerreißen wollte. „Sie — Sie wollen Hand an mein Glück legen! Sie wagen es! Sie schleichen mir nach — belauschen mich — wer giebt Ihnen das Recht, sich in mein Leben einzudrängen?"

„Laß die nberschwänglichen Reden, Knabe! Ich mache nur das Recht des anständigen Menschen geltend, Ehrlosigkeit und Verbrechen zu hindern, wo ich kann. Hier handle ich überdies im Namen Deiner Mutter, welche mich zum Vertrauten ihrer Angst und Sorge um Dich gemacht hat. Ich habe nicht daran gedacht, Dich zn zwingen; Deiner eigenen Vernunft, Deinem guten Willen biete ich meinen Beistand an im Kampfe mit Deiner Leidenschaft. Ich bin das unschuldige Werkzeug derselben gewesen; durch mich kamst Du in jenes Haus". . .

„Ja, Sie haben mir das Paradies erschlossen", murmelte er, wieder ganz verwandelt, „und ob es gleich ohne Ihren Willen geschehen ist, so möge doch Gott Sie noch in Ihrer letzten Stunde dafür segnen?" Er stand auf. „Lassen Sie mich fort ... Sie meinen es gut, aber Sie reden vergeblich. Nichts, was Sie sagen oder thun können, wird mich von ihr zurückhalten. Sie nennen dies Sünde und Schande — ich weiß, daß es Verhängnis), Notwendigkeit ist. Ich weigere mich auch mit Nichten, dafür zu büßen. Man erzählt sich, daß der Marchese, ob er gleich seine Frau nicht liebt, leinen schont, den sie begünstigt. Er hat eine sichere tödtliche Hand. Auch den Maler jenes Bildes hat er erschossen. Sie wissen, das Bild in dem kleinen Zimmer, wo wir sie zuerst trafen, das Bild, auf dem das juuge Weib ihre Züge trägt. Er lud ihn zur Jagd, und da, hieß es, wäre der Fremde verunglückt durch eigene Schuld. Er hatte aber einen Schuß im Rücken. Dann ein junger französischer Diplomat ... da war es ein amerikanisches Duell gewesen . . . Mich schreckt das Alles nicht... sie ist wohl ein Leben werth . . .

ein solches Ende solchen Glückes ist noch das beste; denn wie unendlich schall!
und leer wäre jedes andere!" Damit verließ er mich, und ich hielt ihn nicht
mehr zurück.
Als der Abend heran kam, ging ich, wie ich zuweilen that, in das C»w
<Ii?ir6nxe, an der Via Üi«»8o1i, der Hauptstraße, gelegen, wo sich die anständigere
männliche Bevölkerung von Siena um diese Zeit rauchend, zeitungslesend und
dünne Getränke schlürfend, aufzuhalten pflegte. Ich war sicher, dort einige
Professoren der Universität, einen oder den andern aufgeklärten Pfarrer, den
Secretair des städtischen Archivs und andere gebildete Männer zu treffen, mit
denen sich über manches gemeinsame Interesse plaudern ließ. Was mich allein
störte und auch davon abhielt, ein täglicher Gast im dÄts <ti kireiixo zu
werden, war die stark politische Färbung, der leidenschaftlich erregte Ton,
welchen die Unterhaltung dort nur allzuhäufig annahm. Die Herren waren
zum überwiegend größten Theil entschieden liberal gesinnt, und der Umstand,
daß Siena seit Jahrzehnten der Hort der extrem clcricalen und aristokratisch
reaktionären Partei war, mochte dazu beitragen, hier die Gegensätze zu ver-
schärfen und die Bitterkeit erhöhen, mit welcher man einander zu Leibe giug.
Der Marchese Lusignola war bekannt als die Seele aller antiliberalen
Bestrebungen in Siena, der bestgehaßte Mann im clericalen Lager. Auch auf
ihn kam heute die Rede, vielleicht nicht ohne mein Zuthun; und waren es auch
nicht gerade lautere Quellen, welche der Parteihader da losdämmte, so gewannen
doch durch das, Was ich hurte, die Worte Giulio's über jenen Mann eine
eigene furchtbare Bestätigung und schwerwiegende Bedeutung.
Ob jene Partei nicht am besten charakterisirt werde, rief Einer mit
echt italienischem Pathos aus, durch den Einfluß, welchen eine Persönlichkeit
wie Lusignola innerhalb derselben habe gewinnen können; ein Mensch ohne
Treu und Glauben, ohne Furcht und ohne Reue, „ein Kerl, der sich unter
uns gar nicht würde sehen lassen tonnen, eine Art politischer Giftmischer —"
„Wenn nicht gar Giftmischer üc> taoto —" ließ sich eine andere Stimme
vernehmen.
„Nun, ein paar Menschenleben soll er ja auf der Seele haben, das hlltte
aber mit der Politik nichts zu thun: es handelte sich um Liebhaber seiner Frau,
kleine häusliche Angelegenheiten, die der Marchese zu arrangiren Pflegt ohne
anderes Geräusch als das eines discreten Revolverschusses".
„Man sollte diese Dinge nicht erzählen", meinte Einer lachend, mit
einem Blicke auf mich, „weil sie auf die italienische Justiz ein zu sonderbares
Licht werfen". — „Es war zur Zeit des Kirchenstaates", wurde erklärend hin-
zugefügt, „ehe wir ,Italiener^ waren. Und der Marchese ist so recht der
Typus eines päpstlichen Granden; glatt, von vollendeten Umgangsformen; er
war ja auch porsoua ßiÄtissüua am Hofe der Kaiserin Eugenie in Frankreich".
Hier mischte auch ich mich in'Z Gespräch, indem ich die Hoffnung aus-
sprach, daß jetzt, da der Kirchenstaat und seine Iustizpflege der Vergangenheit

verfallen seien, auch die „discreten Revolverschüsse" des Herrn Marchese zu
den Anachronismen gehörten.
Da aber zuckte man die Achseln. „Ter ganze Mensch ist ein Anachronismus,
wenn Sie wollen, ein verspäteter Vurgia, ein Ueberbleibsel aus der Zeit
selbstherrlicher, unscrupulöser Charaktere, wie es eigentlich nur im Dominium
Petri und in diesem mittelalterlich versteinerten Siena sich erhalten konnte.
Nein, hoffen wir lieber, daß für die berühmten und berüchtigten schönen
Augen der Marchesa sich kein schmachtender Schäfer mehr finde! Ah, der
Professor geht ja selbst dort aus und ein. Nun, Sie sind gewarnt, oni-o inio,
Uebrigens, dächte ich, die Lusignola wäre nun bald aus den gefährlichen Jahren
heraus, sie muß fast fünfzig sein".
„Und ist immer noch die schönste Frau in Siena?"
„Bah, wer nimmt sich heutzutage noch die Zeit, sich zu verlieben. Wir
leben in der Aera der politischen Passionen, des nüchternen Tageslichts; selbst
die Weiber, welche um Wahlstimmen, um Gleichberechtigung mit uns streiten,
sie haben endlich etwas Anderes zu thun gefunden, als das allerliebste Geschäft,
uns zu ruiniren". —
„Meinen Sie? Und doch bleiben Einige darin unverbesserlich". —
So schwirrten die Reden hin und her, Keiner konnte ahnen, welche ver-
zweifelte Bedeutung das Alles für den einen Theilnehmer hatte. Als die
politische Discussion wieder im vollen Gange war, entfernte ich mich; ein schon
anfänglich halb und halb gefaßter Entschluß hatte sich durch das, was ich gehört,
nur befestigen können. —
Am andern Morgen kleidete ich mich sorgfältiger an als sonst und begab
mich in den Palast Lusiguola, wo ich die Marchesa bitten ließ, mir eine
Unterredung zu gewähren. Ich wurde sofort zu ihr geführt, in das kleine
Zimmer mit dem Bilde des heiligen Antonius, iu dem sie sich am liebsten
aufzuhalten schien. Sie war im Morgengewcmde, das schwarze Haar war
noch nicht geordnet für den Tag und lag, von einem Kamm am Hinterkopf
gehalten, mit unnachahmlichem Reiz auf dem feineu, leicht gesenkten Nacken,
Ich tonnte das sehen, weil sie mit dem Rücken gegen die Thürc gewendet
stand, als ich eintrat. Jetzt drehte sie sich zu mir herum, begrüßte mich
huldvoll, und indem sie sich niederließ und mir winkte, in ihrer Nähe Platz zu
nehmen, fragte sie mich in ihrer vornehm gewinnenden Weise, womit sie mir
dienen könne.
Sie hatte offenbar erwartet, daß es sich um nichts weiter als um eine
Bibliuthekangelegenhcit handeln werde, um alte Scharteken aus dem Archiv,
Dinge, für die sie dem deutschen Bücherwurm gegenüber ein anmuthig geheucheltes
Interesse in Bereitschaft hatte. Ein Blick auf mein Gesicht aber mochte sie
eines Anderen belehrt haben. Sie war so scharfsichtig; ich glaube, als sie
sah, wie ich mir mit dem Taschentuch über die Stirn fuhr, wie ich nach einem
Anfangsworte rang und mir die Stimme versagte — da wußte sie schon,
weshalb ich gekommen war.

Mein Auge flog zu ihr hinüber, Sie hatte sich in ihrem Sessel zurück-
gelehnt und mit einer wunderbar ausdrucksvollen Geberde den Kopf ein wenig
zur Seite geneigt, wie um besser zu hören; die Augenbrauen hatte sie in
die Höhe gezogen und die Lippen, um die ein eigener, spöttischer Zug erschienen
war, fest aufeinander gelegt. Jede Miene sagte so deutlich wie möglich:
rede du nur, was du zu sagen hast, wird mir ungeheuer gleichgiltig sein.
Ich begann. Von dem, was ich sagte, habe ich keine deutliche Erinnerung
mehr. Mein Plan war gewesen, ihr von der thörichten Leidenschaft des
Knaben zu ihr zu sprechen, als von etwas, was sie nicht ahne; ihre Nachsicht
für seine Vermessenheit zu erbitten und zugleich ihre Hilfe, um ihn von
seinem Wahnsinn zu heilen.
Sie ließ mich ruhig reden, durch keine Bewegung, keine Miene verrieth
sie, welchen Eindruck meine Worte auf sie machten, ein Verhalten, völlig
darauf berechnet, mich aus dem Concept zu bringen. So verwirrte ich mich
denn auch; ich sprach theils weniger, theils mehr, als ich zu sagen beabsichtigt
hatte, und schwieg endlich in halber Verzweiflung.
Das dunkelhelle Antlitz vor mir hatte während meiner Rede nichts von
seiner halb lächelnden Ruhe verloren. Jetzt wendete sie mir dasselbe völlig
zu und sagte: „Glauben Sie nicht, Herr Professor, daß wir sehr viel zu
thun haben würden, wenn wir uns mit den Träumen aller jugendlichen
Herzen unserer Bekanntschaft eingehend befaßten? Und Sie gerade ... ich
sollte denken, Ihre ernsthaften Arbeiten beschäftigen Sie hinreichend und ließen
Ihnen zu wenig Zeit, am Herzensthor junger Leute Wache zu stehen. Lassen
wir sie schwärmen, Verehrtester . . . solche Krankheiten gehen vorüber!"
„Krankheiten! Sie haben das richtige Wort gebraucht, Frau Marchesa.
Und ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es Naturen giebt, die vermöge
ihrer ganzen Beanlagung durch solche Krankheiten unheilbar untergraben, ja
ganz zerstört werden können. Ich glaube, daß wir hier einen solchen Fall
haben. Es bedarf gewiß nur des Hinweises auf eine solche Gefahr, um Sie
zu meiner Bundesgenossin zu machen. Ich werde Mittel finden, den jungen
Menschen von hier entfernt zu halten ..."
Die Marchesa fuhr in die Höhe, und ein unbewachter Zornesblitz schoß
aus den Augen, die sie bisher nachlässig halb geschlossen gehalten hatte. Aber
sie lehnte sich im nächsten Augenblick wieder zurück und murmelte nur etwas
zwischen den Zähnen. Das Wort klang wie iuLupporwdle oder dergleichen.. .
und enthielt jedenfalls kein Compliment für mich. „War das Alles, was Sie
mir zu sagen hatten?" fragte sie mich nach einer Weile mit einer Bewegung,
die andeutete, daß sie die Audienz zu beendigen wünschte. Man hat es, glaub'
ich, einmal dem Deutschen im Allgemeinen nachgesagt, daß ihn Grobheit 2 802
»ise zu setzen pflegt. Mir scheint das boshafte Wort eine Wahrheit zu ent-
halten, die sich in meinen» Falle bewährte. Ich ignorirte nicht nur den,
Entlllssungswink der schönen Marchesa, sondern es gelang mir nun auch
innerhalb weniger Augenblicke, sie aus ihrer kühlen Defensive herauszulucken.

„Ist das Alles, was Sie mir zu sagen hatten", hatte sie gesagt. „Nicht ganz, Frau Marchesa", entgegnete ich. „Für den Fall, daß Sie Herrn Giulio Valori doch nicht Ihr Haus verbieten, möchte ich mir eine Bitte erlauben. Sie sollten den Knaben wenigstens nicht mehr küssen . . . Ihre Küsse, furcht' ich, haben seine Begriffe über seine Stellung Ihnen gegenüber in eine schwer zu hebende Verwirrung gebracht".
Sie war aufgestanden und maß mich sprühenden Blicks von Kopf bis zu den Füßen. Dennoch war ihr Ton kalt und beherrscht, als sie jetzt sagte: „Sie zwingen mich, dieser Unterredung ein Ende zu machen. Ich bitte. . ."
Damit wollte sie nach der Klingel greifen. Da legte ich meine Hand auf die ihre und führte sie, während sie mich in maßlosem hochmüthigem Staunen cmstarte, auf ihren Platz zurück. Und nun sprach ich anders, als ich bisher gesprochen hatte; die anfängliche Fiction von ihrer Ahnungslosigkcit der Passion Guilio's gegenüber stieß ich gleichsam verächtlich mit dem Fuße bei Seite. Ich sagte ihr mit dürren Worten die volle Wahrheit. Ich schonte sie nicht, ich griff ihr in's Herz, das ja doch irgend etwas für den schönen lieben Jungen empfinden müsse . . . und eines meiner Worte mußte sie getroffen haben. Ihr Wesen veränderte sich, schmolz gleichsam, die dunkeln großen Augen wurden feucht; ein sehnsüchtiges Licht ging darin auf, als ich von dem Knaben und seiner rührenden tollen Liebe sprach, ihre wundervollen Lippen bewegten sich leise, als wenn sie kosende Worte formten, ich lernte jetzt erst den ganzen berückenden Zauber dieses Antlitzes kennen, welches in der Thal nur für die Liebe geschaffen schien.
Ich sprach immer ernster, eindringlicher, immer erweichter gegen die schöne Sünderin, und sie sah mich an wie ein lauschendes Kind. Endlich nannte ich ihren Gatten, da wurde ihr Antlitz fahl; aber ich durfte sie nicht schonen:
„Der Marchese ist bekannt als ein strenger Rächer seiner Ehre", sagte ich. „Marchesa, dieser Knabe hat eine Mutter, die nur in ihm lebt .... Wollen Sie es auf Ihr Gewissen nehmen, in unerhörtem Leichtsinn seine Mörderin zu werden?"
Sie stieß einen kurze» Schrei aus und hielt beide Hände vor die kleinen Ohren.
„Es ist falsch", rief sie wie außer sich, „falsch, was Sie da sagen, was Sie glauben! Es ist nichts geschehen . . . nichts ... ich habe ein paar glückliche Stunden gehabt. Aber Sie kommen und beschwören das Unglück herbei, indem Sie das Fürchterliche aussprechen".
Sie stockte plötzlich und hob lauschend den Kopf. . Im nächsten Augenblick war sie aufgesprungen; durch die kleine Thür war Giulio Valori eingetreten; meiner Gegenwart nicht achtend, warf sie sich ihm leidenschaftlich entgegen. Aus einer langen Umarmung ließ sie ihn nur, um, die Hände

auf seinen Schultern, ihren Blick in den seinen zu versenken: „Das Ende,
Kind", sagte sie dann mit leisen, klagenden Lauten, „das Ende kommt schon.
Ich soll Dich hergeben . . . bald, zu bald, nicht wahr?"
Er hatte sie wieder an sich gezogen, und er, den sie Kind genannt hatte,
sah jetzt mit männlicher Ruhe, fast heiter auf das an seine Schulter geschmiegte
Antlitz nieder. „Muß ich sterben?" fragte er, „ist es das? Dann ... Du
weißt doch, was Du mir versprochen hast". Er neigte den Kopf dicht über
sie und flüsterte, hauchte vielmehr ihr ein Wort in's Ohr.
Sie machte sich los und blickte von ihm zu mir mit einem sonderbar
narren Ausdruck. „Sterben? Auch Du sprichst von Sterben? . . . Wie kommt
ihr Beide darauf? Es gehen Märchen umher unter den Leuten, glaube nicht
daran, Giulio!"
Er hatte die Augen nicht von ihr gewandt. Jetzt lächelte er. „Meinst
Tu. ich fürchte mich? Aber ein paar Tage wird er mir noch gönnen, nicht
wahr? Dann will ich gerne mit dem Leben zahlen, und ich zahle nicht
zu theucr".
Ich mochte hier eine Bewegung gemacht haben; die Marchesa wendete
sich zu mir und hob leicht abwehrend die Hand. „Still, Sie haben Recht
gehabt", sagte sie tonlos. „Aber ich bin nicht von Stein, wie Sie glaubten,
bin nicht ein Teufel, wie er. Jene Thoren hatten ihr Loos verdient; jetzt
find sie bitter gerächt. — Wir müssen uns auf eine Weile Lebewohl sagen,
Giulio". Sie hatte die Stimme erhoben und sprach mit ruhiger Innigkeit.
Er sah sie an, als verstehe er sie nicht. „Nicht auf lange . . . auf einige
Tage nur . . . vielleicht nur bis morgen" . . . Sie fprach rasch und rascher,
während eine qualvolle Spannung auf feinem Antlitz sichtbar geworden war.
„Wenn es schon zu spät wäre!" Ihr Auge blieb auf mir haften, sie murmelte
weiter, und ein grausamer Zug trat um den Mund hervor: „Es wäre auch
sein Letztes . . . Bisher habe ich immer davor zuriickgebebt . . . vielleicht
war diese Schwäche Verbrechen ... ich hätte so manches verhüten tonnen.
Wie . . . wenn ich . . .?"
Sie hatte mich fortwährend angesehen-, zuletzt war ihr Ton der einer
directen Frage geworden. Ich erschauderte bis in's Innerste . . , nie in meinem
Leben war mir schlimmer zu Muthe gewesen; wie ein verworfener Verbrecher
kam ich mir in jenen Augenblicken selber vor, weil ich — sie verstand. Ja,
ich verstand sie so gut, als wenn sie ihren unheilbrütenden Gedanken mit
nackten Worten ausgesprochen hätte.
Ich fuhr mit dem Taschcntuche über die Stirn, auf welche ein kalter
Schweiß getreten war. Giulio brach den Bann; eifersüchtig auf meine Gegen-
wart, auf die Beachtung, welche die Marchesa mir zu schenken schien, zog er
sie mit sich fort an das andere Ende des Zimmers, und hier, während er
ihre Hände in den seinen hielt, sprach er leise kosend auf sie ein. Wie sie
io Auge in Auge standen, wollte mir, Gott verzeihe mir die Sünde, dies
in einander Aufgehen der Beiden, diese vollige Selbstvergessenheit, nicht mehr

wie etwas Unheiliges, sondern beinahe rührend vorkommen; ich hätte auch in
dem Augenblicke kein Wort strafenden Unwillens über die Lippen gebracht.
Die Marchesa wurde zuerst unruhig und drängte ihn zum Gehen. Er
lehnte sich auf wie ein verwöhntes Kind, sie bat und befahl; endlich bequemte
er sich, mich zu begleiten. Halb schmollend wollte er schon hinaus, da kam
sie uns nach und sprach leise seinen Namen . . . Ich stand schon in dem
dunkeln Gange, der zur Bibliothek führte, unschlüssig, ob ich vorwärts gehen
sollte. Ich sah mich nicht mehr um, sondern blickte starr vor mich hin, und
der Athem stockte mir bei den gedämpften Tönen leidenschaftlicher Zärtlichkeit,
die ich hinter mir vernahm. „Ich kann nicht". „Du mußt, Du mußt —
bleibe noch einen Augenblick — hätte ich Dich nie gesehen!" — Tann stürzte
Giulio an mir vorüber, ich wollte ihm folgen, da legte sich eine brennend heiße
Hand auf meinen Arm. „Stehen Sie ihm bei . . bewachen Sie ihn! Ich
gehe fort, heute noch. Sie haben mich aus dem Traum gerüttelt. Ich stehe
Sie an, lassen Sie ihn nicht von sich, gehen Sie ihm nicht von der
Seite, nicht Tag, nicht Nacht, bis Sie von mir hören". Sie hatte
die Worte mit fliegender Hast geflüstert. Statt aller Antwort haschte
ich nach ihrer Hand, da sie dieselbe fortzog, und preßte die Lippen darauf,
und ein Gefühl fast wie Stolz durchströmte mich, als ich ihren dankbaren Druck
fühlte.

Die Aufgabe, die mir die Marchesa gestellt, hätte sich als eine sehr
schwierige ausweisen können; leider wurde sie mir schon am zweiten Tage
auf eine trübselige Weise erleichtert. Am Morgen nach jener denkwürdigen
Unterredung hatte sich Giulio wie gewöhnlich nach dem Paläste Lusignolcr
begeben; ich war ihm gefolgt. Ich blieb in der Bibliothek; er war ver-
schwunden, wie ich mit Unbehagen wahrnahm; er mußte seinen gewöhnlichen
Weg zu den Zimmern der Marchesa doch also noch offen gefunden haben.
Aber ich hatte noch nicht lange gesessen, als er Plötzlich vor mir stand,
das heißt hinter dem Tische, an welchem ich schrieb. Er sah mich mit voll-
ständig verstörten Augen an. „Sie ist fort", sagte er; „wußten Sie darum?"
Da ich ihm die Antwort schuldig blieb, weil mir die Sache denn doch
überraschend kam, wendete er sich zum Gehen. Ich folgte ihm, um sogleich
meine undankbare Rolle des Beschwichtigers, des unwillkommenen Trösters
anzutreten; er achtete gar nicht auf mich. Hatte ich gedacht, er würde vielleicht
einen verzweifelnden Groll auf mich werfen, als auf eine der wirkenden
Ursachen bei dem Schlage, der ihn getroffen, so irrte ich mich durchaus. Wie
hätte er einen Gedanken für mich übrig gehabt? An ihr haftete Alles, sein
Gram, seine Wuth, sein ganzer Schmerz. Sie nur hatte ihn so tödtlich
verletzen können, wie sie gethan, indem sie so von ihm fortging. Hatte sie
auf die Mahnungen Anderer, auf die Gebote der Klugheit, der Vorsicht ge-
hört, so hatte sie, indem sie es that, seine Liebe darum nicht weniger ver-
rathen.

Es fehlte viel, daß er dies Alles mit verständlichen Worten gesagt hätte.

Er sprach vielmehr im Anfang gar nicht, und auch später während des ganzen langen Tages hörte ich nur einige Worte von ihm, aus denen ich aber die Richtung, die sein Empfinden genommen, doch ungefähr erkennen tonnte.
Er war in seinem elterlichen Hause wie Einer, der im halben Traume befangen ist. Er saß am Tische und aß und trank wie die Andern, und da er niemals redselig war, so fiel den Hausgenossen sein Wesen nicht auf. Mit Ausnahme der Mutter natürlich, deren Blick ich mehrere Mal betraf, wie er sorgenvoll auf dem ältesten Sohne ruhte. Auch mich sah die gute Frau ein paar Mal bekümmert und fragend an; nach Tische folgte ich ihr aus dem Zimmer und theilte ihr draußen als eine Neuigkeit, die sie vielleicht interessiren werde, mit, daß die Marchesa Lusignola von Siena abgereist sei. Ob die gute Signora von meinem Besuche bei der Marchesa etwas ahnte? Sie drückte mir mit einem rasch geflüsterten „Gott sei Dank!" die Hand, als hätten wir Zwei einander zu gratuliren.
Am Nachmittage trat mein Hüteramt erst eigentlich in Kraft. Giulio verließ das Haus; ich folgte ihm. Vor dem Thore gesellte ich mich zu ihm uud bot ihm mit harmloser Miene meine Begleitung an, da er einen Spaziergang machen zu wollen schien.
Er blieb stehen und sah mich an, als besinne er sich auf etwas.
„Warum ist sie wohl fortgegangen? — Was kann der Grund gewesen sein? War sie meiner schon müde?" fragte er dann mit einer Ruhe, die mich hätte irre führen können.
Es wäre vielleicht eine pia, trau8 gewesen, ihn bei der letzteren Idee, daß die Marchesa des Liebesintermezzos müde sei, zu lassen. Das fiel mir zu spät ein; ich hatte schon begonnen, ihm eindringlich vorzustellen, wie sehr die Tllme nur sein Bestes im Auge gehabt, als sie gegangen.
Ich sprach und sprach, aber er antwortete mir nicht. Wir gingen Stunden lang; in einem weiten Bogen umkreisten wir die Stadt, den seltsamen Unebenheiten ihrer Umgebung folgend; bald in sengender Hitze auf staubigem Landweg einen Hügel hinan, dann wieder hinab in eine feuchte Schlucht zwischen Gartenmauern hin, dann auf einer Ackergrenze entlang durch das offene Brachfeld. Der Jüngling schien unermüdlich. Als ich ihn einmal zwang, uns einige Rast zu gönnen — wir waren noch weit von der Stadt, im Schatten der Mauern einer einsamen Landkirche — warf er sich schweigend auf den feuchten Boden nieder, das Gesicht in die Arme gedrückt, und blieb regungslos liegen, bis die rasch hereinbrechende Dämmerung uns zur Rückkehr mahnte. Erst mit der völligen Dunkelheit langten wir zu Hause an.
Schon an jenem Abend beim Lampenlicht des Familientisches fiel mir die Veränderung auf. welche die letzten Stunden in Giulios Aussehen hervorgebracht hatten. Am andern Morgen machte er den Eindruck eines Menschen, der eine schwere Krankheit überstanden hat.
„Hast Du geschlafen, Giulio, auf unsere lange Wanderung?" fragte ich

ihn. „Nein", entgegnete er gelassen. Und doch sah uns der Nachmittag wieder
auf einer ziellosen Streiferei wie der gestrige; eine verzehrende Hast schien,
den Knaben vorwärts zu treiben und lein Gefühl körperlichen Ruhebedürfnisses
bei ihm aufkommen zu lassen.
Wir verspäteten uns noch mehr als den Tag vorher. Unser Rückweg
führte uns diesmal durch ein Flußthälchen, in dem ein üppiger Pflanzenwuchs
wucherte und seinen feuchten Athem aushauchte. Wir wanderten wohl eine
Stunde lang in diesem anmuthigen Labyrinth, über dessen vollige Einsamkeit
und Unbewohntheit ich mich wunderte. Ich hatte den kühlen erfrischenden
Hauch anfangs mit vollen Zügen eingesogen, bis eine sonderbare Mattigkeit
mich überkam, so daß ich mich kaum nach Hause zu schleppen vermochte.
Auch dort wollte der Druck in den Gliedern nicht weichen; nach einer nicht
eben erquicklichen Nacht schlug ich bei Tagesanbruch mit heftigem Kopfschmerz
die Augen auf; ich fühlte meinen Puls und fand, daß ich fieberte.
Eine gute Dosis des für solche Zustände stets bereit gehaltenen Chinins
thllt ihre Wirkung. Noch etwas matt, aber mit völlig freiem Kopf erhob ich
mich etwa eine Stunde später als gewöhnlich. Ich war noch beim Ankleiden,
als Signora Amalia bei mir eintrat. „Verzeihen Sie", ich habe schon ein
paar Mal an der Thüre draußen gehorcht, und eben hörte ich, daß Sie auf-
gestanden waren", sagte sie. „Giulio —" Ich unterbrach sie hastig: „Wo
ist er?" — „In seinem Zimmer, krank, er hat sich wieder legen müssen,
oder vielmehr, wir haben ihn zu Bette gebracht, ich fand ihn vorhin auf dem
Sophll sitzen, ohne daß er von sich etwas wußte".
Das war keine gute Nachricht, und doch fühlte ich mich durch dieselbe
beinahe erleichtert; meine erste Befürchtung war gewesen, daß der Jüngling
sich heimlich aus dem Hause entfernt habe. Ich folgte der Mutter in das
Schlafzimmer der beiden Söhne, ein hübsches, luftiges Gemach, in dessen
Mitte die schneeweißen Betten standen. Das Bett ist in Italien bekanntlich
eine Art Luxusartikel, besonders in den Mittlern und untern Ständen; mit
gestickten Decken und Spitzen-umränderten Kissen wird es auf eine fast feier-
liche Weise ausgeputzt. Auf mich machte das in jenen Augenblicken einen
befremdlichen, beklemmenden Eindruck. Der dunkle Kopf des Knaben auf dem
weißen Kissen, die vollständig regungslose, lang ausgestreckte Gestalt, die sich
unter der leichten Decke abzeichnete, die Spitzen und Behänge des Lagers,
das Alles sah fast schon wie jene letzte irdische Schaustellung aus, welcher
der Italiener gerne noch etwas Festliches, Pomphaftes verleiht.
Ich trat rasch an das Bett und griff nach der Hand des Jünglings.
Ein Schrecken durchfuhr mich, als die langen Wimpern sich nicht hoben. Zu
ihm niedergebeugt rief ich ihn beim Namen ein, zwei Mal; er schlug endlich
die Augen auf, aber er sah mich mit verständnißlosem Blicke an.
„Nie, kennt er mich nicht?" fragte ich bestürzt die Mutter. Sie zuckte
traurig die Achseln. Der Arzt kam, fragte, ob der Knabe sich überanstrengt,
sich bei großer Hitze oder bei Sonnenuntergang viel im Freien herumgetrieben

habe, sprach von Malaria, verschrieb und schüttelte beim Weggehen halb
unwillig den Stock nach der Signora Amalia hin mit den Worten: „Dies hatte
nicht vorkommen dürfen. Der Junge hat eine Fibernatur, das wissen wir,
und unser Klima kennen wir auch!"
Vierzehn Tage spater ging ich Abends im kleinen Garten hinter dem
Valori'schen Hause auf und ab. Eine tiefe Niedergeschlagenheit lastete auf
mir. Drobeu im Hause das junge Leben schien sich in stetiger Fiebergluth
langsam, aber sicher, zu verzehren.
Giulio lag noch gerade so wie am ersten Tage, still, meist mit geschlossenen
Augen: und wie die Flamme einer Leuchte, welcher man oben die Luft ent-
zogen, noch immer in den Docht hinein frißt, so glimmte auch hier der
unheilvolle Brand in den Adern immer weiter, und mit mattem, aber ver-
hängnißvoll raschem Pulsschlag brauchte sich unaufhaltsam die Lebenskraft auf.
Alle, auch die kräftigsten fieberstillenden Mittel hatten sich bisher» als unwirk-
sam erwiesen. Der Arzt, ein lebhafter, scharfer Italiener, konnte seine Sorge
und zugleich seinen Unmuth kaum mehr bergen. Einmal, als nur ich zugegen
war, hatte er halb verzweifelnd ausgerufen: „Daß Einem auch die Natur des
Iuugen so gar nicht zu Hilfe kommt! Keine Lebenslust, keine Widerstands-
kraft; es mag paradox klingen, aber zum Gesundwerden gehurt auch guterWille!"
Ich hatte dem Toctor schon früher eine Andeutung gegeben von der
Art der heftigen Gemütsbewegung, welche dem Ausbruch der Krankheit
unmittelbar vorausgegangen war. Aber die Sache hatte ihn wenig interessirt.
Von der Liebe bekomme man das Fieber nicht, hatte er gemeint, das habe
sich der junge Mensch bei dem thörichten Spaziergang am Abend in dem
feuchten Thale zugezogen. Er war ein tüchtiger Mann von großem ärzt-
lichen Scharfblick. Was hätte es uns übrigens auch geholfen, wenn er über
den Ursprung von Giulios Krankheit mehr meiner Ansicht gewesen wäre?
Er hätte das Fieber schwerlich anders behandeln tonnen, als er jetzt that, und
ich mußte mit ansehen, wie der Jüngling dahin starb in Folge der Abwesen-
heit aller Hoffnung.
Unter solchen traurigen Gedanken hatte ich den kleinen Garten schon
unzählige Male durchmessen. Es war ein Raum, der jenen Namen kaum
verdiente. Zwei Reihen von Orangenbäumen in Kübeln bildeten in der Mitte
einen Gang; seitwärts je ein verwildertes Blumenbeet, von zerbröckelnden
Ziegelornamenten eingefaßt. Am Ende führten ein paar Stufen hinab zu
einem Pförtchen, welches auf eine stille, längs der Stadtmauer hinlaufende
Gasse ging.
Es dunkelte bereits so, daß die dünne Mondsichel am westlichen Himmel
zu erglänzen begann. Ich fühlte wenig Neigung, hinauf in das Haus zu gehen,
wo ich aus dem Krankenzimmer immer nur dasselbe hörte, das trostlose:
„Noch immer so". Mich von dem Hause entfernen mochte ich auch nicht; nach
der Gesellschaft im Kaffeehause trug ich kein Verlangen, auch trieb mich
die innere Unruhe immer bald wieder von bannen, wenn ich einmal hinging.

So stand ich unschlüssig und blickte nach den Fenstern des Hauses in die Höhe, da fiel dicht neben mir ein nur gerade hörbarer Schritt; ich fuhr herum, vor mir stand regungslos die Gestalt einer Frau in einem langen dunkeln Mantel, Kopf und Schultern dicht umschleiert. Ich erschrak bis in's Innerste. Diese hohe, vornehme Figur, das konnte nur Eine sein; alle ihre Hüllen machten sie nicht unkenntlich.

Es mußte ihr außerordentlich erwünscht sein, gerade mich hier anzutreffen, aber sie nahm sich nicht die Zeit, über diese günstige Fügung ein Wort zu verlieren oder mich zu begrüßen.

„Wie steht es dort?" fragte sie kurz und deutete auf das Haus.

„Nicht gut, Frau Marchesa", antwortete ich. Da sie schwieg, mußte ich mehr sagen; sie hörte ganz still zu, nur den Schleier warf sie plötzlich mit einer heftigen Bewegung mit beiden Händen vom Gesicht zurück und blickte zu den Fenstern des Hauses hinauf, eine Welt von Gram in den wunderbaren Augen. Aber als sie endlich sprach, war es mit ruhiger tonloser Stimme.

„Ich bin vor wenigen Stunden in Siena angekommen und reise morgen mit Tagesanbruch wieder ab. Der Marchese ist in Rom, er ist mit einer Mission nach Madrid betraut worden, wohin ich ihn begleiten soll. Wir verlassen Italien in wenig Tagen".

Wieder eine lange Pause, von der sie aber nichts zu merken schien; sie war in Gedanken verloren.

„Wird Nachts bei ihm gewacht?" fragte sie plötzlich.

„Das nicht gerade; seine Mutter hat sich im Nebenzimmer auf das Sopha gebettet, um ihm seine Arznei zu geben, wenn es nöthig ist".

„Können Sie diesen Platz nicht für die kommende Nacht einmal einnehmen?"

Ich sah sie betroffen an: „Das wird schwerlich gehen, Frau Marchesa", sagte ich zögernd, unter einem bangen Vorgefühl dessen, was kommen sollte.

„Es muß gehen. Fangen Sie es an, wie Sie wollen, aber ich rechne darauf, daß Sie mir den Weg frei halten; ich muß ihn auf ein paar Augenblicke sehen!"

„Der jüngere Bruder schläft im nämlichen Zimmer, Marchesa".

Sie machte eine Bewegung der Ungeduld, aber sie schob auch dies Hinderniß leicht bei Seite. „Das ist ein Kind, und Kinder Pflegen in der Nacht zu schlafen. Sonst müßten wir ihm — Aber nein, es wird nicht nöthig sein. Sähe er mich wirklich, so mag er nachher denken, daß er geträumt hat . . . Oder er mag denken, was ihm sonst beliebt; der Knabe kümmert mich nicht".

„Aber Giulio selber? Wenn er ihre Gegenwart gewahr würde? Sie erkennte? Wollen Sie eine solche Aufregung verantworten?"

Sie hatte den Schleier niedergelassen, jetzt hob sie ihn noch ein Mal, um ihre Augen fest auf mich zu richten. „Was, glauben Sie, hat ihn krank gemacht, war es nicht die Trennung von mir?"

Das tonnte ich nicht verneinen.
„Ich wußte es", murmelte sie vor sich hin; „er ist nicht wie die
Andern". Dann sprach sie wieder zu mir: „Sie können mich ruhig zu ihm
lassen, ich bürge Ihnen dafür, er wird nicht kränker werden. Also — halten
Sie Wache und sorgen Sie dafür, daß ich den Weg nicht verfehle. Am
besten ist es, Sie sehen kurz vor Mitternacht ein brennendes Licht vor seine
Thür; ich komme gegen Mitternacht".
Sie hatte während unserer kurzen Unterredung keine besondere Furcht
vor Entdeckung gezeigt, ob man uns gleich von allen Hinterfenstern des
Valori'schen und mehrerer Nachbarhäuser aus hätte beachten können. Etwas
besorgt glitt mein Blick, als sie jetzt den Schatten der Orangenbäume verließ,
über alle diese Fensteireihen hin; zwar sah ich Niemanden, doch bewies das
noch nicht, daß wir unbelauscht gewesen. Dicht vor dem Pförtchen war ein
Raum, den man von den Häusern aus mit dem Blick nicht mehr erreichen
konnte; hier hielt ich sie noch ein Mal auf.
„Sie selber, Frau Marchesa, — wagen Sie nicht zu viel? Fürchten
Sie nicht —"
Ich stockte; sie fiel mir in die Rede. „Fürchten, daß man mich ihm
verrathe?" sagte sie mit einer Kopfbewegung in der Richtung ihres Palastes hin.
„Wissen Sie, durch wen ich von Giulios Krankheit zuerst erfahren habe?
Durch ihn. Er sagte mir beiläufig" — ich konnte sehen, wie sie unter dem
Mantel die geballten Hände ein wenig in die Höhe hob — „der talentvolle
älteste Sohn der Familie Valori sei todt — oder sterbend".
„Herr Gott und Sie? Was thaten Sie. Frau Marchesa?"
„Zum Glück glaubte ich ihm Anfangs nicht, denn ich dachte nur an
Gefahren, die von ihm kommen konnten. Uebrigens fragte ich ihn auch, ob
er selber — aber lassen wir das . . . ich fürchte ihn nicht mehr, den Teufel,
ich fürchte nur noch den lieben Gott. Also — alla mLxxa notto ..."
Ehe ich noch wußte, wie mir geschah, war ich allein; die Pforte hatte
sich völlig geräuschlos wieder geschlossen. Ich ging nun sogleich hinauf, um
je eher, je lieber meine unangenehme Eommission auszuführen. Die Sache
ging leichter, als ich gedacht hatte. Nach dem Abendessen sprach ich mit
Signora Nmalia. Fast scheint es, als ob, sobald wir nur überzeugt sind, daß
etwas möglich gemacht weiden muß, unser Wille in Bezug darauf eine über
unser Bewußtsein hinausreichende Kraft gewinne, auch Andere zu bestimmen.
Signora Amalia war verwundert über mein Anerbieten, meine Fentileaxa,
doch fand sie sich hinein, besonders als ich, um die Sache etwas besser zu
motiviren, ihr sagte, daß ich eine dringende Arbeit fertig zu machen habe
und deshalb ohnehin erst sehr spät, wenn überhaupt, zu Nette gegangen sein
würde. Mein Arbeitstisch wurde in die Stube neben dem Schlafzimmer der
Söhne gebracht, und ich richtete mich da ein. Es hatte dies auch den Vor-
theil, daß ein Geräusch, welches in der Nacht etwa zu den Ohren der Eltern
Giulio's drang, ihnen durch mein Aufsein erklärt wurde.

Obgleich mir beständig gegenwärtig blieb, daß ich auf etwas, und zwar
etwas sehr Merkwürdiges warte, gerieth ich doch in's Arbeiten, so daß ich
endlich Zeit und Weile vergaß. Da wurde ich, ich weiß nicht, wie, aufmerk-
sam auf etwas im Nebenzimmer; nicht, daß ich ein Geräusch geHort hatte.
Alles war ganz still, aber ich hatte plötzlich das Gefühl noch einer Gegen-
wart. Ich trat leise unter die Thür. Mitten im Zimmer, in einiger Ent-
fernung von Giulios Lagerstatt, kniete die Marchesa, etwas gebückt, wie um
dem Liegenden besser in's Gesicht sehen zu tonnen; ihr langes schwarzes
Kleid schleifte weit hinter ihr auf dem Fußboden. Der Knabe schien zu schlafen.
Ich trat geräuschlos zurück. Lange hörte ich keinen Laut; dann war
es mir, als würde gesprochen. Eine ganze Zeit lang stand ich, nicht gerade
lauschend, aber wartend; endlich warf ich wieder einen Blick in das andere
Zimmer. Die Marchesa richtete sich eben von dem Bette, über das sie
gebeugt gestanden, in die Höhe; als sie sich umwendete, siel ihr Blick auf mich,
fie winkte mir leicht mit dem Kopfe und glitt hinaus.
Ich folgte ihr. Ohne Zögern wendete sie sich den Gang hinab, die
Treppe hinunter, als sei sie mit dem Hause lange vertraut. Wir schritten
durch die offene Hinterthüre in den Garten, und durch diesen bis zu dem
Pfürtchen an der kleinen Gaffe. Hier blieb sie stehen.
„Bleiben diese Thüren immer offen?"
„Ich weiß es nicht, Frau Marchesa. Es ist leicht möglich, denn man
ist hier sehr sorglos".
„Schließen Sie dieselben hinter mir, ich bitte Sie! Wie leicht kann
Jemand auf demselben Wege wie ich in's Haus gelangen".
Sie war fort und ich that, wie sie mir geheißen; mir hatte sie kein
Wort zum Abschied gesagt, an mich offenbar gar nicht gedacht.
Als ich kurz darauf wieder an Giulios Bette trat, lag dieser noch
immer wie ein Schlafender. Daß er wirklich schlafen sollte, schien mir so
sonderbar, daß ich mich über ihn beugte und ein paar Mal seinen Namen
nannte, unbekümmert darum, ob ich ihn weckte. Ec fchlug langsam und wie
widerwillig die Augen auf.
„Wie geht es Dir, Giulio?" fragte ich, indem ich meine Hand auf die
seine legte. Er entzog mir rasch die Hand und legte sie wieder vor sich hin
auf die Decke, wobei er einmal wie kosend mit der andern darüber hinfuhr.
„Gut", antwortete er auf meine Frage, und dabei blickte er vor sich hin mit
einem eigenen Lichte in den Augen. Ich befühlte seine Stirn, sie war kühl.
Nachdem ich ihm seine Arznei gereicht, verließ ich ihn, und fand ihn nach
einer Weile wirklich ruhig und tief schlafend, mit einem Gesichtsausdruck, mit
dem eine schwer zu beschreibende Veränderung vorgegangen war, aber keine,
die mich beunruhigte.
Der Doctor, der am nächsten Morgen kam, betrachtete den Patienten mit
besonderer Aufmerksamkeit. Er hielt lange seinen Puls und nickte dabei
ein paar Mal mit dem Kopfe: „Endlich!" —

Das Fieber ließ von jenem Tage an nach. Die Jugend gewinnt rasch
ihre Kräfte wieder; in wenig Tagen konnte Giulio im Garten sitzen, nach
Verlauf einer Woche mit mir spazieren gehen. Daß ich sein beständiger
Begleiter war, erschien Jedem natürlich. Es hatte sich ein schweigendes Ein-
verständnis; zwischen uns ausgebildet; der Jüngling hing an mir, zäh, eigen-
sinnig, egoistisch, wie man an einer im Leben einzigen Erinnerung hängt.
Wir schlenderten Stunden lang draußen umher und sprachen meist
von gleichgültigen Dingen. Ter Name der Marchesa wurde nicht genannt,
niemals wurde an jene Nacht, den Wendepunkt der Krankheit, und ihr
Erlebniß gerührt. Manchmal, wenn ich die Erinnerung daran in meinem
Kopfe herumwarf, wurde ich irre daran, ob ich wirklich reden gehört
hatte. War es nicht auch möglich^ daß Giulio gar nicht wach geworden
war? Vielleicht hatte er nur durch den Fieberschlummer hindurch die geliebte
Nähe gefühlt. Ich selber hatte übrigens Zeiten, wo ich daran zweifelte, ob
jene Erscheinung der schonen Frau ein wirkliches Erlebniß gewesen. Zuweilen,
wenn ich Morgens aufwachte, kam mir daran zu glauben wie Wahnsinn vor.
Giulio war körperlich völlig wieder hergestellt, als er von Neuem seinen
Eltern und mir Sorge zu machen begann.
Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner, gegen die weder
Arbeit noch der Versuch der Zerstreuung im Mindesten fruchten wollte. Um
diese Zeit war meine wissenschaftliche Aufgabe in Siena beendigt. Ich konnte
bemerken, wie die weichherzigen Menschen sich wahrhaft grämten beim Gedanken
an meine Abreise, wie Signora Amalia aber noch mit einem andern Gefühl, dem
einer tiefen, nagenden Sorge, derselben entgegen sah. Manchmal ertappte ich sie,
wie sie kummervoll von mir zu ihrem ältesten Sohne blickte, um dann, wenn sie
sich von mir beobachtet wußte, rasch die mit Thränen gefüllten Augen abzu-
wenden. Ueber Giulios Empfinden konnte ich nicht recht in's Klare kommen.
Einmal sprach ich heiter und halb scherzend mit ihm über meine Abreise,
und wie es ihm vorkommen werde, wenn er seine Spaziergänge nun wieder
allein machen müsse, da sagte er weiter nichts als: „Wenn Sie gehen, gehe
ich vielleicht auch".
Ich glaube, diese Worte gaben in mir den Ausschlag zu Gunsten eines
Planes, den ich gefaßt hatte. Ich machte den Valori's den Vorschlag, den
jungen Menschen mit mir nach Deutschland gehen zu lassen.
Für den guten Signor Alessandro, den Stockitaliener, war das nicht viel
anders, als fordere ich ihn auf, seinem Sohne eine Reise in den Mond zu
gestatten; die Idee drohte ihn völlig aus dem Geleise zu werfen. Anders
die Signora Amalia. Die geängstigte Mutterliebe lag bei ihr in der einen
Wagschale, so daß dieselbe sich tief senkte und die andere, in welcher nur allein
die Ungewöhnlichkeit der Sache sich befand, in die Höhe fchnellte. Es handelte
sich außerdem nur um die Kosten der Reise. In Deutschland sollte Giulio mein
Gast sein.
Er selber nahm den Vorschlag anscheinend ziemlich apathisch auf, aber

ich fand ihn nachher ein paar Mal eifrig über der Landkarte; wahrscheinlich wollte er wissen, ob die Entfernung zwischen Bonn und Madrid größer sei. als die zwischen der spanischen Hauptstadt und Sien«. —

Wir waren seit einigen Wochen in Bonn. Ich war noch nicht ganz im Klaren darüber, ob ich uns Glück wünschen durfte zu dem Schritte, den ich gethan, als ich Giulio mitnahm, immerhin aber hatte ich ihn so weit, daß er mit einem träumerischen, oft widerwilligen Staunen das völlig neue Leben, welches ihn umgab, auf sich einwirken ließ.

Er erhielt von Zeit zu Zeit von zu Hause italienische Zeitungen. Ein-mal, da ich das Packet dem Briefträger abnahm und fast zufällig einen Blick darauf warf, bemerkte ich mit einigem Befremden, daß der „Popow Romano" an mich adressirt war, in der runden, nachdrücklichen Handschrift des Signor Alessandro. Ich faltete das Blatt auseinander und las gleich auf der Straße einen Passus, welcher der Aufmerksamkeit durch einen dicken Rothstift-strich empfohlen war.

Derselbe meldete den soeben in Madrid erfolgten Tod des Marchese Lusignola, und der Charakter dieser Nachricht hinderte das radicale Blatt durchaus nicht, dieselbe mit einigen höhnischen Bemerkungen zu begleiten. Es war die Rede von dem großen Verluste, welchen der Vatican durch das Ab-scheiden dieses so überaus thätigen und geschickten Diplomaten erlitten; man tonne übrigens immerhin nicht wissen, „wie unser Berichterstatter sich ein wenig boshaft ausdrückt", ob nicht der Marchese Lusignola für den Hof einer gewissen dunklen Majestät, an den er sich doch wohl begeben, auch mit päpstlicher Creditive und einer besonderen Mission betraut gewesen. Der sßre^io ciiplom^tioo, ln'eß es weiter, sei eines raschen Todes gestorben, dessen Ursachen noch nicht ganz aufgeklärt seien. „Er hatte die Gewohnheit, wegen eines Nervenübels Opiate zu nehmen. Ob er sich in der Quantität oder gar in der Qualität seines Schlaftrunks vergriffen hat, darüber läßt die untröstliche Wittwe, die keusche Lucrezia Lusignola, jetzt Erhebungen anstellen; aber wir wagen, daran zu zweifeln, daß es ihr gelingen wird, die Sache für uns in's Klare zu bringen".

Ich wollte das Blatt gerade in die Tasche gleiten lassen, als Giulio auf mich zutrat: „Ah, der ‚Popolo Romano'!" sagte er und streckte unbe-fangen die Hand danach aus. Ich konnte ihm die Zeitung nun nicht mehr vorenthalten, ohne ihn aufmerksam und mißtrauisch zu machen. Aber ich zögerte, ehe ich sie ihm gab. „Es steht etwas darin, was Dich tief berühren wird, Giulio", sagte ich.

Er ließ die ausgestreckte Hand sinken, als gehe ihm die Kraft aus. „Sie ist todt", sagte er leise.

„Nein, nicht die Marchesa".

„O, dann —" er riß mir das Blatt weg und eilte leichten Schrittes in's Haus. Als ich Giulio nachher wieder sah, und auch in den folgenden

Tagen, war mir sein Wesen nicht recht erklärlich. Er war mir gegenüber weicher, herzlicher als zuvor, etwa so, wie man ist, wenn man mit Einem eine recht vertrauliche Stunde gehabt hat, und doch war zwischen uns über die Nachricht, die wir empfangen hatten, kein Wort aus dem Herzen gewechselt worden. Was hätten wir sagen sollen über das Fürchterliche, welches zwischen den frivol geschriebenen Zeilen jener Zeitungsnachricht zu lesen war? Er war still geschäftig; es kam mir vor. als schreibe er viel und als schicke er Briefe ab. Zuweilen, wenn ich von irgend einer Beschäftigung in die Höhe blickte, fand ich seine Augen mit einem seltsamen Ausdruck auf mich geheftet; er sah aus. — nicht glücklich, auch nicht unglücklich, aber wie ein Mensch, den ein großes Schicksal nahe berührt hat. Und endlich glaubte ich diesen immer wiederkehrenden Blick zu verstehen: die Frage, in der sein Leben jetzt ganz aufging: wenn sie es gethan, wenn sie es — um mich gethan hätte?

Einige Zeit verging, eine kurze Zeit, kaum — so weit ich mich erinnere — nach Wochen zu messen, da brachte eine uns übersandte italienische Zeitung, diesmal die päpstlich gesinnte .Voce della Berits und im achtungsvollsten Tone, eine andere Nachricht: man spreche in gut unterrichteten Kreisen von einer Verbindung der verwittweten Marchesa Lusignola mit dem Herzog von . . . einem Verwandten des spanischen Königshauses; doch nöthige die „kaum angetretene" Tiaueizeit der Frau Marchesa naturgemäß zu einer gewissen Zurückhaltung in der Mittheilung dieser übrigens authentischen Thatsache.

Für Giulio Valori ist Deutschland eine zweite Heimath geworden.

Gegen die erste und besonders gegen seine Vaterstadt Siena schien er Jahre lang einen tiefen Widerwillen zu empfinden. Zwar besuchte er dieselbe von Zeit zu Zeit, aber nur seiner Eltern wegen, und ich erfuhr, daß er während eines solchen Aufenthaltes kaum das Haus verlasse. Daher gilt er dort für einen menschenscheuen Sonderling, uud in der deutschen Universitätsstadt, in der er seit Jahren lebt, weiden dem hagern, schweigsamen Italiener kaum bessere Namen beigelegt. Er ist ein gelehrter Kenner der deutschen Literatur geworden, zu deren Verständnis; er seine Landsleute in ernster Arbeit anwirbt. Als ich ihn zuletzt besuchte, fand ich ihn in Folianten vergraben; er war damit beschäftigt, eine Monographie der Tannhäuser-Sage zu schreiben. Uebrigens ist er, wie mau ans dem Vorhergesagten schon schließen konnte, unvcrheirathet geblieben.

Die neue Pompeji-Forschung.

von

S. Schoener.

— Rom. —

>n einer Zeit, die man, ohne Pessimist zu sein und sogar unter bereit-
williger Anerkennung ihrer theilweisen Berechtigung als eine dem
Positivismus des Augenblicks mehr als dem Bleibenden und Idealen
geneigte bezeichnen muß, ist es tröstlich zu sehen, daß die wissen-
schaftliche Beschäftigung mit dem elastischen Altcrthum noch immer im ent-
schiedenen Fortschritt begriffen ist. Trotz den mannigfachen Verfuchen, den
Raum, welchen die elastischen Studien in der Iugendbildung bisher eingenommen
haben, zn beschranken, gicbt die Fülle wissenschaftlicher Arbeiten auf allen Ge-
bieten der Alterthumskunde und der Reichthum ihrer Resultate Zeugniß dafür,
daß ein großer Theil der besten geistigen Kräfte die Aufgabe und den Lohn ihrer
Thätigkeit auf jenem Felde zu finden wissen, auf dem nun einmal die edelsten
Früchte menschlicher Cultur gezeitigt, auf dem die großen Ideale der Weltwcisheit,
der Kunst und Dichtung, des Staates und Rechtes zur vollendetsten Verkör-
perung gelangt sind.

Ein merkwürdiges Beispiel von der unvergänglichen Anziehungskraft selbst
beschränkter Gebiete der elastischen Welt und zugleich von der Fruchtbarkeit dieser
Studien sowie von ihrer Vielseitigkeit und Durchdringung mit zahlreichen ver-
wandten wissenschaftlichen Problemen bietet die Forschung über Pompeji. Nenn
man erfahrt, daß über die verfchüttcte campanische Stadt seit ihrer Wieder-
entdeckung im Jahre 1748 mehr als zweihundert besondere Schriften — un-
gerechnet die zerstreuten Aufsätze und die pcriodifchen Publicationen — erschienen
sind, oder wenn mau die großen Specialwerke durchblättert, so sollte man
meinen, daß abgesehen von den Ergebnissen der fortschreitenden Ausgrabung
wenig neue Resultate zu erhoffen seien. Die Meinung würde ebenso irrig sein
wie die, daß ein Altcrthumsforscher nach mchrmonatlichem Aufenthalt in Pompeji

nichts Neues mehr finden weide. Wer mit einem kundigen Führer ein paar
Tage durch die sonnigen Straßen und die farbigen Höfe gewandert ist, mag
glauben, das Städtchen mit seiner Ausstattung und feiner Gefchichte genügend zu
kennen. Nach Verlauf von eben fo vielen Monaten wird er die Fülle der Be-
ziehungen erkannt haben, in denen die einzelneu Erscheinungen zu anderen und
zum Ganzen der antiken Geschichte stehen, und es werden sich ihm Fragen und
Probleme in einer Zahl aufgedrängt haben, die ihn von der Unerschüpslichkeit
dieser Studien überzeugen müssen. Unerschöpflich sind sie in der That. und
der Gewinn, welchen die Alterthnmsforschung aus der Keuntuiß Pompejis ge-
schöpft hat, ist ein weit über die Grenzen seiner Specialgcschichte hinausgehender.
Allbekannt ist, daß trotz den Vitruvschen u. a. Beschreibungen wir noch heute
über das Aussehen eines altrömischen Hauses im Unklaren sein würden, wenn
es uns nicht in Pompeji vor Augen läge; daß die Stadt-, Gebäude« und Zimnier-
anlllgen uns erst hier anschaulich geworden, das häusliche Leben bis in seine
Einzelheiten zum Verständnis; gekommen ist. Unsere Kenntnis; des antiken Bau-
und Limitationswesens, der Anlage und Einrichtung von Tempeln, Theatern,
Amphitheatern, Staats-Gebäuden, Befestigungen, Grabstätten u. f. w, hat
die werthvollsten Bereicherungen erfahren. Ein ganzer Zweig der antiken Kunst,
die Malerei, lvürde uns ohne die unter der Afche des Vcfuv aufbewahrten Wand-
gemälde fast unbekannt sein. Durch letztere ist die früher unangefochtene Meinung,
die Malerei habe im Alterthum eine fehr untergeordnete Rolle gespielt, dahin
umgewandelt worden, daß sie den anderen darstellenden Künsten durchaus eben-
bürtig muß gewesen sein. Auffällig und beachtenswerlh ist die fruchtbare Wechsel-
wirkung zwischen der pompejanischen Specialforschung und den allgemeinen Er-
gebnissen der Altertumswissenschaft, vermöge deren jeder Dienst, den die eine
der andern geleistet hatte, ihr selbst unmittelbar wieder zugute kam. Die Fort-
schritte der mythologischen Forschung vcrhalfen zur Deutung der pompejanischen
Gemälde, und die Darstellungen auf diesen Gemälde» verbreiteten neues Licht
über die Mythologie. Die Kenntnis; der altitalischen Sprache und Schrift wurde
durch die pompejanischen Wandinschriften erweitert und förderte hinwiederum das
Verständnis; dieser Inschriften. Wenn man durch den Inhalt dieser Inschriften
manches Neue erfuhr über Organisation der Bürgerschaft, municipale und fociale
Zustände, Corporationswesen und Wahlverhältnisse; wenn viele Fragen der
künstlerischen und gewerblichen Technik durch Untersuchungen in Pompeji ihre
Lösung fanden; wenn die Municipalgefchichte der Vefuvstadt interessante Ana-
logieen und Parallelen in der Landesgeschichte entdecken ließ, so fanden diese
Resultate sogleich ihr Gegenstück darin, daß die Kunde von den allgemeinen
socialen, politischen, religiösen Verhältnissen die Erklärung für entsprechende Er-
scheinungen inHompeji an die Hand gab, daß die Kunstgeschichte den künstlerischen
Werken Pompejis den gebührenden Platz anwies und daß die allgemeine italische
Geschichte manchen dunkeln Punkt in der Tradition Pompejis aufzuhellen ver-
mochte.

Mit dem Reichthum an Fragen und Gesichtspunkten, welche bei der

Betrachtung von Pompeji, der ersten ein vollständiges Bild antiken Lebens
nach allen Seiten hin bietenden Stätte, sich aufdrängen muhten, hing es
zusammen, daß die Methode der Ausnutzung und Forschung eine beständig
wechselnde war. Während des ersten halben Jahrhunderts der Ausgrabungen
war von einer eigentlichen wissenschaftlichen Forschung nicht die Rede. Man
grub nach, um zu finden «ud zu besitzen, und schätzte die Fundstücke nach ihrem
materiellen oder künstlerischen Werthe, aber ohne sie im Zusammenhange unter-
einander und mit dem Ganzen zu betrachten, ohne sie als Zeugnisse einer ver-
gangenen Zeit anzusehen und die Fragen nach den hundert interessanten Verhält-
nissen jener Zeit an sie zu richten. Es war schon ein Fortschritt, als die Funde
begannen den Gelehrten als Anlaß zur Austramung antiquarischer Erudition zu
dienen und behufs Verwerthung ihrer Formen abgebildet, vervielfältigt und
beschrieben zu werden. Erst sehr allmälig kam man dahin, den Verhältnissen
Pompejis als eines socialen Ganzen nachzuforschen, seine Stellung im Staats-
oiganismus zu bestimmen, auf das Wie und Warum der einzelnen Erscheinungen
die Aufmerksamkeit zu richten und die verschiedenen Erscheinungen zu einem Ge-
sammtbilde zu vereinigen, welches ein Spiegelbild italischen Lebens im Alterthum
sein könne. Es begann die Detailforschung, welche höchst verdienstvolle Resultate
gehabt hat. Den Aufnahmen der Straßen und Gebäude, den Plänen und Auf-
rissen folgten Abbildungen der Gemälde, Geräthe, Slawen u. s. w., den
Messungen und Restaurationen der Tempel, Bäder, Paläste die Befchreibungen
der hervorragenden Kunstwerke, die Sammlung der Inschriften, die ästhetische
Kritik. Man siudirte die Architektur, die Plastik, das technische Verfahren der
Pompejaner; man beschäftigte sich mit den Fragen nach dem Ursprünge und der
Geschichte der Stadt, nach ihrer Verfassung, ihrer Bevölkerung, dem Cultur-
zustllnde/dem Verkehr u. s. w. Es folgten zusammenfassende Werke, unter denen
nur die bedeutendsten den Engländern und Franzosen angehörenden genannt sein
mögen: Mazois-Gau's „1^68 ruwos äs ?«inr«i^, Gells „kompeMa", Bretons
„?ompe,ja". Selbständige Werke ähnlichen Werthes hat Deutschland nicht auf-
zuweisen! es bedurfte dazu materieller Mittel und diplomatischer Unterstützung,
wie sie deutschen Forschern früher nicht beschieden gewesen sind. Dagegen hat
das allbekannte Overbecksche Wert das große Verdienst, die besten Resultate der
Vorarbeiten gesammelt und zu einem anschaulichen und anziehenden Gesammtbilde
vereinigt zu haben. Dennoch würde sich täuschen, wer da glauben wollte, daß
die genannten Werke ein im Wesentlichen abschließendes Resultat der Pompeji»
forschung darstellten. Die folgenden Blätter follen zeigen, welchen Reichthum an
neuen Ergebnissen die wenigen letztverflosfenen Jahre gebracht und wie einige
geistvoll eindringende Untersuchungen selbst das System der Forschung auf eine
neue Grundlage gestellt und so eine Reihe früher geltender Grundwahrheiten
umgestoßen habe». So große Ausdehnung die Studien über Pompeji gewonnen
hatten, sie waren im Verlaufe von mehr als einem Jahrhundert noch nicht dazu
gelangt, das große Princip historischer Entwickelung auf ihr Object anzuweudcn
und an der Kritik der positiven Thatsachen die Ergebnisse der Speculation zu
prüfen.

Das 1877 erschienene Buch Heinrich Nissens und Richard Schönes:
„Pompejanische Studien zur Städtekunde des Alterthums" hat einen neuen
Horizont für die Pompejiforschung eröffnet. Von der epochemachenden Bedeutung
ihrer Untersuchungen kann nichts einen besseren Beweis geben als die Ver-
gleichnng der von ihnen gefundenen historischen Thatsachen mit der bisher bekannten
Geschichte Pompejis. Was man bisher von der Chronik Pompejis wußte, war
nicht viel mehr, als was die dürftigen Notizen bei Strabo, Livius, Vellejus,
Appian, Plinius, Cicero, Tacitus und einigen Anderen enthalten, d. h. ein
Nutzend Daten über die sagenhafte Gründung der Stcidt, ihre Theilnahme am
Bundcsgenossenkriege, die Sullanische und Augusteische Colonisation, ein paar
Ereignisse der Kaiserzeit und ihren Untergang im Jahre 79 n. Chr. Die
polirische Entwickelung und Bevölkerungsstatistik, die Baugeschichte und das
religiös-sociale Leben waren blos in allgemeinen Umrissen bekannt; selbst die
Bestimmung der öffentlichen Gebäude war eine auf ziemlich vagen Vermuthungen
beruhende und sehr mangelhafte. Mit Freude und Bewunderung muß man es
daher sehen, daß H. Nissen im Anhange seines Buches auf nicht weniger als
zwölf enggedruckten Seiten eine wirkliche „Chronik von Pompeji" aufstellt, durch
welche die Zahl der bisher bekannten Daten mindestens verzehnfacht wird.
Zwischen der Ertheilung des römischen Bürgerrechts im Jahre 87 und dem
Erlaß derCasarillnischcn Städteorbnung 45 v. Chr. lag für uns die pompejanifche
Aadtgeschichtc wie in mehreren anderen nicht minder langen Perioden in fast
völligem Dunkel. Nissen hellt es durch folgende Daten auf: 85 V.Chr. DcrQuästor
Vibius Popidius errichtet am Comitiuni eine Säulenhalle, Gründung dcrSullani-
fchen Veteranencolonie. Anlegung der Vorstadt (Pagus Felix Suburbauus)
durch die ausgetriebenen Bürger. Streit zwischen den Altbürgeru und den
Colonisten. Einführung des römifchen Fußes. Anfang der Straßenpflasterung.
Sperrung mehrerer Straßen für Wagen, Anlage der Saepten am Cumitium. —
75. Tic Duovirn Quinctius Valgus uud Porcius bauen das Odcon. — 70.
Die Quinquennalen Quinctius Valgus und Porcius fangen ein Gebäude für
die Fechtelspiele an. — Die Duovirn Ulius und Aninius restauriren die Portiken
und die Palüstra der Thermen, erbauen ein Schwitzbad und den Raum zum
Abreiben. — Die Duovirn M. Porcius und Sextilius und die Acdilen Gn.
und A. Cornelius errichten den Hauptaltar im Cerestempel. — 63. Cicero
erwähnt Pompeji unter den blühenden campanischen Städten. — 62. Pompeja-
nifche Gesandte zeugen in Rom im Proceß des P. Sulla. — Am Forum wird
auf Gemeindelosten eine Badeanstalt erbaut. — M. Porcius erhält vou der
Gemeinde die Grabstätte vor dem Hcrculanerthor. — 60. 54. 51. Cicero weilt
in seiner Villa bei Pompeji. — Die Duovirn Cuspius und Lorejus bauen ein
Stück Stadtmauer. — 49. Am 12. Mai kommt Cicero auf seine Villa. Er
reist wieder ab, weil die Besatzung ihm das Commando anvertraue« will. —
Das Angeführte möge genügen, um Nur zu machen, welche Bedeutung
Nisscns und Schönes Arbeit für die Aufstellung neuer chronistischer Daten
oder die richtige Anordnung der bekannten hat. Wie aber ist es gekommen,

daß diese Bereicherung sowie die Richtigstellung zahlreicher anderer Thatsachen so lange hat auf sich warten lassen? — Die Ursache ist die, daß die Pompeji-forschung bis vor Kurzem blos die Ueberliefcrung und nicht die Monumente nach historischen Zeugnissen befragt hatte und daß sie, ganz besonders in Deutschland, in zwei fundamentalen Irrthümern, einem historischen und einem ästhetischen, befangen geblieben war. Jener war der, daß die Zustünde Pompejis in der uns vorliegenden Erscheinung etwas gewissermaßen typisches, mehr oder weniger unveränderliches, also ein begriffliches Bild des Römer-thums darstellten; dieser bestand in der poetisch - phantastifchen Auffassung, daß alles Pompejanische, wie überhaupt alles Antike edel, schön, bedeutungs-voll, ideal sein müsse. Es ist sonderbar genug, aber es ist Thalsache, daß es lange gedauert hat, bis man sich mit der Ucberzeugung befreundet hat, daß die Pompejmier Menschen von Fleisch und Bein gewesen sind, die, weit entfernt von Opfcrgesiingen, Theatervorstellungen und Kunstbetrachtung zu leben, recht reelle Bedürfnisse und Neigungen hatten, daß sie mit den Schwächen und Nöthen des gemeinen Lebens wie alle Menschen zu allen Zeiten zu kämpfen hatten und daß von dem, was sie uns hinterlassen haben, so Manches mangel-haft, häßlich, von geringem Werth und wenig rühmlich für sie ist. Diese Erkenntniß nimmt den pompcjanischen Studien nichts von ihrem Werthe; wohl aber ist sie unentbehrlich zu einer richtigen Beurthcilung der Objecte. Erst seitdem sie zur Herrschaft gekommen ist, seitdem in den pompejanischen Zuständen das Product einer langen, in beständigem Fluß befindlichen Ent-wicklung erkannt und die Feststellung des historischen Verlaufes durch Unter-suchung der Monumente selbst begonnen worden ist, hat die wahre wissen-schaftliche Erforschung Pompejis angefangen. Sie eingeleitet zu haben, ist das Verdienst der allerneuesten Untersuchungen, unter denen diejenigen Nissens den ersten Rang einnehmen. Das Folgende wird zeigen, welche glänzende Reihe ungeahnter neuer Aufschlüsse ihnen verdankt wird und wie wichtige Fragen bisher ganz ungelöst geblieben sind.

Zu ihnen gehört sogleich die Frage nach der Gründung, bei der mau vernachlässigt hat. daß sie nur im Zusammenhange mit der Baugeschichte der Stadt zu lösen ist. In Bezug auf sie befinden sich Nissen und Fiorelli im vollsten Gegensatz zu einander. Der langjährige Leiter der pompejanischen Ausgrabungen, um dieselben verdient wie kein Anderer, ist der Erste gewesen, der an eine Feststellung der verschiedenen Epochen in der Banges chichte der Stadt gedacht hat. Auf Grund der Verschiedenheit in Baumaterial und Bau «eise stellt er, von Overbeck gefolgt, drei scharf geschiedene Perioden auf, die er als die ostische, die samnitische und die römische bezeichnet. In der ersten, d. h. ältesten, soll ausschließlich der Sarnus - Kalkstein, und zwar Anfangs in Quadern, später in Fachwcrtbau benutzt worden sein; ihr sollen der Tempel des „?«iuiQ IrianFiüaro", die ältesten Theilc der Mauern und Thore und die ältesten Privathäuser, die sogenannten Kalkstein-Atrien, angehören. Der zweiten Periode, welche von der samnitischen Eroberung bis zum Bundes-

genossentriege reicht, weist Fiorelli die Verwendung des Tuffs und den Saulen-
bau, der dritten endlich das Ziegel- und Netzwerk und die damit in Zusammen-
hang stehenden baulichen Neuerungen zu.
Abgesehen von der mangelnden Motivirung einer so absoluten Beziehung
der politischen Perioden zu den Bauepochen ist gegen Fiorellis Aufstellung
nur einzuwenden, daß sie die Epochen zu scharf von einander trennt und dem
unzweifelhaften Fortdauern der einen Bauweise neben der ander» leinen
Spielraum gönnt. Nissen weist nach, daß lein einziges der ältesten Häuser
reinen Kalkstein-Quaderbau zeigt, daß also schon in der ältesten Zeit der
Quader- und der Fachwertbau mit einander combinirt gewesen sind. Die
Schwellen dieser ältesten Häuser, die gewiß nicht jünger sind als die Wände,
sind nicht aus Kalkstein, sondern aus Lava, so daß offenbar auch diese schon
mit und neben dem Kaltstein verwendet worden ist. Dasselbe läßt sich von
den Ziegeln sagen, die — z. B. in den Säulen der Basilica — schon in
samnitischer Zeit gebraucht worden sind. Kalk- und Tuffquadern kommen in
der Stadtmauer über- und untereinander vor. Die Kapitelle des griechischen
Tempels sind aus Kalkstein, und sie ruhten auf Säulenschäften aus Tuff!
Für Imvluvien und Brunncnmündungen war der Kaltstein wegen seiner
Porosität nicht zu gebrauchen; man mußte für sie also von vornherein den
Tuff oder die Lava anwenden. Andererseits ist der Tuff auch in der dritten
Periode — z. B. an einem Theil der Forumssäulen und im Vcnustempel —
noch verwendet worden, und selbst der Kalkstein h t noch in der Kaiserzeit
an den großen Privathäusern Verwendung gefunden. Nissen will deshalb
und wegen ihrer großen technischen Vollkommenheit die Kalksteinperiode nicht
so hoch hinaufrücken wie Fiorelli und meint, daß sie mit dem Einfalle der
Samniten eher begonnen als geendet haben möchte. Andererseits findet sich
der Vorläufer des Netzwerkes, der Lavabruchstein-Bau schon in der ostischen
Periode: an Theilen der Stadtmauer, der Basilica, dem Aesculap- und Iupiter-
tempel, ist also an zweihundert Jahre — nach Nissen, dessen Annahme wir
für zu hoch gegriffen hatten, sogar dreihundert Jahre lang neben dem Kalt-
und Tuffquadcrbau hergegangen.
Wenn also die scharfe Abgrenzung der Vauperioden sich nicht festhalten
läßt, so muß doch so viel als sicher gelten, daß die ältesten der uns vorliegenden
Privathäuser, die aber von dem sogenannten Griechischen Tempel und einigen
Theilen der Stadtmauer an Alter übertroffen werden, aus Sarnus-Kalkstein
bestehen, daß in einer späteren Periode in Zusammenhang mit einer Straßen-
regulirung und einem Neubau vieler Fahnden der Tuffstein ausgedehnte Ver-
wendung fand und daß in der letzten Zeit seit der römifchen Eolomsirung
die Verwendung von Lava und Ziegel im Bruchstein- und Netzwertbau
überwog.
Nissen selbst sah am besten, daß die Anwendung des einen oder des
andern Baumaterials nicht ausreichte, um das relative Alter der Gebäude zu
bestimmen. Er hat deswegen zu einem andern Kriterium gegriffen, auf welches

wir unten werden zurückzukommen haben. Die Anwendung desselben, durch
die es ihm gelungen ist, zunächst zwei große Perioden der Naugeschichte mit
fast völliger Sicherheit festzustellen und alle Gebäude entweder der oskischen
oder der römischen Zeit zuzuweisen, gehört zu denjenigen wissenschaftlichen
Thaten, die um so genialer sind, je einfacher sie zu sein scheinen. Ein eigen-
thümliches Zusammentreffen hat es gefügt, daß ungefähr gleichzeitig eine andere
wichtige Entdeckung gemacht und zu demselben Zwecke verwerthet wurde. A. Mau
entdeckte, daß sich in der malerischen Wanddecoration Pompejis verschiedene
Stilarten bestimmt unterscheiden lassen, welche zeitlich auf einander gefolgt sind.
Er konnte also durch den Dccorationsstil unter gleichzeitiger Beobachtung der
anderweitigen Kriterien das relative Alter eines Gebäudes bestimmen, dasselbe,
was Nissen durch den Nachweis der Anwendung des ostischen oder des römischen
Fußes als Vau-Maßstabes versuchte. Es war eben so natürlich, daß bei der
generellen Verschiedenheit der beiderseitigen Kriterien die beiden Forscher zu
mannigfach abweichenden Folgerungen gelangten, als daß sie sich auf dem gemein-
samen Felde polemifirend begegnen mußten. In der That ist Mau in einer als
Festgabe zur achtzehnhundertjährigen Erinnerungsfeier der Verschüttung Pompejis
im Jahre 1879 erschienenen Schrift mit einer Kritik der Nissenschen Unter-
suchungen hervorgetreten, auf welche bei deren weiterer Besprechung wird Rück-
sicht genommen werden müssen. Ehe wir dazu schreiten, mag das Verhältnis;
der beiden Schriften mit wenigen Worten klar gestellt weiden. Beide ergänzen
sich in einer sehr glücklichen Weise. Wenn Nissens Arbeit, die schon an Umfang
weit hervorragt und sich über ein unendlich weiteres Feld verbreitet, den unver-
gleichlichen Vorzug hat, niit fast divinatorischer Genialität neue Gesichtspunkte
aufzustellen, neue Wege zu weisen und den Blick in neue Weiten der Geschichts-
philosophie zu eröffnen, so bietet Mau's Wert eine kühle und strenge Prüfung
der Thatsachen, wie sie gerade auf diesem Standpunkte der Forschung unentbehr-
lich ist; denn, wie der Letztere einleitend hervorhebt: die grundlegende Local-
forschung muß erst zu einem gewissen Abschlüsse gekommen und geprüft worden
sein, damit man an ihre historische Verwerthung gehen kann. Wenn »vir nun
auch Nissen Dank wissen, daß er den vollständigen Abschluß der Detailforfchung
nicht abgewartet hat, um das staunenswerthe Gebäude seiner freilich zum Theil
Hypothese gebliebenen historischen Folgerungen aufzuführen, so ist doch nicht zu
verkennen, daß dieselbe an nicht wenigen Punkten der Kritik aufgesetzt wird, und
er selbst wird in den meisten der Punkte, welche Mau's nüchterne Nachprüfung
berührt, sich gern eines Besseren belehren lassen. In verschiedenen Punkten bleibt
die Controverse offen; im Großen und Ganzen erfährt die Bedeutung der
Nissenschen Leistung keine Schmälcrung.

Mit dem wirksamen Rüstzeug sorgfältiger Nachmessungen geht Mau gegen
diejenige Hypothese Nissens vor, welche sich auf Untersuchungen über das von den
pompejanischen Baumeistern angewendete Mnßsystein stützt. Es ist unzweifel-
haft ein Alterskriterium ersten Ranges, welches Nissen zuerst erkannt und erfolg-
reich verwerthet hat. Denn wenn es feststeht, daß von den Ostern nach einem

anderen Fuße gemessen worden ist als von de» Romern, so muß aus dem Nachweise, daß an einem öffentlichen Gebäude der ostische Fuß zu Grunde gelegt worden ist, mit Sicherheit zu folgern sein, daß dasselbe in oskischer Zeit, also mindestens vor Eltheilung des römischen Bürgerrechts an die Stadt Pompeji, errichtet worden ist. Der erwähnte Nachweis ist natürlich nur durch eine äußerst sorgfältige Nachmessung der Hauptdimensionen zu erbringen, eine Arbeit, die durch den Zustand der meisten pompejanischen Ruinen beträchtlich erschwert und deren Ergebnisse, besonders wo es sich um größere Zahlen handelt, nicht selten dem Zweifel Raum lassen, daß ihr Hinweis auf den einen oder den anderen der Maßstäbe das Werk des Zufalls oder kleiner Ungenauigkeiten sei. Mau hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, u. A. die sechzig „Kalksteinatrien", in denen Nissen den ostischen Fuß gefunden zu haben glaubt, einer Nachmessung zu unterziehen, und es ergiebt sich daraus, daß des Letzteren Messungen in vielen Fällen nicht mit derjenigen Genauigkeit ausgeführt sind, welche unentbehrliche Voraussetzung der darauf gebauten Folgerungen hätte sein müssen.

Da nach Nissens Meinung der auch in der Folge bewahrte Straßenzug Pompejis nach den Principien der antiken Feldmeßlunst gezogen worden ist, so hält er dafür, daß die insiüas, die Stadtquartiere, alle ein bestimmtes Landmaß und zwar den oskischen vorsuF, d. h. eine Fläche von zehntausend ostischen Quadratfuß, darstellen. Hieraus folgert er, „daß auch der Inhalt der Kalksteinatrien (der ältesten Gehöfte) jedesmal ein bestimmtes Landmaß in runder Ziffer darstellt" und daß als Inhalt der Innenraum unter Abzug der Außenmauern berechnet weiden muß. Gegen diese Behauptung macht Man mit Recht geltend, daß unmöglich anzunehmen sei, die Ägrimensoren haben sich nach Zerlegung der nach runden Zahlen bemessenen in^ulao die erstaunliche und unnütze Mühe gegeben, den Raum für die Mauern gesondert zu vermessen und doch noch runde Ziffern für den oft nicht einmal rechtwinkeligen Innenraum herauszurechnen.

Unter den sechzig Häusern erkennt Mau nur ein einziges, das „des Chirurgen", an, „dessen Flächeninhalt zur Zeit der Kalksteinatrien sich mit einiger Sicherheit bestimmen läßt". Nissen berechnet als solchen in Netto, d. h. unter Abrechnung der Umfassungsmauern, für das ursprüngliche Haus 5000 Q.-F.. für das später erweiterte 7500 Q.-F., d. h. dreiviertel vorsuZ, Mau dagegen 5192, resp. 692? Q.-F. Derartige Abweichungen finden sich, soweit Man nicht überhaupt Nissens Berechnung für willkürlich oder illusorisch erklärt, in fast allen Messungen. Wenige Beispiele mögen genügen: Das Haus „des Meleager" berechnet Mau auf 3124 statt auf 3000 Q.-F.; das „des Spurius Mesar" auf 28671/2 statt 2500; das Haus Reg. IX. Ins. 3 Nr. 21 auf 1032 statt 1000; das 1,4.2 auf 2684 statt 2750; das VI, 5,7 auf 2090 statt 2000; das VI, 7,7 auf 1150 statt 1200. mit dem Garten auf 1641^8 statt 1500; VI, 11. 19 auf 1421 statt 1500 u. s. w. Bei einem einzigen Hause — VI, 11, 16 — wo sich ihm 17403/8 Q.-F. statt Nissens runder Zahl 1750 ergeben haben, glaubt Mau zugeben zu können, daß ursprünglich die letztere Größe vorhanden gewesen sein kann. Eine ziemliche Anzahl von Häusern scheidet er als völlig unbrauch-

bar aus. Manche sind durch Umbauten oder theilweise Zerstörung in einen
Zustand versetzt, der keinen Anhalt mehr zur Berechnung der ursprünglichen
Assignation bietet. Ueber das „Haus des Schiffs" sagt Nissen: Es ist „genan
78 F. lang und 55 F. breit.... bedeckt im Lichten 3750Q.-F, d.h. ^ vorsu».
Soll das haarscharfe Zusammentreffen ein Werk des Zufalls heißen?" Worauf
Mau's Antwort lautet: „Allerdings ist es ein Werk des Zufalls, genauer das
Product einer Reihe offenbarer Irrthümer", durch deren Beseitigung sich ihm
vielmehr ein Lichtraum von 3950 Q.-F. ergiebt.
Wenn deshalb Mau am Schlüsse seiner Prüfung das Resultat ein gänzlich
negatives nennt, so müssen wir ihm wohl oder übel in so weit beistimmen, als
sich in der That der Beweis nicht erbracht zeigt, daß in den Kalksteinatrien noch
jetzt das Maß der ursprünglichen Assignation zu erkennen sei. Doch liegt das
nur daran, daß Nissen zuviel hat beweisen wollen, und er wäre unserer Meinung
nach dieser Kritik entgangen, wenn er sich begnügt hätte, an einem oder zwei der
ältesten Häuser, ein rundes Landmaß in Mischen Fuß nachzuweisen. Dies
genügte zur Erhärtung seines auch sonst nicht zu bezweifelnden Satzes, daß vor der
Römerzeit nach oskischem Fuß gemessen wurde, und es kann diesen Satz nicht im
mindesten abschwächen, wenn sich in den uns jetzt vorliegenden Häusern zahlreiche
Abweichungen herausstellen, welche zum Theil cmf Ungenauigkeiten der Vermessung
in so alter Zeit, zum Theil auf die baulichen Veränderungen im Laufe der Jahr-
hunderte und auf den mangelhaften Zustand der Ueberrcste zurückgehen tönneu.
Hier wie in vielen andern Punkten Nissenscher Doctrin bewährt sich die
interessante Erfahrung, daß trotz des Mangels einer ausreichenden exacten Be-
gründung , ja trotz offenbarer Flüchtigkeit und Irrthümer in der Untersuchung
seine Folgerungen doch richtig sind, weil sie ans einer umfassenden Combinations-
gabe und einem scharfen Blick für die großen geschichtlichen Zusammenhange
beruhen. Wenn seine eigenen Messungen, deren inhärente Schwierigkeit nicht
außer Acht gelassen werden darf, vielfach ungenau sind, so ist er um nichts weniger
berechtigt zu sagen: „Unsere Handbücher für Pompeji wimmeln nicht blos von
falschen, sondern geradezu ungeheuerlichen Zahlen"; denn die Berichtigungen,
welche die Topographie und Chronologie Pompejis ihm verdankt, überwiegen
weit, was Andere in dicken Bänden über Pompeji zusammengestellt haben, und
die Aufstellung eines Kriteriums, wie der Anwendung des ostischen Fußes, den
er auf 0,2749 in berechnet hat, ist von einer Bedeutung, die weit über die
Sphäre der Localforschung hinausreicht. Denn der Satz, daß die Mauerdickc
der Gebäude in ostischer Zeit 1^/2 Mische Fuß, in römischer 1^/2 römische Fuß
betragt, wird sich natürlich auf die relative Zeitbestimmung aller Bauten in
ostischen Landschaften anwenden lassen.
In engem Zusammenhange mit der Frage nach Art und Umfang der
ältesten Assignationen steht die nach der Gründung der Stadtgemeinde.
Hier ist es, wie schon bemerkt, Fiorelli. welcher Nissens Ansicht bekämpft.

ohne sie jedoch so zu erschüttern, wie es durch einige andere Einwände geschehen könnte.
Nissen ist geneigt, die Feststellung des italienischen Stadtschemas, wie überhaupt der Principien italischer Cultur der Zeit zuzuschreiben, in welcher die italischen Stamme nach der Trennung von den Hellenen noch als einiges Volt die obcritalische Ebene bewohnten. Bei der allmäligen Besitznahme der Halbinsel brachten die sich trennenden Stämme also schon die Kenntnis; einer tunstinäßigen Limitation nach übereinstimmendem Schema mit, und nach Nissen ist dieselbe bereits bei der Gründung Pompejis in Anwendung gekommen. Grundlage derselben ist die der Absteckung des militärischen Lagers nachgebildete Eintheilung in vier Regionen durch zwei sich rechtwinklig durchschneidende Haupt» straßcn, den Decumanus und Cardo Maximus. Nie von Fiorelli officiell eingeführte Eintheilung Pompejis in neun Regionen durch vier dergleichen Straßen erklärt Nissen für unmöglich. In seiner Schrift über „Das Templum", wo er die Analogie zwischen dem republikanischen Lager und der Stadt des weiteren ausführt und ans die Ucbeieinstimmung der drei pompejanischen Gründungs-Tribus der Acerraner, Nolaner uud Nuceriner mit den drei Tribus und den vier Regionen Roms hinweist, hebt er als besonders beweiskräftig die Uebereinstimmung der Maße hervor. Pompeji hat nach Fiorelli einen Umfang von 8767, das römische Lager einen solchen von 8600 F, Ter Decumanus Maximus des Lagers wird durch den Kardo oder die Principia im Verhältnis; von 2:3 getheilt. Dasselbe Verhältniß will Nissen in der Nolanerstraße erkennen, indem der westliche Abschnitt derselben 687,6 in der östliche — von der Stabianerstraße bis zum Nolanerthor — 413,00 in betrage. Abgesehen davon jedoch, daß das Verhältniß beider Abschnitte nicht genau gleich 2:3 ist, kann die Länge des erstercn nicht mehr festgestellt werden, da die westliche Grenze der Stadt durch das Ueberbautweidcn der Mauer unkenntlich geworden ist und ein westliches Thor, bis zu welchem gemessen werden müßte, nicht vorhanden ist. Wie Nissen die poi-ta innriZ als porta äecuinlliill auffassen kann, ist unverständlich, da sie nicht in der Verlängerung der Nolaner- sondern der Abbondanza-Straße, des südlicheren Decumanus, liegt. Annehmbar ist die Hypothese, daß die„Mercurstraße", die er Via Tecurialis nennen möchte, eine den Principia Sociorum des Lagers entsprechende Bedeutung gehabt und die bis jetzt nicht ausgegrabene, aber unzweifelhaft vorhandene Straße zwischen dem Capuaner- uud dem Nuceriner» Thor der Via Quintana des Lagers entsprocheil habe. Nichts weniger als eine Analogie mit dem Lager liegt aber darin, daß der Kardo Maximus durch den Decumanus nicht in gleiche Hälften, sondern in zwei wie 1:2 sich verhaltende Theile zerlegt wird; es sei denn, daß man diese Eintheilung mit der Trichotomie der Bevölkerung rechtfertigen wollte, wodurch man aber wieder mit der Vertheilung der vier Regionen in's Gedränge kommt. Nissen hilft sich damit, daß er der Acerranischen Tribus die beiden nördlichen Regionen, der Nolanischcn und Nucerinifchen je die Hälfte der beiden südlichen zuweist. Etwas zu phantastisch und deshalb mindestens dem wörtlichen Ausdruck nach unannehmbar

sind Hypothesen wie die: „es liegt nahe, die Thermen mit dem Quästorium zu vergleichen; alsdann ist der Iupitertempel das Prätorium, gleich diesem auf dem höchsten Pnntte der Stadt thronend", und „die Zelte der Tribunen sind in den sechs Tempeln an der Ostseite zu erkennen". — Nissens eigene Untersuchungen haben von den angeblichen sechs Tempeln mehrere beseitigt. Ter Iupitertempel liegt nicht, wie das Prätorium, in der Verlängerung des Decumanus; das Quästorium dürfte nicht dort liegen, wo wir die Thermen finden. —

Schon im „Templum" hatte es Nissen ausgesprochen, „daß der Grundplan, von unerheblichen Mudificationen abgesehen, noch gerade jetzt so vorliegt, wie er bei der Gründung festgesetzt wurde". In den „Studien" schließt er aus der Lage und Veitheilung der ältesten Häuser ebenfalls, „daß der ursprüngliche Straßenzug für alle Folge bewahrt worden ist", und er widerlegt hier in einem eigenen Capitel über „Die Anfänge" die Einwände Fiorellis gegen seine Hypothese sowie dessen gerade entgegengesetzte Annahme. Fiorelli nämlich will von einer regelrechten Limitation bei Gründung der Stadt nichts wissen. Er nimmr an, „daß die Häuser ursprünglich ohne Ordnung im Gebiete der Stadt zerstreut lagen, mit jedem derselben ein Gartengrundstück verbunden war und daß die ursprünglichen Fußstege größtenteils verschwanden, als durch die allmäligen Erweiterungen der Häuser der Anblick Pompejis sich schrittweise veränderte". Es wurden also durch Vermehrung der Gebäude nur die Grundstücke eingeschränkt: die Area der Stadt — nach Fiorelli 8767 Fuß im Umfang — war von Anfang an dieselbe, und sie war auch schon in ältester Zeit mit einer Mauer umgeben. Von den 86 alten Kalksteinhäusern, deren Reste Fiorelli zu finden glaubt, hält er die Hälfte für den ursprünglichen Ansiedlnngsbestand, so daß bei der Vertheilung des Areals, über das sie zerstreut lagen, fast genau zwei römische Morgen auf jedes Haus kommen, also eben so viel wie das Iisi-e^ium der Genossen des Romulus betrug. Die ursprüngliche Zahl von 150 Familien oder 750 Köpfen stieg bis zuni Ende der oskischen Periode auf das Doppelte, so daß nach dem Hinzutreten von 500 Samniten im Jahre 424 eine Bevölkerung von 2000 Seelen vorhanden war. In den nächsten vierhundert Jahren wuchs sie auf das Vierfache an. Dazu kamen die drei Veteranen-Cohorten Sullas im Betrage von 1800 Mann und endlich seit Augustus ein Zuwachs von ungefähr 2200, so daß Pompeji zur Zeit seines Unterganges ungefähr 12000 Einwohner besessen habe.

Nissen stellt dem entgegen, daß „erstens das Verzeichniß der ältesten Häuser weder vollständig noch genau ist" — was wir um so mehr anerkennen, als durch Mau's Untersuchung auch die Nissensche Zahl von bis jetzt sechzig Kalksteinatricn wieder modificirt worden ist; - zweitens daß man in Campanien bis auf Augustus nicht nach römischen, Maß gerechnet hat (wohlverstanden im Privatbcm. da im öffentlichen sicher seit 80 v. Chr. das hauptstädtische Maß in Anwendung kam); und drittens, daß die niedrige Ansiedler-Ziffer Fiorellis der Annahme einer sofortigen Ummauerung des ganzen Areals widerspricht. Ter letzte Einwand wiegt am schwersten. Denn offenbar ist es ein Unding, die zur Vertheidigung

der Stadt erbaute Mauer, die reichlich 25, Kilometer Umfang hat, von 150
oder selbst von 300 Mann vertheidigt zu denken. Das successive Anwachsen
der Bevölkerung hält Nissen auch mit der Annahme einer bedeutend größeren
Culonistenzahl für vereinbar, weil die Häuser bedeutend in Höhe und Breite
wachsen konnten. Einem zweiten Einwand Fiorellis, daß die vorfindlichen oder
noch zu erwartenden Reste auf leine größere Zahl ältester Häuser zu schließen
erlaubten, stellt er entgegen, daß die zahlreichen Lavafundamente auch schon den
ältesten Häusern gedient haben können und, was nach Verlauf von sechs Jahr-
hunderten nicht Wunder nehmen kann, das Einzige sind, was von diesen übrig ge-
blieben ist. Wenn nun aber Nissen hinzufügt, daß der Plan von Pompeji durch-
aus nicht den Anblick einer zufällig entstandenen, sondern einer nach bestimmten»
Plan gegründeten Stadt zeigt, so ist dies nur mit einer Einschränkung zuzuge-
stehen, welche seiner Behauptung der gleichz eiligen Entstehung der ganzen
Stadt widerspricht. Ein Blick auf den Plan zeigt, daß die verschiedenen Stadt-
theile unmöglich zugleich und nach einheitlichem Plane angelegt sein können. Der
Kern der Stadt, wie er uns in der Forumsregiou — Regio VH. Fiorellis —
vorliegt, unterscheidet sich auf's bestimmteste von den angrenzenden Regionen, die
durchaus den regelmäßigeren Charakter jüngerer Entstehungszeit tragen. Und wie
in aller Welt wäre es zu erklären, daß zwei verschiedene Systeme der Limitation
angewendet worden sind, wenn die Stadt nach einheitlichem Plan angelegt wäre?
!Ider läßt sich bestreiten, daß einige Regionen Pompejis strigirt, andere centuriirt
sind? Gerade der Grundplan Pompejis beweist die successive Entstehung der ein-
zelnen Stadttheile. Sie widerspricht weder der relativen Regelmäßigkeit der An-
lage, denn es können dieselben Principien wiederholt zur Anwendung gebracht
sein, noch der Annahme des sofortigen Mauerbaus, denn wir brauchen nur, wie
es auch Nissen thut, eine größere als die Fiorelli'sche Zahl ursprünglicher An-
siedler und Wohnungen anzunehmen, um die Schwierigkeit der Mauervertheidigung
gehoben zu sehen. Sehr wahrscheinlicher Weise sind die ältesten erhaltenen Häuser
nicht die absolut ältesten. Gewiß ist dem bereits eine hohe Entwickelungsstufc
zeigenden Steinbau der Kaltsteinatrien eine unvollkommenere Bauweise voraus
gegangen. , Wenn aber die ersten Ansiedler Holzhäuser gehabt haben, so ist es
lein Wunder, daß von ihnen keine Spur erhalten ist, und wir tonnen unbe-
denklich eine größere Zahl solcher annehmen als die zufällige der erhaltenen Kalt-
steinatrien, die als bestimmend für die Ansiedlerzahl zu betrachten höchst will-
kürlich erscheint. Eine sichere Grundlage für die Berechnung der Bevölkerung
fehlt uns. Die Annahmen gehen deshalb weit auseinander. Fiorelli stützt die
seinige von 12000 Seelen in der Kaiserzeit hauptsächlich auf die Berechnung
der Plätze im Amphitheater. Die Summe aller Sitzreihen ergiebt nach ihm eine
gerade Linie Von 6783,29 rn, wonach, auf jeden Platz 0,55 in gerechnet, für
12327. genauer 12333 Perfonen Platz gewesen ist. Da selbstverständlich nicht
die gesummte Bevölkerung Pompejis den Schauspielen beigewohnt hat und an-
dererseits bekanntlich die Bewohner der Nachbarstädte zu denselben kamen, so
sieht man nicht ein, welchen Werth die obige Ziffer für die Bestimmung der Be-

völterungszahl haben soll. — Nissen nimmt für das Gesammtgebiet von Pompeji 50000, für die Stadt allein 20000 Seelen in der letzten Zeit, 12000 für die Zeit der Gründung an, und zwar auf Grund der Vergleichung mit heutigen Verhältnissen. Auf einem dem Gebiete Pompejis, das Nisfen auf annähernd 1>/2. Veloch auf l s/4 geogr. H> Meilen veranschlagt, entsprechenden Flächenraume wohnen in derselben Gegend heute 48000 Menschen. Während nach Beloch, der auf Grund der Wehrverhältnisse auf die ganze Landschaft von 37,8 lH Meilen 750,000 E. rechnet, Pompeji auch bei Annahme des größeren Flächeninhalts nur nahezu 35000 Seelen gehabt haben würde, glaubt Nissen, daß in Anbetracht der im Alterthum nicht geringeren Hohe des landwirthschaftlichen, industriellen uud Handels-Betriebes nicht unter die heutige Ziffer hinabgegangen werde» könne. Er nimmt deshalb auch die Zahl der Wohnungen in der Stadt, die Fiorelli auf 1800 veranfchlagt, als doppelt so hoch an. — Man sieht, wie unbestimmt noch die Kriterien dieser Berechnungen sind. Wollen mir, die Ziffern Fiorcllis als ein Minimum, die Nissens als Maximum betrachtend, eine mittlere Zahl von 15—16,000 E. für die letzte Zeit der Stadt annehmen, fo stimmt diefe unter der Voraussetzung, daß die Hälfte aller Pumpejaner innerhalb der Mauern gewohnt habe, auch mit Belochs Resultat überein.

Als Gründungszeit dürfen wir, wie es gemeinhin geschieht, den Beginn des sechsten Jahrhunderts annehmen. Neapolis und Ditaiarchia mußten schon geraume Zeit bestehen und zu einer dem Vinnenlande die Spitze bietenden Macht gekommen sein, damit Nulaner uud Acerraner sich genöthigt sahen, in Gemeinschaft mit Nuceria einen fo weit südwärts gelegenen eigenen Secstapelplatz zn suchen. Wenn er sogleich mit einer Mauer umzogen worden ist, so ist von dieser nichts mehr vorhanden. Sie mag nach dem Eindringen der Samniten als ungenügend erkannt und völlig erneuert worden sein. Die jetzt vorhandene ist zu verschiedenen Zeiten, ihre ältesten Theilc, und zwar nach Nissen sowohl Kalkstein- als Tuffpartieen, im vierten Jahrhundert gebaut worden.

Im Forum und der Anhöhe des „griechischen Tempels" erkennt Nissen zwei natürliche Vertheidigungscentra Pompejis; jenes war zum SchuH der von Neapel aus, diese der von Nuceria aus angegriffenen Theilc bestimmt. Hauptangriffsseite war immer die nördliche, wo der einst vom Vesuv hergekommene Lavllstiom, auf welchem die Stadt erbaut war, am wenigsten hoch und steil aufstieg. Auch Sulla griff hier an. Hierher wiesen die oskischen Maucrinschriften, welche den Zweck hatten, den fremden Besatzlingstruppen das Auffinden ihrer Stellungen zu erleichtern. Drei derselben weisen den Weg nach bestimmten Punkten der Nordmauer. Nissen stellt nach erneuter Prüfung des Wortlautes die Uebersetzung auf: Hoc vioo itse iuter wrrün X et XI, nl>i tencUt ^. ?i8l»niu8, d. h.: Durch diese Gasse führt der Weg zwischen den zehnten und elften Thurm, wo T. Fisanius commandirt. — Von einer vierten derartigen Inschrift giebt Nissen zum ersten Male eine gesicherte Interpretation.

DieThürme sind jünger als die älteren Theilc der Mauer. Nach Mau

muß nn den beiden ersten Thürmen östlich vom Hertulanerthor zwischen den unteren älteren und den oberen jüngeren Theilen unterschieden werden. Letztere niüssen einer eilfertigen Restauration entstammen; sie sind aus vermischtem Material ganz liederlich aufgebaut. Der dritte Thurm dagegen ist gut erhallen; ähnlich gebaut sind die beiden nordöstlich vom Amphitheater — von Nissen als Nr. VN und IX bezeichnet — sowie einer südwestlich des Amphitheaters (Nr. V). Anders die übrigen: Nr. VIII hat Ecken von ziegelfürmigem Haustein, IV und VI eben solche abwechselnd mit wirtlichen Ziegeln, III endlich solche aus bloßen Ziegeln — Beweise genug für Restaurationen noch in ziemlich später Zeit.

Von den acht Thoren Pompejis liegt bekanntlich eins, das Herculanerthor, an einer Stelle — der nordwestlichen Mauerccke —, an der es bei der Gründung unmöglich angelegt worden sein lann, während ein anderes an einer Stelle fehlt, wo man es nach Analogie der sieben anderen erwarten sollte, nämlich am westlichen Ausgange des Tecumanus Maximus. Bekannt und in die Augen fallend ist auch, daß die westliche Grenze der Stadt schon früh durchgreifende Veränderungen erfahren hat, welche offenbar mit den» Factum zusammenhängen, welches Nissen unter der Ucberschrift „Tie Entfestigung" bespricht. Die Betrachtung derselben, sowie des Mauerbaues und des Pomoerium liefert wiederum wichtige Aufschlüsse.

In der streitigen Frage über das „poinosrium", welches Nissen früher — und, wie wir glauben richtiger — als dem inwrvalliun des Lagers entfprechend, also den freien Raum an der Innenseite der Mauer bezeichnend angesehen hatte, erklärt er sich jetzt gegen Mommsen dafür, daß es außerhalb der Mauer zu suchen sei. Ter allmäligen Occupation desselben wendet er besondere Aufmerksamkeit zu, weil die Feststellung des Verhältnisses zwischen Staats- und Privatlnnd geschichtliche Aufschlüsse verspricht.

Tie Inschrift auf der Basis der Statue des Militärtribunen Suedius Clemens, welche vor dem Herculanerthor stand, wo von der Heerstraße ein Weg nach der Küste sich abzweigte, redet von Untersuchung und Zurückgabe occupirten Landes an die Gemeinde. Nach Nissen stand das Monument an der Grenze des Pomoerium, und dieses zog sich an der Außenseite rings um die Mauer. Zwei von Nissen selbst betonte Thatsachen sprechen gegen diese Auffassung. Sicherlich ist das Herculanerthor nicht, wie Overbeck annimmt, bei der Entfestigung nur kassirt, d. h. seines Festungsthor-Charakters entkleidet worden, sondern es ist überhaupt erst gebaut worden, als Pompeji eine offene Stadt ward. Seine Bauart beweist das. Iu der That also konnte die vom Norden kommende Heerstraße ursprünglich nicht an dieser Stelle in die Stadt treten, sondern lief bis zum Vesuvthor an der Mauer entlang, betrat durch dieses den Kardo Maximus und Verließ ihn durch das Stcibianerthor, um dann wiederum eine Strecke weit dicht an der Südmauer hinzulaufen. Dies hätte nicht der Fall sein tonnen, wenn das Pomoerium dort gelegen hätte. Noch deutlicher spricht gegen letztere Annahme, daß unmittelbar, an der äußeren Mauer Grabstätten sich befanden, was die auf der Mauer angebrachten Inschriften und die namentlich südlich

Vom Nolanerthor ziemlich zahlreichen Cippen beweisen. Da das Pomocriunr
zweifellos als integrirender Theil des Stadttemplum betrachtet werden muß,
so war dadurch seine Benutzung als Gräberstätte ausgeschlossen; es tann also
nur innerhalb der Mauer gesucht werden.
Dieses Pomoerium, von Nissen zur Unterscheidung Intervallum genannt,
ist in verschiedenen Stadien von den Privaten theilweise occupirt worden, wie
Nissen glaubt, seit 63 v. Chr., nach Mau erst beträchtlich später. Seine Breite,
die an einigen Stellen der Nordscite noch deutlich zu erkennen ist, ist ver-
schieden. In der sechsten Region beträgt sie an der zweiten Insel 8—9 m,
bei der siebenten 15 in. Das der eisten Insel angehörende Haus „des
Tricliniums" oder „der Vestalinnen" hat sich — nach Mau in Augustus'
Zeit — bis unmittelbar an die Mauer ausgedehnt.
Eine durchgreifende Occupation, sogar der Stadtmauer selbst, hat auf der
ganzen Westseite vom Herculaner- bis zum Seethore stattgefunden. Nissen
nimmt an, daß in alter Zeit ein freies Pomoerium mit Mauerstraße auf der
Innenseite von der Stelle des Hcrculanerthores bis zur Arx lief; daß, weil
die Mauerstraße als Hauptverkehrsstraße nicht occupirt werden durfte, wie auf
dem tobten Stück im Norden bis zum Vefuvthor, die Mauer selbst mit Häusern
überbaut ward, die bis an den Nand der Straße vorrückten, so daß diese zu
einer Innenstraße wurde, die noch in der sogenannten Via Oc>n8o1ui-6, Via
clol ?arinn«8w, clol (üißAnts und clei leatri zu erkennen ist; die Breite des
Pomoerium betrug gegenüber dem alten Hause „des Chirurgen" c. 18,50 ru.
Wann ist dasselbe occupirt worden? — Nissen meint: „frühestens in
der letzten Hälfte der Regierung des Augustus", weil „nirgends auf der
bezeichneten Strecke eine Spur von altem Kalkstein- und Lehmbau sich nach-
weisen läßt", weil selbst kein einziger jener für ältere Zeit bezeichnenden
Tuffpfeiler zu fehen ist, die inschriftlichcn Zeugnisse alle sich auf jüngere Zeit
bezichen und noch in römischer Zeit Befestigungsarbeiten stattgefunden haben. —
Mau erwidert darauf: „daß dieselben (die Häuser der Westseite) keine Reste
ältester Construction enthalten, ist entschieden unrichtig", und weist dies durch
Beispiele nach. Er schließt, daß wir in der Zti-aä«, Con8al»in nicht die
Mauerstraße vor uns haben, „so daß zwischen ihr und der Mauer von
altersher regelmäßig gereihte Häuser standen"; ferner gegen Nisscns Schätzung
der Breite, „daß das Pomoerium schon in ältester Zeit hier weit schmäler war,
als auf der Nordseite", was durch die größere natürliche Festigkeit dieser Seite
erklärt wird; endlich, daß die Occupation in relativ alte Zeit hinaufreicht,
jedenfalls nicht über den Anfang der Augusteischen Zeit herabzurücken ist,
indem wahrscheinlich „die lange Friedensperiodc zwischen dem hannibalischen
und dem Vundcsgenosscntriege eine erste Occupation (der Mauer) veran-
laßte. Auf dasselbe Resultat führt die Betrachtung der loi-w AÄi'is, welche durch
ihre besondere Anlage und Construction zeigt, daß sie nicht als eigentliches
Festungsthor, sondern als Verkehrsthor diente, also gleichfalls in jener Friedens-
Periode erbaut sein kann." —

Reich an beachtenswerthen Hinweisen iftNissens Capitel über die Straßen,
wenn er auch in verschiedenen Punkten seiner combinirenden Phantasie allzu sehr
die Zügel hat schießen lassen.
Als Ausgangspunkt für eine nähere Bestimmung des Straßcusystems und
Baues Pompejis benutzt Nissen die bekannte ostische Wegebauinschrift des
Stllbianeithores, welche von der Abgrenzung und Pflasterung mehrerer Straßen
inner- und außerhalb der Stadt durch die Aedilen Majus Sittius und Numerius
Pontius redet. Den Ausdruck viam toi-nün»:'« versteht er von der Abgrenzung
des Fahrdammes und des Trottoirs durch Cippen. Für das Wort i«i-ok
acceptirt er Büchelers Hypothese, der dasselbe mit poi-ak — umbrisch: Stab.
Ruthe — zusammenbringt, und übersetzt es mit M88U8. Schon früher ist
durch die Worte Xaila ^c>vei8 ^lselilciisi» ein kleines Hciligthum der
Stabiancistraße als das des Jupiter Milichius erkannt worden. Jetzt sucht
Nissen durch sie noch mehrere Straßen zu bestimmen, und zwar indem er die
Nanien der Inschrift mit denen der athenifchen Colonie Thurioi zusammenstellt,
worauf unten zurückzukommen ist. — Die vor demselben Thore befindliche In-
schrift der römischen Duovirn Avianius und Spedius redet nun gleichfalls von
der Chaussirung cinerStraße und zwar „vom Meilenstein bis zu de«Fuhrleuten".
Da nicht anzunehmen ist, daß beide Male dieselbe Straße gemeint ist, so halt
Nissen dafür, daß ini letzteren Falle die Heerstraße nach Nuceria, im elfteren
unter der Straße „vor der Stabianerbrücke" die geradeaus auf den Sarnusfluß
zulaufende Verlängerung des Kardo zu verstehen ist, für die als einen Landweg
die große Breite von fünfzig oskischen Fuß eher erklärlich ist. Seine Auffassung
des termiunl-Q als Fixirung der vorher ganz unbestimmten und stellenweise
noch weit größeren Breite der Landwege scheint ihm überdies eine neue an-
sprechende Erklärung der Sitte des Bestattens an den Landstraßen zu bieten.
Aus religiösen und anderen Gründen seien die bei der Terminirung abfallenden
Streifen Landes nicht zum Privatbesitz gemacht, fondein dazu benutzt worden,
verdienten Bürgen« zur Grabstätte angewiesen zu weiden. Die Thatsache ist
durch zahlreiche Zeugnisse nachgewiesen. Auch konnte das Terrain zu gleichem
Zwecke an solche verkauft werden, welche reich, aber ohne Grundbesitz waren, auf
dem sie sich tonnten begraben lassen, woraus sich vielleicht die Häufigkeit der
Grabmäler von Freigelassenen an den Landstraßen erklärt.
Indem Nissen die sogenannte Mercurstraße, deren mittlere Breite allerdings
nicht hinter der des Kardo Maximus zurückbleibt, als einen dritten Hcmpt-Kardo
auffaßt — wozu ihre Lage so nahe der Westgrenze wenig paßt, — also statt der
neun Regionen Fiorellis deren zwölf annimmt, ergiebt sich ihm, wie angedeutet,
eine Aehnlichteit des Stadtplanes mit dem von Thurii, auf Grund deren er die
Namen der pompcjanischen Straßen zu bestimmen und den von der oskischen In-
schrift erwähnten Nanien ihren Platz anzumessen sucht. Man wird sich der Com-
bination, so genial sie ist, doch nur bis zu einer gewissen Grenze anschließen dürfen.
Tic „ViaTecurialis", „Via Pompejana" und „ViaIovia" stimmen auffällig mit
der Ilp<ö«, 82'ip''« und 'N).')'^.m«5 überein, und Nissen trägt kein Bedenken, sie als

bezüglich westlichen und niittleren Kardu und Tecumanus Minor der Mercur-,
Stabianer- und Abbondanza-Straße gleichzusetzen. Für die Oo'iplv« findet er
das Analogon in dem deshalb vielleicht „Pompejanensis" zu nennenden östlichen
Kllidu, für die '^02812^ im Decumanus Major, der am Eingangsthor mit
dem Kopf der Venus geziert ist. Hiermit aber hört die Analogie entschieden
auf. Der Vico di Mercurio kann weder als Hauptstraße gefaßt, noch niit dem
Namen des Evonymos der^NpüexXcl« in irgend eine Verbindung gebracht weiden.
Zur ^'.2vu6i»? sucht Nissen eine Beziehung in dem Straßenbruchstück des Isis-
tempels, das er deshalb als Via Liberalis bezeichnen möchte; eine Vermuthung, die
auf sich beruhen muß. — Immerhin ist es eine interessante Errungenschaft, daß wir
nun drei Straßen Pompejis mit authentisch überlieferten Namen zu bezeichnen
wissen. — Da selbst in Rom erst seit 174 v. Chr. die Pflasterung durchgeführt
wird, fo wird man die Chnussirung der pompejanischen Straßen nicht über diesen
Zeitpunkt hinaufrücken dürfen, die Pflasterung beträchtlich später, vielleicht mit
Nissen erst in römische Zeit setzen müssen. Daß die des Kardo Maximus vor
dem Jahre 44 v. Chr., dem Todesjahre Lasars, ausgeführt ist, beweist das
auf zwei Tuffsteinen des Trottoirrandes befindliche Datum NX. XH^. YVI. —
Durch Messungen vor den alten Kallsteinhäusern will Nissen eine regelmäßige
Breite von 331/3' ostisch gefunden haben und sieht dadurch die Ansicht von einer
planmäßigen und auf genaue Vermessungen gestützten Anlage bestätigt. Im
Anschluß an die Straßennamen „Decurialis." „Pompejana" und „Pompejanensis"
bemerkt er, daß diese Benennung, die in deutlicher Beziehung zu den drei
Ständen des Senatus, Populus und der Plebs stehe, für die unter-
italische Städtegeschichte bezeichnend sei, und weist die Geschichtsforscher auf deren
Betrachtung hin.

Ein benierkcnswcrther Unterschied der pompejanischen uud der römischen
Stadtanlage und Bauweise ist darin zu erkennen, daß, während in Rom
ursprünglich jedes Haus von einem durch die Zwölf Tafeln auf 2' normirten
Landstreifen umgeben war, Pompeji nach dem System gemeinsamer Wände
erbaut ist. Nissen erklärt dies sehr ansprechend dadurch, daß die Pompejaner
bereits bei Erbauung der Stadt das tostanische Dach kannten, welches die
Römer erst später von den Etruskern annahmen, und welches erlaubte, das
Regenwasser nach dem Innern des Hauses abzuleiten.

Anfangs lag wohl vor jedem Hause ein Stück Straße, auf dessen Benutzung
der Anlieger ein besonderes Recht hatte; dies ist das npü's'upov oder Vestibulum.
Erst später kam es zur Scheidung von aorus und iwr, d. h. Fahrdamm und
Gangsteig, zuerst nachweisbar auf der Via Appia. „Im zweiten Jahrhundert
wird die Scheidung in den Städten Rom, Aletrium, Pompeji vollzogen. Tarin
äußert sich der mächtige Aufschwung, den der Erwerb der Weltherrschaft über
Italien brachte. Die Städte legen ihren halb bäurischen Charakter ab und
öffnen ihre Thore dem Handel und der Industrie. Wenn die Kallsteinatrien
nur ein paar Läden aufzuweisen haben, fo wachst die Zahl in der Tuffperiode
in riesigen Dimensionen. Zugleich häuft der Verkehr in den Händen der

regierenden Faniilien Reichthümei an; die engen Atrien der alten Zeit genügen ihren Ansprüchen nicht mehr, der Palastbau beginnt". Jetzt werden Gangsteige angelegt und die Hauptstraßen lunstmäßig chaussirt. Die dritte Periode bringt die Pflasterung, etwa seit der Teduction der Sullaner. Cäsars Stadtrecht 45 verpflichtet den Anwohner zur Unterhaltung der Straße und zur Pflasterung des Gangsteiges auf seine Kosten. Nach Nissens scharfsinniger Vermuthung bezeichnen die vor einigen Häusern eingehauenen Daten den Beginn der Zahlfrist binnen deren der säumige Eigenthümer gehalten war, für die von den Aedilen verfügte Pflasterung Zahlung zu leisten. — In der vierten Periode wird Dank der Entfestigung die Baulust noch mehr entfesselt. „Die Häuser rücken immer weiter vor; die Straßen weiden enger, die ^-iei vielfach für Wagen gesperrt". Wahrscheinlich hat Cäsars Verbot des Fahrens von Sonnenaufgang bis zur zehnten Stunde für alle Municipicn gleichfalls Geltung gehabt, —

Nach der Stadt-Anlage die des Hanfes. Um den Unterschied antiken und modernen Hausbaues, wie es mit mehr oder weniger Glück öfter versucht worden ist, mit einem Ausdruck zu präcisiren, erklärt Nifsen, daß der Unterschied in der Verwendung und NichtVerwendung des Glases liegt. Man muß hinzuscheu: auch in der veränderten Bedeutung der Treppe und des inneren Hofes; denn diese drei Dinge hängen eng mit einander zusammen. Das römische Haus ist nicht etwa durch den Mangel des Glases zum sogenannten Innenbau, d. h. zur Gruppirung um einen inneren Luft- und Lichthof, gedrängt worden; denn das alte italische Bauernhaus entbehrte desselben vollständig. Allerdings war, als infolge anderer Einflüsse sich die Innenhöfe — das Atrium uud Pcristyl — ausbildeten, das Glas um so entbehrlicher, und wir finden es in Pompeji als Fensterglas in so winzigeni Maße angewendet, daß es auf die Gestaltung der Bauweise ohne Einfluß blieb. Damit hängen die beiden anderen charakteristischen Punkte eng zusammen. Der Innenhof erlaubte, die Treppen zu den übrigens nicht zahlreichen Obergeschossen an jeder beliebigen Stelle anzukleben, und er bedingte es, daß die Wohnräume von innen her disponirt und gruppirt wurden. Das Letztere aber ist auch im modernen Hause der Fall, dessen Disposition nie von außen, sondern stets vom Treppenhause ausgeht, weshalb der Gegensatz von Innen- und Außenbau unstatthaft ist. Der wahre Unterschied liegt also außer in der Verwendung des Glases zur Erleuchtung von außen darin, daß der innere Hof zum Treppen-Haufe geworden ist und die Treppe dadurch eine ihr im antiken Hause mangelnde constructive Bedeutung erhalten hat. Noch heute ist das italienische Bauernhaus, namentlich im südlichen Italien, ohne Treppenhaus; die einzelnen Wohnräume sind ohne Symmetrie, aber um so malerischer, würfelartig au und auf einander gesetzt und nach Bedürfniß Außentreppen angeklebt, eine Bauweise, die sich auch in den orientalischen Mittelmeerländern erhalten hat.

Das uralte italische Bauernhaus hatte, wie die Tempel und die albanischen Aschenkisten zeigen, ein Giebeldach, geht also wohl, wie das gleiche altgriechische und germanische, auf eine den Indoeurupäern gemeinsame Urform zurück. In der historischen Zeit zeigt dasselbe sich in Hellas wie in Italien bereits verändert.

Dort ist die Trennung in einen Finnen- oder Wirthschaftshof — Gynaiko-
nitis — und einen Männer- oder Gesellschaftshof — Andronitis — vollzogen;
hier hat das Haus sich zu einer bedachten „Viele" erweitert, um welche die
Wohn- und Wirthfchastsräume gruppirt sind und welcher das Eingangsthor
zur Erleuchtung und zum Nauchabzug dient. Dies ist der „Schwarzraum",
das Atrium, oder der „Hohlraum", das (?avuin «eäium. Seine EntWickelung
stellt Nissen folgendermaßen dar.
Schon überwunden ist in den Anfängen Pompejis die Phase der Giebel-
häuser mit geschlossenem Dach, »mbitus für die Traufe und vorgelegtem Hof,
der als Platz für die Wagen — vostidulum, „Standplatz" von e5i«v5« — und
für die Ställe des Hausviehs gedient haben soll, aus denen später die Tabernen
hervorgegangen seien. Das Letztere ist unwahrscheinlich, da sie gerade an den
ältesten Häusern sich am seltensten finden. Die ältesten pompejanischen Häuser
sind schon nach dcni Princip gemeinsamer Wände erbaut, ohne amdiw», mit
Dachöffnung und impwvium, und das Vestibulum besteht nur noch als
Eingangsflur. Die folgenreichste Aenderung ist der Ausschnitt im First, der es
möglich machte, die Traufe nach innen zu verlegen, den amditus aufzugeben und
das Thor zu verengern. So wird das Haus geschlossener, die Anlage bequemer,
die Ausdehnung erleichtert, und der Hof wird der eigentliche Mittelpunkt des
Familienlebens. Der Name H.tiirlm tuscauioum fcheint anzudeuten, daß
die Neuerung ein Werk der Etrusler ist; man wird sie also in die Zeit ihrer
Herrschaft in Campanien setzen dürfen. In der rechteckigen Gestalt des Atriums
und dem Umstände, daß ausnahmslos seine schmale Seite den Eingang hat, sieht
Nissen eine Reminiscenz an das alte Giebelhaus.
Das so gestaltete Atrium ist der Typus des nationalen Hauses in der
republikanischen Zeit. Bekannt ist die heilige Bedeutung, welche ihm als den,
Mittelpunkte des Familienlebens beigelegt ward. Seine Hauptfunctionen waren:
den herumliegenden Zimmern Luft und Licht zu vermitteln, als gemeinsamer
Wohnhof zu dienen, Küche, Heerd und Brunnen zu enthalten.
Unzweifelhaft hat an seiner Rückseite in alter Zeit der Heerd gestanden,
wenn es auch gewagt sein würde, mit Nissen einen Beweis in dem Tische sehen
zu wollen, welchen man häufig an der Hinteren Seite des Impluviums findet,
oder gar in zwei Fällen einen wirklichen alten Herd noch erkennen zu wollen.
In dem einen Falle ist der kleine Heerd einer der in Thermopolien ziemlich
häufigen, im anderen Falle ist es gar kein Heerd, sondern ein Tisch und nach
Mau's Versicherung „ keineswegs ein Rest aus alter Zeit". Uebcrdies hat keiner
dieser Tische die Form eines Heerdes, sondern stand wohl schon in alter Zeit außer
den» Heerde dort und diente zum Aufstellen der im Impluvium abzuwaschenden
Geschirre und Gefäße, woraus die Sitte der Aufstellung von Prachtgefäßen
hervorging, wie denn der Tisch später ganz decorativ wurde. — Im Atriuin
befand sich die Schatzkiste, der Platz für die spinnende Hausfrau, in der Hinteren
Erweiterung das Ehebett und in den beiden seitlichen die Ahnenbilder; doch

gehören letztere sowie die Verwendung des Tablinums als Archiv natürlich erst einer entwickelteren Zeit an.

Ansprechend und mit Varros Worten ganz im Einklang ist Nissens Auffassung des Tablinums als einer Art Laube aus Brettern — tadnlas —, welche auf der Rückseite des ursprünglich hinten geschlossenen Atriums nach der Gartenseite zu angebaut war und erst später durch Oeffnung der Rückwand des Atriums mit dem Hause enger verbunden ward. Nur scheint Nissen an zwei Stellen Verschiedenes unter „Schließung der Rückwand" zu verstehen. Meint er die Rückwand des Atriums im engeren Sinne, welche also Vorderwand der Laube war, so ist es richtig, sie als ursprünglich geschlossen anzusehen. Will er dies aber vom Tablinum sagen und das Ehebett an dessen Rückwand versehen, so fehlt dafür in Pompeji jeder Anhalt, und Mau hat Recht, sich dagegen zu erklären. Denn die paar Beispiele, welche Rissen zur Begründung anführt, beweisen nichts, weil die jetzt bestehende Hintere Schließung sich als jünger denn die Anlage des Hauses erweist. Auch ist aus sachlichen und sprachlichen Gründen die Annahme wahrscheinlicher, daß die Laube nach ihrer Verbindung mit dem Atrium hinten geöffnet blieb. Daß nach ihrer Verwandlung in ein Steinzimmer der Name tadlinum an ihr haften blieb, läßt schließen, daß sie fortdauernd, wie vorn die Tabernen, durch eine Schiebewand aus Brettern verschlossen ward. Sie wird fortgefahren haben als sommerliche Speiselaube zu dienen, und wahrscheinlich hängt die Veränderung mit der Einführung des Systems gemeinsamer Wände zusammen, in Folge deren der 2inbitu8 wegfiel, durch den man in den Garten gelangt war, so daß nun das Tablinum zur Communication dienen mußte. Spater legte man. um es dieser unbequem werdenden Servitut zu entlasten, besondere Durchgänge, die imioes, an; doch finden wir diese ohne Ausnahme unmittelbar neben dem Tablinum und zuweilen deutlich durch Abtrennung von demselben hergestellt. —

Dem Bcdürfniß der Erweiterung des Hauses suchte man zuerst durch Vergrößerung der Räume, Erweiterung der Dachöffnung, namentlich mit Hilfe der Unterstellung von Säulen unter die Kreuzungspunkte der Dachbalken — im sogenannten Atrium Tetrastylum und Corinthium —, durch Auffetzung eines Obergeschosses und Vergrößerung der Fenster in demselben zu genügen. Bald reichte dies nicht mehr aus. Man mußte den Grundplan erweitern, neue Räume anfügen, und die Griechen mit ihren zwei Höfen lieferten das Vorbild des Peristyls, des zweiten größeren und schöneren Hofes hinter dem Atrium, der eine neue Epoche bezeichnet. Entscheidende Veränderungen sind damit verbunden. Das Ehebett kann nicht mehr in dem offener gewordenen Atrium stehen: der Heerd bekommt einen anderen Platz, das enge Zusammenleben der Familie wird aufgehoben, an die Stelle ihrer Einheit beginnt die griechische Trennung von Männer- und Frauengebiet zu treten. „Die Erweiterung und Umbildung des italischen Hauses beginnt etwa im Laufe des dritten Jahrhunderts". Die Form und Anlage des Peristyls modificirte sich je nach den vorhandenen Bedingungen. Manchmal wurde die Vergrößerung durch An-

fügung eines zweiten Atriums begonnen, deren eines dann immer ein Säulen-
atrium ist. Die Entwicklung eines der größten, schönsten und wichtigsten
Peristylhäuser, des Hauses „des Faun", präcisirt Nissen dahin, daß die sorg-
fältige Stuckdecoration des älteren tuscanischen Atriums der Zeit um 200 ange-
hört, daß im Laufe des zweiten Jahrhunderts das tetrastyle Atrium angefügt,
die Fayade mit Tuffpfeilern decorirt, das Vestilwlum ausgeschmückt und die
Taberneu angelegt wurden. Auch die berühmten Mosaikfußböden dieses Palastes
setzt er in's zweite Jahrhundert wegen des schon damals regen Verkehrs zwischen
Campanien und Alexandria. Zwischen 50 und 30 ist das zweite Peristyl hin-
zugefügt worden. — Aehnlich ist das ausgedehnte Haus des Pansa, der Typus
des hochentwickelten Peristylhauses, durch Zusammenwerfen verschiedener Atrien
entstanden. Wenn Fiorellis Vermuthung richtig ist, daß es mit der „Insula
Nrriana Pollicma Cn. Nigidi Mai" identisch sei, so wurde es in Tiberius' Zeit
zur Miethe ausgeboten.
Gleichzeitig mit dem Peristyl wird die Ausbildung des Corinthischcn
Atriums zu sehen sein, wenn man auch nicht mit Nisten es als ein des Raum-
mangels wegen mit dem Atrium combinirtes Peristyl ansehen darf, da es fast
nur vorkommt, wo auch ein Peristyl vorhanden ist. Es war natürlich, daß man
die Vortheile der Säulenhalle im Peristyl auf das Atrium zu übertragen suchte.
„Die schweren Dachbalten sielen fort . . . ., der Raum konnte vergrößert, nach
Belieben erhellt werden; Vorhänge zwifchen den Säulen gestatteten, das Liebt zu
dämpfen, einzelne Theile vom ganzen Cavadium abzusondern". Wie der Name
zeigt, ist auch für diese Neuerung das Vorbild in Griechenland zu suchen. „Das
Peristylhllus ist von den Ostern im zweiten Jahrhundert ausgebildet worden.
Die Römer haben dasselbe in Geschmack und Harmonie der Anlage nicht erreicht,
geschweige denn übertroffen. Dagegen haben sie sein Areal durch Anfügung neuer
Höfe bedeutend vergrößert". Eine Anzahl von Palästen zeigt deutlich die Ent-
stehung durch Hereinziehung der Nachbarhäuser, den sinkenden Geschmack und
das Hervortreten des Parvenuthums durch eilfertige unsolide Construction.
prahlende Decuration und verstündnißlose Raumvertheilung. Nissen erklärt es
dadurch, daß seit der Kaiserzeit mit ihrer Lockerung des Gemeinsinns und
Steigerung des Luxus der Adel sich lieber auf das Land zurückzog und die zu
eng gewordenen Stadthäuser in die Hände der Kaufleute und Industriellen
kommen ließ, weshalb sich manche Bäckerei, Walkerei n. s, w. in einem alten
Patricierhause etablirt findet. — Zum Schluß wirft Nissen einen zusammen-
fassenden Blick auf die Culturgeschichte Pompejis, deren Spiegelbild er in der
Geschichte des Hauses findet. Das alte Pompeji der Ackerbürger ist mit der
römischen Hegemonie in eine neue Zeit eingetreten. Handel, Gewerbe, Industrie
haben das Haus und die Gemeinde umgestaltet; die Einführung des Kalkmörtel»
hat eine Aendcrung der Technik angebahnt. Seit dem hcmnibalifchen Kriege
schmelzen die alten Atrien zusammen, und es entstehen die großen Paläste. Tic
Arbeitstheilung begann; Bäckereien, Garküchen, Wasserleitungen versorgten die
Gesammtheit mit dem, was früher jeder Einzelne für sich hatte beschaffen müssen.

Hellenischer Einfluß giebt in dieser Zeit der Physiognomie Pompejis den Zauber der Anmuth und Schönheit, in welchem Campanien Rom voraus war. Große öffentliche Gebäude bekunden zugleich den Genieîn- und den Kunstsinn. Nach der sullllnischen Occupation genügt den Vornehmen die Stadt nicht mehr; der Luxus wächst, damit aber auch die Vortheile für den gemeinen Mann, welcher Luft, Wasser und Zimmerschmuck auch in sein Haus bekommt. „Während der Republik ließ der vornehme Mann sein Haus schmücken, unter der Monarchie der schlichte Bürger und der Parvenü. Früher gab es eine Kunst, jetzt ein Kunsthandwerk". Sicher ist die Kunst dabei rückwärts gegangen, denn an Stelle des freien Schaffens der Mnstlerhand, welche ihren Gebilden Seele und Leben einflößt, tritt die Herrschaft von Preßformen, Modellen und Instrumenten. Aber andrerseits hat die Menge bei dieser Steigerung des Kunstuerbrauchcs gewonnen, und „der Geschichtsforscher darf nicht anstehen, solchen Luxus einen erfreulichen Fortschritt der Ciuiüfation zu nennen".

cZchluh!olg!.1

Sonntagskinder.

von

Wilhelm von tzamm f.

er Glaube an die Einwirtimg äußerer geheimnißvoller Verhältnisse auf die Geschicke der Individuen ist wohl beinahe so alt, wie die Menschheit selber. So weit deren Tradition reicht, läßt er sich nachweisen, oft nur in Spuren, dann aber wieder breit und deutlich. Gewisse Zeiten, Tage und sogar Stnnden galten und gelten von der Urzeit an bis heute für bevorzugte in irgend einer Richtung, guter oder schlimmer: manche Völker des Alterthums hatten die darüber unter ihnen herrschenden Meinungen gewissermaßen in ein System gebracht, so namentlich die Aegypter; in den römischen Calendarien wurden die bedeutungsvollen Tage, die sogenannten Loostage, ausdrücklich als „ägyptische", diss akF^tmoi, bezeichnet. Bei Hebräern und Griechen, insbesondere aber bei den alten Römern gehörte die Kenntniß der Glücks- und der Unglücks-Tage — äi68 lasti st usla8ti — sowie die Beobachtung der für sie vorgeschriebenen Regeln zu den Hebungen des häuslich religiösen Eutins, es sind darüber zahlreiche Aufzeichnungen vorhanden. Da nach der Hochzeit die Geburt des Kindes als das wichtigste Ereigniß im Familienleben angesehen werden mußte, so knüpften sich darnn die meisten Vorstellungen von Wundeibezichungcn. Diese Letzteren aber waren entweder begründet in der astrologischen Constellation, welche von den Ehaldäern (Hlatlionmtioi) gedeutet wurde, oder in den Auspicien, deren Erklärung dem Wahrsager (llaruspex) oblag. Der Vorbedeutungen gab es gar viele, und es war der Deutekunst der Augurn ein weiter Spielraum offen gelassen. Am geschätztesten waren die himmlischen Wahrzeichen (sx coslo); einem Kinde unter Donner und Blitz geboren, stand Großes bevor, was vielleicht in Verbindung zu bringen wäre mit dem uralten Volksmärchen, daß der Storch die Neugeborenen gebracht habe, der in der germanischen Mythologie Träger

des Blitzes ist. Vorwiegenden Nerth legten sodann die Alten auf den Tag
der Geburt. Die Tage öffentlicher und religiöser Feier, clies to8ti, galten
schon den Römern als glückbringende, was bezüglich der bloßen Schwelgetage,
cUss uueti, wie Saturnalien, Floralien :c. nicht der Fall war. Der Geburts-
tag stand überhaupt bei ihnen in hohem Ansehen, während die alten Griechen
ihn nicht besonders achteten. Den Letzeren war der Tag der Weihe des
Kindes, der fünfte nach dessen Geburt, der wichtigere, an dem das Reinigungs-
opfer vollzogen und das damit in die Gemeinschaft der Menschen eingeführte
Wesen um den häuslichen Heerd herumgetragen, sonach unter die Familie ein-
gereiht wurde. Die Römer weihten die Knaben am neunten, die Mädchen
am achten Tage nach der Geburt und ertheilten ihnen dann die Namen. Auf
deren Auswahl wurde besonderes Gewicht gelegt, denn „in uomiuidug e88e
talum exiztiumdaut »nriyui".
Aus ihrer Urheimath haben wohl die germanischen Völker den Cultus
des Tagesgestirns mitgebracht, der wie ein rother Faden die nordische Mythologie
durchzieht. Die Sonne, Zuna oder Sumiä, welche sie in dem strahlenden
Gotte Freyr personificirten, galt ihnen als das Lebensprincip der Welt, als
Ursprung der Befruchtung und EntWickelung alles Irdischen. Die ihr
gewidmete bedeutungsvolle Verehrung, welche übrigens sämmtlichen arischen
Stämmen gemeinsam war, zieht sich seit der grauesten Vorzeit durch alle
Jahrhunderte bis auf unsere Tage und ist in zahlreichen, heute noch üblichen
Gebräuchen und Bemerkungen deutlich nachweisbar. In der von den Magiern
des Ostens ererbten Sterndeuter« steht unter den sieben regierenden Planeten
die Sonne im ersten Range. Insbesondere hoch gewürdigt war ihr Einfluß
auf die Menschengeburt: in der Sonnenstunde geborenen Kindern ward ein
Vorzug eingeräumt gegenüber den unter anderen Himmelszeichen zur Welt,
gekommenen. „Welches lind, weiblin oder kneblin, geboren würt in der
Sonnenstunden, es sey glich fru oder spat, das gehöret der Sonnen zu und
gewinet schön Fleisch und Blut, sein angesicht breit, sein färb hat dnnckeln
schein, als weiß und roht verbrannt, darbet) soll er weiden bekant, gehzornig,
vnd bald will er sein zorn rechen vnd stechen wie die Natern, hoch vnd über-
mütig, wol gestalt, seine äugen geben lichten Schein (dies ist eine vielgebrauchte
Phrase der Heldenlieder), dann sie seindt schön vnd klar, mit gar schwartz,
gern kraus;, hart und dick ist jhm sein Haar, sein augbrawen lrauß vnd
zusammengethan zwischen den äugen vnd nasen, stark und wolgeschickt an alle
seinem leib, vierschrötig, die finger vnd dein lang genug vnd zumasse" —
sagt das große Planetenbuch, das Orakel der späteren Hausväter-Literatur.
„MiFioi, ?oewe et Oratores tnmt oauori, clulce» et Lplsuäiäi, <^uibu8 telieiter
pomti sunt 8o1, Venus et Nerouriu8", meint der römische Polyhistor.
In ungünstigem Ansehen stand dagegen bezüglich seines Einflusses auf die
Geburt der zweite Planet, der Mond, von dem in ^02. Oolei-I „Oeoouomia
ruraUs et äolllestioa" (deutsche Ausgabe von 1572, Frankfurt a. M.) gesagt
wird: „Die Kinder so zu Stunde gebohren werden, wenn der Mond voll

und new wird, die kommen selten zum hohen Alter, oder bleiben so ohne
grosse und gefährliche Kranckheiten nicht, ob gleich bißweilen ihnen etliche
bsuyNom swUas zu Hülst kommen. Und daran hat der Mond schuld, welcher
die Feuchtigkeit in den jungen Kindern regieret, die dazumahl gebohren werden,
denn er hat dazumal grosse Krafft und Wirckung".
Die Macht der Constellation, der Sonnenstunde, übertrug sich wahr-
scheinlich mit der Einführung des Christenthums auf den Tag der Sonne,
die3 8«U8, den Sonntag, obgleich der erste Wochentag auch schon bei den
heidnischen Germanen der 8unu2 gewidmet war. Er ward der vornehmste,
der Tag des Herrn, während die übrigen Wochentage anderen Beschützern
geheiligt waren, so der Freitag dem Heiland, der Sonnabend der Jungfrau
Maria, der Montag dem St. Joseph, der Donnerstag der heiligen Eucharistie,
der Dienstag der Sta. Anna, der Mittwoch dem heil. Johannes, welche an
die Stellen der entthronten nordischen Götter ?roM, Laster,)länc>, 'llior,
1°^r und ^Voclau gesetzt wurden. Die Glücksvorbedeutung des Sonntags kommt
zunächst den Geburten zu gut, die auf ihn fallen, aus den Sonnenkindern
werden Sonntagskinder. Allen christlichen Nationen ist der Glaube an deren
besondere Begnadung gemeinsam, wenn gleich nur die germanischen auch den
bezeichnenden Namen dafür besitzen. Bei den Franzosen heißt das „outanr
yui 68t no lo äimllnolls" schlichtweg „sntant ooifförr", nämlich „mit der Glücks-
haube" geboren, nach der alten, allenthnlten in der Welt verbreiteten, aber-
gläubischen Annahme von dem hohen Werthe des Wahrzeichens, wenn das
Kind bei der Geburt einen Theil der Eihaut oder des „Westerhäublein" auf
dem Kopfe mit zu Tage brachte. Unter den slavischen Völkern wird das am
Sonntag geborene Kind ausdrücklich „Glückskind" genannt (russisch: 8t1»-
5<M1ivsx). Zahlreiche andere suverstitiose Meinungen und Gebräuche knüpfen
sich an die bevorzugte Geltung der Sonntage; wenngleich auch die Wochen-
tage ihre besondere Bedeutung für den Volksglauben haben, so ist diese doch
niemals so verheißend und vollwichtig. So ist z. B. der Sonnabend — der
nach heute noch nicht erloschener Tradition dem alten, heidnischen Herrgotte
gehörte, nun aber dem Schutze der Heilandsmutter anbefohlen ist, den Geburten
ganz ungünstig und fällt deren Prognostikon nur trübselig aus, wenngleich
hier und da auch den Samstagkindern angedichtet wird, daß sie mehr sehen
und hören, als die an den übrigen Tagen der Woche zur Welt gekommenen.
Merkwürdigerweise ist aber in den alten Praktiken außer dem Sonntage über-
haupt kein einziger Tag von vollkommen gutem Augurium, die schlechten Zeichen
halten meistens den guten die Waage.
Allein Sonntag ist nicht immer Sonntag, mit anderen Worten: es ist
ein großer Unterschied zwischen den einzelnen Sonntagen in Bezug auf ihre
Bedeutung für der Menschen Geschicke. Von jeher wurde eine gewisse
beschränkte Zahl von Fest-Zeiten und Tagen als besonders feierlich und einfluß-
reich betrachtet. Es ezistiren darüber viele bestimmte Angaben; zusammengestellt
erscheinen dieselben in dem wohl ziemlich seltenen Druckwerke. „I)s ominös

<Iiedu8 Dominica". — „Von Abergläubischen Sonntagen" — (sie!) eine Incmgural-Dissertation, welche der Nürnberger I. E. Eberlin im Jahre 1690 zu Jena gehalten, aber erst 1730 daselbst zum Drucke befördert hat. Darin werden mit gelehrtem Aufwand als die bedeutungsvollsten hervorgehoben die Tonntage: I^stars, auch Tag der Brote, Rosensonntag und Todtensonntag genannt; ^ucU<N, Tag der Passion oder schwarzer Sonntag; lalmarum, oder I^Iivilnim; HlmÄnnxInFsniti, der weiße Sonntag; endlich die Quatember- oder goldenen Sonntage. An diesen letzteren weiden, nach der Meinung vieler Schriftgelehrteu, einzig und allein die „güldene Sonnes-Kinder v«1 die güldene Sonntags-Kinder" geboren, welchen es gegeben ist, alle jene Erscheinungen der Zwischenwelt zu sehen, deren Anblick den gewöhnlichen Sterblichen verhüllt ist („I^idsroz isw» c»nno8 I^mnreF, omni» 8pscti-l>, omni«, ?1ianw3> in2ti» et I^mlidrill 8at»nns viclers, c^uao aliornin aIÜ8 <liobn8 nntoruin oouloz (Ml^ere aU»8 clionntui-^). Nachweisbar sind erst im späten Mittelalter die Qulltembersonntage zu dem Nang erhoben worden, den der erwähnte Gewährsmann ihnen bezüglich des Einflusses auf die Geburten der Menschenkinder beilegt, da die Einführung der vom Papste Calixtus I. festgesetzten vier Bußezeiten des Jahres sehr langsam von statten ging und erst unter Karl dem Großen einigermaßen Platz griff. Vordem war der Pfingstsonntag derjenige, welcher dem an demselben Geborenen das Recht verlieh, sich ein echtes und wirkliches Sonntagskind zu nennen, wie er denn auch heute noch, vorzugsweise unter den Deutschen der Ostmaiken, dieses Prärogativ genießt, während bei den Slllven der Lichtmeßtag es ihm streitig macht. Anderwärts, so namentlich in Süddeutschlllnd, herrscht der Glaube, die heilige Weihnachtszeit bewähre auch in dieser Hinsicht ihren bekannten Zauber: „Wer in der Weihnachtsnacht geboren ist, der sieht die himmlischen Geister und hat besondere Geisteskräfte Anderen voraus", oder „wer unter der Frühpredigt des ersten Weihnachtstllgs geboren ist, kann Geister sehen" meint die alte Bauern-Practica. Sanders erklärt im Deutschen Wörterbuch, Sonntagskind heiße das Christnachtskind: in der Christnacht geboren und nach dem Volksglauben zu größerem Glücke bestimmt, von hellerem Blick als andere Kinder. Er befindet sich im Irrthum wie Alle, die den vorgenannten Sonntagen oder Festzeiten höhere Bedeutung in dieser Richtung beilegen: Die echten und gerechten Sonntagskinder werden einzig am Dreikönigstage geboren.

Unter allen Legenden, mit welchen die Volkspoesie das Werden und Leben des Menschensohnes ausgestattet hat, ist keine so tief gewurzelt, leine so liebevoll ausgebaut und gehegt worden, als diejenige von den drei Königen aus Morgenland, die, dem Sterne folgend, gewallfahrtet kamen, um das Kind in der Krippe zu begrüßen. Sie waren „die)II>F>, welche M»ssi geboren sind", meint Jacob Böhme, in ihren Personen einigten sich Heiligkeit, geheimnißvolle geistige Ueberlegenheit und weltliche Macht. Sie galten und gelten daher als ein Inbegriff übernatürlicher Kräfte, als „mächtige Beschützer, deren Namen schon hinreichend sind, um allerlei Unheil abzuwenden und böse Geister un-

schädlich zu machen". Unter dem Bauernvolke vieler Gegenden herrscht daher
noch heutzutage der Gebrauch, diese Namen oder wenigstens deren Anfangs-
buchstaben an die Thüren zu schreiben. In welcher Weise ihre Verehrung
volksthümlich geworden ist, beweisen die ihnen gewidmeten Umzüge und Lieder,
von welchen Letzteren selbst Goethe eines der Umdichtung werth gehalten und
unter dem Titel „NpiMarnaz" seinen eigenen Poesien eingereiht hat. Nenn
die kirchliche Adoration der HI»Fi auch erst im sechsten Jahrhundert durch das
vierte Concil (zu Orleans 541) angeordnet wurde, so war sie doch schon
hundert Jahre früher allgemein üblich, und der „Dreikönigssegen", der in den
Versen bestand:

<ü»8p»r tsi-t N^ridam, Ilui8 Hlslouior, Laltli»8»i' ^uruiu:
llae« tri» gui 8oenm poiwbit iwmiu» liszum,
8olvitur » mordo, 6nri8ti pistats, oaäuoo*)

bildete das ganze Mittelalter hindurch das bewährteste, begehrteste Amulet.
Bei der allmiiligen Verschmelzung der christlichen mit den heidnisch-germanischen
Gebräuchen war es daher eine Sache der Consequenz, den Dreitönigstag an
das Ende der zwölf Nächte zu stellen.

Das Fest der Wintersonnenwende war dem Sonnencultus entsprungen,
die heiligste Feier oder hohe Zeit des altgermanischen Jahres. Während seiner
drei Tage lang währenden Dauer, welche ursprünglich in die Mitte des Monats
December fiel, kamen die Götter aus Walhalla hernieder, und ritten segen-
spendend durch die Länder. Die Menschheit schwelgte im Freudentaumel, wenn
gute Zeichen die den Himmlischen gewidmeten Opfer begleiteten und ein
glückliches Jahr verkündeten.

Das Iulfest, wie diese Feierzeit nach der Sonnenwende genannt wurde,
war mit seiner Bedeutung und seinen aufregenden Gebräuchen dermaßen tief
in das altgermanische Volksleben eingewebt, daß es nur als ein Act hoher
politischer Geschicklichkeit angesehen werden muß, wenn betehrte Nordlands-
künige im Verein mit den Christenaposteln es den Lehren der neuen frohen
Botschaft zu verschmelzen trachteten und seine Abhaltung auf den angenommenen
Geburtstag des Heilands verlegten, ohne daß es ihnen jedoch gelang, ihm den
heidnischen Charakter abzustreifen. Und so ist denn auch von diesem ein
gutes Theil dem Feste der Weihnacht, sammt dem Namen, bis auf den
heutigen Tag geblieben. „Was Wunder", sagt L. v. Hörmann*) „wenn selbst
das Landvolt des neunzehnten Jahrhunderts in seiner außerkirchlichen Weihnachts-
feier noch ein gutes Stück stockfinsteren Heidenthumes uubewußt bewahrt und mit
bewunderungswürdiger Zähigkeit an den Resten der alten Gebräuche festhält. Noch
immer umgiebt die Zeit der sogenannten .Zwölften' d. i. von Weihnachten bis Heiligcn-
Dreikönig, ein geheimnißvoller Nimbus, der in den sogenannten drei Rauchnächten

') Caspar bringt Myrrhen, Melchior Weihrauch, Balthasar Gold: Wer die drei
Namen dieser Könige bei sich trägt, der wird durch Christi Gnnde von der fallenden
Sucht befreit sein.

*) In einem Artikel über „Altgermanische Weihnachten" in der Wiener Abcndpost.

am schärfsten hervortritt. Man glaubt die Geisterwelt den Sterblichen genähert, die ganze Natur von wunderbaren Kräften beseelt, die Zukunft erschlossen. Ter „alte Gott" rührt sich wieder und durchbraust im wilden Gejaid die Luft; da treiben die böse Perchtl und die gespenstige Stampa ihr Unwesen; der kinderschreckende Klaubauf. der schlimme Rupprecht, der behürnte Grampus, der Schimmelrciter, die Habergeis, und wie alle diese scheinbar wunderlichen Ausgeburten der Volksphcmtasie heißen, halten ihre nächtlichen Umzüge". Wer aber würde unter diesen entwürdigenden Fratzen die entthronten Häupter der einst allmächtigen, nun gestürzten Götterwelt erkennen, wenn sie nicht zum Theil, wie z. N. der alte Name Rupprecht, — ahd. nruoäperÄlit, der Ruhmglänzende — zum Theil ihre zum Spott gewordenen einstigen Macht-insignien verriethen? —

Ter den drei Konigen gewidmete Tag fällt auf den sechsten Januar, er bildet den Abschluß der „Zwölften"*) und wie in einem Focus sammeln sich in ihm noch einmal alle Strahlen der hohen Geisterzeit. In der ihm voraus-gehenden Nacht beendeten die heidnischen Götter ihren Umzug, und zwar indem sie den geweihten Menschen sichtbar erschienen, allen voran die leuchtende Perahta, die Urmutter der Welt, die Trägerin des Lichtes und das belebende Prineip der Natur, daher auch Göttin des Ackerbaus und der Häuslichkeit; ihr Name „Die Glänzende" hat sich später in den der sagenhaften Königin Bertha um-gewandelt, welche in ganz Westeuropa gekannt ist („Die Zeit ist hin, da Bertha spann") — das Märchen nennt sie „Frau Holle". Der Dreikönigstag, der in Mitteldeutschland auch Oberneujahr oder Großneujcchr genannt wird, heißt gegen-wärtig noch ihr zum Gedenken vielerorts „Perchtentag". Die christliche Legende aber widmet ihn den Gotteserscheinungen oder Epiphanien, deren nicht weniger als drei an ihm zusammentreffen: der Stern der Magier, die Taufe des Heilands und das Wunder bei der Hochzeit zu Canaan. Leicht erklärlich ist daher, wie der Voltsglaube gerade diesen zum bevorzugten Tage des Glücks im ganzen Jahre auserwählen konnte, ein Vorurthcil, an dem er in der Gegenwart so treulich festhält wie vor einem Jahrtausend. „Ter Tag der Erscheinung Christi (6. Jänner) ist glückbringend für Alle, welche an einem Donnerstag oder Sonntag geboren find, oder für Die, welche an diesem Tage Hochzeit machen", meint der hundertjährige Kalender; wer an ihm badet, den verschont jede Krankheit; Segen bringt der Dreitönigswind, dem um Mitternacht Thüren und Fenster geöffnet werden, während gleichzeitig das ihm ausgesetzte Wasser sich in Wein verwandelt, so lange die zwölf Glockenschläge klingen. Vor Andern sind auf Epiphanias geborene Kinder die einzigen mit Recht so benannten Sonntagskinder, weil alle Heiligkeit und aller Zauber der Tages auf sie übergeht. Es ist dabei ein Unterschied der Stunden: die vornehmste ist diejenige des Mittags von 11 bis

') Eigentlich den Folgctna, daher er auch in Flandern .ivsrtientHß" der „Treizchnte", am Niederrhcin „Heilige Lichtnachl" genannt wird, weil er aus dem Bereiche finsterer Gewalten wieder in das Licht des reinen Christenthums zurückführt.

12 Uhr, und das Kind wird um so begabter, wenn es während des Glocken-
geläutes zur Welt kommt; in etwas geringerem Range steht die Stunde nach
Mitternacht und diejenige der Frühmette; die übrigen sind alle gleichwerthig.
Der Glaube an die magische Einwirkung der Dreikünige auf die Geburt ist
nicht nur in Teutschland und Oesterreich, sondern in ganz Westeuropa verbreitet,
und zwar weit allgemeiner, als derjenige an die übrigen ominiösen Sonntage.
Auffallend ist, daß hier und da dem sechsten Januar auch Schlimmes
nachgesagt wird. Wie bekannt, betrachteten die alten Römer die sechsten Tage
der Monate überhaupt als Unglückstage — 8nd soxtiz sempsi- Vom»
poräiw tnit — und der huntertjährige Kalender bezeichnet als einen solchen
ausdrücklich den sechsten Jänner. Vielleicht hängt dieser Widerspruch damit
zusammen, daß man ihn auch von Alters her zuweilen den „Hollentag"
genannt hat, welcher Namen jedoch keineswegs von der Stätte der Verdammten
herkommt, sondern von dem Beinamen Holda (Helle, Holle) der Gottin Perchta,
die auch wohl nur mittelst solcher Verschiebung das Epitheton „böse" erhalten
konnte. Selbst nicht als sonderlicher Loostag ist der Perchtentag bekannt, mir
wenige und geringfügige Bauernregeln knüpfen sich an ihn. In seinen Gunsten
spricht dagegen, daß die Dreikönigszeit — Ootavis trinin wFum — als die
geeignetste Periode des „Umschlags", in der die Zahlungen geleistet werden,
angeschen wurde; heute noch ist sie die „Woche der Contracte" in Rußland.
In der Weltgeschichte hat dieser Tag eine hervorragende Bedeutung niemals
gewonnen; 1810 wurde an ihm der Friede zwischen Frankreich und Schweden
zu Paris abgeschlossen; das Datum der Aufhebung des Tugeudbundes in Preußen
vom Jahre 1816 ist das seinige; noch hierher zu stellen wären der Congreß zn
Laibach 1821, der Sturm auf Missoluughi 1823; das ist so ziemlich alles
Erwähnenswerthe. Nicht minder sind nur wenige hervorragende Menschen
bekannt, die am Drciküuigstage geboren waren; Anselm von Ziegler (1653)
ist Einer davon, aber daß er ein besonderes Glückskind gewesen, steht nirgends
geschrieben. Ein Anderer, dessen Laufbahn allerdings vom Glücke höchlich
begünstigt gewesen ist, war Peter von Jordan, geboren am 6. Januar 1751
zu Sellrain in Tyrol als das Kind ärmster Häusler. Früh verwaist, bis
zum vierzehnten Jahre Hirtenbube ohne jeden Unterricht, entwickelte er, als
wohlwollende Leute sich seiner annahmen, solche Fähigkeiten, daß er alsbald
die allgemeinste Aufmerksamkeit erregte. Er widmete sich dem Studium der
Medicin, vorzugsweise aber der Naturwissenschaften, deren Anwendung auf
die Bodencultur er als einer der Eisten lehrte, ward von Joseph II. als
Professor nach Wien berufen, stieg unter den Kaisern Leopold II. und Franz I.
Von Stufe zu Stufe und hat so Bedeutendes in Wissenschaft und Praxis
geleistet, daß ihm die Geschichte das ehrenvolle Epitheton des „Oesterreichischen
Thaer" beilegte. Er starb am 6. Juli 1827. (Der Dreikönigstag ist der
Todestag Conrad von Heresbachs 1576, des ältesten deutschen Original-
Schriftstellers über Landwirthschaft, und der Freundin Goethes. Eharlotte
von Stein, 1842.) Eine nennt Epiphanias ihren Geburtstag, welche durch

ihr wunderbares Leben den Ruf seiner Bedeutung in ein um so glänzenderes
Licht bringt: es ist Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans. Bevor über
diese Quintessenz aller Sonntagskinder einige Worte mit Bezug auf den
Volksglauben gesprochen weiden, wird es wohl angezeigt sein, zu constatiren.
durch welche besondere Eigenschaften sich die Sonntagskinder überhaupt vor
den übrigen Menschen abheben oder unterscheiden.
Der allgemeine Volksglaube weiß: Das Sonntagskind ist vor Anderen
immer vom Glücke begünstigt, Krankheiten bleiben ihm fem oder haben ihm
wenig an — besonders lassen die Blattern keine Spuren auf seiner Haut
zurück (Niederrhein) — es entwickelt sich in Schönheit und Kraft — was es anfaßt,
das gedeiht zu gutem Ende — in allen Spielen gewinnt es. weshalb es bei Lotterien
zum Ziehen der Loose gesucht ist — es schließt gute Heirathen. gelaugt zu
Vermögen. Ansehn, Würden. Insbesondere aber steht es mit der überirdischen Welt
im engsten Verkehr. Es sieht mehr, als andere Menschen, Geister und Gespenster
sind ihm sichtbar, haben aber keine Macht über dasselbe, sondern müsse» seinem
Gebote weichen. Den auf schwarzem Bocke verwüstend durch die Saaten
leitenden fränkischen Pilwizschneider*), der mit dem niederrheinischen Vocksreiter
identisch ist — Beide sind verblaßte Erben des Altgeimanengottes Thor —
vermögen nur die Sonntagskinder während des Gebctläuteus zu erblicken, dürfen
aber Niemand seine Gestalt beschreiben, wenn sie nicht blind werden wollen,
die ruhelosen Feuermänner, welche den bei Lebzeiten widerrechtlich versetzten
Markstein umwandeln, tonnen nur von ihnen durch die freiwillige Gabe eines
Stückleins Brot erlöst werden, wie in Schlesien und Thüringen geglaubt wird;
sie sehen die blauen Lichtlein über vergrabenen Schätzen tnnzeu und sind berufen,
diese zu heben. In der heiligen Ehristnacht empfangen alle Thiere das Ver-
mögen, mit menschlicher Zunge zu reden; hören und verstehen können ihre
Sprache nur die Sonntagskinder; andere Menschen müssen sterben oder bekommen
die Epilepsie, wenn sie den meist prophezeienden Thiergesprächen lauschen, wie
die Landleute in Kärnten und auch anderwärts behaupten. Nur den Sonntags-
kindern, hier und da auch unschuldigen Kindern und Jungfrauen, gelingt das
Auffinden der Himmelsringe, die der Regenbogen, dort, wo er aufsteht, zur
Erde bringt. Himmelsringe nennt aber das Volk in Bayern und Schwaben
kleine Goldmünzen keltischen Ursprungs, aus dünnem Blech und von concaver
Form, die nicht gerade selten und als „Regenbogenschüsselchen", unter den
Numismatikern als „8z>ormÄ 8c>1i8 aut Iriciis" bekannt sind. Sie bringen Glück
in's Haus und dürfen nicht verlauft werden, nebenbei schreibt man ihnen heil-
bringende Eigenschaften zu. Ueberall ist unter dem Landvolk in Bayern die
Ansicht verbreitet, daß diese Brakteaten vom Himmel niederregnen. In manchen
Gegenden sind übrigens den Sonntagskindern die ihnen angedichteten Eigenschaften
nicht unbedingt verliehen, sondern an gewisse Stunden und Zusammcntreffungcn
geknüpft. Am Harz kann, nach Nuttke, wer Sonntags zwischen 11 und 12 Uhr

') Das ist: Wandernder Wci,zen-2chneider, dieselbe Bildung, wie: Pilgram, Pilger.

Nachts geboren ist, an jedem Sonntag in derselben Stunde Geister sehen, jedoch
nur in einer blühenden Fliederlaube, was, begreiflicherweise, dieses Vermögen
sehr beschrankt; oder es müssen die Sonntags geborenen Kinder auch an einem
Sonntage getauft sein, um einen Freipaß zum Verkehr mit der Iwischenwelt
zu erlangen; oder es müssen während ihrer Geburt die Glocken läuten, Gewitter
niedergehen u. s. w.

Eine Gabe ist den Sonntagskindern, vorzugsweise den an einem Sonntage
während der zwölf Nächte geborenen, verliehen, um welche sie gemeiniglich
weit weniger beneidet, als gefürchtet werden: es ist diejenige des Doppelt-
sehens oder des Vorgesichts, auch zweites Gesicht genannt (8sc»näs vus,
86ooiiä 8iFnt). Die unheimliche Ahnungsmacht, welche sich in dieser ver-
breiteten Strömung des Voltsaberglaubens zur Geltung bringt, ist immer nur
dort zu Hause, wo die Schrecknisse einer großartigen Natur wuchtig auf dem
Menschengemüthe lasten; an der wildbrandenden See, auf den düsteren Hoch-
mooren, in den einsamen Alpenthälern zwischen unnahbaren Schroffen und
Fernern. In Schottland und Irland, in Wales, auf den Shetlandsinseln,
in Norwegen, auf den schleswigschen Halligen und in den Alpenländern finden
sich vorzugsweise die Seher, welchen die verhängnisvolle Gabe verliehen ist,
zukünftige Ereignisse, meist trauriger Art, in gewissen Augenblicken deutlich in
einem Bilde wahrzunehmen; aber auch anderwärts giebt es solcher „Schatten-
schauenden" oder „Vorwissenden" da und dort, wenn gleich seltener; PertU
(„Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur") hat zahlreiche Beispiele
dieser Erscheinung aneinander gereiht. Sie tritt übrigens in zweifacher
Richtung auf: entweder erblickt der Geistersichtige sich selber, also seinen Doppel-
gänger, in einer bestimmten Situation, welche in Beziehung zu der vor-
verkündigten Begebenheit steht, oder er sieht Andere, oft ihm gänzlich Unbekannte,
meist jedoch Näherstehende, in bestimmten Stellungen und Umgebungen, welche
die Deutung leicht machen. In den zahlreichsten Fällen handelt es sich um
das Vorgesicht eines Todesfalles, oft auch mehrerer, etwa aller Ortsangehörigen,
welche im Laufe des nächsten Jahres sterben sollen. Die mit dem zweiten
Gesicht begabten Menschen sind gewöhnlich höchst unglückliche Creaturen, sie
fürchten sich selber vor der ihnen zu Theil werdenden Offenbarung; von
ihren Nachbarn mit abergläubischer Scheu bettachtet und so viel als möglich
vermieden, werden sie verbittert, menschenscheu, tiefsinnig. Wie der Volks-
glaube meint, dürfen und können sie das Gesehene nicht verschweigen, wenn
sie gleich wollten; es liegt wie eine beklemmende Last auf ihrem Herzen, die
sie trank und elend macht, bis sie endlich dem Drange weichen und ihr ent-
setzliches Geheimnis; an den Mann bringen; es bloß dem Geistlichen beichten,
hilft ihnen nicht. Es ist auffallend, daß gewöhnlich nur männlichen Personen
das Vorgesicht zu theil wird. Schreiber dieser Zeilen hat vor einigen Jahren
in einem abgelegenen Thale des südlichen Tyrols einen sogenannten „Vorwiler".
das ist Ieitvorausbestimmer, kennen gelernt. Es war ein sehr alter Mann,
welcher ganz allein in einer halbverfallenen Holzhütte seitwärts vom Dorfe

hauste. Arm und ohne zu arbeiten, fristete er dennoch ganz gut sein Leben, denn die Ortsnachbarn, obgleich sie den Verkehr mit ihm mieden, ließen ihn doch an nichts Mangel leiden. Aber sie betraten seine Hütte nicht, wie einen Aussätzigen legten sie Lebensmittel und Anderes in einiger Entfernung von derselben auf ein zu diesem Zwecke vorgerichtetes Gerüste. Stumpf und dumpf saß der Alte tagesüber an der Sonne und stierte ohne jede Beschäftigung vor sich hin. Sehr schwer war er aus seiner Apathie zu reißen, nur ein Mickchen Tllbal vermochte ihm den Mund zu öffnen. Seitdem er zur eisten Communion gegangen, war das „Vorwiling" über ihn gekommen: während des Vespergelautes erblickte er zuweilen, ohne jede äußere Veranlassung, Leichenzüge, welchen zahlreiche schwarzgekleidete Personen solgten, zeigten sich darunter Weißgekleidete, so mußten diese im darauf folgenden Jahre sterben. Niemals soll das Vorgesicht den Alten getäuscht haben. Da auf des Pfarrers Zureden die Leute nicht mehr auf seine Botschaft hören wollten, so verkündete er sie durch kunstlose Holztreuze von verschiedener Größe, die er des Nachts auf die Thürschwellen legte. Der Alte wollte am „Neuen-Sonntage" geboren sein, wie häufig der erste Sonntag nach Neujahr, oder auch der Dreikünigstag genannt wird.

Wie schon oben erwähnt, ist die Jungfrau von Orleans ein echtes Sonntagskind gewesen. Das außerordentliche Mädchen ward am Epiphaniaswge 1412 als „eines Hirten niedere Tochter" in „des Königs Flecken Dom-Remy", im lothring'schen Antheile des Herzogthums Bar geboren. Der Tag ihrer Geburt ist erst in der neuesten Zeit urkundlich festgestellt worden; G. Görres in seinem merkwürdigen (im Handel längst vergriffenen) Buche, „Die Jungfrau von Orleans" (Negensburg 1834) hat ihn noch nicht gekannt, er erwähnt nicht einmal das Geburtsjahr. Desto zuversichtlicher weiß er von den Erscheinungen der Engel und Heiligen zn berichten, welche die junge Johanna von Art (wie er beharrlich schreibt, französ. Ieanne d'Arc, die neuere, wahrscheinlich richtigere Schreibart ist „Darc") am Born unter dem Feenbaume heimsuchten.

Zuerst erschien dem Kinde in seines Vaters Garten der Erzengel Michael, um es auf seine Vocation vorzubereiten, dann folgten die Heiligen Katharina und Margaretha, welche die Jungfrau Beide mit ihren Armen umfangen hat und die ihr treue Beistände geblieben sind. Görres hat sich große Mühe gegeben, diese Erscheinungen in das Wunderlicht einer wirtlichen göttlichen Emanation zu rücken und Alles von ihnen zu entfernen, was etwa auf Krankheit, Hllllucination, Somnambulismus u. dgl. hätte deuten können, es ist schade, daß er von dem Geburtstage der Heldin nichts gewußt hat, sonst würde er sicherlich die Phänomenologie um ein interessantes Capitel bereichert haben.

In Frankreich ist der ‚flour des Ilois" von Alters her ein besonders gefeierter, mit glücklichen Vorbedeutungen ausgerüsteter gewesen. Wenige Familien im ganzen Lande wird es geben, die nicht an ihm den Bohnenkuchen auf den Tisch stellen, und den „lioi äs 1a Kve" creiren. ein Spiel, das, wenn es gleich

unzweifelhaft von den die Gesellschaft nivellirenden Saturnalien der alten Römer abstammt, durch die Beziehung zu den Magiern eiuen christlichen Anstrich bekommen hat. Eigentlich fallt der Tag des Bohnenkönigthums auf den 5. Januar, „1a veills 6»?8 Iioi8" einen hohen Loostag; er ist aber längst auf das gleich darnach folgende Fest verlegt worden. Kein Wunder, daß die Geburt in einer so viel berufenen, begnadeten Festzeit schon im Voraus einen Nimbus um das Mädchen von Dom-Nemy gezogen haben muß. Andererseits darf auch die Behauptung Anspruch auf Geltung erheben, daß der Dreitünigstag in seinen Rang als Geschickeslenker erst eingetreten sei, nachdem er als Geburtstag der Jungfrau bekannt geworden, was wahrscheinlich im 15. und 16. Jahrhundert der Fall war, wenn auch später diese Kunde der Tradition verloren ging. Karl von Gebler dagegen spricht in seinem kritisch-historischen Essay über die Jungfrau von Orleans (vgl. Nord und Süd, Bd. XU, Heft 34, S. 95) folgenden, nicht minder berechtigten Zweifel aus: „Der Verdacht ist naheliegend, daß die Vulksphantasie die bedeutungsvolle Nacht der Epiphcmie als Geburtszeit der dem Volksglauben nach ja Gottgesandten hinzugedichtet hat".

In der deutschen Literatur geschieht der Sonntagskinder nur so nebenbei Erwähnung. Wieland läßt in den „Abenteuer des Don Snlvio von Nosalua" den Diener Pedrillo zum Helden sagen: „Sie sind vielleicht an einem Sonntag auf die Welt gekommen; denn man sagt, die Sonntagskinder könnten am hellen Mittage Geister sehen" — und in den „Gespräche unter vier Augen" den Geron: „Wie oft ist das Volk schon von Schatzgräbern und Sonntagskindern betrogen worden, die sich für große Adepten ausgaben und am Ende doch mir als Meister in der Kunst, einfältigen Leuten das Geld ans dem Beutel zu locken, befunden wurden". — Goethe bezieht sich einmal auf die den Sonntagskindern häusig zugeschriebene Eigenschaft, daß sie anderen Menschen gleichsam in's Herz zu schauen vermöchten, wenn er in einer — abfälligen — Necenfion der Iägeridylle „Der Geburtstag" (1803) erwähnt: „Man muß eine Art von Sonntagskind sein, um eine übrigens ganz wohlgebildete Menschengestalt durch eine von Warzen, Flecken, Borsten und Unrath entstellte Oberhaut durchzusehen" — womit er andeuten will, daß der Inhalt des kleinen Epos zwar annehmbar, seine Verse aber ganz abscheulich" seien. Mit den heiligen Drei Königen, „diesen frommen Erst» geborenen aus den Heiden", hat sich der „große Heide" bekanntlich wiederholt beschäftigt. — Wilhelm Hauff hat die Sage von der Geisterseherei der Sonntagskinder in dem Märchen „Das steinerne Herz" (aus dem Cyclus „Das Wirthshaus im Spessart") didaktisch-poetisch verwerthet. In einer Erzählung von Blmnenhagen „Die Spartaner von Hannover" ist gesagt, daß Sonntagskinder am Pfingstsonntage geboren sind, allen Spuk sehen und ein sreundliches Schicksal erreichen. Derselben Meinung ist Gustav Freytag, der in der vierten Abtheilung der „Ahnen" den Georg König sprechen läßt: „Ich bin ein Sonntagskind, Diesen kommt das Glück im Schlafe" und dann später

erläutert, daß die Sonntagskinder am ersten Pfingsttage unterm Läuten der
Mette zur Welt kämen. — In dem Memoiren-Romane „Ter letzte Komödiant"
erzählt Holtei, daß er den „bedeutenden Künstler" La Roche in Weimar (1828)
dreimal auf der Bühne gesehen habe, im Schauspiel, im Lustspiel und in der
unvergänglich lustigen Posse „Das neue Sonntagskind", worin er den versoffenen
Hausmeister zum Küssen gespielt habe. Das rasende Lachen eines eleganten
Herrn sei ihm aufgefallen; es war der junge August von Goethe. Dieses
dramatische Prodnct verdient einer ganz besonderen Erwähnung. Längst ver-
schollen, hat es schwer gehalten, seiner habhaft zu werden-, es glückte aber
dennoch, und zwar durch die Güte desselben Altmeisters der Kunst, der von
Holtei als trefflicher Darsteller gepriesen wird und der sich heute noch seines
Auftretens in jener lustigen Rolle sehr wohl erinnert. Aus seiner Bibliothek
stammt das dem Schreiber dieses vorliegende Heft in altmodischem Druck auf
grauem Löschpapier, betitelt: „Das Neu-Sonntagskind*") nach dem Furchtsamen
von wall. Philipp Hafner. Als Singspiel in zwey Aufzügen neu bearbeitet
von Joachim Perinet. — Die Musik ist von Herrn Kapellmeister Wenzel
Müller. — Aufgeführt im großen Schauspielhausc zu Prehburg von der
Iungischen Schauspielergesellschaft im Monat April 1794. -— Prehburg
bey Johann Michael Landerer edlen von Füslut, Buchdruckern und Buch-
händlern. 1794". Das Sujet dieses possenhaften Singspiels dreht sich um
die Gespensterfurcht eines am Reu-Sonntage geborenen Vaters und um die
Streiche des von einem dreisten Bedienten secundirten Liebhabers der für
einen albernen Gecken bestimmten Tochter. Es hat große Aehnlichkeit mit
demjenigen des Beaumarchais'schen „Larbior äs 86^-iUe", dem es offenbar
nachgebildet ist bis auf die einzelnen Personen der Handlung herab. Nur
ist die Wiener Posse viel naiver, so daß es sogar schwer hält, an ihre einstige
Wirkung und das ihr ertheilte Lob zu glauben; heutzutage würde das
Publikum sich dergleichen schwerlich gefallen lassen. Die Rollen geben
freilich den Darstellenden Spielraum zur Entfaltung aller ihrer Gaben;
was aber dem Stück hauptsächlich Eingang verschafft und es vier Decennien
lang auf dem Repertoire erhalten hat, das war die „unwiderstehliche" Musik
des genialen Böhmen Wenzel Müller, des Componisten des „Donauweibchen"
und anderer, einst gefeierten, nunmehr längst vergessenen Opern und Sing-
spiele. Und diese Mnsik ist es auch unstreitig, welche es bewirkte, daß die
Literaturgeschichte einige Notiz von deni an und für sich anspruchslosen Producte
nehmen muß. Tenn verschiedene, gegenwärtig noch vielbeliebte, zum Gemein-
gute gewordene Volkslieder, deren Ursprung ziemlich unbekannt war, entstammen
demselben; so vor allen das bekannte, namentlich in allen Eommersbüchern
floriiende: „Wer niemals einen Rausch hat g'habt — das ist ein schlechter
Mann" :c. La Roche darf also in seine Lorbeerkränze auch getrost das Nlättlein
fügen, diesem Liede zur allgemeinsten Verbreitung geholfen zu haben. Ein

') Nicht „Nnic Sonntagskind", wie Hollci schrieb.

zweites, überall bekanntes ist die Romanze: „Es seufzt' einmal um Mitter-
nacht — Ein eingesperrtes Kind" :c., die namentlich in Süddeutschland viel
gesungen wird. In Oesterreich ist die „Aria" „Z'wegen meiner" :c. immer
noch bekannt, besonders die Strophe „Z'wegen meiner, z'wegen unser, z'wegen
Allen, z'wegen Dir" :c. In den zwanziger Jahren sang man aus der Piece
zu allen Guitarren: „Liebe machst Du denn nur Schmerzen?" — und
„Lieber, kleiner Gott der Liebe — Lindre meine Herzenspein" :c. Aber diese
Arien sind nunmehr vergessen, wie beinahe auch das Instrument, daß sie einst
begleitete und die — Ständchen, die damit gebracht wurden. Jedenfalls
wird durch diese Citate manche Erinnerung geweckt worden sein. Und es ist
durch sie hoffentlich zur Genüge dargethan, daß das „Sonntagskind" auch
eine literarische Berechtigung habe. Das Singspiel schließt mit dem üblichen
hausmeisterlichen Epilog a. o. d. K. z>:

Ja, morgen haben wir die Ehr,
Das Stück zu wiederholen:
Das Haus wird hoffentlich nicht leer,
Wenn Sie nur kommen wollen.
Ja, j», ich will es wagen,
Das Singspiel anzusagen.

Oder:

Wir freun uns fchr, wenn dieses Stück
Dem Publikum gefallen;
Der Dichter dankt und wünfcht fich Glück,
Auch er empfiehlt sich Allen.
Wir Alle sind voll Freuden,
Wenn Sie uns mögen leiden — Da (2apo!

Gedichte
Nord und Lud,
Ernst Schrrenuerg.
— «Iberfeld. —
Zchwarzwaldstimmungen.
<. Mummelsee.
Wir trieben über de» schlafenden 3ee
— war's Trauinen? war es wachen? —
Die dunkeläugige wafserfee
Ztieg zu uns in den Nachen,
5ie tauchte die Hand im Nirenscherz
In die düfter schweigenden Fluchen:
Da blitzt' es plötzlich allerwärts
Empor wie züngelnde Gluthen.
«Lin wellengekräusel lief über den 5ee —
Doch war kein Hauch Zu spüren;
Mir däucht', als hört' ich die Wasserfee
Geheime Zwiesprach führen.
Ich sah die funkelnden Tropfen facht
Durch die Finger, die leuchtenden, gleiten,
Da ließ ich mich durch dämonische Macht
Zu gleichem spiele verleiten.
Da langte mein Arm in die Tiefe gefchwind,
Um die schimmernde Hand zu erhaschen —
weh dir, du thörichtes Menschenkind,
vom Llfenzauber zu naschen!

Denn alz mich umrieselt die tückische Fluth,
Hab' ich Frösteln des Todes empfunden:
Zum Herzen drängte das stockende Vlut —
Und die Nixe war traumhaft entschwunden.
5chlaff hing «nein Arm — und sterbensmatt
Vin ich am Ufer gelandet;
Gebrochen war ich und lebenssatt
wie der Schiffer, am Felsen gestrandet.
Nie wieder Zum Ringen erstarket die Hand,
Die gehascht nach den Wundern der Tiefe —
Und nimmer erlischt der Sehnsucht Vrand —
wer drunten lag' und schliefe!

2. Allerheiligen.

Ich lag mit brennendem Auge Ich sah das Vranden und 5chäumen
Und fand nicht Schlaf zur Nacht — Des Zturzes siegende Kraft -
Mir hast Du, „Allerheiligen", ! E> Sinnbild urgewalt'ger
Die Ruhe nicht gebracht. , Entfesselter teidenschaft!
Ich Hab' in wachem Traume wem einmal durch die Zeele
Vhn' Unterlaß gelauscht, . Ihr brausender Fall getost,
wie durch die nächtige Stille Der findet feinen Frieden,
von fern die Wasser gerauscht. ^ Der finde! feinen Trost.
Und wieder glaubt' ich zu hören Ihr Nachhall folgt ihm zitternd
Des Vergstroms tosenden Fall, Fortan durch Zeit und Raum,
Der mir entgegen an: Tage > Rauscht durch sein welkendes leben
Gedonnert seinen Schwall. Und seinen letzten Traum.

Junges Grün umspielt mein Kaupt

Junges Grün umspielt mein Haupt,
Neuen Frühlings holdes Grüßen —
welkes taub, vom Herbst geraubt,
Rauscht und flagt zu meinen Füßen,
Auch auf meines lebens vfad
Kreuzt sich werden und verwehen:
lähmend in die Frühlingsthat
Greift das Herbstlied vom vergehen.
Gern vergaß' ich, was ich litt,
Neuem tenzesgruß zu lauschen —
Doch mit jedem wanderschritt
weck' ich welker Vlätter Rauschen.

Am Mitternacht.

Zur stunde der Gespenster —
wie bin ich einsam wach!
Der Thanwind streift an's Fenster,
Ls rieselt leis vom Dach.

Geliebte schatten nicken,
Umschweben mich und nahn;
Mit längst erloschnen Vlicken
sehn sie mich fragend an.

Aus längst verstummtem Munde
Grüßt sanfter liebeshauch,
weckt längst verklungne Kunde
In tiefster seele auch.

Da schmilzt die starre Rinde,
In der das Herz geklopft,
von feuchten Wimpern linde
verschwieg'»« Thräne tropf».

Zur stunde der Gespenster —
wie bin ich einsam wach!
Der Ihauwind streift an's Fenster,
Es rieselt leis' vom Dach.

Schließe, schließe die Augen.

Nimmer zu durstig den blendenden strahl
Darfst mit den Vlicken du fangen!
Kürze die Wonne — kürze die (ynal:
schließe, schließe die Augen!

Netzt sie des Glückes berauschender Ihau,
Netzen sie schmerzende laugen,
sammle dir Araft in verschwiegener schau:
schließe, schließe die Augen!

Und wenn erloschen das innere licht,
Nimmer zum sehe» sie taugen —
Fürchte das Dunkel, das ewige, nicht:
schließe, schließe die Augen!

Erziehung und Geschichte.

Ein Vortrag

M. Lazarus.

— Verlin. —

lrziehuug und Geschichte sind beide vieldeutige Worte. Nimmt man sie aber auch in der engsten und eigentlichen Bedeutung, so bezeichnen sie immer noch weitschichtigc Begriffe mit reichem, vielverzweigtcn Inhalt. Wenn ich nun Ihre geneigte Aufmerksamkeit für die Frage erbitte, welche Beziehuugcn zwischen Beiden stattfinden, so kann, nach der Natur eines solchen stiindigen Vortrags, meine Absicht nur dahin gehen, aus der große» und weiten Aufgabe, welche sie einschließt, einige wesentliche Gesichtspunkte hervorzuheben; nnd auch in dieser Beschränkung will ich nur Ihre eigenen Gedanken, was Sie Alle mehr oder weniger nur vereinzelt, zufällig, zerstreut darüber gedacht haben, um die Frage ordnen und gruppiren und allenfalls hie und da eine Anregung zu neuem Nachdenken hinzufügen.

Bei Geschichte in Verbindung mit Erziehung denkt man leicht an Geschichtstcnntuiß, an Geschichtswissenschaft', ich will von derselben nicht handeln. Doch will ich auch nicht ganz stillschweigend daran vorübergehen, weil ich der Hoffnung Ausdruck geben möchte, daß man bald dazu kommen wird, sich die Frage vorzulegen, ob wir denn mit der Art des Vortrages der Geschichte im Dienste der Erziehung, d. h. also beim Unterricht nicht allmälig etwas in die Irre gekommen sind; die Frage würde in Bezug auf diesen und noch mancherlei Unterrichtsgegcnstände etwa im folgenden Sinne zu stellen sein. Allmälig ist zu den Unterrichtsgcgenstanden einer nach dem andern gekommen, unsere Schule ist daran reicher und reicher geworden. Aber wie sie einzeln hinzugekommen, sind sie Alle in dieselbe Methode eingefügt worden; eine gewisse Gleichmäßigkeit findet namentlich in dem Punkte statt, daß wir alles Wissen, das in der Schule erworben werden soll, als examinirbares Wissen betrachten. Die

Sache scheint auch sc, einfach und so selbstverständlich: was gelehrt wird, soll
gelernt weiden; was gelernt ist, soll man wissen; man muß also die Schüler
prüfen, ob das Wissen vorhanden ist. Ich hoffe, sage ich, daß die Zeit bald
kommen wird, daß man sich noch einmal gründlich die Frage vorlegen wird,
ob nicht ein beträchtlicher Unterschied in den verschiedenen Fächern des Wissens
in dieser Beziehung stattfinden muß «nd ob, wenn ein Examen nothwendig
ist, wenn also examinirbares Nissen erzielt werden soll, das nicht sehr wesent-
lich eingeschränkt werden muh, um den wahrhaften Zweck der Geschichte
künde zu erreichen. Ich glaube keine bessere Tarstellung dessen, was die
Geschichte dem Kinde soll, geben zu können, als Luther sie gegeben hat. In
seiner Schrift „An die Bürgermeister und Ratsherren allerlei Städte in
Deutschen Landen" vom Jahre 1524 heißt es: „Wo man die Kinder aber
lehrete und zöge in Schulen oder sonst, da gelehrte und züchtige Meister und
Meisterinnen wären, die da Sprachen und andere Künste und Historien
lehreten, da würden sie huren die Geschichten und Sprüche aller Welt, wie
es dieser Stadt, diesem Reich, diesem Fürsten, diesem Mann, diesem Weibe
gangen wäre, und tonnten also in kurzer Zeit gleichsam der ganzen Welt
von Anbeginn Wesen, Leben, Rath und Anschläge, Gelingen und Ungelingen
vor sich fassen, wie in einem Spiegel, daraus sie denn ihren Sinn schicken
und sich der Welt Lauf richten könnten mit Gottesfurcht, darzu wchig und
klug werden aus denselben Historien, was zu suchen und zu meiden wäre in
diesem äußerlichen Leben und anderen auch danach rathen und regieren."
Speciell in Bezug auf den inneren Iweck der vaterländischen Geschichte erinnere
ich an den schönen Wahn der alten Griechen: „Nie Marathon-Kämpfer glaubten,
Theseus aus der Unterwelt steigen, die Heroen Marathon und Echetlos in
ihren Reihen kämpfen zu sehen. Bei Salamis waren die eleusinischen Gott-
heiten und die Aeakiden hilfreich". (Ernst Curtius, Griech. Geschichte.)
Ja sie kämpfen wirklich mit, die Heroen früherer Zeiten, wenn sie in
lebendiger Erinnerung vor der Seele stehen. Nicht mit leiblichen Augen aber
doch im Geiste gesehen, wird ihr Begeisterung schaffendes Vorbild zu einer
Quelle der Kraft und Energie im Herzen der Enkel.
Zu solcher Wirkung der Geschichtskenntniß genügt aber das Kennen und
Wiederholen von Zahlen und Namen nicht, sondern erst das innere Schauen
von Helden, Ereignissen, Schöpfungen.
Man wird der Namen und Zahlen nicht ganz entrathen können; aber
nur der Rahmen, das Gerippe soll aus abfragbarem Wissen bestehen. Dies
soll man didaktisch genau unterscheiden von dem eigentlichen vollen Leben der
Geschichte; dieses nämlich soll auch gelehrt, aber es soll nicht vom Schüler
„gelernt" weiden; sie soll wie in den „Spiegel" der Seele gefaßt, aber
nicht wie in eine Tabelle verwandelt werden. Selbst für das Gebächtniß
aber, für die Leichtigkeit und Sicherheit der Wiedererinnerung ist es bei allen»,
was von der Phantasie ergriffen werden kann (und soll) von Vortheil, wenn
man es nicht als examinirbares Wissen fordert. Warum wird der Verlauf

der Handlung in Novellen, Romanen und Dramen so viel leichter und sicherer
behalten, als der Gang der Geschichte? unter den mancherlei Ursachen, welche
zusammenwirken, ist eine der wichtigsten, daß eine auf's Examen berechnete,
also dem eigentlichen Zweck des Inhalts ganz fremde Einprägung nicht
gefordert wird, und daß eben deshalb auch die lebendigen Vorgänge nicht in
ein Scelett mechanisch gefaßter Daten zerlegt werden müssen. —
Ich habe eben auf Wandelungen hingedeutet, welche das Erziehungs-
wesen erfahre» soll, und welche es erfahren hat, zunächst durch allmälige
Hinzufügung von neuen Unterrichtszweigen. Ueber das Verhältnis; von
Erziehung und Geschichte könnte man also auch in dem Sinne reden, daß
nämlich die Erziehung selbst ja ihre Geschichte hat; sie ist für alle Erkennt-
niß innerhalb der Pädagogik außerordentlich wichtig, — ich meine nicht blos
Geschichte der Pädagogik, d. h. also der Erziehungswissenschaft, sondern Ge-
schichte, der wirklich bei den verschiedenen Völkern im Ablauf der Zeiten statt-
gehabten Erziehungen. Die Erziehung bildet selbst einen Theil der Geschichte
weil einen Theil des Culturlebens. Vergleicht man das öffentliche Leben der
Nation mit dem Privatleben der Familie, so wird der Antheil, welchen die
Erziehung der Kinder daran hat, dort bei weitem nicht so groß erscheinen, wie hier; aber
immerhin groß genug, um die Individualität des Volkes uud der Zeit durch dieselben
wesentlich zu charatterisiren. Zugleich wird man dabei auf Fragen über die Eultur-
entwickelung geführt, welche viel und fruchtbar zu denken geben. Ich hebe nur die
eine heraus: wie geht es zu, daß die Menschheit so langsam fortschreitet?
Sie schreitet langsam fort, weil die Erziehung nicht schnell besser wird. Wie
geht es zu, daß die Erziehung so langsam besser wird, und daß die vorleuchtenden
Geister ihre Gedanken oft um Jahrhunderte früher verkündet haben, ehe sie zur
praktischen Uebung gelangen? Schon Kant scheint bemerkt zu haben, daß die
pädagogischen Reformationen wie Revolutionen in die Welt kommen; sie theilen
denn auch das Schicksal derselben; die große», zu Anfang mächtig ergreifenden
und weite Kreise aufregenden Gedanken ermatten doch bald in ihrer Ein-
wirkung auf die Praxis. Wer sich die Geschichte des großeu Wendepunkts
der Pädagogik im vorigen Jahrhundert genauer ansieht, der wird finden,
daß die neuen Principien, die neuen Vildungsideale, die neue Ansicht vorn
Kulturmenschen und seinem Verhältnis; zur natürlichen EntWickelung, daß die
Gedanken Rousseaus und Lessings, Schillers, Herders und Goethes, die
Pläne Basedows und Pestalozzis zunächst viel mehr auf die Erwachsenen
für ihre eigene Nildung, als auf die dauernde Umgestaltung der Er-
ziehung der Kinder gewirkt haben.
Ich hebe nur zwei Gründe hervor. Einmal wird sehr selten mit der
Schöpfung neuer Vildungsideale, mit der Stellung neuer Forderungen zugleich
die Kunst der Ausführung gefunden; ja selbst zwischen den vollkommen
treffenden und sachgemäßen, durch viel spätere Realisation bewährten refor»
matorischen Ideen der Erziehung und der eigentlichen Technik ihrer Hinein-
bildung in Lehren und Zucht des Hauses und der Schule zeigt sich oft ein

Abstand, ja ein eigentlicher Gegensatz, welcher einen wahrhaft tragischen Eindruck macht. Rousseau und Pestalozzi sind redende Zeugnisse oder Opfer dieser retardirenden Tragik.

Sodann aber ist es der natürliche Widerstand des Alten gegen das Neue. Schulleute und BeHürden gerathen immer in Harnisch, wenn man ihre Einrichtungen oder ihre Methoden kritisirt, und sie haben die erwachsene, d. h. die nach alter Methode erzogene Welt so natürlich auf ihrer Seite. Mit sich selbst als den Erzeugnisse» der früheren Erziehung und eben so mit ihrem Wirken auf die Zöglinge durchaus zufrieden, wehren sie natürlich die Kritik der Methode zugleich als Kritik ihrer Person und ihrer Wirksamkeit ab.

Schon Melanchthon, der gemeinschaftlich mit Luther die pädagogischen Reformen anstrebte, sagte in seiner Antrittsrede in Wittenberg: „Nie alten Lehrmeister lästern die neue Weise". Es ist naturgemäß, die alten Lehrmeister sind für die alte Weise. Es ist genau dasselbe, wie Sie es oft auch in der Familie hören tonnen. Fragt man eine Frau: „Wie hältst Du es denn erzieherisch mit Deinem Kinde in diesem Alter in Bezug auf dies und das?" Da antwortet sie uns wohl: „Ich mache es so; denn meine Mutter hat es auch so gemacht". Zu diesem Obersatz gehört der Untersatz: „Nun aber bin ich eine ganz ausgezeichnete Frau geworden, folglich werde ich es wieder so machen mit meinem Kinde". Vielleicht hätte man zuweilen Gelegenheit, auf den einfachen veränderten Schluß hinzuweisen: „Deine Mutter hat es so gemacht, folglich muß man es anders machen".

Das Allerschlimmste nun ist das gute Gewissen, namentlich der Lehrmeister. Denn in der That, wie oft findet man nicht unter ihnen Männer, die nun vierzig, fünfzig Jahre ihres Lebens treu ihres Amtes gewaltet, mit aller Hingebung daran gearbeitet haben, die Anforderung, die ihnen gestellt war, zu erfüllen! Der Fehler liegt ja oft in der That in der Anforderung, welche gestellt wird; und deshalb, meine ich, muß man fort und fort in der Geschichte der Pädagogik suchen, um sich zu orientiren über die nothwendigen, neuen Anforderungen. Große Fortschritte in der Erziehung bleiben deshalb immer davon abhängig, ob die gewaltigen Geister, sei es des Gedankens, sich des Regiments derselben annehmen und ob sie die Macht und die Fähigkeit besitzen, die pädagogischen Entdeckungen gleichsam mit Gewalt in's Leben zu übertragen.

Also nicht von Geschichtskenntniß, und auch nicht von Geschichte der Erziehung, sondern von eigentlicher Geschichte, als der Geschichte der Menschheit, der Nationen, also Geschichte dessen, was die Erwachsenen erleben, ihrer Handlungen, ihrer Schöpfungen, ihrer Erfindungen, von dieser im Verhältniß zur Erziehung wollte ich reden. Man hat längst auch diese selbst in einen« bildlichen Sinne als Erziehung gefaßt. Seit Lessing wird Niemand, der sich die Frage vorlegt, ob es denn in dem ganzen Ablauf der Geschichte der Menschheit irgend einen Plan, ob es irgend einen sichtbaren Zweck darin giebt, um den Gedanken herumkommen, die Geschichte als eine Art von Erziehung anzusehen.

Wenn wir in früheren Epochen niedrigere Stufen der Eultur, in späteren
höhere finden, wenn die äußeren Werkzeuge und die inneren Organe derselben
sich entwickeln, dann liegt es ja nahe genug, sich vorzustellen, die früheren
Epachen seien eben bloße Vorstufen, durch welche hindurch man'zu den höheren
gelangt; und es knüpft sich auch daran eine Art von Erkenntnis; oder mindestens
uon Hoffnung, welcher man gern nachgeht, daß sich die Menschheit allmälig
von Stufe zu Stufe so erhebt, wie der einzelne, der von einer Klasse zur andern
empor steigt, immer reicher wird in Bezug auf den Schatz seines Geistes,
immer fähiger in Bezug auf die Hebung der Kräfte, immer geschickter zu
allerlei Erfindungen und Schöpfungen. Dieser Gedanke hat allerdings auf
der andern Seite auch seine Schattenseiten, er bietet keine lückenlose Befriedigung.
Denn wie sollten vergangene Zeiten und untergegangene Völler gleichsam als
die Sextaner und Quintaner der Geschichte angesehen werden? Bei dem
Einzelnen begreifen wir wohl, daß er die Stufen überschreiten muß, damit
er zur Höhe kommt. Aber sollten ganze Völker oder ganze Epochen desselben
Volkes ihr Leid getragen und ihre Arbeit gethan haben, bloß damit künftig
andere Generationen die Höhe ersteigen? Sollten sie als das bloße Mittel
gelten zu einem Zweck, der niemals von und in ihnen selbst erfüllt wird? Und
wenn der Fortschritt der Menschen, wie stark er auch sei, zu einem absoluten
Ziel auf denkbare Weise überhaupt nicht kommt, dann würden alle Völker und
alle Zeiten immer wiederum das Mittel sein für ein nie zu erreichendes
Ziel. Dann würde der durch die Vorstellung der Erziehung in der Gefchichte
vermeintlich gefundene Zweck gerade verschwinden und niemals als ein positiver,
in sich selbst gegründeter, in die Erscheinung treten. Ich will den
Gedanken nicht weiter verfolgen, darf ich es doch an dieser Andeutung um
so mehr geuügen lassen, als Lotze in seiner feinen und tiefen Weise beiden
Seiten des Gedankens (in seinem Mikrokosmus) eine elastische Ausführung
gegeben hat.

Hinzufügen will ich meinerseits nur zweierlei. Einmal dürfen wir überhaupt
alles Menschliche nicht allzu straff in die beiden entgegengesetzten Kategorien von
Mittel und Zweck spannen, wie man so leicht es zu thun geneigt ist. Vieles
in unserem Leben sinkt sofort in seinem wahren Werthe, wir über- und unter-
schätzen Vieles gegen die Wahrheit, wenn wir immer nur dieses Verhältnis;
zu einander vor Augen haben. Es klingt ja natürlich, daß wir das Kind
und seine Kinder-Jahre wie ein Mittel ansehen, weil sie eine Vorbereitung
sind für die Zeit, die dann der erwachsene Mensch leben wird. Natürlich
aber unzulänglich. Ich rede nicht von jenem trüben Gedanken, der uns dann
antritt, wenn wir so viele von den Blüthcn, ehe sie zu reifen Früchten gewandelt
sind, fallen sehen, Aber auch die Kinder, die aufblühe» und reif werden, sie
sind während der Zeit, daß sie aufblühen, nicht bloßes Mittel für spätere
Zeit. In zwiefachem Sinne erscheinen sie uns unmittelbar als Zweck, als
Zweck der oft vielleicht höher ist als derjenige, der künftig einmal von den
Erwachsenen erfüllt werden soll. Wer von uns hätte nicht schon dem Gedanken

zugestimmt, das; die Jugend die eigentlich goldene Zeit des Lebens ist? Auch mit Recht; denn wenn Genuß nnd Befriedigung auf d«r einen Seite, Unschuld und Reinheit ans der andern zu den höchsten Zwecken des Lebens gehören, hier werden sie sofort erfüllt? Wenn man auch diesen Gedanken meist nbcr-rreibt. so bleibt doch wahr, das; nicht bloß die Kinder die glücklichsten Jahre «erleben, sondern daß die Erwachsenen, Eltern und Angehörige vielleicht die glücklichsten Stunden ihres Daseins im Anschauen der Binder, in der Sorge für sie zubringen.

Dies wäre unerklärlich oder ungerechtfertigt, wenn nicht aus dem Leben der Kinder die edelsten Keime des Menschenthums in jeder Generation von Neuem hervorsprössen; ans Seiten der Kinder: die reine Daseinsfreude ohne Kampf und Ziel, und der Segen des Wachsthums der Kräfte wie des Inhaltes der Eultur; auf Seiten der Eltern: der Anblick von alledem, und gleichsam das Mitleben der Kindheit; dazu die selbstlose Hingebung und Sorge für ein Anderes; die Freude am Weiden; noch mehr die Freudigkeit im Schaffen und Bilden des jugendlichen Geistes nnd Gemüthes. In jedem Menschen-kind«? wiederholt sich die Weidekraft und die Schöpfungslnst des Menschen-geschlechts. Und wenn die gesammte Geschichte als eine zweckvolle nicht zu fassen ist, ohne daß man außer dem Ziel auch den Weg, außer dem Gut auch den Erwerb, außer dem Wert auch das Wirken als den Zweck des Daseins auffaßt, dann erscheint eben die Jugend, die Zeit der Erziehung als das beste Symbol und Gleichnis; des Geschichtszweckes, wie es die ursprünglichste Form menschlichen Werthes ist. Das Ringen nach Wahrheit und nicht ihr Besitz ist des Menschen bestes Thcil; so ist auch Lernen das menschenwürdigste Geschäft, und Wissen nur sein höchster Gewinn; ja weitaus bei den meisten Kenntnissen, die wir erwerben, ist die Thätigleit im Erwerben selbst höheren Werthes als der Besitz.

Und dann noch das zweite: das Gleichnis; mit der Erziehung reicht nicht ganz. Wenn wir nach demselben auch geneigt sind, vergangene Zeiten und Völker nach Sexta zu versetzen, uns aber, — nun, ich will nicht sagen nach Prima, aber doch — in irgend eine höhere Klasse, dann dürfen wir nicht vergessen: jene vergangenen Zeiten und Völker sind zugleich die Lehrmeister für uns gewesen. Sie sind nicht bloß eine Durchgangsstufe, welche überschritten werden mußte, sondern sie sind auch die Keimkraft, aus welcher das erwachsen ist, was etwa in uns reift und lebt; und sie sind je originaler in ihrem Schaffen, eben so, vielleicht eben deshalb auch tiefer in ihrem Wesen.

Sehen wir nun aber von jedem metaphorischen Sinne des Wortes ab und verstehen unter Geschichte überhaupt das Leben der Erwachsenen und unter Erziehung Alles, was überhaupt zu Gunsten der Entwickelung der jüngeren Generation, geschieht, so wird man auch dann sagen müssen: alle Geschichte ist wirtliche Erziehung, Durch das, was die Erwachsenen erleben, durch ihre Handlungen, ihre Schöpfungen und Leistungen, durch die Institutionen und Gesetze, welche sie schaffen, mich durch ihre Schick-

sale weiden sie ja die Lehrmeister der folgenden Geschlechter. Alle Geschichte also, vollzogen und geleistet von der einen Generation, ist zugleich Act und Mittel der Erziehung für die folgende. Denn Thciten unterrichten; sie unterrichten noch mehr als Worte, weil sie mehr als Worte Gedanken sind, lebendige Gedanken.

Die Geschichte ist nun aber nicht Veranstaltung zur Erziehung oder zur Ausbildung des nachfolgenden Geschlechts; ihre Thaten und Handlungen weiden um anderer, unmittelbarer Zwecke willen vollbracht und der erzieherische Einfluß, den sie üben, erscheint als ungesnchter Gewinn. Gewinn oder auch Verlust; die Geschichte übt oft genng eine schlechte Erziehung. Sitte erzeugt Sittlichkeit, aber auch Unsitte Unsittlichkeit. Heldenthum erzeugt Begeisterung, aber Schlaffheit und Verrath erzeugt Verwirrung auch in den Gemüthern.

Der Sinn der Heroen ist nicht auf pädagogische Leistung gerichtet; aber ihr Gedächtniß ist die wahre Quelle idealer Gesinnungen. Aus Thaten und Ereignissen wie die des dreißigjährigen Krieges, der Inquisition, der Protestanten-Verfolgung in Frankreich ergeben sich Verhärtungen und Verwilderungen des Gewissens auch der nachwachsenden Jugend. Es wäre sehr der Mühe werth. sich die Geschichte der Völker genau nicht sowohl auf den moralischen Werth als auf diesen ungesuchten, aber notwendigen pädagogischen Erfolg anzusehen.

Nun aber wollen wir auch von dieser zwar energischen, immerhin aber doch uneigentlichen, weil ungewollten Erziehungsweise absehen und endlich von der eigentlichen und absichtlichen Kindererziehnng, von Schul- und Hauserziehung und deren Verhältnis; zur Geschichte reden. Veide stehen in der innigsten Beziehung zu einander, in einer viel innigeren, als man auf den eisten Blick meint.

Jedes Volt hat zu jeder gegebenen Zeit irgend ein Lebensideal. In allen Bestrebungen, in allen Anstrengungen ist ein Ziel, das den Menschen vor Augen schwebt, das erreicht weiden soll. Dieses Ziel kennzeichnet sich vorzugsweise auf der einen Seite durch die politischen Bestrebungen und auf der andern Seite durch die Erziehungseinrichtungen. Die politischen Bestrebungen schaffen die allgemeinen öffentlichen, gesetzlichen Zustände für Alles das, was im Leben verwirklicht werden soll; die Erziehungseinrichtungen sind Vorbereitungen, um den Menschen für dieses Ideal reif zu machen. Politische Actione« und Lebensformen auf der einen Seite und pädagogische Principien auf der anderen wachsen aus der gemeinsamen Wurzel empor; mit anderen Worten: politische Ideale und Vildungsidenle gehen immer neben einander her, denn sie kommen aus einem Kern, aus dem Lebensideal überhaupt. Auch darin sind Veide einander gleich, daß hier wie dort irgend ein Zug lange Zeit hindurch als bloßer Keim und Trieb existiren kann. Ein politisches oder Erziehungsideal kann durch Generationen sich hinziehen, ehe es zn seiner Wirklichkeit kommt; dies muß man in Rechnung bringen, wenn man die Geschichte in ihrem Verhältnis; zur Erziehung genau abgrenzen will.

Es wäre sehr fruchtbar auf solche Weise nicht bloß die Geschichte der verschiedenen Völker, sondern speciell auch die Geschichte Deutschlands bis zur

Gründung des Reiches, bis zur Erfüllung dieses politischen Ideales zu prüfe».
Unstreitig macht sich die ganze Art der Lebensauffassung, der Zwecke und der
Nerthe des Lebens in der Weise der Erziehung geltend. Aber die Geschichte
zeigt uns sehr interessante Widerspiele. In diesem Volle finden wir, daß die
Familien die Sorge für die Erziehung und namentlich die Gestaltung der-
selben ganz dem Staate überlassen; iu jenem stellt es der Staat ganz oder
fast ganz den Familien anHeim, für die Nildung ihrer Kinder zu sorgen.
Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Bildungsideale von den Lebens-
idealen abhängig sind: jene aber haben den Vorzug, daß bei ihnen leichter
das deutliche Bewußtsein ihres Inhaltes eintritt, weil sie das Verhältniß von
Zweck und Mittel zu erkennen dringender erheischen. Die Vater wissen besser,
zu welchem Ende sie ihre Kinder iu diese oder jeue Schule schicken, als zu
welchem letzten Zwecke sie ihre Geschäfte betreiben. Vollständig klares, an's Ziel
dringendes Bewußtsein ist freilich dort wie hier eine Seltenheit. Die Theilzwecke,
die unmittelbaren Erfolge halten den Sinn der Menschen gesangen bei ihrem
eigenen Thun und bei der Bildungssorge für die Kinder. Der Knabe soll ein
guter Schüler sein, ein gutes Examen machen, ein gutes Zeugniß bringen;
welcher letzte Zweck dadurch — und namentlich wie er erreicht wird:
dafür fehlt es oft an der nachhaltigen Ueberlegung. Auch die Schule, auch
der Staat richten ihr Bestreben oft nur dahiu, die besten Schüler zu bilden;
ob diese eben deshalb auch die besten Bürger sein werden? Das Ideal eines
Schülers und das Ideal eines Mannes können sehr incongruent sein.
Eine historische Durchführung dieser Gedanken liegt uns hier natürlich
fern; aber hindeuten will ich nur darauf, wie in jener großen Scheide
zwischen dem Mittelalter und der neuen Zeit die Zusammengehörigkeit der
verschiedenen Lebensformen auf der einen Seite, und der Erziehungseinrichtungen
auf der andern sich documentiren. Im Mittelalter Hierarchie, Feudalsystem
und Zunftwesen mit einander zusammenhängend, und ihnen entspricht eine
clericale, dürftige, auf die kleinste Zahl der Volksmasse beschränkte Erziehung. Es
will wenig sagen, wenn wir einige Kloster und Klosterschulen von gelehrtem
Eifer beseelt finden; sie sind Oasen in der weiten Wüste der Unwissenheit.
Man stelle St. Gallen als eine Stätte edler Bildung so hoch wie man
wolle, neben unsere Gymnasien darf man sie in der Vergleichung der Zeiten
deshalb nicht stellen, weil es heute in deutschen Landen statt eines St. Gallen
immer Hunderte von Gymnasien giebt.
In der modernen Zeit dagegen kommt ganz allgemein der Indi-
vidualismus zur Geltung; ein neues Eultursystem, gegründet auf die
Bedeutung des Individuums, auf die Nildung und die Selbstverant-
wortung jedes Einzelnen. Man kann über die Kirchenreformation
denken, wie man wolle, der Eine mag ihre Bedeutung in diesem, der Andere
in jenem Punkte finden; keiner wird so unbestritten sein in Bezug auf die Nach-
wirkungen und Ausstrahlungen nach allen Lebensgebieten hin, als der eine,
daß durch die Reformation das allgemeine Pricsterthum zum Grundsatz erhoben

wurde im Gegensah zur Hierarchie. Und nun sehen wir, wie sich stufenweise langsam — ich habe schon gesagt, in Erziehungsdingen geht es immer langsam, das Leben der Völker ist überhaupt ein langsames — da kommt nach einander zum allgemeinen Priesterthum auf dem Gebiete der Religion die allgemeine Schulpflicht und dann die allgemeine Wehrpflicht und dann das allgemeine Stimmrecht. Das hängt Alles auf's Innigste mit einander zusammen. Längst hat man die Thatsache verstanden, daß sowohl bei den verschiedenen Völkern eine verschiedene Wehrverfassung stattgefunden hat, als auch zuweilen bei demselben Volke die Wehrverfassung sich geändert, daß aber jedes Mal die Geschichte dieses Voltes oder dieser Zeit mit der Wehr Verfassung und ihrer Aenderung auf's Innigste zusammenhängt. Dasselbe könnte man mit noch größerem Rechte von der Lehrverfassung sagen. Die Art, wie die Erziehungsthätigkeit in einem Volke betrieben wird, ist maßgebend für die ganze Gestaltung seiner Geschichte. Aber wir sehen hier noch mehr, wie Wehrverfcissung und Lehrverfassung und schließlich die politische Verfassung auf's Innigste zusammenhängen. Haben wir das allgemeine Stimmrecht, so muß der Staat, welcher jedem einzelnen Bürger das Recht, ja die Pflicht aufgicbt, seinen Theil für die politische Thätigkeit aufzuwenden, auch dafür sorgen, daß er vorbereitet wird für diese. Thätigkeit. Allgemeines Stimmrecht ohne Volksschule, ohne daß Jeder schreiben und lesen d. h. vernehmen kann, was in der politischen Welt sich begiebt, wäre ein Unding. Und so sehen wir denn in der That mit dem Aufkommen des neuen Lebensideales ein neues Vildungsidcal hervortreten, und mit der Reformation beginnt auch die Volksschule.

Der Verkündcr des allgemeinen Priesterthums hat mit seinen Volksschriften, mit der deutschen Vibel, dem Katechismus und den deutschen Kirchenliedern auch die Volksschule geschaffen. Da spielt nichts von Zufall hinein. Und wenn man auch sagen darf, die Volksschule wäre viel früher, nämlich vor Erfindung des Buchdrucks kaum denkbar gewesen — wer vermag sich die Burschen in den Dörfern und Flecken in Manuskripten lesend vorzustellen — so gilt dasselbe von der Reformation selbst.

Ienfeits der Reformation treffen wir die interessante und lehrreiche Thatsache, daß neue allgemeine Geistesrichtungen in neuen Schulwesen ihren Ausdruck und ihre Ausbreitung finden. So die Schulen zu Devcnter, Schlettstadt u. s. w. Aus der Initiative Einzelner hervorgegangen, prägen sie den Geist der Zeit in einer bestimmten Richtung deutlich und deckend aus. Diesseits der Reformation geht besonders in protestantischen Ländern die Schule mehr und mehr in die Hände staatlicher oder communaler Obrigkeit über; sie erlangt mit den Organisationen, von denen sie abhängt, selbst immer festere Organisation, welche im Wesentlichen unberührt bleibt von den verschiedenen Strömungen, welche neben- und gegeneinander den Geist der Zeit bewegen. Jetzt gehen nicht mehr aus principiellen allgemeinen Richtungen, aus religiösen oder ethischen Reformbestrebungeu, sondern höchstens aus praktischen Bedürfnissen neue Schulen hervor, indem auch der Staat das System der Fach-

und Berufsbildung mit immer neuen Instituten versieht; Bergbau-, Gewerbe, Handels-, Weber«. Musterzeichenschulen, von Bau-, Kunst- und musikalischen Akademien zu schweigen. Dahingegen finden wir bis in die neueste Zeit herab, daß große pädagogische Reformgedanten, denen die Beamten und die Lehrer der Staatsschulen Anfangs schwerer zugänglich sind, zuerst durch freie und selbständige Schulschöpfungen den Weg in die Praxis finden. Und so groß ist die pädagogifchc Triebkraft auch der neuesten Zeit noch, daß sie fort und fort über die Grenzen des fo wohl geordneten und so weit gespannten Schulsystems hinaustreibt und neue Bildungen auf die Bahn bringt. Allein im letzten Jahrzehnt ist auf diefe Art hier i» Berlin die stattliche Reihe der Institute des Lettevereins, zu desfen Gunsten wir hier versammelt sind, eben jo das Victoria-Lyceum, beide unter dem huldvollen Schuhe der Frau Kronprinzessin, zu Stande gekommen; aber auch die Akademie für neuere Sprachen, die Humboldtalademie u. f. w. Charakteristisch ist es, wie mit dem Geiste der verschiedenen Epochen, mit ihren neuen Lebens- und Bildungsidcalcn — oft unvermerkt — fogar die Methoden des Unterrichts wechseln. Vom Ende des Mittelalters fagt K, v. Raumer mit Recht. „Klassische Bildung wird das Ziel alles Studiums; dies neue, mit leidenschaftlicher Liebe verfolgte Ideal verlangt eine neue Weise des Unterrichts und der Erziehung". Und Melanchthon im Hinblick auf die besonders unter den Scholaren weit verbreitete Zuchtlosiglcit wendet sich gegen die, welche vermeinen, ohne grammatifche Studien, durch bloßes Lesen der Autoren Philologen zn weiden. Solche — sagt er in der an den Sohn des Iustus Jonas gerichteten Vorrede seiner lateinischen Grammatik — solche werden nie sicher und gründlich. Ihre falsche Ansicht rühre vom Widerwillen gegen die Zucht der Regeln her, was später in Widerwillen gegen alle gesetzliche Ordnung ausarte. So strahlen also die neuen oder veränderten Lebcnsidcale bald in neuen Schulschöpfungen, bald in neuen Methoden des Unterrichts aus.

So viel von der allgemeinsten Beziehung zwischen Erziehung und Geschichte. Prüfen wir nunmehr die Art und das Maß der Abhängigkeit genauer, in welchem Jedes vom Anderen steht.

Ter Gedanke ist am allergeläusigsten für die meisten Menschen, daß die Geschichte abhängig ist von der Erziehung. Jedermann führt ja das Wort im Munde: „wer die Schule hat, hat die Zukunft"; und es ist ein fchönes Gleichniß, dessen sich Luther in demselben Briefe bedient, wenn er sagt: „Wenn man die Kinder nicht zur Schule anhält, so sei es, wie wenn man im Frühling den Garten versäumet". Gewiß kann man alles geschichtliche Leben als die Darstellung oder als die Ausprägung eines bestimmten Culturgchaltes bezeichnen, und die Erziehung im Großen und Ganzen ist die Ucberliefcrung dieses Culturgehaltes an das folgende Geschlecht. Würde also das Geschäft der Erziehung zu einer Zeit unterbrochen oder geschädigt, so würden gleichsam die Adern der Cultur im Organismus des Volksgeistes unterbunden. Stillstand und Rückschritt wären die nothwcndigen Folgen. Dennoch ist es

wcrth, sich auch die Einschränkung dieses Gedankens zu Vergegenwärtigen und
wohl zu bedenken, das; man ihn leicht überbietet. Es knüpfen sich nament-
lich an die genauere Prüfung höchst wichtige Ueberlegungen für den Päda-
gogen, wie für den Historiker. Wenn es wahr ist, daß die Geschichte, also
das Leben der Erwachsenen abhängig ist von der Erziehung, nämlich von
der Vorbereitung für ihr Leben, wenn dies, was fo klar und so einfach
scheint, wahr ist, wie geht es zu, daß alle Reformatoren, alle Klassiker zu
einer Zeit aufstehen, in welcher es schlechte Schulen giebt und daß jedesmal
erst nach den Reformatoren und nach den Klassikern gute Schulen empor-
komme» ? Das ist eine Thatsache, welche die Pädagogen wohl zu überlegen haben.
Aber lassen wir einmal die pädagogische Seite für einen Augenblick fort,
so müssen wir uns doch überhaupt fragen: ja, wie geht das zu? Nun, ich
nieine, es geht mit rechten Dingen zu. Das Genie wird mehr durch die
Sehnsucht des Volksgeistes, als durch seine Erfüllung genährt. Gerade
jene Zustände des Bedürfnisses sind diejenigen, welche die schöpferifchen Kräfte
am meisten emporbringen. Aber eben daraus folgt auch sofort, daß. wenn
Reformatoren und Genies vorhanden gewesen sind, dann bedürfen wir der
besseren Schulen, und dann treten sie auch regelmäßig auf. Denn durch jene
vorauleuchtcndcn Geister ist der Volksgeist auf eine höhere Stufe gehoben
worden, und das Niveau, dessen man bedarf, um mitzuleben mit diesen höher
steigenden Geistern, ist ein anderes geworden. Deshalb, um ihnen gerecht zu
werden, ja, um nur des Besitzes dessen, was die hervorragenden Geister
geschaffen haben, wahrhaft inne zu werden, bedürfen wir dann einer fort-
schreitenden Erziehung. Rückwärts also zeigt sich die Geschichte weniger ab-
hängig von der Erziehung. Vorwärts aber soll sie es freilich sein, d. h. die
Erziehung soll so eingerichtet sein, daß nicht blos der Fortbestand der Cultur
durch sie ermöglicht wird, — und der ist ja in der That in Frage gestellt,
sobald das nächste Geschlecht nicht in der Weise erzogen wird, daß es die
Errungenschaften des Vorigen sich wahrhaft anzueignen befähigt wird — sondern
neben dem Fortbestand müssen wir auch den Fortschritt der Cultur vorbereiten.
Wie das zu verstehen und auch wie es zu machen ist, will ich in einigen
Hauptzügcn wenigstens andeuten. In Bezug auf die Gefchichtc muß man
ans pädagogischen Gründen wenigstens in Gedanken scheiden, was in der
Wirtlichkeit ungctrennt verläuft. Geschichte ist nämlich einerseits gleichmäßige
Wiederholung und Fortsetzung des Eulturlebens; andererseits aber treten außer^
gewöhnliche Ereignisse auf, welche den nationalen (und sogar den menschheit-
lichen —: Völkerwanderung) Bestand der Cultur erschüttern oder verändern,
erhöhen oder abschwächen.

Die Erziehung nun richtet sich vor Allem auf das erstere: die Gewerbe,
die Wissenschaften, die Künste, die religiösen Gesinnungen, die Sitten und der
Verkehr müssen erhalten bleiben.

Allein alles Menschliche ist unvollkommen, aber auch der Vervollkommnung
fähig, und auf ein Ideal der Vollkommenheit gerichtet. Nicht die gegebene

Wirklichkeit der Cultur ist zu wiederholen, sondern das Ideal der er-
wachsenen Generation ist in der aufblühenden zu verwirtlichen.
Tics ist auch die einfache, schlichte, populäre Meinung: mein Kind soll
wissen, was ich noch nicht weiß; das vollkommen werden, was ich noch un-
vollkommen bin. Jeder Einzelne freilich kann nicht erwarten, und je höher
er selbst steht, desto weniger, daß gerade seine Kinder über ihn hinausschreiten
werden; er wird oft vollauf befriedigt fein dürfen, wenn sie ihm gleichen;
aber das Geschlecht als Ganzes muß danach trachten, von dem folgenden
überragt zu werden.
Tic Geschichte muß nicht blos fortgesetzt, fondein sie muß in ihrem In-
halt und ihren Werken, aber auch in den Kräften und Functionen erhöht
werden. Die Gewerbe muffen geschickter« gediegener, leichter und edler
arbeiten, die Wissenschaft fester begründet und bereichert weiden, die Künste
müssen Originalität des Schaffens bewahren, das Reich Gottes muß tiefer,
inniger werden und sich weiter ausbreiten; Recht und Sitte sollen edler und
sicherer werden, der Verkehr sich ausdehnen.
Ja, die bloße Erhaltung des Bestandes macht oft Großthaten nothwendig.
Die Völker berühren sich; im friedlichen Wettstreit, vollends aber im
Kampfe gegen andere hat jedes Volk sein Gebiet, seine Rechtssphäre, seinen
Einfluß zu bewahren. So wie nun der Körper, damit er nur gesund bleibe,
bald zu ungewöhnlicher Anspannung der Kräfte, zu übernormalen Leistungen,
bald zur Ueberwindung von Störungen befähigt sein muß, so muß auch der
Volksgcist nicht bloß zur regelmäßig wiederkehrenden, sondern auch zur höher
gespannten, tiefer dringenden Thiitigkeit befähigt, d. h. die Jugend muß
dazu vorgebildet weiden.
Was nun können wir Menschen dazu thun? Genies können wir nicht
schaffen; Helden nicht durch Erziehung erzeugen!
Zweierlei tonnen wir thun. Das Eine, was fast alle Culturvöller
schon ergriffen haben: den allgemeinen Wettstreit aller Kräfte
herbeiführen. Die Kastenvölter haben den bloßen Fortbestand der Cultur
vorzugsweise im Auge; Tradition im weitesten Sinne, Tradition und Ver-
erbung des Inhalts, der Fähigkeiten, der Methode, der Kunstgriffe. Diese
Culturen gehen zu Grunde; und alle Neste, alle im Laufe der Zeiten so
oder anders gestaltete, umgebildete, aber fortbestehende Reste des Kastenwesens
sind Hemmnisse des Fortschritts der Cultur. Statt dessen: Zulassung Aller,
welche die Vorsehung ausrüstet; allgemeines Priesteithum auf allen Gebieten.
Aber eben so wichtig ist nun das Zweite, mit dessen Erkenntnis;, Durch-
bildung und praktischer Ausbreitung unser Zeitalter zwar beschäftigt, aber
noch weit im Rückstände ist.
Ich knüpfe au einen Gedanken an, den ich oben bereits in Bezug auf die
Kindheit ausgesprochen habe. Das, was wir in den Schulen und überhaupt
durch deu Unterricht den Kindern zu übergeben haben, ist nicht ein Schatz
von fertigem Wissen, ist nicht ein fertiger Besitz von Kenntnissen und Wahr-

hcitcn, sondern vor Allem die Fähigkeit dieses Beides zu erwerben. Nicht
unser Sein und unseren Besitz, sondern unser Werden und Erwerben
haben wir der Jugend zu überliefern, es in ihnen zu erneuern. Die Art.
wie sie thätig sind, wie sie arbeiten, wie sie durch ihre eigene Arbeit innerlich
sich bereichern, das ist das Wesentlichere und das Wichtigere. Dadurch allein
wird es möglich, daß, während natürlich ein Volt seiner nächsten Generation
nicht mehr überliefern kann, als es besitzt, keine höhere Cultur, als es hat,
nichts desto weniger durch die folgende Generation der Fortschritt eben dieser
Cultur ermöglicht wird, weil sie eben als lebendige, als keimhafte, wie in jedem
einzelnen Individuum, so auch in der Gesammtheit als wachsende überliefert wird.
Wir werden also danach trachten, überall innerhalb des Lernens die
Methode der eigenen von ihm selW vollzogenen, womöglich freien und selbst
schöpferischen Thätigkeit des Schülers zu befolgen. Unter Anleitung zwar
des Lehrers foll sich der Zögling die grammatische Regel aus den Beispielen
zusammenstellen; die Klassen der Naturgeschichte soll er selbst aufstellen; die
Geschichte der Wissenschaften soll unter Leitung des Lehrers in seinem Kopfe
nachgeahmt werden. Die Gesinnungen, den Patriotismus, die sittliche Erhebung,
die religiöse Vertiefung muß man an Beispielen in seinem Gemüthe auf-
lodern lassen und dann erst mit den systematischen Begriffen befestigen. Zuni
Entstehen der Geschicklichkeit, der Fertigkeiten muß man nur die Gelegenheiten
schaffen. Ucberall also das Werden aus des Schülers eigenem vom
Lehrer nur geleiteten Thnn. In der Schule werden weder Entdeckungen
oder Erfindungen gemacht, noch auch Entdecker und Erfinder gezogen; aber
vorgebildet dazu sollen die Schüler dadurch werden, daß man sie anleitet das
Entdeckte zu entdecken, das Erforschte zu erforschen, das Gefundene zu finden.
Immerhin ist bei Weitem die Erziehung mehr abhängig von der Geschichte,
als die Geschichte von der Erziehung.
Ist doch das Ideal der Erwachsenen die Grenze für die Erziehung der
Jugend, welche erst, wenn jenes im folgenden Geschlecht sich erhebt, mit und
nach ihm selbst weiter emporsteigen kann.
Sodann aber giebt es auch teiu Erwerben, als aus einem Vorhandene«
uud Gegebenen. Nur aus Elementen werden Stoffe, nur aus Stoffen
Gebilde, nur aus gegebenen Gedanken weiden neue Gedanken, darum kann nur
der gegebene Culturgehalt Stoff und Grund der weiteren Entwicklung sein.
An den Zustand des Glaubens oder Unglaubens, auch des Aberglaubens
der Erwachsenen knüpft die Bildung der Jugend an; sie mag in kritischen
Kämpfen oder in friedlichen Fortsetzungen verlaufen: immer ist es der Stand
der Geschichte, welcher die Anfange der Richtungen bedingt. Es giebt schlechter-
dings keine allgemein abstraete Erziehung, auch dann nicht, wenn man ihr als
einem — übrigens falschen — Ideale nachjagt. Durch die Geschichte des
Volkes wird jedes Ideal, jeder Inhalt, jede Methode der Unterweisung noth-
wendig individualisirt. Auch wenn man es weder weiß noch will, ist es
immer der Stand der erlebten Geschichte, der im Erziehen wirksam ist. Was

als ganz persönliche Wirksamkeit auftritt, ist dennoch ein Ausfluß, ein Ausdruck nur des Gesammtgeistes. Der Lehrer giebt, was in ihm lebt; aber dies ist ja nicht sein eigenes Wesen, sondern der Inhalt des Volksgeistes; die gegebene Wissenschaft, die verbreitete Bildung. Die Mutter erzieht, unterweist ihr Kind; aber die Sitte, die sie lehrt, der Anstand, die Lebensform, die sie anbildet, sind Formen der Volksseele; sie schöpft aus der allen gemeinsamen Quelle.

Man kann mit Absicht größere, festere nationale Bestimmtheit suchen, mit Bewußtsein an die individuellen Aufgaben der Nation und der historischen Epoche das Werk der Erziehung anknüpfen; aber auch wenn man dem widerstrebt, wenn man auf die ursprüngliche Natur oder auf eine kosmopolitisch geartete Menschheit hinblickt: man wird sich von den Ergebnissen und Erleb, nissen der Geschichte niemals ganz befreien tonnen. Auch ein Rousseau denkt im Geiste seines Volkes und seiner Zeit.

Von der Verfassung des Landes, von der Herrfchaft der einen oder der anderen Partei, vom Budget, auch von den Gewohnheiten der Veitheilung des Budgets in den Communen und selbst in den Familien — vom Steuersystem ist die Ordnung des Schulwesens historisch bedingt. Dies zeigt uns jeder Blick auf die Quoten, welche jeder Staat seinem Unterrichtswesen zuwendet; die Harmonie derselben mit den Erfolgen der Schule kann man statistisch nachweisen. Nur darf man die historischen Fundationen, die überlieferten Stiftungen nicht außer Acht lassen.

Schon die Grundlagen des Unterrichts, die Organisation desselben, die Frage, ob ausschließlich oder überwiegend Staats»nstalten die Lehrkräfte stellen, ob vom Staate allein die Lehre und die Prüfung geordnet wird, oder beides Privatinstituten überlassen wird, all dies ist Erzeugniß historischer, nationaler Entwickelung. Und seltsam genug verketten sich oft diese Dinge in der Geschichte. Bei unseren westlichen Nachbarn sehen wir noch im letzten Jahrzehnt dm Kampf für die Freiheit der Familie, ihre Kinder wo und wie es ihr beliebt erziehen zu lassen; für die Freiheit, um die Jugend klerikal zu erziehen, sie in hierarchisch und jesuitisch befestigte Gedantensysteme zu zwängen; bei uns dagegen Staatsinstitute, um volle Freiheit des Gedankens auszubilden.

Auch in ihrem Erfolge ist die Erziehung von der Geschichte durchaus abhängig: so wie man die Kinder eines einzelnen Elternvaares bei allen Vorzügen der Schule und sonstigen erzieherischen Mitteln schwer zu einer sittlichen Höhe und Reife emporbringt, wenn die Eltern ein unwürdiges Leben führen: so kann auch eine ganze Generation von Kindern nicht durch pädagogische Mittel emporgehoben weiden, wenn die elterliche Generation im moralischen Verfall, in geistiger Verknöcherung fich befindet. Aber hier wie dort kann zuweilen durch glückliche Fügungen und die vorrückende Kraft Einzelner grade aus dem Verfall der ideale Drang zur Umkehr und zur Besserung sich geltend machen, wie auch aus der tragischen Schuld und ihrer Sühne eine neue Erhebung und Erlösung der Gemüther hervorgeht.

Große Zeiten, tiefe Bewegungen der Volksseele erwecken das Bedürfnis; fortschreitender Erziehung. Ich habe schon von den Reformatoren »md Classikern gesprochen; aber große Männer in jedem Fache und große Erfolge auf jedem Felde spornen den Eifer, die Höhen zu behaupten, welche man erstiegen hat, wie ein Staat, der mehr Land erobert hat, nunmehr auch mehr oder bessere Militärkraft braucht, um es sicher zu behalten.

Nicht am wenigsten sind es aber gerade die Leiden der Völker, die herben Geschicke, denen sie unterliegen, welche zu einer Erhebung des Erziehungswesens führen.

Mitten im dreißigjährigen Kriege tritt einer der größten Reformatoren des Unterrichts, den die Welt gesehen, auf; jene wunderbar anmuthende Erscheinung des Amos Comenius. Reich an Leiden, aber reicher noch an Schöpfungen, Anregungen und Erfolgen, hat er ein arbeitsvolles Leben durch 30 Jahre geführt. Bischof der Böhmischen Brüder, der letzte Bischof derselben, wird er mit seiner Gemeinde aus Oesterreich vertrieben. Aber seine ersten pädagogischen Schriften, etwa 1630 während des hin und her wogenden Krieges und zu einer Zeit erschienen, da es also weder Telegraphen noch Eisenbahnen, weder Landstraßen noch^sichere Posten gab, sind nach wenigen Jahren in zwölf Sprachen überseht, und er folgt ehrenvollem Rufe zu Rath und Leistung nach Polen, nach Ungarn, nach England und Schweden,^schließlich nach Holland, wo er sein edles und ebenso segens- wie schmerzensreiches Leben beschließt.

Und ist nicht hier bei uns mitten unter dem Drucke der Fremdherrschaft die Universität gegründet? Hat nicht vorher schon Fichte seine Reden an die deutsche Nation gehalten, um zu einer neuen Erziehung der Jugend als dem einzig rechten Rettungsanker zu ^ermahnen?

Von politischen Gedanken werden alle die großen Pädagogen der modernen Zeit bewegt; es sind politische Ideale, welche die pädagogischen Reformen erzeugen. Ueberall ist es, bei Rousseau und Pestalozzi, wie bei Fichte und auch bei Schiller (in den Briefen über die ästhetische Erziehung) diese eine Idee; die in den Erwachsenen, also in den Trägern der Geschichte gegebenen inneren psychischen Bedingungen haben das Heil des Staates nicht zu erringen oder nicht zu erhalten vermocht, sie haben die politischen Mängel erzeugt. Diese Mängel können also auch nicht beseitigt werden, so lange die gleichen Bedingungen fortdauern. Eine Besserung kann erst bei den künftigen Trägern der Geschichte und zwar dadurch eintreten, daß man die psychischen Bedingungen in ihnen verändert, d. h. sie anders erzieht. — Nichts ist daher auch natürlicher, als daß siegreiche und glückliche aber kurzsichtige Staatsmänner anders darüber denken. Pestalozzi war 1802 als einer der Schweizer Deputirten, die Napoleon vor sich beschied, in Paris. Er hoffte von dem Gewaltigen etwas für Menschenrecht und Menschenbildung nach seinen Ideen auszuwirken, erhielt aber den Bescheid, daß man anderes zu thun habe, als sich um das ABC lehren zu bekümmern.

Die drückende Gewalt historischer Ereignisse kann allerdings so groß.

die Macht Der Verwüstung so tiefdringend sein, daß auch die pädagogische
Besserung unmöglich geworden ist. Die Saaten des edlen Comenius sind
spät aufgegangen. Ter dreißigjährige Krieg hatte wie aus dem Leben, auch
aus der Wissenschaft und der Schule die Gestaltungskraft vertrieben. Selbst
von Seiten der Religion, sonst der unerschöpflichen Quelle des Heils, konnte
keine Erhebung geboten werden. „Die Orthodoxie wurde durch engherzige
Erziehung, unwissenschaftlichen Unterricht, durch Eide und Censuren gewaltfam
behauptet, jede Abweichung fo belauert als bedroht, und ihre Folge war
eine Erstarrung des Geistes, die nur in Streit und Verteuerung auflebte".
(Hase.) Ganz besonders aber war alle Freudigkeit aus der Schule gewichen;
eine strafwürdige, weil strafreiche Methode war zur allgemeinen Herrschaft
gelangt. Die Härte des rechtlichen Strafverfahrens aus dem Mittelalter
ererbt, war nach der Verwilderung des Krieges vielleicht noch verfchärft;
das pädagogische Strafsystem aber pflegt mit dem der Justiz parallel zu
gehen. Lassen Sie mich ein einziges, für uns kaum mehr verständliches
Zeugniß aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts anführen, das historisch
documentirt ist. Es fehlt nns, will ich beiläufig bemerken, noch an einer
guten fruchtbaren Statistik für Erziehungs- und Unterrichtswcsen, obgleich
Sause schon vor vielen Jahren auf die Notwendigkeit desselben hingewiesen
hat, und es niit dem Unterrichtswescn schwerlich viel besser werden mag,
wenn man nicht die Erfolge einer Schuleiurichtung, eines Lehrmittels, einer
Methode statistisch genau nachweisen kann. Hier aber haben wir einen
solchen vorzeitigen Trieb genauer Schulstatistil von dem (^>U<?Fa Mdila«,i»
Hauberle aus X. X., einem Slädtlein in Schwaben.
Während der 51 Jahre 7 Monate seiner Amtsführung hat er ausgetheilt:
»11.52? Stockschläge, 124.010 Ruthenhiebe. 20.989 Pfötchen und Klapse
mit dem Lineal, 136.715 Handschmisse. 10.235 Maulschellen, 7905 Ohrfeigen,
1,115,300 Kopfnüsse und 22,763 Notabenes mit Bibel, Katechismus. Gesang-
buch und Grammatik. 777 Mal hat er Knaben auf Erbsen knieen lassen und
613 aus ein dreieckicht Holz; 5001 mußten Esel tragen und 1707 die Ruthe
hoch halten, einiger nicht so gewöhnlicher Strafen, die er zuweilen im Falle
der Noth aus dem Stegreif erfand, zn geschweigen. Unter den Stockschlägen
sind ungefähr 800,000 für lateinische Vocabeln, und unter den Nuthenhieben
76,000 für biblische Sprüche und Verse aus dem Gesangbuch. Schimpfwörter
hatte er etwas über 3000, davon ihm sein Vaterland ungefähr ^ geliefert
hatte, '/3 aber von eigener Erfindung war.
Freudlose Jugend ist Unnatur, und'die Methode, das Pensum einzubläuen,
ist die schlechteste, um es in den Kopf zu bringen. Die Strafen sind geschwunden,
eben so wie das durch Ziererei verzerrte Wesen der Jugend, das uns zu den
Zeiten Ludwig XIV. und XV. besonders für die höheren Stände aus Frankreich
gebracht war und die Galle Rousseaus wie Basedows gleich sehr erregt hatte,
verschwunden ist, nm einfacher Natur den Platz zu räumen.
Aber eine Zeit lang war man in Gefahr, in ein anderes Extrem zu ver-

fallen. Als das Höchste wurde geschätzt, daß die Kinder, was sie zu lernen
haben, spielend lernen sollten. Nein! Spielen sollen die Kinder und lernen
auch, aber nicht spielend lernen. Erinnern wir uns, nicht der Besitz der Kennt-
nisse, sondern Her Erwerb derselben ist die beste Frucht der Schule. Grade
dies am meisten soll in der Schule gelernt werden: Arbeiten, Pflichterfüllung,
und der Unterschied zwischen Ernst und Spiel.
Müssen aber auch Arbeit und Spiel Gegensätze bleiben: Arbeit und
Freudigkeit sind es nicht, sollen es nicht sein. Darum hoffe ich, daß man auch
eine Art von Strafe aus der Schule bannen wird, nämlich die Straf arbeit.
Wegen Gesangbuchsversen Klapse mit dem Lineal oder Ohrfeigen oder Maul-
schellen bekommen, ist arg und. für die Wirkung der Verse nachtheilig;
aber eben diese Verse zur Strafe auswendig lernen, das heißt das Heilige
im Kindergemiith erniedrigen und das Gegentheil von Erleuchtung und Erhebung
in der kindlichen Seele bewirken.
Wie übrigens nicht blos wirkliche historische Leiden des Volkes, sondern
auch die einfache Selbstkritik desselben, die Erkenntniß vorhandener Mängel, zumal
im Vergleich mit anderen Völkern, zur pädagogischen Reform drängen, dafür
möchte ich noch eins der kräftigen Worte Luther's anführen:
„Ja sprichst du abermals, ob man gleich sollte und müßte Schulen haben,
was ist uns aber nütze, Lateinische, Griechische und Ebräische Zungen und
andere freie Künste zu lehren? Könnten wir doch wohl deutsch die Bibel und
Gottes Wort lehren, die uns genugsam ist zur Seligkeit? Antwort: Ja, ich
weiß, leider, wohl, daß wir Deutschen immer Bestien und tolle Thiere müssen
sein und bleiben; wie uns denn die umliegenden Länder nennen, und wir auch
wohl verdienen. Mich wundert aber, warum wir auch nicht einmal sagen:
Was sollen uns Seide, Wein, Würze und der Fremden ausländischen Waaren,
so wir doch selbst Wein, Korn, Wolle, Flachs, Holz und Steine in deutschen
Landen nicht allein die Fülle haben zur Nahrung, sondern auch die Kühr
und Wahl zu Ehren und Schmuck? Die Künste und Sprachen, die uns ohne
Schaden, ja größerer Schmuck, Nutz, Ehre und Frommen sind, beide zur
heiligen Schrift zu verstehen, und weltlich Regiment zu führen, wollen wir
verachten: und der ausländischen Waaren, die uns weder noth noch nütze sind,
darzu uns schinden bis auf den Grat, der wollen wir nicht gerathen.
Heißen das nicht billig deutsche Narren und Bestien?"
Wenn Luther heute daher käme! Er fände seine Deutschen, die er ob
des Mangels an philologischen Gelüsten so hart anläßt, an der Spitze aller
Völker Europas, also der Erde in Bezug auf den Umfang, die Gründlichkeit
und die Tiefe grade der Sprachwissenschaft; eifrig zugleich und glücklich in
der Aneignung aller alten und neuen Literaturen, welcher Zunge sie auch
entströmen. Daneben aber auch überall im weiten Lande, in jedem Flecken,
in jedem Weiler eine Schule aufgerichtet, und was noch mehr in seincnÄugen wäre,
die Familien bei Strafe durch die Obrigkeit gehalten, jegliches Kind, das Gott auf-
wachsen läßt, in die Schule zu schicken. Wie würde er unser Zeitalter preisen und

glücklich preisen, in welchem alle seine Forderungen, alle seine Hoffnungen, ja seine
höchsten Ideale nicht nur erfüllt, sondern durch die Wirklichkeit überflügelt sind.
Uns aber, die wir in dieser Zeit leben, würde er gar nicht so befriedigt
und gar nicht selbstzufrieden finden. Trotz der Vielseitigkeit und Gründlich-
keit, trotz des Reichthums und der unbestrittenen Tiefen unserer Bildung,
trotz der Ausdehnung eines beträchtlichen Grades von Kenntnissen und Fertig-
keiten über die ganze weibliche wie männliche Jugend, tritt uns die ernste,
schwere Frage entgegen, ob denn dieses reich und fein ausgebildete Erziehungs-
wesen leistet, was es leisten soll?
Grade im letzten Jahrzehnt, nach den großen, wundervollen Thaten
des deutschen Voltes tritt uns ja, wie männiglich bekannt, mit besonderer
Wucht die drückende Sorge entgegen: Ob denn unsere Schule, unsere Er-
ziehung das Eine, was am meisten Noth thut, die sittliche Gesinnung, die
Bildung des Charakters gewährt? Wir fragen uns, ob da immer noch, oder viel-
leicht auch schon wieder so tiefe Mängel in unserem Lehrfystem vorhanden sind?
Es ist nur die äußerliche Seite der Sache, wenn von vielen Seiten
und nachhaltig die Klage ertönt, daß eine Ueberbürdung der Schüler ein-
getreten ist. Das Tiefere, Innerliche ist es, daß unsere Erziehung überhaupt
vorzüglich auf den Unterricht gespannt ist, daß die Art, wie der Schüler in
den Schul- und in den Freistunden für den Unterricht thätig ist, uns fast
allein beschäftigt. Dem gegenüber tritt der Gedanke auf, daß nicht bloß der
Schüler vielleicht mehr Muße haben soll, sondern wie diese Muße im Dienste
einer wahrhaft edlen Erziehung zu verwenden und zu verwerthen wäre?
Diese Frage scheint mir der Sorge lind der Forschung der Edelsten werth
zu sein. Sie muß im Zusammenhang mit der Untersuchung über die Muße
der Erwachsenen geführt weiden, für welche in der Erziehung ebenfalls die
rechte Vorbereitung gegeben werden muß.
Luther Hut im zweiten Theil des eben angeführten Ausspruchs auf einen
sehr wichtigen, noch nicht genügend erwogenen Punkt (wenn ich es richtig
schätze: fast unbewußt) hingedeutet; ich meine auf den Gegensatz von geistiger
Production und Consumtion. Man kann alle Erziehung als Vorbereitung
für den künftigen Beruf ansehen; bei Luther selbst und den anderen
Reformatoren tritt auch überall als der Zweck des Unterrichts die Vorbe-
reitung zur „Gottseligkeit und zum Regiment" auf, also sittlich-religiöse und
weltliche Berufsbildung. Daneben aber steht im wirklichen Leben zur Ver-
edlung desselben die geistige Consumtion. An den Wissenschaften, an den
Künsten, an der politifchen und aller Culturbewegung sollen nicht nur die-
jenigen Theil nehmen, welche activ mit irgend einer Leistung darin thätig
sind, sondern Jedermann. Theils in der Erfüllung der Muße, theils in der
begleitenden Erleuchtung und Befruchtung der Berufsarbeit sollen sich im Geiste
aller Bürger die vom eigenen Berufe verschiedenen Elemente des Culturlebens
geltend machen, das heißt die allgemeine Bildung zur Erscheinung kommen.
Wir tonnen die Sache auch so ausdrücken. Durch irgend einen positiven

bestimmten Arbeitsantheil leistet jeder Mensch in seinem Berufe seinen Beitrag
zur allgemeinen Cultur. Daneben aber soll jeder Mensch wahrend dieser
Arbeitsleistung und außer derselben in seinem Gemüthe ein Träger der all-
gemeinen Cultur sein. Das Schaffen und Wirken eines Jeden, auch des Vor-
züglichsten und Begabtesten, ist auf einen engen Kreis beschrankt; in seiner
Seele aber soll sich durch receptive, consumtive Thätigkeit die ganze Welt der
Ideen spiegeln. Im Hinblick darauf soll die Arbeit der Schule geordnet,
soll die Muße der Jugend bemessen, aber auch geleitet und erfüllt werden.
In Verbindung mit diesem Gedanken habe ich in der Pädagogik längst
die Forderung ausgesprochen, daß die Schüler, um zu künftigen Bürgern er-
zogen zu weiden, auch die rechtlichen, die ötonomifchen, die politischen Grund-
begriffe, welche die menschliche Gesellschaft beherrschen, kennen lernen müssen.
Wie sie in der Naturlehre die Gesehe kennen lernen, welche das Reich der
materiellen Welt beherrschen, in der Grammatik die Gesetze, welche das Reich
der Sprache regieren, so müssen sie auch die ökonomischen und politischen und
rechtlichen Grundsähe aufnehmen, welche den Staat und die Gesellschaft, das
Reich des Menschen ordnen. Auf die Fragen, wie es möglich sein solle, die
Stoffe des Unterrichts noch zu vermehren; wie es möglich sein solle, der
Kindheit diese weitschichtigen, schwierigen Wissenschaften vorzulegen, über-
haupt diese Dinge zu vollem Verständnis; zu bringen; auf diese Fragen
kann ich hier statt einer genügenden Antwort nur eine Andeutung
geben. Wie wir in das Gemüth der Kinder die Saatkörner des Reiches
Gottes legen, von allen Höhen und Tiefen religiöser Begriffe vorbereitende
Vorstellungen geben, künftigem Wachsthum der Seelen vertrauend; fo tonnen
wir auch von Allem, was das Reich der Menschen angeht, vorbereitende
Vorstellungen in klarer Ordnung geben. Nicht die Wissenschaften sollen gelehrt
weiden, sondern, mit Einem Worte gesagt; wie sich der Katechismus zur
Wissenschaft der Theologie verhält, so soll sich, was in der Schule gelehrt wird,
zur Wissenschaft der Nationalökonomie, der Jurisprudenz oder Politik verhalten.
Nicht hindern, sondern fördern wird dies die Durchbildung und die
Ausführung des großen pädagogischen Gedankens, welchen Herbart fast gleich-
zeitig.mit Fichtes Reden ausgesprochen hat, an welchem fast unser ganzes
Jahrhundert in langsamen Fortschritten sich abmüht, des Gedankens vom
erziehenden Unterricht. Daß alles Lernen, Können, Wissen zu dem
einen Ziel sich vereinigen solle: Die Tugend zu befördern, die sittliche
Gesinnung zu erzeugen, die Charaktere zu bilden, dies ist die immer noch
unerfüllte Sehnsucht aller Wohlgesinnten auch ini neuen deutschen Reiche;
dies werde von Tag zu Tage mehr die Sehnsucht aller Lehrer. In der
Technik der Ueberlieferung des Wissens an das nachwachsende Geschlecht sind
wir weit, sehr weit, vielleicht zu weit gekommen; möchte die Technik
der Charakterbildung sie bald ein- und überholen.
Glückliche Politische Zeiten sollten die pädagogischen Gedanken ausführen,
welche in schweren Tagen Politischen Unglücks ans Licht gebracht wurden;

so wie wohlgebildete und wohlerzogene Menschen die pädagogischen Reformen durchsehen sollten, zu denen die übel erzogenen den Anlaß geben. Statt dessen Pflegen die guten Zeiten und wohlgebildcten Menschen die Notwendigkeit pädagogischer Reform zu vergessen.

Niemand aber wird den Staatsmann für weise halten, welcher die Erziehung der Jugend nicht achtet; denn alle wahre Stantsweisheit ist auf dauernde Schöpfungen gerichtet. Dauer aber und Bestand hat eine Schöpfung nur, wenn sie im Geiste und durch den Geist der nachfolgenden Generationen gesichelt ist. Alle Machtcntfaltung eines Staates ist schwankend und hinfällig, wenn die Sehne des Muthes, wenn die Energie sittlichen Wollens in der Jugend erschlafft; alle schöpferische Kunst der Gesetzgebung ist verschwendet, wenn der Sinn für Gerechtigkeit, wenn Treu und Glauben in der Nation verschwinden; alle Weisheit der Institutionen wird zu Schanden, wenn die Träger derselben der Tugend treuer Verwaltung und hingebender redlicher Ausführung entbehren. Selbst die Werte der Wissenschaft, der Kunst, die in sich selbst vollendet und unabhängig erscheinen: sie sind in ihren» wirtlichen Werthe durchaus abhängig von dem erschöpfenden Verstandniß des Jüngers, von der reizbaren Empfänglichkeit des Beschauers, alfo von der Erziehung des empfänglichen und des verständnißfähigen Geistes.

Was nützen in Büchern die Gedanken, die nicht verstanden und im Geiste des Lesers völlig erneut werden? Was nützen in Kunstwerken die Formen, die nicht im Gemllthe empfunden und wiederbelebt werden?

Alfo wird die Bildung der zukünftigen Geister immer wieder zur Bedingung für den Werth der gegenwärtigen Schöpfungen.

Darum muß ein Staatsmann, welchem Macht und Mehrung des Reiches gelungen ist, darauf sinnen, daß die folgende Generation die Größe nicht nur zu erhalten und zu befestigen weiß, sondern sie in ihrem wahren Werthe zu begreifen, ja, sie zu demselben zu erheben; sonst hat er halbe Arbeit gethan.

In einem Menschen und in allem Menschlichen muß mit des Leibes Kraft auch die Macht des Geistes wachsen, sonst ist es kein gesunder Organismus, oder ein niedrig stehender. Das nachfolgende Geschlecht aber würde unfähig sein, die Früchte der Stantsweisheit und der opfermuthigen Kämpfe seiner Vorfahren zu ernten, es würde die Grüße und den Glanz des Vaterlandes nicht zu erhalten vermögen, wenn es nicht ganz von der lebendigen Neberzeugung durchdrungen wird: „es sey denn, daß ein Volk reich ist an Gedanken, sonst ist es kein reiches Volk; es sey denn, daß es groß ist an Gesinnung, sonst ist es kein großes Volt; es sey denn, daß es herrsche in und mit dem Geiste, sonst wird es im Rathe und Reiche der Völler nicht herrschen, sondern dienen".

Hocialpolitische Reiseskizzen aus Schottland.
von
Franz von tzolrzendorff.
— München. —
Zweite 5erie.
Edinburgh, den 8, Vctober ^880.
III.
!!ch beginne mit dem Schluß des heutigen, dritten Tages. Die
Universität war es, die heute dem Congreß Gastfreundschaft erzeigte.
Wir waren zu einer Nachmittagspromenade in den königlichen
botanischen Gärten eingeladen. In der Nähe des Einganges empfing
uns, in Amtstracht unser harrend, Principal Sir Alexander Grant,
dessen eigentümliche Stellung an der Spitze der Universität zwar unserem
Rectorate ähnlich ist, aber deswegen doch nicht genau entspricht, weil sie eine
dauernde und mit einem vom wissenschaftlichen Lehramt unabhängigen Gehalt
verbunden ist. In seiner Ehienstellung unserem Rectorate gleichkommend,
hat der „Principal" vornehmlich diejenigen Verrichtungen wahrzunehmen, die
in das verwaltungsrechtliche und wirthschaftliche Gebiet der Universitäts-
angelegenheiten einschlagen.
Wer bei einer Besichtigung von Edinburgh den botanischen Garten ver-
säumt, hat viel verloren. Derselbe ist mit seltenem Geschmack angelegt, ist
unübertroffen in seinen Farrenkräutern und Coniferen und zeigt höchst gelungene
Versuche, die Hochgebirgsflora der Alpen zu acclimatisiren. Der an einzelnen
Punkten der Nordseite vom Garten gebotene Ausblick auf Edinburgh gehört
zu den namhaftesten Schönheiten schottischer Landschaft. In einem der
Warmhäuser wurden neben dem Nachmittagsthee auserlesene Erfrischungen
herumgereicht. Dazwischen spielte, auf den schön gepflegten Wegen im Sturm-
schritt eilend, ein Musikcorps im Hochlandscostüme, schottische Nationalweisen
auf ihren Dudelsäcken. Kurzum, es war ein in jeder Hinsicht gelungenes Fest,
das uns geboten war, erfreulich durch die örtliche Umgebung, durch die unge-

Wohnliche Art der Gastfreundschaft und durch den Umstand, daß eine hoch-
angesehene, wissenschaftliche Corporation eine Gesellschaft ehrte, die zu der
Klasse der gelehrten Vereine nicht zu rechnen war.
Nach den Anstrengungen des Tages war diese Auffrischung doppelt und
dreifach wohlthuend. Ich denke wenigstens, daß es eine ganz anerlennens-
werthe Leistung ist, wenn wir einer Reihe von Vorträgen, die reich sind an
größtentheils neuen und nicht selten auch wichtigen Thcitsachen, sechs Stunden
hintereinander mit halbstündiger Unterbrechung aufmerksam zuhörten. Ich
selbst habe in jüngeren Jahren zuweilen vier Stunden hintereinander an der
Universität Vorträge gehalten und weitere vier Stunden desselben Tages an
Candidaten des Doctorexamens Unterricht ertheilt. Wenn ich gelegentlich daran
war, zu ermüden, und bezweifelte, ob ich noch weitere sechs Stunden noth-
wendigen wissenschaftlichen Studien würde widmen tonnen, munterte ich mich
stets mit dem Gedanken auf, daß es weitaus weniger ermüdend ist, zu sprechen,
als zu hören. Ich war herzlich froh, mir nicht selbst zuHuren zu müssen.
Vielleicht ist die Gehörseinrichtung nebst den dabei betheiligten Nerven-
strängen bei Engländern etwas anders beschaffen, als bei Deutschen und
Franzosen. Der Deutsche, der ein feineres musikalisches Gehör zu besitzen
glaubt, dagegen im Stadium des Handelns vor lauter Nedenklichkeiten und
kritischen Erwägungen nicht leicht zum Entschlüsse gelangen kann, wird äußerst
ungeduldig und nervös erregt, wenn er lang ausgedehnten Redeschlachten zuhören
soll und verräth seine Unaufmerksamkeit, selbst in gebildeten Kreisen, durch
geräuschvolle Signale, zumal danu, wenn er bei einem Zweckessen die Waffen
zur Hand hat. Erstaunlich dagegen ist, daß Engländer, die viel schneller im
Bereiche der Einzelthätigkeit sich zu entschließen vermögen, eine geradezu unglaub-
liche Geduld im Stadium der Verathung wenigstens dann zeigen, »nenn gute
Lebensart und Höflichkeit eine Berücksichtigung solcher Redner gebieten, die
vom Gegenstande ihrer Betrachtung abschweifen. Selbst in den Gerichts-Ver-
handlungen, wo derartige Rücksichten einem Proceßgegner nicht auferlegt sind,
zeigt sich dieselbe Erscheinung. Ich muß das Thema den Physiologen über-
lassen. Sie mögen untersuchen, wie das Trommelfell unter der Einwirkung
einer feuchten Atmosphäre in England fungirt, oder ob die Verdauungs-
werkzeuge dabei vorwiegend betheiligt sind. Ein mir bekannter Berliner
Rechtsanwalt war der letzteren Meinung. Er richtete seine gerichtlichen Vor-
träge genau nach der Terminsstunde ein und berechnete deren Dauer nach
dem Quadrat der Entfernungen von der Stunde, zu welcher der Richter seine
Mahlzeiten einzunehmen pflegte.
Der heutige Vormittag begann mit der Eröffnungsrede des Präsidenten
der zweiten Section, deren Programm durch das Erziehungswesen gegeben
ist. Lord Balfuur of Burleigh hielt einen in jeder Hinsicht ausgezeichneten,
für den Durchschnitt des Publikums vielleicht zu stoffreichen Vortrag über das
schottische Erziehungswesen vor und nach der schottischen Schulakte vom
Jahre 1872. Schwerlich findet sich in Deutschland in der Aristokratie ein

Mann, der, ohne den amtlichen Kreisen der Schulverwaltung anzugehören, die Einzelheiten des Schulverwaltungswesens so vollkommen beherrscht und so klar darzustellen vermöchte, wie der Redner des heutigen Tages. Schwerlich wird aber auch ein Fachkenner in Deutschland in allgemein bürgerlichen Kreisen so viel Interesse für die Sache finden.

Unser deutsches Schulwesen ist durch seinen Staatsmechanismus und durch Ansammlung von Verwaltuugsrescripten, sowie durch den bureautratischen Sondeigeift eines auf seine Prärogative der Sachverständigteit höchst eifersüchtigen Lehrerstandes dem Zusammenhang mit der Familie fast völlig entfremdet worden. Nie allgemeine Theilnahme an Schulangelegenheiten ist im Vergleich zu England und Schottland außerordentlich gering zu nennen. Wenn auch die technische Seite unseres Unterrichtswesens selbst nach dem Eingeständniß der Schotten unzweifelhaft weitaus vollkommener ist, so glaube ich doch auf der anderen Seite, daß nach Seiten der erzieherischen Wirksamkeit und der Volksthümlichkeit die schottische Elementarschule der besonderen Aufmerksamkeit deutscher Pädagogen würdig ist. Unsere Elementarschule mag Staats- oder Gemeindeschule sein. Ob sie aber Volksschule genannt weiden kann, wird je länger, desto mehr zweifelhaft, wenn man fleht, welche Erscheinungen im öffentlichen Leben trotz aller technischen Vervollkommnungen hervortreten.

Lord Balfour verweilte mit befonderer Vorliebe bei der Darstellung des älteren schottischen Schulwesens und den Wirkungen, die die 1873 in Wirksamkeit getretene Parlamentsgesehgebung gehabt hat.

Der Ausgangspunkt der schottischen Elementarschule ist, wie auch in Deutschland der Fall, mit der Reformation gegeben. In der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts entstand, auf durchaus kirchlicher Basis ruhend, die alte Pfarrschule, um die sich der Staat nicht bekümmerte, Allen zugänglich, aber ohne Zwangscharatter und Regierungseinmischung. Ihr Hauptmerkmal war, daß sie Jahrhunderte hindurch vorwiegend von Candidaten des geistlichen Standes geleitet wurde, die einerfeits eine gelehrte Universitätsbildung, andererseits pädagogische Erfahrung erworben hatten und in der Stellung als Voltsschullehrer so lange zu verbleiben pflegten, bis sie im Verlauf der Zeit zum Genüsse einer Pfarrstelle gelangten. Auf diese Weise entstand eine für Misere deutsche Auffassungsweise höchst merkwürdige Berührung zwischen Universität und Volksschule. Junge Nauernbursche von höherer Befähigung wurden in der Pfarrschule selbst unter der Leitung jener Candidaten zum Uebergang auf die Universität vorbereitet, indem sie durch unterrichtsfreudige Lehrer die erforderliche Ausbildung im Lateinischen, Griechischen und in der Mathematik erhielten. Andererseits waren durch den demotratischenZug der presbyterianischen Kirchenverfassung die Universitäten genöthigt, sich den wirthschaftlichen Bedürfnissen eines von der Natur wenig bevorzugten Landes anzunähern.

Die Vorlesungen an den schottischen Universitäten, deren Lehrstühle vielfach mit hervorragenden Männern, zumal auf den Gebieten der Philosophie, der

Naturwissenschaften, der Medicin und Theologie besetzt waren, fanden zu solchen
Zeiten statt, in denen der Landarbeiter abkömmlich war. Noch heute besteht
die alte Ferienordnung. Ueber sieben Monate verbringen viele schottische
Studenten auf den Ackerfeldern ihrer Heimath, um durch Handarbeit Lohn zu
verdienen und den Aufenthalt in den Universitätsstädten aus ihrer Tasche zu
bezahlen. Unbedingt anzuerkennen ist, daß die nicht zu bezweifelnde Tüchtigkeit
des schottischen Volkes, der überall waltende Geist besonnener Energie und
die Gleichmäßigkeit der Bildungsverhältnisse im Zusammenhang steht mit dieser
einzigartigen Wechselwirkung zwischen Landarbeit und Universitätsstudium.
Zweierlei wurde damit bewiesen und dem Volksgeiste eingeprägt. Handarbeit
ist nicht unter der Würde Derjenigen, die sich einer höheren Geistesbildung
erfreuen, und das Univeisitätsstudium ist jedem Befähigten aus dem Volle
zugänglich. Ein gelehrter Dünkel tonnte unter solchen Umständen eben so
wenig aufkommen, wie die dem Fortschritte des Ackerbaus höchst uachtheilige
Geringschätzung wissenschaftlicher Ertenntniß. Ohne ein Urtheil in der Sache
zu haben, bin ich daher geneigt, der Behauptung zu glauben, daß es um-
sichtigere Farmer, als in Schuttland, nirgends gebe. Lord Balfour betonte
in seinem Vortrage, daß die Möglichkeit des directen Uebergangs von der
ländlichen Pfarrschule auf die Universität eine Lebensfrage für die Schotten sei.
„Denn", sagte er, „Schottland ist ein so armes und dünn bevölkertes Land,
daß es unmöglich ist, Knaben und Mädchen in hinreichender Anzahl zusammen
zu bringen, um gute Mittelschulen für deren Bedürfnisse ausstatten zu können".
Die VeimögenZuerhältnisse schottischer Studenten lassen sich daran messen,
daß von 300 Studenten, die vor vier Jahren in die Universität Glasgow
eintraten, nur der fünfte Theil, also 60 im Stande waren, unter Verzicht-
leistung auf Hllndaibeitsverdienst ihren Unterhalt aus eigenen Mitteln zu
bestreiten.

Für einen Deutschen läge die Versuchung nahe, in Hinblick auf diese
Verhältnisse zwei Fragen aufzuwerfen: ob es nicht angezeigt wäre, an Stelle
der sich fortdauernd mehrenden Universitätsstipendien im Interesse der socialen
Gerechtigkeit eine Zeit lang durch Stiftungen mehr dafür zu sorgen, daß aus-
gezeichnet befähigte Schüler aus den Kreisen der Fabrik- und Landarbeiter
zum Erwerb der von den Universitäten erforderlichen Vorbildung mit den
nothwendigsten Mitteln ausgestattet weiden? Und ob es nicht Geistlichen
zuträglich wäre, dasselbe von ihnen zu fordern, was der Jurist bei uns zu
leisten hat, ehe er in ein definitives Staatsamt tritt, nämlich praktische
Vorbildung, die sie in der Volksschule suchen sollten. In der schottischen
Pfarrschule liegt ein sehr beachtenswerther Wink auch für die kirchlichen
Genossenschaften. Daß unerfahrene Candidaten, die nicht unterrichten gelernt
haben, von der Kanzel herab die Gemeinde im Stile des Meisters belehren,
entspricht dem Ansehn der Kirche sehr wenig. Die bedenklichen Zustände in der
evangelischen Kirche Preußens mögen zum Theil daher kommen, daß mit dem
eingetretenen Theologenmangel die Gelegenheit, als Hauslehrer einige Lebens-

erfahrung und Menschenkenntnisse einzusammeln oder bessere Gesellschaftsformen zu lernen, zahlreichen jungen Leuten entbehrlich geworden ist.
Die Verhältnisse der altschottischen Pfarrschule veränderten sich allmalig mit der Verschiebung der Bevölterungsverhältnisse. Neue Bedürfnisse entstanden insbesondere in schnell anwachsenden Industriestädten und in den dünn bevölkerten Strichen der Hochlande oder gar auf schwer zugänglichen Inseln an der West- und Nordküste. Katholiken und hochkirchliche Engländer wanderten ein. Neben die schottische Staatskirche stellte sich die Freikirche, Für alle diese neuen Elemente war im Nahmen der alten Pfarrschule kein Platz zu beschaffen. So entstanden denn zumal in diesem Jahrhundert zahlreiche Freischulen als Gründungen wohlthätiger Personen oder als Versuchsstätten gewisser Vereinsbestrebungen. Gegen das Jahr 1872 gab es angeblich bereits fünftausend Privatschulen neben den Pfarrschulen. Irgend ein Kritiker bezeichnet die Mehrzahl derselben als „Schulen, veranstaltet von alten Jungfern, eingerichtet in einer Hinterhausküche, für zwanzig oder dreißig Kinder, in einem Raum zusammengesteckt, der kaum für sechs groß genug gewesen wäre".
Mögen solche Schulen immerhin den Spott eines erfahrenen Schulmannes herausfordern. Gewiß muß gleichzeitig anerkannt werden, daß eine solche Leistung in einem Lande, das Lord Balfour selbst als ein armes bezeichnet, glänzendes Zeugniß ablegte für die allgemeinste Verbreitung opferwilligen Gemeinsinns. Der Staat hatte Recht, solche Unternehmungen zimächst durch Subventionen zu ermuthigen. In der Mitte der dreißiger Jahre wurden vom Schatzamt sechstausend Pfund bewilligt, zur Dotation von festen Lehrstellen in den vierzig Hochlandsdistricten. Mit dem Jahre 184? begannen alsdann regelmäßige jährliche Subventionirungen an bedürftige Schulen, woran die Bedingung der Unterwerfung unter Stciatsinsuection geknüpft war. Etwa 2000 Elementarschulen wurden im Jahre 1871 zum Gegenstand der Berichterstattung von Seiten der Staatsinspection gemacht. Mehr als die Hälfte davon stand in Verbindung mit der schottischen Landeskirche, 500 etwa gehörten der Freikirche, 90 zur englischen Staatskirche und 75 den Katholiken.
Diesem Zustande der Ungleichmäßigkeit zwischen den alten Pfarrschulen lind den spater entstandenen Privatschulen machte die Gesetzgebung des Jahres 1872 dadurch ein Ende, daß ein völlig gleichmäßiges, auf allgemeiner Schulpflicht beruhendes Schulverwaltungssystem für ganz Schuttland eingeführt wurde. Die Dauer des schulpflichtigen Alters, die Schulgeldfrage, Staatsaufsicht und Berichterstattung, das Prüfungswesen, die Gewährung von Staatszuschüssen zu den Bedürfnissen der Schule und Anderes sind einheitlich geregelt. Man würde aber irren, wenn man glaubte, daß seit 1873 die schottische Voltsschule deswegen in die Hände der Staatsbehörde übergegangen sei. Ministerielle Regulative, die die Methode des Unterrichts von Staatswegen für Anstalten vorschreiben, deren Kosten von der Gemeinde immer noch der Hauptsache nach getragen werden, wären schon deswegen unmöglich, weil Grußbritannien eines

Unterrichtsministers entbehrt und es dem Kopfe eines Schotten jedenfalls nicht einleuchten würde, daß irgend ein Staatsbeamter in London von den Bedürfnissen der Schule mehr verstehen follte, als die Vertrauensmänner einer Bevölkerung, die seit Jahrhunderten unermüdlich und selbsttlMig an der Verbesserung ihrer Schuleinrichtungen gearbeitet hatte. Die Einflußnahme der Staatsregierung ist somit nur eine mittelbare im Hinblick auf Staatszuschüsse und beruht auf dem Institut der Inspectoren, die keinerlei selbständige Anordnungen treffen können, sondern nur die Innehaltung der gesetzlichen Vorschriften zu überwachen haben. Die Voltsschule fällt in den Bereich der Selbstverwaltung.

Hauptsache für die verwaltungsrechtliche Seite des Schulwesens bleibt die Leitung durch einen von den Steuerzahlern der Schulgemeiude gewählten Schulrath (zcliool doarcl). In diesem liegt die Vermittlung zwischen dem Schnllehrer und den Hausvätern des Schulbezirks. Der Nachtheil, daß in einem Schulrath Mitglieder Platz finden, die von der technischen Seite des Schulwesens wenig verstehen, wird durchaus aufgewogen durch die Beständigkeit eines im Volte allgemein vorhandenen, lebendigen Interesses. Es ist ein schädliches Vorurtheil, wenn mau meint, daß die Fragen des Erziehungswesens nur von gelehrten Männern verstanden werden können. In Deutschland wirkt diese Vogelscheuche der technischen Snchverständigkeit nach zwei Richtungen hin nachtheilig. Der Lehrer verliert die Berufsfreudigteit, wenn ihm von Oben her durch vorgesetzte Obersachverstündige überall in Kleinigkeiten hineingeredet und rescribirt wird. Anderseits giebt es wenigstens in Schottland nicht wenige Hausväter, deren praktisches Urtheil in Erziehungsfragen jüngeren Lehrern durchaus nützlich sein kann. Ein Antagonismus zwischen Schule und Haus, wie man ihn vielfach in Deutschland antrifft, findet in Schottland keinen Boden. Der Lehrer bekümmert sich dort mehr um die häuslichen Verhältnisse seiner Schulkinder, die Familie mehr um die Unteirichtsinteressen der Schule. Bei uns klagt man oft auf unfruchtbare Weise über die Schule, ohne die Möglichkeit einer praktischen Ausgleichung zu finden. Lehrer beschweren sich darüber, daß Kinder zu Hause nicht hinreichend zur Arbeit angehalten werden, Eltern darüber, daß die Schule den Kindern zu viel aufbürdet. Die Folge davon ist, daß jede der betheiligten Autoritäten in den Augen der Kinder die andere herabsetzt.

Etwa 68,000 schulpflichtige Kinder erhalten in Schottland häuslichen Privatunterricht. Es befinden sich nach der Schätzung des Negistrar-General 680,000 im schulpflichtigen Alter. Wirklich eingetragen in den Listen der vom Staate inspicirten Schulen waren 508,000, was 87 Procent ausmachen würde. Was den Schulbesuch anbelangt, so belauft sich die Zahl derjenigen Kinder, die als regelmäßige Besucher angesehen weiden können, auf 79 Procent der Eingetragenen. Lord Valfour schien mit diesem Ergebniß nicht vollkommen zufrieden gestellt. Meiner Ansicht nach ist dasselbe ein außerordentlich günstiges, wenn man bedenkt, daß die Kinder der Landbevölkerung in zahlreichen Fällen weite Strecken,

bis zu einer halben deutschen Meile, zur Schule zurücklegen müssen und von der Einziehung von Versäumnißstrafen thatsächlich abgesehen wird. Nicht alle Altersklassen sind an dem angegebenen Prozentsatz der regelmäßigen Schulbesucher zu gleichen Antheilen aufzuführen. Die jüngste Altersklasse von fünf Jahren, deren Gesundheit im Winter bei besonders rauhem Wetter gefährdet ist, bleibt häufiger aus, als die mittleren Altersklassen. Am besten bestellt ist es mit den Altersklassen von Neun- und lZehnjährigen. Späterhin greift wiederum das wirtschaftliche Interesse ein, wenn die häusliche oder ländliche Arbeit der Kinder einen Nutzen für die Eltern abwirft.

Was die Zahl der in Schottland bestehenden Parochien anbelangt, so schalte ich hier ein, daß dieselben in der Verhandlung der volkswirthschaftlichcn Abtheilung von Herrn W. C. Smith, einem Advocaten, auf etwas weniger als 900 angegeben wurden, während England deren 15,000 zählt. Von diesen hatten 280 über 1000, 160 unter 4000 Einwohner. Nur eine einzige schottische Gemeinde hatte weniger als 150 Seelen und eine andere einen Umfang von elf Ackern Landes. Ter Bevölterungsdurchschnitt englischer Gemeinden liegt in der Ziffer von 1500, doch hat die Mehrzahl derselben zwischen 300 und 1000 Einwohner.

Im Großen und Ganzen schien es inir, als ob Lord Nalfour dem älteren schottischen Erziehungssystem mehr zugethan war, als den neueren Einrichtungen, die Schottland bis zu einen: gewissen Maße von der Einwirkung der englischen Parlamentsmitglieder abhängig machen.

An seine Ausführungen knüpften sich im Laufe des Vormittags die Verhandlungen der Abtheilung für Erziehungswesen an. Zur Discussion stand die Frage: Wie weit und unter welchen Bedingungen ist es wünschenswerth, daß in der Volksschule Unterricht in den höheren wissenschaftlichen Fächern (Latein, Griechisch, Mathematik, Naturwissenschaften) ertheilt werde?

Lord Balfour hatte den gleichsam idealen Standpunkt in dieser Frage vertreten. Ein deutscher Pädagoge würde ihn vielleicht einen Vildungsagrarier nennen. In den Abtheilungsverhandlungen traten die technischen Einwendungen an die Oberfläche. Gegen das altschottische System wurde insbesondere zweierlei nicht ohne Grund eingewendet: Der Volksschullehrer werde, um einige besonders befähigte Jünglinge vorwärts zu bringen, die größte Anzahl der Elementarschule! vernachlässigen und die Universitäten tonnten, um ihre Bezugsquellen nicht zu verstopfen, dahin getrieben werden, die Bedingungen der Zulassung nach und nach weiter herabzusetzen.

An Stelle des alten Systems empfahl man, hervorragend befähigte Bauernsöhnc, mit Stipendien ausgerüstet, auf eine Mittelschule zu senden, wo es leichter und sicherer sein würde, die Vorbildung für die Universität zu gewinnen. Ueber diese nach allgemeiner Ansicht der Schulfreunde für Schottland wichtige Frage ein Urtheil abzugeben, bin ich natürlich nicht im Stande. Thatsache ist, daß es an guten Mittelschulen für die bürgerlichen Kreise in Schottland bisher fehlt, daß weder der Staat noch die Gemeinde dafür etwas zu thun

gesonnen sind und auch mit Piivatmitteln deswegen nichts zu erreichen ist, weil
die vermögenden Klassen sich daran gewöhnt haben, ihre Söhne und Töchter
theils im Hause unterrichten, theils in den billigen Instituten des Auslandes
bilden zu lassen. Die Thatfrage wird also zunächst diese bleiben: Können
schottische Volksschullehrer, die eine philologische Bildung mit voller Seminaristen-
Schulung verbinden, ohne Nachthcil für ihren nächsten Nmtsberuf, der in
der elementaren Unterrichtseitheilung liegt, einzelne Zöglinge von besonderer
Begabung bis zur Universitiitsreife vorbereiten? In Deutschland werden schon
unter der Landgeistlichkeit nicht Viele sein, die ihre Söhne in allen Fächern
für die Universität vorzubereiten im Stande wären, obwohl sie über ein ganz
anderes Matz freier Zeit verfügt, als Voltsschullehrer.

Für mich hat sich aus diesen Verhandlungen die Ueberzeugung ergeben,
zu der ich seit langer Zeit hingezogen war, daß es weitaus besser wäre, durch
Stipendien für die Gymnasialbildung außerordentlich begabter Elementarschule!
zu sorgen, als mittelmäßige Kräfte auf den Gymnasien durch die Aussicht auf
Stipendien an die Universitäten zu locken. Daß mittelmäßig befähigte und
gleichzeitig vermögenslose Personen in die höheren Staatsämter gelangen, ist
durchaus nicht wünschenswerth, im Gegentheil sogar höchst nachtheilig, weil
die ökonomische Abhängigkeit des Beamten verstärkt und in dem Andränge der
Bewerber, deren wirthschaftlicher Nothstand eine gewisse billige Berücksichtigung
verlangt, die Laufbahn der besser Begabten nur erschwert und verzögert wird.
Ganz abgesehen von dieser Beziehung der vorliegenden Frage zum Staatsamt,
muß aber auch anerkannt weiden, daß in die Kreise der Land- und Fabrik-
arbeiter ein Element der socialen Versöhnung und des geistigen Fortschreitens
hineingetragen weiden würde, wenn durch Gymnasialstipendien ,in größerem
Umfange, als bisher geschah, für das Aufsteigen besonders begabter Kräfte
gesorgt würde. Ter Verdacht, daß höhere, geistige Ausbildung und höhere
Stellungen im Staate ein Privilegium des Reichthums bilden, sollte auf jede
mögliche Weise bekämpft »verden.

Von dieser Abschweifung auf das Gebiet des schottischen Erziehungswesens
kehre ich in mein Hauptquartier zurück. Die Verhandlungen in der Gefängniß-
refoimabtheilung (liLpre^sion c»l orim« 8sotion) waren heute deswegen von
außerordentlichem Interesse, weil sich eine größere Anzahl von hervorragenden
Praktikern, Gefängnißbeamte, Richter, Vorsteher an Besserungsanstalten, Geistliche,
Polizeibeamte, daran betheiligten.

Zwei Hauptfragen, die den Anfangs- und den Endpunkt des Verbrechens
berühren, gelangten zu gründlicher Besprechung. Die Wirksamkeit der Vereine
zum Schutz entlassener Strafgefangener und die Stellung der
Criminalpolizei. Vorher war ein einleitender Bericht verfaßt, den der
größte der lebenden Gefängnißreformatoren, Sir Walter Crofton, aus
Winchester eingesendet hatte.

Tas englische Gefängnißwesen ist in seiner verwaltungsrechtlichen Ein-
teilung ziemlich verwickelt. Es beruht auf einer Trennung der Strafanstalten

für schwerere Verbrecher unter unmittelbarer Leitung der Staatsbehörde (oonvic^
prison«) und derjenigen, welche für Grafschaften und Städte («mntv ancl
doroußli F»ol8) auf der Grundlage der Selbstverwaltungsbezirke entstanden
und zur Bestrafung minder schwerer Delinquenten bestimmt sind. Ins Deutsche
überseht, würde diese Scheidung der Sache nach ungefähr der Theilung von
Zuchthäusern und Gefängnissen entsprechen. In diesen Strafanstalten besteht
mancherlei, was continentalc Fachmänner seit langer Zeit grundsätzlich verworfen
haben: Die Anwendung unproductiver, körperliche Anstrengung erfordernder
Ärbeitsmaschinen, die Tretmühle beispielsweise, der Krank oder die Kurbel-
drehmaschine, Nuspeitschung, Anhäufung großer Verbrechermassen zur gemein-
schaftlichen Arbeit auf Negierungswerften. Nach der Einheitlichkeit eines
bestimmten einfachen Systems ist von jeher wenig gefragt worden. Im Großen
und Ganzen sind aber nach und nach diejenigen Regeln die vorherrschenden
geworden, die, unter dem Titel des progressiven Systems, zuerst von Sir Walter
Crofton in Irland mit großem Erfolge gehandhabt wurden und von der
Mehrzahl der europäischen Gefängnißdirectoren, insbesondere von den die Gefä'ng-
nißverwaltung von Italien, Frankreich, Schweden, Dänemark, Norwegen, Oester-
reich-Ungarn, und der Schweiz leitenden Männern als richtig anerkannt worden
sind, im Gegensatz zu den Vertretern des (ausschließlichen) Einzelhaftsystems,
die in Belgien, Holland und in Preußen bisher die Oberhand behaupteten.

Die herrschende Meinung der Anhänger des progressiven Systems faßt die
Aufgabe der Gefängnißreform ungefähr in folgenden kurzen Sätzen zusammen:
Einzelhaft für die kürzeren Gefängnißstrafen (etwa bis zu einem Jahre oder
auch länger), Combination der Einzelhaft als eines Anfangs- und Eiuleitungs-
stadiums mit einer progressiv Nassisicirten, die Gefangenen bei Nachtzeit trennenden
Gemeinschaftshaft nach dem Grundsatz, daß in Gemäßheit guten Verhaltens
stufenweise und allmälig in dem Maße, als das Ende der Strafzeit herannaht,
größere Erleichterungen eintreten, bis der Gefangene auf Grund seines Wohl-
verhaltens in ein Stadium eintritt, welches als Zwischenanstalt zwischen
Gefangenschaft und Freiheit aufgefaßt ist, und zuletzt unter der Bedingung
der Widerrusiichteit im Falle schlechten Betragens unter Abkürzung eines Theils
seiner Strafzeit entlassen und unter polizeiliche Aufsicht gestellt wird. Nährend
in der Einzelhaft der passive Bestandtheil des Strafvollzugs in der Fern-
haltung der verbrecherischen Ansteckungsstoffe und der Verführung zwar
nicht der allein herrschende ist, aber doch der Ausschlag gebende bleibt, will
das progressive System durch den positiven Bestandtheil der Charakterbildung
und Willensbethätigung im Gefangenen dessen Ansteckungsfähigkeit über-
winden, zumal er nach seiner Entlassung dennoch in eine Gesellschaft zurück-
treten muß, in welcher Ansteckungsstoffe von ihm nicht fern gehalten werden
können.

Was man nuu immer von der theoretischen Systemlosigleit der englischen
Stillfprocedurcn sagen mag: feststehend ist die Thatsache, daß in demselben
Maße, als die Härte der alten englischen Strafgesetze nachließ, die Zahl der

schweren Verbrechen sich in England gemindert hat. Nach der im Financial Reform Almanack für 1879 enthaltenen Ueberficht, die auf amtlichen statistischen Tabellen beruht, betrug bei einer Bevölkerung von 15,730,815 Seelen die Iaht der Verurtheilungen wegen schwerer Delicte in England 19,927 (Freisprechungen 7,235), im Jahre 1877 bei einer Bevölkerung von 24,547,309 Seelen dagegen 11,942 (Freisprechungen 3903). Die entsprechenden Ziffern für Schottland sind im Jahre 1840: 2909 Verurtheilungen (920 Freisprechungen) und 1877: 2010 Verurtheilungen (638 Freisprechungen), während die Bevölkerung von 2,000,092 auf 3,560,715 gestiegen ist. Was Irland anbelangt, so zählte man 1840 bei einer Bevölkerung von 8,115,521 an Verurtheilungen 34,030, am Ende unserer Periode 16,255 auf eine Bevölkerung von 5,338,906. Rechnet man alle Ziffern unter Berücksichtigung des verschiedenen Bevölkerungsstandes zusammen, so ergicbt sich, daß im vereinigten Königreiche in dem Zeitraum von 3? Jahren die Verbrechen und schweren Vergehungen sich um 60 Procent vermindert haben. Tiefer Proceß war kein stetiger, vielmehr ist bis zum Jahre 1854 eine erhebliche Steigerung nachweisbar. Aehnlich verhielt es sich in Schottland, während in Irland das Maximum der Verurtheilungen 1849 erreicht wurde.

In dem schmalen Nahmen dieser Skizzen läßt sich nicht ausführlich darlegen, wodurch diese für manchen continentalen Staat so beschämende Thatsache herbeigeführt wurde. Nur einige Andeutungen lassen sich hier geben. Zunächst in der negativen Richtung: Es ist weder ein einzelner Gesetzgebungsakt, der eine Erklärung liefert, noch die Betonung der wirtschaftlichen Verhältnisse allein, denn auch England hat, zumal während des amerikanischen Bürgerkriegs, große Krisen durchgemacht, und anderseits finde ich, daß in den westlichen Staaten der nordamerikanischen Union, insbesondere in Illinois, Missouri, Indiana, Ohio, Iowa, Kansas und Nebraska in dem Zeitraum von 1873 bis 1878 unter wirtschaftlich günstigen Verhältnissen die Verbrechen schneller gewachsen sind als die Bevölkerung.

Unter den verschiedenen Ursachen, deren Zusammenwirken zu einer Verbrechensverminderung beitrug, möchte ich vermuthungsweise, ohne hier eine Begründung zu geben, nur einige hervorheben, deren Mangel wenigstens theilweise das beklagenswerthe Wachsthum der Verbrechen in manchen Continentalstaaten erklärt:

Tas die Bevölkerungszunahme noch überflügelnde, durch die Handelsstatistik nachgewiesene Wachsthum des Nationalreichthums, die Möglichkeit erleichterter Auswanderung der unteren Klassen in ein gleich sprach ig es Colonisationsgebiet, die rücksichtslose Strenge, mit welcher der verbrecherischen Sedimentarschicht der Landstreicherei entgegengewirkt wird, die rechtliche und sociale Stabilität der Gesehgebungsprincipien, die Abwesenheit kirchlichstaatlicher Conflicte, der Mangel einer Partei, welche das Princip der Gesellschaft und des Eigcnthums (von Irland abgesehen) in Frage stellt, die Aufrechterhaltung des Rechtsstaates auf dem politischen Gebiete, die mit großer

Toleranz und ohne innere Missionsgedanken geübte Wirksamkeit der Kirchengesellschaften, die ganz allgemeine, den Strafvollzug durchdringende, in Besserungsanstalten und Vereinen hervortretende und überall betheiligte Hilfe der Gesellschaft und das Verhalten der Staatsregierung gegenüber den in der Selbsthilfe zum allgemeinen Besten wirkenden Kräften.

Die Mehrzahl dieser Verhältnisse ist einer Uebertraguug auf continentalc Zustände nicht fähig. Einige davon find es aber, und über diefe habe ich mich in den Sectionsverhandlungen unserer Abtheilung möglichst genau zu unterrichten gesucht. Drei Hauptpunkte sind wesentlich: Erstens: die thatträftige und wirksame Unterdrückung der Verbrechensanfiinge in der Klasse der jugendlichen Missethäter, der Landstreicherei und Bettelei. Zweitens: die Ergänzung des staatlichen Strafvollzugs durch wirksame Bekämpfung des Rückfalls von Seiten der Gesellschaft. Und drittens: die Unterstützung aller auf diesen Zweck abzielenden Privatthätigkeit durch den Staat, der sich überzeugen muß, daß er mit seinen in der Strafrechtspflege wirkenden Amtsträften nur einen Theil, und zwar einen geringen Theil der möglichen Gegenwirkungen gegen das Verbrechen in Thätigkeit setzt.

Unser erster Verhandlungsgegenstand betraf die Vereine zum Schuh entlaffener Strafgefangener.

Eine Reihe von werthvollen Vorträgen ward theils im Namen abwesender, theils von anwesenden Verfassern vorgetragen. Beiläufig: daß nach der Praxis des Eongresses, dessen Mitglieder grüßtentheils geschulte „Debater" sind, die Berichte und Vortrage nach einem Manufcript verlesen werden sollen, halte ich für einen großen Vorzug. Die Wendung auf das Rhetorische, der bloße Redeformcultus wird auf diese Weise eingeschränkt, das sachliche Gewicht der Thatsllchen in Hinblick auf die nachfolgende Discussion gehoben.

Wesentlich betheiligt an diesen Vorträgen waren: Mr. T. S. Murray Browne, Ehrensecretär desGefangenenhilfsvereins zu Ehester, Mr. Maddison. Secretär des Verbandes der verschiedenen Hilfsvereine (Ilsloruulwrv »nä NstuFS Union), I. W.Horsley, Gefängnihcaplan von Elertenwell, Barwick Baker, den ich unter Zustimmung feiner Freunde im persönlichen Verkehr stets als lmditual rsformsr zu bezeichnen Pflege, Capitiin Christie, Strafanstaltsbeamter in Edinburgh und Director des Edinburgher Hilfsuereins, der seit dem Jahre 1876 allein 1900 entlassene Gefangene unterstützt hat, Mr. Walter Paterson, Secretär des Hilfsvereins von Glasgow, der hochverdiente, als Richter angesehene Sir Rupert Kettle aus Staffordshire, Capitän Verney, Friedensrichter und Grundbesitzer, ehemals statwnirt aufVancouuer's Island, Mr. Macdonald, Sheriff von Porthshire. Sheriff ComrieThomson von Aberdeen, Mrs. Meredith, die bereits einmal erwähnte Vorsteherin der I5ins Nius MFsinn bei London, Miß Browning von der UeliFion ^zzociarlan in London u. f. w.

Dies nicht einmal vollständige Verzeichnih der in die Debatten eingreifenden Redner ließ erkennen, welche Fülle von Erscheinungen und Anschauungen aus

verschiedenen Lebenskreisen bei der vorliegenden Gelegenheit vereinigt wurde.
Wie ganz anders pflegt es in Continent - Staaten zu sein. Wo der Pastor
in einem Besserungsvereine mit seinen Gläubigen „unter sich" ist, pflegt der
Landrichter ihn zu meiden; wo ein Richter an der Spitze eines gemeinnützigen
Unternehmens ist, der Verwaltungsbeamte und der Geistliche nicht die zweite
Rolle zu führen. Es wäre ungerecht, Dasjenige zu übersehen, was bei uns
einzelne Gesellschaften, wie die Westphälische Gefängnißgesellschaft, geleistet
haben. Aber die Thatsache bleibt bestehen: Nie große Mehrzahl der deutschen
Hilfsvereine wirkt ohne einheitlichen Plan, ohne wechselseitige Unterstützung,
ohne lebendige Nntheilnahme der gebildeten Kreise, w^l kirchliche und anti-
lirchliche Stimmungen wesentlich im Vordergrund stehen.

Gerade das Zusammenwirken verschiedener Berufsklassen, der Geistlichkeit,
des Richters, des Criminalpolizeibeamten, der Gefängnißdirectoren, der Frauen
und der Industriellen, ist für den Erfolg der Gefängnißjchutzvereine von
höchster Wichtigkeit. Nur so gelingt es, das allgemeinste, schlechthin wesent-
liche Interesse aller Kreise zu beleben, jene Einseitigkeiten zu heben, die nach
natürlichem Gesetze jeder Berufsklasse anhaften, das Mißtrauen zu überwinden,
das der entlassene Gefangene gegen bestimmte Kategorien, wie beispielsweise
gegen Polizeibeamte, ungerechter Weise haben kann. Daß die Mitwirkung der
Polizei außerordentlich werthvoll ist, wenn es darauf ankommt, entlassenen
Strafgefangenen Beschäftigung zu verschaffen, wurde in Edinburgh von allen
Seiten anerkannt, besonders nachdrücklich aber von Mr. Baker hervorgehoben.
Irre ich nicht, so ist er der Urheber eines glücklichen Gedankens, der in seiner
eigenen Grafschaft Gloucestershire durchgeführt ist. Die Grafschaftspolizei
ist dort das werthvollste Organ für die Unterbringung entlassener Gefangenen.
Alle diejenigen, denen es ernsthaft um ihre Besserung zu thun ist, nehmen die
Hilfsleistung wohlwollender Polizeibeamten gern an. Ihrer Fürsprache giebt
ein Arbeitgeber vorzugsweise Gehör, weil er weiß, daß es in geeigneten
Fällen auch Pflicht der Polizei sein würde, ihn vor etwa zu befürchtendem
Schaden zu warnen. Die Hauptsache bleibt aber immer die, daß nach dem
von Baker aufgestellten Grundsatz bei Unterbringung entlassener Gefangener
unbedingteste Offenheit und Ehrlichkeit waltet. Ter Versuch, bestrafte Personen
unter Verschweigung ihrer Vergangenheit in Arbeitsverhältnisse einzuschmuggeln,
ist als nachtheilig und gefährlich aufgegeben wurden.

Ich kenne alle diejenigen Bedenken, welche bei uns gegen die Polizei-
aufsicht vorgebracht zu weiden pflegen, und will nicht behaupten, daß dieselben
völlig unbegründet sind. Was England und Schottland anbelangt, ist aber
daran zu erinnern, daß die Grafschaftspolizei von dem jeweiligen Ministerium
nicht beeinflußt und von Gentlemen geleitet wird. Von irgend welcher
Gesinnungsriecheiei ist dabei leine Rede. Der Typus des autokratischen
Unteroffiziers, der sich bei unmuthigen, durch die Verhältnisse oft entschuld-
baren Aeußerungen einer zur verhaftenden Person sofort in Beziehung auf
seinen Beruf beleidigt fühlt, gehört zu den selteneren Exemplaren des Polizei-

dienstes. Unleugbar wird das Amt eines Polizisten gerade dadurch veredelt, daß persönliche Hilfsleistungen an Schwache und Elende als ein Theil amtlicher Ehrenpflicht berücksichtigt weiden.

Einige Hilfsvereine, von denen es in England gegen vierzig giebt, haben sehr erfreuliche und ermuthigeude Resultate aufzuweisen. Sir Rupert Kettles Verein brachte die Zahl der Rückfälligen von 29 Procent auf drei. In Glasgow wurden von 1010 entlassenen Gefangenen nur zehn Procent rückfällig, während vor der Begründung des Vereins von sechszig aus dem Stadtgesängniß entlassenen Personen 41 zu ihrer verbrecherischen Laufbahn zurückkehrten. In Edinburgh besteht für entlassene Frauen die Grove Laundry, in der etwa 38 Personen gleichzeitig Beschäftigung finden, was für die Einzelne einen Iahresaufwand von 2 1^. 5 »ü. 6 ä. verursacht.

Alle Fachkenner stimmten darin überein, daß es zum Gelingen des Hilfswerkes wesentlich sei, dem Gefangenen bei seiner Entlassung kein baares Geld zu geben, seinen Arbeitsverdienst, der in England als Gratification (Fratuir^) bezeichnet wird, den vom Staat anerkannten Besserungsnereinen zur Verwendung für den einzelnen Gefangenen zu überweisen, Entlassenen die Periode vergeblichen Suchens nach Arbeit zu ersparen, erforderlichen Falls also ein notdürftiges und vorläufiges Unterkommen in Arbeitsanstalten oder Zufluchtshäusern zu bieten, die Einleitungen endlich zur Unterbringung von Entlassenen möglichst frühzeitig und unter allen Umständen auch während der Haftdauer zu beginnen.

Der Staat seinerseits begreift den Nutzen, der der Strafrechtspflege aus einer geordneten Hilfspflege erwächst. Sind es doch seine Geldaufwcndungeii, die dadurch verringert weiden, daß ihm die Last einer als wahrscheinlich vorauszusehenden Rückfälligteit erspart wird. Es verdient darum besondere Beachtung, daß nach dem jetzigen Stande der Gesetzgebung die Regierung an die Hilfsvereine jährlich 4000 1^. unter folgenden Bedingungen zahlt. Die Gesammtsumme, deren weitere Erhöhung nach den bisher gemachten Erfahrungen schwerlich bezweifelt werden kann, wird mit Rücksicht auf die Durchschnittszahl der unterstützten Personen vom Staatssecretär des Innern auf die einzelnen Vereine vertheilt. Die Gefängnißverwaltung empfiehlt diejenigen Gefangnen, welche sie einer Unterstützung besonders würdig oder bedürftig erachtet. Die Hilfsvereine müssen die Unterstützungssummen zunächst vorschießen. Diese Vorschüsse werden, soweit sie 2 1^. für den einzelnen Gefangenen nicht übersteigen, und die von der Regierung bewilligte Subvention ausreicht, demnächst wieder erstattet. Die freiwillig gezeichneten Beiträge der Vrreinsmitglieder weiden also innerhalb der bezeichneten Grenze verdoppelt. Hierin liegt nicht nur ein Antrieb für die Hilfsvereine, sondern, wie mir wenigstens scheint, ein sehr wichtiger Grundsatz des politischen Lebens. Zwischen dem Gebiet der Staatsverwaltung und dem völlig selbständigen Wirkungskreis des 86U-Fovsiiunour wird ein Zwischenbau errichtet, der auf der Gruudmauer der regelmäßigen, normativen Subvention beruht. Dieselbe Einrichtung beherrscht in England

auch andere Verhältnisse, insbesondere das Erziehungswesen. Alles scheint
darauf anzukommen, die Priuatthätigkeit anzuregen und sich gegen die Erweiterung
der staatlichen Verwaltungssphäre und die Gründung neuer Amtsstellen so lange
als irgend möglich zu sträuben. Die Unzulänglichkeit freiwilliger Kräfte ist
als», wo es sich um einzelne Aufgaben handelt, zunächst kein Grund,
die staatlichen Amtskräfte zu vermehren. Wie sehr man in England
bemüht ist, die freie Privatthätigteit zu erhalten und zn kräftigen, zeigt sich
auch darin, daß die rein staatlichen Zuchthäuser einer Besichtigung durch
unbezahlte Vertrauensmänner zugänglich gemacht worden sind. Seit dem
Januar 1880 siud 24 politisch unabhängige, das heißt außerhalb der Partei-
und Amtsbeziehungen stehende Männer zum Zwecke der Zuchthausinspection
ernannt. In der diesen völlig unabhängigen Männern zugestellten Instruction
heißt es: „Sie werden von Zeit zu Zeit, je nachdem es Ihnen passend erscheint,
das Gefängnis; besuchen, um den Zustand der Gefangenen, der Straszucht und
Gefängnißverwaltung zu prüfen. Dabei haben Sie sich jedoch irgend welcher
Anweisung an die Gesängnißbeamten, sowie jeglicher Einmischung in die
Gefängnißverwaltung zu enthalten. Im Gefängniß wird ein Buch ausgelegt
sein, in das Sie diejenigen Bemerkungen und Empfehlungen eintragen wollen,
die Ihnen geeignet erscheinen. Wenn Sie es vorziehen, können Sie einen
Bericht an den Staatssecretär einsenden, der denselben sofort in Erwägung
ziehen wird. Die Vorsteher der Staatsgefängnisse sind bereit, Ihnen ihre
Unterstützung zu gewähren. Sie haben freien Zutritt zu allen Gefangenen
und allen Theilen des Gefängnisses. Sämmtliche Register und alle Bücher
sind zu geeigneter Zeit Ihrer Einsicht offen".

Diesen sehr wichtigen Schritt verdankt man dem Tory-Ministerium,
das durch die letzten Neuwahlen gestürzt wurde. Die große Mehrzahl
continentaler Gesängnißbeamten würde eine solche Inspection der Strafanstalten
von Seiten der Laien entweder als amerikanisch oder als verrückt ansehen.
Wo bliebe denn da das heilige Amtsgeheimniß der Verwaltung und die Unver-
lehlichkeit der Dienstinteressen? Noch schrecklicher geht es in Italien zu. Als
ich vor einem Jahre die neapolitanischen Gefängnisse besichtigte, wurden wieder
mir, dem Ausländer, Papier und Feder vorgelegt, um meine Bemerkungen
und Ausstellungen niederzuschreiben. Ich fühlte mich auch durch diese Höflich-
keit nicht verpflichtet, mit meinen Bedenken zurückzuhalten.

Im Großen und Ganzen geht durch die neue englische Praxis ein Zug
der Humanität und der Milde in der Anwendung des Gesetzes, während das
Gesetz selber den Stempel der Strenge vielfach bewahrt. Das Hauptbestreben
aller Kreise zielt darauf ab, jeglicher Amtswillkür mit allen verfügbaren
Mitteln entgegenzutreten.

Für dieses Bestreben zeugten auch die Verhandlungen über die Ein-
richtungen der Ciiminalpolizei, die sich an die Besprechung der Hilfs-
vereine anschlössen und mit ihr im nahen Zusammenhange standen. Ich kann

es mir nicht versagen, eine Rede zu skizziren, die sich auf diesen Gegenstand
bezog und allgemeines Aufsehen erregte.
Mr. Henderson sprach über das Polizeisystem in England und Schott-
land und trug unter Anderem Folgendes vor:
„Ueber unsere Polizeiangelegenheiten wird viel gestritten. Dieselben
hängen unlöslich mit unserer Landesverfassung, mit der Eompetenz der Gerichte,
und den Befugnissen der Polizeigerichte insbesondere, zusammen. Wenn das
Verfahren vor den Gerichten mangelhaft ist, darf man von der besten Polizei keine
befriedigenden Resultate erwarten. Es ist kaum zu bezweifeln, das; in Er-
mangelung einheitlichen Zusammenwirkens von Seiten der verschiedenen Polizei-
behörden, die gegenwärtig in England und Schottland ganz unabhängig von
einander handeln, berufsmäßigen Verbrechern Straflosigkeit gesichert bleibt. Die
Ungleichheit in der Verwaltung der Strafrechtspflege, wie sie in den ver-
schiedenen Theilen des Landes besteht, ist ein Gebrechen. Nicht wenig hängt
von den persönlichen Eigenschaften der Polizeilichter ab. Die Polizeigerichte
verdienen kein allzu großes Vertrauen, weil verhaftete Personen
schockweise in kurzer Zeit abgemacht werden. Findet man, daß in
großen Städten mehr als hundert Angeschuldigte nicht selten im Laufe einer
halben Stunde vom Polizeirichter befördert weiden, so fühlt man doch unwill-
kürlich, daß diese Justiz sehr summarischer Art ist und des moralischen Ein-
drucks im Publikum entbehren muß. Auf den Ausspruch der Polizeigerichte
blickt man daher wie auf eine Lotterie, in der der Angeschuldigte hundert
Chancen gegen sich und nur eine für sich hat. Zur Volkstümlichkeit und»
Wirksamkeit der Eriminalpolizei kann nichts mehr beitragen, als das all-
gemeine Bewußtsein der Staatsbürger, daß gerade der Polizeirichter die Amts-
tätigkeit der Polizei auf das Entschiedenste und Sorgfältigste überwacht und
mit der Polizei zusammenwirkt, wo es den Schutz der staatsbürgerlichen Rechte
und die Niederhaltung des Verbrechens gilt. Tie Praxis, sich mit dem bloßen
Geständnis; des Angeklagten zu begnügen, ohne den Thatbestand des Geschehenen
weiter zu erforschen, sollte aufgegeben werden. Geschähe das, so hätte man
eine Garantie mehr gegen die aus übermäßigem Amtseifer der Polizei hervor-
gehenden Ausschreitungen. Die herrschende Praxis in Schottland ist, daß vor
den Polizeigerichten der Angeklagte am Tage nach seiner Verhaftung, wenn
er sich schuldig bekennt und Weiteres nicht bekannt wird, eine Gefängnißstrafe
bis zu sechszig Tagen bekommt, bis wohin die Competenz des Einzelrichtcrs
geht. Dabei kann der Eingelieferte zu schlecht wegkommen, wenn sein Fall
nicht gründlich geprüft wird, aber auch zu gut, wenn seine Vorbestrafungen
unbekannt bleiben. Ter Polizeirichter müßte befugt sein, die Photographirung
von Gefangenen anzubefehlen. Um sich der besten und gediegensten Kräfte für
den Sicherdienst zu versichern, sollte die Eriminalpolizei überdies mit
einem Pensionsfond versehen weiden, weil gegenwärtig die besten Kräfte den
Polizeidienst nach kurzer Zeit verlassen, um sich einem anderen Berufszweig
zu widmen".

Wer war denn dieser sonderbare Schwärmer, der Angesichts zahlreicher Parlamentsmitglieder die Polizeirichter beschuldigte, voreilige Geständnisse anzunehmen und die Polizei nicht hinreichend zu conlroliren?

War es etwa ein mißvergnügter Advocat, der eine strengere Untersuchung des Thatbestcmdes forderte? Keineswegs. Wer strenge Controle der Polizei verlangte, war der Vorstand der Edinburgher Eriminalvolizei selber: Chief Constablc Mr. Hendeis ou!

Die von ihm gerügte Eilfertigkeit der Polizeirichter ward von einigen Seiten bezweifelt. Von anderer Seite stritt man darüber, ob jener Vorwurf mehr die unbesoldeten ehrenamtlichen Richter oder die besoldeten Berufsrichter treffe. Es stellte sich jedoch heraus, daß Hendersons Angaben nicht übertrieben waren. Ter Vorsitzende unserer Abtheilung, Sir James Watson, seines Amtes selbst ein richterlicher Beamter, erkannte an, daß er in ein paar Stunden 80 Polizeifälle erledige, und ein Advocat berichtete, daß heute morgen vor dem Polizeigerichtshof von Edinburgh 32 Fälle innerhalb einer Viertelstunde zu Ende gebracht wurden. Die Gesammtzahl der im Laufe des Jahres vor das Edinburgher Polizeigcricht gelangenden, summarisch abgeurtheilten Straffälle beträgt uach Hendersons Angaben 12,000.

Tiefe Ziffer nimmt sich etwas sonderbar aus im Vergleich zu der bereits erwähnten Verminderung der Verbrechens- und Vergehensfälle. Es mag daher erwähnt werden, daß in den letzten Jahren die kleinen Straffälle, die von den Polizeigerichten abgeurthcilt werden, vornehmlich die Truntenheitsfälle, sich sehr vermehrt haben. Im Laufe der Debatten kam eine sehr auffallende Thatsache zur Kenntniß der Anwesenden. In dem Polizeigericht zu Edinburgh fungirt die eine Hälfte des Jahres hindurch ein besoldeter und rechtsverständiger Richter, die andere Hälfte des Jahres ein unbesoldeter und nicht berufsmäßig gebildeter Richter.

Meinen heutigen Bericht will ich mit einem Satze schließen, den Herr Henderson seinem Vortrage einverleibt hatte. Ter Vorstand der Criminalpolizei sagte auf die Gefahr hin, von etlichen continentalen Collegen für unzurechnungsfähig erklärt zu werden, Folgendes:

„Vci allen Fehlern unseres gegenwärtigen Polizeisystems und bei allem Ruhm der Ueberlegenheit, den man der Polizei anderer Länder spendet, haben wir doch reichlich Veranlassung, uns dazu zu beglückwünschen, daß, wenn unser System in der Entdeckung von Verbrechen nicht eben so viel leistet, obwohl dies bezweifelt werden darf, es sich im Ganzen frei hält von der Anwendung amtlicher Einschüchterung und Spionage nnd daß die Polizei die Freiheit der Meinungsäußerungen, die Unabhängigkeit der Gesinnungen und das Recht der Staatsbürger respectirt".

IV.

Edinburgh, den 9. Gctober >880.

Der Held des heutigen Tages war Doctor Beddoe, der als Vorsitzender der Abtheilung für öffentliche Gesundheitspflege zur üblichen Stunde seine sogenannte Adresse an den Congreß vorzutragen hatte. Obgleich ich hervorgehoben habe, daß in Großbritannien das Publikum mehr, als in irgend einem anderen Lande, an der Strafrechtspflege und dem Gefängnißwesen Antheil nimmt, so glaube ich doch wahrgenommen zu haben, daß neben dem Erziehungswesen die öffentliche Gesundheitspflege gegenwärtig im Vordergrund der Interessen steht. Sicherlich ist die theoretische Forschung in den Kreisen der deutschen Naturforscher nicht weniger thiitig, als in anderen Ländern. Nenn dennoch in England mehr für die Verbesserung der allgemeinen Gesundheitsverhältnisse geschieht, so beruht dies darauf, daß der Naturforscher mit seinen Mitteln in diesem Punkte nur einen kleinen Theil der gestellten Aufgabe zu lösen vermag. Er bedarf vor allen Dingen der Hilfe einer vom Staat und den Gemeinden sorgfältig gepflegten Statistik, der streng durchgeführten Meldepflichten, einer sachverständig gehandhabten Leichenschau. Dazu tritt die schwierige verwaltungsrechtliche Aufgabe, ein geeignetes Veamtenpersonal für die Zwecke der öffentlichen Gesundheitspflege zu organisiren, die richtige Grenzlinie zu ziehen zwischen der Obsorge des Staates, der Aufgabe der Gemeinde, der Verantwortlichkeit des Einzelnen. Aber auch die beste Gesetzgebung wird ans diesem Gebiete scheitern, wenn sie nicht von der öffentlichen Meinung, dem allgemeinen Verständniß und dem bürgerlichen Gemeinsinn getragen wird. Auf dem Voden der Praxis liegt der Schwerpunkt durchaus in der lebendigen Anthcilnahmc Aller, in der verständnihvollen Mitwirkung der Familien. Um zu ihrer vollen Wirkung zu gelangen, bedarf die Hygieine auch eines gewissen politischen Bildungsstandes in der Bevölkerung, ganz vornehmlich der Mitwirkung der Frauen, denen die entscheidende Rolle zufällt, das Haus zu hüten, die Zimmer zu lüften, die Reinlichkeit aufrecht zu halten, die Kinder zu gewöhnen, die Kranken zu Pflegen. So vollzieht fich auf diesem Gebiete ein gewisser Kreislauf der Dinge. Die Frauen waren in den Anfängen der menschlichen Cultur die ersten Wundärzte. Sie sind im modernen Staat die ersten Gesundheitsbeamten im Haushalte des Familienlebens, oder doch berufen, es zu werden, wo sie es noch nicht geworden sind. Die besonders große Anzahl der heute anwesenden Frauen ist ein Beweis dafür, daß in Edinburgh, dessen Gefundheitszustände früher der allerschlimmsten Art waren, das Verständnis; der in der öffentlichen Hygieine gestellten Aufgabe weit verbreitet ist. Auf die segensreiche Wirksamkeit der I^äie»' saniwi-^ H,88ooi2tioii ist wiederholentlich in Deutschland hingewiesen worden, ohne daß es bisher gelungen wäre, das Interesse der Frauen in dem wünschenswerthen Maße anzuregen. Auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege vornehmlich bestraft sich jene engherzige Auffassung, welche, mit Eigennutz gepaart, die höheren Vildungsbestrebungen des weiblichen Geschlechts mit Mißtrauen begleitet, so wie

jener auch in ärztlichen Kreisen gelegentlich hervortretende Kastengeist, der Alles mit sachverständigen Kräften bewältigen will, ohne den Werth des Laienelements zu begreifen, der in der Gesundheitspflege mindestens eben so wichtig ist, wie auf dem Boden der Selbstverwaltung und der Strafrechtspflege. Hat man einmal erkannt, daß diese Lebensfrage der modernen Gesellschaft mit allen Mitteln ergriffen werden muß und daß das oft citirte Wort: inon» 8»ua in (ni-pors »ano nicht blos auf einzelne Menschen Anwendung findet, sondern auch auf die Gesellschaft, und somit zu der Formel führt, daß ein gesundes Volksleben und ein gesundes politisches Kraftgefühl nur in einem durchschnittlich gesunden Volts-leibe möglich ist, so ergiebt sich daraus, daß auch der Volkserziehung eine Beziehung auf die öffentliche Gesundheitspflege namentlich dadurch gegeben werden muß, daß die Fähigkeit des richtigen Beobachtcns, des genauen Sehens der Thatsachen durch naturwissenschaftlichen Unterricht in höherem Maße, als bisher anerkannt ist, einer Ausbildung bedarf.

Dies sind die Schlußbetrachtungen, zu denen ich durch Beddoe's Vortrag meinerseits geleitet wurde. Manches oder vielleicht das Meiste von dem, waS Doctor Beddoe sagte, ist denjenigen deutschen Sachverständigen bekannt, die sich mit den in dieser Hinsicht so beachtenswerthcn Einrichtungen Englands fortdauernd beschäftigen. Manches Andere machte mir den Eindruck der Neuheit und schien, wie ich aus den nachträglichen Privatgesprächen entnahm, auch Edinbnrgher Äerzten nicht bekannt gewesen zu sein. Ich beschranke mich bei der Auswahl der von mir zu berichtenden Mittheilungen auf das dem allgemeinen Interesse der nicht sachverständigen Kreise zugängliche Gebiet. Dr. Beddoe selbst schien die ihm gebotene Gelegenheit zu dem Zwecke benutzt zu haben, unter Verzichtleistung auf den Glorienschein des Fachgelehrten eine Reihe besonders wichtiger Punkte zur Kenntniß eines größeren Publikums zu bringen.

Die seit hundert Jahren in den schottischen Gesundheitsverhältnissen eingetretenen Veränderungen, sagte er, sind wesentlich bedingt durch die wirthschaftliche Umgestaltung des öffentlichen Lebens, durch den Uebcrgang einer früher vorwiegend ackerbautreibenden Bevölkerung zum städtischen nnd industriellen Arbeitsbetrieb. Gewerbliche Arbeitstheilung, wirtschaftlich genommen ein Vortheil, wirkt wegen der damit verbundenen Nachtheile auf Leib und Seele schädlich. Folgeweise steigert sich das Bedürfniß nach Aufregung und Nervenreizung aller Art. Mit der ungeheuren Ausdehnung der Kohlen- und Eisenindustrie wachsen auch die Gefahren für das menschliche Leben und die Zahlen der Unglücksfälle. Gasbeleuchtung und Petroleum führen zu einer Ausdehnung der Arbeit bei Nachtzeit, zur Erhitzung und Verschlechterung der Luft in den Arbcilsräumen. Unzertrennlich von den modernen Verhältnissen war der schlechte Zustand der großstädtischen Arbeiterwohnungen. Zwar ist in neuerer Zeit mancherlei erreicht worden. Nurch verbesserte Anlage der Wohnhäuser hat sich Lungensucht einigermaßen und Unterleibstyphus sogar sehr erheblich vermindert; allein bei der üblichen Leichtigkeit des Mauerwerkes, der Schlechtigkeit des Mörtels und der Oberflächlichkeit der Vcdachungsarbeiten ist

es unmöglich, warme und trockene Häuser herzustellen. Gewisse Krankheiten namentlich des Herzens und Gehirns, sind im Wachsen begriffen. Zuweilen haben sogar gewisse Verbesserungen in der Construction der Wohnungen ein den gehegten Erwartungen geradezu entgegengesetztes Resultat. In manchen Hochlandsgegenden versuchten die Grundeigenthümer. an Stelle der alten Hütten, in denen eine kräftige und gesunde Bevölkerung gelebt hatte, anständigere, luftdichter verschließbare Wohnungen für ihre Arbeiter zu errichten. Die Folge davon war das Auftreten von sehr bösen Schwindsuchtsfällen, in solchen Gegenden, die davon freigeblieben waren. Das Element der Gewöhnung an bestimmte hergebrachte Wohnungsverhältnisse und die Art des Luftzutritts in die Wohnungen darf bei der Bevölkerung nicht außer Acht gelassen werden. Ter bessere Verschluß der Fenster und die wirksame Abschließung der frischen Luft wurde für jene Gebirgsbewohner vielleicht eine Todesursache. Im Allgemeinen ist das von Dr. Farr aufgestellte Gesetz überall zutreffend, wonach mit der Dichtigkeit der Bevölkerung die relative Sterblichkeitsziffer erhöht wird. Tic städtischen Hochbauten sind für viele Personen nachtheilig. Unverhältnißmaßig viele Londener Dienstmädchen leiden wegen des übermäßigen Treppensteigens an Anämie und Functionsstörungen des Herzens. Neben der gegenwärtig zu ausschließlich betonten Vorsorge für reines Trinkwasser und Städtereinigung muß auch überall mehr auf den Baugrund geachtet weiden, dessen Undurchlässigkeit und Feuchtigkeit ein Grund der Schwindsucht ist, welcher unterirdischen Gefahr die überirdische Gefahr der Rcmchansammlung in der städtischen Atmosphäre zur Seite tritt. Unter der städtischen Bevölkerung leiden am ineisten die neu hinznwandernden Elemente, die aus ihren gewohnten Verhältnissen ausscheiden, und in ungewohnte, ungesunde Existenzbedingungen eintreten, andererseits zeigt sich, daß die alten italienischen Patrizierfamilien, die seit dem Mittelalter in den Städten leben, gesund und kräftig bleiben. Auch die Juden, die fast nur in Städten leben, vermehren sich stark und sind durchschnittlich gesund.

Im Allgemeinen scheint sich die industrielle Bevölkerung in Schottland auf der Bahn der physischen Degeneration zu befinden und zwar der männliche Theil derselben in höherem Maaße, als der weibliche. Auch der Schädelumfang scheint sich zu verkleinern, doch wird man Genaueres erst erfahren, wenn das von der British Association eingesetzte anthroprologische Eomitö seine Arbeiten beendigt haben wird.

Weiterhin berührte Dr. Beddoe die Impffrage, wobei er sich als entschiedener Anhänger des Impfzwanges im weitesten Umfange zeigte. Was er über diesen Punkt andeutete, ist nicht ohne erhebliches Interesse für die Juristen.

Die englische Regierung ist bei der Durchführung der Impfgesetzgebung bekanntlich auf einen sehr erheblichen Widerstand gestoßen. Es fehlte nicht an Impfgegnern, welche sich durchaus zur Wehre sehten und mit der Resignation oder Hartkopfigkeit eines culturkämpferischen Caplans Geldstrafe und Gefängnitz

über sich ergehen ließen. Es scheint nun, daß weichherzige Mitglieder des-
gegenwärtigen Eabinets durch dieses Martyrium gerührt wurden, denn man
brachte einen Entwurf in das Parlament, wonach verirrte Impfgegner nach
Bezahlung einer einmaligen kleinen Geldbuße mit dem Impfzwange verschone
werden sollten. vr.Nilliam Ienner, ein Nachkomme des berühmten Jenner.
hat diese Concession, wie Dr. Beddoe berichtete, auf verdiente Weise lächerlich
gemacht, indem er sagte, lieber möchte die Regierung doch Erlaubnißscheine
verkaufen, wodurch die Inhaber berechtigt würden, ihre Kinder ungeimpft zu
lassen, und das Pockengift im Lande zu verbreiten.
In der Thllt ließe sich ein unglückseligeres Eompromiß zwischen Impf-
zwang und Impffreiheit nicht denken. Giebt es in einem solchen Falle über-
haupt ein Eompromiß? Da heißt es wohl schlechthin: Entweder — oder?
Nach einer dem Unterhause im März zugegangenen Berichterstattung hatte
der Impftrieg bis dahin den Erfolg gehabt, daß 81 Personen wegen Wider-
setzlichkeit oder Ungehorsams eingesperrt, 3929 dagegen mit Geldbuße belegt
wurden. Bei der großen Mehrzahl genügte eine einmalige Geldbuße; bei
614 mutzte zu mehrmaligen Geldbußen geschritten werden. Nur 32 Personen
ließen sich mehr als sechsmal bestrafen, und 14 Personen mehr als ein Mal
einsperren.
Das gegenwärtig angewendete und als wirksam befundene Zwangfystem
besteht in der mehrmaligen Wiederholung kleiner Geldbußen in nicht zu
kurzen Zwischenräumen, damit den Widerspenstigen Zeit gelassen wird, sich zu
besinnen. Die Zähmung ist auch um so schneller gelungen, als zur Beruhigung
besorgter Aeltern für Lymphe von Kälbern gesorgt werden soll.
Tiefe mit der Geldbuße gemachten Erfahrungen sind lehrreich. Sie
bestätigen, was auch bei anderen Gelegenheiten bemerkt wurde, daß die meisten
Menschen ein Martyrium in Gestalt der Gefängnißstrafe eher übernehmen
und länger aushalten, als in Gestalt der Geldstrafen. Sehr hohe Geldbußen,
haben sich früherhin in England wirksamer gegen den Zweikampf erwiesen,
als Freiheitsstrafen. Nicht wenige Criminalisten in England billigen den von
Baker energisch verfochtenen Vorschlag, die Androhung der Freiheitsstrafen
auf das Gebiet des schlechthin Nothwendigen zu beschränken, übrigens aber
die Freiheitsstrafe durch Geldbuße zu ersetzen, die der minder Vermögende
alsdann in kleineren, vom Richter festgestellten Raten zu bezahlen haben würde.
Man nimmt mit vollem Rechte an, daß die zu häufige Androhung von Freiheils-
entziehung der moralischen Wirkung der Bestrafung Eintrag thue. Das Gesetz
über die Polizeirechtspflege vom Jahre 1879 s8uii>inar^ ^uriMotion Hct)
hat diefer Auffassung der Zweckmäßigkeitsverhältnisse und der Ausdehnung
der Geldbußen auf Kosten der Gefängnißstrafe Rechnung getragen.
Der Impftrieg bietet in mancher Hinsicht Analogien mit dem festländischen
Culturkcmipf. Man kann Denjenigen, die sich gegen eine ihrer Ansicht nach
verderbliche Maßregel auflehnen, menschliche Hochachtung nicht versagen und
mutz sogar anerkennen, daß es für Eltern, die von der Schädlichkeit der

Impfung überzeugt sind, eine Gewisscnssach? werden kann, ihre Kinder zu
behüten, indem sie sich selbst der Bestrafung durch den Staat preisgeben.
Der moderne Staat duldet aber sc» wenig, wie eine im Gange befindliche
Dampfmaschine, daß in das Räderwerk eingegriffen wird. Erfreulich wäre
es aber, wenn man überall gewissenhaft nnd ernst erwägen wollte, ob nicht,
ohne Preisgebung notwendiger Zwecke, unter thunlichster Schonung gewissen-
hafter Ueberzeugungen, die Tampfmaschinerie in jenen langsameren Gang
geseht werden lann, der nach neueren englischen Erfahrungen zur Durchsetzung
des Impfzwanges ausreichend erscheint. Es ehrt die Gesetzgeber, wenn sie
bei unvermeidlichen Uebergangszuständcn auch ihrerseits Geduld zeigen, und
anderseits ist anzuerkennen, daß das öffentliche Rechtsbewußtsein immer
geschädigt wird, wenn eine heute noch straflos gelassene und als erlanbt geltende
Handlung, um bloßer Zweckmässigkeitsgründe willen von morgen an unnach-
sichtlich mit strengen oder schnell auf einander folgenden, in das Gebiet des
Unendlichen fortschreitenden Executivstrafen belegt wird.
Vom Impfzwange gelangte Dr. Beddoe zu der Kernfrage: Was, außer
den bisher ergriffenen Maßnahmen zur Verbesserung der allgemeinen Gesundheits-
Verhältnisse geschehen könne?
Als wichtigste Punkte betrachtete der Redner die Concentration und wirksame
Organisation des Sanitätspersonals, die Verbesserung der Baupolizei vom
Standpunkte der gesundheitlichen Interessen, die Wiederherstellung der Reinheit
des Wasserlaufs iu den Strömen und Wasserleitungen, die Einführung ärztlicher
Aufsicht über die Schule» im Hinblick auf die nachgewiesene Steigerung der
Kurzsichtigteit. Als schwer zu rügende Verstöße gegen die Baupolizei rügte der
Redner die Zulässigkeit des Häuscrbaus auf solchen Strandstrecken, die innerhalb
der Fluthgrenze liegen, die Ucberbauung von städtischen Abzugsröhren, die
centrale Lage vieler Closets. Beachtenswerth erschien mir insbesondere, daß
die Prüfung des Bauplans und die Besichtigung des fertigen Baues als durchaus
unzureichend bezeichnet und eine gesetzlich vorgeschriebene sachverständige Beauf-
sichtigung desjenigen Baustadiums verlangt wurde, in welchem die Abzugsröhren,
Ausflußeinrichtungen und Senkgruben angelegt werden, zumal wo nach deren
Fertigstellung die wirkliche Beschaffenheit der Arbeiten dem Auge des Beschauers
entzogen bleibt.
Im Zusammenhang mit seinen Auseinandersetzungen über die Notwendig-
keit verbesserter Ventilation berichtet Vi-. Beddoe eine hübsche Anekdote. Ein
bekannter Arzt, Toctor Gregory pflegte auf seinen Rundgängen seinen typischen
Spazierstock, wenn er in die Behausung eines Kranken trat, nicht abzulegen,
sondern unter der linken Achselhöhle in horizontaler Lage zu tragen und, wo er
im Krankenzimmer bei Fiebernden schlechte Luft fand, durch eine regelmäßig
wiederkehrende Ungeschicklichkeit in seinen Nückwärtsbewegungen mit dem Stocke
eine Scheibe einzustoßen, die er später, wenn das Fieber verschwunden war. bei
ärmeren Leuten durch seinen vielbeschäftigten Glaser auf eigne Kosten wiederum
repariren ließ.

Als dieser mit vielem Beifall aufgenommene Vortrag beendigt war,
versuchte ich im Gespräche mit ärztlichen Sachverständigen genauen Aufschluß
darüber zu erlangen, was in Schottland gegen die Verbreitung gewisser
Epidemien durch die Schulen, wie beispielsweise der Masern, des Schailach-
siebers, der Diphtherie und des Keuchhustens, bisher geschehen ist, oder ob man
hinreichende statistische Materialien zur Neurtheilung der in dies Gebiet fallenden
Aufgabe bisher gesammelt habe?
Es war mir unmöglich, genügende Auskunft über diesen Punkt zu erlangen.
Anderseits war ich selbst zu wenig vorbereitet, um die Frage beantworten
zu können, ob in Deutschland den gerade unter schulpflichtigen Kindern häufig
vorkommenden Ansteckungsfällen planmäßige Aufmerksamkeit zugewendet werde,
Unvorbereitet, wie ich auf diese Frage war, mußte ich mich damit begnüge»,
der Aufforderung zu entsprechen, meine personliche Ansicht als Laie auszu-
svrcchen. Mir scheint, daß Krankheitsmeldungen in bestimmt bezeichneten Fällen,
wie bei Diphtheritis, Scharlach und Keuchhusten, sofort an die Schulanstalten
mitzutheilen wären, daß von Amtswegen im Unterricht auf diejenigen Symptome
hinzuweisen sei, bei deren Vorhandensein sich Schüler zu einer Untersuchung
bei ärztlichen Schulinspectoren vorzustellen haben, und daß Reconualescenten
bei ansteckender Hautkrankheit (Pocken, Scharlach) nur auf Grund eines
ärztlichen Erlaubnißfcheines wiederum zu den Unterrichtsstunden zugelassen
werden sollten. Innerhalb meiner sehr bescheidenen Erfahrung kenne ich doch
etliche Fälle, in denen Eltern aus Ersparnißgillnden die ärztliche Untersuchung
bei solchen Kindern, die sich über verdächtige Symptome beschwerten, unge-
bührlich verzögerten, und andere Fälle, in denen man genesende Kinder, „um
sie los zu sein", wiederum in die Schule sendete, ohne irgend nur daran zu
denken, daß Andere wohl in Gefahr gebracht merden könnten. Wo in Deutschland,
wie namentlich an den Mittelschulen, ein Schulgeld erhoben wird, ließen sich
durch einen, allen umsichtigen Eltern sicherlich willkommenen und nebenher auch
sehr geringfügigen Zuschlag die Mittel beschaffen, um für schulärztliche Unter-
stützung in Fällen gefährlicher Epidemien zu sorgen und der Verbreitung
ansteckender Krankheiten durch die Schule entgegenzuwirken. Soweit als die
allgemeinen Bedingungen der Hygieine in den Schulen, die Vertheilung des
Lichtes, die Regelmäßigkeit der Luftveränderung, die richtige Erwärmung, die
passende Einrichtung der Schnlgeräthe in Betracht kommen, kann es zugleich
keinem Zweifel unterliegen, daß die Gemeinden zu den erforderlichen Leistungen
verpflichtet sind. So lange freilich die Mehrzahl derselben Eltern, die in Fällen
ernsthafter Erkrankung Alles für ihre Kinder herzugeben bereit sind, über die
Bedingungen der Gesundheitserhaltung in grober Unkenntnis; und gegen die
Verhinderung der Erkrankung selbst in unbegreiflicher Gleichgiltigkeit verharren,
wird selbst in dem .Musterlande des Schulwesens", als welches Deutschland
bei den Engländern angesehen zu werden pflegt, für die gründliche Verbesserung
des Schulgesundheitswesens wenig geschehen. Mir scheint, daß — zunehmende
Kurzsichtigkeit abgerechnet — auch in England und Schottland diesen Dingen

weniger Aufmerksamkeit, als zu wünschen wäre, zugewendet wird. Diese
Unterlassung ist aber verzeihlicher, wenn man bedenkt, daß der Schulzwang
jüngeren Ursprungs ist.
Da ich nun einmal so dreist war, über meine eignen Fachparzellen hinaus-
znschweifen und in das Allerheiligste einzutreten, das den Priestern des Aesculap
vorbehalten ist, so kann es mir nicht darauf ankommen, den meiner Nespect-
widrigkeit gebührenden Tadel um einige Ellen zu vergrößern.
Ich will noch erwähnen, was in Edinburgh, dessen medicinische Facultiit
eines hohen Ansehens genießt, während der heutigen Verhandlungen in der
Unterrichtssection über deutsche Aerzte geurtheilt wurde.
Professor Struthers von Aberdecn sagte, indem er mehrere bornirte
Angriffe von Deutschland abwehrte: Es sei für ihn zweifellos richtig und in
seinen Augen wie nach der allgemeinen Auffassung des ärztlichen Standes höchst
wunderbar, daß die deutschen Aerzte durchschnittlich in Angelegenheiten der
öffentlichen Gesundheitspflege sehr mangelhaft unterrichtet seien. In allen
solchen Dingen, die mit der Ventilation der Gebäude oder Canalisationsanlagen
im Zusammenhange ständen, seien sie weit hinter ihrem Zeitalter zurück.
Wäre dieser Vorwurf begründet, worüber Andere urtheilen mögen, so
würde sich damit wiederum eine interessante Perspective in dem Zusammenhang
5er wissenschaftlichen Verhältnisse mit dem öffentlichen Leben herausstellen. Ter
Ausgezeichnete Stand unserer medicinischen Unterrichtsanstalten, von denen so viele
Ausländer aus allen Weltgegcnden Nutzen ziehen, würde vorwiegend dem
individuellen Kranksein und der ärztlichen Behandlung des einzelnen
Menschen, weniger der öffentlichen Gesundheitspflege und dem Präventiv-Zweck
entsprechen, während in England das politische Bewußtsein, das im öffentlichen
Recht sich stärker ausprägt, als im Privatrecht, auch den Entwicklungsgang der
medicinischen Wissenschaft beeinflußt haben dürfte.
Ich gedachte soeben eines von Professor Struthers abgewendeten An-
griffes auf Deutschland. Der Vorsteher des Methodistischen Priesterseminars
Hn London, Dr. Rigg las einen Vortrag über „Erziehungsresultate und Er-
ziehungsfehler auf Grund der in verschiedenen Ländern der Welt gemachten
Erfahrungen". Das englische Volk, behauptete er, sei höher und gründlicher
gebildet, als Deutsche und Franzosen. Daraus, daß Deutschland die am besten
«inexercirten Lehrer und Schüler habe, folge keineswegs, daß Deutschland nun
auch das am höchsten gebildete Volk sei. Einige der schlimmsten Dörfer in
Irland könnten ganz wohl mit den Wohnstätten der mittleren Klassen in deutschen
Städten verglichen weiden. Die Aufklärung einer Nation müsse auch nach den
Beziehungen der Geschlechter unter einander beurtheilt werden. Dies werde
durch Mayhew's Buch über Deutschland und durch ein anderes Buch be-
wiesen, dessen Verfasserin, eine vornehme englische Dame, lange Jahre in Deutsch-
land gewohnt habe. Kein englischer Handarbeiter werde seine Frau in so
roher Weise behandeln, wie ein deutscher Bauer. Nur in der Musik und in
den schönen Künsten sei Deutschland hervorragend. Aber diese musikalische

Bildung komme nicht von der Schule, sondern —- aus den Hofconcerten der zahlreichen kleinen Fürsten, die früher über Teutschland herrschte», aus den geistlichen Messen und Chorälen, sowie ans den Kricgsliedcrn. Ter englische Landmllnn sei viel besser als der deutsche Bauer, der, nachdem er die Schule verlassen, wenig oder gar nichts lese. Die Mittelschulen weiden in England, hoffentlich für immer, der freiwilligen Thätigleit überlassen bleiben. Ter große Mangel in den unteren Klassen der englischen Bevölkerung sei Sorglosigkeit und Unwirthschaftlichteit.

In diesem Unsinn eines methodistischen Geistlichen, der seine Kenntnisse von Teutschland aus zwei allgemein als einseitig anerkannten Schriften geschöpft hatte, war — Methode. Es war ehrenhaft, aber überflüssig, daß ein deutscher Professor der Nationalökonomie (wahrscheinlich ein Jude von Herkunft), Herr Heinemann aus London, diesen Angriff bündig zurückwies. Bereits vor ihm hatte Professor Struthers das Wort genommen, und erklärt, daß er die abfällige Beurtheilung eines großen Landes bedauere, in dessen Unterrichts-anstlllten allgemein das große Beitrauen gesetzt wnrde, obwohl darin mancherlei Mängel vorkommen möchten, wie beispielsweise die unzulängliche Berücksichtigung körperlich bildender Iugendspiele. Gar nicht genug tonne man die Pflege des höheren Unterrichtswesens von Seiten der deutschen Staatsregierungen anerkennen. In Bonn beständen zwei theologische Facultäten. deren Lehrer unter dem Tachc eines und desselben Gebäudes neben einander wirken. Das wäre in Schottland unmöglich, man würde einander an die Hälse springen. Wenn irgend ein Professor der Theologie hier zu Lande seine Stimme für Lehrfreiheit einsetzen wollte, so würde im ganzen Lande ein Geheul sich erheben.

Auch die große Ungerechtigkeit, mit der behauptet worden war, daß in Teutschland die Frauen von ihren Männern roh behandelt würden, war durch Mr. Rendcll von Leith gerügt worden, indem dieser den freilich gleichfalls übertriebenen Ausspruch von Eobden anführte, wonach die Manieren einer französischen Wäscherin eben so gut sein sollen, wie diejenigen einer englischen Herzogin.

Mir selbst ist in zahlreichen Gesprächen von englischen Polizeibeamten versichert worden, die Beibehaltung der Prügelstrafe sei in England deswegen nothwendig, weil man eines Schuhmittels bedürfe, um die Frauen der unteren Vcvöllerungstlasfe gegen rohe Mißhandlungen von Seiten völlig verwilderter und betrunkener Ehegatten (die sogenannten vomen-deatsiF) zu sichern. Ebenso ist es eine beklagenswerthe Thatsache, daß Trunksucht unter den Frauen der Arbeiterbevölkerung in England nicht selten vorkommt.

Wenn von einigen Schriftstellerinnen die Deutschen beschuldigt werden, daß sie ihre Frauen vernachlässigen, so beruht diese Behauptung auf einem Mißver-slllndniß. Man vermischt den gerechten Vorwurf, daß der höheren Bildung der Frauen in Deutschland vielfach kleinliche Hindernisse in den Weg gelegt werden, mit dem ungerechten Vorwurf, daß Frauen roh behandelt werden.

Es ist eine schwierige und undankbare Aufgabe, die moralische Bildung

und die Gesittungszustände zweier Cnlturvölker mit einander zu vergleichen. Die erste Regel ist jedenfalls diese, daß der einzelne Beobachter sich hüte, die von ihm gelegentlich gemachten Wahrnehmungen zu verallgemeinern. Insbesondere bietet eine Vcrgleichung zwischen England und Deutschland deswegen so große Schwierigkeiten, weil das gesellschaftliche Gcfüge beider Länder so völlig verschieden geartet ist. Vor der Hand wird man am sichersten gehen, wenn man bei der Bemessung der Culturzustandc Engländern nur diejenigen Mängel endgiltig zurechnet, die von den besten Männern ihrer eigenen Nation als Reformbedürfnisse anerkannt sind, und wenn man sich dann weiterhin die Frage vorlegt, ob geeignete Anhaltspunkte für die Vcrgleichung überhaupt gegeben sind.

Stellt man sich auf eine solche Basis, so dürfte man von der Wahrheit nicht zu weit abirren, wenn man zunächst behauptet, daß der Sittenzustaud in den untersten Schichten der großstädtischen Fabrikbezirke in England bis jetzt ungünstiger beschaffen ist. als in Deutschland, wobei aber wiederum zu erwägen bleibt, daß die industrielle Entwickelung iu England eine viel mehr beschleunigte und großartigere gewesen ist. Anderseits finden wir in der englischen Arbeiteibevülkerung eine Schicht, die höher steht, als die deutschen Arbeiterklassen. Dahin gehören jene, mit seltener Thatkraft, Mäßigkeit und Ausdauer begabten Männer, die mit eigenen Mitteln Leseinstitute gründen, durch gründliche Discnssion wirthschaftliche Streitfragen erledigen, eine außerordentlich leistungsfähige Wochenpresse aufrecht erhalten und in lebenslänglicher Entsagung insbesondere durch Vcrzichtleistung auf den Genuß geistiger Getränke darnach streben, eine feste Häuslichkeit für die Ihrigen zu erwerben.

Der Bauernstand, der in gewissen Theilen Deutschlands, namentlich am Rhein, in Westphalen, in Thüringen und in Süddeutschland so zahlreich vertreten ist, findet in England kein Gegenstück. Vergleicht man hinwiederum den englischen Großgrundbesitz mit dem in Mecklenburg und in gewissen Theilen Preußens bestehenden Latifundiensystem, so dürste nach der wirtschaftlichen und socialen Seite der Vergleich zu Gunsten der englischen Landgentry ausfalle». In den mittleren Schichten des Gewerbes uud des Handels erkennen die Engländer an, daß die Bildungsmittel in Deutschland gleichmäßiger vcrtheilt und allgemeiner zugänglich sind, anderseits scheint mir, daß wirthschaftlicher Unternehmungsgeist und manche Charaktereigenschaft, namentlich Ausdauer, Zuverlässigkeit und Selbständigkeit in England eine Höhcrc Entwickelung erreicht haben. Seltener als in contiucntalen Ländern, findet man die Untugenden der Strcitfüchtigkcit und nachbarschaftliche Unverträglichkeit, was mit den Wohnungsvcrhältnisfcn zusammenhängen mag. Die Selbständigkeit, die jeder Einzelne für sich beansprucht, wird auch anderen Menschen eingeräumt. Mängel der englischen Civilrcchtspflege mögen es zu Wege gebracht haben, daß kleinliche Proceßstreitigleiteu gemieden werden. Leider ist es mir unmöglich. Dasjenige zu beweisen, was sich im Laufe der Jahrzehnte in mir als Ucbcr-

zeugung im Verlehr mit wohlwollenden Ausländern und erfahrenen, aus überseeischen Ländern zurückgekehrten Deutschen befestigt hat, daß nämlich unserem Exporthandel großer Schade durch diejenigen nur zu zahlreichen Elemente zugefügt wird, die in Handel und Wandel entweder sich unzuverlässig oder streitsüchtig erweifen, indem mit kleinlicher Rechthaberei au Streitpunkten festgehalten wird, die in den Geschäftsbcziehungen großer englischer Häuser nur die Dauer von Minuten beanspruchen.

Drei Ausflüge waren für den heutigen Nachmittag in Vorfchlag gebracht. Erstens auf dem Arthurssih, jenen den Befuchern Edinburghs unvergeßlichen, östlich von der Stadt gelegenen Berg, dessen scharf geschnittene Kanten, von gewissen Punkten aus gesehen, deni Monte Pellegrino bei Palermo sehr ähnlich sehen, Professor Geitie hatte für die Theilnehmer einen an Ort und Stelle zu erläuternden Vortrag über die geologische Formation, Mr. Sadler einen zweiten über die Flora der Gegend angekündigt. Zweitens nach der Besserungsanstalt „Wellington Reformatory" und den in der Nähe zu Penicuil gelegenen Papiermühlen des Herrn Cowan, der die Theilnehmer zu einem bei ihm abzuhaltenden Luncheon geladen hatte.

Drittens nach Talmeny Park, wohin der Besitzer Earl of Rofebery die Congreßmitglieder gelade» hatte. Die Wahl zwischen diesen verlockenden Anerbietungen zu treffen, war für mich schwer. Von Rechts- und Berufswegen hätte ich mich für die Besserungsanstalt entscheiden sollen. Ich hatte jedoch in den vorangegangenen Tagen so viel von Verbrechern gehört, daß es mir im Interesse des psychischen Gleichgewichts schließlich doch Wünschenswerther erschien, landschaftliche Reize in Gesellschaft guter Freunde zu bevorzugen.

Also nach Dülmen» Park, wohin wir etwa um halb drei Uhr aufbrachen. Der Weg führt uns in nordwestlicher Richtung auf Queensferry und zweigt fich alsdann nach jenem herrlichen Landsitze ab, dessen Umgebung, wenigstens auf der westlichen Seite, zu den landschaftlichen Motiven gehört, die Walter Scott in seinem „Antiquar" geschildert hat. Der Park mit seinen riesigen Bäumen, die seit dem Tode des großen schottischen Dichters wiederum um eines Menschenalters Spanne höher gewachsen sind, gewährt herrliche Ausblicke auf den Firth of Forth auf die in demselben eingestreuten Fclseninseln an Inchkeith, Cramad und Inchcolm, die gegen über liegende Küstenlandschaft und den alten Seepaß am Queensferry, über die vor Herstellung der neueren Eisenbahnlinien der Hauptverkehrsweg nach den Hochlanden und den nordöstlichen Grafschaften führte. In unmittelbarster Nähe des Strandes liegt Barn bügle-Castle, das der gegen wärtige Eigenthümer Graf Rusebery, wie man sagt, dem ursprünglichen Plane entsprechend, wiederherstellen läßt. Ehemals gehörte das Schloß den Moubrays. Die Sage geht, daß ein alter, dänischer Krieger, als vor vielen hundert Jahren ein Tänengiab weggeräumt worden war, so lange auf die

allerzudringlichstc Weise spulte, bis der Grabhügel wiederum zugeschüttet
wurde. Die Genealogen werden vielleicht noch die Urkunden auffinden, aus
denen hervorgeht, daß dieser alte Nachtschwärmer ein Verwandter von Hamlet
war, was eine für den modernen Spiritismus gar nicht unwichtige Ent«
deckung sein würde. Dal inen y ist im Jahre 1842 durch einen Besuch der
Königin Victoria und des Prinzgemahls ausgezeichnet worden. Vor der
letzten großen Wahlschlacht weilte hier der gegenwärtige englische Premier und
betrieb die jedenfalls antiradicalc Beschäftigung des Baumpflanzens. Waren
es Lorbeeren, die hier gleichfalls noch im Freien durchkommen, oder Trauer-
weiden? Ich weiß es nicht.

Nachdem wir uns im Park erfrischt und ergangen, trieb uns, ohne daß
eine Glocke geläutet hätte, ein prasselnder Platzregen in die inneren Räume
des Wohnhauses. Daß ich nicht wider Willen einer hydropathischcn Miß-
handlung unterworfen wurde, verdankte ich einer, als Arzt anerkannten, in
Edinburgh prakticirenden Dame, die mich unter das gastliche Dach ihres Regcn-
fchirmcs aufnahm.

Mir fehlt jede Begabung für die Beschreibung von Schlössern. Wenn
ich jemals einen Anflug davon befaß, so ging mir derselbe verloren, als ich
auf der Voimundschaftsabtheilung des ehemaligen Berliner Stadtgerichts Nach-
laßinventarien aufzuzeichnen und jedes Ding an sich oder nach seiner Beziehung
zu einer der vorgeschriebenen Rubriken der Gerichtsordnung zu tlassificircn
hatte. Ich wünsche aber, daß irgend eine schottische Feder einen Thcil
cultuihistoiischcr Romane in Earl Rosebery's Vibliothekzimmer spielen
lassen und mir den Gesammteindruck dieses einfachen, geschmackvollen, reichen,
mit den kostbarsten Weilen ausgestatteten und durch gewaltige Fenster in eine
reizvolle Natur ausschauenden Lesezimmers wiederum vergegenwärtigen möchte.

Earl Nosebery selber war abwesend. Er ließ sich aber bei dem uns
dargebotenen Lnnchcon durch einen Verwandten vertreten und erntete den
wohlverdienten Tank für eine Gastfreundlichkeit, die über das Maß einer fönst
zu übenden Ehrenpflicht weit hinaus ging. Gegen fünf Uhr trennte sich die
Gesellschaft.

Aber nicht nur bei dem Earl, auch bei dem Industriellen bewährte sich
der Ruhm schottischer Gastfreundschaft.

Südlich von Edinburgh liegt die Station Penicuit, wo Mr. Cowan
die Theilnehmer des zweiten Ausfluges bewirthet hatte. Die Gründung feiner
Papiermühlen datirt aus dem Jahre 1709. Damals waren achtzehn Leute
an fechs Bottichen beschäftigt. Heute arbeiten siebenhundert Menschen, wor-
unter vierhundert Frauen in einer Fabrik, die viertausend Tonnen Papier
erzeugt.

Noch mehr als die gastliche Aufnahme zahlreicher, ihm persönlich unbe-
kannter Congreßmitglieder gereicht Herrn Cowan zur Ehre, daß er nach
Kräften ^VolUnFton Itslormawi^ zu fördern fucht. Ucber diese Anstalt
sagt ein zuverlässiger Berichterstatter Folgendes:

Diese Besserungsschule beruht in der Hauptsache auf Landarbeit. Ihre Gründung wurde vor 21 Jahren unternommen. Mit achtzehn Knaben wurde sie eröffnet, während gegenwärtig hundertuudzehn Aufnahme gefunden haben. Von den sechshundert Knaben, die auf Grund richterlichen Urthcils wegen verschiedener Verbrechen bisher in Behandlung standen, tonnen 86 Procent als endgiltig gebessert betrachtet werden, Ihr gegenwärtiger Vorsteher bezeugt, daß Tisciplinarstrafen schwerer Art fast gar nicht angewendet zu weiden brauchen. Die auf Grund der bestehenden Vorschriften erforderlichen Strafzellen sind sogar entbehrlich. Im Allgemeinen ist es bei dem lebhaften Naturell der Knaben eine ausreichende Discivlinarstrafe, wenn man im Nothfalle Ordnungswidrigkeiten damit bestraft, daß der Delinquent einige Stunden bei Tageszeit im Vette liegen bleiben muß.

Ich muß bekennen, daß ich bisher von dieser Methode der Bestrafung nichts gehört habe, glaube aber, daß man in geeigneten Fällen bei lebhaften Kindern damit befriedigende Resultate erreichen kann. Die Erscheinung, daß Kinder auch in Krankheitsfällen fchwer zu bewegen sind, ins Bett zu gehen, ist ziemlich allgemein. Knüpft sich an die Verbannung ins Bett noch die Vorstellung einer Strafe, so glaube ich wohl, daß die Abneigung gegen das Stillliegen noch erhöht werden kann.

Als selbstverständlich erscheint es, daß für die Kinder keinerlei Bedienung gehalten wird. Alle Verrichtungen einschließlich der Kllchenarbeit müssen von den Insassen der Schule selbst besorgt werden. Im Ganzen werden dreihundert Acker Landes erfolgreich bewirthschaftet. Ter Viehstand beträgt fünfzig Haupt Rindvieh. Neben der ländlichen Arbeit, die der Jahreszeit wegen öfters unterbrochen werden muß, wird mancherlei Handwerk namentlich Schuhmacherei, betrieben.

Tiefe Anstalt erhält sich durch freiwillige Veitrage, soweit die Ertragnisse der Arbeit nicht ausreichen.

P. Vcffc, Geschichte der Deutschen bis zur höchsten Machtentfaltung des römifch-dcutfchen Kaiserthums unter Heinrich III. I, bis 5. Lieferung, ß, Seite 1—400. Leipzig 1880, I. H. Webel.

Nach der Wiedergewinnung der Reichslandc trat das Nediirfniß einer neuen Darstellung der Deutschen Geschichte zu Tage. Die Eigenthümlichtcit derselben mußte darin bestehen, daß die ehemalige Verbindung dieser Landschaften mit Teutschland und vor Allem der hervorragende Nnlheil, welchen das Elsaß an dem Wühl und Wehe de>5 Nciches gehabt hat, eine besondere Berücksichtigung fand. Ein solches Werl schien zunächst in den Händen der reichsländischcn studirenden Jugend ein sehr geeignetes Mittel, nationale Gesinnung auj's Neue zu erwecken und zu thatträfligem Bewußtsein zu bringen. Bei näherer Betrachtung nun und bei der Bearbeitung des reichhaltigen Stoffes von jenem Gesichtspunkte aus ergab sich naturgemäß eine Dreitheiluug der deutschen Geschichte, deren erste, große Epoche in dem angezeigten Buche den Abschluß ihrer Darstellung findet. Dasselbe verfolgt die Geschichte unseres Volles bis zu dem Römisch-Deutschen Kaiserthum Heinrichs III,, wo Deutschland nicht nur der politische Mittelpunkt Europas war, sondern auch den kirchlichen Verhältnissen entscheidende Richtung und Gestaltung gab.

Liegt für diese Geschichte der Deutschen in der Beziehung auf die Reichslandc die nächste Berechtigung ihres Erscheinens, so unterscheidet sich dieselbe auch dadurch von den anderen ähnlichen Darstellungen, daß sie, und auch das ist unter der Einwirkung der Zeitereignisse geschehen, der geschichtlichen EntWickelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche eine besondere Berücksichtigung zuwendet, Sic schildert die Verdienste der Deutschen und ihrer Könige um die Verbreitung des Christcnthums und um die Kirche überhaupt und beweist, daß die Verbindung Deutschlands mit Italien durch das Römisch-Deutsche Kaiserthum vor Allem dem Papstthum zum Segen gereicht hat. Zugleich aber verfolgt sie die Gefchichte des römischen Primats, sowie die Anfänge hierarchischer Bestrebungen bis zurück in jene Zeiten, wo Deutschland durch den Angelsachsen Bonifacius im Auftrage des Papstes in die Interessen des Christcnthums und des Papstthums gezogen wurde. So erst finden Erscheinungen der Gegenwart ihre Erklärung. Auf den pragmatischen Zusammenhang der Ereignisse ist bei der Darstellung ein besonderes Augenmerk gerichtet, und auch das Eulturgcschichtliche nicht in getrennten Abschnitten, sondern im engsten Anschlüsse an die politische Geschichte behandelt worden.

Üothar Vucher. Der Parlamentarismus wie er ist. 2. Auflage. 8. Stuttgart, 1881. Carl Krabbe. ^l. «.

Wie der Verfasser im Vorwort selbst sagt, fällt die Entstehung des Buches in die beginnende Umwandlung der dcmolratifchcn Partei, der er 184Z

angehört hatte: dasselbe bezeug! zugleich die Umwandlung, die mit ihm selbst
vorging und vorgehen mußte, weil er reiche Gelegenheit zum Lernen fand und benutzte.
Nie Tendenz der Schrift ist gegen die mythologischen Vorstellungen gerichtet, welche
die deutschen Altlibcralen und auch die Demokraten von dem englischen Staatswesen
hatten, gegen die monotone Forderung nach „Parlamentarismus aus allen Gebieten"
und gegen die salsche Annahme, daß die englische Verfassung das unübertreffliche
Muster eines solchen, und daß es möglich sei, diese aus lauter Compromissen ent-
standene. England aus den Leib zugeschnittene Verfassung ohne Weiteres auf contincn
tllle Zustände, wo alle Grundlagen hiefür fehlen, überzutragen. Da ähnliche Vor-
stellungen noch heute cxistiren, und ähnliche Forderungen noch jetzt gestellt werden,
trotzdem daß wir bereits Parlamentarismus auf allen Gebieten habe», so ist die Pu
bücation heute sehr zeitgemäß. Manche Verhältnisse scheinen sich ähnlich wie 1852 bis
1854 zu entwickeln, und mancher Satz in der Schrift wird vielleicht als Prophezeiung
sich bewahrheiten und citirt werden, Tic Lcclüre dieses Buches, das sich durch Klar-
heit der Tarstellung und durch einen äußerst lebendige», fesselnden Stil im hohe»
Grade auszeich»e>, ist allen Gebildeten zu empfehlen.

Tentfche Literaturdenlmäler des 18. Jahrhunderts in Neudrucken, herausgegeben
von Bernhard Seuffert. I. Händchen: Otto, Trauerspiel uon F. M. Kling er.
8. Heilbronn 1881. Hcnningcr.

Tic Sammlung von Literaturdenlmalcn wird seltene Originalausgaben vo» deutsche»
Schriften des 18, Jahrhunderts in Neudrucke» verlege», Es werden in derfelben außer
wcrthvolleren mctrifchen und prosaischen Dichtwerken auch wichtige kritische Anzeigen
und Abhandlungen über Poesie, zunächst aus der Zeit von Gottsched bis zu de»
Romantikern, Aufnahme finde». Dichtungen uo» Boviner, Wieland, Glcim, Bürger,
Maler Müller, Klinger, H, L, Nagncr, F, H, Iaeobi u, ». werde» sich größere oder
Heinere Mitteilungen aus den Bremer Beiträgen, den Schleswigischen Literoturbricsen,
den Frankfurter gelehrten Anzeigen, aus Schubarl's Veutfchcr Chronik u, f, f, ein-
reihen. Zumeist genügen diplomatisch getreue Abdrücke dem Bedürfnisse: doch sind Aus-
gaben mit kritischem Apparat vom Plane nicht ausgeschlossen. Von den Druckfehler»
der Vorlage wird der Neudruck gereinigt werden; typographifchc Nachahmung der
Originale wird nicht angestrebt. Indem alle Werke mit Zeilcnzählung versehen sein
werde», machen sich die Ausgaben für eingehende Studien, lexikalische rein stilgcschichtliche
Arbeiten, vorzüglich als Quellen zu philologischen Hebungen nutzbar. In Vorbemerkungen
wird der Herausgeber über die bibliographische Stellung des Textes Rechenschaft geben
und die hlluptfächlichstc Spcciallileratur zu den einzelnen Denkmalen verzeichnen. Die
Erfüllung diefcs Programms ist den Hände» von Kr, Bernhard Seuffert anver-
traut. Zunächst fallen weiter erscheinen: H. L. Wagner, Voltaire am Abend seiner
Apotheose: Maler Müller, Faust's Leben: Glcim, Preußische Kriegslieder von einem
Grenadier.

i!. Uamann, Franz Liszt als Künstler und Mensch. 1. Band. Die Jahre 1811—1840.
8. XII u. 579 S. Leipzig, 1880, Breitkopf n, HNrtel. »K. II. 50

Franz Liszt gehört zu den glänzendsten, eigenartigsten und hervorragendsten Er-
scheinungen unseres Jahrhunderts, sowie der Musikgeschichte überhaupt. Bahnbrechendes
Genie als Virtuose, ist er zugleich, namentlich durch seine Klavier-, Instrumental-
und Kirchcncompositionen Vorkämpfer für die gesummten musikalischen Resormbcstrebungen
unseres Jahrhunderts geworden, wobei sein Leben als Mensch nicht minder reich und
bedeutend ist als seine Künstlcrlaufbohn, Der erste Band — die Jahre seiner
Entwicklung 1811—1840 umfassend — hat ihm nach beiden Seiten hin auf Grundlage
sorgfältigen Studiums der Zeitgeschichte uud persönlichen Verkehrs mit ihm und
seinen Zeitgenossen zu folgen und gerecht zu werden versucht, Inlbcsondere hat er
Liszts vielverzwcigtcr individueller Entwicklung Rechnung getragen, und die pcrsön-

lichen wie zeitgeschichtlichen Einflüsse nuf sie dargelegt, ebenso seine Kompositionen
dieser Epoche historisch und ästhetisch beleuchtet. Ein Blick in das ausführliche In-
haltsverzeichnis; des ersten Bandes wird lehren, welch' reiches, hochinteressantes
Material hier znm ersten Male geboten wird. Die Darstellung ist, dem Stoff ent-
sprechend, künstlerisch durchgeführt, das Buch sowohl für den Künstler, wie für den
Gebildeten überhaupt. Sorgfältig gearbeitete Namen-, Such- und Ortsrcgister, sowie
ein chronologisches Verzeichnis, seiner Eompositioncnund literarische Essays geben ihm noch
einen besonderen praktischen Wcrth. Ein zweiter Vand wird das Wert abschließen, das
von der Vcrlagsfirma mit der ihren Unternehmungen eigenlhümlichen Vornehmheit aus-
gestattet ist.

Ojeorg Weber, Allgemeine Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Gcistes-
und Eulturlcbcns der Volker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen
Forschungen für die gebildeten Stände bearbeitet. 15, Band. 8. X und 1780 S.
Leipzig 1880, W. Engelmann. .<i,?. 50

Der hochverdiente Verfasser hat dem vorliegenden Bande ein Schlußwort voraus-
geschickt, in welchem er nochmals in gedrungenen Worten die Gesichtspunkte darlegt,
welche ihn bei Abfassung seines großartigen Wertes geleitet haben. In seiner ruhigen
Objectivität gestalten sich diese Worte zu einem Urthcil der bedeutungsvollen Arbeit,
dem man ganz und lücthaltslos beizutreten vermag, Sie mögen deshalb hier im Aus-
zug eine Stelle finden:

„Mit dem vorliegenden XV. Bande ist das Wert abgeschlossen, an dem ich
25 Jahre mit unermüdlichem Ileißc gearbeitet habe. Indem ich nunmehr Abschied
nehme von meinem Buche, das mir viele Mühe und Sorgen, aber auch eine Fülle von
innerer Erhebung und Befriedigung gewährt hat, fühle ich mich gedrungen, meinen
Dank auszusprechen für fo manche Beweise von Thcilnahmc und Anerkennung, die mir
im Laufe der Jahre von verschiedenen Seiten zugegangen sind, für so manche Winke
und Berichtigungen, die mir stets Anlaß zu gewissenhafter Prüfung und Berücksichtigung
gaben. Zugleich wiederhole ich die früher ausgesprochene Bitte um Nachsicht und
Indemnität wegen Ucbcrschreitung der ursprünglich festgesetzten Bändezahl. Ich wurde
dazu um so mehr ermuthigt, als man mich wohlwollend aufgefordert hat, die neueste
Geschichte nicht kürzer zu behandeln. Ich habe dieser Aufforderung um so williger
Gehör geschenkt, als sie mit meinen eigenen Ansichten übereinstimmte. Schon vor
Jahren habe ich mich in dieser Beziehung dabin ausgesprochen: .Je mehr die Ge-
schichtsschreibung sich der Gegenwart nähert, desto mehr wird ein Verfahren am Platze
sein, welches mit dem Gefammtbilde die Einzeldarstellung verbindet, welches neben den
großen Wcltbegebcnheiten auch das Kleinlebcn der Geschichte beachtet, neben den mäch-
tigen Herrschaften und Reichen auch den historischen Erlebnissen der Geringen und
Schwachen Rechnung trägt'. Dabei habe ich zugleich bemerkt, daß es mein eifrigstes
Anliegen sein »verde, dem Grundsätze der gedrängten Darstellung möglichst treu zu
bleiben, stets darauf bedacht zu fein, durch präcife Fassung und durch Vermeidung
aller Abschweifungen, alles Ucberflüfsigen, Unwichtigen und Nebcnfächlichen auch die
neueren Ereignisse und Errungenschaften in ihrem historischen Entwicklungsgang
«scheinen zu lassen, auch das geschichtliche Leben der jüngsten Vergangenheit im Ganzen
wie im Einzelnen von solchen Seiten zn fassen und darzustellen, daß die gebildeten
Stände', für welche das Wert bestimmt ist, alles Bedeutsame darin finden werden, so
sehr auch der geschichtliche Horizont sich nothwcndig erweitert. Diesen» Versprechen
glaube ich nach Möglichkeit nachgekommen zu sein. Der soeben erschienene XV. Band
behandelt die Geschichte vom Jahre 1830 bis zur Gegenwart, also eine Periode, die
ich selbst mit vollem Verständniß und geistiger Mannesrcifc durchlebt habe. Da ich
schon vor dem Jahre 1848 mit univcrfalhisturischen Arbeiten an die Oeffcnilichtcn
getreten war, so schrieb ich von diesem Zeitpunkte an alle geschichtlichen Begebenheiten
und Tagcserscheinungen nach den zuverlässigsten Quellen nieder mit der Absicht

späterer Veröffentlichung. Diese Auszeichnungen, in der Folge vielfach erweitert und correctcr sscfatzt, bilden die Unlerlage für die Geschickte der legten Jahrzehnte. Sie reflcetiren somit die unmittelbaren Eindrücke eines aufmerksamen zeitgenössischen Beobachters und zeigen vielleicht noch Spuren der Frische und Warme, welche jeder Schreibende bei Darstellung von Ereignissen empfindet, die ihn persönlich berühren, einen Hauch von jenem Pathos, welches unwillkürlich aus dem herzen in die Jeder strömt. Doch wird man nie die Gerechtigkeit und Humanität vermissen, die sich der Verfasser zum Wahrspruch gewählt, nie ihn mit Recht beschuldigen dürfen, das« er mit ungleichem Maßstäbe gemessen. Aul Seite 28t)dcsXV. Bandes habe ich dcmNbschniüe: TicNcvolutionsbcwcgungder Jahre 1843—51" folgende Bemerkung vorausgeschickt - In so fieberhaft erregten Zeitkäufen, wo das öffentliche Leben sich mehr als sonst aus Markt und Straße, in Volksversammlungen und parlamentarischen Kämpfen abspielte nnd trotz der stürmischen Beweglichkeit eine gewisse Einförmigkeit und Gleichartigkeit herrschte, schien demUniuersallnftorikcr die Aufgabe gestellt, in den Wogen des hinbrausenden Vœlterstroms die treibenden Gedanken und Tendenzen zu begreifen, die Ziele zu erforschen, denen der Vollsinstinct zustrebte, die späteren Errungenschaften in ihrem Werde« zu «rächen. — Was die Urthcilc über einzelne Persönlichkeiten betrifft, so möchte seht nach mehr als dreißig Jahren bei objectivercr Betrachtung vielleicht die eine oder andere in einem etwas verschiedenen Lichte erscheinen. Dennoch hat es der Verfasser vorgezogen, auch in diesem Punkte die alten Eindrücke und Ansichten festzuhalten, sei es auch nur, um jeden Schein einer Sinnesänderung nach der Zeitströmung zu vermeiden, Sie sind der Ausdruck der öffentlichen Meinung jener Tage, Und wenn nnch mancher damals hochgeseiertc Name in der Folge erbleichte, oder von dunkeln Schatten überzogen ward, so muß man bedenken, daß in bewegten Zeiten Keiner sich ausschließlich selbst angehört, das; er von der Umgebung und von der Atmosphäre, in der er sich bewegt, gehoben und getragen wird, und daß in solchen Lagen und Verhältnissen der Spruch des Dichters sich bewährt: Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken, Unsere Darstellung wird beweisen, daß wir allenthalben nach dem Grundsätze zu handeln suchten: Niemand zu lieb und Niemand zu leid".

Diese Bemerkung hat auch sür die nachfolgenden Abschnitte ihre Giltigtcil. Stets hat der Verfasser gesucht, wie ein gewissenhnsler Steuermann über die stürm bewegten Fluthcn zu segeln, den Blick unucrrückt auf die leuchtenden Sterne, auf die idealen Güter der Menfchhcit gerichtet.

Und fo fchlichcn wir denn niit den Worten, womit wir vor zwei Jahren die Geschichte des 19. Jahrhunderts angekündigt und die wir bei der Ausarbeitung stets im Auge behalten haben: Es liegt in der Natur des Menschen, die Vergangenheit in einem verklärten Lichte zu schauen, über die eigenen Erlebnisse ein trübes Urtheil zu fällen. Von dieser pessimistischen Nusfaffung des Lebens und der Weltgefchichtc ist der Verfasser von jeher frei gewesen. Schon vor Jahren hat er bei einer andern Gelegenheit sich geäußert: er habe den Glauben an den Fortschritt der Mcnfchheil zum Besseren und Edleren stets in der Brust geborgen und nicht muthlos das Haupt gesenkt, wenn da oder dort die Früchte nicht der Aussaat entsprachen; aus der Geschichte selbst habe er gelernt, daß das Echte und Wahre nie ganz verloren gehe, daß es oft nach jahrelangen Trübungen nnd Verlennungen wieder zur Geltung und zum Siege komme. „Diesen Glauben habe ich niemals verloren; er hat mich in meinem historischen Urtheil geleitet und mich ferngehalten von der morosen Wcltanfchauung, die man dem Alter fo häufig zum Vorwurf gemacht. Ich habe Lob nnd Tadel nicht nach persönlichen Neigungen oder Antipathien verthcilt, sondern stets einen höheren, historischen oder philosophischen Standpunkt zu gewinnen gesucht". Mit hoher Freude dcnf man den letzten Band des großen, unentwegt durch Jahrzehnte geführten, mit gleicher Lust und Liebe begonnenen wie zu Ende gebrachten Gcschichlswerls begrüßen. Es ist ein in unsrer raschlebigen, zu oberflächlicher Behandlung neigenden Zeit gewiß seltenes und deshalb um so beachte»«?-wcrlhcres Beispiel und Zcugniß deffcn, was die stetig und unuerriickt auf ein Ziel gerichtete

Kraft auch des Einzelnen zu schaffen vermag. Möge es dem deutschen Volte dauernd das bleiben, was es werden sollte und was es zum Thril schon geworden ist: ein zuverlässiger Führer auf den verschlungenen Pfaden der Geschicke und der Entwickclung der Menschheit und ein unparteiischer Freund in der Ncurtfteilung unseres Voltes, seines Werdens und seines Ringens um die höchsten Güter".

Ornft Schulze, Skizzen hellenischer Dichtkunst. 8. VIII und 132 2. Gotha 1881. F. N. Perthes. °K 2.4<».

Es ist in diesen Skizzen der Versuch gemacht, die wichtigsten Gattungen hellenischer Poesie in historischer Reihenfolge einem Kreise Gebildeter vorzuführen, die nicht in der Lage sind, selbst aus der Quelle zu schöpfen. Der Herausgeber behandelt das Homerische Zeitalter und die Homerischen Gedichte, das !.'cbcn und Dichten des Nrchi lochus, Alkaios und Solon, die Entwickclung der Tragödie und den Aias des Sophokles, die Komödien des Aristophanes und das Epigramm. Die Darstellung ilt überall illustrirt durch mitgctheilte Proben, welche nach den besten llebcrsepungcn ausgewählt sind und, wo dieselben nicht ausreichten, wie z. N. in dem besonders gelungenen Abschnitt über das griechische Epigramm, vom Autor selbst gemacht worden! Die Aussähe führen m cincr liebenswürdigen, durchaus nicht trockenen Weise in die Schönheiten und in den unerschöpflichen Rcichlhum griechischer Poesie und Weltanschauung ein. Die „Skizzen" sind ansprechend ausgestattet.

»!xn«»«!>!i, I>l, 'l. L. UouKrno 5w»»«!»ll!D uni!
8w,!t»!oKio Nlr NodiKwts", XuMinxen 188»,
in Nrnt^rnwnd Klingen !88l, >V. Xödlm.
2!»»», Ilien»!-,!, Ul>>tw!>w, Hltondui^ 1881,
I»»t, l)Hu«lH, Ueuwclw Icuuo, Ii«toii«c!w Dr-
eKKIun?, ^! Lünäo, »tnUzl»-«, !881, Iticntei ^
I>inliss 188N. I'iun««,, K <>>.
ü—« ^Vl»,!, 1"<«t u,n! I^ip/^ 1881, ,V,I>l>lt'
N<!»»Ml>»«»!«r, 15, ^. Qor ^V»!^. 3. Hulw»,» von
Xo. 8<l«. L<'l!i,! 1880. Uiotswn tluimoi.
V!,»!,«!', ?lieH. I'non,!, H!t«s unÄ X«uez, I,Nett,
«wttMl I»«»I, ^äo!s Lonü ji 0«.
von ^uliuü öoüol, III. .!»l>l>s»i>z. 2oN 2,
U»ill!>,irss l88Nstl .1, ?. Ilicnwi.
N7/VV, Knnol. XV. lioni!. «, U«N. Neiliu 188«.
!»»«>'!>, I!»nz von, Msizwr Xni°ll«u. üwwlizcno
Nsienlüwllt U»,i?i3, « Liln^o, ^nitt^nit 18»!,

Redigiii unier »««nliüllitlichtel! des tzeiausglbtlz.
vilick und Verlag v»n 5. 2chottlaender in A«5lau.